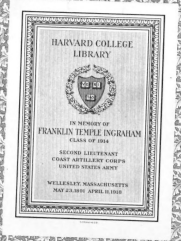
Die Frau

Digitized by Google

Osc
4820
.2054



Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit

Herausgegeben

von

Helene Lange

Vierzehnter Jahrgang. 1906—1907

Berlin

Verlag: W. Moeser Buchhandlung

Hofbuchh. Sr. Maj. des Kaisers und Königs.

1907.

Digitized by Google

A
S.C. 4800.205(14)

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
JUN 23 1960

Digitized by Google

Inhalt des vierzehnten Jahrganges.

Abhandlungen, Biographien und Charakteristiken.

Seite

Altmann-Gottheiner, Dr. Elisabeth. Die Ursachen der ungleichen Entlohnung von Männer- und Frauenarbeit 393

„ „ „ „ Die politischen Parteiprogramme in Deutschland und ihre Stellung zur Frauenfrage . . . 641

Bäumer, Gertrud. Eine neue Arbeiterbiographie 31

„ „ Zwei Jahrzehnte aus der Geschichte der modernen Frauenbildung 109

„ „ Neudeutsche Wirtschaftspolitik und Frauenfrage 166

„ „ Dichtung und Maschinenzeitalter 267. 358

„ „ Die erste deutsche Konferenz zur Förderung der Arbeiterinteressen 385

„ „ Die neue Ethik vor hundert Jahren 449

„ „ Der Allgemeine deutsche Lehrerinnenverein in Mainz 611

Briefe einer deutschen Naturforscherin aus Brasilien 38. 94. 158

Brons, B. Die Niederländische Gesellschaft für Volkswohl. (Maatschappij tot nut van't Algemeen) 493

Conrad, Dr. phil. Else. Die Schulstadt 582

Dohm, Hedwig. „Frauen, die den Ruf vernommen" 74

Dokumente zur Schätzung der deutschen Frau im 20. Jahrhundert 523

Duensing, Dr. jur. Frieda. Zwei Verhandlungen über das preußische Fürsorgeerziehungswesen 212

Foerster, Dr. Fr. W. Bemerkungen zu Ellen Keys „Lebensglauben" 65

Freudenberg, Ika. Was heißt eine Persönlichkeit werden? Ansprache in der Jugendgruppe des Vereins für Fraueninteressen in München . . . 13

Friedemann, Hermann. Walter Calé 723

Gallwitz, S. D. Zum Kampf der Künstlerinnen 173

Geiger, Ludwig. Diesterweg und Frau Johanna Goldschmidt. Zur Frauenbewegung vor einem halben Jahrhundert 199

Digitized by Google

Seite

Goldmann, Dr. Ernst. Die Schlüsselgewalt der Ehefrau 285
Herbert Spencer über das Recht der Frau 681
Herrmann, Dr. phil. Helene. Lenaus Briefe an Sophie von Löwenthal 480
Heyl, Hedwig. Selbstbeköstigung der Lehrerin 224
Jaffé-Richthofen, Dr. Elisabeth. Das Wahlrecht der Arbeiterinnen zu den Gewerbegerichten 577
Klemperer, Victor. Eine poetische Erziehungslehre. (Zu Adolf Wilbrandts siebzigstem Geburtstag am 24. August 1907) 653
Lacour, Leopold. Olympe de Gouges. Übersetzt von Louise Leser 541
Lange, Helene. Zur Nürnberger Bundestagung 106
„ „ Praktische Politik 193
„ „ Zur Jahresfeier der Januarkonferenzen im Preußischen Kultusministerium 304
„ „ Vom Individualismus in der Erziehung 321
„ „ Die parlamentarische Niederlage des Frauenstimmrechts in England . 420
„ „ Die sogenannte „Frauenschule" 705
Ludwig, H. Ehescheidung 1
„ „ Der Prozeß Riehl 257
Pappritz, Anna. Die Halbtagsschicht für verheiratete Frauen 238
Planck, Mathilde. Alkoholismus und persönliche Freiheit 233
Plehn, Anna L. Die Berufsphotographin 46
„ „ „ Die Malerinnenvereinigung im Berliner Künstlerhause 282
„ „ „ Die Kunstausstellung im Lyzeumklub 355
„ „ „ Die Grazie der deutschen Frau 399
Poppenberg, Felix. Marie Ebners Jugendarchiv 649
Radczwill, Minna. Über die Grazie des deutschen Kindes 623
Raich, Dr. phil. Maria. Die Stellung der deutschen Philosophie der Gegenwart zur Frauenfrage 366. 396. 424. 485. 561
Raffow, Maria. Camilla Collets Roman und ihr Einfluß auf Ibsen und Ellen Key 135
„ „ Gedanken der Königin Christine von Schweden 661
Salomon, Alice. Drei Klassen von Lohnarbeiterinnen in Industrie und Handel der Stadt Karlsruhe 76
„ „ Das Problem der Witwen- und Waisenversorgung 330
„ „ Nachklänge zur Heimarbeitsausstellung 625
Schapire, Anna. Edith Nebelong 587
Simon, Helene. Die Frauen in der Gewerbeaufsicht 129
„ „ Schulspeisung 410
Strinz, Martha. Gasthausreform: eine Frauenarbeit 752
Thiesing, Dr. Die Reform der Strafgesetzgebung. Ein Überblick 615

Digitized by Google

Seite

Tiburtius, Dr. med. Franziska. Aus den Jugendtagen des Frauenstudiums. Persönliche Erinnerungen 513

„ „ „ „ Das neue dänische Gesetz zur Bekämpfung der Unsittlichkeit 592

Trenge, Margarete. Katharina II. von Rußland nach ihren Memoiren 741

Vogel, Frieda Erdmute. Karin Michaelis 735

Vorgängen in der badischen Fabrikinspektion, Zu den 432

Waescher, Johanna. Warum müssen die Frauen Einfluß auf die Krankenkassen gewinnen? 462

„ „ Die staatliche Pensionsversicherung der Privatbeamten 713

Romane, Novellen und Skizzen.

Franke, Ilse. Der Feigling 606

Pontoppidan, Henrik. Bürgermeister Hoeck und Frau. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann 19. 84. 149

Rex, Ina. Herta. Aus dem Tagebuche einer alten Küstenbewohnerin . . . 469. 530

Rist, P. Fr. Aus den Papieren einer dänischen Offizierswitwe. (Aus dem Jahre 1800.) Autorisierte Übersetzung von Mathilde Mann . 276

Siewert, Elisabeth. Der letzte Gast 227

„ „ Kuba und Bawschon 673. 725

Tyrol, Marie. Opfernde Liebe 343. 403

Gedichte ꝛc.

Ebhardt, Melanie. Schweres Schweigen 275

„ „ Bange Nacht. — Wehes Erinnern 560

Herrmann, Helene. Wetterleuchten 672

Lewald, Emmi (Emil Roland). Villa Adriana. — Venedig. — Torcello 36

„ „ „ „ Via delle sette Chiese. — Mantua. — Ignoto . . 499

Salzmann, G. Abendstimmung 73

Stiehl, E. Gedanken aus der Tagesarbeit 434

Von Frauen und über Frauen 113. 724

Erwerbstätigkeit.

Hausbeamtin, Der Beruf der. Von Johanna Waescher 690

Frauenschule, Die erste wirtschaftliche 243

Hebammen? Gebildete 50

Krankenpflege, Häusliche. Ein neuer Frauenberuf 243

Digitized by Google

Zur Frauenbewegung.

Seite 53. 114. 178. 246. 306. 372. 437. 501. 565. 630. 694. 761.

Versammlungen und Vereine.

Seite 55. 116. 182. 245. 312. 376. 441. 505. 567. 633. 697. 760.

Bücherschau.

Seite 58. 119. 183. 250. 313. 378. 442. 506. 568. 635. 697. 764.

Anzeigen.

Seite 62—64. 126—128. 189—192. 252—256. 317—320. 380—384. 445—448. 509—512. 573—576. 637—640. 700—704. 766—768.

Kleine Mitteilungen.

62. 252. 316. 380. 445. 509. 573. 701. 766.

W. Moeser Buchdruckerei, Hofbuchdr. Sr. Maj. des Kaisers und Königs, Berlin S.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

14. Jahrg. Heft 1 Oktober 1906

DIE FRAU

Herausgegeben von Professor Ellen Key.

Verlag: B. Moeller Hofbuchhandlung. Berlin W.

Ehescheidung.

Von

H. Ludwig.

Nachdruck verboten.

Goethe war ein Gegner der Ehe, den Triumvirn der Ehe genau- und vorsorgevermandt. Sein Leben war ein hohes Lied der Liebe; aber eine Note fehlte diesem Liede, die tiefe, starke Note der Treue. Wohl schonte Goethe nach Kräften, wo er konnte, ob er nichts von ihr vernahme, daß sein hehres Lied himmelwärts stieg; er empfand ihre Schönheit, ihre Liebe, ihren Ewigkeitswert, aber sie selber entzog sich ihm, und war ihr Schönheit blieb, die Schönheit nach einem sie ihm unerreichbaren höchsten Gut. Das Problem der Treue, als einen Problemd des Lebens, sieht sich von ihm nicht sehen. Treue war sein Jugendstern seiner Liebe, die kam und ging, die ihn allemal mächtig packte und zitterlig, in schwere Kämpfe warf, und doch nie die Einzig-Eine war, die nie erlagt. Sie wäre auch ohne Kampf bezwungen gegangen, überwunden von einer neuen Liebe, einem neuen Triebe, einem neuen Anreiz, an der eigenen Vergänglichkeit zugrunde gehend, die ein Teil ihres Wesens war.

Im so bemerkenswerter ist es, mit welcher Entschiedenheit Goethe in den Wahlverwandtschaften für die Unlöslichkeit der Ehe eintritt. Durch Mittler klärt er und über die Tendenz seines Romans auf, die zugleich Goethes tief gewordene Anschauung über die Ehe widerspiegelt. Merker sagt: „Die Ehe ist der Grund aller sittlichen Gesellschaft, der Anfang und der Gipfel aller Kultur. Unauflöslich muß sie sein, sich zu trennen gibt es gar keinen sittlichen Grund."

Die Ehe bindet die Liebe; sie vertritt das Prinzip der Treue. Die Treue selbst vermag sie auch sich heraus der Liebe nicht zu geben; aber sie stellt sie wie alle eine sittliche Forderung, deren Erfüllung die Liebe zur Ehe adelt. Wie aber, wenn die Liebe entflohen ist und mit ihr die Treue?

Dann vertritt die Ehe, sofern sie als unter allen Umständen unauflöslich gilt, das Prinzip äußerer Treue, eines Zusammenhaltens der Ehegatten aus Pflichtgefühl, eines Miteinanderlebens aus Achtung vor dem Sittengesetz, des Sich-Beugens vor einem kategorischen Imperativ.

Ein kategorischer Imperativ! Er muß absolut sein, ein völlig unbedingtes Etwas, das sich nicht einschränken läßt, ein Gipfel, der aus der Ebene aufsteigt, nichts abgebend von seinem stolzen Bau an sanfte, abschwächende Gliederungen, Hügelgelände und weite Hochflächen, auf denen sich mühelos wandern und behaglich ruhen läßt, die mit seinem Namen sich schmücken und doch von keinem Hauch seiner stählenden, stärkenden, reinen Höhenluft berührt werden. Ein kategorischer Imperativ ist ein aus der Wahrheit geborenes, ein höchstes Sittengesetz, das keinen inneren Widerspruch duldet; er ist die Wahrheit selbst.

Stellt die Ehe die ethische Forderung der Treue als ihres kategorischen Imperativs, so ist sie zerstört, ein in dem Sinne ihres eigensten Wesens Nicht-Existierendes, sobald diese Forderung nicht erfüllt wird. Sie selber kann daher das Prinzip der Unlösbarkeit nicht in sich bergen, und Goethe, der das von ihr behauptet, verwickelt sich in Widerspruch mit der Realität und im letzten Grunde mit sich selbst. Wo das Prinzip der Unlösbarkeit wie ein kategorischer Imperativ aus der Ehe herauszuwachsen scheint, da ist es ein Pfropfreis, das anderen organischen Gebilden entstammt, die an ihrem Sein und an ihrem Schein ein vitales Interesse haben.

Das katholische Kirchenregiment hält an ihrer Unlösbarkeit fest. Die Ehe ist eine gottgeordnete Einrichtung, ein Sakrament — und was Gott zusammengefügt hat, das darf der Mensch nicht trennen. Die Ehe ist gewissermaßen heilig gesprochen, nicht ihrer Idee nach allein, sie soll ein Heiliges sein, sondern jeder einzelne konkrete Fall wird in die Sphäre göttlicher Anordnung und Bestimmung gerückt und so zu etwas Unverletzlichem gestempelt.

Auch der Staat zeigt ein höheres Interesse an dem Bestehenbleiben der Ehe als an ihrem geistigen und sittlichen Inhalt. Die durch die Ehe gebildete Familie ist sein Fundament und dieses Fundament zu schützen seine Pflicht. Den Schutz nun sucht der Staat, wenngleich er, weniger lebensfremd als die katholische Kirche, Ehescheidung zuläßt, doch in möglichster Beschränkung und Erschwerung derselben. Er ist mehr um die Quantität der Bausteine besorgt, die sein Fundament bilden, als um ihre Qualität. Das Bürgerliche Gesetzbuch geht in seinen Motiven davon aus, „daß im Eherechte nicht das Prinzip der individuellen Freiheit herrschen darf, sondern daß die Ehe als eine von dem Willen der Ehegatten unabhängige sittliche und rechtliche Ordnung anzusehen ist.“ Hiermit sind jene aus Willensübereinkunft hervorgehenden Ehescheidungen in Wegfall gekommen, die das Preußische Landrecht bei Kinderlosigkeit gestattete, und die tiefgründigste, die unüberwindliche Abneigung, mag sie einseitig oder gegenseitig sein, ist ebensowenig imstande, eine gesetzliche Trennung herbeizuführen.

Das Gesetz kennt nur einen zu Recht bestehenden Grund der Ehescheidung: die Schuld eines Ehegatten. Die einzige Ausnahme, die nach heißen Kämpfen in das Bürgerliche Gesetzbuch aufgenommen wurde, tut der Starrheit des Prinzips wenig Abbruch; sie läßt Geisteskrankheit des einen Ehegatten als Scheidungsgrund zu, freilich nur dann, wenn die Krankheit während der Ehe mindestens drei Jahre gedauert und einen solchen Grad erreicht hat, daß die geistige Gemeinschaft zwischen den Ehegatten aufgehoben, auch jede Aussicht auf Wiederherstellung dieser Gemeinschaft ausgeschlossen ist.

Die Ehescheidung baut sich also auf der Schuld auf, auf ihr allein. Schuld und Strafe sind in unserer Gesetzgebung aber unzertrennliche Gefährten, und so trifft auch bei der Ehescheidung den „Schuldigen" eine Art Strafe, er erleidet vermögens- und familienrechtliche Nachteile.

Die Schuld, die zur Ehescheidung führen kann, wird lediglich als eine Verfehlung gegen die Ehe selbst betrachtet, die wiederum nur die Ehegatten selbst etwas angeht; eine Ehe ist daher nur lösbar, wenn einer der Ehegatten die Scheidung beantragt. Die Schuld, auf die er seinen Antrag stützt, muß nachweisbar sein, und zwar gilt ein Geständnis des „Schuldigen", wenn es sich nicht durch Zeugen oder durch Tatbestände, die unverkennbar Folgen seiner Schuld sind, erhärten läßt, in keiner Weise als Schuldbeweis.

Der Begriff der Schuld ist durch das Bürgerliche Gesetzbuch stark eingeschränkt. Es gibt nur drei „absolute" Scheidungsgründe: Ehebruch, das Trachten nach dem Leben des andern und endlich noch die böswillige Verlassung.

Die relativen Scheidungsgründe sind in dem § 1568 zusammengefaßt; er lautet: „Ein Ehegatte kann auf Scheidung klagen, wenn der andere Ehegatte durch schwere Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten oder durch ehrloses oder unsittliches Verhalten eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses verschuldet hat, daß dem Ehegatten die Fortsetzung der Ehe nicht zugemutet werden kann. Als schwere Verletzung der Pflicht gilt auch grobe Mißhandlung." Hier wird der Begriff der Schuld abhängig gemacht von dem Grad der Zerrüttung, die die Ehe durch sittliche Verfehlungen des einen Ehegatten erleidet, und selbst die Zerrüttung, auch der höchste Grad der Zerrüttung an sich reicht noch nicht aus, eine die Ehescheidung mit Notwendigkeit zulassende Schuld daraus abzuleiten; alles kommt darauf an, ob eine Fortsetzung der Ehe dem klagenden Ehegatten zugemutet werden kann. Das entscheidende Moment ist also in die Empfindung eines Dritten gelegt, eines Fremden, in das Empfinden des Richters.

Ein Staat, der die Ehescheidung nicht zuläßt, wirkt nicht eheerhaltend, sondern ehezerstörend. Ehen, die Schlauben gleichen, leeren Hülsen ohne nährenden Kern; Ehen, die nur da zu sein scheinen, um gebrochen zu werden; Ehen, die denjenigen, die sie umfangen, weder Anfang noch Gipfel persönlicher Kultur sein können, sondern sie sittlich verkümmern lassen, untergraben den Wert der Ehe als solcher. Wir haben ein Beispiel an Frankreich, das sich sehr spät erst, vor wenig mehr als zwanzig Jahren, entschloß, ein Recht auf Ehescheidung in seine Gesetze aufzunehmen. Man kann wohl sagen, in keinem Lande war und ist die Ehe so auf Ehebruch zugeschnitten, spielt die Ehe, sobald es zu einem Konflikt zwischen Ehe und Liebe, Leidenschaft und Pflicht kommt, eine so klägliche, eine so lächerliche Rolle, ja, es fragt sich, ob es nicht ihr gegenüber schon ein Mißgriff ist, den Begriff der Pflicht mit ihr zu verbinden. Vielsagender noch als die Spötter, als Maupassant, Lavedon, Jean Aicard, Hermans usw. ist Zolas Entschluß, seinen Roman „Fécondité" zu schreiben, ist der Roman in seiner Anlage, seiner Ausführung, seiner lehrhaften Eindringlichkeit, seinem fast leidenschaftlichen Bemühen, zu den Anschauungen hinüberzuziehen, die er vertritt. Ja, der Entschluß Zolas und seine Tat als solche ist das Bedeutsamste: er brach eine Lanze für die Ehe, für ihre Heiligkeit und Unverletzlichkeit, mithin für etwas längst dem Fluche der Lächerlichkeit Verfallenes, das mit tausend Witzen und Späßen in die Enge getrieben und mit Narrenkappe und Schlafmütze behängt wurde,

wenngleich es als Fundament des Staates — die Ehe liefert immerhin noch Kinder, „eheliche Kinder" — in all seinen komischen Diskrepanzen bestehen bleiben muß, und diese Donquichotterie konnte auch ihn der Lächerlichkeit preisgeben. Wie furchtbar muß der Tiefstand der Ehe in Frankreich sein, und wie hoch muß Zola den Wert einer echten Ehe eingeschätzt haben, daß er, der Franzose, solch ein Wagnis unternahm!

Selbstverständlich hat die durch Jahrhunderte währende Unauflöslichkeit der Ehe nicht allein zu dieser Entwicklung der Ehe geführt, aber sie hat viel, unendlich viel dazu beigetragen. Es blieb in unzähligen Fällen nichts anderes übrig als das à droite und à gauche, und dieses à droite und à gauche wurde Gewohnheit, Recht, es war um so viel reizvoller als der vorgeschriebene Mittelweg, der dem Alltag, dem Geschäft, der Vernunft diente, auf dem der Staub sich sammelte und die Langeweile ruhte. Ein starres Prinzip ist der schlimmste Dieb, der gewissenloseste Betrüger. Die große Lüge der Potemkinschen Dörfer, hinter deren gemaltem Glanz furchtbarstes Elend sich barg, wird in Permanenz erklärt. Die Ehe selbst mag längst bankrott gemacht haben, die Kulisse bleibt, gestützt von dem Prinzip, das Staat und Kirche vertreten. So trägt das starre Prinzip Zerstörung in ein Gebilde, das es zu schützen wähnt. Es schützt eine Form und kümmert sich nicht um den Inhalt. Und doch kann eine Form mit gleichgültigem Inhalt nie Fundament einer Institution sein, die wie der Staat Träger der Macht sein soll, die Verkörperung eines Gesamtwillens in all seinen Äußerungen, auch in der Kristallisation ethischer Grundsätze, in seinem Rechte.

Wird der Ehe, als der einzigen legalen Form der Lebensgemeinschaft zwischen Mann und Weib jede Möglichkeit der Auflösung genommen, so ist sie gerichtet, sie ist im höchsten Sinne zweckwidrig von Anbeginn an, ihr Niveau muß sinken, sie muß entarten.

Das Ehescheidungsrecht muß regulierend einwirken, ihm muß die Kraft innewohnen, das Faule, Morsche, alles, was auf tönernen Füßen steht und durch seinen Einsturz die Nachbarschaft gefährden würde, das Leere, das Erdrückende, das Kraft und Entwicklung Niederhaltende, das Unwahre und neue Unwahrheit Zeugende auszuscheiden, auf ein möglichst geringes Maß zurückzuführen, damit das sogenannte Fundament in der Tat ein Fundament werde.

Entspricht nun unser Ehescheidungsgesetz den Ansprüchen, die um der Ehe willen an ein solches Gesetz zu stellen sind?

Unsere Ehescheidungsgesetze sind der Ausdruck ungeheurer Genügsamkeit der Ehe gegenüber; sie zeigen so großen Respekt vor der Form, daß sie mit jedem Füllsel vorlieb nehmen. Wäre dem nicht so, sie hätten die obligatorische Ehescheidung in sich aufnehmen müssen.

Es gibt Ehen, die in ihrer Wüstheit und in den Folgen ihrer Wüstheit geradezu gemeingefährlich sind; es gibt Ehen, die zum Verbrechen erziehen, die diese Tendenz offensichtlich zur Schau tragen. Gericht und Krankenhaus werden zu Mitwissern des unseligen Zustandes, vor dem der Abgrund sich auftut. Der Riegel, der die Pforte der Ehe verschließt, wird nicht zurückgeschoben, weil niemand von innen pocht. Der Staat, der allein das Recht hat, die Pforte zu öffnen, zieht ihn aus eigner Initiative nicht zurück, mag unter seinem Schutz geschehen, was da will; das Mordbeil darf geschliffen, eine Wahnsinnstat behutsam vorbereitet werden.

Wie segensreich würde bei so schlimmen ehelichen Verhältnissen die obligatorische Trennung von Tisch und Bett wirken, den kleinen Rest sittlicher Kraft erhaltend, der

in dem einzelnen steckt, der sittlichen Verseuchung, die von solcher Ehe ausgeht, ein Ziel setzend, und das Äußerste hindernd, das die Ehe und die Menschen in ihr tausendmal furchtbarer zerbricht, als eine Lösung es zu tun vermöchte.

Hier geht der Staat, wenn auch nach der andern Seite hin, von seinem Prinzip ab, daß die Ehe über das Interesse, das Belieben der Beteiligten hinausgehoben werden soll in die Sphäre seines Interesses, eines Interesses der Allgemeinheit. Er sowohl wie die Allgemeinheit erfahren durch solche Ehen die schlimmste Schädigung. Aber der Staat hat sich seines Willens begeben; der Einzelwille triumphiert. Dieser Einzelwille ist oft der gebrochene, zertretene Wille, richtiger der Nichtwille, das Unvermögen dessen, der sich zu selbständigem Entschluß nicht mehr aufzuraffen vermag, oder der boshafte, grausame Wille dessen, dem die Ehe Raum gibt, seinen menschenquälerischen, despotischen Neigungen zu genügen. Der Staat verzichtet auf jeden Eingriff auch in die unheilvollen, unseligen, weite Gebiete verseuchenden Ehen. Die Ehe steht jenseits jeder Angreifbarkeit durch einen Dritten als ein absolut Zweckvolles, das durch sein Dasein allein schon seinen Zweck erfüllt.

Der den monströsesten Ehen gegenüber völlig passive Staat tritt aber sofort in Aktivität, sobald jemand von innen her an die Pforte klopft, die der Staat von außen verriegelt hat. Er hütet den Riegel ängstlich, und für den Klopfenden kommt nun alles darauf an, seinem Ehegefährten eine Schuld nachzuweisen oder aber sich selbst eine nachweisen zu lassen. Nun aber beginnen für ihn die Schwierigkeiten. Eingeständnisse des Schuldigen nützen nichts, sie könnten unwahre Vorwände sein, auf Abmachungen beruhend, die die Ehegatten miteinander getroffen haben, um das Ziel, die Freiheit, zu erreichen.

So sind selbst bei der absoluten Schuld des Ehebruchs und des Trachtens nach dem Leben des andern Gatten der Ehescheidung noch Hindernisse in den Weg gelegt, die bei komplizierten Verhältnissen und bei bösem Willen des einen Teils schwer zu überwinden sind.

* * *

Bedenklicher aber steht es da, wo es zu groben Verfehlungen nicht gekommen ist, Mann und Frau aber aus tiefer liegenden Ursachen sich zu trennen wünschen. Es gibt Konflikte, ernste, oft könnte man sagen heilige Konflikte, die in dem Rahmen der Ehe nicht gelöst werden können, die durch das Zusammenbleiben nur verschärft werden müssen; sie rütteln an der Ehe, sie vernichten ihren Inhalt, sie machen sie zu einer Unwahrhaftigkeit, die in jedem Augenblick wie eine Krankheit quält, entmutigt; sie bedingen Reibungen, die erniedrigend wirken und die Selbstachtung zu zerstören drohen — — es gibt keinen Ausweg, eine Schuld allein kann Erlösung bringen.

Und man kann schuldig werden in dem Sinne des Gesetzes, ohne sich in den eignen Augen, in den Augen des Gatten etwas zu vergeben, ohne eine Gewissensschuld auf sich zu laden. Man kann schuldig werden durch die „böswillige Verlassung"!

Die „böswillige Verlassung" vertritt das einst gültige Motiv der gegenseitigen Abneigung. Wie in ein Sammelbecken ist sie bereit, alles in sich aufzunehmen, was irgendwie auf Ehescheidung hindrängt. Oft ist sie das, was ihr Name besagt, „böswillig"; oft ist sie der Rotanker, an den ein unverschuldet Schiffbrüchiger sich klammert, um von einem „Schuldigen" loszukommen, dessen Schuld aufzudecken und nachzuweisen eine zu bittere, entwürdigende Aufgabe sein würde; oft ist sie der Ausweg, den beide Gatten in objektiver Erwägung der Sachlage als den gangbarsten gewählt haben,

kurz und gut, sie ist das Ventil für alles, was die verriegelte Pforte nicht zu öffnen vermag.

Die „böswillige Verlassung" verlangt ein Opfer, denn sie ist Schuld, sie stempelt einen zum Schuldigen. Unsere Verhältnisse bringen es mit sich, daß in weitaus den meisten Fällen die Frau dieses Opfer auf sich nimmt. Werden Ehen auf diese Weise in Freundschaft gelöst, aus Achtung vor der Ehe, aus Achtung vor der eigenen Individualität und der Individualität des andern, die eine gottgewollte ist, die vor der Ehe war und nach der Ehe sein wird, so werden auch jene vermögensrechtlichen und familienrechtlichen Nachteile fortfallen, die der Schuldige nach dem Gesetz zu erleiden hat. Wie die Ehegatten sich über die Ehescheidung einigten, so werden sie sich auch über die Kinder und die pekuniäre Frage einigen. Das Gericht mischt sich nach beendetem Scheidungsprozeß in diese Angelegenheiten nur, wenn es zur Entscheidung angerufen wird. Dem Manne steht das Recht zu, die Kinder seiner für schuldig erklärten Frau zu überlassen; es gibt Fälle genug, in denen die Frau nur unter dieser Bedingung ihren Mann böswillig verläßt, und der Mann dieser Bedingung gern, in der Überzeugung, das Richtige zu tun, entspricht.

So verschieden nun auch die Gründe sein mögen, die zu böswilliger Verlassung führen, der Prozeß, der sich an sie knüpft, hat einen großen Vorzug, und braucht sich mit „Enthüllungen" nicht zu befassen, wenn es nicht in dem Willen der Ehegatten liegt, wenn sie nicht um das „Schuldig" miteinander streiten; er kann eine schützende Decke über das Eheleben breiten, er braucht keine Sonde an den beiderseitigen Charakter zu legen, das Tun und Denken und Empfinden nicht zu zerfasern. Das Verlassenhaben, die Weigerung der Rückkehr sind an sich absolute Schuld. Die Ehegatten haben es in der Hand, die Gehässigkeiten und Anklagen, die gegenseitigen Vorwürfe, die so viel Schuld wie möglich auf den andern Teil zu wälzen versuchen, um die eigne Schuld zu mildern, völlig auszuschalten. Der Zartfühlendste hat nichts zu befürchten, hat nicht die Qual intimer Geständnisse durchzumachen, die durch den Anwalt dem Richter übermittelt werden, denn der Ehescheidungsprozeß ist ein Anwaltsprozeß, eine reinliche Scheidung ist möglich, die nichts befleckt, nicht einmal das Gewand.

Die böswillige Verlassung bietet daher den Männern und Frauen des festen und reinen Wollens, wenngleich ihr Name wohl daran erinnert, daß sie gesetzlicherseits als Schuld aufgefaßt wird, die beste Gewähr, unversehrt aus der kritischen Übergangszeit hervorzugehen.

Aber was sie einerseits an Vorteilen bietet, nimmt sie auf der andern Seite wieder. Es ist den Gerichten wohl bekannt, welch sichere Handhabe die böswillige Verlassung allen Scheidungslustigen zu bieten scheint, als welch bequemes Mittel sie sich darstellt. Ihrer bedienen sich die Leichtsinnigen, die Unvernünftigen, diejenigen, die von vorübergehenden Stimmungen sich betören lassen, die Menschen des Augenblicks und der aufwallenden Leidenschaften. Sie gleicht einem Meer, das alles in sich aufnimmt, heimliche Verfehlungen, schwere sittliche Verschuldung, Sehnsucht nach Erhebung und Genesung, den tiefsten Lebensernst, die idealste Gesinnung, die frivolste Leichtfertigkeit und kindische Nervosität. Durch sie kann das Gesetz durch das Gesetz in gewissem Sinne umgangen werden.

Darum steht das Gericht den Klagen wegen böswilliger Verlassung besonders skeptisch gegenüber. Das findet seinen Ausdruck darin, daß es die Vorsichtsmaßregeln, die das Bürgerliche Gesetzbuch vorschreibt, so weit es sich tun läßt, zu verschärfen pflegt. Es

gibt Versöhnungsversuche, Besinnungsfristen, es geschieht alles, um Momente herauszufinden, die die absolute Schuld verneinen. Zeit gewonnen, alles gewonnen, ist das Leitmotiv des gerichtlichen Verfahrens. Der beklagte Ehegatte muß zuerst „rechtskräftig" zur Herstellung der häuslichen Gemeinschaft „verurteilt" werden; leistet er dieser Verurteilung binnen Jahresfrist gegen den Willen des andern Ehegatten „in böslicher Absicht" nicht Folge, dann erst kann die eigentliche Ehescheidungsklage eingereicht werden. Es sind also zwei Prozesse erforderlich, und diese Prozesse pflegen sich durch zwei Jahre zu erstrecken. Es wird auf die Wirkung der Zeit, die in der Tat manchen Entschluß gewandelt hat und zur Stifterin faulen, aber auch ehrlichen und echten Friedens geworden ist, zugleich auch auf die abschreckende Wirkung gerechnet, die ein so langer Prozeß mit all seinen quälenden Begleiterscheinungen auf diejenigen ausüben muß, die mit halbem Mut, voll Zaghaftigkeit die Verwirklichung ihrer Befreiungssehnsucht in Erwägung ziehen.

* * *

Dem Ehescheidungsprozeß, der auf der Klage böswilliger Verlassung fußt, an Langwierigkeit fast gleich, aber um vieles peinvoller, ist ein solcher, bei dem es sich um relative Schuld handelt. Hier ist der individuellen Auffassung Tür und Tor geöffnet.

Wo fängt die „schwere" Verletzung ehelicher Pflichten an? Und wenn sie als vorhanden anerkannt wird, hat sie auch eine „tiefe" Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses herbeigeführt? Und wenn schließlich eine „tiefe" Zerrüttung zugegeben werden muß, ist damit schon erwiesen, daß dem klagenden Ehegatten die Fortsetzung der Ehe nicht zugemutet werden kann?

Die Aussagen der Ehegatten gelten nichts, selbst da nicht, wo sie sich in völliger Übereinstimmung miteinander befinden. Es müssen andere Beweise erbracht werden durch Zeugen, durch Briefe. Das ist oft eine Unmöglichkeit. Es gibt Ehegatten, die sich sorglich hüten, die Zerrüttung ihrer Ehe irgend einem Auge zu verraten. Die Liebe zu den Kindern, die Selbstachtung sind starke Stützen, die ihnen die Kraft geben, täglich von neuem die alte böse Last auf sich zu nehmen. Aber eine solche Last wächst, und schließlich kommt die Zeit, wo sie zerdrückt, wo sie zermalmt, wo sie das Ich zu vernichten, aus dem Menschen der Selbstachtung einen Menschen der Selbstverachtung zu machen droht, denn nun, aus Furcht vor dem inneren Sterben, dem dumpfen Vegetieren ist er in Versuchung, die Last weit von sich zu schleudern, sich auf sich selber zu stellen und sich dem à droite und à gauche in alles vergessendem Leichtsinn und völliger Verspottung der bisherigen Gewissenhaftigkeit hinzugeben. Er sieht die Gefahr, er schrickt vor der ewigen Lüge zurück, er strebt nach der Freiheit, die ihn erheben und retten kann. Sie wird ihm nicht gewährt. Er hat zu strenge Selbstzucht geübt; der Schein des Friedens und der Einigkeit spricht gegen ihn, die Ehe gilt nicht als „tief" zerrüttet.

Oft freilich läßt sich die Zerrüttung nicht verbergen. Die Ehe hat aufgehört, Ehe zu sein durch die Abneigung des einen, der sich den ehelichen Pflichten entzieht. Beide Gatten befinden sich in einem Zustande des Mißtrauens und der Reizbarkeit; Furcht vor Annäherung beherrscht den einen, Bitterkeit über die Absage den anderen. Jede Freundlichkeit wird vermieden, sie könnte falsch gedeutet werden, alles wird Verstellung, Zwang, Unnatur, nur die bitteren, heftigen Aussprachen nicht, zu denen eins der tausend Mißverständnisse, die aus einem so unseligen Zustande hervorgehen müssen,

die Veranlassung gibt. Man reibt sich täglich aneinander, bis endlich nur ein Verhältnis zwischen den Ehegatten existiert, das Verhältnis des Stiers und des roten Tuches. Aber man lebt ja „miteinander", keiner hat den anderen „böswillig verlassen", man teilt die Wohnung, man teilt die Mahlzeiten, man wechselt auch wohl bei längerem Getrenntsein ein paar Briefe, man empfängt Gäste, in deren Gegenwart man sich beherrscht, man macht gemeinschaftlich Besuche und beherrscht sich gleichfalls; die Form bleibt nach außen hin gewahrt, die Zerrüttung verbirgt sich für die Welt hinter einer artigen Maske. Der wohlwollende Draußenstehende kann leicht die Maske für echt, für das wahre Gesicht halten. Warum soll die Zerrüttung nicht Maske sein, wie die „böswillige" Verlassung so oft eine gutwillige ist? Der Paragraph 1568 kann nicht zur Anwendung kommen.

Und schließlich, wer als Richter prinzipiell gegen Ehescheidung ist, findet selbst da, wo die Zerrüttung der Ehe, ja ihre tiefe Zerrüttung sich mit Allgewalt jedem aufdrängt, immer noch einen starken Halt in dem Zusatz: „daß dem andern Gatten die Ehe nicht zugemutet werden darf".

Wer kann die geistige und sittliche Kraft einer Persönlichkeit, ihre Sensibilität, ihre Verwundbarkeit, die Art, gewissermaßen die Stellen ihrer Verwundbarkeit richtig einschätzen, es sei denn sie selber? Wie nun, wenn ein Ehegatte sich zugemutet hat, sein Unglück durch Jahre zu tragen, wenn alles beweist, daß er es geduldig und kraftvoll ertragen hat, unerschütterlich in seiner Ehrenhaftigkeit und Pflichttreue, warum soll ihm da nicht um eines höheren Prinzips willen von den Vertretern dieses höchsten Prinzips zugemutet werden, es mit derselben bewundernswerten Geduld und Standhaftigkeit zu tragen bis an sein seliges, sein unseliges Ende?

Ein Gefühl der Unsicherheit muß sich derjenigen bemächtigen, die auf den § 1568 angewiesen sind, um eine Ehescheidung herbeizuführen. Sie haben die Aufgabe, schwer Beweisbares zu beweisen, und dieses schwer Beweisbare, das sich auf die intimsten Angelegenheiten bezieht, muß gewissermaßen wuchtig und scharf umrissen als Tatsache den Richtern dargebracht werden.

Wie bei der böswilligen Verlassung kann hier ein gütlicher, freundschaftlicher Vergleich eine Lösung ohne jeden Stachel herbeiführen, wenn der Zusatz von der „tiefen Zerrüttung" von seiten des Richters tiefer und innerlicher erfaßt wird, als es in den meisten Fällen zu geschehen pflegt, wenn er in dem, was durch sich selbst schon das Wesen der Ehe aufhebt, in der Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten, eine tiefe Zerrüttung erblickt, sobald der eine Teil sich zu dem Schritte der Klage entschließt. Die „Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten", nachweisbar durch Zeugen freilich — Klage und Eingeständnis sind auch hier keine Beweise —, muß eben als Schuld von einem der Ehegatten auf sich genommen werden, wenn vielleicht auch keine „Verletzung", sondern freiwilliges Aufgeben der ehelichen Gemeinschaft von beiden Seiten stattgefunden hat. Auch hier wird aus leicht begreiflichen Gründen die Frau bis auf wenige Ausnahmen diejenige sein, die sich die Schuld zuschreiben läßt, um sich und dem Gatten die Scheidung zu ermöglichen.

Wo aber von einem festen, starken Zusammenhalten der Gatten, von einem einheitlichen Willen nicht die Rede ist, wo die tiefe Zerrüttung stark um sich gefressen hat, wo die Angst vor dem Schuldiggesprochenwerden auf beiden Seiten eine große ist, wo zu ihr die ungeheure Angst tritt, der Richter könnte trotz allem die tiefe Zerrüttung der Ehe, die sittliche Verfehlung des andern nicht erkennen oder anerkennen

und so den Weg zur Freiheit, zur Rettung versperren, da führt die Unsicherheit des alldeutsamen Paragraphen zu den gehässigsten, den schlimmsten, den verlogensten Prozessen.

Das Studium dieser Prozesse lehrt, daß unsere Ehescheidungsgesetze nicht nur unzulänglich sind, sondern daß sie auch die Tendenz haben, was in einer kranken Ehe etwa noch an Lebenskeimen stecken könnte, völlig zu vernichten. Jeder strebt danach, den andern Teil als den allein Schuldigen hinzustellen. Verschweigen und Aussagen steht in der Parteien Belieben; ein Eid wird von den Gatten nicht verlangt, er wird nicht einmal gestattet. Es läßt sich nun mit dem, was man gibt und nicht gibt, durch die Beziehungen, in die man die vereinzelten Tatsachen zueinander stellt, ein Bild entwerfen, das als Ganzes durchaus unwahr ist, so treu „nach der Natur" auch die einzelnen Teile entworfen sind. Bei solchem Schalten und Walten ist nichts leichter, als die Wahrheit zur Unwahrheit und die Unwahrheit zur Wahrheit zu machen.

* * *

Zerrüttung an sich ist kein Scheidungsgrund, es muß eine Schuld ihre Ursache sein, und zwar eine Schuld in gesetzlichem Sinne. Nehmen wir an, diese Schuld bestände in der Verweigerung der ehelichen Gemeinschaft, die als schwere Verletzung der ehelichen Pflichten betrachtet wird, und auf sie gründe sich die Klage der die Scheidung beantragenden Partei.

Diese Verweigerung ist sehr schwer zu beweisen, und dem beklagten Teil, der allemal einen Gegenprozeß anstrengt, um, wenn irgend möglich, nicht als Schuldiger aus dem Prozeß hervorzugehen, steht ein treffliches Mittel zu Gebot, diese Schuld, obwohl er sich ihrer voll bewußt ist, von sich abzuwälzen. Es ist dies ein Mittel, das der Anwalt aus seinem Schatzkästlein feiner juristischer Begriffszerlegungen zu holen pflegt, und besteht in der Erklärung: Die eheliche Gemeinschaft hat nicht bestanden. Das heißt, irgend wie, zu irgend einer Zeit hat das erotische Element, das anfänglich zu der Ehe gehörte, sich verflüchtigt, es ist ausgeschieden — niemandem zuleide. Die Ehegatten sind gleichen Schritts darüber hinweggeschritten, es gibt keinen Verweigernden, wie es keinen Verlangenden gibt, die „eheliche Gemeinschaft hat" eben, seit unbestimmter Zeit, „nicht bestanden". Man befleckt sein zartes Gewissen nicht mit der Behauptung, da sie unter den gegebenen Verhältnissen keine Unwahrheit enthält. So läßt sich der entscheidende Teil des § 1568 völlig ungefährlich machen für den in seinem Sinne Schuldigen, wie er überhaupt viele Keime der Selbstvernichtung in sich trägt.

Das pflegt denen, die, auf ihn bauend, einen Ehescheidungsprozeß begonnen haben, sehr bald zum Bewußtsein zu kommen, Angst bemächtigt sich ihrer, die Richter könnten in der Finsternis ihrer Ehe noch Dämmerlicht, in ihrer Hölle noch ein Fensterchen erblicken, durch das ein Stückchen Himmel schaut, irgendwo in der Todeswüste eine Oase, in der Dürre einen Quell erspähen, und nun beginnt die leidenschaftliche Schwarzmalerei, das Auftragen, das Übertreiben. Wie auf einem Präsentierteller wird die „tiefe Zerrüttung", die völlige Unhaltbarkeit der Ehe den Richtern dargeboten, daß sie ohne Zögern darüber quittieren können, nur sind es eben zwei Präsentierteller, und jeder trägt die überdeutliche Inschrift: Nicht mein ist die Schuld, die Schuld ist sein. Es beginnt ein heißes Ringen, ein erbarmungsloser Kampf.

Natürlich sind es oft recht ungleiche Kämpfer, die einander gegenüberstehen. Der eine hat nur sein Ziel im Auge, den andern zu dem allein Schuldigen, zum mindesten zum Mitschuldigen zu stempeln; er schrickt vor nichts zurück, die unedelste Waffe ist ihm immer noch gut genug, er greift zum Klatsch, zur Verleumdung, ohne Unterlaß bewirft er mit Schmutz; er weiß, etwas davon bleibt hängen. Der andere verläßt den Boden strengster Wahrhaftigkeit nicht, er will seine Selbstachtung nicht verlieren in all dem Wust und Graus, er wägt jedes Wort, damit er nicht zu viel preisgäbe an jene Fremden, die Anwälte und Richter, die sein Eheleben unter die Lupe nehmen; was ihm einst teuer war, er will es immer noch schützen und schirmen, ein unberührtes Heiligtum, soll die lichte Vergangenheit die wilde Brandung, den ekeln Schlamm überdauern. So hält er zurück und beschränkt sich auf das Notwendigste in Anklage und Verteidigung.

Aber was ihm vornehmes Maßhalten erscheint, die stille Abwehr zornvoller Beschuldigungen, das Unbeachtetlassen törichten Klatsches, kann völlig anders gedeutet werden. Das Auge des Richters sieht in diesem Schweigen in der Tat oft genug den Beweis, daß der Geschmähte nicht widerlegen kann, was gegen ihn anprallt, daß er durch sein Tun und Wesen die Verweigerung der ehelichen Gemeinschaft herausforderte, daß sie daher aus den Umständen heraus berechtigt war. Es öffnet sich dem Richter ein Weg, die gesetzlich anerkannte Schuld als aufgehoben zu betrachten; sie ist ja nur relativ, hängt also von dem Gesichtswinkel ab, unter dem man sie betrachtet. Es läßt sich aus den Plaidoyers und Akten ein Erkenntnis konstruieren, das da besagt, dem beklagten Teil könne die eheliche Gemeinschaft nicht zugemutet werden, da der Kläger durch mancherlei Verfehlungen die Liebe und Achtung des beklagten Teils verloren habe. Andererseits seien diese Verfehlungen nicht groß genug, um als Schuld bezeichnet zu werden; es liege daher kein Grund vor, die Ehe zu scheiden.

So bleibt eine Ehe bestehen, die durch gerichtliches Verdikt völlig gespalten ist; der trennende Keil wird vom Gericht noch tiefer hineingetrieben und ihr einverleibt als ein Teil ihrer selbst.

Es heißt also bei diesen Prozessen Selbstzucht üben, das allzustraffe Spannen des Bogens sichert keinen Treffschuß. Wer im Taumel der Angst und des Hasses alles zermalmt und mit Füßen getreten hat, kann immer noch gewärtig sein, daß er verurteilt wird, das Verstümmelte täglich vor Augen zu haben bis zur Erstarrung des eigenen Ich. Umsonst hat er sich erniedrigt, umsonst die Hände in Schmutz getaucht, umsonst Intimstes an den Pranger gestellt, das Nebeneinander soll bleiben, das Nebeneinander, das von nichts anderm zu reden vermag, als von all dieser Schmach und dem furchtbaren Umsonst!

Es gibt Landgerichte, die grundsätzlich keine Ehe lösen, da das Scheiden der Ehe gegen das Interesse des Staates verstößt, es sei denn um der gröbsten, offensichtlichen Verfehlungen willen. Sie „muten eben zu", und wird die „Zumutung" durch ihre eigene Auseinandersetzung zu einer geradezu haarsträubenden, so führen sie die Kinder ins Feld, die sich freilich in dem von ihnen geschilderten Milieu ausnehmen wie Pflanzen, die man verdammt, in dem kümmerlichsten Boden zu welken.

Die Furcht vor dem Schuldiggesprochenwerden hat manchem Prozeß eine Wendung gegeben, die dem Wunsche beider Parteien entgegen war. Viele sind vor sich und vor Gott zu Schuldigen geworden, nur um diese juristische Schuld nicht auf sich nehmen zu müssen. So ist es ein beliebtes Verfahren solcher, die sich in die Enge getrieben

fühlen, sich für psychisch krank zu erklären oder erklären zu lassen, die Ehe hätte ihre Nerven zerrüttet. Aber was sie als Entlastung für sich vorbringen, hoffend, es würde die Schuldwage des andern beschweren, wird nun zum Werkzeug, die Trümmer ihrer traurigen Ehe aneinander zu nageln. Gegen Kranke, psychisch Kranke prozessiert man nicht; die Genesung ist abzuwarten, der Prozeß ist vorläufig zu Ende.

Gegen das Urteil des Landgerichts kann Revision eingelegt werden. Da ist es denn bezeichnend für den ungeheuren Spielraum, den § 1568 der subjektiven Anschauung der Richter gewährt, daß ohne den geringsten Zuwachs an Beweismaterial, ohne neue Zeugenvernehmungen, ohne eine einzige Verschiebung der Tatsachen, auf welche hin das Landgericht sein Urteil gefällt hat, die Ehe oft ohne weiteres vom Oberlandesgericht geschieden wird. Vielleicht hätte ein anderes Landgericht sofort eine Entscheidung in diesem Sinne getroffen.

Der § 1568 ist also in seiner Vieldeutigkeit ein Quell von tausend Ungerechtigkeiten, von Härten einerseits und milder Rücksichtnahme andrerseits. In den Händen eines Merker wird er einer Theorie zuliebe Menschen zu innerm Siechtum, zu einem Leben der Lüge verurteilen, in den Händen tieferblickender Männer wird er Leidende aus unwürdigen Fesseln erlösen, sie der Selbstachtung und einem neuen Leben wiedergeben.

Es ist ein schlimmes Ding, daß er den verschiedensten Herren dienen kann, und es ist ein schlimmeres Ding, daß selbst die Herren von Geist und Herz, die Helfernaturen und Lebensfreunde die Verpflichtung haben, nach einer Schuld auszuspähen, daß sie, um das gesunde Ziel zu erreichen, oft ihrem innersten Fühlen und Erkennen widersprechen und für eine Schuld erklären müssen, was ihrem Empfinden nach sittlich geboten, höchste Pflicht der Wahrheit und gegenseitiger Achtung war, ein kategorischer Imperativ, der von innen nach außen wirkt.

* * *

Ehescheidungsgesetze sollen Läuterungsarbeit an der Ehe ermöglichen, sie sollen ein Instrument bieten, durch welches das sittliche Niveau der Ehe gehoben, sie reiner, tiefer, wahrer gemacht werden kann; sie sollen daher für ein möglichst hohes Ideal der Ehe eintreten, statt für ein möglichst tiefes, das schon in dem äußeren Zusammenhalten der Ehegatten sich verwirklicht sieht.

Unsere Ehescheidungsgesetze verzichten auf diesen ihren höchsten, ihren sittlichen Zweck. Da sie sich unter allen Umständen auf das Schuldprinzip stützen, sind sie die Scheidung der Ehe als angestrebtes Ziel beider Ehegatten vorausgesetzt — Begünstiger der Schuld. Die Schuldigen besiegen gewissermaßen das Gesetz; die nicht schuldig werden wollen, werden vom Gesetz besiegt. Wer die Ehe, sei sie noch so trostlos und leer, nicht in irgend einer Form brechen will, mag von der Ehe zerbrochen werden. Sie sind auf sensationelle Ehetragödien zugeschnitten. Die gewaltigen Tragödien, die aus der Verschiedenheit der Charaktere, der Verschiedenheit der Weltanschauung, die aus einer übermächtigen Leidenschaft herauswachsen und edleren und feineren Naturen die Ehe zu unfruchtbarer Qual werden lassen, vermögen sie nicht zu erfassen.

Das Schuldprinzip hat auch entsittlichend auf die Ehescheidungsprozesse gewirkt, die fast in allen Fällen zu Skandalprozessen ausarten, oft nur durch die Neben-

enthüllungen, durch den Geist, in dem sie geführt werden, ja fast geführt werden müssen. Es muß daher eine Reduktion des Schuldprinzips angestrebt werden, nach welcher es nur da zur Geltung kommen dürfte, wo es eine Schuld im öffentlich-rechtlichen Sinne, im kriminalistischen Sinne erfaßt. Es blieben dann als Schuld: Ehebruch, Trachten nach dem Leben des andern Gatten und — grobe Mißhandlung, die jetzt als zwingender Ehescheidungsgrund nicht angesehen wird, sondern unter all den Verklausulierungen der relativen Schuld, der „Zumutung", der „tiefen Zerrüttung" usw. in dem geräumigen § 1568 ein unscheinbares Plätzchen gefunden hat. Die Beweisaufnahme müßte allemal auf das Allernotwendigste beschränkt werden; es handelt sich ja nicht um einen Strafprozeß, der jedem Vergehen nachzuspüren hat, damit es seine Sühne finde. Bei Ehebruch könnte das Geständnis des Beklagten genügen, ohne daß ein Zeugenapparat in Bewegung gesetzt wird, um all der Einzelheiten habhaft zu werden.

Für die Schuldfälle zwei und drei, Trachten nach dem Leben des andern Ehegatten und grobe Mißhandlung, wäre der zweite der drei Grundsätze auszuscheiden, auf denen das Eherecht sich aufbaut, der nämlich, daß eine Ehe nur auf Antrag des nicht schuldigen Ehegatten lösbar ist. Es wäre gut, wenn hier auf den Antrag von Richtern, Ärzten und anderen durch Amt und Einsicht dazu geeigneten Personen das Gericht die Befugnis hätte, zum Schutze des Schwächeren, des Bedrohten und zugleich zur Verhütung von Verbrechen einzuschreiten, wenn es je nach der Schwere und Gefährlichkeit des Falles auf Trennung von Tisch und Bett oder auf endgültige Lösung der Ehe von Gerichts wegen erkennen dürfte, mit der Verpflichtung, die Durchführung dieser Trennung zu überwachen. Natürlich müßten auch Maßregeln getroffen werden, den gefährdeten Teil vor etwaigen Rachegelüsten zu schützen.

Das dritte Prinzip der Ehescheidungsgesetze, daß der für schuldig Erklärte vermögensrechtliche und familienrechtliche Nachteile erleidet, muß in seinem zweiten Teile da, wo von Schuld in diesem positiven, nahezu kriminalistischen Sinne die Rede ist, natürlich voll zur Anwendung kommen. Daß der Schuldige familienrechtlich zurücktreten muß, mit andern Worten, daß er dem andern Ehegatten die Erziehung der Kinder überlassen muß, ist hier ein Selbstverständliches, das sich schon aus dem Fürsorgeerziehungsgesetz ergeben würde. Die vermögensrechtlichen Bestimmungen haben sich so stark den Verhältnissen anzupassen und sind so völlig von ihnen abhängig, daß ihre Bedeutung eine recht verschiedenartige ist, die oft auf dem Nullpunkt steht.

Die Kautschukparagraphen der böswilligen Verlassung aber und der vielbesprochene § 1568 mit ihrem Schuldprinzip müßten fallen. Sie sind dem Gesetz gegenüber nicht nur ein zweischneidig, sondern ein vielschneidig Schwert, das der Listige benützt, das Gesetz von allen Seiten anzugreifen und schließlich zu durchbohren; für zartfühlende Naturen aber sind sie der harte Fels, an dem ihre Kraft, ihr Glück zerschellt.

Der Paragraph der böswilligen Verlassung konstruiert eine Schuld und schafft dadurch zugleich einen „Nichtschuldigen" nach einem äußeren Maßstab, der Schuld und Unschuld nie zu messen imstande ist. Er möge sich umwandeln in die einfache Bestimmung: Ehegatten, die aus Abneigung gegen die eheliche Gemeinschaft ein Jahr hindurch in gewollter Trennung von Tisch und Bett gelebt haben, steht das Recht auf Ehescheidung zu.

Ein solcher Paragraph würde zugleich den § 1568 umschließen. Dieser ist durch seine Auslegungsmöglichkeiten ein echter Prozeßparagraph, geeignet, in das Elend einer unglücklichen Ehe neue furchtbare Nöte und Aufregung hineinzutragen; er verlangt

Verzicht auf jedes geistige und seelische Schamgefühl, aus seiner Vernichtung allein zieht er seine Nahrung.

Er ließe sich, so weit er etwa in dem eben vorgeschlagenen Paragraphen nicht aufgegangen sein sollte, in einer Bestimmung unterbringen, die inhaltlich folgendermaßen lautet: Eine Ehe, die keine Ehe mehr ist, wird auf Antrag der Ehegatten geschieden, doch hat nach dem ersten Antrag eine einjährige Trennung von Tisch und Bett stattzufinden, und nur ein auf diese Besinnungsfrist folgender zweiter Antrag erwirkt die Scheidung.

Es gibt da, wo das Schuldprinzip fortfällt, nicht mehr Ehescheidungsklagen, Anwaltsprozesse, sondern Anträge, denen nachgekommen werden muß, wenn die eine Bedingung erfüllt worden ist, das Innehalten einer Probezeit, die ausreichen dürfte, die Übereilten und Törichten, die Leichtfertigen und Überempfindlichen zur Besinnung zu bringen. Die Zeugenverhöre, die Untersuchungen, die Klagen und Gegenklagen, sie hätten ein Ende, und mit ihnen verschwände der Aktenwust, der viele geschädigt hat.

Das Gericht hätte nur da tiefer in den Einzelfall einzudringen, wo die Ehegatten betreffs der Kinder und der Unterhaltspflicht zu keiner Verständigung kommen können, denn hier verlangt die Gerechtigkeit und das Wohl der Kinder ein feines und verständnisvolles Abwägen aller Momente.

Was heisst eine Persönlichkeit werden?

Ansprache in der Jugendgruppe des Vereins für Fraueninteressen in München.

Von

Ika Freudenberg.

Nachdruck verboten.

Der Dichter, der mehr als irgend ein anderer durch Schaffung idealer Frauengestalten dazu getan hat, das moderne Persönlichkeitsbewußtsein der Frau zu wecken, hat in seinem Tasso ein schönes Wort gesagt, das zwar nicht grade für die Frauen gemeint ist, das wir aber heute — und darin eben spricht sich der Wandel der Zeiten aus — ruhig auch auf uns beziehen dürfen; das Wort:

> Ein edler Mensch kann einem engen Kreise
> Nicht seine Bildung danken. Vaterland
> Und Welt muß auf ihn wirken.

Goethe schrieb das zu einer Zeit, wo wir Deutsche noch kein eigentliches Vaterland hatten und wo die Welt für den Einzelnen noch nicht entfernt das war, was sie heute ist. Verkehr gab es kaum, Großstädte ebensowenig, jeder haftete an seiner beschränkten Scholle, und nur ganz wenig Zeitungen brachten im Schneckentempo Kunde von dem, was sich draußen zutrug. — Wie anders ist das alles geworden!

Heute vergeht kein Tag, ohne daß Vaterland und Welt schon in Gestalt der Morgenzeitung an jede Türe pochen, und wer beim Lesen nicht darauf achtet, wer sich auf den kleinen, anekdotenhaften und sensationellen Füllstoff beschränkt, den die Blätter

mit sich führen; wer also denkt — bewußt oder unbewußt —: Vaterland und Welt gehn mich nichts an; einen solchen Leser, natürlich aber auch eine solche Leserin, würde heute selbst der Schöpfer der Prinzessin Leonore ganz sicherlich nicht mehr unter die Menschen von edler Bildung zählen.

Ist übrigens doch auch diese Prinzessin Leonore — bei allem Durchdrungensein von dem, was sich für die Frau ziemt, und bei aller zarten Zurückhaltung — eine Frau von weitreichenden geistigen Interessen, eine Schülerin Platos, und nimmt an dem, was die Welt der Renaissance ausmacht, vollen Anteil.

Wir sind die Erben der Vergangenheit, aber auch Kinder der lebendigen Gegenwart. Die Ideale des Frauenlebens sind keine Steinbilder, starr und unbeweglich, sondern es sind lichte Gestalten, die neben der warmen und wechselnden Wirklichkeit einherschreiten, aus ihrem Widerschein Farben und Linien empfangend.

Ganz sicherlich wollen wir das in Ehren halten, was frühere Generationen von Frauen uns an Kultur, an Feinheit und Entwickeltheit des Denkens und Fühlens überliefert haben; aber wir wollen nicht versäumen, diesen unsern vererbten innern Besitz durch Mitdenken und Mitfühlen dessen, was unsere Zeit bewegt, auch fruchtbar zu machen. Der Schatz, den wir übernommen haben und an die Zukunft weitergeben, der soll doch nicht unberührt bleiben von dem, was heute ist, er soll nicht unvermehrt zu denen gelangen, die nach uns kommen. Er muß die Spuren der Zeit an sich tragen, in der wir ihn gehütet haben, sonst sind wir eben müßig gewesen und haben diese Zeit, die uns gegeben war, nicht genützt.

Es ist Ihnen oft gesagt worden, worin dieser Schatz besteht. Seine Kleinode sind: Liebe und Treue, Zartgefühl, Rücksicht und hingebende Fürsorge für die Familie, eine ausdauernde, unermüdliche Kraft — nicht die Kraft freilich, die Schlachten schlägt, aber die Kraft, die täglich, täglich, ein ganzes langes Leben hindurch, auf dem Posten ist, um die oft so stille und unansehnliche, in Wahrheit so vielgestaltige und viel verlangende Arbeit zu leisten, die zur Pflege des persönlichen Lebens der Menschheit erforderlich ist.

Wer möchte etwas aus diesem kostbaren Bestande, der so viel vom Besten unserer Kultur enthält, aufgeben? Aber wer wollte auch leugnen, daß man ihm noch neue Werte hinzufügen kann, ja daß an ihm weitergeschafft werden muß, wenn auch nur das Alte seinen vollen Glanz bewahren soll!

Die ausschließliche Beschränkung auf das Nächste, auf den engen Kreis der persönlich Angehörigen und ihrer Interessen — das was in früheren Zeiten, als es so zu sagen noch kein Allgemeinleben gab, das Natürliche war, das erscheint uns jetzt als eine leichte Trübung, die sich über jene leuchtenden Schätze breitet, ja fast als eine Art Rost, der ihnen mit der Zeit sogar etwas nimmt.

Wer sich früher gesagt hat: Der kleine Kreis meiner Lieben ist meine Welt, der sprach damit aus: Das kleine Stück von der großen Welt, das mir nur gegeben ist, das will ich mit aller Liebe und Kraft durchdringen, das soll innerlich so weit und reich werden, daß es mir die ganze Welt, die ja doch unerreichbar weit dahinten liegt, ersetzt.

Wer heute sagt: ich liebe nur, was zu mir gehört, und ich denke nur an unsere eigenen Angelegenheiten, — der sagt damit etwas ganz anderes, der schiebt mit Gewalt etwas von sich weg, was ihm von allen Seiten nahe kommt und tausend Hände nach ihm ausstreckt. Was früher eine Stärke war, das zeigt sich jetzt als eine Furcht, als

die engherzige Furcht, mit seinem Vorrat an Liebe und Interesse nicht zu reichen, wenn er sich auch ein wenig der ganzen Menschheit zuwendet.

Wenn jemals eine Furcht unbegründet war, so ist es diese. So leicht ist wirkliche Liebe nicht zu Ende. Sie hat bekanntlich die Eigenschaft, die sonst nur im Märchen vorkommt: je mehr man davon wegnimmt, desto mehr ist da. Das Herz einer Mutter wird für die eigenen Kinder nicht weniger übrig haben, wenn sie sich nebenbei, so viel es ihre Zeit erlaubt, darum sorgt, ob fremde Kinder auch eine gute Erziehung haben, ob sich auch ihrer jemand annimmt, wenn sie verwaist und ratlos dastehen. Und die heranwachsende Jugend braucht dem Elternhause nicht entfremdet zu werden, wenn ihr Blick anfängt, verständnisvoll und lernbegierig den bedeutungsvollen Erscheinungen des allgemeinen Menschheitslebens zu folgen.

Im Gegenteil. Wie Unterschiede und Gegensätze unentbehrlich sind, wenn einem etwas zum vollen Bewußtsein kommen soll, wie z. B. der Bauer kein entwickeltes Gefühl für die Natur hat, weil ihm ihr Gegensatz, die Kultur, fremd ist — so gewinnt auch der kleine Lebenskreis, die Familie, zehnfach an wohltuender Bedeutung, an Reiz, an Frische, an kräftebegendem Fürsichsein, wenn die Strömungen des großen Lebenskreises der Menschheit durch sie hindurchgehen und vielfache Zusammenhänge mit dem Ganzen der Welt herstellen.

Und gerade die Frauen, auf denen das ganze Detail des Lebens lastet, denen ihre tägliche Arbeit nicht von selbst dieses Gefühl des Zusammenhanges mit dem großen Ganzen gibt, — wie es z. B. die außerhäuslichen Berufe so viel mehr tun — gerade diese Frauen haben sogar ein tiefinnerliches Bedürfnis nach einem Ausruhen in Vorstellungen, die nicht immer nur dem täglichen Einerlei entnommen sind und wieder ins tägliche Einerlei hineinführen, nach einer Erholung durch solche Dinge, die die Gedanken ein wenig von einem abrücken, daß man von sich selbst loskommt. Wir, die wir unser Geschlecht noch viel besser kennen als alle Dichter miteinander, wir wissen, wie viel herzliche Sehnsucht nach Erquickung durch Neues und Merkwürdiges unter all der Geschäftigkeit verborgen ist und oft gar nicht einmal klar zum Bewußtsein kommt.

In der Jugend — ja, da war wohl etwas in einem, was Arme ausbreitete und die ganze Welt hätte ans Herz drücken mögen, aber das war eben jugendliche Überschwänglichkeit; die läßt man sich von vernünftigen Leuten ausreden und merkt es gar nicht einmal, denn mit 16 oder 18 Jahren ist einem das ganze Leben noch so neu, daß man auch das Gewohnte noch jeden Morgen mit heller Freude begrüßt.

Später kommt dann die Zeit der Mühe und Sorge; die Mutter hat ihre Kinder zu pflegen und großzubringen und ist froh, wenn sie Abends den Kopf aufs Kissen legen kann. Und erst wieder in späteren Jahren, wenn es Mußestunden gibt, dann kommt ein bitteres Gefühl geschlichen, daß man sich doch eigentlich in einem recht engen Kreis bewegt, von recht wenig weiß, an nichts Großem und Bedeutsamem teil hat. Und dann verfallen so viele auf das Aushilfsmittel einer Geselligkeit, deren geistiges Niveau ein sehr bescheidenes ist, von der man womöglich selber unbefriedigt nach Hause kommt, aber die einem doch wenigstens die Wohltat gebracht hat, daß man einmal von anderen Leuten etwas gehört hat. Das brauchen wir nämlich. Wir müssen von andern hören, sie gehen uns etwas an; die andern und wir — wir gehören zusammen. Instinktiv treibt es uns zu ihnen, instinktiv fühlen wir, daß Menschen untereinander eine lebendige Gemeinschaft bilden, daß der verarmt und vertrocknet, der von andern nichts empfängt und ihnen nichts gibt.

Nur ist es natürlich ein trauriger Notbehelf, wenn man müßig zusammensitzt und sich gegenseitig nur immer dieselben kleinlichen Dinge zuträgt. Wenn ich von Misere aller Art beladen bin, so hilft es mir nichts, zu hören, daß andere es auch sind; das heißt, ja, es hilft, insofern es mich zum Schweigen bringt; ich sehe ein, daß ich mich nicht besonders beklagen darf. Die Wunde wird überpflastert, zugebunden — nicht geheilt. Beiden Teilen ist das nicht geworden, was sie brauchen — ein Zustrom frischen, gesunden Blutes von ganz andern Organen her, der alles Kranke, Müde und Verdrossene von innen heraus wegschwemmt. Der Impuls dazu kann einem aber nicht kommen, wenn man immer nur in dem armseligen geistigen Abfall des Lebens herumstöbert — den holen wir uns da, wo wir die Menschheit, den Inbegriff dieser „andern" alle, auf ihrer Höhe sehn, wo sie sich zusammengetan haben zu mächtigen Leistungen in Kunst, Wissenschaft, Politik, wo sie Staaten und Städte gegründet und sinnvoll eingerichtet haben, wo sie sich in einzelnen großen Persönlichkeiten gewissermaßen über sich selbst erheben und für tausendfache Unvollkommenheit entschädigen.

Das ist die Ergänzung, die der einzelne — und wie wir also jetzt sagen: auch *die* einzelne braucht, um ein voll entwickelter Mensch, ein Mensch von „edler Bildung" zu sein — das Wort Bildung nicht als bloßes Wissen und Können gefaßt, sondern als den Ausdruck dafür, daß unser ganzes Wesen dem Leben in freier, schöner Empfänglichkeit zugekehrt sein soll, nirgends eingeschränkt, nirgends zugekrampft, im Kleinen wie im Großen daheim. Wie wenig diese Art Bildung von einer Menge von Einzel-Kenntnissen oder gar von richtiger Gelehrsamkeit abhängt, das sehen wir daran, daß wir schon heute einen ganz einfachen Menschen, meinetwegen eine Bauersfrau von gesundem Menschenverstand, die eben diesen offenen Sinn besitzt, über sich und ihre Alltagsarbeit hinaussieht, sich über das, was im allgemeinen in der Welt geschieht, ihre eigenen Gedanken macht und die dadurch vor Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit auch in den kleinsten Angelegenheiten, vor allem auch vor dem so weitverbreiteten störrischen Widerstand gegen alles Neue bewahrt bleibt — daß wir eine solche Frau schon heute „eine Persönlichkeit", d. h. einen in seiner Art und nach seinen Fähigkeiten voll entfalteten Menschen nennen.

Rein logisch und im engsten Wortsinne ist natürlich schon jeder „eine Persönlichkeit", eine sich abhebende Erscheinung, der überhaupt *etwas* ist, sich durch irgend welche starke Eigenschaften des Geistes oder Charakters bemerklich macht. Aber so naturalistisch fassen wir die Sache nicht. Wenn wir sagen: die Frau soll eine Persönlichkeit werden, so liegt es schon in dieser imperativischen Form, daß wir dabei nicht an das denken, was an Besonderem und Eigenartigem sozusagen wild wächst und von selbst da ist, sondern wir denken an das, was wir aus uns *machen* können.

Aber das Wunderliche ist, daß dieses Arbeiten an uns selbst so zu geschehen hat, daß wir uns von uns selbst weg und anderen Dingen zuwenden. Es klingt paradox, entspricht aber dem wirklichen psychischen Vorgang, wenn wir sagen: um eine Persönlichkeit zu werden, muß die Frau unpersönlicher sein können, als sie seither gewesen ist; sie muß mehr sachliche Interessen haben, mehr in berufsmäßiger oder doch planmäßig einem bestimmten Gegenstande gewidmeter Tätigkeit aufgehen, einer Tätigkeit, die *nicht* unmittelbar mit ihrer Person zusammenhängt. *Das* nämlich macht reich, *das* bringt dem *inneren* Menschen, der eigentlichen Persönlichkeit, etwas zu.

Es wird uns so oft vorgeworfen, das Schlagwort, die Frau will eine Persönlichkeit werden, habe eine sehr bedenkliche Nebenwirkung. Es entfessele einen riesengroßen Egoismus, der nach keiner Pflicht mehr etwas frage, der nur an sich selbst denke, der sich in rücksichtsloser Ungebundenheit „ausleben" wolle und der schließlich in vielen Fällen gar noch dahin komme, alle Zucht und Sitte mit Füßen zu treten.

Wir leugnen gar nicht, daß das vorkommen kann und wird, aber wir erklären: so ist's von uns nicht gemeint. Wer nur an sich selbst denkt, der erscheint uns von vornherein von der Möglichkeit, eine Persönlichkeit in unserem Sinne zu werden, ausgeschlossen. Der höhere geistige Wuchs, den wir der Frau geben möchten, den gewinnt sie dadurch, daß sie einmal aus den kleinen persönlichen Räumen, in denen man immer mit dem Kopf an die Decke stößt, hinausgeführt wird in die weiten und freien Hallen, die die Menschheit sich gebaut hat, in denen von Dingen gesprochen wird, die weitreichende Bedeutung haben, vieler Menschen Leben beeinflussen, aus ferner Vergangenheit in ferne Zukunft reichen, Dinge, über denen der einzelne sich zwar vergißt, die ihm aber dafür das stolze und beseligende Gefühl geben, ein rechter Mensch, ein Mitglied dieser ganzen großen Gemeinschaft zu sein und an ihren Gedanken und Taten teilzuhaben.

Es ist eben ein großer Unterschied zwischen dem Egoismus, der sich alle Dinge immer nur darauf ansieht: was habe ich davon?, der sich selbst grade nie vergißt — und dem ich möchte sagen: normalen Egoismus, der weiter nichts ist als ein Gefühl von gesunder Kraft, die sich betätigen will, von Sehnsucht nach allem Großen und Bedeutungsvollen, was es in der Welt gibt; einer Sehnsucht, die sich hingeben möchte und die doch nichts Passives ist, sondern ein Aktives, eine Bewegung, bei der die Seele erstarkt, eine Berührung mit Dingen, die ein Stück gesammeltes und gehobenes Leben darstellen und die ihrerseits inneres Leben hervorrufen.

Doch wir brauchen uns in unseren Erklärungsversuchen gar nicht so hoch zu versteigen. Halten wir uns an Goethes schönes lebensvolles Wort; es enthält alles, was wir brauchen und wird ohne weiteres verstanden:

Das Vaterland, die Welt müssen auf uns wirken.

Und mit diesem Wirkenlassen wollen wir nicht warten, bis wir alt und grau geworden sind, bis das Leben uns müde gemacht und unsere Empfänglichkeit abgestumpft hat; nicht erst ganz hintennach, wenn alles Persönliche erledigt ist, soll auch das Allgemeine an die Reihe kommen dürfen, sondern die Zeit unserer allerbesten Jugend und Frische wollen wir nützen, unser Herz beidem, dem Vaterlande und der Welt aufzutun; solange das Persönliche in uns noch in der Entfaltung begriffen ist, soll es diesen Eindrücken offen stehen und von ihnen beeinflußt werden. Wohl hat man uns schon in der Schule den Sinn dafür erschlossen, man hat uns das Vaterland lieben gelehrt und hat uns von fernen Ländern und Zeiten vielerlei Kenntnis beigebracht. Aber doch alles nur in einem vorbereitenden Sinne. Das Eigentliche muß erst kommen, das wirkliche Sicheinsfühlen mit seinem Volke und seinen Schicksalen, das wirkliche Verständnis für die historischen Zusammenhänge, für die Art und Weise, wie Kultur entsteht, wie alles das geworden ist, was wir um uns sehen.

Und im Gegensatz dazu, daß man das junge Mädchen in „die Welt" einzuführen verspricht und sie — in den Salon führt, im Gegensatz dazu möchten wir eine Stätte schaffen, an der die weibliche Jugend außer einer heiteren und natürlichen

Geselligkeit in Gestalt einer losen Organisation auch Gelegenheit finden soll, von jenen allgemeinen Fragen, die Vaterland und Volk bewegen, einiges zu hören. Es sollen ihnen Vorträge über Kunst, Literatur und Geschichte, über Vergangenes und Gegenwärtiges gehalten werden, und zwar solche, aus denen lebendige Anregung für heute zu schöpfen ist. Sie sollen auf gute Bücher aufmerksam gemacht werden. Wir wollen uns miteinander aussprechen, Fragen stellen und Antworten geben und in solchen gehaltreichen Stunden den Eindruck gewinnen, daß den Frauen, die heute um die geistige Hebung des weiblichen Geschlechts kämpfen, eine begabte und strebsame Jugend auf dem Fuße folgt.

Unsere Jugendgruppe soll ein ausdrucksvoller Protest dagegen sein, daß heute noch, wenigstens bei uns hier in Bayern, für die Mädchen mit 16 Jahren alles Lernen zu Ende ist, daß dem jungen Geiste gerade dann, wenn er anfängt bewußt um sich zu schauen, Schluß geboten wird, und daß es dann nichts mehr für ihn gibt, als die Arbeit im häuslichen Kreise, die, so notwendig sie ist, und so gewiß sich jedes junge Mädchen darin üben muß, doch nicht ausreicht, einen strebsamen Kopf auszufüllen. Sie kann ihn schon deshalb nicht ausfüllen, weil diese Tätigkeit bei der Jugend doch noch nicht der Ausdruck des eigenen Wesens, der eigenen Lebensgestaltung, der Fürsorge für ein eigenes Haus- und Heimwesen ist. Wir wollen nicht verkennen, daß häusliche Tätigkeit auch sachlich vollkommen so interessant ist, wie jede andere Arbeit auch, daß sie viel zu denken und zu konstruieren gibt, daß sie die Geschicklichkeit anspornt, daß sie ein belebtes Hin und Her von Versuchen und Gelingen mit sich bringt und daß sie aus allen diesen Gründen die Möglichkeit einer reichen Befriedigung wohl enthält — aber ganz kommt diese Möglichkeit doch erst später zur Entfaltung, wenn dieser häuslichen Tätigkeit auch ihr voller Zweck und Inhalt gegeben ist.

Und darum ist in der Jugend noch etwas in uns übrig, etwas in uns — eben das Persönliche — ist noch frei, und hätte reichlich Zeit zur Beschäftigung mit wissenswerten Dingen, und wir verschwenden mit das Kostbarste, was unser Leben überhaupt hat, wenn wir diese geistige Empfänglichkeit der Jugend ungenützt lassen, wenn wir den jungen Mädchen gestatten, sie wohl gar dazu veranlassen, ihre *ganze* freie Zeit der Geselligkeit und den umfangreichen Vorbereitungen für diese Geselligkeit zu widmen. Man sage uns nicht, die Jugend solle Freude haben — der Ernst des Lebens komme noch früh genug. Lernen *macht* Freude — und unsere Jugend leidet viel viel mehr als allgemein gewußt und beachtet wird, darunter, daß es damit so früh aufhört. Und auch der verkennt sie, der sich die Jugend immer nur heiter und übermütig vorstellt. Auch sie hat ihren Ernst, sie hat *noch* den natürlichen Ernst, der ja in den Kinderaugen liegt, die sich so ruhig und geradeaus auf die Dinge richten, bereit, sie aufmerksam und rein sachlich in sich aufzunehmen. Die Jugend *will wissen*, sie will Eindrücke haben, sie macht sich Gedanken und stellt Fragen — die soll man beantworten, man soll sie zu immer neuen Fragen anregen, denn diese lebhafte Denktätigkeit ist geistige Gesundheit und Kraft, und umgibt schützend den zarten Kern des eigentlichen Gefühlslebens, daß er nicht zu früh aufbricht.

Ich bin überzeugt, daß manche junge Seele ganz gut versteht, was wir wollen, — möchte nicht elterliche Strenge oder sonstige Ungunst der Verhältnisse trennend dazwischen treten, daß sie unserem Rufe nicht Folge leisten können. Ich bin überzeugt, daß die Jugend uns ebenso vertraut, wie wir an sie und an die Zukunft unseres Geschlechtes glauben. Was wir ihr bieten, soll dazu dienen, in der heutigen

Zeit, wo die offiziellen Behörden noch ſo viel zu wenig für unſere Bildung tun, wo wir noch von aller bürgerlichen und ſtaatlichen Gemeinſchaft ausgeſchloſſen ſind, heute ſchon die Frauen dahin zu bringen, daß ſie aus eigener Kraft Mitglieder dieſer großen menſchlichen Gemeinſchaft werden, daß ſie in ſich den Sinn dafür entwickeln, den Gemeinſinn, der uns noch ſo ſehr fehlt, — damit, wenn es einmal ſo weit iſt, daß Vaterland und Welt auch die Frau als Bürgerin willkommen heißen, ein Geſchlecht von Frauen herangereift iſt, daß ſich in Vaterland und Welt auch daheim und zugehörig fühlt.

Bürgermeiſter Hoeck und Frau.

Ein Doppelporträt.

Von

Henrik Pontoppidan.

Autoriſierte Überſetzung aus dem Däniſchen von Mathilde Mann.

Nachdruck verboten.

I.

Eine kleine Stadt im Feſtgewand. Flaggen in allen Straßen. Wimpelgeſchmückte Schiffe im Hafen. Eine Ehrenpforte vor einer großen, modernen Villa am Rande der Stadt. Über dem Ganzen ein blendender, klarer Aprilhimmel, zitternd von Licht. Auf dem Erdboden nicht ein Schatten.

Ein Volksaufzug war gerade durch die Hauptſtraße gezogen mit einem Schutzmann und vier Meſſing-Muſikanten an der Spitze, auf dem Wege zur Villa hinaus. Ein paar Hunde ſtanden noch mitten auf dem Fahrwege und bellten hinterdrein. —

Bald darauf wurde ganz leiſe an der Haustürglocke in dem ſtillen Hauſe des Bürgermeiſters in einer der Seitenſtraßen geſchellt. Eine ältere Haushälterin öffnete ein Fenſter ein wenig und guckte heraus. Draußen auf der ſteinernen Treppe ſtand die kleine, breithüftige Apothekerfrau, einen großen Strauß gelber Narziſſen in der Hand.

Die Haushälterin ließ ſie eine Weile warten, ehe ſie öffnete. Mit einem ſtummen Gruß führte ſie ſie in das Eßzimmer, wo die betraute Dienerin in dieſer Zeit täglich Leuten Auskunft erteilte, die kamen, um ſich nach dem Befinden ihrer kranken Herrin zu erkundigen.

„Wie geht es denn, liebe Mamſell Mogenſen?“

„Es iſt jedenfalls nicht beſſer,“ antwortete die Mamſell, wie jemand, der mehr weiß, als er ſagen will. „Frau Bürgermeiſters Schweſter aus Deutſchland iſt heute gekommen.“

„So, iſt das wirklich wahr? Ich hörte ja ſchon bei Sörenſen & Lund, daß eine fremde Dame mit dem Morgenzug gekommen ſei, die ſo ausländiſch ausſähe. Da hab ich mir dann das Meine gedacht. Hat ſie ſich ſehr verändert?“

„Die Frau Majorin?“

„Ja.“

Die Haushälterin zuckte nachſichtig mit den Mundwinkeln.

„Das kann ich doch nicht wiſſen, Frau Bergmann. Zu meiner Zeit iſt die Frau Majorin nicht hier geweſen.“

„Ach nein, nein, — was ich rede. Aber Sie können mir glauben, Mamſell Mogenſen, ſie war ſchön in ihrer Jugend. Wie eine Königin anzuſehen! Und Sie können mir glauben, hier herrſchte Kummer und Herzeleid, als dieſer gräßliche Deutſche mit ihr auf und

davon ging. Die Leute konnten ſich nun übrigens nie einig darüber werden, welche von den beiden Schweſtern die ſchönſte ſei. Ich für mein Teil hab' nun freilich immer auf Ihre Herrin hier gehalten. — Glauben Sie, daß ich heute zu ihr hinein kann?"

„Nein, das glaube ich nicht. Frau Bürgermeiſter hat eine ſchlechte Nacht gehabt. Aber ich kann ja mal fragen."

„Ach ja, tun Sie das, liebe, gute Mamſell Mogenſen, das iſt nett von Ihnen. Vielleicht könnte es Frau Bürgermeiſter auch amüſieren, etwas von dem Feſt zu hören. Ich komme eben gerade von dem Handwerkerzug. Ja, Sie haben wohl die Muſik gehört?"

„Ich hab' genug mit meinen eigenen Angelegenheiten zu tun, Frau Bergmann, wenn man eine Verantwortung hat —"

„Ja, ich verſtehe es ſo gut. Es liegt in dieſer Zeit viel auf Ihren Schultern, Mamſell Mogenſen."

„Man tut ja ſeine Pflicht."

„Aber Sie ſollten nun doch ſehen, daß Sie heute ein wenig hinauskommen und ſich den Staat anſehen. Die Villa ſoll ja heute Abend illuminiert werden, wenn wir gegeſſen haben. Und die Regimentsmuſik aus Randers iſt beſtellt, ſie ſoll ſpielen. Das muß man Jörgen Oveſen laſſen, wenn er etwas tut, ſo tut er es ſo, daß es ſich hören und ſehen laſſen kann."

„Soll ich Frau Bürgermeiſterin die Blumen bringen, die Frau Bergmann da hat?"

„Ja, wollen Sie das? Es tut mir nur ſo leid, daß ſie ſo einfach ſind."

II.

In einem Bett, das von der Wand frei in das große Schlafzimmer hinein ſtand, lag die kranke Frau ausgeſtreckt zwiſchen blauweißen, ſchimmernden Bettüchern mit vielen Spitzeneinſätzen. Ein kleines dunkelrotes ſeidenes Schlummerkiſſen war unter ihren Nacken geſchoben.

An der Seite des Bettes, nach dem Fenſter zu, ſaß die Schweſter in einem Korbſtuhl. An der andern Seite ſtand einer von dieſen niedrigen, mit Flakons und kleinen Kruken bedeckten Toilettentiſchen, über denen eine eigene, myſteriöſe Stimmung ruhen kann, und die mit dem Spiegel und dem Spiegelbehang für die Frauen, wenn ſie lieben, einen Altar der Liebe bilden. Auf Befehl des Arztes war alles überflüſſige Mobiliar aus dem Zimmer entfernt, ſelbſt die Gardinen waren abgenommen, um ſo viel Licht und ſo viel Luft wie nur möglich Zutritt zu verſchaffen. Aber auf dies Heiligtum hatte die Bürgermeiſterin nicht verzichten wollen. Die Vertraulichkeit ihres Spiegels hatte ſie während ihrer langen Krankheit nicht entbehren können, und die vielen gewohnten Kleinigkeiten, die auf dem Tiſche ſtanden, wollte ſie auch zur Hand haben. Sie verdeckten außerdem ſo gut die Medizinflaſchen und Pillenſchachteln, die ſie nicht ſehen mochte.

Auf dem Tiſche ſtanden auch noch einige langſtengelige Roſen in einem Blumenglas. Ferner eine kleine ſilberne Schale mit Pfefferminzpaſtillen und Konfekt, wovon ſie dem Arzt und anderen, die zum Beſuch kamen, anbot. Mitten zwiſchen alle dieſem ſah man endlich ein paar Bilder, darunter die Kabinettphotographie des Bürgermeiſters.

Auch die wollte ſie immer bei ſich haben, und mit naſſen Augen hatte ſie ſie in den vielen, langen Stunden angeſtarrt, die ſie hier einſam gelegen und mit ihrer Todesangſt und ihren Selbſtanklagen gekämpft hatte. Selbſt jetzt, wo die Schweſter bei ihr ſaß, verfiel ſie ein paarmal in Sinnen, den Blick darauf gerichtet, und oft unterbrach ſie ein wenig nervös die Unterhaltung, indem ſie ſagte, daß ſie nun bald ihren Mann erwarten könnten.

Die Majorin von Rauch war eine Dame nahe den Vierzigen, vier Jahre älter als die Bürgermeiſterin. Die beiden Schweſtern waren ein paar ſchöne Frauen geweſen und — jede auf ihre Weiſe — glücklich über ihre Schönheit. Die Majorin, die kinderlos war, nahm ſich noch brillant aus. Sie war ihrem Äußeren nach ganz die preußiſche Offiziersgattin, ſtramm geſchnürt und üppig, ganz verdeutſcht in ihrem Geſchmack. In den feineren und weicheren Zügen der Bürgermeiſterin hatten die Jahre, und namentlich dieſe monatelange, zehrende Krankheit tiefere Spuren hinterlaſſen. Über ihren einſtmals ſo warmen braunen Augen lag jetzt jener Spiegelglanz, der der erſte Vorbote des Todes iſt. Der ſchöne Mund, der die Form eines kleinen Herzens gehabt hatte, umrahmte blutlos ſtramm gezogen die vorſtehenden, weißen Zahn-

reihen. Nur allein dieſe Zähne und das rotbraune Haar hatten den Zerſtörungen der Krankheit noch ſtandgehalten.

Die beiden Damen waren die Töchter eines Zollverwalters, der in den ſechziger Jahren hier in dieſer ſelben kleinen jütiſchen Fjordſtadt, in der die jüngere ſpäter Bürgermeiſtersgattin werden ſollte, ein luſtiges Leben geführt hatte. Das war zur Zeit des Krieges, und ein Jahr nach dem Friedensſchluß hatte ſich die ältere Tochter zum großen Ärgernis der Leute in der Stadt mit einem der feindlichen Offiziere verheiratet, die während der Beſetzung im Hauſe des Vaters in Quartier gelegen hatten.

Zum erſtenmal ſeit achtzehn Jahren beſuchte die Majorin jetzt ihr Vaterland. Die Schweſter und den Schwager hatte ſie während dieſer Zeit nur ein einzigesmal geſehen, nämlich auf ihrer Hochzeitsreiſe vor vierzehn Jahren. Es war damals eine Begegnung in einem der großen Hotels am Como-See zuſtandegebracht, wo Frau von Rauch ſich aufhielt, um eine Luftkur durchzumachen nach einer ernſtlichen Krankheit, über deren Natur ſie ſich übrigens nicht hatte äußern wollen.

Indeſſen hatten die Schweſtern alle dieſe Jahre in ſtetem Briefwechſel geſtanden, und das Wiederſehen an dieſem Morgen war ſtürmiſch bewegt geweſen.

Die Bürgermeiſterin war jedoch ziemlich ſchnell müde und zugleich ein wenig abweſend geworden. Es war faſt, als werde ſie allmählich der Schweſter gegenüber ein wenig ſcheu, eine Folge der vielen Fragen. Oft tat ſie, als überhöre ſie ſie, und jeden Augenblick ſuchte ſie nach einem neuen Stoff für die Unterhaltung. Schließlich war ſie ſtumm geworden, und nun lag ſie mit geſchloſſenen Augen da und ließ die Majorin von ihrem Leben in der Hauptſtadt Deutſchlands erzählen, ohne im Grunde zuzuhören.

Es wurde leiſe an die Tür gepocht. Mamſell Mogenſen kam mit dem Strauß der Apothekerin.

„Was iſt denn das wieder?“ fragte die Kranke ungeduldig.

„Frau Bergmann iſt draußen. Sie fragt, ob ſie hereinkommen darf und Frau Bürgermeiſter begrüßen.“

„Nein, nein — es iſt unmöglich. Ich kann heute niemand empfangen. Sagen Sie Frau Bergmann das.“

„Frau Bergmann meinte, Frau Bürgermeiſter könnten am Ende Luſt haben, etwas von dem Feſt in der Stadt zu hören. Sie kommt gerade von dem Handwerkerzug.“

„Ach, — was mache ich mir aus den Torheiten! Ja, das dürfen Sie natürlich nicht wiederſagen, Mamſell Mogenſen! Sagen Sie Frau Bergmann, es wäre ſchrecklich liebenswürdig von ihr, aber ich wäre zu müde.“

„Und dann ſoll ich dieſe Blumen bringen. Wollen Frau Bürgermeiſter ſie hier ſtehen haben?“

„Ach nein, — es ſind ſo viele. Sie duften wohl auch zu ſtark. Setzen Sie ſie ins Wohnzimmer.“

„Es iſt wirklich ſchade,“ ſagte die Majorin, die aufgeſtanden war und jetzt den Strauß nahm. „Sie ſind wirklich hübſch. Laß mich wenigſtens ein paar herausnehmen und in das Glas da ſetzen an Stelle der Roſen. Sie ſind nicht mehr ganz friſch.“

„Ach nein, von denen will ich mich nicht gern trennen, die halten wohl noch ein wenig. Mein Doktor hat ſie mir gebracht. Sind ſie nicht reizend? Wollen Sie Frau Bergmann vielmals danken, Mamſell Mogenſen. Und ſagen Sie ihr, es täte mir ſchrecklich leid, aber ich kann heute niemand annehmen.“

„Was für eine Dame iſt dieſe Frau Bergmann?“ fragte die Majorin, als die Haushälterin gegangen war; „eine von deinen Freundinnen hier?“

„Sie iſt die Frau des Apothekers. Aber das iſt ja wahr — du mußt ſie kennen. Erinnerſt du dich nicht meiner alten Schulgefährtin Laurine Holm?“

„Ja, — der Name klingt mir ſo bekannt.“

„Weißt du nicht noch . . . Mutter ſtellte ſie uns immer als abſchreckendes Beiſpiel auf, — ‚die Watſchelgans‘ nannte ſie ſie.“

„Ach ja, — freilich. Sie war ſonſt ganz hübſch, nicht wahr? Blond und mit einem ſchönen Teint. — Und die iſt da draußen?“

„Ja, ſie kommt faſt täglich und fragt nach mir. Und wenn ich nicht zu elend bin, darf ſie auch hereinkommen. Sie iſt im Grunde lieb. Aber furchtbar ermüdend, weißt du.“

Trotz ihrer ernſten Sorge um die Schweſter mußte die Majorin über ſie lachen. Sie dachte im ſtillen, in ihrem Verhältnis zu den Freundinnen hatte ſich Anne Marie offenbar nicht verändert. Es war dieſelbe launenvolle Gleichgültigkeit, mit der ſie während des Heranwachſens die vielen Bewunderinnen und Gönnerinnen tyranniſiert hatte, die ſie ſtets zu umſchwärmen pflegten.

„Es würde mir eigentlich Spaß machen, deine Freundin zu begrüßen. Glaubſt du, daß ſie ſich meiner noch erinnert?“

„Daß ſie ſich deiner erinnert? . . . Ach, du ahnſt nicht, was für ein gutes Gedächtnis man in ſo einer kleinen Stadt hat. Wenn du wiſſen willſt, was du hier heute vor fünfundzwanzig Jahren zu Mittag gegeſſen haſt, ſo bin ich überzeugt, daß da irgend jemand iſt, der es dir erzählen kann.“

„Und glaubſt du, daß ſie noch da draußen iſt?“

„Si!“

Die Kranke ſtreckte die Hand aus. Sie hatte den Schall von Männertritten in der Wohnſtube nebenan aufgefangen.

„Das iſt mein Mann!“ rief ſie jubelnd aus, — und der ſpärliche Reſt von Blut, den ihr Körper noch beſaß, ſchoß ihr in die Wangen.

III.

Der Bürgermeiſter kam geradeswegs von einem Verhör auf dem Rathaus und war in Uniform. Er verbeugte ſich formell vor der Majorin.

„Hoffentlich vertreibe ich Sie nicht?“ ſagte er, als er ſah, daß ſie ſich anſchickte zu gehen.

„Keineswegs,“ entgegnete ſie kurz. „Aber ich höre, daß ſich in dieſem Augenblick eine alte Schulgefährtin hier im Hauſe befindet, und ich habe Luſt bekommen, ſie zu begrüßen. Sie verzeihen wohl.“

Der Bürgermeiſter verneigte ſich abermals mit einer etwas gezwungenen Höflichkeit.

Vom Bett her hatte ſeine Frau indes ſchon die Hand nach ihm ausgeſtreckt. Wegen der Anweſenheit ihrer Schweſter war es ihr übrigens ein wenig unangenehm, daß er in Uniform war. Sie wußte nicht, wie es zugehen konnte, aber trotz ſeiner hohen und aufrechten Geſtalt kleidete ihn die Uniform nicht. Sie hatte ſofort geſehen, daß das Aufhängſel im Nacken hervorlugte.

Als er nach der Entfernung der Majorin an ihr Bett trat, ſtrahlte ihr Antlitz vor Zärtlichkeit. Sie nahm ſeine große, ſonnengebräunte Hand und legte die Rückſeite mit den geſchwollenen Adern gegen ihren Mund, ſie gleichſam heimlich küſſend.

„Weißt du, daß wir uns heute faſt noch gar nicht geſehen haben?“

„Ich habe nicht ſtören wollen. Es iſt ja ſo natürlich, daß du und deine Schweſter eine Menge miteinander zu bereden habt.“

„Du ſtörſt niemals. Wie oft ſoll ich dir das denn ſagen? Ich habe dich heute Vormittag gerade ſo ſehr entbehrt. Iſt es nicht ſonderbar, ich glaube faſt, ich ſehne mich weniger, wenn ich allein bin, als wenn ich Geſellſchaft habe, — ſelbſt wenn es meine eigene Schweſter iſt.“

„Du haſt dich gewiß mit dem Sprechen überanſtrengt,“ ſagte er, ſtatt zu antworten, — und ſein bärtiges Geſicht, das wie aus altem Eichenholz geſchnitten war, nahm einen noch kühleren, verſchloſſeneren Ausdruck an.

„Ich bin jetzt auch müde . . . und ſo unruhig,“ ſeufzte ſie, und preßte ihre Wange gegen ſeine Hand wie ein Kind, das Ruhe auf einem Kopfkiſſen ſucht. „Liſe und ich haben ſo viel von alten Zeiten geſprochen . . . von unſerer Hochzeitsreiſe . . . damals, als wir uns in Bellagio trafen. Der wunderbar ſchöne Abend unten am See. Weißt du wohl noch?“

„Ja, wir hatten ſchönes Wetter,“ erwiderte er in einem trocknen Ton und zog — ſanft, aber beſtimmt — ſeine Hand zurück.

Sie lag eine kleine Weile mit geſchloſſenen Augen, ohne zu ſprechen. Sie hatte den kleinen Ruck bemerkt, der ihn bei ihrer Frage durchzuckt hatte.

„Willſt du dich nicht ein wenig zu mir ſetzen?“ fragte ſie und machte eine Bewegung mit der Hand auf den Korbſtuhl hin, ohne ihn dabei anzuſehen.

„Ich habe dieſen Augenblick keine Zeit. Ich war eigentlich auf dem Wege zu der Mogenſen, um mir meinen Kakao geben zu laſſen. Im Bureau ſitzen Leute und warten auf mich. Um drei Uhr iſt Empfang bei Jörgen Oveſen, und dort muß ich als Wortführer der Magiſtratsdeputation erſcheinen.“

„Erzähle mir ein wenig vom Handwerkerzug. War etwas daran? Ich möchte ſo gerne davon hören!“

„Ich habe den Zug nur flüchtig von den Rathausfenſtern aus geſehen. Er war ganz nett. Jörgen Oveſen hat das Ganze ja ſelbſt arrangiert. Amüſant iſt es übrigens, daß Zweifel darüber entſtanden ſind, ob wirklich heute ſein Jubiläum ſtattfindet. Auf alle Fälle iſt es ja aber eine gute Reklame für ſein Geſchäft.“

„Iſt es wahr, daß er die Villa heute Abend illuminieren will?“

„Ich habe es erzählen hören.“

„Wann ſollſt du da ſein?“

„Um drei.“

„Und wieviel iſt die Uhr jetzt?“

„Halb eins.“

„Du mußt mir verſprechen, hereinzukommen und Adieu zu ſagen, ehe du gehſt.“

„Dazu werde ich kaum Zeit haben. Wie ich dir ſchon ſagte, das ganze Bureau ſitzt voller Leute.“

„Aber wenn ich dich doch ſo herzlich darum bitte!“

„Wie viele ſonderbare Launen du doch bekommen haſt, Anne Marie!“

„Du verſtehſt mich recht gut. Wenn ich nun hier liege und ſterbe, während du weg biſt?“

„Immer kommſt du mit dieſer dummen Rederei,“ ſagte er, ſchlug aber im ſelben Augenblick die Augen nieder vor dem ſonderbar ſtarren, angſtvoll geſpannten und ausharrenden Blick, mit dem ſie ihn anſah.

„Verſprichſt du mir denn zu kommen?“

„Ja — natürlich — wenn du ſo großes Gewicht darauf legſt.“

„Denn du weißt ja doch, was der Doktor geſagt hat.“

Der Bürgermeiſter richtete ſich ein wenig ſtraffer auf.

„Nun ja, Doktor Bjerring,“ ſagte er überlegen. „Der ſagt ſo viel. — Aber nun ſollteſt du doch verſuchen, ein wenig Ruhe zu finden. Du haſt heute gewiß ſchon mehr geſprochen, als dir gut iſt.“

Bald darauf ging er.

Die Kranke lag mit bebenden Lippen da und ſah nach der geſchloſſenen Tür, durch die er verſchwunden war, — bis der Mund ſich verzog und die Augen in Tränen ſchwammen.

IV.

Wenn ſich Bürgermeiſter Hoeck in ſeinem Bureau bewegte, das in einem Seitenflügel des großen Gebäudes lag, war ſein Weſen ungleich freier und auch wärmer, als wenn er ſich in den Zimmern ſeiner Frau aufhielt. Er legte wohl niemals eine gewiſſe amtliche Feierlichkeit ab, und da ſein Selbſtgefühl außerordentlich zart beſaitet war, mußte man ihn überhaupt mit etwas Vorſicht behandeln. Aber Leuten gegenüber, die nicht vergaßen, wer er war, machte ſich oft eine einfache, milde und nachgebende Freundlichkeit geltend, was namentlich dazu beigetragen hatte, ihn in dem einfacheren Teil der Bevölkerung beliebt zu machen.

Gegen Verbrecher, ſelbſt gegen die gefährlichſten, ſchamloſeſten, zeigte er oft eine ſonderbare Nachſicht. Dahingegen konnte er anſtändige Leute, ſelbſt unter den angeſehenſten Bürgern der Stadt, beleidigen, indem er ihnen gegenüber mit der ganzen Strenge des Geſetzes auftrat, wenn es ſich um kleine Übertretungen handelte, denen ſie ſelbſt gar keine Bedeutung beilegten.

Ein wenig unſicher fühlte man ſich deswegen immer ihm gegenüber, und überhaupt waren die Anſichten über ihn ſehr geteilt. Darüber waren ſich jedoch alle einig, daß er kein gewöhnlicher Polizeiochſe war. Im Grunde war man ſehr ſtolz auf ihn, gab zu, daß er ſelbſt wie auch ſeine Frau der Stadt zur Zierde gereichten. In den erſten Jahren, ehe Frau Hoeck krank wurde, als ſie jeden Nachmittag mit ihrem kleinen hübſch gekleideten Töchterchen auf ihrem Spaziergang nach den Anlagen hinaus durch die Hauptſtadt kamen, war ihr Erſcheinen eines der Hauptereigniſſe des Tages für alle diejenigen, die hinter den Wohnſtubenfenſtern ſaßen und die Spaziergänger in dem Spion beobachteten. Die ſtattliche Erſcheinung des Bürgermeiſters mit dem hochgetragenen Kopf, dem brünetten Geſicht und dem bereits faſt ganz weißen Haar und Bart wirkte recht vornehm in dieſer Umgebung, und über die Schönheit der Frau

Bürgermeister herrschte nur eine Stimme neben der des Neides.

Auch aus anderen Gründen fühlte man sich durch sie beehrt. Bürgermeister Hoeck hatte früher dem Kriminalgericht in Kopenhagen angehört. Er galt für einen der scharfsinnigsten Untersuchungsrichter im Lande und war überhaupt einer der feinsten Namen in der juristischen Welt. Er trug den seltenen Titel Doctor juris, und es galt als selbstverständlich, daß er einmal einen Sitz im höchsten Gericht einnehmen würde. Man sagte, es sei gerade die Reihe an ihm gewesen, in den Purpur der Jurisprudenz gekleidet zu werden, als er sich zum allgemeinen Erstaunen als Bürgermeister in die kleine jütische Stadt versetzen ließ.

Er hatte sich seinen Freunden gegenüber den Anschein gegeben, als wenn es ein Opfer sei, das er — übrigens ohne große Selbstüberwindung — seiner Frau brachte, die sich nach der Gegend zurücksehnte, in der sie geboren war. Und Frau Hoeck gab auch selbst keine andere Erklärung.

Fünf Jahre hatten sie nun hier fern von Freunden und Geistesverwandten gelebt, ja, waren bei diesen schon halbwegs in Vergessenheit geraten, ohne sich jedoch jemals darüber zu beklagen oder es sich merken zu lassen, daß sie sich hier nicht aus eigener Lust und freier Neigung aufhielten.

V.

Nachdem die Majorin von Rauch die kleine Apothekerfrau hinausbegleitet hatte, stand sie eine Weile an dem großen Eckfenster im Eßzimmer und trommelte mit ihren ringbeladenen Händen auf dem Fensterbrett. Ihr Gesicht hatte einen sinnenden Ausdruck angenommen.

Daß ihre Schwester nicht glücklich in ihrer Ehe war, hatte sie lange geahnt, obwohl Anne Marie alles getan hatte, um es in ihren Briefen zu verheimlichen. Sie hatte sich nicht irreleiten lassen von der Reihe begeisterter und liebevoller Adjektive, mit der die Schwester beständig von ihrem Gatten gesprochen hatte. Zwischen den feinen, unruhig wogenden Schriftzügen hatte sie deutlich ein Entbehren herausgelesen, einen verborgenen Kummer, der mit den Jahren tiefer geworden war und schließlich in einer sich selbst aufgebenden Verzweiflung geredet hatte.

Da unten in Deutschland hatte sich die Majorin allmählich eine Meinung über die Sache gebildet. Bei ihren Erfahrungen aus den Kreisen, in denen sie sich selbst bewegte, und namentlich aus ihrer eigenen Ehe mit einem lebensgierigen Offizier, den sie schon im Jahre nach der Hochzeit auf einer Treulosigkeit ertappte, hatte sie alle Schuld auf den Mann gewälzt. Damals, als ihr Anne Marie die Versetzung ihres Gatten in die Provinz mitteilte und in dieser Veranlassung ausdrücklich schrieb, daß sie ihn nicht dazu angespornt, sondern sich nur den Wünschen ihres Mannes gefügt habe, faßte die Majorin diese Worte als einen Versuch auf, ihr eine demütigende Wahrheit vorzuenthalten. Wenn auch ihre vielen Lobesworte über den Mann den Gedanken an einen eigentlichen Treubruch von seiner Seite ausschlossen, so konnte sie deswegen ja sehr wohl Grund gehabt haben, ihn den Versuchungen der Hauptstadt fern zu wünschen.

Aber nach ihrer Unterredung mit der Apothekerin fing sie an zu verstehen, daß es sich mit dieser Liebestragödie anders verhalten müsse. Die kleine Provinzdame hatte in den respektvollsten Ausdrücken von dem Bürgermeister gesprochen und schien überhaupt keine Ahnung von einem ehelichen Unglück zu haben. Und übrigens mußte die Majorin sich auch selbst gestehen, daß der Schwager eigentlich gar nicht dem Bilde entsprach, das sie sich aus der Entfernung von ihm als Familienvater gebildet hatte — zum Teil nach dem Vorbilde ihres eigenen, weinduftenden Eheherrn.

Aber was in Himmels Namen konnte denn nur geschehen sein?

Als sie nach vierstündiger Abwesenheit in das Krankenzimmer zurückkehrte, fand sie die Schwester allein. Anne Marie hatte sich aus eigener Kraft auf den Ellenbogen aufgerichtet und einen Handspiegel vom Toilettentisch genommen, um ihr Haar ein wenig zu ordnen.

„Weißt du, daß die Uhr fast eins ist?“ fragte sie. „Wir können den Doktor jeden Augenblick erwarten. Willst du nicht ein wenig Eau de Cologne zerstäuben? Die Luft ist gewiß nicht gut.“

„Aber was iſt dir, Anne Marie? Haſt du geweint?“

„Kannſt du das ſehen? Habe ich rote Augen? Ich bin auch ſo müde.“ Sie legte mit einer ſchwerfälligen Bewegung den Spiegel hin. — „Ich glaube, ich will ein wenig ruhen, bis der Doktor kommt.“

Sie wandte ſich auf die Seite um, den Rücken der Schweſter zugekehrt, während dieſe die Betttücher ein wenig ordnete und die Kiſſen unter ihrem Kopfe zurechtzupfte. Die Anſtrengung, die es ihr immer koſtete, die Arme zu erheben, hatte ſie ſehr mitgenommen. Unter allerlei gleichgültigem Geplauder ſenkten ſich ihre Augenlider nach und nach. Schließlich ſchlummerte ſie ein.

Frau von Rauch hatte den Platz in dem Korbſtuhl neben dem Bett eingenommen und blieb hier ſitzen, ohne ſich zu rühren. Sie war ganz beſtürzt, als ſie ſah, wie grünlichfahl und angegriffen Anne Marie plötzlich geworden war. Überhaupt hatte ſie die Schweſter viel ſchwächer gefunden, als ſie geglaubt hatte und wie ſie nach ihren eigenen Äußerungen in dem Brief zu erwarten Grund gehabt hatte. Hier mußte ja wirklich etwas Ernſtliches vorliegen.

Sie ſah die Schweſter deutlich vor ſich, ſo wie ſie damals ausgeſehen hatte, als ſie ſelbſt ſich verheiratete und abreiſte. Wie reizend war ſie doch! Halb noch Kind, kaum ſechzehn Jahre alt, mittelgroß, harmoniſch gebaut, die halblangen Kleider mit einer kleinen Krinoline und kurzen Puffärmeln. Das ſchwere Haar war in der Form eines Kaffeekringels am Hinterkopf aufgeſteckt, was ſie übrigens nicht kleidete; aber aus dem letzten Winter entſann ſie ſich einer großen Sammetkappe mit Pelzbeſatz, in dem ſie ganz unglaublich ſüß ausgeſehen hatte. Immer war ſie munter wie ein Vogel, voller Einfälle und Narrenſtreiche, und doch ganz Dame, korrekt bis zum Äußerſten, namentlich Herren gegenüber. Wie oft hatte ſie ſich über ſie amüſiert, wenn Beſuch dageweſen war und ſie mit der vollendetſten Grandezza im Zimmer erſchien, nachdem ſie ſich noch unmittelbar vorher draußen in der Küche mit den Mädchen geprügelt hatte, die ihr verwehren wollten, eine Kompotſchüſſel auszulecken. Auch in körperlicher Hinſicht war ſie früh entwickelt, und ſie war ſelbſt ſehr intereſſiert geweſen zu verfolgen, wie ihre Bruſt ſich rundete. Trotzdem ſollten vier Jahre hingehen, bis ſie ſich mit der ganzen Warmblütigkeit ihres kleinen Körpers einem Mann um den Hals warf.

Die Majorin erinnerte ſich noch ſehr deutlich des amüſanten, halbverlegenen Briefes, in dem ſie ihr die Verlobung mitteilte. Sie geſtand darin ganz offen, daß ihr Verlobter nicht hübſch ſei. Und doch war ſie offenbar ſehr eingenommen gerade von ſeiner Perſon. Der damalige Kriminalgerichtsrat hatte ſich ein paar Monate als Kommiſſionsrichter in Anlaß eines Mordes in der Stadt aufgehalten, und länger hatten ſie ſich nicht gekannt. Nachdem die Majorin ſeine Bekanntſchaft bei jener Begegnung auf der Hochzeitsreiſe gemacht, hatte ſie begriffen, daß das fremdartige Weſen und die eigenartigen Gewohnheiten des ſchweigſamen Mannes, die im Vergleich zu denen der Provinzbewohner leicht einen Schimmer von Vornehmheit annehmen konnten, dazu das Anſehen ſeiner Stellung und der Ruf, der ſeit der Entdeckung der Mordgeſchichte ſeinen Namen krönte, — daß das alles dazu beigetragen hatte, ihn in ihren Augen zu idealiſieren.

Sie hatte ſeither oft daran gedacht, daß ſie vielleicht niemals zwei ſo glückliche Menſchen geſehen habe. Sie waren eine Woche wie ein paar richtige Landſtreicher in den Bergen umhergeſtreift und hatten von hier aus einen ſchneefriſchen Hauch mit hinabgebracht in die ſchwüle, mit Speiſengeruch angefüllte Hotelſtadt, in der ſie ſelbſt die Tage in Einſamkeit und Entbehren dahinſchleppte. Anne Marie hatte ihr denn auch anvertraut, daß ſie ſich das Leben niemals ſo wunderbar ſchön gedacht habe, und den verzückten Ausdruck, mit dem ſie das geſagt hatte, konnte ſie ſeither nie wieder vergeſſen, — er hatte gleichſam eine Nadel in ihr Herz hineingebohrt. Der Eindruck von dem Gatten der Schweſter hatte ſich dahingegen im Laufe der Jahre ziemlich verwiſcht. Eigentlich erinnerte ſie ſich nur ſeiner Schweigſamkeit, in der eine gewiſſe Macht gelegen haben mußte.

Was war denn in der Zwiſchenzeit geſchehen, was hatte ihr Glück zerſtört?

Sie ſtrauchelte auch einmal über eine alte Erinnerung. Sie entſann ſich eines Vetters, des langen Alexander, der im Bureau des Vaters angeſtellt war und täglich in ihr Haus kam.

Er war ſehr eingenommen von Anne Marie geweſen, die ihrerſeits auch nicht gleichgültig war, — wie ſie überhaupt ſchon früh glücklich über die Huldigung der Männer geweſen. Aber der Burſche war ein Taugenichts, ſo faul und unzuverläſſig wie er hübſch war. Er mußte plötzlich aus der Stadt fortgeſchafft werden, und ſie ſahen ihn ſeither nicht wieder.

Anne Marie, die damals in ihr ſechzehntes Jahr ging, ließ einen Tag lang den Schnabel hängen und tat dann, als ſei nichts geſchehen. Und doch hatte ſie ihn wohl niemals ganz vergeſſen. Die Majorin erinnerte ſich jetzt, daß ſie ihn mehrmals, auch nach ihrer Verheiratung in ihren Briefen erwähnt und viel Mitgefühl mit ihm an den Tag gelegt hatte wegen ſeines traurigen Schickſals. Mit der eigentümlich mütterlichen Treue, die ſie denen gegenüber bewahrte, für die ſie einmal Zuneigung empfunden, hatte ſie ihn früher auf ſeinen krummen Pfaden verfolgt, die ihn wohl mehr als einmal den dicken Mauern mit der eiſernen Stange nahe brachten.

War es denkbar, daß dieſer mißratene Vetter von neuem ihren Weg gekreuzt hatte? Man hörte ja zuweilen ſonderbare Sachen von der unheimlichen, geſpenſterhaften Macht, mit der die erſte Liebe ſelbſt ſonſt ganz befeſtigte Gemüter überrumpeln konnte.

Ach, Unſinn! Jetzt fiel es ihr wieder ein! Der Burſche war ja ſchon längſt drüben in Amerika geſtorben. —

Die Kranke öffnete die Augen wieder, ſah ſich verwundert um und fragte:

„Wieviel Uhr iſt es?“

„Es hat eben halb zwei geſchlagen. Die Uhr da drinnen im Zimmer hat dich wohl geweckt?“

„Dann müſſen wir den Doktor für heute wohl aufgeben,“ ſagte ſie noch halb im Schlaf, und wandte mit einem unwilligen Ausdruck den Kopf wieder ab, um weiter zu ſchlafen.

Nach einer Weile aber ſtreckte ſie ihre knöcherne Hand nach einem Flakon mit Cölner Waſſer aus und ſtrich mit dem Glaspfropfen über ihre Stirn hin.

„Wie warm es hier iſt!“ klagte ſie. „Ich fühle mich gar nicht recht wohl.“

„Ich will ein Fenſter öffnen.“

Jetzt verging wieder eine Weile mit allerlei Geplauder über das Wetter und die Leute in der Stadt, und ſchließlich über Ingrid, die zwölfjährige Tochter des Hauſes, das einzige Kind, das in einem Penſionat in einer größeren, benachbarten Stadt untergebracht war. Die Majorin hatte es bisher ſo viel wie möglich vermieden, von ihr zu ſprechen, weil ſie ſich denken konnte, daß es die Schweſter angreifen würde; jetzt fiel es ihr aber auf, daß Anne Marie auch nicht ein einziges Mal das Kind erwähnt hatte, deſſen Bild doch in einem ſilbernen Rahmen neben dem ihres Mannes auf ihrem Toilettentiſch ſtand. Hiermit war ſie abermals der Frage gegenübergeſtellt, welch Geheimnis dieſe Ehe barg, und diesmal auf eine Art und Weiſe, die nicht allein ihr ſchweſterliches Mitgefühl, ſondern auch ein klein wenig allgemein weibliche Neugier in ihr wachrief.

Die Kranke hatte ſich auf den Rücken gelegt und wandte das Geſicht dem Licht zu. Der Schlaf hatte ſie erfriſcht. Sie hatte ſogar ein wenig Farbe auf den Wangen.

„Sag mir doch,“ begann die Majorin nach einem Schweigen, „warum in aller Welt hat ſich dein Mann eigentlich hierher in das kleine Mauſeloch verſetzen laſſen, wo es doch offenbar keinen paſſenden Umgang für irgend einen von euch gibt. Schon allein Ingrids Unterricht und ihrer ganzen Ausbildung wegen hätte es doch weit beſſer ſein müſſen, wenn ihr in Kopenhagen geblieben wäret.“

Anne Marie ſchien ein wenig beunruhigt durch die Frage, die freilich auch ein klein wenig kopfüber in die Unterhaltung hineingeplumpſt kam. Indem ſie ihre Augen von dem Fenſter der Decke zuwandte, ſtreifte ihr Blick die Schweſter mit dem ein wenig ſcheuen und forſchenden Ausdruck, mit dem ſie ſie ſchon einmal in Veranlaſſung ihrer vielen Fragen beobachtet hatte.

„Der Zeitpunkt war für Ingrid vielleicht nicht ſehr günſtig gewählt,“ entgegnete ſie. „Aber die Stelle war damals ja gerade frei, und das mußte ja den Ausſchlag geben, wenn mein Mann doch hierher wollte. Übrigens bin ich ſelbſt jetzt ſehr gern hier. Ich entbehre Kopenhagen nicht im allergeringſten. Wenn

ich nur geſund werden wollte — — Überhaupt, wenn es nur mit meinem Mann zuſammen iſt, können ſie mich, wenn es ſein ſoll, gern nach Grönland ſchicken."

„Nun ja, dergleichen ſagt man wohl. Und natürlich meint man es in gewiſſem Sinne auch. Aber ich finde nun doch, es muß ein ſchlimmer Übergang für dich geweſen ſein. Du liebteſt Kopenhagen doch ſo ſehr."

„Ach du, ich hatte wirklich gar keine Zeit, den Übergang zu fühlen . . . auf die Weiſe. Wir waren hier nach dem Umzug kaum in Ordnung gekommen, als der kleine Kay krank wurde. Und drei Monate ſpäter war der Junge tot."

„Ja, das iſt wahr! Du haſt ſein kleines Grab hier. — Du kannſt mir übrigens glauben, es iſt ganz ſonderbar für mich geweſen, zu denken, daß du ſo einen großen, ſechsjährigen Buben gehabt haſt, den ich nie zu ſehen bekommen habe. Er war ja ſo hübſch?"

„Hübſch? Das weiß ich nicht . . . Aber er war ein ſchöner Junge. Er hatte die Augen ſeines Vaters. So ernſt und tief. So voller Gedanken."

„Das muß eine harte Zeit für dich geweſen ſein, kleine Anne Mie!"

„Ach ja, das war es eigentlich auch wohl," ſagte ſie, — ſie lag da, die Hand unter dem Kopf und ſtarrte unverwandt zur Decke empor. „Und doch. Es iſt ſo ſonderbar, denn oft meine ich, daß es im Grunde eine ſchöne Zeit war. Man kommt einander ſo innig nahe durch ſo ein großes Unglück. Alle alltäglichen Kleinigkeiten werden ſo gleichgültig, alle kleinen Uneinigkeiten vergißt man. Und du ahnſt nicht, welch ein Troſt und welch eine Stütze mein Mann mir geweſen iſt. Er wich nicht von mir in jener Zeit. Wenn ich ihn nicht gehabt hätte, wäre ich auch ſicher wahnſinnig geworden. — Es iſt beinahe unrecht, es zu ſagen, aber ich finde oft, wenn ich an die Tage zurückdenke, daß er mir durch ſeine unendliche Liebe einen vollen Erſatz für das gab, was ich verloren hatte."

Es entſtand ein kurzes Schweigen nach dieſen Worten. Die Majorin verfiel einen Augenblick in Sinnen. Draußen in dem blendenden Frühlingsſonnenſchein flötete ein unermüdlicher Star.

„Ich kann nun doch nicht verſtehen, daß ihr hier den Verkehr nicht entbehrt," begann die Majorin von neuem. „Ihr hattet doch gewiß viele gute und amüſante Bekannte in Kopenhagen. Ich entſinne mich noch, daß du von mehreren Kollegen deines Mannes ſchriebſt, mit denen ihr häufiger zuſammenkamt. War da nicht namentlich ein — wie hieß er doch gleich — ein Rat Lunding, glaube ich?"

„Nun ja, der war ganz amüſant," antwortete Anne Marie ein wenig heftig. „Aber er entpuppte ſich als ſchlechter Menſch. Mein Mann hatte übrigens immer geſagt, daß er keinen guten Ruf habe. Dann kam ſo eine Geſchichte mit einer verheirateten Frau, und in der letzten Zeit verkehrten wir gar nicht mehr miteinander."

Die Majorin beobachtete ſie mißtrauiſch; ihr weiblicher Inſtinkt ſagte ihr, daß ſie hier einem Geheimnis auf die Spur gekommen ſei. Sie konnte ſich aber doch nicht entſchließen, es gleich zu verfolgen. Halb aus Furcht, halb aus Verlegenheit brach ſie ihr hinterliſtiges Verhör ab.

„Wird es dir nicht zu kalt?" fragte ſie. „Soll ich das Fenſter nicht lieber ſchließen?"

„Ja, tue es nur. Der Vogel ſchreit auch ſo abſcheulich."

Die Unterhaltung glitt zurück zu den Verhältniſſen dort in der Stadt und zu Ingrid, die aus Anlaß der Ankunft der Tante zu einem kleinen Beſuch erwartet wurde.

„Wie ich mich darauf freue, ſie zu ſehen," ſagte die Majorin. „Du mußt ſie ja ſchrecklich entbehren. Nicht wahr?"

„Furchtbar," ſagte die Mutter, indem das Wort beſchwerlich von einem Seufzer geboren wurde. Tränen waren ihr in die Augen getreten, und es zuckte von neuem um ihren Mund.

„Aber wäre es denn nicht beſſer für das Kind und auch für euch geweſen, wenn ihr ſie zu Hauſe behalten hättet? Man muß doch auch hier Unterricht haben können. Wenn er auch nicht erſten Ranges iſt, ſo kann man ſich doch vorläufig damit begnügen. Wie richten ſich denn die andern Familien in der Stadt ein? Frau Bergmann zum Beiſpiel? Schickt ſie ihre Kinder auch fort?"

„Nein, nein, die Schule hier iſt wirklich tadellos. Und Ingrid hat ſie ja auch bis vor einem Jahre beſucht. Aber dann meinte mein Mann, es wäre an der Zeit, daß ſie von Hauſe käme.“

„Ich finde, das iſt ſo unſinnig. Namentlich jetzt, wo du krank biſt. Du ſollteſt ernſthaft mit deinem Mann darüber ſprechen.“

„Glaubſt du nicht, daß ich das getan habe?“ — Sie lag mit geſchloſſenen Augen da, um die Tränen zu verbergen, die unter den Wimpern hervorquollen.

„Ja, verzeih, daß ich es ſage, aber ich finde es wirklich in hohem Maße unverſtändig von deinem Mann. Denn jetzt verſtehe ich auch, daß du hier liegen und krank werden mußt, allein aus Sehnſucht nach dem Kinde. Das muß er doch, weiß Gott, auch begreifen können. Willſt du mir erlauben, mit ihm darüber zu reden?“

„Es nützt nicht. — Ich weiß es.“

Es lag etwas Unbeherrſchtes, verzweifelt Hoffnungsloſes in dieſem Ausruf, der die Majorin ſtutzen machte.

„Aber ich begreife es wirklich nicht,“ ſagte ſie. „Du ſagſt doch, daß dein Mann ſonſt ſo bedacht und ſo anſtändig iſt.“

Frau Anne Marie wandte zögernd das Antlitz der Schweſter zu und ſah ſie lange gleichſam beſchämt mit ihren großen, tränengefüllten Augen an, während ihr Mund immer breiter wurde von zurückgehaltenem Weinen.

„Du haſt alſo nichts bemerkt, Liſe?“

„Was?“

„Daß mein Mann — krank iſt?“

„Krank? Iſt dein Mann krank? Ich fand doch gerade, daß er ſo kräftig ausſieht im Verhältnis zu ſeinem Alter.“

„Nein, nicht auf die Weiſe . . . So meine ich das nicht. Du verſtehſt mich nicht.“

Sie wandte ſich weiter ab, hob mit einer weltverzichtenden Bewegung beide Arme ein wenig in die Höhe und ließ ſie todſchwer auf die Bettdecke fallen.

„Niemand verſteht mich!“ klagte ſie verzweifelt.

Die Majorin verſtand wirklich in dieſem Augenblick weniger denn je; aber ſie wagte nicht, weiter zu fragen. Die Schweſter hatte wieder dieſen bläulichen Schein über dem Geſicht bekommen, der ihr ſo beunruhigend erſchien.

Außerdem wurde ſie jetzt auf andere Weiſe in Anſpruch genommen. Anne Marie klagte wieder über Hitze und bat um etwas zu trinken. Dann ſollte ſie auch ihre Medizin nehmen, und ihre feuchten Hände mußten abgetrocknet werden. Die Majorin war ihr bei dem allen behilflich. Sie wollte nicht erlauben, daß zu dieſem Zweck nach Mamſell Mogenſen geklingelt würde.

„Ich möchte dir ja ſo gern eine kleine Hilfe ſein,“ ſagte ſie und ſuchte durch ihren Ton den Worten eine tiefere Bedeutung zu verleihen. „Darum bin ich ja doch hergekommen, liebe Anne Mie!“

VI.

Mitten während dieſer Störung kam der Doktor. Keine der Schweſtern hatte ſein Schellen gehört, auch nicht, daß er klopfte. Sie ahnten nichts, bis er im Zimmer ſtand.

„Alſo Sie kommen doch,“ ſagte Anne Marie ein wenig mißgeſtimmt. „Ich hatte Sie für heute ſchon aufgegeben. Das iſt Doktor Bjerring. Meine Schweſter, Frau Major von Rauch.“

Der Doktor war ein jüngerer, ein wenig verwachſener Mann, mit jener hoffärtigen Eleganz gekleidet, mit der dergleichen Menſchen ſich gern für ihr körperliches Gebrechen ſchadlos zu halten pflegen. Der Eindruck ſeiner Perſon war jedoch nicht gerade lächerlich oder abſchreckend. Er hatte ein längliches, blaſſes und bartloſes Geſicht mit großen, ganz hübſchen Zügen, einen vorſtehenden Unterkiefer, krebsrote Lippen, dichte Brauen, tiefe, bläuliche Augenhöhlen und ein Paar ſtrahlende, dunkle Augen mit jenem metalliſchen Glanz, der dem kundigen Blick den Frauenfreund verriet. Über dem Scheitel lag dünnes, tintenſchwarzes Haar, das ſo ausſah, als wenn es darauf gemalt wäre.

Er ſchien ſehr unglücklich darüber, daß er ſich die Ungnade ſeiner Patientin zugezogen hatte, und entſchuldigte ſich lebhaft, er ſei unterwegs aufgehalten worden.

„Nun ja, — nehmen Sie nur einen Stuhl, Herr Doktor. Und laſſen Sie uns dann ein

wenig von der Geſellſchaft geſtern Abend hören. Von mir iſt wirklich nichts zu ſagen. Ich bin heute dieſelbe wie geſtern. Kein Appetit, keine Kräfte . . . nichts."

„Und wie ſteht es mit dem Schlaf?" fragte er, indem er mit ſeinen langen, weißen Fingern ihr Handgelenk umſpannte, um den Puls zu fühlen. „Hat das Pulver nicht geholfen?"

„Nicht im geringſten. Sie ſind ein ſchlechter Doktor, der mir nicht helfen kann. Aber jetzt ſollen Sie nicht mehr fragen. Heute will ich Ferien haben. — Und erzählen Sie ein wenig von der Soiree auf Brogſtrüp. Waren da viele Menſchen?"

„Ja, es war ja, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, diesmal das große Abendmahl des Hofjägermeiſters. Da war wohl alles, was es hier in der Gegend an Herrenfracks gibt. Aber das iſt ja wahr, der Herr Bürgermeiſter hatte eine Abſage geſchickt."

„Ja, es war ſchade. Ich bat ihn ſo ſehr, doch zu gehen und ſich nicht an mich zu kehren. Es wäre ihm ſo gut geweſen, einmal von ſeinem Bureau wegzukommen. Dann hätte ich den Bericht auch ganz friſch haben können. — Nun, und die Damen? Waren da viele ſchöne Toiletten?"

„Ja, da waren wirklich mehrere Damen, die nicht ſonderlich viel anhatten."

„Hörſt du, Liſe? Der Doktor iſt unmöglich. Und wen hatten denn Sie die Ehre, zu Tiſche zu führen?"

„Hofjägermeiſters neue Gouvernante, Fräulein Lang."

„Ach ſo! Sie ſoll ja hübſch ſein, wie ich höre. Wie finden Sie ſie?"

„Ganz nett."

„Nicht mehr? Aber wohl lebhaft?"

„In gewiſſer Beziehung, ja. Fünf Viertelſtunden hat ſie den Mund nicht aufgemacht, außer um zu eſſen. Ich ſaß ſchließlich wirklich in einer wahren Angſt da, daß ihr Korſett nicht halten würde."

Die Kranke lachte vergnügt.

„Sie ſind gräßlich, Herr Doktor! Aber würde ſie nicht am Ende doch für Sie paſſen, dies Fräulein Lang? Du mußt nämlich wiſſen" — ſie wandte ſich an die Schweſter — „daß ich mir alle erdenkliche Mühe gebe, um Doktor Bjerring eine Frau zu verſchaffen. Ich empfehle ihm die ſchönſten und reichſten jungen Damen in der ganzen Gegend an. Aber es hilft alles nicht."

„Herr Doktor Bjerring will ſich vielleicht gar nicht verheiraten," ſagte die Schweſter. „Es iſt ja auch oft ein ſehr gewagtes Spiel."

„Ach, das iſt eigentlich nicht gerade der Grund, meine gnädige Frau," ſagte der Doktor und ſah zum Fenſter hinaus. „Aber mit der Liebe geht es ſo wie mit den Theaterbilletts: der Platz, den man gerne haben will, iſt in der Regel ſchon beſetzt."

„Ja, Ausflüchte haben Sie immer zur Genüge," ſagte die Bürgermeiſterin ſchnell. „Und nun heute Abend wollen Sie ſchon wieder in Geſellſchaft. Sie ſind viel unterwegs in dieſer Zeit. Iſt es wahr, daß illuminiert werden ſoll und daß man ein Feuerwerk im Garten abbrennen will? Das wird ja großartig!"

So ſchwirrte die Unterhaltung munter wie in einem Salon. Auch die Majorin nahm lebhaft teil daran, allmählich ganz angeregt durch den kleinen Provinz-Lebemann.

Als er endlich ging, begleitete ſie ihn auf die Diele hinaus. Sie wollte unter vier Augen mit ihm über den Zuſtand der Schweſter ſprechen. Hier draußen ſchüttelte er ernſthaft den Kopf und ſagte, daß er eigentlich ſtündlich auf eine Kriſis gefaßt ſei. Die Kräfte waren ja ſichtlich im Abnehmen begriffen; doch ſei die Möglichkeit einer plötzlichen Beſſerung nicht ausgeſchloſſen, ja, es ſei gar nicht undenkbar, daß die Bürgermeiſterin eines ſchönen Tages aufblühen und ihre alte Geſundheit völlig wiedergewinnen würde. Dieſe Nierenkrankheiten ſeien unberechenbar. Man könne hundert Jahre damit alt werden, und ſie könnten einen in einer Stunde totſchlagen.

Auf dem Rückweg durch das Eßzimmer begegnete die Majorin dem Bürgermeiſter. Er kam aus ſeinen eigenen Zimmern und war in voller Gala. Mamſell Mogenſen trug ſeinen Überrock hinter ihm drein.

Der Bürgermeiſter fragte, wie es „dadrinnen" gehe, und die Schwägerin antwortete, „Anne Marie habe ſich gar nicht wohl gefühlt."

„Aber jetzt iſt der Doktor hier geweſen, und das hat ſie ein wenig belebt," ſagte ſie.

Hierauf erwiderte der Bürgermeiſter nichts.

Es war ſeine Abſicht geweſen, um keinen Verdacht bei der Schwägerin zu erwecken, gleich zu ſeiner Frau hineinzugehen und ihr Lebewohl zu ſagen, ſo wie ſie es gewünſcht hatte. Jetzt begnügte er ſich damit, ihr einen Gruß zu ſenden. Sobald er den Rock angezogen hatte, ging er.

Die Majorin kehrte nach dem Krankenzimmer zurück. Hier lag Anne Marie noch in derſelben Stellung, die Hand unter dem Kinn, ſo wie ſie und der Doktor ſie verlaſſen hatten. Der Blick war den Fenſtern zugewendet, und ſie war ſo tief in Gedanken verſunken, daß ſie das Kommen der Schweſter nicht ſogleich in die Gegenwart zurückrief.

„Nun, wie findeſt du denn meinen Doktor?" fragte ſie, als die Majorin wieder ihren alten Platz im Korbſtuhl neben dem Bett eingenommen hatte. „Er iſt ja gerade keine Schönheit, aber er iſt wirklich ſo prächtig. Und du ahnſt nicht, wie rührend er in ſeiner Fürſorge für den kleinen Kay war."

„Hältſt du ihn aber auch für einen tüchtigen Arzt? denn das iſt doch die Hauptſache."

„Liebſte, er gilt für einen wahren Wunderdoktor! Wenn er nicht mit dieſem körperlichen Gebrechen behaftet wäre, hätte er ſich niemals in der Provinz niedergelaſſen; das weiß ich ganz beſtimmt. Du konnteſt wohl auch merken, daß ſeine Munterkeit nicht ganz echt war. Er iſt in Wirklichkeit eine ſchrecklich ſchwermütige Natur. Es kann einem förmlich ins Herz ſchneiden, zu ſehen, wie niedergeſchlagen er zeitenweiſe ſein kann, wenn man ihn unter vier Augen hat. Er hat zuweilen ein paar Stunden hier bei mir geſeſſen, nur weil er das Bedürfnis hat, mit einem Menſchen zu reden, der ihn verſteht. Haſt du ſeine Augen wohl beachtet? Es liegt ſoviel Kummer darin, finde ich. — Jetzt hat es drei geſchlagen."

Die Uhr im Wohnzimmer hatte ſie aufmerkſam gemacht.

„Erwarteſt du jemand?" fragte die Schweſter.

„Nein, — niemand weiter als meinen Mann. Ihn erwarte ich immer."

„Das iſt wahr, — dein Mann iſt ausgegangen. Ich ſollte dich von ihm grüßen."

„Iſt er gegangen?"

„Ja. Er habe es eilig, ſagte er. Er wollte wohl zur Gratulation bei dem Jubilar. Er war in vollem Staat."

Anne Marie ſchwieg. Sie ſchloß die Augen und wandte ſich ſchließlich ab, um wieder ein wenig zu ſchlummern, zog auch die Decke bis über die Schultern hinauf, ſo daß das Geſicht feſt verhüllt war, und lag ganz ſtill da. Als ſich aber die Schweſter nach Verlauf einiger Minuten vorbeugte, um ſich zu vergewiſſern, daß ſie ſchlief, ſah ſie, wie eine Träne nach der andern an ihrer Wange herabrollte.

Da konnte die Majorin ſich nicht länger beherrſchen. Sie beugte ſich über das Bett, nahm die Hand der Schweſter und ſagte:

„Anne Marie! Liebe Schweſter! Sage mir doch — was dir fehlt. Vertraue dich mir doch an. Vielleicht kann ich helfen."

„Nein, hier hilft nichts! Nichts!"

„Aber ſo rede trotzdem. Es wird dich erleichtern."

„Was ſollte es wohl nützen? Du verſtehſt es doch nicht. Und ich verſtehe es ja ſelbſt auch nicht."

„Verſuche es doch nur. Erzähle mir alles."

„Ach du, es iſt eine lange, lange Geſchichte. Ich würde nie damit fertig werden."

„Ich will ſchon geduldig ſein. Bedenke, ich bin ja deine Schweſter."

„Ja!" ſagte ſie und preßte in Todesangſt die Hand gegen ihr Herz.

(Fortſetzung folgt.)

Eine neue Arbeiterbiographie.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Paul Göhre hat den Lebenserinnerungen des Arbeiters Karl Fiſcher, die er vor zwei Jahren herausgab, eine neue Arbeiterbiographie [1]) folgen laſſen. Aus einem anderen Milieu und einer anderen Generation ſtammend, bieten dieſe Aufzeichnungen in weſentlichen und intereſſanten Punkten neue Einblicke und Aufſchlüſſe, während andererſeits eine ſtarke und durchgängige Übereinſtimmung ſowohl in pſychologiſcher wie in wirtſchaftlich-ſozialer Hinſicht für die Echtheit beider ein unwillkürliches Zeugnis ablegt.

Der Verfaſſer der neuen Biographie iſt wie Karl Fiſcher ein ungelernter Fabrikarbeiter, der ſich in nahezu unzähligen Stellen der verſchiedenartigſten Arbeitsgebiete umgetrieben hat, bis für den 33jährigen in einer Lungenheilanſtalt zunächſt einmal Waffenſtillſtand eingetreten iſt. Er iſt ein moderner Fabrikarbeiter, von modernem Klaſſenbewußtſein getragen, von der Kultur erfüllt, mit der die Sozialdemokratie ihre Scharen ſpeiſt, und von der geiſtigen Artung, die im Zuſammenſtoß mit den ſozialen Verhältniſſen ſich mit Naturnotwendigkeit zur Sozialdemokratie ſchlagen muß.

In dieſem Klaſſenbewußtſein, dem Feſtwurzeln in einer Gemeinſchaft, deren Aufgaben und Erfolge auch dem perſönlichen Leben Schwung und Bedeutung geben, liegt etwas, das über die Armſeligkeit dieſes Proletarierſchickſals hinaushebt, eine Möglichkeit, zu der die frühere Generation des Karl Fiſcher den Weg noch nicht fand, und eine Bürgſchaft für die Zukunft. Von hier aus wird einmal das innere Leben dieſer Volksmaſſen wieder reicher und fruchtbarer werden. Das erkennt man deutlich. Aber Bromme iſt noch ein Kind der Übergangszeit. Eine minder unzugängliche und originale Natur wie Karl Fiſcher, iſt er durch wiſſenſchaftliche und politiſche Aufklärung jeder Art um die Möglichkeit gebracht, ſich in ſein Geſchick eigenbrödleriſch-genügſam einzuſpinnen. Er iſt in eine Welt geiſtiger Intereſſen hineingezogen, zu der ein Leben unter dem Zeichen: 15—18 Mark Wochenlohn eine ſchrille Diſſonanz gibt, ſo ſchrill und unerträglich, daß ihre Löſung das einzige Lebensintereſſe werden muß. Man braucht nicht, wie Paul Göhre im Vorwort, die Sozialdemokratie als „meine Partei“ zu bezeichnen, um doch wie er zu erkennen, daß ſolche Menſchen wie dieſer Arbeiter die feſten Wurzeln ſind, mit denen ſie ſich in den Mutterboden des Volkes in einem ganz organiſchen und unaufhaltſamen Prozeß einwächſt.

Bromme iſt der Sohn eines thüringiſchen Bahnbeamten, der auch ſchon allerlei anderes geweſen iſt, ehe er zur Bahn ging. Es ſind intelligente kritiſch veranlagte

[1]) Lebensgeſchichte eines modernen Fabrikarbeiters. Herausg. u. eingel. v. Paul Göhre. Verlegt bei Eugen Diederichs. Jena 1906.

Leute, sein Vater und er, mit der Empfindlichkeit, dem Mangel an Ausdauer und einer gewissen Weichlichkeit behaftet, die für den sächsisch-thüringischen Volksstamm charakteristisch ist. Der Vater ergreift mit Begier die sozialistische Literatur, die bis nach Schmölln dringt, und wird trotz der Beamtenuniform ein Parteigänger. Damit verdirbt er sich seinen Ruf, und als er durch ein Mißgeschick und eine Gedankenlosigkeit in eine Diebstahlsaffäre verwickelt wird, trägt seine Mißliebigkeit dazu bei, daß den im Grunde Schuldlosen mehrjährige Haft und Verlust seines Amtes trifft. Für den Jungen aber bedeutet das die Vernichtung der Hoffnung, mit Hilfe eines Stipendiums Lehrer werden zu können. Er muß während der Haft des Vaters der Mutter helfen durchzukommen und noch als Schuljunge von der französischen und lateinischen Grammatik weg Laufburschen- und Kegeljungendienste tun. Der Vater findet nach der Entlassung zunächst nur Arbeit in einer der Knopffabriken Schmölns, eine Arbeit, die 12—13 Mark in der Woche einbringt — für den schulentlassenen Sohn hieß es also mitverdienen.

So beginnt der Lebenslauf des jungen Arbeiters unter dem Unglücksstern: ungelernte Arbeit. Dieser Beginn ist im unerbittlichsten, unbarmherzigsten Sinne des Wortes eine Prädestination. Er bedeutet ein Leben von der Hand in den Mund, unter dem Hochdruck eines Lohnsatzes, der kaum ein Existenzminimum ist, ein Leben ohne alle Zukunft, in dem man immer nur um den nächsten Schritt kämpfen muß, um das Morgen — in dem Stillstehen, Ausruhen, in die Ferne sehen schon Unterliegen ist. In diesen aufreibenden und schwunglosen Kleinkrieg sehen wir einen empfänglichen, wissensdurstigen Menschen voll brennender geistiger Interessen hineingezogen. Das Verhältnis zu seiner Arbeit entwickelt sich folgerecht aus diesem Gegensatz. Seinen Fabrikherrn wird Bromme als ein geschickter, aber unsteter veränderungssüchtiger Arbeiter erschienen sein. Sie haben von ihrem Standpunkt aus recht. Eine Kränkung, unangenehme Arbeitsgefährten, oft auch nur Überdruß an der Art der Arbeit genügen, um ihn einen Wechsel herbeiführen zu lassen. Aber das ist durchaus verständlich. Das Verhältnis zur Arbeit ist ein außerordentlich lockeres. Das Lebensinteresse dieses intelligenten Jungen liegt ganz wo anders. Er nährt sich kümmerlich von den Büchern, die knappe Mittel und knappe Freistunden ihm zugänglich machen. Da ist der Mittelpunkt und der eigentliche Inhalt seines Daseins. Die Fabrikarbeit, — das Knöpfe auflegen, löchern, hobeln — ist eben ein notwendiges Übel. Wie ist von einem geistig strebsamen und wissenshungrigen jungen Menschen eine andere Auffassung solcher entsetzlich mechanischen Arbeit zu erwarten! Das Behagen der Gewohnheit und die Schwerfälligkeit, die manchen anderen an der einmal — „gewählten" kann man kaum sagen — angenommenen Arbeit festhält, spricht bei ihm nicht mit, da es ihm leicht wird, sich in neue Arbeitsverhältnisse zu finden und die immerhin doch recht einfachen Handgriffe irgend einer neuen Technik zu lernen. Andererseits reizt den geistig regsamen die Abwechselung, ja es wird mit der Zeit geradezu Bedürfnis, einmal wieder neuen Erlebnisstoff in das tötende Einerlei der Arbeitstage zu bringen. Der Verfasser sagt selbst einmal: „Die verehrlichen Leser werden nach alledem einen schlechten Eindruck von mir empfangen, weil ich gleich im Anfang meiner Laufbahn die Arbeit so häufig wechselte. Das ist aber so, wenn man keinen ständigen Beruf hat und immer nur ein Trinkgeld als Lohn erhält. Man sucht sich zu verbessern, kommt aber oftmals aus dem Regen in die Traufe". Um mit der Arbeit zu verwachsen, dazu stellt sie nicht genug Aufgaben, gibt sie nicht genug Gelegenheit zu vielseitiger Kraftbetätigung.

Ein Mensch, der nach all den Seiten hin, die diese Arbeit brach liegen läßt, nicht verkümmert, kann sie nur unter stärkstem Zwang ertragen.

Dazu kommt die große Empfindlichkeit gegen jede Art Ungerechtigkeit, die ein ganz auffallender Zug sowohl in dieser Arbeiterbiographie, wie in den Aufzeichnungen Karl Fischers ist. Dort ist es mehr die Unfähigkeit des ungebildeten Mannes, objektiv zu sein und die Dinge zu übersehen, die Hilflosigkeit, in der er sich immer in einem halbbewußten Zustand der Selbstverteidigung befindet gegen die unberechenbare Willkür der Menschen und Dinge, durch die er sich von allen Seiten her eingeengt und bedrängt fühlt. Hier bei diesem modernen Arbeiter gibt das Bewußtsein von der großen sozialen Ungerechtigkeit, die über sein ganzes Lebensschicksal entschieden hat, die stärkere Note. Dies bohrende Gefühl macht reizbar für all die kleinen Stiche und Stöße, die ein geistig überlegener und seelisch feiner gearteter Mensch unter roheren Arbeitsgenossen und Aufsichtsbeamten zu leiden hat. Gefallen läßt er sich nichts, und erst als die Rücksicht auf eine Familie, deren Ernährer er ist, ihn fester an eine einigermaßen sichere Arbeitsstelle bindet, versteht er sich hier und da zu einem Versuch, einzulenken und auszugleichen.

Die interessantesten Aufschlüsse enthält die Biographie über den Gedankenkreis und die Bildungsinteressen des intelligenten Arbeiters. Da unterhalten sich der Aufleger und der Spritzer in der Knopffabrik von dem historischen Verhältnis des Buddhismus zur Lehre Jesu, der eine Tag Gefängnis für Kirschenmausen wird zur Lektüre von Schillers Wallenstein verwertet, der Kamerad, der „auf die Walze" gegangen ist, schreibt seine Gedanken über Napoleon I., „den großen Hypnotiseur", über das moderne deutsche Drama, und erzählt, wie die Polizei, als sie ihn wegen Bettelei festnahm, Börnes Aphorismen über die Polizei in Deutschland bei ihm konfiszierte. Man schwärmt für Grabbes „Hermannsschlacht" und „Napoleon" und liest Maupassant, Shelley, Byron und natürlich Tolstoi. In der Lungenheilanstalt wird von Liegestuhl zu Liegestuhl über die mosaische Schöpfungsgeschichte und den Darwinismus diskutiert, der Verfasser läßt sich von einem Altenburger Tischler den Tannhäuser und die versunkene Glocke „erklären", und in dem Verzeichnis der Bücher, die er in der Anstalt gelesen hat, findet sich Schillers Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung. „Jörn Uhl" und „Die Waffen nieder" bezeichnet dieser Arbeiter als „Ereignisse" in seinem Leben. Aus all diesen Kenntnissen und Eindrücken wird aber — und das ist das Traurige dabei — keine persönliche Kultur. Und in dieser Hinsicht rollt das Buch ein Problem auf, das wohl das innerlichste und das brennendste Kulturproblem des Maschinenzeitalters ist, die Frage, was bei der Mechanisierung der Arbeit einerseits und der Verbreitung des Wissens andererseits aus dem *Menschen*, aus der *Persönlichkeit* wird.

Es ist auffallend und charakteristisch, daß dieser Arbeiter, der vom Gesichtspunkt seines *Wissens* aus betrachtet ein gebildeter Mann ist, der mehr gelesen hat als mancher Geheimrat, doch kulturlos, unverfeinert und flach bleibt. Wer einmal „Asmus Sempers Jugendjahre" neben diese Biographie stellt, dem wird klar werden, wie wenig Einfluß in diesem *wirklichen* Arbeiterdasein die Bekanntschaft mit dem Höchsten und Edelsten auf den Stil des persönlichen Lebens hat. Neben intellektueller Durchbildung eine traurige und erschreckende Leere, ja Roheit des Gefühls. Und eine Trivialität des Geschmacks, die in der Ausdrucksweise auf Schritt und Tritt durchbricht und — ganz im Gegensatz zu der ursprünglichen Kraft und Reinheit der

Sprache Karl Fischers — die Lektüre des Buches zu einer Pein macht. Dieser Mann, der Schiller und Heine liest und mit Goethes „Faust" ehrfürchtig vertraut ist, findet doch Gefallen an platten Gassenhauern und verrät in seinem Stil nichts, aber auch gar nichts von diesem geistigen Umgang, vielmehr aber, daß er sich von dem trivialsten Zeitungsdeutsch mehr imponieren ließ. Er spricht von dem „Marsjünger" und seiner „Dulcinea", von „lebendem Kopfinventar", den „Unaussprechlichen" usw.

Trauriger als diese Plattheit des Geschmacks ist aber, wie gesagt, daß aus der intellektuellen Kultur keinerlei Feinheit, Wärme und Reichtum in das persönliche Leben eindringt. Wie trostlos und arm ist die Ehe dieses Arbeiters! „Für einen Arbeiter und eine Arbeiterin wird die Ehe fast immer zu einem Unglück", sagt der Verfasser im Hinblick auf sein Familienleben. Den Hauptgrund sucht er selbst in der materiellen Not. Das klägliche, mühsame Leben bietet zu viele Reibungsflächen. Ich lasse ein Stück aus dem Kapitel „Mein Familienleben" folgen, das diese Zustände traurig beleuchtet:

„Als mein zweites Kind angekommen, war es, wie ich früher schon erwähnte, auch mit der Fabrikarbeit meiner Frau zu Ende. Dafür fing aber natürlich zu Hause Stückeausnähen an. Ich habe manchmal geschimpft, denn es kam öfters sogar zweimal in der Woche vor, daß ich früh gegen 3 oder 4 Uhr aufwachte, und meine Frau saß immer noch in der Stube und nähte Faden- oder Schlußbrüche in der Ware aus. Für 4 bis 6 Mark zwei Nächte Schlaf ohne die Tagesarbeit opfern — das reibt doch auch die stärkste Natur auf. — Mitunter waren die Stücken so voller Fehler, daß sie die ganze Woche für 2 Mark arbeiten mußte, dann kamen auf die Stunde manchmal 2 bis 3 Pfennige. Sie weinte manchmal darüber. — Wer ermißt diese Qual, am Tage und in der Nacht immer und ewig zu kratzen, zu nähen und zu sticheln, extra die häuslichen Arbeiten und die Kinder zu besorgen, um dann am Sonnabend einige Hungergroschen in die Hand gedrückt zu erhalten. Da ist es auch kein Wunder, wenn die Kinder manchmal zerrissene Unterkleider tragen müssen. Da ist es auch kein Wunder, wenn oft erst die Betten Abends kurz vor dem Schlafengehen gemacht werden, obwohl ich oft erregt darüber geschimpft habe. Unzählige Male habe ich angeordnet, daß die Betten gleich früh gemacht werden sollen! Und doch geschah es oft nicht und nur wegen der geschilderten Umstände. Die Frau wurde darob mißmutig, ließ ihren Ärger und ihre Wut an den Kindern aus und stets erfolgte dann eine Kollision zwischen uns. Aber sie behielt dabei immer das Oberwasser. ‚Ich muß arbeiten, daß ich durchkomme, die Kinder brauchen wieder alle Kleider und Schuhe, das Bett ist noch zu bezahlen, auch der Sofatisch, auch das und jenes. Sonntags kommen die Leute gelaufen und wollen Geld haben, du bekümmerst dich nicht drum, die ersten Jahre mußte ich sogar noch für den Hauszins sorgen. Du läufst die Woche drei, vier und fünf Abende in Partei-, Verbands- und Konsumvereinssitzungen, und alles kostet Geld; mir machst du nichts weis. Wenn ich mir da andere Männer bedenke. Die helfen ihrer Frau viel mehr als du, sehr selten bekommt man von dir einen Eimer Wasser geholt. Da kommst du Abends heim, redest nicht mit mir, gibst kurze grobe Antworten, schreibst, liest, bis du einschläfst und mir dann die halbe Nacht hindurch wieder eine Kugel voll Öl verbrannt hast — —' solche Gardinenpredigten (ich habe freilich gar keine Gardinen, sondern nur Vitragen) mußte ich öfters anhören. Wenn es mir dann gar zu bunt wurde, gab es Krach. Manchmal zeterte sie auch über die Kinder: ‚Solche miserablen Bälge hat im ganzen Orte niemand, aber sie können ja auch machen, was sie wollen, ihr Vater läßt ja alles zu' hieß es dann. Wenn ich mich dann einmal aus Ärger an den Kindern vergriff, und sie durchbläute, so fuhr die Mutter wieder dazwischen und schrie mich an: ‚du willst sie wohl zuschanden schlagen und sie zum Krüppel machen?' Doch dann kochte ich vor Wut, warf ihr nicht gerade liebenswürdige Ausdrücke an den Kopf und fraß schließlich meinen Ärger in mich hinein, der mich noch nervöser machte."

Und doch ist dieser Mann von einer inneren Anständigkeit, die ihn über viele seiner Standesgenossen erhebt. Er hat einen Widerwillen gegen jede Roheit in erotischen Dingen, trinkt nicht, hat seine Frau nie geschlagen, und dichtet am ersten Tage in der Heilstätte ein Gedicht: „Heimweh."

Aber überall spürt man es, daß von einem eigentlichen Familienleben gar nicht die Rede ist. Keine Gemeinsamkeit der Interessen besteht. Von der armen Frau, die sechs Kinder hat und mit zähester Arbeit sich doch nie das Gefühl verschaffen kann, daß das Notwendigste nun getan ist, die nie eine Erholung oder Ausspannung irgendwelcher Art hat — wie der Verfasser selbst berichtet —, von ihr ist nicht zu verlangen, daß sie in den politischen und geistigen Interessen ihres Mannes etwas anderes sieht, als kostspieligen Zeitvertreib. Und man kann auch von dem Mann nicht erwarten, daß er sein Leben mit ihr zu teilen versucht; es ist ja einfach keine Zeit dazu da. Sie ist das Lasttier, dessen freudlos und schwunglos geopfertes Leben ihm die Möglichkeit erkauft, höhere Ziele zu suchen, freilich ohne daß bei ihm von Dank die Rede ist, so wenig wie bei ihr von irgend welcher bewußten Opferfreudigkeit.

Das ist das Trostlose in diesem Arbeiterdasein, daß um der äußeren Misere willen die Menschen, die auf einander angewiesen sind, einander nicht *wohl* tun können, daß trotz aller Bildung und aller höheren Interessen der Himmel in diesem Hause leer bleiben muß, weil die Not den Menschen die Wege zu einander verstellt und die Quellen zur Freude an einander verschüttet. Wie dürftig ist in dieser Biographie, die in geistigen Fragen sonst eine oft überraschende Ausdrucksfähigkeit zeigt, alles, worüber von jeher das Volk am meisten zu sagen gewußt hat, worin es den eigentlichen Inhalt und Wert seines Lebens sah: Geburt und Tod, Lieben und Freien, Kinder wiegen und groß werden sehen! Wie dürftig, und wie arm an Wärme und Innigkeit! Eine Armut, über die sich manchmal grotesk die literarische Phrase spannt.

Das Leben wird regiert vom Pfennig! Man erstaunt immer wieder, mit welcher Sicherheit das Gedächtnis Geldbeträge festhält, und wie sie stets als ein wichtigstes, ja *das* wichtigste Moment irgend eines Ereignisses aufgeführt werden. Man weiß nach vielen Jahren noch, wie viel man da oder dort einem Dienstmann für das Tragen eines Koffers geben mußte, wie viel dieser oder jener Arbeitsgenosse in diesem oder jenen Fall einmal Schadenersatz bekommen hat, wie viel Pfennige einem andern an der Lohnauszahlung fehlten. Und das ist nicht subjektiver Materialismus, davon ist bei diesem Arbeiter gar nicht die Rede, sondern es ist die Anerkennung für die *faktische*, objektive Macht des Pfennigs. Das Wort jenes englischen Arbeiterführers: „Durch zehn Mark Lohnerhöhung im Monat konnte ich ein besserer Mensch werden," zeigt auch hier seine traurige, unerbittliche und unbestreitbare Wahrheit.

Die Biographie Brommes ist mit einem deutlichen Bewußtsein ihres Zweckes als kulturgeschichtliches Dokument geschrieben, während bei Karl Fischer eine mehr naive und in engerem Sinn künstlerische Lust am Fabulieren das Wort führt. Von dieser persönlichen Stellung zum Stoff ist der Charakter der beiden Berichte abhängig; von hier aus bestimmt sich, was erzählt und was verschwiegen wird. Bromme, der sich an Zola gebildet hat, gibt ganz bewußt ein objektives Sittenbild; er erwähnt Dinge und behandelt Fragen, z. B. des sexuellen Lebens, an denen Karl Fischer mit der natürlichen und naiven Schamhaftigkeit des einfachen Mannes vorübergeht. Eins aber machen sie beide sehr eindringlich, die Arbeit des mehr künstlerisch veranlagten Karl Fischer und die des verstandesmäßig auffassenden und darstellenden jüngeren Arbeiters: daß hier geistige Kräfte liegen, die infolge der sozialen Verhältnisse nicht nur vernachlässigt und ungenutzt bleiben, sondern ihrem Träger mehr zur Qual als zur Erhebung werden.

Und darin liegt das große und schwere Problem, das sie aufgeben.

Villa Adriana.

Einen Stein vom moſaikнen Boden,
Dunkler Villengärtner, laß ihn mir!
Denn an einem fernen, trüben Waſſer
Ziehen meine Tage blaß und blaſſer
Bald dahin ... nur heute ſteh' ich hier!

Heute nur mit heilgem Wipfelregen
Schauern die Cypreſſen Hadrians
Über mir, die ich ſo flüchtig ſchreite
Hin durch dieſes Landes Sonnenweite,
Auf den Pfaden meines Kanaans.

Gib ihn mir, der da ſo gülden funkelt,
Daß in meiner Zukunft kargem Ring,
Ich mit heißer Hand im Sehnſuchtsſpiele,
Doch zuweilen eine Stelle fühle,
Über die der Fuß des Cäſar ging ...

Roter Mohn, im Garten der Cäſaren
Dieſen Maienmorgen raſch erblüht —
Komm, und laß von meiner weißen Rechten
Dich in meine blonden Haare flechten,
Eh der Zauber dieſes Tags verglüht!

Dann, wenn Deine Dolden welkend ſinken,
Such ich Dir den ſchönſten Ruheplatz,
Lege Deine weichen Blumenglieder
In ein langvergilbtes Buch hernieder —
In die Liebeslieder des Horaz ...

Venedig.

Es war im Glanz des ſinkenden Geſtirnes.
Die Berge lagen duftumzittert da ...
Zum Meere ſtieg die weite Ebne nieder,
Und in der Ferne klangen Gondellieder
Vom grünen Wellenſpiel der Adria ...

Dort lag die Stadt, die Fürſtin der Lagune,
Der Traum, den einmal nur die Welt geträumt —
Die Waſſerſchlöſſer, von der Flut umſchaukelt,
Die Märchenkuppeln, von dem Licht umgaukelt,
Die Zauberſchleppe, carneolgeſäumt ...

Da bargen müde Tauben ihre Schwingen
Am Bild des Herrn im Moſaikenrund.
Zweifarbig flatterten die Kirchenfahnen,
Geheimnisvoll wie einer Gottheit Ahnen,
San Markos Löwe Gold auf rotem Grund.

Da zeichnete mit lichtgetränktem Finger
Der Abendſchein der Dogen altes Haus ...
Perlmutterglänzend jubelten die Wände
Ein hohes Lied der Schönheit ohne Ende
Wie ein Triumph auf Meer und Land hinaus.

... Das war im Glanz des ſinkenden Geſtirnes ...
Langſam verlöſchte jenes Tages Schein ...
... Dann ſchwamm die Stadt wie eine Welt der Freuden
Auf einer Flut von namenloſen Leiden
Ins dunkle Nichts der Sommernacht hinein ...

Torcello.

Da, wo der Inſelſtreifen flutverloren,
Blaßgrün und matt, ſo wie Opale ſchimmern,
Dem Meer entſteigt, das jene Stadt geboren,
Venezia, deren ferne Lichter flimmern —

Da, wo am ſtillen Rande des Kanales
Die bleichen Asphodelosblüten ſchwanken,
Da gleiten wir im Schein des Abendſtrahles
Dahin mit unſern ſchweifenden Gedanken ...

Denn uns gelüſtet nach verlaſſnen Säulen,
Nach morſchen Stufen leerer Hochaltäre,
Nach Krypten, wo verbannte Geiſter weilen,
Verbannt vom Tag tief in den Schooß der Meere!

Nach moſaiknen Bändern, golddurchſchlungen,
Verloſchnen Lampen, dunkeltiefem Schweigen — —
Wir wollen in die grauen Dämmerungen
Wie in das Reich der Schatten niederſteigen!

Emmi Lewald (Emil Roland).

Briefe einer deutschen Naturforscherin aus Brasilien.

Nachdruck verboten.

Franziskaner-Kolonie S. Antonio do Prato,
14. Oktober 1905.

Seit Mittwoch bin ich nun wirklich hier mitten im Urwald, wo ich mich bis jetzt ungeheuer wohl fühle. Mittwoch früh ging die Reise los. Nach allseitigem rührenden Abschied, Dr G. von seinen Leuten, Andreas G. von seiner Frau und ich von meinem Hunde, ging es zur Bahn. Auf dem Bahnhof stiegen wir in den infolge des Nazarethfestes bereits überfüllten Zug, natürlich in die erste Klasse, die einer schlechten dritten bei uns entspricht. Das „erste Klasse" war überhaupt nur eine façon de parler. Wir standen, gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge, zwischen übelriechenden Negern. Nach einiger Zeit erwischte ich einen Sitzplatz zwischen zwei Halbblutkindern, eins mit einer ekligen Augenkrankheit. Das andere bearbeitete mich ziemlich unsanft mit Fußtritten und Stößen; es schien aber nicht böse gemeint. Nach 4stündiger Fahrt — ich brachte es fertig, noch etwas von meinem versäumten Schlaf nachzuholen — kamen wir zu unserer Station Iguarapé-assu. Die beiden G.'s hatten lange mit dem Gepäck zu tun, und ich briet derweil in der Sonne, bis sich Frey Hilarione, ein Kapuziner, mit dem wir zusammen gefahren waren, meiner erbarmte und mich in das nahe gelegene „Hotel" führte. Dies war eigenartig, wie Ihr Euch denken könnt; es gab aber recht leidliches Essen und zum Schluß die wundervollste Ananas, die mir in meinem Leben vorgekommen ist. — Nun hatten wir noch 21 Kilometer bis zur Kolonie, größtenteils durch prachtvollen Urwald. Der Weg bestand nur aus einer schmalen, direkt durch den Wald gehauenen sogen. picada. Die Möglichkeit, daß zwei Wagen sich begegnen könnten, war überhaupt nicht vorgesehen. Hin und wieder lagen Baumstämme über den Weg. Waren sie mäßig, so fuhr man einfach darüber weg; waren sie dick, so hatte jemand einen Weg mit dem terçado darum herum gehauen. Der Frey und A. G. ritten; Dr G. und ich bestiegen ein zweiräderiges Wägelchen, dessen Rößlein erst längere Zeit geführt werden mußte, ehe es sich entschloß allein zu laufen. Daß es hartmäulig sei, war uns schon vorher versichert worden. Nach einiger Zeit bat ich um die Zügel, und nun begann eine herrliche Fahrt. Das Rößlein — das mir übrigens in der Seele leid tat, denn es war todmüde — verlangte eine abwechslungsreiche Behandlung, wenn man vorwärts kommen wollte. Die Peitsche — schon zerbrochen und mit Bindfaden wieder zusammengebunden — war bald zerschlagen. Manchmal lief es, wenn A. G. vor uns und der Padre mit einer schlanken Liane in der Hand neben uns ritt, manchmal verlangte es Unterhaltung, die in lautem Hurra und avanti-Geschrei meinerseits und „oh cavallo" von seiten des Padre bestand. Hügelab wollte es überhaupt nicht

gehen, hügelauf mußte es geführt werden. Einmal versagte es völlig, dicht am Zusammenbrechen. Ein paarmal regnete es unterwegs, zum Glück nur kleine Güsse, nicht von der schlimmsten Sorte, wo man in 2 Minuten bis auf die Haut naß ist. Hierbei nahmen sich die Reiter mit aufgespannten Regenschirmen sehr hübsch aus, besonders der Padre in seiner Kutte mit Strick und Sandalen. Endlich nach fast 5stündiger Fahrt, fast immer durch köstlichen, himmelhohen, lianenübersponnenen Urwald, öffnete sich der letztere, und wir blickten von einer kleinen Höhe in ein friedliches, lachendes Tälchen mit Pflanzungen, Palmen, Bananen und allem sonstigen Zubehör eines tropischen Dorfes, durch das sich ein klares Flüßchen, der Maracanan, schlängelte. Jenseits desselben hebt sich das Gelände wieder etwas, und hier liegt die eigentliche Kolonie, bestehend aus dem Frauenkloster, einem recht stattlichen, noch ganz neuen Gebäude, dem älteren Hause, worin die Padres (lauter Italiener) wohnen, und einer Anzahl Hütten, teils von nordbrasilischen Kolonisten, teils von Tembe-Indianern bewohnt. Doch wohnen die letzteren meist im Walde. Wir fuhren bei den Padres vor, wo ich vorgestellt wurde und sogar die Vorräume der heiligen Hallen betreten durfte; dann ging's hinüber zu den Nönnchen, bei denen ich wohnen sollte. Hier harrten unserer verschiedene Überraschungen: erstens wurden wir in einen wirklich prachtvollen, riesengroßen „Salon" (mit Klavier!) geführt, dann kam daneben mein Zimmer, ein gleichfalls sehr großer, freundlicher Raum, mit Himmelbett und allem möglichen Komfort, auf den ich hier am allerwenigsten gerechnet hätte. Den „Salon" benutze ich während der heißen Nachmittagstunden. Beköstigt werde ich von den guten Padres und zwar sehr üppig, wenn auch eigenartig.

16. Oktober. Die Kolonie lehnt sich auf der einen Seite — gleich hinter unserm Garten — direkt an den Urwald, auf den andern ist sie von Zuckerrohr und Mandiokafeldern umgeben; aber nach längstens halbstündiger Wanderung ist man immer wieder im Walde, entweder auf der Höhe im riesenhohen Mato virgem, mit prachtvollen, von Lianen und Epiphyten überzogenen Stämmen, deren Höhe man erst beim Schießen recht würdigt, oder im Igapó, dem palmenreichen, ohne terçado völlig undurchdringlichen Wald der Niederungen. Durch das Tal fließt der Maracanan und sein Zufluß, der Prata, nachdem die Kolonie heißt. Der Tag nach unserer Ankunft war ein Feiertag. Wir machten morgens einen Spaziergang mit Frey Danielo, dem Vorsteher der Anstalt und einigen andern Freys. Außerdem hatte sich uns, angelockt durch unsere Flinten, die ganze Dorfjugend angeschlossen. Nach einiger Zeit wurden der Chef und ich, da wir jagen wollten, während die andern Pflanzungen besichtigten, einem jungen Indianer anvertraut, Manoel, dem Sohne eines Häuptlings aus der Umgegend, der ihn den Padres zur Erziehung übergeben hatte. Außerdem begleiteten uns als Freiwillige noch zwei kleinere Indianerjungen. Alle drei waren prächtige Burschen, Manoel schon mit der typischen stolzen, verschlossenen Indianerhaltung. Es war, als ob er uns eine Gnade erwiese, daß er mitkam. Die beiden Kleinen waren allerliebst. Augen hatten sie alle wie die Luchse. Meine sind ja für Europa nicht so übel, aber hier kam ich mir doch sehr stumpfsinnig vor, wenn ich minutenlang angestrengt ins Gebüsch starren mußte und endlich erst an der Bewegung erkannte, daß dort ein Vogel sei. Besonders der zweite war ganz ausgezeichnet, der hatte die Passion für Wald und Tiere in sich und brauchte keine Anregung durch uns. Fast als erstes verschaffte er uns — der Chef schoß — eine der größten ornithologischen Seltenheiten, die Pipra opalizans, von der bisher überhaupt nur 3 Exemplare in den Museen vorhanden waren. Leider konnten

wir von diesen Jungen keinen als ständigen Begleiter bekommen, wahrscheinlich wären sie, wenn sie den Wald erst wieder geschmeckt, ausgerissen und nicht wieder gekommen. Dafür erschien nachmittags ein anderer Jüngling, Henrique mit Namen, mit sehr viel Negerblut in sich: im Walde wenig zu gebrauchen, sah nicht, hörte nicht, mochte nicht ins Dickicht. Nach kurzer Zeit hatte er uns ebenso satt wie wir ihn, und schon Freitag blieb er aus wie das Röhrwasser. Ein großer Kummer war es mir weiter nicht, denn Frey Danielo versprach Ersatz.

Freitag war wieder ein Fest, Frey Danielos Geburtstag, der von der ganzen Kolonie aufs Brillanteste gefeiert wurde. Am Abend war bei den Padres eine Vorstellung, zu der auch ich feierlich eingeladen wurde, was ich natürlich mit Wonne annahm. In langem Zuge marschierten wir, die Nönnchen, ihre Zöglinge und ich, hinüber ins Theater, einen scheunenartigen, im Innern aber ganz nobel mit Bänken, Stühlen für die Honoratioren und einem strahlend schönen Vorhang in den brasilischen Farben ausgestatteten Raum. In der Mitte des Vorhangs prangten in Riesenschrift die Worte „Ordem e progresso!" Links saßen die Weiblein, rechts die Männlein. Die weiße Farbe war eigentlich nur durch die Mönche, Nonnen und uns Gäste vertreten. Einen großen Teil der Zuschauer bildeten die Zöglinge, Mädels und Jungen, hauptsächlich Indianer und Neger und einige Mischlinge. Dann noch die in allen Farben spielende Dorfbewohnerschaft. Dem Geburtstagskinde zu Ehren wurde zuerst das Martyrium des heiligen Daniel gespielt, ein höchst rührendes Stück. Die Hauptrollen, Daniel und sein Vater, waren in den Händen von zwei Indianern; Daniel ein kleiner, dicker Indianerjunge, der die lange, schwierige Rolle musterhaft gelernt hatte und sie mit wahrer Märtyrermiene vortrug. Bei jedem Abgang entfernte er sich mit einer Verbeugung gegen das Publikum. Der Vater machte seine Sache recht leidlich, entschieden am besten von allen. Nur weinen, wie es das Stück vorschrieb, konnten sie beide nicht als echte Indianer. Daniel starb tränenlos, und ohne Tränen hörte sein Vater die Kunde. Die Kostüme waren glänzend, rosa, rote und grüne Mäntel mit Goldborten, hochmoderne karrierte Strümpfe, kreuzweise mit Bändern umwunden, Phantasiekopfputze von abenteuerlicher Gestalt. — Dann folgten Musikvorträge von einer fast ganz aus Indianern bestehenden Kapelle, gar nicht so übel, wenn man die Verhältnisse in Betracht zog; dann ein Lustspiel, von dem ich leider nicht allzuviel verstand, das jedoch nach dem schallenden Gelächter und dem Beifall der anderen Zuschauer zu urteilen höchst komisch sein mußte. Danach ging jedermann entzückt in seine Behausung, die Indianer, um sich wie die Mauersteine zu betrinken. Trotz dieses Lasters sind sie mir riesig sympathisch mit ihrer stolzen Haltung, ihrem zurückhaltenden Wesen und den, wenn auch nicht schönen, doch angenehmen roten Gesichtern. Besonders auffallend ist der Gegensatz zwischen diesen geborenen Aristokraten und den zudringlichen, ewig schwatzenden und lärmenden plebejischen Negern. Der Neger putzt sich gern auf, äfft den Weißen nach und sieht dann aus wie ein Affe. Der Indianer trägt sich ganz einfach, meist nur Beinkleid und den glänzenden roten Oberkörper nackt, in der Kirche und bei festlichen Gelegenheiten auch Jacke. Die Frauen haben fast alle wundervolles Haar, die Kinder sind sehr niedlich und drollig.

17. Oktober. Sonnabend früh erschien dann ein neuer Jüngling, um uns auf die Jagd zu begleiten, diesmal wieder ein Manoel, jedoch kein Indianer, sondern ein Halbblut. Er hat aber das indianisch Hochmütige und Zurückhaltende, scharfe Augen

und scheint mit Leib und Seele bei der Sache. Unbezahlbar ist das halb spitzbübische, halb teilnahmsvolle Gesicht, das er macht, wenn ich gefehlt habe. Zu oft dürfte es aber doch nicht vorkommen, glaube ich, sonst würde ihm die Sache langweilig werden. Da bin ich nun bei meinem Schießen angekommen. Es geht so leidlich. In den ersten Tagen war ich noch sehr aufgeregt, täuschte mich auch ein paarmal. Einmal schoß ich zur Freude der Indianer auf ein Blatt. Trotzdem brachte ich von Anfang an eine Anzahl Vögel nach Hause. Jetzt bin ich leidlich eingeschossen mit meiner kleinen Flinte, besonders seit ich bei einem Fehlschuß auf eine am Boden sitzende Eidechse wahrnahm, daß ich zu hoch gehalten hatte und mich danach richte, geht es ganz befriedigend, und ich bekomme ein Gefühl von Sicherheit. Mein Tageslauf ist folgender: Um ½6 stehe ich auf, um ¼7 kommt Manoel, um mich zur Jagd abzuholen. Wir streifen dann bis gegen 11 Uhr umher, dann geht es nach Hause, wo mein Essen meist schon auf dem Tisch steht und, wie ihr denken könnt, recht gut schmeckt nach der Anstrengung. Nachmittags kommt eine ziemlich langweilige Arbeit, das Präparieren oder Konservieren der geschossenen Vögel und der weiteren Ausbeute von Insekten, Reptilien, Amphibien. Um ½5 erscheint Manoel wieder, und wir jagen weiter bis 6 Uhr. Dann Abendessen, eventuell nochmals Präparieren; wenn Zeit ist, schreibe oder lese ich noch etwas, aber um 9, manchmal schon ½9 kommt der Sandmann unaufhaltsam, und ich schlafe durch, bis mich die Morgenandacht der guten Nönnchen wieder weckt. Das hört sich so einfach an; ob Ihr Euch wohl denken könnt, welche Fülle intensiver Genüsse mir so ein Tag bringt? Schon das Aufwachen ist herrlich; wenn mein Blick durch das offene Fenster auf die hohen Wipfel des Urwaldrandes mit ihren malerischen Formen und den üppigen Schlingpflanzenguirlanden fällt, und mir immer wieder mit Entzücken zum Bewußtsein kommt, „du bist in den Tropen!“ Noch strahlt der Vollmond glänzend am Himmel, aber sein Licht mischt sich allmählich mit der beginnenden Morgendämmerung, und plötzlich fängt alles an zu strahlen und funkeln. Die mächtige Tropensonne geht auf. Um diese Zeit ist der Himmel meist von einem leuchtend durchsichtigen Blau, d. h. sobald die Nebelwölkchen, die auf den Zuckerrohrfeldern liegen, zerflattert sind. Später ziehen oft Wolken auf, die die Hitze angenehm mildern. Manchmal gibt es Nachmittags auch Regengüsse. Ganz bedeckt ist der Himmel kaum jemals; aber diese wechselnde Beleuchtung, die fliegenden Wolkenschatten über der anmutigen Landschaft, das hat auch einen eigenen Reiz; doch ich bin noch beim Morgen. Mein Frühstück, das aus Brot und Ananas oder Bananen besteht, verzehre ich meist draußen, während wir dem Walde zustreben, aus dem schon von weitem einzelne ganz in Blüten stehende Bäume aufleuchten. Und dann schließt sich das himmelhohe Urwalddach über uns, und hinter uns schlagen die Laubmassen wie ein grüner Vorhang zusammen. Immer enger und enger wird die picada, bis sie schließlich nur noch für Indianeraugen als Weg kenntlich ist.

Zuerst hat man wohl den Eindruck von Totenstille, aber plötzlich erhebt sich lautes, jauchzendes Gekreisch auf allen Seiten; eine Lathriaart ist es, ein Vogel von etwa Drosselgröße, dessen gellender, dreisilbiger Ruf zuerst etwas förmlich Erschreckendes hat. Allmählich schärft sich das Ohr und vernimmt nun das Schwatzen der Papageien in den Wipfeln, den rauschenden Flug des Tukoms, den eintönigen Lockruf der Trogons und schließlich auch all das feine Zwitschern und Summen im Dickicht ringsum. Riesige leuchtend blaue Schmetterlinge flattern — taumeln, möchte ich sagen — langsam über den Weg; ebenso leuchtend, aber blitzschnell mit schwirrendem Fluge schießt ein

Kolibri dahin. Plötzlich wird es hell; ein Urwaldrieſe iſt zuſammengebrochen und hat durch ſeinen Fall eine förmliche Lichtung geſchaffen. Dann biegt der Weg wieder in tiefes Waldesdunkel, er ſenkt ſich hinab, wo über hellen Sand die goldenen Wellen des Prata rieſeln, von Palmen überdacht. Hier iſt der Wald faſt undurchdringlich, die Natur herrſcht hier unumſchränkt, der Menſch ſpielt keine Rolle mehr. Mir kommt ſo oft Byron in den Sinn:

„There is a pleasure in the pathless woods,
There is a rapture on the lonely shore,
There is society, where none intrudes
— — — — — — — — — — — — — — —
I love not man the less, but nature more
For these our interviews, in which I steal
From all I may be, or have been before,
To mingle with the universe, and feel
What I can ne'er express, yet can not all conceal."

Gute Nacht! Es iſt 9 Uhr.

* * *

Den 22. Sonntag Morgen.

Eben kam das ganze Dorf zur Meſſe. Voran die kleinen Mädchen, geführt von Schweſtern, alle in netten, blaugeſtreiften Matroſenkleidern mit weißem Beſatz, dann die Jungen, gleichfalls als Matroſen, dann die Kapelle, die aus jungen Indianern beſteht. (Die beiden Manoels ſind auch dabei.) Die Indianer ſollen recht muſikaliſch ſein und alle große Freude an Muſik haben, was man ihnen auch anſieht. Sehr niedlich iſt es, wenn die kleinen Indianerjungen bei einer Schweſter Klavierſtunde haben. Sie ſind ſo vertieft und mit ungeheurem Eifer dabei. Die Kapelle trägt auch eine Art Uniform, weiße Leinenanzüge mit kurzen Jacken und weiße Mützen mit Goldborte, was zu den dunkeln Geſichtern recht gut ausſieht. An dieſen Zug, der erſt einen kleinen Umzug machte, ſchloß ſich dann ſo ungefähr das ganze Dorf. Ich konnte vom Fenſter des hochgelegenen Schweſternhauſes, in dem ſich auch die Kirche befindet, alles gut überſehen, wie ſich der Zug vom Hauſe der Padres, das niedrig und noch mit Schindeln gedeckt, aber äußerſt maleriſch unter Fruchtbäumen und Palmengruppen halb verſteckt liegt, durch das lachende, friedliche, ſonntägliche Tropendörfchen in Bewegung ſetzte, unter Bäumen verſchwand und dann auf dem großen Platz vor unſerm Hauſe wieder auftauchte. Hier ſpielte die Muſik noch „eins extra", und dann ſtrömte alles in die Kirche, wo Frey Danielo eine einfache Predigt über das Gleichnis vom großen Abendmahl, Luk. 14, hielt. Auf dieſe Weiſe wird der Sonntag auch äußerlich zu einem Feſttage geſtempelt, auf den ſich alles freut, was ich bei dem Charakter der natürlich vorwiegend ſinnlich veranlagten Bevölkerung ſehr richtig finde. Daß dies nicht alles iſt, ſondern daß ſich die Padres um Landwirtſchaft, Anpflanzungen aller Art und rationelle Verwendung der Produkte ſehr verdient machen, ſehe ich täglich. Sie haben eine kleine Brennerei zur Herſtellung von cachaca (Zuckerrohrbranntwein; die Herſtellung von Zucker lohnt merkwürdigerweiſe nicht), bauen Reis, der in einer Reismühle enthülſt wird, und pflanzen unter Leitung von Andreas G. Kakao an. Das iſt um ſo höher anzuſchlagen, als für die Landwirtſchaft in dieſem Teile von Braſilien ſonſt gar nichts geſchieht. Die Portugieſen beſchäftigen ſich nur mit dem Gummi-

handel, und der Gummi wird bis jetzt noch einfach aus dem Walde geholt. Überhaupt scheinen die Portugiesen ganz vorwiegend kaufmännisch veranlagt zu sein; durch den Handel wird aber das Land nicht gefördert, denn schließlich muß selbst der Gummi ohne Nachpflanzungen ein Ende nehmen. So sind denn tatsächlich hier die Missionen die eigentlichen Kulturträger.

Hier in der Nähe sind verschiedene kleine Indianerniederlassungen. Diese bieten landschaftlich fast die hübschesten Bilder, lachender und freundlicher als der majestätische Urwald, der ihnen aber überall als sehr wirksamer Hintergrund dient. Meistens sind es langgestreckte, fast eine Meile lange, aber nur einige hundert Meter breite Lichtungen. Am Waldrande zieht sich der Fußweg hin; auf der anderen Seite sind Wiesen mit einzelnen Bäumen, Mandioka-, Bataten- und Zuckerrohrfelder, dazwischen von Zeit zu Zeit grüne Inseln durch Palmen, Mamon-, Cachubäume, Bananen usw. gebildet, die dann immer das Vorhandensein einer Indianerhütte verraten. Hin und wieder senkt sich der Weg zu einem Igarapé, einem Bach, und von drüben greift zackig und halbinsel- und inselartig der Urwald ein, dessen Riesenbäume sich so mit ihrer freien, ganz von Schlingpflanzen überwucherten Seite natürlich am schönsten präsentieren. Die Hütten der Indianer sind eigentlich nur große Schuppen, an einer Seite ganz offen und mit weit vorspringenden Palmblattdächern. Drinnen sieht man den Herd und die Hängematte, in der der Herr des Hauses seine Zeit verbringt, wenn er nicht auf der Jagd ist. Das heißt, so weit der Einfluß der Padres reicht, scheinen sie doch auch etwas zu arbeiten. Viel ist in dem reichen Land ja nicht nötig, um alle Bedürfnisse eines Indianers zu befriedigen. Die Frau ist gewöhnlich mit irgend einer Arbeit beschäftigt, und ringsum spielen die kleinen, nackten braunen Kinder mit den zahlreichen Hunden. Ein Schweinchen und mehrere Hühner gehören gewöhnlich auch zur Familie, und oft Papageien und andere Vögel. Ich errege natürlich gewöhnlich ziemliches Aufsehen, wenn ich mit meiner Jagdausrüstung auftauche, das sich aber bis jetzt nie in unangenehmer Weise äußerte. Die Indianer, die ich unterwegs treffe, sprechen mich meistens lachend an und fragen, was ich geschossen hätte. Neulich kamen drei gerade dazu, als ich auf eine Tanagra anlegte. Das ungläubige, maßlos erstaunte „cahiu“ (er fiel), das sie sich zuriefen, war höchst spaßhaft und zeigte mir, daß sie mir vorher doch nichts zugetraut hatten. Frey Daniele sagt übrigens, daß die Indianer ganz einverstanden und wohlwollend mir gegenüber seien, während die Serrenser Kolonisten daran Anstoß nähmen, daß ich als „mulher“ (Frau) mit der „espingarda“ (Flinte) umherginge.

Gestern erlebte ich übrigens noch eine Überraschung. Als ich zur Abendpürsche ausging, trat plötzlich ein langer, blondbärtiger Mensch auf mich zu, der sich mir in unverkennbarem rheinländischen Dialekt als „Hoffmanns“ vorstellte. Er ist Sammler für das Tring-Museum (von Walter Rothschild) und will hier einige Wochen Vögel schießen, scheint ganz nett zu sein.

Freitag, den 27. Oktober 1905. Nun geht mein Urwaldidyll zu Ende. Morgen ist mein letzter Jagdtag, Sonntag will ich noch photographieren, Montag früh packen, und Montag Nachmittag geht es nach Igarapé-assú, wo ich übernachte, um dann Dienstag früh nach Pará zurückzukehren. Ich bin ganz betrübt, wenn ich an den Abschied denke von dem schönen freien Leben im Urwald, von meinen guten Nönnchen, mit denen ich mich sehr angefreundet habe, und von Manoel. Letzterer ist mir die ganze Zeit ein sehr angenehmer und nützlicher

Gefährte gewesen. Seitdem ich die Reservestinte (einen ziemlich schweren Drilling) hier hatte, beteiligte er sich auch an der Jagd. Anfangs mit ziemlich geringem Erfolg. In der letzten Zeit hat er sich aber eingeschossen und hat mir einige recht hübsche Stücke geliefert. Heute erlegte er sogar einen Affen, eine schwarze Hapale, das erste Säugetier, das wir geschossen, das zweite, das wir überhaupt in der ganzen Zeit zu Gesicht bekommen haben. Da könnt ihr euch einen Begriff machen, wie hier gegenüber dem ungeheuren Reichtum an Vögeln die Säugetierwelt zurücktritt. An Vögeln habe ich in den zirka 14 Tagen einige 50 verschiedene Spezies geschossen, ohne besondere Mühe. Dabei muß man berücksichtigen, daß ich im Anfang noch ziemlich oft fehlte und daß hier in dem dichten Walde sehr vieles Geschossene unauffindbar bleibt und verloren geht. Ich bin also mit der Ausbeute recht zufrieden, besonders an kleinen Vögeln, von denen ich eine ganze Menge mitbringe, die für das Museum neu sind. Eine Schinderei war oft das Präparieren. Gestern z. B. habe ich mit Ausnahme der beiden Jagdgänge und einer halben Stunde Eßzeit ununterbrochen bis 10 Uhr Nachts präpariert und mußte doch noch einige Vögel in Formol stecken.

Die Umgegend kenne ich nun ziemlich gut. Es gibt mehr Wege als man zuerst denkt, und als Manoel merkte, daß ich weder wasser- noch sumpfscheu bin, hat er sich auch nicht weiter geniert, sie mir zu zeigen. Freilich gab es oft keine Brücke, und man mußte direkt durchs Wasser waten, oder auf schmalen, kaum mehr als handbreiten Stämmen durch den zähen Schlamm der Sümpfe balancieren, oder über gestürzte Bäume klettern oder was sonst für Hindernisse sein mochten. Dafür gab es aber auch wieder entzückende kleine Lichtungen mitten im Walde mit malerischen Indianerhütten, wo die allerliebsten nackten Kinder scheu und doch voll brennender Neugier hinter einem Pfosten nach uns auslugten, und die braunen Männer sich teilnehmend nach unseren Jagderfolgen erkundigten. Diese Hütten mit ihrem Hintergrund von Palmen, Bananen und Cachubäumen, dem Lieblingsaufenthalt der Kolibris, sind meistens besonders hübsch gelegen, in der Nähe des Wassers, wo der Wald besonders üppig ist. Die Waldindianer machen auch noch einen ganz echten Eindruck, fast, die Kinder ganz unbekleidet, und ohne jede Beimischung von fremdem Blut.

Am lebhaftesten hat sich mir ein Eindruck Anfang dieser Woche eingeprägt. Es hatte an dem Morgen ungewöhnlich und stark genebelt. Wir waren schon ein paar Stunden im Walde umhergestrichen, da kamen wir plötzlich an eine etwas freiere erhöhte Stelle. Hier hatten vor Jahren einmal die Indianer eine breite schnurgerade Pikade durch den Wald geschlagen. Die Spuren des Menschenwerks und der Axt hatte die üppige Vegetation längst mit einer dichten Decke der wundervollsten Schlingpflanzen überkleidet, aber die Lücke selbst war geblieben und senkte sich jetzt zu unseren Füßen als goldene, von Diamanten funkelnde Straße mitten in das Herz des Urwaldes, bis sie sich in blauem Duft verlor. So werde ich das Bild des Tropenwaldes mit mir zurücknehmen nach Pará. Ich glaube, es wird mich sehr bald wieder zu ihm zurückziehen. Wenn es nach meinen Wünschen geht, bleibe ich nur etwa 14 Tage in der Stadt, um die hiesige Sammlung einzurangieren und gehe dann noch vor Eintritt der Regenzeit, die mich doch zu 4monatigem Stillesitzen zwingen wird, für 4 Wochen nach Marajó mit seiner eigenartigen Camposformation und dem Galeriewald, der sich nur an den Ufern der Flüsse findet, dort aber durch besondere Üppigkeit auszeichnet.

Pará, den 3. November. Am Sonnabend erschien plötzlich Andreas G. in der Kolonie und brachte mir einige Tage Nachurlaub, was mir sehr angenehm war. Er selbst blieb bis Mittwoch, um Pflanzungen zu besichtigen, und wir beschlossen dann zusammen zurückzukehren. Die nächsten Tage waren nun noch sehr nett. Am Sonntag erhielt ich den Beweis, daß ich wirklich in einer gewissen Beziehung bei den Indianern populär geworden war, was ich aus ihren freundlichen Begrüßungen, wenn sie mich im Walde trafen, übrigens schon vermuten konnte. Ich kam mit Göldi von einem Spaziergang zurück, als ich von hinten angerufen wurde, und als ich mich umdrehte, kam ein alter Indianer auf mich zu, der mir eine längere Rede hielt: Sua Excellencia (damit meinte er mich; man avanziert hier schnell) sei neulich auf der Jagd in der Nähe seines Hauses gewesen und er bäte, daß sie doch wieder dahinkommen und ihn besuchen möchte. Ich war erst sehr erstaunt, versprach aber natürlich zu kommen, wenn ich auch noch nicht wisse, wann. Dieser Mann war, wie ich nachher hörte, ein Tembe-Häuptling, ein angesehener und (verhältnismäßig) wohlhabender Indianer, der etwa $1\frac{1}{2}$—2 Meilen von der Kolonie wohnte. Wir überlegten uns, daß diese Einladung doch sehr verlockend sei, um so mehr, da der mir teilweise schon bekannte Weg eine gute Ausbeute an Vögeln versprach, und so entschloß sich G., sich für den Montag ganz frei zu machen und mich zu capitaõ Braz (der offizielle Titel meines neuen Freundes) zu begleiten.

Montag früh um 6 brachen wir also auf. Außer Manoel begleitete uns noch ein Sohn des Häuptlings, der im Institut bei den Padres ist, um uns den Weg zu zeigen. Unterwegs brachte G. eine fabelhafte Strecke von Vögeln zusammen, darunter sehr schöne Sachen. Manoel und ich taten übrigens auch das unsrige, und unser Indianerjunge machte sich durch seine guten Augen nützlich. Heute ging es noch mehr durch dick und dünn wie sonst: zu den noch nicht 2 Meilen brauchten wir etwa 6 Stunden, durch die vielen Abstecher nach rechts und links. Der letzte Teil des Weges besonders brachte mir einige neue Erfahrungen in der Urwaldwanderung. Erst kam eine Strecke frisch geholzter Wald, in dem man immer einige Meter über dem Boden über Stämme und Zweige klettern mußte. Hier trafen wir einen alten Indianer, der an Krücken ging und nur einen Fuß hatte. Auf Befragen erzählte er, er sei von einem Buschmeister (der hiesigen Lanzenschlange) gebissen worden. Ein Europäer wäre wahrscheinlich an dem Biß dieser furchtbarsten aller Giftschlangen ohne weiteres gestorben; der Indio aber hatte sich den Fuß amputiert, war mit dem Leben davon gekommen und humpelte nun noch ganz vergnügt im Walde umher. Es sollte übrigens in dieser Gegend noch verhältnismäßig viel Buschmeister geben, wie uns unser junger Führer erzählte, und ich muß gestehen, daß wir bei der nächsten Vogelsuche alle mit einiger Vorsicht auf der Erde und zwischen dem Laube umher tasteten. Plötzlich endete der Weg am Wasser, von Brücke keine Spur. Es war einer der größeren Maracananarme. Durch Bäche war ich auf meinen Streifereien ja schon oft gewatet, aber hier hieß es einfach bis an die Hüften hinein und im Flußbett entlang. Das laue klare Wasser war höchst angenehm und erfrischend. Es dauerte übrigens nicht lange, so produzierten die beiden Jungen ein Kanoe und luden uns ein, Platz zu nehmen. Meist saßen nur G. und ich darin; allenfalls konnte einer von den Jungen an tiefen Stellen noch darin stehen und uns mit einer Stange weiter stoßen. Für den vierten Mann gab es aber keine Möglichkeit, und als Manoel einmal versuchte, noch ein Plätzchen zu erwischen, senkte sich das Bot sofort mit der Mitte

(wo ich saß) unter den Wasserspiegel, und er mußte schleunigst wieder hinaus. Gewöhnlich liefen die beiden Jungen im Wasser nebenher und zogen und schoben das Boot; häufig saßen wir fest, und dann hieß es „alle Mann ins Wasser und gezogen, bis es wieder flott wird." Von Gefahr war natürlich keine Rede; höchstens für den photographischen Apparat und den Eßkober. Das Wasser war so klar und lau, der palmenreiche Wald so wundervoll, und wir alle höchst vergnügt. Es tat mir leid, als das Wasservergnügen aufhörte. Nun hatten wir nur noch ¼ Stunde Wegs, schon auf dem Gebiete unseres Gastfreundes, durch eine stattliche Allee von Cachubäumen. Das Häuptlingshaus war stattlicher als die gewöhnlichen Indianerhütten, z. T. mit geschlossenen Räumen, und alles machte einen behäbigen Eindruck. Leider trafen wir den Hausherrn nicht an — er hatte uns wohl nicht so schnell erwartet. Aber ein älterer Sohn war da und nahm uns sehr freundlich auf. Die Begrüßung war ganz klassisch. Ich hatte das dringende Bedürfnis, mir die Hände zu waschen: darauf erschien der junge Wirt mit einer flachen, hübsch bemalten Schale, aus der er Wasser über meine Hände goß. Dann kamen unsere Flinten an die Reihe, die das höchste Interesse erregten. Daß aus meinem 9 mm Flobert eine Kugel noch auf ziemliche Entfernung ein Brett durchschlug, wurde sehr bewundert, da der Indianer mit Vorliebe aus schweren Flinten mit stärkster Ladung schießt. Darüber trat sogar der Drilling zurück. Nach einiger Zeit aßen wir von unseren mitgebrachten Vorräten, dann begaben sich die Jungen mit unseren Flinten auf die Jagd. A. G. photographierte, und ich stürzte mich auf meine Vögel, um sie wenigstens notdürftig zu präparieren. Es waren etwa 30, ich mußte mich daher entschließen, den größten Teil dem Formolfaß zu opfern, denn dies ging über menschliche Kräfte. Bis 3 Uhr war ich fertig, nun war es aber auch höchste Zeit für den Rückweg. Schluß! Die Post geht ab!

E. H.

(Fortsetzung folgt.)

Die Berufsphotographin.

Von

Anna T. Plehn.

Nachdruck verboten.

Jedesmal wenn ich eine Ausstellung von Künstlerphotographieen sehe, macht mir diese unvergleichlich präzise, sichere Anschaulichkeit alles greifbar Wirklichen tiefen Eindruck. Und ich kann nicht umhin, an all die mittelmäßige Bildnismalerei zu denken, die jahraus jahrein aus unzähligen Ateliers hervorgeht. An die gut gemeinten aber durchaus unzureichenden Dilettantenporträts, die fast in allen Familienwohnungen herumhängen. Denn in welcher Familie gäbe es nicht malende Hände, mögen sie nun dem pensionierten Obersten oder der unbeschäftigten Tochter angehören, die ihre Muße mit einem kleinen Künstlertraum vergolden möchte. Aber bei der letzteren pflegt leider solchen Träumen ein bitteres Erwachen zu folgen. Es kommt wohl einst die Stunde, wo das Unzulängliche dieses Tuns der Urheberin selbst klar wird. Sie muß noch zufrieden sein, wenn sie nicht die Sicherheit ihrer Zukunft auf dieser schwankenden Basis gebaut hatte.

Und wie viele halbe Talente, die an der Unerbittlichkeit der großen Kunst scheitern, die nun einmal nur ganze Kräfte annimmt und in ihrem mächtigen Strom vorwärts trägt, gehen bei dem erfolglosen Ringen jener bescheideneren Kunst verloren, zu der die Photographie sich desto mehr entwickelt, je mehr sie ihre Grenzen formuliert. Grade den Frauen, die sich früh all zu leicht den Beruf für die Malerei zutrauen, entzieht sich damit ein Wirkungskreis, für den die weibliche Eigenart eine Sondergabe zu besitzen scheint, eben die Bildnisphotographie.

Um zunächst vom Technischen zu sprechen, so gibt es im allgemeinen natürlich Männer genug, die dasselbe leisten wie die begabtesten und experimentierlustigsten Frauen. Immerhin sind Photographieen wie die von Mrs. G. A. Barton in Birmingham so hervorragend, daß man sie vielleicht als Ausnahme überhaupt ansehen kann. Und zwar deswegen, weil sie ganz allein aus den vorzüglichsten Eigenschaften der Photographie heraus entwickelt sind: der haarscharfen Unterscheidung vieler Tonwerte und der klarsten Deutlichkeit des interessanten Details. Es war eine Zeitlang Mode, diese Vorzüge gering zu achten, ja wohl gar zu unterdrücken, um so möglichst mit der Malerei zu konkurrieren. Und zwar mit der impressionistischen Malerei, mit der man dann doch wieder nicht recht mitkommen konnte. Denn man ist immerhin an den mechanisch verfahrenden Aufnahmeapparat gebunden, dessen Zuvielsehen man nur beim Entwickeln bis zu einem gewissen Grade wieder gut machen kann. Es gab und gibt noch heute Photographen, welche, statt die feinen Abstufungen nach Kräften auszubilden, sich mit möglichst wenigen, vielleicht nur zwei Tönen begnügen: einem Licht und daneben der Dunkelheit, die überdies bei solchen Silhouettenwirkungen noch durch ein grobes, rauhes Papier und gewisse technische Mittel den Formen ihre deutlichsten Konturen abstreifen und so zu ganz einfachen Wirkungen kommen. Kein unbefangenes Auge wird dergleichen für eine Photographie halten. Und wem bekannt ist, wie es bei der Entstehung derartiger Blätter zugeht, wird zustimmen, denn das ist ein Verfahren, dessen Hauptkünste im Fortlassen bestehen. Der zeichnende Lichtstrahl hat an dem Resultat den geringsten Anteil.

Heute aber denken die Photographen wieder möglichst viel durch ihren vom Himmel herabkommenden Gehilfen zu erreichen. Und unter denen, die ihm besondere Mannigfaltigkeiten abzugewinnen verstehen, scheint mir Frau Barton einen Ehrenplatz einzunehmen. Wo ein gewöhnliches Auge und darum auch der von ihm gedankenlos geleitete Apparat nur ein Licht finden würde, weiß sie eine Stufenreihe von Unterscheidungen zu gewinnen. Ebenso verhält es sich mit den Schatten. Und gerade dadurch kommt bei allem Leben die große Ruhe in ihre Lichtbilder. Das Reinweiße ist in ihrer Behandlung so hell, daß dagegen alle anderen Dinge, selbst die Glanzlichter eines Auges noch Ton haben, und auf die breit zusammengehaltene Schwärze folgen aufsteigend so reichliche Unterschiede von Schatten, daß alle Form sich in lebhaftem Vortreten modelliert. Daß dieses nicht Zuwenig und nicht Zuviel gleichfalls durch Auswahl und durch Unterdrückung des Störenden zustande kam, erkennt man am Vergleich mit solchen Blättern, die der unkontrollierten Arbeit der Camera entstammen, welche überall zu viel sieht, d. h. mehr als das menschliche Auge und unvergleichlich mehr als das künstlerisch gebildete Auge, dessen Tätigkeit im Zusammenfassen der Einzelheiten besteht.

Nun scheint mir, daß die Parteinahme für die viel aussagende Photographie unter den weiblichen Photographen besonders lebhaft ist. Mit der genannten Engländerin wird man sich der Berlinerin Aura Hertwig, der Wienerin Therese Zuckerkandel, der Amerikanerin Gertrud Käsebier erinnern. Ich könnte noch eine gute Weile mit einer Namenaufzählung fortfahren, deren Trägerinnen jene meist als weibliche Eigenschaft bezeichnete Teilnahme für das Kleine besitzen, für das, was wimmelt und zahlreich ist. Diese Anteilnahme, die das eine über dem anderen nicht vergißt, kommt aber der Photographie zu gut, wenn sie mit dem nötigen künstlerischen Urteil und technischer Geschicklichkeit gepaart ist. Denn alles bisher Gesagte lief ja darauf hinaus, daß es in der Natur der Photographie liegt, nicht mehr von dem unerschöpflichen Reichtum des Wirklichen fortzulassen als unbedingt notwendig ist.

Zum Porträt gehört aber nicht das Abbild des Menschen allein, mit allem was an ihm ist, sondern sein Einordnen in eine Umgebung, die ihn nicht nur zur Geltung kommen läßt, sondern die auch noch etwas über seine Art und seine Gewohnheiten aussagt. Es liegt in der Richtung der heutigen Malerei, besonders in einem gewissen Idealismus des Impressionismus begründet, daß er mit den vielen Kleinheiten des Milieus nicht lange zu tun haben will. Er möchte sich vom Gemeinwirklichen durch Herausheben des Bedeutsamen unterscheiden. Er sieht außerdem das Bedeutende so sehr im Schlichten, daß er ihm nicht viel Nebendinge beigesellen darf. Da aber die Photographie ihrer Art nach mit dem Impressionismus nichts gemein haben sollte, denn seine Vorzüge sind ihr doch unzugänglich, so darf sie sich grade als eines Auszeichnungsmittels der reichen Umgebung für das Bildnis bedienen. Sie kann durch die daraus erwachsende Schilderung ergänzen, was sie, an das zufällig Sichtbare gebunden, nicht so klar stellen kann, wie der nach freiem Ermessen schaltende Maler.

Den Geschmack, ein charakterdeutendes Milieu mit geringen Mitteln in der Geschwindigkeit herzustellen, die Gewandheit, mit raschem Blick aufklärende Situationen zu erfinden, wird man der Frau nach ihrem Verhältnis zum Familienleben ohne weiteres zutrauen. Man wird sich auch, dünkt mich, aus den vorliegenden Photographieen überzeugen, daß Frauen in diesem Punkt glücklichen Takt bewiesen haben. Ganz besonders handelt es sich um das Kinderbildnis, das viel Spielraum braucht, um den richtigen Maßstab für die Abschätzung des Alters zu geben. Und dieser umgebende Raum ist kindlichem Spiel und Ernst gemäß auszufüllen.

Der besondere Vorzug und die besondere Schwierigkeit dieser Kunst, das Rechnen mit dem Moment, muß wohl etwas sein, das gleichfalls der Frau besonders liegt. Man will kein Zufallsbild geben, das vielleicht den Dargestellten herzlich unzutreffend abschilderte. Dazu gehört schnelles, sympathisches Erfassen und Mitfühlen. Die Fähigkeit, im Moment Zutrauen zu erwerben, um auch ohne nahe Bekanntschaft aus dem, den man vor sein Objektiv nimmt, einen Funken des behaglich gestimmten Selbstgefühls zu locken, das in seiner momentanen Erscheinung wie ein Selbstbekenntnis zum Vorschein kommt. Das alles sind im allgemeinen weibliche Talente. Es gehört aber noch ein zweites Hineindenken, Nachfühlen zum guten Photographen. Man muß versuchen, nicht nur ein treues und ein künstlerisches (weil ausdrucksvolles und in der Ökonomie der Mittel vernünftiges) Bild hervorzurufen, sondern zugleich eines, das denen, für die es bestimmt ist, verständlich ist. Man arbeitet für Menschen, die nicht alle künstlerisch zu betrachten geübt sind.

Hier ist der große Anstoß für die ganze Bildniskunst. Ein jeder Porträtierte will sich gefallen, er will vorteilhaft aussehen. Daher all dies Retouchieren der Photographieen, das freilich, um die gewünschte Glätte zu erreichen, ein gut Teil Charakteristik mit zu entfernen pflegte. Hier gilt es nun, erzieherisch zu wirken, um den Beruf für die Ausübende selbst sympathisch zu machen. Man soll verstehen, den Alten zu suggerieren, daß man sie nur durch das „schön" machen kann, was an ihnen erworbener Charakter ist. Indem man zur Geltung bringt, was die Zeit in ihr Gesicht Wertvolles hineingeschrieben hat. Daß es eher eine Auszeichnung ist als das Gegenteil, wenn man nicht leicht unter irgend einen Normaltypus untergebracht werden kann. Man soll die Bestimmtheiten des wahrheitsliebenden Apparates ertragen lehren, dann wird man unserem wirklichkeitsfremden Büchergeschlecht, das seine Augen so mangelhaft zu gebrauchen versteht, eine Anwartschaft auf größeren Lebensgenuß so ganz nebenbei mitgeben. Denn sie können an ihrem eigenen und dem Abbild ihrer Angehörigen lernen, wie man besser fortkommt, wenn man der Natur geduldig still hält, wenn man sie zu genießen sucht wie sie ist, statt ihr beständig allerlei aus der Phantasie geholte Schablonen entgegen zu halten.

Damit aber die Würdigung dieser künstlerischen Bildnisse gefordert werden kann, wird man seinen Auftraggebern nicht besondere Anstrengungen zumuten müssen, die sie nicht zu leisten verstehen. Da im allgemeinen das Rauhe nicht beliebt ist, wird man

sich in dieser Richtung keine Übertreibungen zu Schulden kommen lassen dürfen, zu denen — man muß es gestehen — die Liebhaberphotographie neigt. Weil der Apparat mehr sieht als das menschliche Auge, bringt er zuweilen das zustande, was man „schauderhafte Ähnlichkeit" genannt hat. So etwas wie eine Karikatur. Verschärfungen kleiner Absonderlichkeiten, geringfügiger Falten und Unebenheiten der Haut. Wer auf die Hauptsachen zu achten vermag, wird dergleichen gesteigerte Schwärzen im Gesicht übersehen. Man kann aber nicht verlangen, daß jeder das verstehe. Wer will es einer Mutter verargen, daß sie eine weiche, zarte Kinderhaut auch als etwas Blumengleiches zur Geltung gebracht wissen will. Da gab es oft keine andere Ausflucht, als die Retouche. Mir scheint aber, als wenn gerade bei weiblichen Photographen heute oft ein anderes Auskunftsmittel dazu dient, dem Bilde die ganze Wahrhaftigkeit zu lassen und doch das Süße, Glatte in seiner Eigenart zu bewahren. Eine krause, detailreiche Unebenheit dicht neben dem Gesicht wird als Allerschärfstes, Deutlichstes behandelt. Z. B. ein Teil des Strohhutrandes über dem Köpfchen — nicht die Banalität des ganzen eintönigen Geflechts — wird prickelnd genau mit seinem Hell und Dunkel entwickelt, dann erscheinen die kleinen Fältchen, welche selbst in der Lippe eines Kindes vorkommen, nur als ein schwacher Eindruck in der zarten Durchsichtigkeit des Gesichtchens. Es gehört nur ein schneller, geschulter Blick und technisches Können, nicht zu vergessen ein sehr leistungsfähiger Apparat dazu, um all die gewünschten kleinen Tonunterschiede ganz genau herauszubringen.

Es wird ziemlich viel verlangt an Geduld, Liebenswürdigkeit, Anempfindungsvermögen und Überredungskraft, um alles Geforderte dem oft mangelnden Verständnis gegenüber zu gegenseitiger Zufriedenheit durchzusetzen. Dann aber läßt sich diesem Beruf gewiß ein Vorzug über den anderen nachrühmen. Zunächst materielle Sicherheit, denn es gehört ohne Zweifel weniger Glück dazu durch Photographieren als durch Porträtmalen sein Brot zu verdienen. Künstlerische Befriedigung, denn die Resultate müssen, alle nötige Vorbildung des Ausführenden vorausgesetzt, durch die sprechende Wirklichkeitstreue Vergnügen bereiten. Ein Stück ästhetische Erziehung, indem wirkliche, wenn auch ausspruchslosere kleine Kunstwerke an die Stelle halb oder ganz mißlungener Malereien treten werden.

Es fällt mir ganz gewiß nicht ein, den starken Begabungen unter den Frauen die Künstlerlaufbahn ausreden zu wollen. Niemand kann überzeugter sein als ich, daß auch sie als Malerinnen ihre eigenen Aufgaben haben, die ihnen die Männer nicht abnehmen werden noch können. Aber schon das starke Talent hat, wie wir oft genug sehen, einen dornenvollen Weg. Dennoch wird, was es erreicht, seine Anstrengungen selbst dann lohnen, wenn äußerer Beifall ausbleiben sollte. Aber die unausreichende Begabung, die stets nur will, ohne wirklich zu können, ist für sich selbst auch dann noch schlimm daran, wenn sie von der Urteilslosigkeit ihrer Umgebung auf bequemem Weg von Auftrag zu Auftrag geleitet werden sollte. Sofern wirklich etwas von Talent vorhanden ist, wird dieses selbst sein strengster Richter sein. Warum sich nicht lieber beizeiten auf einen Weg flüchten, wo das Erfreuliche auf eine unangreifbare Weise geleistet werden kann. Wenn es gilt für eine Anfängerin eine Existenz zu gründen, so sollte nur eine ganz unzweideutige starke Begabung Anlaß sein, den Malerinnenberuf zu wählen. In Zweifelsfällen wird es unvergleichlich sicherer sein, den der Photographin zu bevorzugen.

Gebildete Hebammen!

Der Beruf und die Thätigkeit der Hebamme hat sich von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Jahrzehnten zu Jahrzehnten geändert, von keinem mit Ausnahme vielleicht der letzten Jahrzehnte. Die wahrhaftige Wissenschaftgewinnung einer im Beruf befindlichen Person wurde für die Weiterbildung der Berufe bestimmend beeinflußt hat. D. V.

Ob ich ein gutes Zeichen für die weitere Entwicklung des Hebammenstandes, daß hier und da in den Zeitungen der Ruf nach gebildeten Hebammen laut wird?

Doch kein Zweifel, daß in der einschneidenden Zeit gebildete, aus Wahrheit und aus reiner Nächstenliebe treu, die harte ihre Aufgabe ernst in vollster Hingabe ihrer Pflicht, daß die Stellung derselben erhöhen würde, und daß auch die Armen nur den Hebammenberuf zu erlernen, und Wehrt würde ihr in Stadt und Land suchen.

Auch kann zu höheren Gehaltsansprüchen berechtigen. Ich gehe bestimmt mein gebildete Hebammen, denen ein geeignetes Arbeitsfeld noch fehlt.

Naturgemäß hat Studium Examensberufen in ihrer Berufsart „Gebildete Hebammen?" bei Frage, ob gebildete Hebammen den Hebammenberuf ergreifen sollen, entgegnen werden.

Die meine gewiß, daß die Thätigkeit der Hebamme eine Frauen nicht befriedigen könne. Denn wenige sie gebildeten weiterbringen. Jeneren sind sie von Schuld von Hebammenbildungen für eine unerträgliche Zumutung für Damen. Und trifft gewiß bei manchen Gebilden zu, bei anderen aber nicht. Ich führe hier in Erinnerung, gebildet, und bin heute, bei verschiedenen Gelegenheit wegen, noch einen Monat in einer preußischen Gebäranstalten, und kann mich über Form der heutigen Hebammenbildungsanstalten äußern.

Um die Frage, ob gebildete Frauen den Beruf der Hebamme ergreifen sollen, richtig beantworten zu können, will ich sie in drei Unterfragen stellen:

1. Ob die Thätigkeit der Hebamme eine derartige, daß sie einen gebildeten Menschen dauernd interessieren und befriedigen kann?

2. Können der Hebammenberuf Zeit und Kraft in Anspruch, mit einer Beruf den Lebensunterhalt?
3. Ob ist für den Stand der Hebammen wünschenswert, daß gebildete Frauen den Hebammenberuf ergreifen?

4. Können eine Dame, die den Hebammenberuf ergreift, damit einen Berufsrang der Damenstand einnehmen?

Ich wende mir selbst mein beiden Fragen beiden, die gewiß am meisten interessieren. Zum Beweise möchte man den Beruf Gebildeten zu Hebammenberuf weil Frauen begehren, den praktischen Wunsch Wissen also liegen sich von den Hebammenbildungsanstalten, so viel Gebrechlichkeiten entgegen, daß man in wenigen Jahren gute Gegenstand den Hebammenberuf zu unten wäre.

1. Die erste Frage beiahe ich. Gerade Wissen werden vermisst sie. Denn gerade ich, daß mich Ihre mehr als unangenehme Eindruck auch den Beiden und Berufe eine unverletzten Ehrfurcht erfüllen hat. Die einzigen Frauenberufe, die ich höher schätze als den der Hebamme, sind die, die ein Studium erfordern. Ich kenne die mit den der Krankenpflegerin vergleichen, da ich in beiden praktischer habe. Den Beruf der Krankenpflegerin kann auch für mit pflegerischen und hygie Tätigkeit, der der Hebammen ich vom vorhergehenden Standpunkt aus interessieren.

Ob ich richtig, daß die Hebamme war die Stelle bei einer regelmäßigen Arbeit übernehmen darf, doch hat sie für durch schädlichen Einflüssen kann zu übergangen, ob eine regelmäßige Arbeit zu erwarten ist aber nicht. Sie muß ein eigenes Urteil über jeden die verlangenden Fall haben, müssen die Krankenpflegerin nur die Verordnungen den Arzt zu befolgen hat.

Die Natur arbeitet voraussagt Schadenheit, nur die aufgezeigten Hemmnis; auch meine anfangs einst in Lösung hier, kann im Verlauf der Geburt ärztliche Hilfe notwendig werden. Die Gebärende weiß sich außerordentlich beobachten, sie selbst hilft aber ohne Zeitverlust zu verantwortungsvollen

Handeln entschließen können. Geistesgegenwart fordert man von ihr, wie von der Krankenpflegerin, und dasselbe geduldige, peinlich gewissenhafte Arbeiten, da kleine Nachlässigkeiten unendlichen Schaden anrichten können. Der Laie wird stets undeutliche Vorstellungen von den Forderungen, die der Hebammenberuf stellt, haben. Aber ich meine: schon die Tatsache, daß die Hebamme selbständig untersuchen muß, und die, daß soviel auf ihre Gewissenhaftigkeit in der Desinfektion ankommt, sollten dem Beruf die richtige Würdigung sichern. Ferner kann die Hebamme dem Arzt eine wirksame Helferin in der Bekämpfung der Frauenkrankheiten sein, besonders auf dem Lande, wo man sich ihr zuerst anvertraut.

2. Und doch könnte man den wenigsten gebildeten Mädchen oder Frauen, die einen Beruf ergreifen wollen, zu dem der Hebamme raten, weil die zweite von mir gestellte Frage verneint werden muß; in seltenen Fällen wird es gelingen, durch den Hebammenberuf vollauf beschäftigt und ernährt zu werden.

Sehen wir uns einmal unter den Hebammen um.

Die meisten von ihnen sind Frauen, die zu dem Gelde, das ihnen zur Führung ihres Haushalts zur Verfügung steht, etwas hinzu verdienen wollen. Dazu ist der Hebammenberuf auch sehr geeignet. Sie sind nicht enttäuscht, wenn ihr Verdienst in den ersten Jahren 500 Mark nicht übersteigt. Die meisten sind verheiratet oder Witwen, die für ihre häuslichen Arbeiten Zeit behalten müssen.

In ländlichen Gemeinden ist es vielfach Sitte, Töchter angesehener Familien auf Gemeindekosten lernen zu lassen; diese bleiben nach wie vor im Elternhaus oder verheiraten sich und führen einen eigenen Haushalt und üben nebenbei das Amt einer Hebamme aus, das weder ihre Hauptbeschäftigung noch ihr Hauptverdienst sein soll. Oder es tun sich mehrere benachbarte Orte zusammen und zahlen einer Hebamme ein kleines Fixum, für das sie verpflichtet ist, jede Entbindung eventuell unentgeltlich zu übernehmen. Hier gibt es Arbeit, aber nicht genügend Verdienst; fast nie beträgt er 900 M. im Jahr, wenigstens nicht für die gebildete Hebamme, für die das Trinkgeld bei der Taufe usw. wegfällt. Angebote, in denen es heißt 150 M. Fixum jährlich, zirka 70 Entbindungen à 10 M. fallen als ganz besonders günstig auf, wenn man die Stellenangebote in der Hebammenzeitung liest. Und doch bieten diese Stellen noch die besten Aussichten. Denn bei der Niederlassung als frei praktizierende Hebamme in einer Stadt gelingt es meistens erst nach Jahren, eine auskömmliche Tätigkeit zu bekommen, selten eine, die Zeit und Kraft ausfüllt.

Das hat seinen Grund erstens in der Überfüllung des Hebammenstandes überhaupt, zweitens, und das ist der Hauptgrund, darin, daß es den Gebildeten fast unmöglich ist, in die unteren Kreise, denen doch der größte Prozentsatz der Entbindungen angehört, einzudringen. Sind ihnen die Kreise der Arbeiter, Handwerker, kleinen Kaufleute und untersten Beamten verschlossen, so bleibt ihr Wirkungsfeld immer ein kleines, besonders, da es den Städtern auch selbstverständlich ist, sich an eine nicht zu fern wohnende Hebamme zu wenden. Daß die Frauen aus den unteren Ständen zu ihresgleichen gehen, ist zu natürlich, als daß es sich in kurzer Zeit ändern wird. Sie haben fast alle eine Hebamme unter ihren Verwandten oder guten Bekannten, an die sie sich selbstverständlich wenden, und die ihrerseits mit allen Mitteln dafür sorgt, daß sie genommen wird. Die Art, wie manche ungebildete Hebammen für sich Reklame machen, ist zwar wirksam, doch werden die gebildeten sie nicht nachmachen wollen. Sich durch das Arbeiten allein in den oberen Klassen genügend Tätigkeit zu verschaffen, wird immer schwer sein und lange dauern. Die Zahl derer, die eine gebildete Hebamme einer ungebildeten vorziehen, ist überall nur eine geringe; ein wirkliches Interesse haben hauptsächlich die Ärzte dafür, die andererseits wieder die schärfsten Konkurrenten sind. Ja, in vielen Städten haben Arzt und Wochenpflegerin die Hebamme aus den besseren Familien fast vertrieben. Und es ist doch sehr die Frage, ob sich das wieder ändern oder mehr und mehr Sitte werden wird. Manchmal allerdings bezahlen diejenigen, die sich dafür interessieren, um sich die gebildete Hebamme zu erhalten, die einzelne Entbindung sehr hoch, mit 40 bis 80 M. Dann läßt sich, wenn man die Sache nur von der pekuniären Seite ansieht, sobald man 30 bis 40 Entbindungen jährlich hat, was im dritten bis fünften Jahr zu erwarten ist, dabei existieren. Aber wo bleibt der Segen der Berufstätigkeit, das Gefühl, die eigene Kraft in den Dienst der Menschheit gestellt zu haben, wenn von neun Tagen nur einer ein rechter Arbeitstag ist? denn die Wochenbesuche sind bei den Familien, die eine Wochenpflegerin haben, kaum zu rechnen.

Es gibt zwei andere Arten, in denen die gebildete Hebamme ihre Kenntnisse gut verwenden kann. In Entbindungsanstalten oder als Geburtshelferin und Wochenpflegerin zugleich; letzteres wird besonders auf Güter hinaus häufig gewünscht, allerdings besteht dann die Haupttätigkeit der Zeit nach in der Wochenpflege. Ich glaube aber nicht, daß diejenigen, die die gebildeten Frauen und Mädchen auffordern, Hebammen zu werden, hauptsächlich an ein Anstalts- oder Reiseleben gedacht haben; sie denken dabei vielmehr an die freie Praxis in Stadt und Land, die zu erlangen eben so schwer ist.

3. Wäre es nun für den Stand wünschenswert, wenn sich Gebildete dem Beruf widmeten, und dadurch die Konkurrenz noch vermehrten?

Ja, denn dadurch würde der Beruf in vieler Augen das Ansehen bekommen, das ihm zukommt. Außerdem lernt man von seinem Konkurrenten: das Benehmen der Hebammen im allgemeinen würde ein feineres werden. Auch würden ihre Rechte dem Publikum gegenüber von Gebildeten besser vertreten werden können als von Ungebildeten. Die Gebildeten könnten aber nur größeren Einfluß haben, wenn sie sich nicht stolz von den anderen zurückzögen, sondern sowohl den Hebammenvereinen beitreten, als auch in denselben Schulen lernen würden. Wenn sie das nicht wollten, könnten sie für den Stand nichts wirken, würden ja auch ihre Kolleginnen garnicht kennen lernen. Ich gebe zu, daß namentlich die Mahlzeiten mit lauter Ungebildeten zusammen einige Überwindung kosten, doch hat andererseits der tägliche Umgang mit soviel Frauen und Mädchen aus dem Volk, besonders denen vom Lande, etwas so Erfrischendes, daß das Zusammensein für einige Monate auch ein Genuß werden kann. Gewiß müssen die Gebildeten sich die Schulen aussuchen; nur wo der Direktor oder die Oberhebamme Wert darauf legen, wird der Ton immer so sein, daß er sie nicht abschreckt. Außerdem können sie ihn aber selbst stark beeinflussen. Ja, ich muß gestehen, daß ich mich hauptsächlich deshalb freue, wenn ich höre, daß Gebildete den Hebammenberuf ergreifen, weil ich mir sage: es muß den Stand heben, den Stand, dem Pflichten und Sorgen in so reichem, Ansehn und Dank aber in so knappem Maße zugemessen sind. Es wäre auch schön, wenn Schwestern, die sich in Frauenkliniken oder ländlichen Gemeinden anstellen lassen wollen, zur Erweiterung ihrer Kenntnisse die Hebammenschulen besuchten.

4. Die letzte Frage ist aus dem Vorhergehenden schon zum Teil beantwortet. Der Wunsch, gebildete Hebammen am Kreißbett zu haben, existiert nur bei sehr wenigen Damen, allgemeiner nur in den gebildeten Familien auf dem Lande.

In der Stadt wird eben der Arzt hinzugezogen, eine Wochenpflegerin ist außerdem zugegen, und so wird die Anwesenheit einer Hebamme durchaus überflüssig. Die Frau aus den unteren Ständen aber vertraut sich am liebsten ihresgleichen an. Und daß sie unter ihresgleichen keine tüchtigen und gewissenhaften Helferinnen finden könnte, ist nicht wahr.

Eine idealistische Auffassung des Berufs findet man auch dort, wo keine Bildung ist. Bildung und Idealismus gehen nicht Hand in Hand. Ich habe sechs Monate in Stuttgart mit den Mädchen aus dem schwäbischen Volk zusammengelebt und weiß, daß der größere Teil von ihnen volles Verständnis für die schwere Verantwortlichkeit ihres Berufes hatte. Sie unterhielten sich oft darüber, manche waren dadurch gedrückt. Am Ende der Lehrzeit wurde ein Gedicht herumgereicht, das ich leider nicht abgeschrieben habe. Es war von einem Bauernmädchen verfaßt und zählte auf, was eine Hebamme nie vergessen dürfe. Sein letzter Vers sagte in kindlichen Worten, nur der könne die Arbeit gelingen, die nie vergäße, daß sie unter Gottes Augen arbeite.

Um die Hebammen, die zum Schaden der Frauenwelt tätig sind, auszuscheiden, müßte man die Ältesten, zu deren Lehrzeit das aseptische Arbeiten am Kreiß- und Wochenbett noch nicht selbstverständlich war, pensionieren. Außerdem müßte die Ausbildungszeit verlängert, und es müßten noch viel häufiger als bisher die Unfähigen im Laufe der ersten Monate zurückgeschickt werden. Ein Zeugnis von der höheren Töchterschule zu verlangen wäre nicht gerechtfertigt, da auf Kenntnisse in Literatur und fremden Sprachen nicht aufgebaut wird, und die besseren Schülerinnen der Gemeindeschulen oft ebensogut auffassen wie die der höheren Schulen.

Es können in dem Beruf der Hebamme, wie in dem der Krankenpflegerin Frauen aus allen Ständen arbeiten. Möglicherweise werden mit den Jahren die Gebildeten von weiteren Kreisen bevorzugt. Wie die Dinge aber jetzt stehen, sollte man zum Beruf der frei praktizierenden Hebamme nur denen raten, die durch ihren Beruf nicht vollständig in Anspruch genommen sein wollen, und die pekuniär eine lange Wartezeit ertragen können.

Für Bibliothekarinnen.

Der Bibliothekar des preußischen Abgeordnetenhauses, Professor Wolfstieg, auf dessen Ausbildungskurse für Bibliothekarinnen an dieser Stelle schon öfter hingewiesen ist, hat ein sehr brauchbares Hilfsmittel für Bibliothekare geschaffen in einem kleinen Lehrbuch für das Titellatein. Der vollständige Titel des Buches ist: „**Exempla titulorum** annotavit vocabulariumque breviloquum adiecit Augustus Wolfstieg Bibliothecarius“ (Verlag von W. Moeser, Berlin 1906). Die Einrichtung des Buches ist dem Lehrgang der Berliner Bibliothekarinnenschule angepaßt, doch kann es auch bei einigen Vorkenntnissen zum Selbstunterricht verwendet werden.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Bildungswesen.

* **Die Gymnasialkurse für Frauen zu Berlin,** die vom Lyceum für Damen im Jahre 1894 gegründet wurden und bis Ostern 1900 unter der Leitung des Direktors der Königlichen Augusta-Schule, Professor Dr. Wychgram, standen, haben jetzt Direktor Dr. Lorenz Adler übernommen. Ob sie aufgelöst oder in Anstalt, die Knaben zu besuchen haben, Schulgeld-Ordnung und Versetzung für die Unterstufe vorhanden waren. Da sich aber bei Beförderungen meisten Falle Schwierigkeiten herausgestellt hat, hat nach ein neuer Beschluß nach verschiedener Richtung für einen Schülerinnen besuchen, so wurde bis zu den Klassen Quinta bis einzelne Fälle Ausnahmen Ostern 1901 die Schule mit Sexta vorgenommen werden. Sexta Klassen, Sexta zu errichten am Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag, Sonnabend, Montag,

freiwillig zu besuchende Schulen, während die Städte Ratibor, Rybnik und Zabrze die obligatorische Fortbildungsschule für die weiblichen Handelsangestellten unter 18 Jahren einführen wollen oder auch schon eingeführt haben. In dieser Konferenz in Oppeln erklärte der Ministerialkommissar, daß der Minister der Begründung von fakultativen Handelsschulen wohlwollend gegenüberstehe und sie auch mit Beiträgen unterstützen werde. Diese Unterstützungen würden aber um so reichlicher gewährt, wenn die betreffenden Städte diesen wahlfreien Handelsschulen selbst und neben ihnen auch noch die obligatorische Mädchenfortbildungsschule begründen würden. Für die Einrichtung der letzten Schulgattung trat der Ministerialkommissar ganz besonders warm ein. Er stellte für sie einen Zuschuß von ½ des Fehlbetrages in Aussicht. (Soz. Praxis.)

* **Die Zulassung der Frauen zu den gewerblichen Fachschulen in Österreich**, über die wir im Septemberheft (S. 757) ein Gutachten der Prager Handelskammer brachten, ist auch von der Wiener Handelskammer verhandelt worden und zwar in zustimmendem Sinne. Die Kammer empfiehlt, die Frauen zur Ausbildung in solchen Gewerben zuzulassen, zu denen sie infolge ihrer physischen Eignung und Individualität taugen. Als solche Gewerbe kämen zum Beispiel in Betracht: Textilindustrie, Bekleidungsindustrie, Kunstgewerbe, Zahntechniker-, Friseurgewerbe und das chemische Gewerbe.

Berufliches.

* **Zur Gesundheitsstatistik der beruflich tätigen Frauen.** Ein Artikel von Dr Rosenfeld in der Wochenschrift „Medizinische Reform" beschäftigt sich mit der Frage, ob die Arbeit in bestimmten, von ihm untersuchten Berufen auf Frauen gesundheitlich ungünstiger einwirkt als auf Männer. Die Resultate seiner Untersuchungen, denen statistisches Material der Wiener Krankenkassen zu grunde liegt, faßt er dahin zusammen, „daß die schädigende Einwirkung des Berufes auf die Gesamtmorbidität sich bei beiden Geschlechtern so ziemlich die Wagschale hält, und daß wir demnach im allgemeinen von einer geringeren Widerstandskraft des einen oder anderen Geschlechts gegenüber der Berufseinwirkung nicht reden können." Die Untersuchungen erstrecken sich auf folgende Berufe: Bäcker, Buchbinder, Buchdrucker, Dachdecker, Drechsler, Gürtler, Handschuhmacher, Hutmacher, Juweliere, Kleidermacher, Lithographen, Posamentiere, Schuhmacher, Seidenfärber, Webwarenzurichter, Zuckerbäcker. Im besonderen stellt er aus dem ihm vorliegenden Material fest, „daß bis zum 25. Jahre die Morbidität der Männer häufig größer als die der Frauen desselben Berufes ist, daß aber die Morbidität der Frauen vom 26. Jahre an, insbesondere aber zwischen dem 26. und 30. Jahre, zumeist größer als die der Männer ist." Zur Erklärung dieser höheren Krankheitsziffer weist er auf die mit der Mutterschaft zusammenhängenden gesundheitlichen Gefahren hin, denen die Frau ausgesetzt ist.

Arbeiterinnenfrage.

* **Die organisierten Arbeiterinnen in den freien Gewerkschaften.** Nach dem Bericht der Generalkommission beträgt die Zahl der organisierten Arbeiterinnen im Jahre 1905 74 411; sie hat sich seit dem Vorjahr um etwa die Hälfte vermehrt; 1904 betrug sie 48 604.

* **Die Stelle einer Assistentin der Hauptstelle für Arbeiterwohlfahrtswesen** auf der kaiserlichen Werft in Wilhelmshaven ist von der kaiserlichen Marineverwaltung geschaffen und mit der Witwe eines Marineoffiziers besetzt worden. Die Aufgabe der Assistentin ist die Fürsorge für die Ehefrauen der auf der Werft beschäftigten Arbeiter.

* **Die Frauenfrage auf dem deutschen Katholikentag** wurde diesmal durch den bekannten Förderer der katholischen Frauenbewegung, Seminarpräses Lausberg, behandelt. Sein Referat enthielt den üblichen Aufbau der „wahren Frauenbewegung" auf katholischen Grundsätzen. Nicht bei dieser Verhandlung, aber in der Sektion für Sozialreform kam diesmal — zum ersten Mal auf einem deutschen Katholikentag — auch eine Frau zu Wort. Es war die Sekretärin der Volksvereins-Zentralstelle und Redakteurin der Wochenschrift „Die christliche Arbeiterin", die einen Antrag auf Gründung katholischer Arbeiterinnenvereine einbrachte und begründete.

Soziale Fürsorge.

* **Einführungskurse in die Soziale Hilfsarbeit** werden im Oktober in Frankfurt a. M. beginnen. Die Kurse haben den Zweck, gebildeten jungen Mädchen und Frauen Einblick in die einzelnen Gebiete der sozialen Arbeit zu gewähren und ihnen Gelegenheit zu bieten, die in Frankfurt so reichlich bestehenden gemeinnützigen Einrichtungen und Bestrebungen kennen zu lernen und sich die für eine Mitarbeit nötigen Kenntnisse anzueignen. Neben der praktischen Unterweisung in Säuglingspflege, Hilfe im Kindergarten, Besichtigungen gemeinnütziger Anstalten, Armenbesuchen und Mitarbeit bei ein-

zelnen Vereinen, sind theoretische Unterrichtskurse in Gesundheitslehre, Bürgerkunde, Fröbel'scher Beschäftigung und ein Vortragszyklus eingerichtet. Letzterer behandelt das Thema Armenpflege und Sozialpolitik. Die einzelnen Fächer sind auch allein zu besuchen, ebenso wird bei der praktischen Anweisung auf besondere Neigung und verfügbare Zeit Rücksicht genommen. Nähere Auskunft und Anmeldungen Börsenstr. 20 I. Stadtbund. Montags und Mittwochs von 10—12 Uhr.

Die rechtliche Stellung der Frau.

* **Kirchliches Frauenstimmrecht.** Die Kommission für kirchliches Frauenstimmrecht des Deutschen Verbandes für Frauenstimmrecht hat an sämtliche Kreissynoden der altpreußischen Provinzen das Gesuch gerichtet, sich für die Gleichberechtigung von Mann und Frau in der Kirche zu erklären. Außerdem ist an das sächsische evangelisch-lutherische Landeskonsistorium die Bitte gerichtet worden, das Gesuch auf der im Herbst dieses Jahres stattfindenden achten Landessynode zur Verhandlung zu bringen. Das Gesuch wird vor allem mit dem Hinweise begründet, daß an den kirchlichen Veranstaltungen hauptsächlich Frauen teilnehmen, wie sie überhaupt besonders religiös veranlagt seien. Es erscheine daher nur gerecht, den Frauen auch in Angelegenheiten der kirchlichen Selbstverwaltung, bei Anstellung von Geistlichen usw. das Mitbestimmungsrecht zuzugestehen. Schließlich liege die Erfüllung dieser Forderung im eigenen Interesse der Kirche, wie die Erfahrungen in Schweden, Norwegen, der Schweiz usw. bewiesen.

* **Die Frauen und die badische Gemeindeordnung.** Im Augustheft des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift wurde über den Regierungsentwurf zur Abänderung der badischen Gemeinde- und Städteordnung berichtet, der durch die Kommission des badischen Landtags in den die Frauen betreffenden Punkten folgende Bestimmungen erhielt: es sollen den Kommissionen für das Armen-, Unterrichts-, Erziehungs- und Gesundheitswesen sowie für sonstige Aufgaben, bei denen nach der Art des Gegenstandes die Mitwirkung der Frauen wünschenswert ist, Frauen mit Sitz und Stimme angehören, aber nicht über ein Viertel der Gesamtzahl der Mitglieder hinaus. In der jüngsten Sitzung der Zweiten Kammer wies der Berichterstatter, Abgeordneter Gießler von Mannheim, darauf hin, daß durch die Annahme dieses Gesetzes den Frauen, insbesondere auf sozialem Gebiete, ein weites, reiches Feld der Mittätigkeit eröffnet werde; besonders für den Arbeitsnachweis, die Fürsorge für die Arbeiterinnen und die weiblichen Angestellten und für die Wohnungspflege. Es sei mit Sicherheit anzunehmen, daß dieses Zusammenwirken der Männer und Frauen, die für öffentliche Angelegenheiten ein Herz haben, reichen Segen dem Gemeinwesen bringen werde. Bei der Abstimmung fand der Antrag der Kommission einstimmig Annahme.

Versammlungen und Vereine.

11. Ostdeutscher Frauentag in Elbing.
12. bis 14. Oktober 1906.

Tagesordnung.

Freitag, den 12. Oktober, vormittags 9—1 Uhr.

1. Begrüßungen.
2. Die Frauen und die Landwirtschaft.
   a) Die soziale Tätigkeit der Landfrau des Ostens. Ref. Frau Elisabet Boehm-Lamgarben.
   b) Molkerei und Geflügelzucht.
   c) Gärtnerei. Ref. Frl. Stoppel-Gergehnen.
   d) Antrag des Danziger Zweigvereins d. Int. Abol. Föderation:
      „Der Ostdeutsche Frauentag wolle das Wohl der ländlichen Arbeiterinnen fördern, indem er
      a) der Organisation der ländlichen Arbeiterinnen sein Interesse zuwendet;
      b) dahin zu wirken sucht, das Gesetze nach dem Muster der in der Gewerbeordnung enthaltenen Bestimmungen auch für die ländlichen Arbeiter, insbesondere für weibliche Personen und Kinder erlassen werden, desgleichen Fürsorge gewährt wird durch Einbeziehung in die Krankenversicherung."
3. Die Arbeiterinnenfrage. Ref. Frau Alice Dulle Königsberg.

Diskussion.

Sonnabend, den 13. Oktober, vormittags 9—1 Uhr.

1. Kommissionen:
   a) Für Armen- und Waisenpflege mit besonderer Berücksichtigung der Jugendfürsorge: Frau Beer-Königsberg.
   b) Für Fortbildungsschulwesen: Frau Bohn-Königsberg.
   c) Für Propaganda: Frl. Emmendoerffer-Danzig.
2. Reform des höheren Mädchenschulwesens. Ref. Frl. Poehlmann-Tilsit.

Diskussion.

Sonntag, den 14. Oktober, vormittags 11—2 Uhr.

Geschlossene Sitzung.

1. Reorganisation des Bundes deutscher Frauenvereine. Ref. Frl. von Roy-Königsberg.
2. Geschäftliches.
3. Anträge der Vereine und des Ausschusses:

a) Zweigverein der Int. Abol. Föderation-Danzig:

Die Teilnehmerinnen des II. Ostdeutschen Frauentages wollen es sich angelegen sein lassen, durch sexuelle Belehrung der Jugend sowie durch Aufklärung der erwachsenen Mädchen und Frauen die weibliche Bevölkerung zur Selbstbewahrung zu erziehen.

b) Frauenwohl-Bromberg:

Die Kommission für Waisenpflege möge in geeigneter Weise dahin wirken, die Frauen für die Übernahme von Vormundschaften zu gewinnen.

c) Zweigverein der Int. Abol. Föderation-Danzig:

Der Ostdeutsche Frauentag wolle dahin wirken, daß in den dem neuen Volksschulgesetz nicht unterworfenen Provinzen Westpreußen und Posen die Einstellung von Frauen in die Schuldeputionen und sonstigen Organe der Schulverwaltung baldigst herbeigeführt werde.

d) Antrag des Ausschusses:

Der II. Ostdeutsche Frauentag wolle beschließen, Eingaben an Reichstag und Bundesrat zu richten, in denen darum gebeten werden soll, dem § 120 der Reichsgewerbe-Ordnung eine Fassung zu geben, welche die Verfügung des Fortbildungsschulzwanges für Arbeiterinnen unter 18 Jahren gestattet.

Diskussion.

Sonntag, den 14. Oktober, nachmittags 5—7 Uhr.

Die kaufmännische Fortbildung der weiblichen Angestellten. Ref. Frl. Eva von Roy.

Diskussion.

Abendvorträge.

Freitag, den 12. Oktober, abends 8 Uhr.

„Unsere Pflicht in der Ostmark." Ref. Dr phil. Käthe Schirmacher.

Diskussion.

Sonnabend, den 13. Oktober, abends 8 Uhr.

„Die wissenschaftlichen, hygienischen und sittlichen Folgen des Alkoholismus." Ref. Dr H. Wegscheider-Ziegler.

Diskussion.

Die Veranstaltungen finden in der „Bürger-Ressource" Friedrich-Wilhelmplatz statt.

Deutscher Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke.

XXIII. Jahresversammlung in Karlsruhe.

Mittwoch, den 3. Oktober,

Vormittags 9 Uhr:

Sitzung des Verwaltungsausschusses im großen Rathaussaal.

Wichtigste Gegenstände der Tagesordnung:

1. Bericht über Organisation und Agitation des Vereins und über den Mäßigkeitsverlag.
2. Unsere Arbeit auf dem Lande. Pfarrer Bender, Eisingen.
3. Fürsorge für die Kanalarbeiter. Korv.-Kapitän z. D. Reche, Frankfurt a. M.
4. Erlangung einer Statistik über die Einwirkung des Alkoholismus auf die Sterblichkeit.
5. Unsere Organisation im Osten und Westen Deutschlands. Reg.-Rat Dr Seidel, Allenstein, und Reg.-Rat Ammann, Straßburg.

Dieser Sitzung können nur die gewählten Ausschußmitglieder und die Vorsitzenden der Verbände und Bezirksvereine oder deren bevollmächtigte Vertreter und besonders geladene Gäste beiwohnen Die Beteiligten erhalten noch eine schriftliche Einladung.

Nachmittags 3½ Uhr:

7. öffentliche Jahresversammlung des Verbandes von Trinkerheilstätten des deutschen Sprachgebietes im großen Rathaussaal.

Abends 8 Uhr:

Öffentlicher Begrüßungsabend im oberen Festhallesaal.

Begrüßungen. Alkohol und Volksernährung, Vortrag von Herrn Baurat Dr Fuchs. Schlußwort des Vorsitzenden des Hauptvereins, Herrn Wirkl. Geheimen Ober-Regierungsrat, Senatspräsidenten Dr von Strauß und Torney.

Donnerstag, den 4. Oktober,

Vormittags 9 Uhr:

1. Öffentliche Versammlung im Rathaus.

Begrüßungen. Alkohol und Volksernährung, Dr med. et polit. Stehr, Wiesbaden. Alkohol und Kolonien, J. K. Victor, Bremen.

Unmittelbar anschließend:

2. Mitgliederversammlung.

Geschäftliches. Beschlußfassung über Vorlagen des Verwaltungsausschusses.

Der deutsche Bund abstinenter Frauen

veranstaltet im Anschluß an den IV. Deutschen Abstinententag in Barmen-Elberfeld seine Hauptversammlung. Am Donnerstag, den 4. Oktober, Abends 8½ Uhr, findet eine öffentliche Versammlung des Vereins abstinenter Lehrerinnen, am Sonntag, den 7. Oktober, Abends 8½ Uhr, im kleinen Konzertsaal der Stadthalle zu Elberfeld eine öffentliche Versammlung des Bundes deutscher abstinenter Frauen statt. Es werden sprechen über: Weshalb und wie bekämpfen wir Frauen den Alkoholismus (Ottilie Hoffmann-Bremen), Alkohol und Vererbung (Gertrud Streichhan-Berlin), Bekämpfung des Alkoholismus durch Gesundheitspflege und Ernährung (Frau H. Rabich-Gotha und Frau Dr Delbrück-Bremen), durch die Hausfrau und Mutter (Frau Dr Strecker-Berlin), durch Schule und Erziehung (Emma Metzeroth-Gotha), in der Gemeinde (Frau Helene Winter-Bremen), durch Trinkerfürsorge (Wilhelmine Lohmann-Bielefeld), in der Geselligkeit (Berta Dünsing-Hannover), durch Jugendgruppen (Lotte Schnell-Berlin).

Der Weltbund für Frauenstimmrecht

hat vom 7. bis 11. August einen Kongreß in Kopenhagen gehalten, unter dem Vorsitz von Mrs. Chapmann Catt. Es waren neben den der internationalen Frauenbewegung angehörenden Nationen bei diesem Kongreß zum erstenmal auch Russinnen vertreten, während von romanischen Ländern nur Italien Delegierte entsandt hatte. Entsprechend dem Ort der Tagung herrschte in der Zusammensetzung des Kongresses das skandinavische Element vor. Die aktuellen Fragen der Stimmrechtsagitation: die politische Konstellation in Rußland, der Sieg des Frauenstimmrechts in Finnland, die Vorgänge in der Frauenstimmrechtsbewegung Englands bildeten zugleich die Höhepunkte der Tagung. Die Delegierten von Holland und Ungarn konnten von politischen Kämpfen für das Stimmrecht im Zusammenhang mit Verfassungsreformen berichten, während die italienische Delegierte den von uns schon erwähnten Versuch italienischer Frauen darstellte, sich in die Wählerlisten eintragen zu lassen. Als wesentliches praktisches Resultat des Kongresses sei die Gründung eines Organs für die internationale Stimmrechtsbewegung erwähnt; bis zum Zustandekommen dieses Organs soll durch Martine Kramers, die Holländerin, ein internationales Nachrichtenbureau geführt werden. Ebenso wurde die Herausgabe eines „Handbuchs für Frauenstimmrecht" beschlossen und Mrs. Foster Avery übertragen. Die nächste Tagung des Verbandes wird 1908 in Holland sein.

Ein Denkmal für Susan B. Anthony.

Der Name von Susan B. Anthony wird in der Geschichte unter denen stehen, die sich geopfert haben für die Höherentwicklung der Menschheit. Mit ausschließlicher Hingebung und selbstaufopfernder Begeisterung widmete sie sechzig Jahre ihres Lebens den Bemühungen, die Lage der Frauen zu heben. Sie arbeitete daran, ihnen ihre natürlichen Rechte als Mütter, und ihre Eigentumsrechte als Bürger zu sichern, sie zu befähigen, in Berufe und Gewerbe einzutreten, ihnen die Pforten der höheren Schulen und Universitäten zu öffnen und die Vorteile einer höheren Bildung zu gewähren. Diese Bemühungen waren von großem Erfolge gekrönt. Wenn auch nicht alle ihr in dem Bestreben zustimmen, den Frauen die politische Gleichberechtigung mit den Männern zu erobern, muß doch jeder sie anerkennen und ehren als die große Führerin in der Bewegung dieses letzten halben Jahrhunderts, die dem Frauenleben soviel mehr Freiheit und Möglichkeiten der Erfüllung gebracht hat. Die Frauen der Welt schulden Susan B. Anthony und ihren Mitarbeitern eine große Dankesschuld.

Diese Schuld möchten wir zum Teil abtragen, indem wir zu ihren Ehren ein Anthonyhaus errichten für die weiblichen Studenten der Universität Rochester, ihrer Heimatstadt. Miß Anthonys tiefes und tatkräftiges Interesse für die Eröffnung dieser Universität für Frauen hat zu innigen Beziehungen zwischen ihr und diesen Studentinnen geführt und legte es besonders nahe, als Denkmal ihrer Arbeit ein solches Haus zu errichten. Unter den Freunden, auf deren Rat diese Wahl getroffen worden, war ihre Schwester Mary, ihre übrigen Testamentsvollstreckerinnen, Lucy Anthony und Anna Howard Shaw, die der Meinung sind, daß kein Denkmal Miß Anthonys Lebenszweck besser ausdrücken würde. Man schätzt, daß ein bequemes und gut ausgestattetes Gebäude für 75 000 Dollar errichtet werden könnte. Um diese Summe zu beschaffen, hat sich eine Susan B. Anthony-Gedächtnisgesellschaft gegründet; Hilfskomitees werden in anderen Städten organisiert werden. Während große Subskriptionen willkommen sind und sicher notwendig sein werden, hoffen wir, daß viele Tausend dankbarer Frauen und auch Männer, die nur wenig geben können, auch den Wunsch haben, sich an diesem Unternehmen zu beteiligen. Wenn jeder, der Miß Anthony verehrte und liebte, eines der kleinen Kouponbücher übernehmen wollte, die von der Gesellschaft vorbereitet sind und die wenigen Subskriptionen beschaffen, die da vorgesehen sind, so würde die Aufgabe, die jetzt groß aussieht, bald befriedigend erledigt werden. Möchtet Ihr nicht helfen?

Alle Anfragen sind zu richten an Miss Charlotte P. Acer, Corresponding Secretary of the Anthony Memorial Association, P. O. Box 366, Rochester, N. Y.

Freie Vereinigung studierender Frauen zu Berlin.

Auf den in Nr 13 der „Frauenbewegung" erschienenen Artikel „ein freistudentisches Wort an Deutschlands studierende Frauen" von Herrn A. Kleinicke möchte die „freie Vereinigung studierender Frauen — Berlin" einiges erwidern.

So sehr wir uns freuen über die Anerkennung unserer Bestrebungen, die aus der Resolution des Weimarer Finkentags klingt, so müssen wir doch zugunsten der angegriffenen Vereine einige klärende Worte sagen: was uns in Berlin zur Umbildung eines Vereins in die freie Vereinigung veranlaßte, war der Gedanke, daß eine allgemeine Organisation der studierenden Frauen nicht durch eine partikulare Mitgliedschaft gehemmt werden dürfe; daß im praktischen Interesse der Organisation eine freie Vereinigung dem geschlossenen Verein vorzuziehen ist. Es kann aber nicht behauptet werden, daß allein eine freie Vereinigung fähig sei, „Menschheitsideale" zu pflegen. Die erzieherische Wechselwirkung der Persönlichkeiten kann in einem kleinen Verein lebhafter in Kraft treten, als in einer umfassenden Organisation, wo die Einzelpersönlichkeit zurücktritt hinter der abstrakten Idee.

Wenn sich an den anderen Universitäten, wie auch in Berlin, zuerst Vereine bildeten, so war das zu begrüßen als Ergebnis eines ersten Bedürfnisses nach tatsächlichem Zusammenschluß. Die Organisation im großen steht nicht im Gegensatz zu dem Verein, sondern ist eine Weiterbildung aus praktischen Gesichtspunkten. Einen Rückschluß aus dem Bestehen eines Vereins auf das „geistige Niveau" seiner Mitglieder zu machen, dünkt uns gänzlich verfehlt.

I. A.:
Der Ausschuß der freien Vereinigung studierender Frauen — Berlin.

Neue Literatur zur Frauenfrage.

In der Frauenliteraturkommission hielt kürzlich die Rede der Generalkommission im Namen Berichterstatter zum Buch. Das sagt an sich schon der Einzelbesprechung, daß sie vielmehr eine Stellung- nahme zu dem Buch sein soll, das sie behandelt. Und so ist es auch hier. Es ist Zweck dieser Zeilen, einige Gedanken anzuregen, die sich aus der Lektüre des Buches ergeben, und sie sind nicht dazu bestimmt, eine Kritik des Buches zu ersetzen. Das Buch selbst muß jeder selbst lesen, der sich mit der Frauenfrage beschäftigt. Es enthält eine Fülle von Material, das jeder für seine Arbeit verwenden kann. Und es ist Anregung für diejenigen, die sich mit der Frauenfrage beschäftigen, in hohem Maße anregend, weil es Gedanken über die Frauenfrage enthält, die zu ihrer Beantwortung auf das lebhafteste anregen. Ob diese Gedanken richtig sind, ob sie zu Irrwegen führen, ist für die Anregung belanglos. Wer sich mit der Frauenfrage beschäftigt, muß sich mit ihnen auseinandersetzen, muß sie prüfen, muß sie ablehnen oder annehmen, muß sie ergänzen oder berichtigen. Und so ist das Buch eine Fundgrube für jeden, der sich mit der Frauenfrage beschäftigt, weil es ihn zwingt, sich mit ihr auseinanderzusetzen.

Wir sind der Meinung, daß es gut ist, daß das Buch nicht in einer Zeitschrift, sondern in einem selbständigen Buch erschienen ist. Es ist dadurch vor allem vor der Gefahr bewahrt worden, daß es in der Hast der Zeitschriftenarbeit geschrieben wurde. Es ist ruhig durchdacht, es ist in Ruhe niedergeschrieben worden. Das Buch ist in sich geschlossen, es ist ein Ganzes. Es ist nicht Stückwerk, wie es bei einer Zeitschrift leicht sein kann, wenn sie sich nicht ein bestimmtes Programm aufstellt, das sie dann auch innehält. Es ist ein Ganzes, das sich in sich selbst abrundet. Es ist ein Ganzes, das sich in sich selbst abrundet. Es ist ein Ganzes, das sich in sich selbst abrundet

Betonung der sozialen Verantwortung im erotischen Leben handelt. Die letzte Begründung seiner Anschauungen leitet er hier wie in dem zweiten Aufsatz aus der katholischen Weltanschauung her. Auch für den, der ihm zu diesem Fundament seiner Kritik nicht zu folgen vermag, sind die ethischen Erörterungen dieses lebenskundigen katholischen Gelehrten von Interesse. Man muß ihm zugestehen, daß er in der Anwendung der katholischen Lehre auf aktuelle soziale Lebensfragen eine geistige Beweglichkeit und schöpferische Findigkeit besitzt, in der die Vertreter der protestantischen Rechtgläubigkeit manches von ihm lernen könnten. — Vernünftig und in mancher Hinsicht modern in der Auffassung ist das gleichfalls von katholischem Standpunkt aus geschriebene Buch von Clara Molsberger: **Ratschläge zur Berufsfrage der Frauen** (Verlag von J. P. Bachem, Köln a. Rh.) Es enthält nicht eigentlich praktische Auskünfte als vielmehr allgemein erziehliche Ratschläge und wird in den Kreisen, für die es bestimmt ist, gewiß nützliche Aufklärungsarbeit tun. Erstaunlich ist, daß die Verfasserin von der ganzen nicht katholischen Frauenfrage-Literatur augenscheinlich nur — Harry Schmitt und Johannes Müller zu Rate gezogen hat. — Mehr gut gemeint als wertvoll und in seinem sentimentalen Pathos ziemlich ungenießbar ist das Buch von Rudolf Diekmann: **„Meiner Tochter"** (Verlag von Wilhelm Pilz, Berlin NO), auch eine Art Lebenskunde für heranwachsende Mädchen. — Aus dem Gebiet der Arbeiterinnenfrage seien zwei kleine Broschüren erwähnt. In Heft 45 der Sammlung **„Sozialer Fortschritt"** (Verlag von Felix Dietrich, Leipzig) behandelt Clara Linzen-Ernst das Thema **„Die Arbeiterin und die Arbeitskammern"**. Die Verfasserin gibt eine klare und in aller Knappheit gut orientierende Darstellung von dem Zweck der Arbeitskammern und den wesentlichen organisatorischen Problemen für ihre Gestaltung, und beleuchtet dann insbesondere das Interesse der Arbeiterin, an der Arbeitskammer durch aktives und passives Wahlrecht teilzuhaben. Besonderer Nachdruck wird auf die Frage gelegt, bei welcher Form der Organisation die Arbeitskammern der Arbeiterin am besten gerecht werden würden. — Ein Berliner Kommerzienrat Max Krause hat sich in einer kleinen Schrift: „Betrachtungen über die 2 Fragen: **Pflegedamen für weibliche Arbeiter in Fabrikbetrieben und Arbeiterinnenheim"** (im Selbstverlag Berlin S. 42) zu zwei aktuellen Fragen der Arbeiterinnenwohlfahrt geäußert. Was die Frage der „Pflegedamen" betrifft, so knüpft der Verfasser da an die im Berliner Frauenverein und der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrt gepflogenen Verhandlungen über die Nützlichkeit und vermehrte Einführung von Fabrikpflegerinnen an. Er zeigt sich verstimmt darüber, daß in einem Anschreiben des Berliner Frauenvereins an die Fabrikanten die Notwendigkeit weiblicher Aufsicht in der Fabrik mit den Unzuträglichkeiten begründet wurde, die durch die Unterstellung der Arbeiterinnen unter männliche Aufsicht entstehen. Das sei eine „ungerechtfertigte Anklage gegen die Fabrikanten." Dem gegenüber ist festzustellen, daß von einer Anklage in dem Umschreiben gar keine Rede war; Zustände, die ganz allgemein eingeführt sind, kann man kritisieren, ohne dafür irgend jemandem eine Schuld beizumessen. Es ist auch gar nicht gesagt worden, daß bei den entstehenden Unzuträglichkeiten immer die männlichen Aufsichtspersonen die Schuldigen und die Arbeiterinnen die Unschuldigen seien, sondern nur als objektive Tatsache das Bestehen von Unzuträglichkeiten festgestellt. Als Grundlage für diese Feststellung dienten die zweifellos objektiven und sachkundigen Angaben der Gewerbeinspektion, bei denen es sich keineswegs um die Erwähnung einzelner zufälliger Vorkommnisse, sondern um den Hinweis auf eine in den Zuständen begründete Gefahr handelt, deren Beseitigung wünschenswert ist. Wir verweisen z. B. auf den Jahresbericht der großherzoglich badischen Fabrikinspektion für 1904 S. 39. Auch in der Kritik, die der Verfasser weiterhin den Vorschlägen des Berliner Frauenvereins angedeihen läßt, finden sich Mißverständnisse. Es ist von der Referentin des Abends, Dr E. Gottheiner, immer wieder darauf hingewiesen, daß die Möglichkeiten, als Pflegerinnen etwa nebenamtlich die Meisterinnen oder kaufmännischen Angestellten des Betriebes zu verwerten, ungeheuer verschieden seien, und daß man dafür keine allgemeinen Normen aufstellen könnte. Daß die Frauen, die man zu irgend einem Posten im Fabrikdienst heranziehen wolle, ihm in vollem Umfange, auch in technischer Hinsicht, gewachsen sein müssen, ist auch für sie eine selbstverständliche Voraussetzung gewesen. Erfreulich ist, daß auch der Verfasser dieser Broschüre verschiedene Möglichkeiten zugibt, Fabrikpflegerinnen anzustellen, und daß er überhaupt der Frage Wichtigkeit genug beimißt, um sie öffentlich zu erörtern. Der Sache selbst kann das ja in jeder Weise nur dienlich sein. In der Erörterung des zweiten Themas „Arbeiterinnenheime" führt der Verfasser an der Hand ausführlicher Kostenanschläge aus, wie ein Arbeiterinnenheim auf der Grundlage der Selbsterhaltung eingerichtet und damit der Sphäre der Wohltätigkeit entrückt werden könne. Es ist natürlich sehr schwer, an diese Anschläge eine Kritik zu knüpfen, und es wird außerordentlich dankenswert sein, wenn der Verfasser, wie er zum Schluß in Aussicht stellt, den praktischen Versuch damit macht. Jedenfalls ist der Preis von 2,35 M. wöchentlich für Logis, den er ansetzt, nur für die kleinere besser gestellte Schicht der Arbeiterinnen erschwinglich. Die große Mehrzahl zahlt für die Schlafstelle monatlich nur 6—7 M., und kann nicht mehr zahlen.

G. B.

Gedichte. Von U. Carolina Woerner. Verlag von Bruno Cassirer. Berlin 1906. Dies Buch offenbart eine eigenartige dichterische Begabung; wir empfangen freudig ein Versprechen künftiger, noch reicherer Ernten. — In all diesen Versen klingt als Grundton ein Erlebnis. Eine Seele, offenbar zu aktivem, kräftigem Leben berufen, ist von Jugend auf gefesselt, niedergehalten durch einen siechen Leib. Ein Schicksal ist Kerkermeisterin. Aber aus dem Kerker sendet sie die Blicke hinaus, Flüchtlinge zuerst; dann aber Eroberer, die ihr Welt und Leben in ihren Kerker hineinziehen. Vor allem die Natur, in deren Erscheinungen sie sich ganz zu verlieren und wiederzufinden lernt. Sie erkennt den bildenden Drang in der eigenen Brust und ihres Lebens Bestimmung: zu schauen und zu gestalten. So steht sie wie die uferhütende Weide am Strom, in dem mitzufluten ihr versagt ist; festwurzelnd taucht sie die Arme ein, und so dem immer neuen Wechselspiel hingegeben, nimmt sie

sich ihren Teil des Lebens. Aus dieser Existenzform heraus begreift sie tiefer den großen Daseinszusammenhang, in den auch ihr Geschick sich einfügt: „Ein Schatten, leidlos, pflichtlos willst du sein? Dich triebe Unvollendetes nach oben! Denn auch aus Lebenshaß und Lebenspein wird Leben und des Lebens Bild gewoben!" Und aus der ästhetischen Entwicklung heraus gewinnt sie die Kraft, ihre sittliche Persönlichkeit zu erbauen, Herrin zu werden über ihr Geschick, indem sie es begreift als die fördernde Kraft, die ihrer Seele Form geben half. Und so steht nun das Schicksal „die herrische Magd" vor ihr, der sie sich ungedemütigt neigt. Der menschlich-sittliche Gehalt des Buches wäre ergreifend, auch wenn nicht schon so viel bildendes Können in diesen Versen lebte. Freilich noch keineswegs Vollendetes. Noch steht neben ganz Eigenem Konventionelles, Leeres neben Inhaltgesättigtem, Uneingeschmolzenes neben ganz von der formenden Kraft Durchdrungenem. Auch in einigen der schönsten Gedichte empfindet man, daß die gewiß nicht lässig gehandhabte Feile bei einigen Versen zu früh geruht hat. Eine zweite Auflage, die meinem Gefühl nach auch einige Gedichte ganz ausscheiden sollte (z. B. die beiden ersten, dann das Erwachen, Evas Entschluß) kann hier mühelos Wandel schaffen. Je weiter man liest, desto größer wird die Zahl der Gedichte, die reine und starke Wirkung tun. Ich nenne besonders „nach dem Gewitter", ein Gedicht, dessen wir Frauen uns besonders freuen dürfen. Denn hier lebt eine fast herrische Kraft der Anschauung, die man uns gern bestreitet. Ich nenne auch noch als etwas ganz Eigenartiges das Gedicht „Versuchung" und das in der herben Rhythmen- und Bilderkraft an Annette mahnende „In der Kleinstadt". Jene Anschaulichkeit ist das Bezeichnende in Carolina Woerners Form, mehr als Wiederaufschweben von Stimmungen in Klängen. Sie erlöst sich von ihrem Leid nicht in der Melodie, sondern im Bild. Das selige, befreiende Hinschmelzen im Klagen ist selten bei ihr. Sie weiß vor allem zu schauen, ausdauernd und mit sicherem Griff packt sie die Erscheinung. Sie hat den Mut des Gleichnisses. Die Fähigkeit zum plastischen, an bildende Kunstwerke gemahnenden Wortstil schulte sie an C. F. Meyer, dem sie schöne Verse widmet. Eine innere Verwandtschaft der Geschicke zog sie zu ihm; er lehrte sie ihren Ton finden. Sei auch ihr sein Wort: „genug ist nicht genug" Wahlspruch. H. H.

„Kinder und Leute". Novellen von Elisabeth Siewert. Verlag von Carl Reißner. Dresden. Elisabeth Siewert ist den Lesern dieser Zeitschrift bekannt. Die meisten der in diesem Bande vereinigten Novellen sind in der „Frau" zum erstenmal erschienen. Zu einem Bande vereinigt, bringen sie das durchaus originale und eigene Wege suchende künstlerische Wollen der Dichterin noch eindringlicher zum Ausdruck. Ein Ringen um die Möglichkeit, eine feinste und innerlichste Beobachtung des Wirklichen in Worte zu fassen, Stimmungen, die dem Gefühl so deutlich und wirklich wie für die Reflexion unfaßbar und wesenlos sind, mitteilbar zu machen, ein solches Ringen durchzieht — das ist ein zu friedliches Wort, man kann sagen: durchstürmt und durchzuckt diese Studien Nicht immer ist der Siegeslohn der vollendete, künstlerische Ausdruck. Oft nur eine Andeutung, ein Bild, das frappiert und in seiner Kühnheit und Treffsicherheit evokatorisch und packend ist, ohne immer rein ästhetisch zu erfreuen. Elisabeth Siewert ist ein Talent von großen Mitteln der Beobachtung, die zu reiner künstlerischer Gestaltung zu zwingen viel Entwicklung verlangt. Manches Unfertige bleibt auch in diesen Novellen noch. Aber es ist die Unausgeglichenheit eines zu großen Reichtums und einer sehr starken Eigenart, und deshalb an sich anziehend und interessant.

„Im polnischen Wind". Ostmärkische Geschichten von Carl Busse. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Stuttgart und Berlin. 1906. Die in dem Bande gesammelten fünf Novellen zeigen einen Künstler, der Leidenschaft und Scherz, das Große und das Kleine des Lebens wuchtig oder anmutig zu gestalten weiß. Er hat eine künstlerische Kraft, die den Aufgaben, die sie sich stellt, gewachsen ist, ohne daß diese Aufgaben besonders hoch gesteckt oder subtil gewählt seien. Die Titelnovelle ist die stärkste, am feinsten modelliert und psychologisch am tiefsten und reichsten. Sie steht in der Verve der Darstellung neben dem Besten der Clara Viebig und hat dabei eine stärkere Mannigfaltigkeit und weitere seelische Horizonte wie manche ihrer Novellen.

„Esclarmonde". Ihr Lieben und Leiden. Von Maria Janitschek. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt, 1906. Eine Seltenheit in der modernen Romanliteratur: ein historischer Roman. Es ist mehr Stil darin, als man von der oft dilettantischen Art der Maria Janitschek erwarten sollte, und eine dunkel glühende Farbigkeit. Freilich haben diese historischen Menschen aus der Albigenserzeit moderne Nerven und erleben moderne Seelengeschicke. Aber es ist doch Stimmung in dem Ganzen. Einzelne Szenen und Gestalten sind mit einer plastischen Kraft entworfen, die an Conrad Ferdinand Meyer erinnert, von dem die Darstellungsmittel auch im einzelnen vielfach übernommen sind. Dazwischen Breites, Ungestaltetes und Farbloses. Und dann grelle Bilder, wie die der Nonnen, die das Spielmannslied zu einem wahnwitzigen Taumel ungestillter Lebenssehnsucht aufreizt, Bilder, die aus der gedämpften Stimmung des Ganzen jäh und unvermittelt aufleuchten, daß man geblendet und verletzt die Augen schließen möchte. Alles in allem aber eine Leistung, die reifer ist als vieles, was die Verfasserin in letzter Zeit geschaffen.

„Das gelbe Haus". Ein Roman. Von Liesbet Dill. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. Die Verfasserin beherrscht den Unterhaltungsroman feineren Stils — etwa in der Art Ompedas. Sie zeigt auch in diesem neuen Buch wieder eine große Sicherheit der Technik des Erzählens und viel Feinheit und Geschmack, ohne gerade eine starke und eindringliche künstlerische Eigenart oder menschliche Persönlichkeit zu verraten. Die Darstellung eines mondänen Milieus und der ihm entwachsenen Typen glückt ihr besonders. Ihre Gestalten treten aus dem üblichen Figurenbestand des eleganten Romans sowohl durch eine feinere Individualisierung wie durch vertiefte Auffassung ihres Wesens genugsam hervor, um zu fesseln und sich einzuprägen.

„Gyda“. Roman. **„Backfische“.** Eine Sommererzählung. Von Karin Michaelis. Deutsch von Mathilde Mann. Leipzig. Inselverlag. Die beiden Bücher zeigen die Stärken und Schwächen, die schon in früheren Werken der Karin Michaelis hervortreten. Die Stärke: jene sehr feinfühlige und hellsichtige Beobachtung, die sie zur Künderin und Deuterin der schwierigen und zarten psychologischen Vorgänge im „Zwischenland“, in der Seele des heranwachsenden Mädchens, macht. Die Schwäche: eine Neigung zum Pathologischen, die sie selbst in gesunde Farben gebrochene Töne mischen läßt und mit nahezu ausschließlichem Interesse zu abnormen, kranken Seelen führt. Dieser Dekadenzcharakter prägt sich in ihrem Schaffen so stark und einseitig aus, daß er wie eine Enge und Befangenheit wirkt und allmählich auch gegen glänzende psychologische Leistungen innerhalb dieses Rahmens verstimmt.

„Michael Holy“. Roman von Adam Karrillon. Berlin. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. Schon nach den ersten Kapiteln dieser Geschichte eines Vagabunden fühlt man die Verwandtschaft: Dickens. Man denkt an Oliver Twist. Die gleiche Stofffülle wie bei dem unerschöpflichen Dickens, die gleiche kräftige, leicht karikierende Art der Darstellung. Von deutschen stilverwandten Erzählern stände Wilhelm Raabe am nächsten. Auf alle Fälle wird es auch der literarisch Anspruchsvolle lohnend finden, den Roman zu lesen, der gerade in der modernen Literatur, die sich von so wenig Stoff fristet, eine ungewöhnliche und nicht uninteressante Spezies ist.

„Die vier Liebsten des Christian Enevold Brandt“. Roman von Agnes Henningsen. Autorisierte Übersetzung von Luise Wolf. Axel Junker, Verlag. Stuttgart. Das Buch wirkt wie ein Bild, bei dem sich der Maler das Problem gestellt hat, nur die rote Farbe zu verwenden. Wenn er ein großer Künstler ist, so wird er das Problem so lösen, daß einem die Ausdrucksfähigkeit und Mannigfaltigkeit des Rot zum Bewußtsein kommt und man seine Technik und sein feines Auge bewundert. So gibt das Buch von Agnes Henningsen einen Lebenskreis, den nur eine einzige der menschlichen Energieen erhellt und erwärmt: die Erotik. Alles übrige dient nur, diese einzige Beziehung zwischen den Menschen zu nähren und zu steigern. Und da sie eine große Künstlerin ist, so gelingt ihr auch in diesem Buch, was Swen Lange von ihrem Roman „Polens Töchter“ sagt: „sie hat uns von der Liebe Dinge gesagt, die wir nie gekannt hätten und die wir sonst wohl kaum erfahren hätten“. Wir bewundern die Feinheit ihres Auges und die Nervosität ihrer Sinne. Aber man hat niemals den Eindruck, daß dieses unendlich fein und mannigfaltig abgetönte Spiel der Sexualität das ganze starke Leben sein kann, und wenn man sich eine Zeitlang in das Bild vertieft hat, das sie mit so großer und wahrer Kunst hinstellt, so schmerzen einen die Augen, und man sehnt sich nach den Komplementärfarben.

„Die Stadt des Lebens“. Schilderungen aus der florentinischen Renaissance. Von Isolde Kurz. 3. Aufl. Stuttgart und Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Von der Sammlung, in der Isolde Kurz einige der interessantesten Episoden der italienischen Renaissance mit der Phantasie einer Künstlerin, und der Sicherheit einer historischen Kennerin skizziert, sind die beiden letzten Geschichten, die des seltsamen Lorenzino de Medici und der Bianca Cappello, die reizvollsten. Sie sind es auch, in denen die merkwürdige Erzählkunst der Isolde Kurz, diese ruhig und kräftig formende, echt epische Kunst ihre Höhepunkte erreicht. Daß der Band nun die dritte Auflage erlebt, ist ein gutes Zeichen für das deutsche Lesepublikum. Denn dem litterarischen Wesen der Isolde Kurz liegt alles Sensationelle ganz fern. Ihre Erfolge sind rein künstlerischer Art und deshalb unbedingt erfreulich.

„Rembrandt“. Des Meisters Radierungen in 402 Abbildungen. Herausgegeben von Hans Wolfgang Singer. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt (geb. 8 M.). Zu der billigen Klassikerausgabe, die von der Deutschen Verlagsanstalt herausgegeben ist, wird dieser Rembrandtband ein besonders willkommener Beitrag sein. Er bietet mit der bereits erschienenen gleich erschöpfenden Sammlung der Gemälde ein leicht zugängliches und sehr reichhaltiges Anschauungsmaterial zu allem, was im Rembrandtjahr über den Künstler gesagt und geschrieben ist. Die Reproduktionen sind so gut, daß sich auch die subtileren, feineren Züge von Rembrandts künstlerischer Persönlichkeit leicht darin wiedererkennen lassen und bieten deshalb auch dem Anspruchsvolleren eine ausreichende Grundlage, um sich in den Meister zu vertiefen. Um die künstlerische Erziehung unserer sogenannten „Gebildeten“ erwirbt sich die Deutsche Verlagsanstalt mit ihren schönen Ausgaben wirklich ein Verdienst.

„Aus unseres Herrgotts Tiergarten“, Geschichten von sonderbaren Menschen und verwunderlichem Getier. Von Anna Croissant-Rust. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. Die frisch und sicher hingestellten Bilder zeigen Anna Croissant-Rust als eine Dichterin, bei der das Wort „Heimatkunst“ nicht nur ein Programm, sondern ein Können bedeutet. Ihre Schwarzwaldtypen haben Echtes genug, um zu beweisen, daß ihre Schöpferin ein deutliches Gefühl und einen hellen Blick für Volksart und Landesart hat, und der glückliche Humor ihrer Darstellung ist ein besonderer Reiz obendrein, ohne den gerade diese Kunst leicht leblos bleibt. Die Tiergeschichten mit ihrer etwas trivialen Symbolik sind das schwächste in dem Buch.

„Godwi oder das steinerne Bild der Mutter“. Von Clemens Brentano. Herausgegeben und eingeleitet von Dr Anselm Rueſt. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger, Berlin NW. Es ist gewiß ein glücklicher Gedanke, von dem „verwilderten Roman“ des Clemens Brentano heute eine Neuausgabe zu veranstalten. Berührt doch so vieles in diesem aus Lebenstollheit, Schönheitsfreude und Wehmut seltsam gemischten, „konsequent“ romantischen Jugendwerk des Dichters gerade uns Moderne verständlich und verwandt. Vielleicht folgt der Auferstehung ein längeres Leben, als dem schnell vergessenen Buche bei seinem ersten Erscheinen vor hundert Jahren beschieden war.

Schering's Malzextrakt

ist ein wohlschmeckendes Nährmittel von hervorragendem Wert für Reconvalescenten und besonders für schwächliche und blutarme Kinder. Es ist leicht verdaulich und regt den Appetit an. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Malz-Extrakt mit Eisen Chemisch reines Malzextrakt mit Eisenzusatz. Vorzügliches Stärkungsmittel für Blutarme, Bleichsüchtige und Nervöse. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Malz-Extrakt mit Kalk Chemisch reines Malzextrakt mit Kalkzusatz. Vorzügliches Stärkungsmittel für Skrofulöse und Rachitische. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussée-Strasse 19.

Kleine Mitteilungen.

Die „Deutschheit und Reinheit der Sprache und Rasse" (Zwischenbetrachtung, Berner Rundschau 1. Heft, Februar) ist Gegenstand einer Preisfrage für die Königliche Akademie und Hochschule für Musik zu Berlin. Die Arbeiten sollen sich mit der deutschen Musik, ihrer Reinheit, Echtheit und vorliegenden Fälschungen, mit den Königlichen Hochschulen für Musik der neuen Reichshauptstadt, insbesondere mit der Stellung jüdischer Künstler und Lehrer an denselben, mit Berlins Musik überhaupt, mit ungesunden Einflüssen auf dieselbe, mit Mißständen und Mißbräuchen, mit deren Beseitigung, mit Vorschlägen zu Verbesserungen, Neuerungen, mit Gründen für und wider Reformen und für Errichtung neuer Hochschulen für Musik, mit deren Vorteilen und Nachteilen, mit Vorschlägen, Ansichten und Meinungen über alles das, was damit zusammenhängt, befassen. Die Preisaufgabe ist gestellt von Herrn Professor Heinrich Ehrlich, Dr. honoris causa, Ritter hoher Orden, Mitglied des Herrenhauses, Mitglied des Reichstages, Mitglied des Abgeordnetenhauses, Mitglied des Kuratoriums der Königlichen Hochschule für Musik, Mitglied des Senats der Königlichen Akademie der Künste, Mitglied des Vorstandes der Berliner Tonkünstler-Gesellschaft, Mitglied des Vorstandes der Berliner Richard Wagner-Gesellschaft, Mitglied des Vorstandes der Berliner Gesellschaft für Musikwissenschaft, Mitglied des Vorstandes der Berliner Gesellschaft für Musikforschung

Primareferenzen. Vorgeschrittene musikalische Kenntnisse und im Auslande erworbene Sprachfertigkeit Bedingung. Anfangsgehalt 1000 Mark.

2. Für Ostern 1907 wird in die Nähe Berlins eine Lehrerin oder Oberlehrerin für Deutsch und Rechnen event. Naturwissenschaften gesucht. Gehalt nach Übereinkunft.

3. Zu sofort oder 1. Oktober auf schlesische Domäne eine wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für 3 Mädchen von 6—10 Jahren und einen 7jährigen Knaben gesucht. Klavierunterricht erforderlich. Gehalt 600 Mark.

4. An eine Hamburger Privatschule wird eine geübte, tüchtige Lehrerin (ev. zwei) mit englischen oder französischen Sprachkenntnissen gesucht. Kleine Klassen. Bedingung: mit der neuesten Lehrmethode vertraut.

5. Nach Klein-Asien in eine am Schwarzen Meer gelegene Stadt wird eine ältere Erzieherin gesucht. Musik Anfangsgründe. Gehalt 100 Franks monatlich.

6. Zum 1. Oktober wird an ein thüringisches Pensionat eine erfahrene, tüchtige, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht. Gehalt nach Übereinkunft, Musik erwünscht.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Nur Mitglieder des Vereins werden berücksichtigt. Dieselben haben sich als solche durch Einsendung ihrer Beitragsquittung für das laufende Vereinsjahr auszuweisen.

Beitrittserklärungen sind zu richten an die Geschäftsstelle des Vereins, Berlin W. 35, Genthinerstraße 16, Gh. I, dagegen Aufträge, Stellengesuche und Kommissionsgebühren an die Zentralleitung.

Dieser Nummer liegen Prospekte von:

Georg D. W. Callwey, Verlagsbuchhandlung in München, betr. „Kunstwart“,

Egon Fleischel & Co., Verlagsbuchhandlung in Berlin W. 35, betr. „Das literarische Echo“

bei, die wir besonders zu beachten bitten.

Kurse zum Studium der Englischen Sprache

veranstaltet mit sechs englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Prospekte durch den Vorstand 16 Wyndham Place, Bryanston Square London W. Pensionspreis 18 Schillinge in geteiltem. 24 Schillinge in Privatzimmer. Aller Unterricht, einschliesslich Vorträge und Phonetischer Kursus, 10 Schillinge per Woche. Nach Absolvierung des vollen viermonatlichen Kursus Prüfung und Zeugniserteilung.

Nur Lehrerinnen werden zugelassen.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 800 Mk. jährl.

Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.

Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium“.

Sprach- u. Handelsinstitut für Damen

von Frau **Elise Brewitz,**

BERLIN W., Potsdamer-Strasse 90.

Ausb. als Buchhalterin, Korrespondentin, Sekretärin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin. Vierteljahrs-, Halbjahrs- und Jahreskurse. • Musterkontor.

Silb. Medaille. • Neue Kurse: Anf. Jan., April, Juli, Okt. • Pension im Hause.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau“ kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau“ (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau“, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Besichtigung der Anstalten jeden Sonntag für Nicht-Mitglieder von 10–12 Uhr. Für Mitglieder von 10–1 Uhr.

Berlin W. 30, Motzstrasse—Ecke Nollendorfstrasse 7a.

Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30, Bamberger-Strasse 75.

Haus I. gegründet 1870:

Seminar für Kindergärtnerinnen und Kinderpflegerinnen.

Cursus für junge Mädchen zur Einführung in den häuslichen Beruf.

Curse zur Vorbereitung für soziale Hilfsarbeit.

Pensionat: Victoria-Mädchenheim. Kinderhort. Arbeitsschule.

Elementarklassen, Vorschule, Kindergarten, Säuglingspflege, Kindergespräche und Specialprospekt.

Aufragen (für Haus I und II) an Frau Clara Stricker.

Haus II: gegründet 1888:

Seminar-Koch- und Haushaltungsschule:

Hedwig Heyl:

Curse für Koch- u. Haushaltungslehrerinnen.

Pensionat.

Curse

zum Zwecke der Kinder- u. Hausmärchen-Erzählung.

Töchter höherer Stände.

Bürgerlichen Mittagstisch und Kaffeehaus für Schulkinder.

Anerbietungen für Hilfe im Hause ist dankbarst entgegen zu nehmen.

Anmeldungen werden Fr. Dr. Heyl.

Im XIV. Jahrgange erscheint. ✦ ✦ Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses ✦ ✦

Pestalozzi-Fröbel-Haus. Mitglieder-Beiträge: 3 M. Jährlich, einschl. Abonnement der Vereins-Zeitung. Für Berlin u. M. für Doppelporto 4 M. Für das Ausland 5 M. Anfragen, Sendungen, Beiträge durch die Vereinspost und Mitteilungen und an die Expedition erbeten.

Verantwortlich für die Redaktion: Lotte Lengy, Berlin. — Verlag: H. Moritz Boehmert'sche Buchdr. i. Dresd. H. Moritz Boehmert'sch. Buchdr.

Digitized by Google

14. Jahrg. Heft 2 November 1906

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: B. Weber Buchhandlung, Berlin W.

Bemerkungen zu Ellen Keys „Lebensglauben".[1])

Von

Dr Fr. W. Foerster (Zürich).

Nachruf verboten.

Die fundamentale philosophische Oberflächlichkeit all derer, die heute über die Ethik und Religion der Vergangenheit absprechen und auf eigene Hand etwas Neues beginnen wollen, liegt darin, daß sie seit die Frage nach ihrer Komputenz, überhaupt gar nicht stellen. Wie haben in der Naturwissenschaft eine Erkenntnistheorie, eine Prüfung der Organe und Bedingungen der Erkenntnis, eine Festlegung der persönlichen Störungen und der subjektiven Beobachtungsfehler — in bezug auf die tiefsten Fragen bei Menschenleben aber glaubt jeder darauf los schreiben zu dürfen, ohne überhaupt das Problem zu berühren: Besitzt meine geistige Organisation die Vorbedingungen objektiver Erkenntnis auf diesem Gebiete? Berfüge ich über diejenige Lebenserfahrung, die mich befähigt, über Dinge zu richten, die nur tiefster Lebenserfahrung gehören sind? Besitze ich diejenige starke Unabhängigkeit meines Denkens von meinen Subjekte, ohne welche stets der Verdacht der Vater des Gedankens ist? Bin ich so scheint von aller Eitelkeit, daß ich mit naturnotwendigen Unbefangenheit Selbsterkenntnis zu üben vermag, die erste Vorbedingung aller Ethik?

Würden diese Fragen gestellt, so würden wir von manchen neuen Glaubensbekennissen verschont bleiben und die Menschen hätten mehr Zeit und mehr

[1]) „Der Lebensglaube", von Ellen Key. Betrachtungen über Gott, Welt und Ewig. S. Fischer, Berlin W.

Demut für ein gründliches Studium der Überlieferung — getreu dem Goetheschen Worte:

Das Wahre war schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden,
Das alte Wahre faß es an!

* * *

Als Napoleon I. einmal gefragt wurde, ob er denn nicht eine neue Religion gründen wolle, da soll er geantwortet haben: „Dazu muß man über Golgatha gehen und das kann ich nicht!"

Aus diesen Worten spricht die tiefe Einsicht, daß ein religiöser Glaube, der wirklich das Leben in seinem ganzen Umfange und in allen seinen Tiefen erkennen, bestimmen und heiligen soll, nur von dem begründet werden konnte, der selber das ganze Leben in höchster Stärke in sich trug, die dämonischen Mächte von Angesicht zu Angesicht kannte, durch das schwerste Leid und die dunkelste Verlassenheit hindurchging — und doch das alles überwand und in vollkommener Freiheit darüber stand.

Nachdem dieses vollbracht, bedürfen wir keines neuen Glaubens mehr, sondern nur noch einer immer konkreteren Deutung und Anwendung dessen, was auf Golgatha seine höchste Lösung und Darstellung gefunden hat. Und das bedeutet nichts anderes, als daß wir jene vollkommene Herrschaft über das Leben, wie sie in Christi Leben, Lehre und Sterben zur Erscheinung gekommen, immer mehr in allen Angelegenheiten und Konflikten unseres Daseins zum Vorbild nehmen.

Je mehr wir den Trieben und Bedürfnissen des Lebens unterworfen sind, je mehr wir von ihnen bestimmt und geleitet werden, um so weniger können wir das Leben leiten und gestalten, sondern werden durch die äußeren Dinge unterdrückt und gelähmt: das was das Christentum „Erlösung von der Welt" nennt, ist keine Flucht aus der Welt, sondern das einzige Mittel, stark und selbständig in Welt und Leben einzugreifen: Man kann nur das beherrschen, wovon man nicht selber beherrscht wird.

Vollkommene Herrschaft über das Leben — das ist die christliche Religion, und darum ist sie auch der einzig wahre Lebensglaube — der Glaube, der unser Leben sammelt, steigert und segnet, indem er uns von den zersplitternden Reizen der Außenwelt frei macht, uns die Kräfte unserer eigenen Natur völlig in die Hand gibt und zugleich in leuchtender Klarheit das Ziel zeigt, dem sie alle dienstbar gemacht werden sollen und in dessen Dienst sie allein gesund und stark bleiben können.

* * *

Fénelon hat einmal gesagt: „Wenn die Menschen die Religion gemacht hätten — ach sie hätten sie ganz anders gemacht!" Diese Worte bringen uns zum Bewußtsein, daß ein übermenschlicher Sieg über das Leben dazu gehört, um dem Leben wahrhaft von oben zu befehlen — der Mensch aber liegt leider so im Bann seiner Bedürfnisse, Wünsche, Interessen, Illusionen und Leidenschaften, daß seine Religion und seine Philosophie, je mehr sie sich selbst überlassen ist, desto unverhüllter nur ein Reflex seiner Unfreiheit, seiner Beschränktheit und seiner naiven Selbstsucht ist: Nicht er denkt über das Leben nach, sondern das Leben verfälscht und umnebelt sein Denken, damit dasselbe nicht die Offenbarungen und Forderungen des Geistes verkünde, sondern ein Echo der Naturforderung bleibe. Darum antwortet auch Beatrice dem Dante, der

schon auf den unteren Stufen seiner Entwicklung die höchsten Geheimnisse enthüllt sehen möchte: Du bist noch zu sehr im Banne vergänglicher Dinge — dereinst, wenn du höher gestiegen sein wirst, dann wirst du die Übersicht haben, dann wirst du fassen, was dir jetzt unfaßbar ist!

Das was uns Ellen Key als Lebensglauben verkündigt, das ist auch keine freie Anschauung des Lebens, sondern aus jener *Unfreiheit* geboren, die sie mit uns allen teilt und die in den tiefsten Fragen unseres Seins nichts wahrhaft Führendes und Klärendes hervorbringen kann. In ihrem Lebensglauben redet einfach die menschliche Natur, die nach Leben schreit, durch das Medium freilich einer feinen Seele — aber doch die menschliche Natur, die niemals begreifen mag, daß sie nur durch vollkommenen Gehorsam gegenüber dem Geiste ihr eigenes Leben erhöhen und erhalten kann: So wie sie in der Darstellung der Genesis am Schöpfungsmorgen erst durch den göttlichen Geist zum Leben erweckt wurde, so kann sie in alle Ewigkeit nur in dem Maße zur Entfaltung kommen, als sie von ihm erleuchtet und erzogen wird.

* * *

Indem wir uns in diesem Sinne die geistigen Bedingungen unserer „Lebendigkeit" klar machen, kommen wir auf den eigentlichen Kern des Irrtums in allen Angriffen, die Ellen Key gegen die Lebensfeindlichkeit des Christentums mit seiner Askese, seinem Opferbegriffe und seiner Jenseitigkeit richtet: Sie übersieht, daß beim Menschen das Problem der starken Lebensentfaltung nicht etwas so Einfaches ist, daß man nur die vorhandenen Tendenzen und Kräfte sich auswachsen zu lassen braucht, um die höchste Summe von Leben hervorzubringen. Sind wir doch gerade in der modernsten medizinischen Forschung, auf dem Gebiete der Psychotherapie, wieder dabei, zu entdecken, in wie entscheidendem Maße unser ganzes physisches Leben und unsere seelische Gesundheit und Energie abhängig ist von der Stärke und Autorität der Impulse, die aus den höchsten Bezirken des geistigen Lebens kommen — aus jener „Zentralkraft" der Seele, deren *Unabhängigkeit* von unseren körperlichen Zuständen und ihren seelischen Reflexen nur durch solche Vorstellungen wahrhaft gesichert wird, wie sie das Christentum vertritt: *Die christliche Religion enthält in diesem Sinne die wahre Hygiene jener geistigen Zentralkraft des Menschen.* Und der starke und charaktervolle Gegensatz der christlichen Lehre zu der Welt der natürlichen Triebe, Erregungen und Leidenschaften, die konzentrierte Hingabe an die geistige Welt mit ihren Vorbildern und Hoffnungen — das alles ist nicht dazu da, das Natürliche zu töten, sondern es soll den Menschen nur dazu befähigen, wahrhaft aus dem Kern seiner geistigen Persönlichkeit heraus zu handeln und zu denken, statt auf die Einflüsterungen der unteren Welt zu hören; der sogenannte Lebensglaube aber, mit seiner weichlich machenden Fürbitte für die Triebe und Neigungen des natürlichen Menschen müßte unfehlbar dazu führen, das sinnliche Subjekt mit allen Erregungen, Launen und Schwächen zum Übergewicht über den geistigen Menschen zu bringen — und dadurch würde auch dieses völlig entarten und erkranken. Oder zeigt es uns die Moderne nicht deutlich auf Schritt und Tritt, wenn wir es nicht schon aus der Geschichte des Heidentums wissen, daß die menschliche Natur ohne die absolute Herrschaft des Geistes nur zur Unnatur und zur Perversität gelangt? Tiefsten Sinn hat darum die alte mystische Lehre, der Wagners Parsival neuen Ausdruck gegeben, daß selbst die Natur dunkel nach Erlösung

drängt, nach der Königsherrschaft des Geistes, und ergreifende Wahrheit hat das Wort Christi: „Meine Lehre ist Gesundheit für alles Fleisch!"

Ist es ferner nicht wahr, daß auch unsere Seele auf die Dauer nicht gesund bleiben kann, wenn die göttliche Gesundheit Christi nicht über ihr wacht und in ihr herrscht und alles ordnet und beruhigt, was an dunkeln Erbschaften und an verworrenen Wünschen, Stimmungen, Erinnerungen und Leidenschaften dort durcheinander und gegeneinander wogt?[1]) Wissen wir doch überhaupt erst dann, was Geist in uns ist und was nur Erregung durch die Materie, wenn wir „ohn' Unterlaß" auf den sehen, der „die Welt überwunden" hat und uns dadurch offenbart hat, was Gott ist, damit wir in ihm eine feste Burg fänden gegenüber der Welt und gegenüber allen Fratzen der Natur und unserer eigenen Phantasie!

Ellen Keys erstaunliche Unkenntnis der Menschennatur verrät sich darin, daß sie den Menschen einfach auf seine „Seelenvollheit" stellen will und keine Ahnung davon zu haben scheint, daß die bloße Seele, gerade je reicher sie ist, eine um so größere Gefahr für den Menschen bedeutet, weil sie alle Reize der Außenwelt — nicht bloß die schönen — tausendmal vergrößert und übertreibt. Je mehr Phantasie, je tieferes Fühlen ein Mensch hat, eine desto gewaltigere Resonanz und Verstärkung erfährt jedes Unglück, jede Krankheit, jede Beleidigung und Enttäuschung, sowie jede sinnliche Versuchung; darum sehen wir, wie oft gerade reich beseelte Menschen eben durch ihre Seele physisch und geistig zugrunde gerichtet werden — wenn diese Seele eben nicht in fester Beziehung zur göttlichen Liebe steht und durch sie beständig vor den Bezauberungen und Angriffen der Außenwelt geschützt und in ihrem eigenen tiefsten Wesen befestigt und gestärkt wird!

Wahrlich, für die Gesundheit der Seele ist die christliche Religion fast noch unentbehrlicher als für die Gesundheit des Körpers — das kann die jetzige aufgeklärte Generation nur deshalb nicht spüren, weil sie unbewußt noch so stark von den Nachwirkungen christlicher Seelenpflege durchdrungen ist und gehalten wird; die jüngere Generation wird einst mehr davon zu erzählen wissen, welche Bewandtnis es mit der „Evolution der Seele" hat, wenn der erhabene Schutz Christi aus ihr gewichen ist.

* * *

Der neue „Lebensglaube" also ruht auf einer ganz kurzsichtigen und oberflächlichen Auffassung dessen, was lebensteigernd wirkt. Und er irrt in der Annahme, daß das Christentum darauf ausgehe, das Leben einzuschnüren oder in einseitiger Richtung zu entwickeln. Wäre letzteres der Fall, so hätte die christliche Religion niemals eine so unwiderstehliche Anziehungskraft gerade auf Naturen von großer und vielseitiger Lebenskraft ausgeübt. Man darf sicher behaupten, daß der menschlichen Natur gerade durch das Christentum die gewaltigsten Horizonte für ihr Ausleben eröffnet worden sind. Die übernatürliche Welt ist ja nicht nur etwas Metaphysisches, sondern zugleich — schon bei Plato — die höchste Erfüllung und Vollendung aller stammelnden Ansätze und alles dunkeln Strebens in der menschlichen Natur selber: im Übernatürlichen sehen

[1]) Alle anderen Religionen erfüllen diese Aufgabe nur annähernd und nur in dem Maße, als sie Vorstufen und Vorbereitungen der christlichen Religion sind, welche die universellste Kenntnis der menschlichen Natur mit der stärksten und reinsten Geistigkeit vereinigt. Dies hat auch Goethe mehrfach mit tiefer Überzeugung bekannt — gerade weil er sich bewußt war, wieviel Führung und Gesundheit seine eigene Seele den Bildungskräften des Christentums verdankte. „Iphigenie" ist ein Nachklang davon.

wir unsere eigene Natur gleichsam riesenhaft ausgewachsen vor uns; ihre verborgensten Möglichkeiten sind Gestalt geworden; das Natürliche erscheint nur als Symbol und traumhafte Vorstufe höherer Dinge — in dem Vollkommenen, das nicht von dieser Welt ist, leuchtet erst die volle Wirklichkeit, und nur was dorthin die Kräfte spannt, trägt den echten und großen Lebenstrieb in sich.

Empfinden wir dies nicht im höchsten Maße angesichts der Erscheinung Christi und zieht sie uns nicht gerade deshalb so zur Nachfolge?

Wohl muß im Namen solcher Ideale manchem natürlichen Ausleben Halt geboten werden. Aber nicht um das Natürliche zu erdrosseln, sondern gerade um es durch die Weihe der geistigen Beherrschung und Begrenzung vor Zersplitterung und Selbstzerstörung zu bewahren. Und um ihm eine ganz neue Steigerung und Belebung aller Kräfte zuzuführen dadurch, daß es mit den höchsten Lebenszwecken des Geistes verbunden wird und dadurch auch teilnehmen kann an jenem wunderbaren Aufschwunge des Menschen über sich selbst, der durch die Religion begründet und möglich gemacht wird. Man kann noch so viel reden von der lebensfeindlichen Wirkung der christlichen Askese und der christlichen Jenseitigkeit — Tatsache bleibt doch, daß auch die irdische Liebe erst wahrhaft aufgeblüht ist, seit sie in der himmlischen Liebe ihre eigenen dämmernden Regungen zu unendlicher Helligkeit und Vollendung entfaltet sah. Hat nicht das Christentum mit seiner Schule der Demut und des Opfergeistes und mit seiner glühenden Innigkeit jeder Art von natürlicher Liebe eine ganz neue Tiefe, Kraft und Ausdauer gegeben — und dürfen wir nicht geradezu sagen: um seiner eigenen Entfaltung willen bedarf das irdische coeur der Vereinigung mit dem „sacré-coeur"?[1])

Sagen wir nicht oft, daß erst eine große Liebe alle natürlichen Seelenkräfte des Menschen befreit und steigert? Nun — das Christentum ist die große Liebe, die in der Menschheit alle natürlichen Gaben befruchtet und über sich selbst hinaus gesteigert hat! Man lasse diese Kraft nur erst wieder versiegen und man wird erleben, wie die Menschheit damit auch wieder in eine größere Armut und Kälte ihres ganzen Gefühlslebens zurücksinkt. Das Sichganzverlieren und Sichselbstvergessen aller großen Liebe kann niemals auf dem Boden jener vorsichtig abwägenden Opferwilligkeit und jener wachsamen Selbstbehauptung gedeihen, die Ellen Key in Erziehung und Leben einführen will.

* * *

Die Modernen reden viel von Persönlichkeitskultur — sie spüren ihren eigenen Mangel an wahrhaft persönlichem Leben und meinen, daran sei die christliche Tradition schuld, weil sie dem Menschen das Ausleben unterbinde und ihn zu viel dienen heiße. Sollte aber nicht vielleicht gerade der Individualismus schuld am Schwinden persönlichen Lebens sein? Sollte vielleicht bei den Modernen eine verhängnisvolle Verwechslung von Individualität und Persönlichkeit, von äußerlicher und innerlicher Selbstbehauptung stattfinden? So daß sie den Kultus der Individualität betreiben und gerade dadurch die Persönlichkeit begraben, die allein durch den Kampf mit den Launen und Neigungen die Individualität gewonnen wird: Persönlichkeit ist Konzentration — Individualität

[1]) Nach Novalis schönem Worte:

„Hast du ihm erst dein Herz gegeben
Ist auch das seine ewig dein!"

ist Zerstreuung. Ja, man darf in gewissem Sinne sagen, daß die Individualität sterben muß, damit die Persönlichkeit erwache — so wie es in dem Dichterworte heißt:

„Aber so du dies nicht hast,
Dieses stirb! und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde!"

Erst wenn die Individualität sich der geistigen Persönlichkeit geopfert hat und diese zur vollen Herrschaft gelangt ist, kann das individuelle Leben auf dem neuen Boden des vergeistigten Menschen ohne Gefahr seine Freiheit haben.

Durch das Suchen und Ringen nach Selbstbehauptung und individuellem Spielraum aber wird alle echte Persönlichkeitskultur gelähmt und verhindert: das tiefste Leben im Menschen ist das unbewußte und unberechnete Leben, dieses aber entfaltet sich nur im Reiche der Selbstlosigkeit — wir sind um so schöpferischer, je mehr wir „außer uns" sind, je weniger wir mit unserm Selbst beschäftigt sind. Darum hat auch das Christentum so gewaltig befruchtend auf das künstlerische Hervorbringen gewirkt und hat eine solche Fülle reicher und großer Persönlichkeiten erzogen.

* * *

Es ist bezeichnend für die Lebensferne all der Modernen, die von Nietzsche ausgegangen sind, daß sie uns die Antwort auf die wichtigste Frage schuldig bleiben: Wie soll sich denn nun euer Mensch im konkreten Leben aufführen?

Ellen Key gibt ein paar Andeutungen in der Richtung, daß der neue Mensch sich weniger blind für andere opfern werde: zuerst werde er den Wert dessen prüfen, für den geopfert werden soll.

Sie hat aber unrecht, wenn sie meint, daß das Christentum die Lehre der kopflosen Aufopferung sei. Nein — gerade dadurch, daß es den Menschen so verantwortlich macht für die Gesamtleistung seines Lebens, gibt es ihm den einzig möglichen Schutz gegen die bloß impulsive und planlose caritas: den einzig möglichen, weil es ein unmöglicher Standpunkt ist, die Konflikte zwischen Selbstbehauptung und Selbstverleugnung durch den parteiischen Willen zum Glück oder gar durch die „Pflicht zum Glück" entscheiden zu lassen, statt sich dazu in den Zustand der denkbar höchsten und weitsichtigsten Verantwortlichkeit zu erheben und nicht das Glück, sondern das Heil der Seele ins Auge zu fassen.

Auch die christliche Religion kennt irdisches Glück und Seligkeit — aber nur für die, welche nicht danach suchen. Denn diese können es nicht vertragen.

* * *

Ellen Key beschäftigt sich auch eingehend mit dem Verhältnisse der christlichen Religion zu den Bedürfnissen unseres kritischen Intellektes. Sie wiederholt John Stuart Mills Angriffe gegen den Gottesglauben — Angriffe, die aus der uralten Frage nach der Vereinbarkeit des Bösen mit der Idee eines allliebenden und allmächtigen Vaters stammen. Diese abstrakten Argumente aber sind nur für den wirksam, der da wähnt, die Religion bestehe darin, allen jenen großen Problemen eine glatte Lösung zu geben, während sie doch nur danach trachtet, den Menschen in die richtige innere Haltung zum Unerforschlichen zu setzen.

Wer vom lebendigen Erleben ausgeht, der wird durch den Anblick des Bösen nicht in seinem Gottesglauben erschüttert werden. Er sieht, daß die Materie da ist

in der Welt und eine Macht bedeutet, er weiß und erlebt aber noch viel unmittelbarer, daß auch ein Höheres in der Welt ist, das letzten Endes auch die Materie nach seinen Zwecken lenkt — ein Höheres, das sich in der geistigen Welt des Menschen offenbart hat und immer wieder offenbart und das nach unergründlichem Plane die Menschenseele vor die bange Wahl zwischen Geist und Materie gestellt hat.

Die Seele kann in ihren tiefsten Stunden gar nicht anders, als das Wort „Gott" aussprechen — sie ahnt eine höchste Wirklichkeit, durch die alle ihre Kräfte erst Sinn und Heimat und Erfüllung haben; sie fühlt: Ich bin da — also ist Gott da!

In einer alten persischen Legende tritt der Satan zum Menschen und spottet über sein Gebet: „Du wirst keine Antwort erhalten, so viel du auch nach Gott schreist! Hörtest du jemals Gottes Stimme: ‚Hier bin ich?'"

Da wurde der Mensch bitter und ließ das Haupt sinken. Gott aber sprach durch den Propheten zu ihm: „O du viel versuchter Mensch! Siehest du denn nicht, daß jedes deiner Gebete schon ein ‚Hier bin ich' ist? Ist dein Beten, deine Zerknirschung, dein heiliger Eifer zu mir nicht die untrüglichste Offenbarung meiner Herrlichkeit? Deine Ehrfurcht und deine Liebe sind die Hüllen meiner Gnade, und auf dein einziges Wort: ‚O Herr!' antworten zahllose Stimmen: ‚Ich bin mit Dir!'"

Was soll gegenüber dieser unserer inneren Sicherheit mit all ihrer hohen Sammlung und Klarheit die Rede von dem „werdenden Gott", der aus der Evolution der Menschheit hervorgeht? Welche Wegweisung gibt uns das im Chaos unser Triebe und im Lärm äußerer Ansprüche? Was ist das für ein Gott, der aus dem blinden Wachstum aller Lebenskräfte hervorgehen soll? Welches Ziel und welche Begeisterung soll man daraus schöpfen? Wahrlich, hier ist die absolute Konfusion zur Religion erhoben!

Da hören wir erhebend, beruhigend, verheißend die erhabenen Worte der Genesis: „Im Anfang war es auf Erden wüst und leer — aber der Geist Gottes schwebte über den Wassern!"

* * *

Ist es nötig, noch ein Wort über das „Verblühen des Christentums" zu sagen? Ellen Key spricht mit dieser Überschrift gewiß eine weitverbreitete Überzeugung aus. In zahlreichen Menschen ist heute das Christentum in der Tat „verblüht". Aber nur weil der moderne Mensch vor lauter Verlehrtheit und Verstandesaufklärung verlernt hat, vom wirklichen Leben und vom wirklichen Menschen auszugehen. Was Christus redet und was er lebt, das sind die tiefsten Antworten auf die grundlegenden Fragen des wirklichen Menschenlebens — aber nur wer jene Fragen in sich gestellt hat, versteht auch die Antwort, nur wer vom konkreten Menschen ausgeht, weiß überhaupt, worum es sich handelt.

Und die Dogmen? Werden sie verblühen? Sie werden deshalb lebendig bleiben und in lebendiger Interpretation neu erblühen, weil sie das tiefste Wesen Christi und seinen Zusammenhang mit den letzten Geheimnissen unseres Lebens am erschöpfendsten darstellen und vergegenwärtigen und die Wahrheiten und Mysterien der christlichen Religion am sichersten vor der Verflachung beschützen: Man muß sie in diesem Sinne fassen als Symbole und unvollkommene, aber doch unübertreffliche Bilder unaussprechlicher Wahrheiten — signa invisibilium . . . .

* * *

Auch die Pädagogik wird nie über die gewaltigen Kräfte hinauskommen, die der christlichen Religion zur Verfügung stehen. Man kann wohl ergänzen und erläutern, aber nicht ersetzen und übertreffen. Was Ellen Key als Ersatz vorschlägt, ist so unglaublich abstrakt und vage, daß man merkt: Sie hat noch kein Menschenkind damit zum Charakter erzogen. Ohne die Hilfe des Christentums führt auch die Ethik stets nur zur „Knechtschaft des Gesetzes" und die Freiheit zur Anarchie. Das Unerreichbare und Unvergleichliche der christlichen Erziehung besteht darin, daß sie nicht von außen fordert oder bittet, sondern in der Seele selbst eine höhere Sehnsucht weckt dadurch, daß sie den jungen Menschen sein eigenes besseres Selbst in strahlender Vollendung sehen läßt und dadurch sein Gewissen am mächtigsten belebt und seinem Streben das klarste Ziel gibt. Das dunkle Freiheitsverlangen des Menschen wird durch die vollkommene Freiheit, welche die Persönlichkeit Christi verkörpert, gleichsam über sich selbst ins klare gebracht, es sieht seine eigenen höchsten Ziele und die wahren Mittel dahin in ergreifender Anschaulichkeit vor Augen, es ahnt und schaut die höhere Lebensfülle, die sich aus solcher Willensrichtung ergibt und wird mächtig von ihr angezogen: Anima naturaliter christiana! Allein das Christentum, indem es den Freiheitswert des dienenden Gehorsams lebendig darstellt, versteht die schwerste und eigentlichste Aufgabe aller Erziehung zu lösen: Gehorsam und Freiheit miteinander zu versöhnen, der Freiheit die Liebe zum Gehorsam zu wecken und den Gehorsam durch die Freiheit zu vergeistigen. Wo das Freiheitsverlangen junger Menschen nicht in diesem Sinne „aufgeklärt" wurde, da wird es immer seine Befriedigung in äußerlichem Ausleben suchen oder sich in starrer Ichsucht verschanzen — in jedem Falle aber zur rechten Zeit der tiefsten Bildungsmittel verlustig gehen!

* * *

Man dürfte sich nicht so eingehend mit so lebensfremden Büchern beschäftigen, wie es diejenigen von Ellen Key sind, wenn ihre Ansichten nicht so typisch für das wären, was heute von allen Seiten den modernen Menschen betört und umschmeichelt. Ich muß dabei immer an Shakespeares „König Lear" denken, der sein Ohr den falschen Töchtern leiht, die ihm schmeicheln und ihm die Jüngste verleumden, die ihn allein wahrhaft liebt und ihm die Wahrheit sagt — bis er sie verstößt. Zu spät erkennt er den goldnen Schatz in Cordelias Herzen und verfällt in Wahnsinn: er hat den Falschen alles gegeben, sie haben ihn betrogen und ihm das Kostbarste gestohlen!

Der moderne Mensch ist auch so ein König Lear, der sein Ohr den falschen Stimmen leiht, die ihm schmeicheln, nämlich jenen modernen Ansichten, die sein Selbstgefühl streicheln, seinen Begierden Freiheit versprechen und seine Weichlichkeit schonen und verhätscheln. Er gibt ihnen alles hin und wird betrogen.

Cordelia, die sie ihm verlästern, das ist die geheiligte Stimme der Religion, die das tiefste Erbarmen mit ihm hat, ihn am besten kennt und nur sein wahres Heil im Auge hat — er stößt sie von sich und erkennt zu spät, wen er verstoßen.

Das ist dann zum Wahnsinnigwerden: wenn ein Mensch erkennt, daß er sein Leben auf Flitter und Tand gebaut und das Köstlichste verloren hat, obwohl es ihm angeboten wurde!

Welch tiefes Symbol, daß Cordelia und Lear erst in Leiden und Verbannung einander wiederfinden!

* * *

Ellen Keys Darlegungen laſſen ſich im Grunde überhaupt gar nicht logiſch widerlegen, weil ſie Probleme behandeln, die nicht durch wiſſenſchaftliche Deduktion, ſondern nur durch Lebens- und Seelenkenntnis entſchieden werden. Solche Schriften mögen darum ruhig eine Zeitlang ihre ſeichte Anhängerſchaft finden unter Schwätzern und Toren — ſie werden allmählich ſicher und vernichtend widerlegt in jenen ſtillen Nächten, in denen der Menſch in tiefſter Bedrängnis mit ſich ſelbſt und dem wirklichen Leben ringt und in ſchweren Konflikten nach Antwort ruft — da wird er inſtinktiv weder nach Ellen Key, noch nach Nietzſche, noch nach Haeckel greifen, ſondern nach der Hand deſſen, der geſagt hat: „Ich gebe euch meinen Frieden!“

Wer daher nach der Lektüre deſſen, was Ellen Key geſchrieben hat, keinen klaren Weg mehr vor ſich ſieht, wer von ihren Halbwahrheiten beunruhigt und von ihren Irrtümern gequält wird wie von verworrenen Träumen, dem iſt nur der Rat zu geben: Quäle dich nicht und grüble nicht, ſondern nimm das Evangelium, von dem Napoleon ſagte, daß es kein Buch, ſondern ein lebendiges Weſen ſei — nimm dies lebendige Weſen und verkehre mit ihm, nicht bloß mit den Augen und mit dem Verſtande, ſondern mit der lebendigen Seele und dem verſchmachteten Herzen und an der Hand der eigenen Lebenserfahrung und Lebensbeobachtung: dann wirſt du ſpüren, wo der wahre Lebensglaube iſt und mit Petrus bekennen: Ja, du haſt Worte des ewigen Lebens!

Abendſtimmung.

Feucht, ſchwer und leiſe ziehen graue Wolken
Am Himmel hin. Und wo im Abenddämmer
Die Sonne ſank, leuchtet ein fahler Strich
Von ſchmutz'gem Rot. Ein Strich wie Blut und Staub.

Grau, ſchwer und leiſe ziehen Leid und Reue.
Dort, wo die Sonne ſank, blieb Dir am Himmel
Ein blut'ger Strich. Und nun färbt Dir die Zeit
Das Blut mit Schmutz und Dunſt und Staub und Tränen.

G. Salzmann.

„Frauen, die den Ruf vernommen.“[1])

Von

Hedwig Dohm.

Nachdruck verboten.

Dieser Roman soll, holländischen Kritiken zufolge, ungeheures Aufsehen erregt haben, und in 150 000 Exemplaren zur Verbreitung gelangt sein. Schriften über Frauenemanzipation bringt man gegenwärtig keine Sympathie entgegen, vielleicht weil die Quantität dieser Literatur weit hinter ihrer Qualität zurückbleibt. So war es wohl klug von der holländischen Autorin, daß sie die Form des Romans wählte, um den Problemen der Frauenfrage Gehör zu schaffen.

Welchen Problemen? Allen. Die Berufstätigkeit der Frau, ihre gesetzlichen Entrechtungen, die Prostitution in und außer der Ehe, Mutterschutz, Banditenliebe, Arbeiterinnenfrage, Hungerlöhne, Dienstbotenfrage, die Zurücksetzung der Schwester dem Bruder gegenüber, zweierlei Moral usw. Das alles findet Unterkunft in dem Roman.

Im Vordergrund steht die Berufstätigkeit der Frau, von der die liebenswürdige Optimistin die Sanierung aller seelischen und physischen Gebrechen der Kulturwelt erhofft.

Ein Tendenzroman. Tendenz — ja. Roman — kaum. Das Romankleid schlenkert nur lose nebenher. Wie sollte es auch, ohne zu mißraten, diese Fülle von Gebilden in sich bergen.

Die Holländerin ist keine Dichterin, nur eine gewandte Sprecherin. Alle Personen ihres Buches kommen nur zusammen, um ihre Ansichten über die Frauenemanzipation gegeneinander auszutauschen. Sie sind nur Mund (der größer ist als ihre Seele). Sie reden unaufhaltsam, pausenlos. Sie reden Feuilletons, sie reden Vorträge, sie dozieren Geschichte, sie reden Fixundfertiges für den Druck. Sie reden in einem rhythmischen Fluß, der monotone Langatmigkeit nicht immer vermeidet.

Für feinere Charakterisierung, für psychologische Entwicklungen bleibt kein Raum, wohl aber für weiche Gemütstöne, die weiterklingend an die Herzen rühren. Gerechtigkeit und Liebe! sie sind der tiefe Born, aus dem sie ihre Anklagen, ihre Empörungen, ihre Begeisterungen schöpft. Von einem Fieber der Überzeugung ist ihre Rhetorik durchpulst, von idealischer Zielbewußtheit, von starkem Wollen.

Aber trotz ihres reformfreudigen Optimismus läßt die grausame Holländerin massenhaft Frauenherzen verbluten. An den Folgen des Nichtemanzipiertseins sterben sie wie die Fliegen, was doch eigentlich nicht beweiskräftig ist, da Leben und Sterben ja im Belieben der Romanschriftstellerin steht.

Und der Inhalt, der Ideengehalt dieser Reden? Eine kluge Gesellschaft kraftvoller, einwandsfreier Gedanken. Aber ich kenne sie alle, ich kenne sie gut, ich kenne sie wie meine Tasche. — Das ganze Buch liest sich wie eine fleißige und getreuliche Sammlung all der trefflichen, scharfsinnigen, unwiderleglichen Argumente, die in den

[1]) Roman von C. de Jong van Beek en Donk. Deutsch von E. Otten. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.

letzten Dezennien von den Führerinnen der Frauenbewegung propagiert worden sind. Das tritt um so auffälliger hervor, da C. de Jong usw. für das oft Gesagte keine neue oder originale Form gefunden hat.

Allein mir scheint, daß bei diesen grundlegenden Fragen der Menschheit der Streit um die Priorität der Gedanken eitel ist. Nicht nur, wer ein Licht anzündet, auch wer es weiter trägt, dahin, wo Dunkles zu erhellen ist, leistet der Menschheit unschätzbare Dienste.

Werbende Kraft hat dieses Buch für die fortgeschrittenen Frauen, denen die Früchte der Emanzipation schon entgegenreifen oder die sie bereits gepflückt haben, kaum. Diese Frauengruppen mag der Roman, in der gebotenen Form, etwas altmodisch anmuten, etwa als wäre er vor 15 Jahren geschrieben worden. „Die Toten reiten schnell?" Die Lebenden auch.

Aber es gibt noch so weite Geistesstrecken, die brachliegen, die urbar zu machen sind. So viel Frauen gibts, die niemals etwas über die große Bewegung vernommen haben und vernehmen wollten. Solchen Kreisen dürfte dieses Buch mit der anlockenden Romanform, — in der die Holländerin übersichtlich, wie zur Parade, alle Gedankentruppen der Frauenfrage aufmarschieren läßt, — den Blick weiten, das Gehirn von frommem Autoritätsglauben entlasten. Am rechten Platz zur rechten Zeit! Das ist die Bürgschaft für die Wirkung reformatorischer Ideen.

Gern hätte ich die Prunkworte über die Mutterliebe entbehrt. Gern auch die Gesellschaftsszenen, in denen Mitglieder der vornehmsten holländischen Kreise sich in rüpelhaften Bosheiten gegen das schöne adlige junge Mädchen, das Jura studieren will, nicht genug tun können. Ich glaube nicht an solche Usanzen in Hollands vornehmer Welt. Freilich paßt dazu einigermaßen, daß Hilda, die Heldin — Adelsmensch ganz und gar — von dem „Korb", den sie einem jungen Mann gegeben, allen Bekannten triumphierend Mitteilung macht, was um so peinlicher berührt, da der betreffende junge Mann der Sohn einer Frau ist, zu der sie begeistert aufblickt.

Ich glaube auch nicht, daß es im Haag in der Adelsgesellschaft für eine „Schande" gilt, wenn ein junges Mädchen Lehrerin wird oder Jura studiert.

Noch möchte ich die Verfasserin auf eine historische Unrichtigkeit hinweisen.

Sie spricht von den Frauen in den Anfängen der Emanzipationsbestrebungen. Sie schildert ihre Kämpfe gegen die herrschenden Vorurteile. „Kein Wunder," sagt sie, „daß viele von ihnen seltsame Typen wurden, oft auch Männerfeindinnen . . . Da erschienen für eine Weile jene Frauen in männlicher Kleidung, die den Unterschied der Geschlechter zu verwischen suchten, die auf alles, was man bisher weibliche Tugenden genannt hatte, voller Verachtung herabblickten . . ."

Und Seite 312 sagt die Heldin: „Es hat einmal eine Auffassung geherrscht, daß es frivol und oberflächlich sei, so gut wie möglich aussehen zu wollen, und daß man sich häßlich und geschmacklos kleiden müßte, wolle man das Leben ernst nehmen . . . Die Zeiten, da die Mädchen, die das Leben etwas ernsthafter auffaßten als die meisten andern, sich wie Vogelscheuchen ausstaffierten, sind Gott sei Dank längst vorüber."

Ich habe so ziemlich die Anfänge der Bewegung miterlebt. Aber solche Frauen sah ich nie.

Ihr Frauen, die ihr bis jetzt den Ruf nicht vernommen, euch sei dieses Buch ans Herz gelegt. Ich sage „Herz". Es ist ein Hilferuf! Helft!

Drei Klassen von Lohnarbeiterinnen in Industrie und Handel der Stadt Karlsruhe.

Von

Alice Salomon.

Nachdruck verboten.

Die badische Fabrikinspektion hat sich schon mehrfach durch Spezialuntersuchungen verdient gemacht, die ein bis in alle Einzelheiten dringendes Bild verschiedener Arbeiterkategorien — entweder eines bestimmten Industriezweiges oder eines umgrenzten geographischen Gebietes — gaben. Mehr noch als die Inspektionsberichte haben diese Arbeiten dazu beigetragen, die Lebensbedingungen der Arbeiter klarzustellen und der Entwicklung sozialpolitischer Bestrebungen die Richtung zu weisen. Die Ankündigung einer neuen Darstellung aus diesem Kreise darf deshalb von vornherein lebhaftes Interesse hervorrufen.

Dr Marie Baum, die Großherzoglich badische Fabrikinspektorin — zur Zeit die einzige akademisch gebildete Kraft im deutschen Gewerbeaufsichtsdienst — hat es unternommen, in einer vergleichenden Studie die Lage der Fabrikarbeiterinnen, der Werkstattarbeiterinnen in der Bekleidungsindustrie (Schneiderin, Putzmacherin usw.) und der Ladnerinnen der Stadt Karlsruhe zu schildern[1]), und daraus Schlüsse über die Bedeutung der verschiedenen Berufe für das persönliche Leben der Frauen zu ziehen. Die Arbeit ist unter den verschiedensten Gesichtspunkten dankbar zu begrüßen: sie zeigt, daß einer wissenschaftlich geschulten Beamtin der Inspektionsdienst zu einer Quelle wichtiger Erkenntnisse wird; daß sich ihr Probleme darbieten, die dem männlichen Kollegen fern liegen, und die von Außenstehenden, die über amtliches Material nicht verfügen — bei privaten Erhebungen — nicht annähernd so zuverlässig bearbeitet und gelöst werden könnten. Und so spricht die Arbeit — da die Inspektionsberichte die weiblichen Beamten nicht gesondert zu Worte kommen lassen und daher kein direktes Urteil über deren Tätigkeit ermöglichen — ein beredtes Wort für das Können der badischen Inspektorin und für den Wert und die Bedeutung, die gebildete Frauen in ähnlichen Stellungen gewinnen würden.

Aber darüber hinaus deckt die Schrift eine Reihe von Zusammenhängen auf, die sich auf die wichtigsten „Frauenfragen" beziehen, und die Aktion der Anhängerinnen der Frauenbewegung bedeutsam beeinflussen sollten. Für die Behandlung der Frage „Beruf und Ehe", für die Möglichkeit der Vereinbarung bestimmter Berufe mit der Hausfrauentätigkeit, für den Einfluß gelernter und ungelernter Arbeit auf die Gestaltung des beruflichen Lebens wird hier eine induktive Grundlage geboten, die geeignet ist, die Diskussionen über das Thema dem Fahrwasser der Abstraktionen zu entziehen.

Das Beobachtungsmaterial, das der Baumschen Arbeit zugrunde liegt, bezieht sich nicht auf eine besondere Frauenindustrie. Die Textil- und die Zigarrenfabrikation, die in erster Reihe auf Frauenarbeit beruhen, haben sich in Baden vorzugsweise auf dem Lande angesiedelt. Es gibt Gegenden, in denen eine dieser Industrien so sehr vorherrscht, daß durch sie das ganze Frauenleben bestimmt wird. Das Mädchen, das als Kind einer Textilarbeiterin oder Tabakarbeiterin zur Welt kommt, findet seine

[1]) Drei Klassen von Lohnarbeiterinnen in Industrie und Handel der Stadt Karlsruhe. Dargestellt von der Großherzoglichen Fabrikinspektorin Dr Marie Baum. Herausgegeben von der Großherzoglich badischen Fabrikinspektion. Karlsruhe. 1906.

Laufbahn vorgezeichnet — ohne eigenes Zutun, fast auch ohne die Möglichkeit des Entrinnens. „Das schulpflichtige Kind wird im Amt Schwetzingen Tabak rippen, in einem Textilbezirk des Oberlandes Seide oder Baumwolle spulen; nach der Schulentlassung wird die Arbeiterin erst das Wickelmachen, dann das Zigarrenmachen erlernen, in der Textilindustrie entsprechend erst in der Spinnerei, dann am Webestuhl Verwendung finden. Auch die verheiratete Frau behält diese Tätigkeit bei. Versagen Augen und Hände den Dienst, so wird die alternde Arbeiterin noch mit Tabak rippen und streichen oder mit dem Winden und Spulen von Garn beschäftigt. In großer Einförmigkeit — zugleich aber auch in verhältnismäßig großer Sicherheit und Geborgenheit spielt sich hier das industrielle Leben der Frau ab."

Ganz anders in den großen Städten des Landes. Hier bietet sich den Frauen die verschiedenartigste Arbeitsgelegenheit dar, die einen häufigen Wechsel ermöglicht und begünstigt, die keinen festgefügten Bildungsgang erheischt und ein Aufsteigen zu höheren Leistungen und Stellungen deshalb nicht als selbstverständlich einschließt. So weist denn in der Stadt Karlsruhe die industrielle Frauenarbeit zumeist das Merkmal völlig ungelernter Arbeit auf. Es sind insbesondere Industrien, die den städtischen Bedürfnissen ihr Leben verdanken — Dampfwaschanstalten, Färbereien, Anlagen für Papierverarbeitung und Druckereien — sowie die verschiedenartigsten Betriebe, die nur das Bedürfnis nach zahlreichen ungelernten Arbeitskräften die Stadt als Standort wählen ließ, in denen die weiblichen Arbeitskräfte begehrt werden. Neben diesen fabrikmäßigen Anlagen entwickelt sich in der Stadt das umfangreiche Gebiet der handwerksmäßigen Schneider- und Konfektionsindustrie, in der weibliche gelernte zum Teil hoch qualifizierte Arbeit verlangt wird. Schließlich beansprucht auch die handelsgewerbliche Tätigkeit eine größere Anzahl weiblicher Hände.

Zwischen diesen verschiedenen Berufsmöglichkeiten schwankt die Karlsruher Arbeiterin hin und her, so daß der Arbeit häufig der Charakter des Berufs genommen wird, daß die Arbeiterinnen der einzelnen Industriezweige keinen bestimmten Typus zeigen. Die Arbeitsreihen sind nicht streng von einander geschieden, die Arbeiterin verwächst nicht mit dem Beruf. Von den Industriearbeiterinnen leisten $^4/_5$ ungelernte, unqualifizierte Arbeit. Ihre Leistungen bestehen meist in Handreichungen einfachster Natur, zu deren sachgemäßer Ausübung weder eine Lehrzeit noch längere Übung erforderlich; z. B. das Sortieren von Lumpen und Papier, das Bedienen automatisch arbeitender Maschinen, das Sortieren oder Putzen von Holzgegenständen, das Kleben von Düten usw. Gewiß sind diese Arbeiten häufig körperlich sehr anstrengend. Aber sie beanspruchen wenig Intelligenz und im allgemeinen auch wenig Übung, und gestatten daher, den Übergang von einer Art der Tätigkeit zu einer anderen ohne Schwierigkeit ins Werk zu setzen. Von dieser Möglichkeit machen die Arbeiterinnen, die bei dem in Baden stets herrschenden Mangel an Arbeitskräften mit Sicherheit auf eine baldige neue Anstellung rechnen können, den umfassendsten Gebrauch. „Es ist nichts seltenes, daß eine Arbeiterin, nachdem sie einige Monate Geschützhülsen ausgezogen oder in einer Druckerei Papier sortiert hat, im Sommer in einer ländlichen Ziegelei arbeitet, oder den Eltern bei der Feldarbeit hilft, dann etwa für kurze Zeit in häusliche Dienste geht, um schließlich wieder in einer Fabrik Unterkunft zu suchen." Unter solchen Verhältnissen kann sich naturgemäß keine feste Beziehung zu der besonderen Art der Arbeit herausbilden. Die anhaltenden Klagen der Arbeitgeber über den beständigen Wechsel der Arbeiterinnen, über ihre Unbeständigkeit und den geringen Grad von Pflichtgefühl und Zuverlässigkeit sind die Folgen. Da in den für die Frauenarbeit des badischen Landes bedeutsamen Industriezweigen — der Textil-, Zigarren- und Schmuckwarenindustrie — solche Klagen nicht in dem gleichen Maße laut werden, schließt Marie Baum wohl mit Recht auf einen ungünstigen, den Dilettantismus der Arbeitsleistung befördernden Einfluß der ungelernten Arbeit.

Wenn auch nicht präzis ziffernmäßig zu erfassen ist, wie weit der Stellenwechsel allein auf das Konto der Arbeiterinnen zu setzen und wie weit er etwa auf den Saisoncharakter des Gewerbes oder auf anderweitige Kündigungen der Arbeitgeber zurückzuführen ist, so konnten doch in Betrieben mit konstanter Arbeiterzahl Stichproben

gemacht werden, die einen sehr ungünstigen Schluß auf die Beständigkeit der Arbeiterinnen zuließen. Während das gesamte weibliche Betriebspersonal der Karlsruher Fabriken im Jahre 1903 bei tiefstem Personalbestand 1435, bei höchstem 1841 Arbeiterinnen zählte, fanden im Lauf der Jahre 1268 Neu- und Wiederaufnahmen statt, die zu einem erheblichen Teil durch das Bedürfnis der Arbeiterinnen nach Abwechslung in ihrem Arbeitsverhältnis zu erklären sind. Nicht die Hälfte aller Arbeiterinnen war länger als 2 Jahre an ihrem Beschäftigungsort tätig. 38 Prozent waren weniger als 1 Jahr im Betriebe tätig. Von minderjährigen Arbeiterinnen im Alter von 16—21 Jahren waren nur 27 Prozent in der ersten Stellung. Bei den anderen wurden bis zu 11 Stellen gezählt. Auch bei den jugendlichen Arbeiterinnen ist der Stellenwechsel nichts Seltenes. Als trauriger, glücklicherweise vereinzelt dastehender Fall mag angeführt werden, daß ein 15jähriges Mädchen bereits seine neunte Arbeitsstelle in Fabriken inne hatte. „Solche Vorkommnisse werfen ein grelles Schlaglicht auf den Mangel an Aufsicht und Autorität von seiten der Eltern oder Pfleger". Marie Baum hat bei ihren Erkundigungen über die Gründe des häufigen Stellenwechsels den Eindruck gewonnen, daß es der Mehrzahl der Arbeiterinnen völlig gleichgiltig ist, in welchem Betrieb und mit welcher Art von Arbeit sie beschäftigt werden. Die eigentlich wirksame und psychologisch ja auch recht wohl begreifliche Ursache hierfür ist die, daß von einem tagaus tagein mit einförmigen, sich stets wiederholenden Handreichungen beschäftigten Menschen schon eine geringe Änderung in der Art der Tätigkeit als wohltuend, und jeder Wechsel in der Umgebung, in der Kameradschaft als anregend empfunden wird.

Das kommt ganz besonders für die Arbeiterinnen der jüngeren Altersstufen in Betracht, die in den Städten stärker noch als sonst überwiegt. In Karlsruhe standen über drei Fünftel aller Arbeiterinnen im Alter von unter 21 Jahren. Nur 9 Prozent der Befragten waren über 30 Jahre alt, während unter den Männern nur 18 Prozent unter 21 Jahre, noch 10,5 Prozent über 50 Jahre alt waren. „Für den Mann bedeutet eben Arbeit jeder Art einen Beruf, mit dem er bis zu seinem Tode verknüpft ist, während die außerhäusliche Erwerbsarbeit der Frau nur für einen verhältnismäßig kurzen Zeitraum den vollen Lebensinhalt bildet, nach der Eheschließung aber in zweite Linie rücken muß". Die kleine Zahl der älteren Arbeiterinnen entfällt hauptsächlich auf die verheirateten, z. T. geschiedenen und verwitweten Frauen, von denen 18,7 Prozent unter den erwachsenen Arbeiterinnen gezählt wurden. Im ganzen ist ihre Zahl gering. „Wenn irgend möglich, vermeidet die Hausfrau eine Arbeit, bei der starre Disziplin in der Einhaltung der Arbeitszeiten gefordert wird, und wählt — zur Erwerbstätigkeit gezwungen — diejenige aus, deren Anforderungen sich mit den Ansprüchen des Hauses und der Familie am besten vereinigen lassen. Die im eigenen Hause für Privatkundschaft arbeitende Wäscherin und selbst die außerhäuslich tätige Lauf-, Wasch- oder Putzfrau braucht ihr Hauswesen nicht in gleicher Weise zu vernachlässigen, wie eine Fabrikarbeiterin, die tagaus tagein während der zwölfstündigen, nur von einer kurzen Mittagspause unterbrochenen Arbeitsschicht von Haus und Kindern fern bleiben muß".

Aber die Zeit, in der die Mädchen der Erwerbsarbeit nachgehen — und auch die Zahl der Arbeiterinnen, die nach der Verheiratung an den Fabrikbetrieb gefesselt bleiben — ist bedeutend genug, um die Wertung der Arbeit als eines lästigen Übergangstadiums nicht zu rechtfertigen. Die Karlsruher Arbeiterin muß — wie die Frauen der meisten andern Städte — damit rechnen, daß sie etwa zehn Jahre ihres Lebens von der Schulentlassung bis zur Eingehung der Ehe in der Fabrik zubringt. Für je eine unter zehn besteht ferner die Aussicht, auch nach dem dreißigsten Lebensjahr, gegebenenfalls mit der Sorge um eine Familie oder uneheliche Kinder belastet, an den Fabrikbetrieb gefesselt zu sein. Sie hätte also das größte Interesse daran, für eine bessere Gestaltung ihres Berufs zu ringen. Belehrung durch Organisation und Vertiefung der beruflichen Aufgaben durch einen geordneten Lehrgang und Fortbildungsunterricht sollten zuwege bringen, daß „die Arbeiterin sich bewußt als ein notwendiges und nützliches Glied in den Arbeitsprozeß einfügen lernt."

Der natürliche Erfolg davon würde sein, daß sie sich nicht grundsätzlich mit der niedrigsten Art der Arbeit begnügen könnte, die ihr keineswegs immer nur als Folge ihrer schwächeren Konstitution zufällt. Heut werden nur selten höhere Stellungen — Aufsichtsposten und dergleichen — mit Frauen besetzt, trotzdem hierbei in keiner Weise Anforderungen gestellt werden, denen eine weibliche Kraft nicht genügen könnte, und trotzdem die weibliche Aufsicht für die Arbeiterinnen einen erheblichen Vorteil bedeuten würde. Nicht nur durch die Möglichkeit des Aufsteigens für einzelne, sondern auch weil für alle Arbeiterinnen die unmittelbare Berührung mit männlichen Meistern und damit zugleich jene tausend Anlässe zu Empfindlichkeit bei grober Behandlung, oder zu Erregungen sinnlicher Natur ausgeschaltet würden. Heut haben die Arbeiterinnen kaum die Empfindung, daß auch ihre Tätigkeit unter günstigen Verhältnissen zu einem Lebensberufe ausgestaltet werden könnte. Die in der Fabrik erworbenen Kenntnisse geben ihnen keine Möglichkeit, sich einmal in irgend einer Form selbständig zu machen, wie es die Arbeiterin des Schneidergewerbes und die Geschäftsgehilfin tun kann. Dabei steigen die Löhne nicht derart, daß die alleinstehende, auf sich angewiesene Arbeiterin ohne Entbehrungen leben kann; und den im Familienkreis lebenden Mädchen fehlt meist jeder Ansporn zur Erlangung eines höheren Einkommens.

Was Marie Baum über *Einkommen* und *Ausgaben der* Arbeiterinnen festgestellt, ist ein interessanter Beitrag zur *Geschichte der Familie*; doppelt lehrreich in einer Zeit, in der sich Stimmen für eine Vereinigung von Ehe und Beruf mit der Begründung erheben, daß nur durch ein aus beruflicher Arbeit erworbenes Einkommen die Selbständigkeit der Frau in der Familie, ihre Unabhängigkeit vom Manne verbürgt werden kann. Das Streben nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit ist bei den meisten Frauen nicht eben groß, und auch die Berufstätigkeit pflegt nicht als Hebel betrachtet zu werden, durch die eine selbständige Stellung herbeizuführen ist. Der Mensch ist von Natur geneigt, den bequemsten Weg zu gehen, der sich ihm bietet, und die breite Masse der Frauen ist noch weit davon entfernt, die Gestaltung ihres Schicksals in die eigenen Hände nehmen zu wollen. So zeigte es sich denn, daß die jungen Mädchen darauf verzichteten, mit ihrem Verdienst ihre Bedürfnisse auf Grund individueller Rechnungsführung zu bestreiten. Vielmehr liefern die meisten ledigen Mädchen, nämlich alle, die noch im Elternhause leben, den Lohn zu Hause ab, während die Eltern Nahrung und Kleidung für sie beschaffen und ihnen die zur Bestreitung kleiner Ausgaben erforderlichen Barmittel geben. Diese Art der Rechnungsführung dauert meist eine erhebliche Reihe von Jahren an, und wird noch bei Mädchen von 25 Jahren und darüber angetroffen. Sie findet ihr Ende entweder durch die Heirat oder anderweitige, nicht selten in Unfrieden erfolgende Loslösung vom elterlichen Hause, oder sie erfährt eine Umwandlung aus dem wachsenden Bedürfnis nach Selbständigkeit, und zwar in der Weise, daß das Mädchen noch einen bestimmten Bruchteil des Verdienstes der allgemeinen Kasse zufließen läßt und den Rest zur eigenen freien Verfügung zurückbehält. „Nur in seltenen Fällen", so berichtet Marie Baum, „stellt der abgelieferte Betrag das angemessene Entgelt für Kost und Wohnung dar, wie man es etwa in einem fremden Kosthaus zahlen müßte; meist ist er größer und der überschüssige Betrag dient alsdann entweder zur Beschaffung der Kleidung und anderer persönlicher Bedürfnisse der Arbeiterin, deren Befriedigung in diesen Fällen wiederum der freien Entschließung des Kindes entzogen und den Händen der Eltern überantwortet ist, oder er wird zur Unterstützung, zur Unterhaltung der Familie verwendet." Da eine direkte Beziehung zwischen Einzelverdienst und Einzelausgaben fehlt, leiden die jüngeren Mädchen auch nicht unmittelbar unter einem gedrückten Lohnniveau. „Erhöhung der Einnahmen kommt ihnen nur indirekt in Form der einem gut verdienenden Mitglied von der Familie gezollten höheren Wertschätzung zugute." Daher tritt auch bei den in der Familie lebenden Mädchen kein starkes Interesse an der Lohnhöhe zutage.

Marie Baum sieht in der Tatsache, daß ein individueller Anspruch auf den eigenen Verdienst in der Regel nicht geltend gemacht wird, unter ethischen Gesichtspunkten in vielen Fällen ein Symptom gesunden, wertvollen Familiensinnes, der sich wenigstens den Töchtern gegenüber in halb patriarchalischen Formen zu behaupten

gewußt hat. „Ebenso oft ist aber auch nichts anderes hinter ihnen zu suchen, als reiner Egoismus der Eltern, die das Kind sobald als möglich nach der Schulentlassung in die Fabrik hinausschicken, um von seinem Verdienst Vorteil zu ziehen.“ Beide Anschauungen fänden in den Äußerungen der Mädchen selbst ihren Niederschlag. Bald sahen sie in dem gemeinsamen Erwerbseinkommen der Familienmitglieder eine so selbstverständliche Einrichtung, daß sie über ihre Vor- und Nachteile noch kaum nachgedacht hatten; bald litten sie mit Bitterkeit darunter und sehnen die Zeit erhöhter Selbständigkeit herbei.

Es sind dieselben Empfindungen, die man bei Mädchen und Frauen anderer Gesellschaftsschichten findet. Die einen begehren keine wirtschaftliche Selbständigkeit, die sie nur durch Aufgabe von Vorteilen und Bequemlichkeiten erkaufen können. Die andern — und das sind nicht die zahlreicheren — nehmen die größten Entbehrungen auf sich, wenn sie sich dadurch das Recht der Selbstbestimmung sichern. Wollte man ihre Ideale als allgemein gültiges Prinzip aufstellen, so müßte man zuerst versuchen, eine Umwandlung des Volkscharakters herbeizuführen.

Jedenfalls sollte für die Mädchen der arbeitenden Klassen, für die eine Loslösung vom Elternhaus wohl größere Bewegungsfreiheit, wenn auch keine materiellen Vorteile, nicht die Möglichkeit einer besseren Lebensweise oder des Sparens bedeutet, an Stelle der rohen Form des Zusammenwerfens der Einnahmen eine mehr individuelle Einschätzung ihrer Verdienste angestrebt werden, die unbeschadet des gemeinsamen Verbrauchs durchgeführt werden könnte. Das würde in wirtschaftlicher Beziehung ein Fortschritt sein. Denn er müßte die Arbeiterin zwingen, sich mit der Verteilung ihrer Ausgaben, mit der Höhe ihrer Einnahmen eingehend auseinander zu setzen. Und damit würde einer wichtigen Ursache für die niedrige Bemessung der Frauenlöhne der Boden entzogen, unter denen heute vor allem die im fremden Haushalt lebende Arbeiterin — besonders die ältere, die womöglich für ein Kind zu sorgen hat — aber auch der Mann, der auf dem Arbeitsmarkt mit der Frau in Konkurrenz tritt — zu leiden haben.

Die alleinstehende Arbeiterin kann — abgesehen von den auf dem Lande lebenden, die nur zur Arbeit in die Stadt kommen, aber die einfache Lebensweise ihrer ländlichen Wirte teilen — in der Regel keinerlei Ersparnisse machen. Ihr Lohn geht völlig für Wohnung, Kost und notwendige kleine Nebenausgaben hin. Die durchschnittlichen Aufwendungen für Kleidung, die von Marie Baum festgestellt wurden, sind so niedrig, daß sie den oft gehörten Vorwurf der Verschwendungssucht der jungen Arbeiterin in bezug auf ihre Toilette wohl widerlegen. Es seien als Beispiele einige Budgets angeführt:

Ausgaben von zwei Arbeiterinnen für Kleidung im letzten Jahr:

I.			II.		
1 Kleid	30,00	Mark	1 Kleid	34,00	Mark
1 Bluse	3,00	„	Stiefel Besohlen	28,00	„
Stiefel Besohlen	20,00	„	2 Blusen	7,00	„
Wolle zu Strümpfen	2,50	„	3 Schürzen	6,00	„
2 Hüte	10,00	„	1 Hut	4,00	„
Wäsche	8,00	„	Wolle zu Strümpfen	3,60	„
1 Jacke	15,00	„		82,60	Mark.
	88,50	Mark.			

Ausgaben für Schirme, Handschuhe und sonstige auch von der Arbeiterin der Großstadt zum Lebensbedarf erforderlich erachtete kleinere Toilettengegenstände fehlen ganz. Und doch ist ein solcher Ausgabeposten nur für die weit über den Durchschnittslohn verdienenden Arbeiterinnen erschwinglich. Beim Vorhandensein unehelicher Kinder ist ein Durchkommen mit dem in der Fabrik erzielten Lohn, der schon dem Mädchen, das nur für sich zu sorgen hat, häufig Entbehrungen auferlegt, so gut wie aus-

geschlossen. Die auf dem Lande wohnenden Arbeiterinnen, bei denen zuweilen Ersparnisse konstatiert wurden, können diese nur auf Grund eines sehr geringen Kostgeldes und einer außerordentlich niedrigen Lebensweise machen. Viele legen weite Wege — bis zu 3½ Stunden täglich — von und nach der zehnstündigen Fabrikarbeit zurück. Sie müssen bald nach 4 Uhr früh von Hause fort und treffen erst gegen 8 Uhr abends dort wieder ein. Es bleibt ihnen nach Einnahme der abendlichen Mahlzeiten kaum die genügende Zeit zum Schlafen übrig. Ihre Mittagsmahlzeit nehmen sie sich meist von Hause mit. Volksküchen und Wirtschaften werden von den Arbeiterinnen nur spärlich besucht. Die Mädchen sammeln sich teils in den von den Fabriken zur Verfügung gestellten Umkleide- und Aufenthaltsräumen, teils strömen sie auf die Fabrikhöfe, auf Straßen und freie Plätze hinaus, um dort auf Bänken oder Abhängen sitzend ihre Blechtöpfe in sehr primitiver Weise auszulöffeln. „Die nach unserem Empfinden fast unerträgliche Ungemütlichkeit in dieser Art, das Essen einzunehmen, wird von der Arbeiterin augenscheinlich nicht so stark empfunden wie die Beobachtung und das Bekritteln der Mahlzeit durch die Mitarbeiterinnen, dem sie sich in geschlossenen Räumen aussetzt". Auch sonst ist die Lebensweise dieser Arbeiterinnen die denkbar einfachste und gleichförmigste. Außer sehr geringen Summen, die am Sonntag verausgabt werden, und die im Gegensatz zu den oft übertriebenen Aufwendungen junger männlicher Arbeiter stehen, werden Ausgaben für Vergnügungs- und Kulturzwecke überhaupt nicht gemacht. Es wurde unter zahlreichen Befragten nicht eine ländliche Arbeiterin gefunden, die auch nur einen Pfennig für Lektüre, Vereine oder dergleichen hergegeben hätte. „Lesen ist Luxus. Nur sehr wenige Arbeiterinnen gaben an, daß sie hie und da die von dem Vater oder Hausvorstand gehaltene politische Zeitung oder ein geistliches oder Familienblatt zur Hand nähmen". Wie soll die Aufklärung dieser Massen, die Erweckung dieser Frauen zu selbständigen verantwortlichen Persönlichkeiten erfolgen?

Besonders hervorzuheben sind noch die Feststellungen über das Verhältnis des Lohnes der ledigen und der verheirateten Arbeiterin, wie denn überhaupt von Marie Baum alle Gesichtspunkte beobachtet und herangezogen worden sind, die für die Stellung der Frau im modernen Erwerbsleben von Bedeutung sind. Der Durchschnittsverdienst der verheirateten und wieder ehelos gewordenen Frauen erhebt sich beträchtlich, um 14 Prozent über den der ledigen Arbeiterinnen. Die niedrigen Einkommen unter 10 Mark pro Woche treten zurück; die Löhne von mehr als 18 Mark sind etwas reichlicher eingestreut. Auch die Durchschnittsverdienste der vom Elternhaus losgelösten Arbeiterinnen sind erheblich höher als die der im Elternhaus lebenden, wobei allerdings in Betracht gezogen werden muß, daß die Haustöchter sich gerade aus den jüngsten Mädchen mit Anfangslöhnen rekrutieren. Zieht man nur die über 18 Jahre alten Arbeiterinnen in Betracht, so ist der Unterschied nicht erheblich. Die Fabrikindustrie trägt eben im allgemeinen dem Bedürfnis der alleinstehenden Arbeiterinn nach erhöhten Lohnsätzen nicht Rechnung. Vielmehr findet die Festsetzung der Arbeiterinnenlöhne meist unter dem Gesichtspunkt statt, daß die große Masse der Frauen nicht genötigt ist, ihre individuelle Existenz auf ihrem Lohne aufzubauen. Immerhin scheinen mir nach den Baumschen Feststellungen doch Ansätze dafür vorhanden, daß die höheren Bedürfnisse sich auch den höheren Lohn erzwingen, d. h. daß die Frauen, die auf sich gestellt sind oder andere zu versorgen haben, nach den Fähigkeiten streben, die zur Ausfüllung der besser bezahlten Stellen erforderlich sind. Auch die Loslösung des Mädchens vom Elternhaus scheint in der Regel erst in einem Alter zu erfolgen, in der eben die Möglichkeit eines zur Bestreitung der Existenz hinreichenden Lohnes vorhanden ist.

Das Bild der Lebensweise der Arbeiterin in Konfektions- und Schneiderateliers, das Marie Baum gibt, weicht nicht wesentlich von dem der Industriearbeiterin ab. Aber ihrer feinsinnigen, in alle Einzelheiten eindringenden und alle Zusammenhänge erfassenden Beobachtungsgabe ist es gelungen die verschiedenartige Möglichkeit der Lebensgestaltung dieser beiden Gruppen von Arbeiterinnen festzustellen.

Die Konfektionsarbeiterin — das ist in Karlsruhe fast immer die gelernte Arbeiterin in Ateliers, die mit der Heimarbeiterin der eigentlichen Konfektionszentren

nichts gemein hat — zeigt ein noch stärkeres Überwiegen der jüngeren Altersstufen. Nur 6 Prozent der Gezählten hatte das dreißigste Lebensjahr überschritten. Das ist aber darauf zurückzuführen, daß die Verheirateten fast ganz fehlten. Auf der einen Seite fällt die Notwendigkeit der Erwerbsarbeit für die Ehefrau der kleinbürgerlichen Kreise meist fort; aber es besteht auch — ganz anders als bei den Industriearbeiterinnen — die Möglichkeit, außerhalb des Betriebes den erlernten Beruf in veränderter Form weiterzuführen. Auch für die Geschäftsgehilfin sind diese Möglichkeiten vorhanden und so sind die Lebensaussichten der in diesen Erwerbszweigen tätigen Mädchen ungleich günstigere, wenngleich ihre Lebenslage während der Ausübung des Berufs — wenigstens in seinem ersten Stadium sich nicht bedeutend von dem der Arbeiterin unterscheidet. Ihre Verdienste reichen nur notdürftig zur Bestreitung des Lebensunterhalts hin. Auch bei den Konfektionsarbeiterinnen fand sich — in noch erheblicherem Umfange — die patriarchalische Sitte der wirtschaftlichen Gemeinschaft mit der Familie. Selbst ältere Mädchen gaben regelmäßig ihren ganzen Verdienst zu Hause ab, oft unter der Voraussetzung, daß im Falle einer Heirat die Hauskasse für die Aussteuer aufkommen müsse. Hier wie dort leiden die alleinstehenden Arbeiterinnen darunter, daß bei der Bewertung der Frauenarbeit die Geborgenheit der großen Masse der Haustöchter in Anrechnung gebracht wird. Aber immerhin gestattet hier der Kleinbetrieb häufiger eine individualisierende Behandlung. Es wird zuweilen als eine Selbstverständlichkeit hingestellt, daß eine Arbeiterin höheren Lohn als ihre Nachbarin erhalte, weil diese bei den Eltern, jene im fremden Haushalt wohne. Und genaue Lohnvergleiche ergaben denn auch die Tatsache, daß sowohl in Schneider- wie in Putz- und Wäscheateliers die Durchschnittsverdienste der alleinstehenden Arbeiterinnen erheblich höhere sind. Überhaupt spielt für die Entlohnung dieser Arbeiterinnen das besondere Geschick und die Tüchtigkeit — die häufig im Zusammenhang mit höherem Dienstalter stehen — eine erhebliche Rolle, wie denn auch ein Aufsteigen im Beruf — durch zahlreiche Direktricenstellungen und auch durch die Aussicht sich selbständig zu machen, möglich ist. Es kommt eben hierin doch der Segen einer — wenn auch noch so unzureichenden — Lehrzeit, der qualifizierten Arbeit gegenüber der unqualifizierten zum Ausdruck. Der höhere Lohn — und die höhere Stellung: das ist ein Ansporn für Fleiß und Ausdauer, für energisches Vorwärtsstreben, das bei der Fabrikarbeiterin kaum vorhanden ist. Das willkürliche regellose Wechseln zwischen verschiedene Arten der Arbeit kommt denn auch bei den Konfektionsarbeiterinnen nicht vor.

Man könnte nun aus der Tatsache, daß auch bei den Arbeiterinnen des Konfektionsgewerbes und bei den Verkäuferinnen ältere und verheiratete Arbeiterinnen kaum gefunden werden, den Schluß ziehen — und in der Praxis wird er ja zum Schaden der Frauen ganz allgemein gezogen — daß die Erwerbstätigkeit im Leben der Frau nur eine kurze Episode darstelle, und daß es sich nicht verlohne, auf die Ausgestaltung dieser Episode besondere Mühe und Sorgfalt zu verschwenden.

Frau Gnauck-Kühne hat bereits einmal ziffernmäßig dargestellt, daß ein großer Teil der Frauen, die sich bei der Eheschließung von der Erwerbsarbeit zurückziehen, später wieder zum Verdienen gezwungen ist. Unglücksfälle, die der einzelnen Frau stets unerwartet kommen, sind doch so häufig, daß sie für die allgemeine Gestaltung des Frauenschicksals mit in Rechnung gezogen werden müßten. Marie Baum hat nun eine Ergänzung jener ziffernmäßigen Beleuchtung der Frage gegeben, indem sie die Beziehungen von Erwerbstätigkeit und Hausfrauenberuf bei den drei in ihre Untersuchung einbezogenen Arbeiterinnengruppen aufzudecken versuchte.

Für die industrielle Arbeiterin stellt sie fest, daß sich zunächst die Gepflogenheiten von Stadt und Land streng unterscheiden. In dem Untersuchungsgebiet, in dem Hausindustrien nicht ausgebreitet sind und jede gewerbliche Tätigkeit der auf dem Lande lebenden Frauen nur außerhalb ihres Wohnorts ausgeübt werden kann, wandern zwar die jungen, ledigen Mädchen Tag für Tag den städtischen Industriezentren zu. Dagegen bricht diese Form der Arbeit mit der Eingehung der Ehe völlig ab. Die Frauen wenden sich ausschließlich der Haus- und Landwirtschaft zu, und so fehlt jede Brücke

zwischen der in der Jugend ausgeübten und der das spätere Leben ausfüllenden Tätigkeit, was insbesondere für die Gestaltung des Familienlebens bedeutende Gefahren mit sich bringt. Mit Rücksicht auf den wahrscheinlichen Lebensgang dieser Frauen sollte daher die Vertiefung der haus- und landwirtschaftlichen mehr als der industriellen Ausbildung gefordert werden.

Diese Bewertung der industriellen Erwerbstätigkeit als einer Episode hat schon für die städtische Industriearbeiterin, mehr noch für die beiden anderen in der Untersuchung behandelten Gruppe geringere Berechtigung. Denn die älteren Altersstufen, die unter diesen Arbeiterinnen verschwinden, sind als selbständige Erwerbstätige — sobald man sie dort sucht — wiederzufinden. Von den selbständig erwerbenden Frauen im Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe sind fast zwei Fünftel verheiratete und wieder ehelos gewordene Frauen, deren Zahl unter den Unselbständigen fast verschwindet. Es sind die Schneiderinnen, Näherinnen, Waschfrauen und dergleichen, die für private Kundschaft arbeiten. Einzelne leiten auch eigene Werkstätten. Eine ähnliche Abwanderung der Verheirateten in die Reihen der Selbständigen oder der mittätigen Familienangehörigen aus der Schar der Unselbständigen findet bei den Geschäftsgehilfinnen statt. Die Frauen helfen im Geschäft des Mannes. Die wieder ehelos Gewordenen suchen eine Filiale oder die selbständige Leitung eines eigenen kleinen Geschäfts zu übernehmen. Das alles ermöglicht einer tüchtigen Frau die Fortführung des Berufs ohne grobe Vernachlässigung des Hauswesens. „Freilich sollten deren Kräfte, um dieser doppelten Pflichtenlast zu genügen, auch doppelt entwickelt und gestählt sein." Die ehemalige Fabrikarbeiterin ist in dieser Beziehung viel schlechter gestellt, und da sie die erworbenen Fertigkeiten nicht in einer Form, die eine Vereinigung der beruflichen und häuslichen Pflichten ermöglicht, im Falle der Notwendigkeit des Erwerbs nutzen kann, so wendet sie sich der Arbeit der Lauf-, Putz- und Waschfrauen zu, die immerhin eine größere Elastizität in der Anordnung der Arbeitseinteilung gestattet als die Werkstattarbeit.

Wenn so auch die städtische Arbeiterin in erheblicher Zahl nach Erreichung höherer Altersstufen und innerhalb der Ehe mit der Erwerbstätigkeit in Industrie und Handel verbunden bleibt, so hat Marie Baum für ein geographisch zwar nur beschränktes Gebiet — aber doch in so präziser Form, mit so gründlicher Methode und mit so zuverlässigem Material, daß Verallgemeinerungen wohl zulässig sind — festgestellt, daß die Form der Erwerbsarbeit für die ältere und verheiratete Frau vollständig wechselt, daß sie sich einer so disziplinierten und streng geregelten Arbeitszeit wie das Mädchen nicht anpassen kann und nicht anpassen will. Aber die Bedeutung, die die Erwerbsarbeit im Leben vieler Frauen — auch rein zeitlich betrachtet — einnimmt, sollte die Frauen dazu führen, die zum Zwecke des Erwerbs ergriffene Tätigkeit zugleich zu einem Lebensberuf auszugestalten.

Das bietet allerdings für die Erziehung der Mädchen besondere Schwierigkeiten. Sie sollten für zwei wesentlich von einander verschiedene Berufssphären vorbereitet werden, und das erfordert eine besonders gründliche auf breiter Grundlage aufgebaute Ausbildung. Heute wird die berufliche Schulung im Hinblick auf die mit großer Wahrscheinlichkeit eintretende Ehe von Eltern und vom Gesetzgeber in zweite Linie gerückt, und zur Ansammlung hauswirtschaftlicher Kenntnisse fehlt dem von frühestem Alter an erwerbstätigen Mädchen Zeit und Gelegenheit. Es ist unter diesen Umständen nur zu verwundern, daß trotz des gänzlich unzulänglichen Rüstzeuges so zahlreiche Frauen sich die wirtschaftliche Selbständigkeit im Kampfe ums Dasein zu erhalten vermögen, und man begreift wohl, daß im persönlichen Leben der Arbeiterinnen ihre Berufstätigkeit meist keine lebenausfüllende Bedeutung hat. Für Fragen beruflicher oder allgemeiner Natur, insbesondere für Organisationsbestrebungen kann daher nicht leicht Interesse erweckt werden. Die geistige Regsamkeit ist gering entwickelt. Für die mangelnde Leselust der weiblichen Bevölkerung Karlsruhes reden die Besuchsziffern der Volkslesehallen eine eindringliche Sprache: Im Jahre 1904 wurden sie von 70 454 männlichen und 899 weiblichen Personen besucht, so daß auf je 80 männliche Leser nur eine Leserin entfiel. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sich unter der geringen Zahl

ein erheblicher Bruchteil von Frauen der arbeitenden Klassen befand. In der Bibliothek eines Ladnerinnenheims wird vorwiegend leichteste Romanliteratur begehrt!

Bei den Haustöchtern liegt eben das Schwergewicht des persönlichen Lebens — mit oder gegen ihren Willen — in der Familie verankert. Sie müssen in den Freistunden Mühen und Sorgen der Mutter teilen, Hausarbeit verrichten. Nur in den bürgerlichen Kreisen nehmen die arbeitenden Töchter in den Freistunden an anderen Interessen teil, die sich aber meist auch auf Musik, Theater und andere Unterhaltungen beschränken.

Für die alleinstehende Arbeiterin fällt die Bindung an den Lebenskreis der Familie fort. Sie kann sich einen eigenen neuen Lebensinhalt schaffen. Aber es kann auch der Fall eintreten, daß sie in dieser Hinsicht wurzel- und heimatlos bleibt. Und das ist heut noch fast immer der Fall. Marie Baum hat den Eindruck gewonnen, daß das geistige Leben dieser Mädchen ebenso einförmig und schwunglos dahinläuft, wie das der im Elternhaus lebenden Arbeiterinnen. Auch das Leben der alleinstehenden erwerbenden Frau der bürgerlichen Kreise unterscheidet sich wenig von dem der Haustöchter. „Ausnahmen in Gestalt energischer, besonders tüchtiger Vertreterinnen, die ihr berufliches und geistiges Leben hochzuhalten bestrebt sind, gibt es natürlich, wie auch anderseits die Übergänge zu den tiefsten Stufen sittlicher Lebensführung nicht fehlen." In der Regel hält das Wachstum der inneren Kultur mit dem der äußeren, die bei diesen Frauen verhältnismäßig hoch entwickelt ist, nicht gleichen Schritt. Als Berufsarbeiterinnen fühlen sich auch diese Mädchen fast niemals. Marie Baum weist darauf hin, daß allerdings gerade bei der Ladnerin und bei der Schneiderin die ausgedehnte Arbeitszeit einer Fortbildung aus eigener Initiative entgegensteht.

„Zur Vertiefung des persönlichen und beruflichen Lebens gehört Zeit." Und so klingt diese feinsinnige und inhaltreiche Studie mit der Forderung nach einer Verkürzung der Arbeitsdauer aus.

Bürgermeister Hoeck und Frau.

Ein Doppelporträt.

Von

Henrik Pontoppidan.

Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

Nachdruck verboten. (Fortsetzung von Seite 30.)

VII.

Anne Marie fing damit an, von ihrer verstorbenen Schwiegermutter zu erzählen, von der Justizrätin Hoeck, der Witwe eines braven Postmeisters. Sie war eine lange, hagere und selbstgerechte Dame gewesen mit sehr einseitig entwickelten geistigen Interessen. Sie stammte aus einer bekannten Pfarrersfamilie, war eine geborene Sidenius, worauf sie sich viel zugute tat. Rings umher im Lande hatte sie Brüder und Vettern und Halbvettern, die alle Geistliche waren und alle Bücher über erhabene Themata schrieben, worauf sie ganz besonders stolz war. Wie überhaupt die Familie Sidenius in ihren Augen die vor allen andern begnadete Familie war, der von der Vorsehung eine heilige Mission hier im Lande zuerteilt war, so verkörperten diese Schriften für sie das letzte, inspirierte Wort der Wahrheit über das große Rätsel des Lebens und des Todes. Worüber man auch in ihrer Gegenwart reden mochte, stets gelang es ihr, die Unterhaltung so zu drehen, daß sie Gelegenheit hatte zu einer Bemerkung wie:

„hierüber hat mein Bruder Peter eine herrliche Betrachtung in seinen Sonntagsandachten geschrieben," oder: „diese Frage hat mein Vetter Johannes mit wunderbarer Klarheit und Tiefe in seinen Adventspredigten entwickelt." Fand die Unterhaltung in ihrem eigenen Hause statt, so erhob sie sich sofort und holte das betreffende Werk aus dem Bücherschrank, worauf sie mit ihrer groben, männlichen Stimme lange Auszüge daraus vorlas, indem sie nach jedem Punkt ihren Zuhörern einen Blick über die Brille zuwarf, um ihre Bewunderung einzuheimsen.

Des Sohnes Wahl einer Lebensbegleiterin hatte tiefes Mißfallen und Bekümmernis bei ihr wachgerufen, und mit der unbestechlichen und rücksichtslosen Redlichkeit, die eine der Grundeigenschaften ihres Wesens war, hatte sie Anne Marie, geschweige denn dem Sohn selber, gegenüber kein Hehl hieraus gemacht. Obwohl Anne Marie ihrem Bräutigam zuliebe ihre ganze Kunst entfaltete, um sich bei der gestrengen Schwiegermutter einzuschmeicheln, hatte ihr diese doch gleich bei ihrem ersten Besuch geradezu gesagt, sie sei eine „unerzogene kleine Zierpuppe," und sie halte es für ihre Pflicht aus Rücksicht auf das Glück des Sohnes, ihre Erziehung in die Hand zu nehmen, „um zu versuchen, einen Menschen aus ihr zu machen."

Die Schwiegermutter wohnte in Kopenhagen, und um des lieben Friedens willen hatte Anne Marie geschwiegen und sich in ihre Bevormundung geschickt. Mit engelhafter Geduld hatte sie als junge Frau Abend für Abend dagesessen und ihre endlosen Vorlesungen angehört, während sie verzweifelt mit einem krampfhaften Verlangen zu gähnen kämpfte. An dergleichen Unterhaltungen war sie aus ihrem Elternhause nicht gewöhnt, dort hatte man jeden Abend Rambuse gespielt oder Erik Bøghsche Lieder zum Klavier gesungen. Aber sie liebte ihren Mann bis zur Verschämtheit, und sie fürchtete den Einfluß, den der Zorn oder das Mißfallen seiner Mutter auf ihre Liebe haben könne.

Allmählich war das Verhältnis denn auch ein wenig besser geworden, aber zu einer wirklichen Vertraulichkeit der Schwiegermutter gegenüber kam es doch niemals. Anne Marie konnte sich ihr niemals mit einem modernen Hut oder ein Paar neuen Handschuhen, oder auch nur mit einem so recht lebensfrohen Lächeln zeigen, ohne daß sie gleich mißtrauisch wurde und ein peinliches Verhör begann. Und da Anne Marie sehr empfindlich gegen Kritik war, sobald sie sich um ihr Äußeres drehte, kam es ein paarmal zu recht heftigen Szenen zwischen ihnen. Namentlich war es der alten Dame, die selbst ein Gesicht wie ein erfrorener Apfel hatte, eine Quelle steten Ärgers, daß Anne Marie in einem eigenen, instinktiven Trotz nicht auf ihr weibliches Vorrecht, Schönheitsmittel zu benutzen, verzichten wollte.

„Dergleichen Zur ist für Dirnen — nicht für ehrbare Frauen," hatte ihr die Schwiegermutter wohl hundertmal ganz empört vorgehalten.

Namentlich dies Verhältnis suchte Anne Marie ihrer Schwester zu erklären, die übrigens durch ihre Briefe schon etwas davon kannte. Von ihrem Mann sagte sie, daß er sich anfangs ritterlich auf ihre Seite gestellt habe in dem Kampf mit der Schwiegermutter, und diese oft mit großer Bestimmtheit zurechtgewiesen habe. Es habe niemals eine große Liebe zwischen ihm und dieser Mutter bestanden, die ihn in seinen Knabenjahren mit ihren ewigen Ermahnungen ermüdete, und von der er sich deswegen auch — äußerst ehrgeizig, wie er überhaupt stets gewesen war — schon in einem frühen Alter unabhängig gemacht hatte, indem er sich durch eigene Arbeit die Mittel zu seinem Unterhalt verschaffte.

Aber nach der Mutter Tode — erklärte sie — habe sie eine Veränderung in seinen Gefühlen gespürt. Er fand immer mehr an ihr auszusetzen. Es war, als ob das Mißtrauen und das Mißvergnügen der Mutter in ihn gefahren sei als ererbtes Gemütsleiden. Seine Tätigkeit als Polizeibeamter habe auch das ihre dazu getan, glaubte sie. Daß er sich beständig mit Verbrechern und Verbrechen beschäftigte, hatte ihn allmählich dahin gebracht, daß er überall Betrug und Verstellung witterte. Es war förmlich eine fixe Idee bei ihm geworden. Schließlich hatte er eines Tages in einer krankhaften Erregung den Einfall bekommen, daß das Kind fort sollte, weil sie

ſeiner Anſicht nach einen ſchädlichen Einfluß auf die Kleine habe. Ingrid ſei mit ein paar Äpfeln nach Hauſe gekommen, die ihr einer der großen Jungen des Kämmerers geſchenkt hatte, und er hatte hierin eine unpaſſende Annäherung von ſeiten des Kindes geſehen. Das waren ſchreckliche Tage geweſen!

Sie ſprach haſtig und kurzatmig mit vielen Seitenſprüngen und plötzlichen Pauſen, wie jemand, der ſein Geheimnis nicht länger zu bewahren vermag, aber ſich trotzdem nicht entſchließen kann, die volle Wahrheit zu ſagen und mit Abſicht zu verwirren ſucht. Auch vermied ſie es während der ganzen Zeit, die Schweſter anzuſehen, wohingegen ſie beſtändig ihre Hand mit einem krampfhaften, angſterfüllten Griff umklammert hielt.

Die Majorin ſtrich ihr ſchweigend über das Haar. Sie hatte angefangen, den Zuſammenhang zu erkennen und mußte gegen eine heftige Gemütsbewegung ankämpfen. Das Unglück, das ſie jetzt ahnte, war ja viel furchtbarer, als ſie es ſich vorgeſtellt hatte, ſo daß ſie ſich nicht entſchließen konnte, mit weiteren Fragen in die Schweſter zu dringen. Das Mitleid machte ſie ſtumm.

Trotz der Selbſtanklage, die deutlich aus Anne Maries unzuſammenhängender Rede herauszuhören war, glaubte ſie an keinen Fehltritt. Sie wollte ihre Hand dafür ins Feuer legen, daß Anne Marie ſich nichts Ernſtliches vorzuwerfen hatte. Das Verhältnis war viel trauriger. Ihre arme Schweſter war das Opfer der Eiferſucht eines wahnſinnigen Mannes. Und in ihrer Einſamkeit und Verzweiflung war ſie auf dem beſten Wege, ſich ſelbſt für ſchuldig zu halten.

Da wurde an die Tür geklopft. Es war Mamſell Mogenſen mit ihrer großen, ſchneeweißen Latzſchürze.

„Was gibts?“ fragte die Majorin und erhob ſich. Anne Marie war zu angegriffen, um ſelbſt Beſcheid anzunehmen.

„Herr Paſtor Torm iſt da. Er fragt, ob es Frau Bürgermeiſter paßt.“

„Ein Paſtor?“ ſagte die Majorin überraſcht und wandte ſich dem Bette zu. „Das iſt gewiß nicht gut für dich.“

„Ja, laß ihn nur kommen!“ ſagte Anne Marie. „Er iſt ſo prächtig. Er kommt faſt täglich her und ſieht ſich nach mir um.“

„Aber biſt du jetzt nicht ſehr angegriffen?“

„Freilich, aber gerade deswegen. Ich fühle mich immer ſo beruhigt, wenn Paſtor Torm bei mir iſt.“

„Bitten Sie den Herrn Pfarrer zu kommen,“ ſagte die Majorin ein wenig kurz.

Paſtor Torm war ein hübſcher, alter, weißhaariger Mann, der von Sauberkeit glänzte.

„Wer ſind denn Sie?“ fragte er verwundert bei dem Anblick der Majorin. Er war ſeit fünfzehn Jahren Geiſtlicher hier in der Stadt geweſen und kannte alle Bewohner bis zu den Hunden und Katzen auf der Straße.

„Das iſt meine Schweſter,“ ſtellte Anne Marie vor. „Frau Major von Rauch.“

„So,“ ſagte er gleichgültig. „Ach ſo . . . Nun ja, . . . Rauch, ja.“

Paſtor Torm hatte kein Intereſſe für Fremde. Was außerhalb der Grenzen ſeiner eigenen Gemeinde lag, exiſtierte nicht für ihn.

„Wie geht es denn, liebe Frau Bürgermeiſter?“ fragte er und ſetzte ſich in den Korbſtuhl neben dem Bett. „Iſt es heute wohl nicht ein ganz klein wenig beſſer?“

„Nein, gar nicht. Ich fühle mich mit jedem Tage ſchwächer.“

Der Pfarrer ſchüttelte ſeinen kleinen ſilberweißen Kopf mit einem ſeufzenden Ziſchlaut.

„Wie mir das leid tut! Ich habe doch ſo innig für Sie gebetet, liebe Frau Bürgermeiſter.“

„Haben Sie das getan, lieber Herr Paſtor? Ja, dann iſt es Gottes Wille, daß ich nicht wieder beſſer werden ſoll.“

„Sagen Sie das nicht! Gottes Ratſchluß kennt niemand. Er geht ſo viele verborgene Wege, um zu unſerm Herzen zu gelangen. Er legt oft ſeine Hand ſo ſchwer auf uns, damit wir die Bürde dieſer eitlen Welt von uns werfen ſollen. Darum ſollen wir ihm ja auch für unſere Leiden danken. Vergeſſen Sie nicht, liebe Frau Bürgermeiſter, daß jede ſchlafloſe Nacht Sie Gott näher bringt.“

„Ja, das habe ich gefühlt. Und das iſt mein einziger Troſt.“

„Ich komme gerade von Schlachter Anderſens. Sie wiſſen, er hat den ganzen Winter krank gelegen. Es war nicht viel Hoffnung

für ihn . . . er litt an Krebs . . . und nun heute Morgen iſt er ſanft und ſtill entſchlafen."

„Iſt Schlachter Anderſen tot!" Anne Marie richtete ſich ein wenig im Bett auf und ſah den Pfarrer mit großen, runden Augen an.

„Ja — es war ſo ſchön. Von ihm kann man wahrhaftig ſagen, daß ihm ſein Leiden zur Wiedergeburt wurde. Vor ſeiner Erkrankung ſah ich ihn niemals am Tiſche des Herrn, und es währte auch lange, bis es mir gelang, ſein tief eingeſchlummertes Sündenbewußtſein zu wecken. Aber in der letzten Zeit gab er ſein Herz Gott ganz hin. Heute Morgen um ſieben Uhr wurde ich zu ihm gerufen, um ihm das heilige Abendmahl zu reichen, und ich kann wohl ſagen, daß ich nie mit größerer Zuverſicht zu einem Menſchen geſagt habe: ‚dir ſind deine Sünden vergeben.' Wenige Minuten darauf entſchlief er ſanft, das Blut des Herrn auf den Lippen."

Anne Marie hatte die Augen geſchloſſen. Jeder Todesfall machte in dieſer Zeit einen ſolchen Eindruck auf ſie, daß ſie zu zittern begann.

„Paſtor Torm," ſagte ſie. „Wollen Sie mit mir beten?"

„Ja, liebe Frau Bürgermeiſterin! darum bin ich ja gekommen, nicht wahr? — —"

Die Majorin hatte ſich unterdeſſen zurückgezogen und war in das Wohnzimmer gegangen. Hier ſtand ſie an einem der Fenſter und trommelte heftig mit den Fingern auf das Fenſterbrett, während der volle Buſen ſich mit den Sturmeswogen in ihrem Innern hob und wieder ſank. Die Tür zum Schlafzimmer war nur angelehnt. Sie konnte Anne Marie dadrinnen das Vaterunſer beten hören. Und ſie war kurz davor, vor Kummer und Zorn in Tränen auszubrechen, als ſie die Schweſter da drinnen mit erhobener Stimme die Worte: „Und vergib uns unſre Schuld" ſprechen hörte.

VIII.

Diesmal war Paſtor Torm auf des Bürgermeiſters ausdrückliche Aufforderung gekommen. Die beiden Herren hatten ſich auf der Treppe des Jubilars getroffen, und der Bürgermeiſter hatte dann geſagt, ſeine Frau fühle ſich gar nicht wohl und würde ſich gewiß freuen, ihn zu ſehen. Die verzagten Äußerungen der Schwägerin über Anne Mariens Zuſtand hatten ſein Gemüt in Unruhe verſetzt. An und für ſich überraſchten ſie ihn wohl nicht; er glaubte ſelbſt, daß es mit ſtarken Schritten dem Tode entgegenging, und er wünſchte es auch gar nicht anders. Aber es war das erſtemal, daß ihm ſeine Hoffnungen von andern als von dem Doktor beſtärkt wurden, und zu deſſen Worten hatte er nun einmal kein Vertrauen.

Seinen Gratulationsbeſuch machte er aus dieſem Grunde ſo kurz, wie die Verhältniſſe und pflichtſchuldige Rückſichten es geſtatteten. Mit einem beſonderen Magiſtratsausſchuß, deſſen Wortführer er bei Überreichung des Geſchenks der Stadt, eines ſilbernen Kaffeeſervices war, trank er ein Glas Wein mit dem Jubilar und ſeiner Familie, worauf er ſich entſchuldigte und ſich zurückzog.

Er hatte nun auch keine weiteren Sympathien für den gefeierten Helden des Tages, wenn er auch bereitwillig ſeine große Tüchtigkeit und ſeine Verdienſte um das Aufblühen der Stadt anerkannte. Zu einem Zeitpunkt, als die abſeits gelegene kleine Schifferſtadt dem Untergang geweiht ſchien, war er — ſiebzehn Jahre alt — vom Lande hereingekommen, als die treibende, fruchtbare Erdkraft, die ihr Erneuerer werden ſollte. Der Sage nach hatte er ſeinen Einzug in die Stadt mit einem Achtſchillingſtück in der Taſche gehalten, und ſich dann vom Ladenburſchen in einem alten, halbbankrotten Kaufmannshauſe heraufgedient, bis er, nach Verlauf von nur zehn Jahren, als deſſen Chef endete. Mit der Miſchung der Eigenſchaften des Ochſen und des Fuchſes, die unter däniſchen Verhältniſſen das große Geſchäftstalent hervorbringt, hatte er den Handel der Stadt auf den Schwung gebracht, hatte die Schiffahrt gehoben, ihr Hinterland erſchloſſen und ſich gleichzeitig ſelbſt ein Vermögen von ungefähr einer Million erworben. Und doch konnte man eigentlich nicht ſagen, daß er ſich mit ſeinen Verdienſten brüſtete. Es war ein ſchlichter, gemütlicher, auf ſeine Weiſe ſogar kindlicher Mann mit einem offenen Herzen und einer mildtätigen Hand.

Deſſenungeachtet empfand der Bürgermeiſter immer eine gewiſſe Verlegenheit, wenn

er — so wie heute — auf Grund seiner Stellung gezwungen war, ihm eine Lobrede zu halten. Der breite, blonde Mann mit den hellblauen Augen, der starken Stimme und dem breiten jütischen Akzent wirkte rein physisch unbehaglich auf ihn. Fein war er nun auch eigentlich nicht, und wenn er auch nicht geradezu eine Unredlichkeit begangen hatte, so hatte er sich doch wie alle diese Art Leute häufig sehr nahe an der gesetzlich geschützten Grenze zwischen Mein und Dein bewegt. Die Transaktionen zum Beispiel, mittels deren er seinerzeit zu einem Zeitpunkt, wo die Sachen eine für seinen Prinzipal günstige Wendung nehmen zu sollen schienen, sich die Leitung des Handelshauses angeeignet hatte, waren in ein mystisches Dunkel gehüllt, das der Bürgermeister trotz eingehender Untersuchungen nicht zu durchdringen vermocht hatte.

Er war deswegen auch besorgt, daß sein Glückwunsch heute ziemlich trocken ausgefallen war. Glücklicherweise aber hatte der Realschuldirektor gleich nach ihm das Wort ergriffen und nicht an Redeblumen gespart.

Er ging nun auf die hochgelegene Landstraße hinauf, die in einem Bogen um die Stadt führte, und von wo aus man eine schöne, weite Aussicht über den Fjord und die Wiesen hatte. Doch war es nicht der Aussicht wegen, daß er in letzter Zeit diesen Weg zu seinen Spaziergängen bevorzugt hatte, sondern weil er hier ungestörter war als in dem kleinen Lustpark der Stadt. Auch ging er nicht allein des schönen Wetters wegen so langsam oder blieb so häufig stehen, um tief und gründlich zu atmen. Er fühlte heute noch weniger als sonst Sehnsucht, nach Hause zu kommen. Die Anwesenheit der fremden Schwägerin war ihm ungeheuer peinlich wegen der Erinnerungen, die sie wachrief.

Sie hatte ihn beim Frühstück mit Erinnerungen von ihrer Begegnung auf der Hochzeitsreise unterhalten, aus Anne Maries Briefen aus der Verlobungszeit und von vielem andern, wovon er am liebsten nichts hören wollte. Die halb vergessenen Begebenheiten aus der Vergangenheit waren ihm wieder unleidlich nahe gerückt. Ihre Enttäuschungen und Sorgen lebten gespensterhaft von neuem auf wie Gicht in alten Wunden.

Er ging gerade hier auf demselben Wege, auf dem er vor vierzehn Jahren — an einem Frühlingstag ungefähr wie heute — ausgegangen war, um Anne Mariens Hand zu werben. Ihre Eltern wohnten damals in einer alten, zerfallenen Holzvilla da oben unter dem Hügelabhang, wo jetzt das städtische Wasserbassin seinen Platz gefunden hatte. Es war keineswegs ein leichter Gang für ihn gewesen, und mit einer gewissen feierlichen Gerührtheit über sich selbst dachte er an diesen Tag zurück. Denn es konnte wohl als Beweis für den Ernst und die Aufrichtigkeit seiner Gefühle gelten, daß er, der damals so selbstbewußte Kriminalrat, sich hatte überwinden können, als Supplikant vor einen Mann zu treten, von dem alle wußten, daß er nur mit Hilfe seiner Klubfreunde vor Amtsentsetzung und Entehrung bewahrt worden war. Für ihn in seiner damaligen Stellung und mit seinen damaligen Zukunftsaussichten war es überhaupt ein wirkliches Opfer gewesen, ja fast ein Wagestück, Verbindung mit einer Familie anzuknüpfen, mit der sich der Stadtklatsch auch aus andern Gründen häufig beschäftigte, und deren Ansehen keineswegs dadurch verbessert wurde, daß sich die älteste Tochter kürzlich mit einem preußischen Offizier verheiratet hatte.

Und doch war er sehr glücklich gewesen, als er an jenem Tage da draußen in der altmodischen hellroten Gartenstube saß, Anne Mariens kleine unruhige Hand in der seinen. Die Sonne schien festlich ins Zimmer hinein und sprühte Funken in den Sherrygläsern, als der Schwiegervater ihr Wohl ausbrachte.

Trotz seiner dreißig Jahre war er ziemlich unerfahren in der Liebe. In seiner Jugend, während die meisten seiner Freunde und Studiengenossen sich lustig im geselligen Leben tummelten und sich auf jedem Ball eine neue Verliebtheit antanzten, ging er ganz in seinem Studium auf, lebte ganz seiner Arbeit und seiner Zukunft. Er hatte nicht gewußt, daß der Kuß einer Frau eine solche Süße enthalten konnte. Anne Marie bezauberte ihn ganz mit ihren kleinen, unschuldigen Liebkosungen. Er ließ sich völlig gefangen nehmen von ihrer zärtlichen, zwitschernden Munterkeit.

Daß er nicht ihre erste Liebe war, ja daß Anne Marie in aller Unschuld verschiedene

kleine Paſſionen gehabt hatte, das wußte er aus dem Stadtklatſch; aber das focht ihn nicht an. Was der Vergangenheit angehörte, ſollte jetzt vergeſſen ſein, und Anne Mariens Weſen hatte ſich auch ſeit der Verlobung gar nicht ſo wenig verändert; ſie war ſtiller geworden, Fremden gegenüber beherrſchter. Scheinbar hatte es gefruchtet, was er ſie eines Tages rückſichtsvoll hatte verſtehen laſſen, daß ein junges hübſches Mädchen ſich dem Gerede ausſetzte, wenn ſie ſich den Leuten gegenüber zu zuvorkommend zeigte, und daß es ſie ſeiner Anſicht nach nicht einmal kleide, wenn ſie zu lebhaft und lächelnd war; ſie ſei gerade am allerſchönſten, wenn ihr Antlitz ruhig ſei; eine gewiſſe Zurückhaltung entſtelle überhaupt weder Frauen noch Männer; ſie verleihe Vornehmheit, Haltung, Anmut.

Jetzt, wenn er daran zurückdachte, verſtand er nicht, daß er ſo hoffnungsvoll hatte ſein können; und es war ihm ein neuer rechtfertigender Beweis für den Ernſt ſeiner eigenen Liebe, daß er ſich ſo gänzlich hatte verblenden laſſen. Denn er hatte doch ſchnell eingeſehen, welch eine — in moraliſcher Beziehung — unordentliche und unerzogene kleine Perſon ſie war. Was konnte es nützen, daß ſie allmählich lernte, ſich in ihrem Auftreten ein wenig Zwang anzutun, wenn doch all ihr Denken darauf hinausging, Aufmerkſamkeit zu erregen und ſich vorteilhaft auszunehmen. Es waren noch nicht viele Tage ſeit ihrer Verlobung vergangen, als er ſchon anfing, die nervöſe Unruhe zu ſpüren, die ſie überall ergriff, wo Herren zugegen waren. Sie war auch noch immer mit ihren verſchiedenen Anbetern dort in der Stadt beſchäftigt. Ohne daß ſie es wohl ſelbſt ahnte, drehte ſich ihre Unterhaltung, meiſt ihm gegenüber, hauptſächlich um das, was ein Proviſor Anderſen, ein Bureauvorſteher Jörgenſen oder ein Kommis Jenſen bei dieſer und jener Gelegenheit geſagt und getan hatte, und ſie verriet, wie gut ſie von ihren Augen Gebrauch gemacht hatte, indem ſie nicht nur über ihre Figur und die Farbe ihres Haares und ihrer Augen genau Beſcheid wußte, ſondern auch die Form der Hände und Füße, ja alle Einzelheiten ihrer Kleidung kannte, und das alles in ihrer ausgelaſſenen Weiſe lobte oder lächerlich machte.

Es lag indeſſen etwas ſo Treuherziges in ihrem Intereſſe, daß er es nie fertig gebracht hatte, mit ihr darüber zu reden. Er wollte ſich auch nicht der Gefahr ausſetzen, daß ſie ihn für eiferſüchtig hielt. Außerdem fand er eine Entſchuldigung für ſie in ihrer Jugend und namentlich in der ſchlechten Beeinfluſſung ihres Elternhauſes. Ihre Mutter war eine leichtfertige Perſon, für die nur das Äußere Wert beſaß; ſicher war auch hauptſächlich ihre Vergnügungs- und Putzſucht ſchuld daran, daß ſich der Mann an der Amtskaſſe vergriff. Schön wie ſie ſelber war, hatte ſie ihre Töchter geradezu zur Eitelkeit erzogen. Anne Marie hatte ihm erzählt, wie ſie und die Schweſter ſtets ein Gefühl gehabt hatten, als beſänden ſie ſich im Examen, wenn ſie während ihres Heranwachſens die Eltern auf einem Spaziergang durch die Stadt begleiteten. Beſtändig ertönten die Ermahnungen der Mutter: „Halte den Kopf ein wenig höher, Anne Marie!“ oder: „Strecke den Spann, Liſe! die Ellenbogen an den Leib, alle beide!“

So hatte er denn beſchloſſen, noch im nämlichen Sommer Hochzeit zu halten, um ſie ſo ſchnell wie möglich aus dem Einfluß des Elternhauſes und der provinziellen Verhältniſſe zu entfernen. Aber ſchon auf der Hochzeitsreiſe war ſein Vertrauen von neuem erſchüttert worden.

Die Erzählungen der Majorin am Frühſtückstiſch hatten ihn gerade an eine ſolche Epiſode erinnert. Es war kaum vierzehn Tage nach der Hochzeit. Sie waren eine Woche lang allein oben in den Bergen umhergeſtreift, hoch oben in den Wolkenregionen, wo Anne Marie allmählich ihre jungfräuliche Scheu ganz überwunden und ſich ſogar ziemlich unbeherrſcht ihrem ſtarken Hingebungsbedürfnis überlaſſen hatte. Im Grunde war ſie ohne allen Sinn für die Natur. Sie konnte höchſtens ihre groberen Effekte genießen, die meilenweiten Ausſichten, die abgrundtiefen, ſchwindelnden Schluchten, betrachtete aber das feine Spiel des Lichtes und der Linien mit demſelben Mangel an Verſtändnis wie ein Wilder. Wenn ſie trotzdem ſo entzückt von der Reiſe geweſen war und fröhlich ſogar ſehr anſtrengende Bergbeſteigungen auszuhalten vermochte, ſo hatte das ſeinen Grund darin, daß

die Natureindrücke, wie überhaupt alles, was ſie erlebte, das erwachte Geſchlechtsleben in ihr nährten, ſich in erotiſche Wärme umſetzten. Der Sonnenregen über einem Gebirgsſee, ein Sauſen, das durch den Wald ging, das Gerieſel eines verborgenen Quells, ja ſogar Enttäuſchungen und ein Reiſemalheur wurden für ſie nur der Anlaß zu einem erneuten Rauſch liebeserfüllter Zärtlichkeiten.

Er hatte zuweilen ein wenig bedenklich dabei werden können. In der Liebe dieſer ſchmächtigen, kleinen Frau lag etwas von der Unerbittlichkeit einer entfeſſelten Naturmacht. Es war wie ein Ausbruch aus einer glühenden Tiefe, wenn ſie ſich unter einem Feuerregen von Küſſen an ihn ſchmiegte. Aber er war ſelbſt viel zu bezaubert, fühlte ſich zu beglückt durch ihre Liebe und beſaß außerdem damals noch zu wenig Erfahrung, um eine ſolche Frau richtig zu verſtehen und ſie zu fürchten.

An demſelben Tage, an dem ſie in der menſchenwimmelnden Hotelſtadt angekommen waren, um die Schweſter zu treffen, ſaßen ſie des Nachmittags alle drei draußen auf einer Terraſſe vor dem Hotel, als ein Herr kam und Frau von Rauch begrüßte und auf ihre Aufforderung hin ſchließlich Platz bei ihnen nahm. Es war ein Mann vom Leutnantstypus mit einem ganz netten, aber nichtsſagenden Äußern, — ein öſterreichiſcher Landjunker. Anne Marie war auf einmal eine andere geworden. Sie hatte wieder das nervös unruhige und gezwungene Weſen bekommen, das er ſo gut kannte; und als der junge Mann ſofort begann, ſie mit anzüglichen Höflichkeiten zu überſchütten, war ſie ſo weit davon entfernt, ihn zurückzuweiſen, daß ſie ſich im Gegenteil durch ihr Lächeln ſeiner Courmacherei gleichſam feilbot. Sie verſtand ſoviel Deutſch, daß ſie einigermaßen eine Unterhaltung in dieſer Sprache zu führen vermochte; im übrigen aber gab ihre ſprachliche Unbeholfenheit dem jungen Ausländer nur Gelegenheit, ſich von der liebenswürdigſten Seite zu zeigen und ihr Schmeicheleien zu ſagen. So vollſtändig vergaß ſie hierüber die Anweſenheit ihres Gatten, daß ſie — die noch vor einem Augenblick heimlich ſeine Hand unter dem Tiſch gedrückt, die vierzehn Tage lang nichts weiter empfunden hatte als ihn — nicht einmal einen Verſuch machte, ihn in die Unterhaltung hineinzuziehen.

Um ſie zu prüfen, erhob er ſich unter dem Vorwande, daß er auf die Poſt gehen und nach Briefen fragen wolle. Sie blieb ruhig ſitzen, nickte ihm lächelnd zu und ſagte, ſie wolle ihn hier erwarten. Als er nach einer halben Stunde zurückkehrte, war der junge Mann eben gegangen. Er ließ ſich nichts merken, und Anne Marie hatte ſcheinbar ſelbſt nicht die geringſte Empfindung davon, daß ſie etwas Unrichtiges getan hatte. Keine Miene verriet, ob ſie es wußte, daß ſie eine Mißſtimmung bei ihm wachgerufen hatte. Als ſie ſpäter am Abend einen Spaziergang im Mondſchein am See entlang machten, lehnte ſie den Kopf einſchmeichelnd gegen ſeine Schulter und war ſehr zärtlich. An jenem Abend tauchten ihm zum erſtenmal ernſte Zweifel über ihre Aufrichtigkeit auf.

Er hatte ſeither oft daran gedacht, daß er ſchon damals hätte vorausſehen können, wohin ihre Natur ſie führen mußte, und daß er ſich hätte von ihr ſcheiden laſſen ſollen, ehe ein größeres Unglück geſchehen war, ehe ſie Kinder in die Welt geſetzt hatten. Aber ſie verſtand es, ihn wieder ſicher zu machen. Außerdem hoffte er noch immer auf den Einfluß, den die neuen Umgebungen, in die ſie jetzt als ſeine Frau eingeführt werden würde, auf ſie haben mußten.

Es zeigte ſich indes, daß dieſer Einfluß ganz anderer Art wurde, als er es erwartet hatte. Infolge ihrer Jugend und Schönheit erweckte Anne Marie überall berechtigtes Aufſehen, und ſie nahm ſofort — und mit unverhohlener Freude — die fadeſte Courmacherei entgegen, ja ſelbſt wenn ſie nach ſeiner Anſicht nicht mehr ganz paſſend war. Er konnte ſich jedoch nicht entſchließen, mit ihr hierüber zu reden. Bei ſeinem noch immer unerſchütterten Glauben an die gute Natur in ihr, gelobte er ſich ſelbſt, Geduld zu üben, wie er auch ſeine Mutter ermahnte, ihr gegenüber nicht ungerecht zu ſein.

Es war ihm übrigens auch nicht ſchwer geworden, ihr zu verzeihen, indem er damals keinen Grund hatte, an ihrer Liebe zu zweifeln. Sie konnte ganz rührend ſein in ihrem Glück und in ihrer Dankbarkeit für das ſchöne Heim,

für das er die Kosten selbst ausschließlich getragen hatte. Kaum war er zur Tür hineingekommen, als sie ihm auch schon um den Hals fiel, und sie hatte ihn in der Regel schon unzählige Male geküßt, noch ehe er seinen Überrock abgelegt hatte. In ihrer Wonne über das Leben suchte sie jeden Tag zu einem Fest zu gestalten, auch für ihn; sie putzte sich und wandte ihre ganze weibliche Erfindungskunst an, um ihm zu gefallen.

Trotzdem fand er schließlich Gelegenheit, sie zu warnen, Fremden gegenüber zu entgegenkommend zu sein. Ganz ruhig, ohne den geringsten Unwillen, geschweige denn Eifersucht zu verraten, bat er sie, um ihrer selbst willen ein wenig vorsichtiger zu sein. Er wiederholte, was er ihr schon in der Verlobungszeit gesagt hatte, daß es sie nicht einmal gut kleide, wenn sie so lebhaft sei. Trotz ihrer schönen Zähne sei sie am alleranziehendsten, wenn ihr Gesicht sich in Ruhe befände.

Sie hörte ihm ganz überzeugt zu, und die Unterhaltung endete damit, daß sie reuevoll und weinend an seiner Brust lag.

Am nächsten Abend wollten sie in eine große Gesellschaft gehen. Anne Marie sah entzückend aus mit ihrem entblößten Halse und den völlig nackten Armen, an deren Schaustellung im geselligen Leben er sich nicht ohne einige Schwierigkeit gewöhnt hatte. Kurz bevor sie fahren wollten, schlang sie diese Arme um seinen Hals, sah ihm mit einem ehrlichen Blick in die Augen und sagte:

„Heute Abend wirst du keinen Grund haben, mir irgend etwas vorzuwerfen. Das verspreche ich dir!"

Dessenungeachtet war kaum eine Stunde vergangen, als sie bereits begann, durch ihre Lebhaftigkeit Aufsehen zu erregen. Die Herren scharten sich um sie und schmatzten vor Befriedigung. Um sie zu warnen, und um zugleich den Leuten seine Sicherheit zu zeigen, — er hatte nämlich gemerkt, daß man anfing, mitleidig zu ihm hinüber zu sehen — stellte er sich schließlich mitten zwischen ihre Kavaliere und nahm mit einem Lächeln teil an der Unterhaltung. Trotzdem bemühte sie sich nicht im geringsten, sich Zwang anzutun. Selbst als er eine ernste Miene aufsetzte, um ihr ein Zeichen zu geben, tat sie, als bemerke sie es nicht. Sie war wie besessen. Sie stand gleichsam unter dem Zwang eines Naturtriebes, den sie nicht zu beherrschen vermochte.

Als sie auf dem Heimwege im Wagen saßen, wartete er darauf, daß sie reden würde. Aber sie tat, als sei nichts geschehen, erzählte von den Damen der Gesellschaft und kritisierte die Herren. Er verstand sie damals erst halb. Ist dies Verstellung? — dachte er. Oder ist es Selbstbetrug? Oder gibt es bei der Frau Gefühle und Seelenzustände, die der Mann nicht begreift und für die er keinen Namen hat?

Mit jedem Jahr war sie ihm ein größeres Mysterium geworden. Je länger sie miteinander lebten und je vertraulicher ihr Zusammenleben in gewisser Weise wurde, um so fremder wurde sie ihm. Wenn er glaubte, sie endlich ganz zu kennen, konnte ein Wort von ihr, eine zufällige Bemerkung oder auch nur eine augenblickliche Nachdenklichkeit verborgene Gefühle entschleiern, fremde Seiten in ihrem Wesen, die dann wieder in Finsternis und Verborgenheit hinabtauchten. Ihr Inneres erinnerte an gewisse heiße Quellen, deren siedende Wasser in dem einen Augenblick unschuldig über der Erdoberfläche aufsprudeln und im nächsten mit prachtvollem Regenbogenglanz hoch zum Himmel emporsteigen, um dann ebenso plötzlich wieder herabzusinken und tief in der Erde zu verschwinden, sich in Abgründen zu bergen, deren Tiefe niemand zu ermessen vermag.

Er entsann sich, daß einmal während sie bei Tische saßen, ein Brief an sie von einem ihrer jütischen Verwandten mit der Mitteilung von dem Tode eines Vetters drüben in Amerika gekommen war. Sie waren schon mehrere Jahre verheiratet gewesen, und Anne Marie hatte ganz offen von diesem Vetter erzählt, wie er in ihrer ersten Jugend im Hause ihrer Eltern verkehrt hatte und daß sie damals ein wenig verliebt ineinander gewesen seien. Er war daher sehr erstaunt, den starken Eindruck zu sehen, den die Todesnachricht auf sie machte, — nicht gleich unmittelbar, sondern nach und nach. Sie wurde zuletzt ganz blaß, und er bemerkte, daß sie sich zwang, zu tun, als äße sie. Als er

gegen Abend unerwartet aus seinem eigenen Zimmer in die Wohnstube kam, sah er, daß sie hastig etwas unter einer Zeitung verbarg. Und als er es zu sehen verlangte, weigerte sie sich und wurde sogar sehr heftig. Dann nahm er es selbst.

Es stellte sich heraus, daß es kleine Erinnerungen an den Vetter waren, einige verwelkte Blumensträuße, ein paar Ballschleifen mit darauf verzeichneten Daten, ein Knallbonbonvers und ähnliche Sachen, die sie in einer abgeschlossenen Schublade ihrer Schatulle verwahrt hatte. Er schalt sie wegen ihrer Kinderei, hauptsächlich aber, weil sie es vor ihm hatte verbergen wollen. Und abermals wiederholte sich nun die alte Szene. Nach einem schwachen Versuch, sich zu verteidigen, hörte sie ihn reuig an, warf sich ihm schließlich weinend um den Hals, — und blieb dieselbe wie bisher.

Und doch fühlte er sich damals oft noch sehr glücklich. Anne Mariens Hingebung und Zärtlichkeit war in gewissem Sinne nie größer gewesen als gerade in diesen Jahren nach der Geburt der Kinder. Obwohl er so viel älter war als sie und bereits auf dem besten Wege zu ergrauen, weihte sie noch immer seiner Person selbst etwas von einem demütigen Kultus. Er selber war in jenen Jahren vielleicht noch verliebter in sie denn je zuvor. Die Geburten der Kinder hatten sie als Frau gereift, hatten sie üppiger und ihre Haut weißer gemacht. Mit Beschämung hatte er seither daran denken müssen, zu welchen Erniedrigungen seine Leidenschaft ihn oft verleitet hatte.

Ganz und ungeteilt besaß er sie trotzdem niemals. Selbst in den Augenblicken der Hingebung war er der Beschaffenheit ihrer Gefühle nicht immer sicher. Es gab Zeiten, wo er sogar das Empfinden hatte, nur ein bloßer Lückenbüßer zu sein. Langsam wurden ihm endlich die Augen völlig geöffnet.

Eines Abends, als sie aus einer Gesellschaft kamen und er müde und abgespannt war, schmiegte sie sich an ihn in einem unbegründeten Zärtlichkeitsanfall, der ihn mißtrauisch machte. Indem er in Gedanken die Ereignisse des Abends Revue passieren ließ, fiel es ihm ein, daß er sie ein paarmal mit einem seiner Kollegen zusammen gesehen hatte, dem Rat Lunding, einem hübschen jüngeren Mann mit einem angenehmen Unterhaltungstalent. Sie waren ihm in der letzten Zeit häufiger im geselligen Leben begegnet und hatten ihn auch ausnahmsweise bei ihrem alljährlichen Juristendiner als Gast im eigenen Hause gesehen.

Er fand jetzt Veranlassung, ihr zu erzählen, was von dem zweifelhaften Charakter dieses Mannes gesagt wurde, der sich namentlich in seinem Verhältnis zu Frauen offenbarte. Sie wurde ein wenig ernsthaft bei seinen Worten und dankte ihm für das, was er ihr gesagt hatte.

„Ich hatte übrigens eine Ahnung davon," sagte sie. „Er hatte eine Art und Weise, mich anzusehen, die mir nicht gefiel."

Ein paar Wochen später geschah es, daß er während einer wichtigen Gerichtsverhandlung nicht zum Frühstück nach Hause kommen konnte. Aus dem Fenster des dem Industrieverein schräge gegenüberliegenden Restaurants, in dem er in solchen Fällen zu speisen pflegte, sah er Anne Marie jetzt drüben auf der andern Seite der Straße mit ihrer Notenrolle im Muff daherkommen. Es wunderte ihn, da es wenigstens eine halbe Stunde zu früh für ihren Gesangunterricht war, und trotzdem schien sie Eile zu haben. Er bemerkte auch, daß sie ihren neuen Hut aufgesetzt hatte, obwohl das Wetter dunkel war und der Regen drohte.

Er rief den Kellner, um zu zahlen, und folgte ihr dann eine Weile in einiger Entfernung, bis er sich in dem Menschengewimmel auf der andern Seite der Straße verbarg. In der Friedrichsbergstraße sah sie nach einer Uhr in einem Ladenfenster und mäßigte darauf ihren Gang. Einen Augenblick später tauchte Lundings hohe, blonde Erscheinung vor ihr auf derselben Seite der Straße auf. Er begrüßte sie mit lächelndem Antlitz, und obwohl sie sich wieder den Anschein gegeben hatte, als wenn sie eilig sei, hielt er sie dennoch an. Ein paar Minuten standen sie in eifriger Unterhaltung da, Anne Marie mit stark geröteten Wangen, jedoch immer ein paar Ellen von ihm entfernt, auf dem Sprunge, weiter zu eilen.

Im selben Augenblick stieg eine Erinnerung in ihm auf. Anne Marie hatte ihm

vor einiger Zeit bei Tiſche erzählt, daß ſie Lunding auf der Straße begegnet war, und ſie hatte bei dieſer Gelegenheit — mit einer Hinterliſt, die ihm eigentlich erſt jetzt ſo recht klar wurde — ihre Verwunderung darüber geäußert, daß Lunding ſo früh vom Gericht kommen könne. In ſeiner Argloſigkeit hatte er ihr denn erklärt, daß Lunding augenblicklich dem öffentlichen Gericht präſidiere, das zu einer feſtgeſetzten, frühen Stunde aufgehoben werde.

Trotz alledem beſchloß er, vorläufig nichts weiter bei der Sache zu tun. Er konnte ſich nicht überwinden, davon zu ſprechen. Außerdem wußte er, daß Lunding gerade ein Urlaubsgeſuch für eine Reiſe ins Ausland eingereicht hatte. Er wollte abwarten.

Eines Abends, mehrere Wochen ſpäter, ſaßen ſie im Theater in einer Balkonloge, von wo aus ſie eine freie Ausſicht über das ganze, ausverkaufte Parkett hatten. Während des erſten Aktes bemerkte er, daß Anne Marie ſo unruhig ſaß und das Opernglas mehrmals auf einen der Außenplätze in dem dunkeln Teil des Parketts gerichtet hatte, und als er verſtohlen dahin ſah, entdeckte er Lunding, der dort vornübergebeugt ſaß und ſich mit einer Dame auf dem Platz vor ihm unterhielt, mit einer Frau Ellinger, von der ſpäter bekannt wurde, daß ſie ihn auf der Reiſe getroffen und ſich ſchon hier auf ein Verhältnis mit ihm eingelaſſen hatte.

Im Zwiſchenakt, währenddeſſen Anne Marie ſehr ſtill war, fragte er ſie, ob ſie Bekannte im Publikum bemerkt habe, worauf ſie auf die natürlichſte Weiſe Nein entgegnete. Als aber der Vorhang wieder aufgegangen war, — und auch während des ganzen übrigen Teils des Abends — wandte ſie oft und mit wachſender Nervoſität das Opernglas dem flüſternden Paar unten im Parkett zu, das die Finſternis in dem Zuſchauerraum während der Vorſtellung zu einer vertraulichen Annäherung ausnutzte.

Auf dem Heimwege bemerkte er leichthin: „Aſſeſſor Lunding war heute Abend im Theater. Du weißt, er war verreiſt. Haſt du ihn nicht geſehen?“

Sie zögerte einen Augenblick.

„Nein, wo ſaß er?“ fragte ſie dann, als habe ſie an etwas anderes gedacht.

Es war das erſtemal, daß er ſie auf einer offenen Unwahrheit ertappte; aber er konnte ſich noch immer nicht entſchließen, etwas zu ſagen. Er empfand Mitleid mit ihr. Er glaubte ſehen zu können, daß ſie diesmal ſelbſt unter ihrem Mangel von Aufrichtigkeit litt, und er begriff ja auch recht gut, daß wenn ſie log, es teilweiſe geſchah, weil ſie ſein Vertrauen und ſeine Liebe zu verlieren glaubte, wenn ſie die Wahrheit ſagte.

Nicht lange darauf war es, daß die Bürgermeiſterſtelle hier in der Stadt durch Todesfall ledig wurde, und hierin erblickte er einen Wink von oben. Er hatte kein Vertrauen mehr, durch Überredung auf Anne Mariens Natur einwirken zu können. Auch ein Verſuch mit der Religion hatte ſich damals noch als ganz fruchtlos erwieſen. Sie war für ſie nur eine Zerſtreuung mehr geworden. Sie ging freilich regelmäßig zur Kirche und zum Altar, war aber, wenn ſie nach Hauſe kam, mehr mit dem Pfarrer als mit der Predigt, mehr mit der Gemeinde als mit dem Geſang der geiſtlichen Lieder beſchäftigt.

Jetzt dachte er ſich, daß eine Zurückverpflanzung in den heimiſchen Erdboden mit den verhältnismäßig unſchuldigen Kindheitserinnerungen, wie auch überhaupt das ruhige, einförmige Leben einer kleinen Provinzſtadt ihr behilflich ſein würde, den Sinn zu ſammeln und den Verirrungen ihrer Gedanken und Gefühle ein Ende zu bereiten. In der Hoffnung, die letzten, armſeligen Bruchſtücke ihres Liebesglücks retten zu können, hatte er dies ſchwere Opfer gebracht.

So völlig umſonſt!

(Schluß folgt.)

Briefe einer deutschen Naturforscherin aus Brasilien.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung von Seite 46.)

Fazenda St. Natal,
Marajó, den 7. Dezember 1905.

Meine lieben Geschwister!

Mir ist traumhafter denn je zu Mute, und ich habe Lust mich in den Arm zu kneifen, um zu sehen, ob ich nicht aufwache und eigentlich in Deutschland bin. Aus dem Fenster, vor dem ich sitze, sehe ich auf unabsehbar weite, saftig grüne Wiesen, auf denen überall Kühe und Pferde weiden. Dazwischen sind zahlreiche Waldinseln eingesprengt, schöne, dichtgeschlossene Bestände. Hinter mir schließen die dichten Waldufer des Flusses wie ein dunkles Band die Landschaft ab. Es ist eine Gegend, wie sie sich etwa in Holstein finden könnte, oder in Oldenburg, und wenn nicht überall dazwischen Palmen hervorragten und im Garten die Bananen in üppiger Fülle wucherten, wäre die Täuschung vollkommen. Ich bin wieder so von neuen Eindrücken voll, daß es mir schwer wird, einen Anfang zu finden. Nun, das beste wird wohl sein to begin from the beginning, nämlich dem Sonntag Abend. Ich war den Nachmittag über noch sehr gemütlich und nichts Arges denkend bei C. gewesen, und dann schlenderte ich nach Hause; es war etwa 9 Uhr und ich auf keine Überraschungen mehr gefaßt. Da traten mir aus der Museumsgartentür zwei von den Fräulein M. entgegen, die die Viktoria regia besichtigt hatten, und teilten mir mit, daß G. mich suche, ihr Vater ginge morgen nach Marajó, und ich solle um 7 Uhr morgens am Quai sein. Ich bedankte mich, stürmte fort, erst zu Schönmann, an dessen Tür ich vergeblich rüttelte, denn er war nach Mosqueiro gefahren und hatte den Schlüssel zum Präparierraum, wo sich die zum Glück schon vorbereiteten Flinten usw. befanden, mitgenommen, dann zu Müllers. Nun kam die Schwierigkeit, an die Sachen zu kommen. Unter Andreas G.'s kräftigen Fäusten wich die Tür, und nun waren wir über den Berg. Die Flinten, Munition, Präparationssachen waren in Ordnung, einige Kleinigkeiten, Netz, Stricke, Nägel wurden noch schnell besorgt, dann konnte ich an mein persönliches Einpacken gehen, was sich auch ziemlich schnell erledigte. Um Mitternacht war ich im Bett, schlief ausgezeichnet, war aber doch um 5 Uhr wieder munter und bald bereit für die verschiedenen Abschiede.

Am Quai versammelte sich nun allmählich die Reisegesellschaft; Coronel M., Coronel L. und Senhor Manoel B., alle drei Großgrundbesitzer, die beiden ersteren auf Marajó (wo z. B. des alten M. Besitzungen den Umfang einiger Schweizer Kantone haben), B. am Rio Mojo. B. ist jedenfalls ein sehr netter alter Herr, durchaus gebildet und comme il faut auch nach europäischen Begriffen. Er hat früher im Staatsleben eine Rolle gespielt, ist, was für mich weit wichtiger, ein eifriger und

guter Jäger und großer Gönner des Museums, das ihm viele wertvolle Zuwendungen verdankt. Die beiden andern alten Herren mit allem Selbstgefühl, was großer und alter Besitz verleiht und höchst zuvorkommend und aufmerksam, wie übrigens die meisten Brasilianer. Daß sie zur hiesigen Aristokratie gehören, merkt man sofort. Um ½8 Uhr schwamm unsere kleine, aber stämmige launch bereits, und wir vier ließen uns auf dem Hinterderdeck zu einem ausgezeichneten Kaffee nieder, wobei die erste Anschnupperung stattfand. Diese verlief befriedigend, und bald waren wir gute Freunde. Die Unterhaltung ging allerdings mit Hindernissen von statten, aber sie ging doch mit Hilfe von S. Bs. Französisch, und indem ich mein bestes Portugiesisch radebrechte. Als wir auf die Bai von Marajó hinauskamen, schaukelte es recht hübsch, Wellen schlugen über Bord, Tische und Bänke fielen um. Es war nicht gerade so, daß starke Männer zitterten, immerhin verschwanden der alte Coronel und João hinter dem Schornstein, während wir drei andern Stand hielten. Auch bei mir ging mit einigem Atemanhalten alles gut, und gegen Mittag liefen wir wohlbehalten in den Arary ein und landeten in Sta. Anna, der ersten der M.schen Fazendas.

17. Dezember 1905. Heute bin ich schon 14 Tage hier, und es ist Zeit, daß ich mit meinem Reisebericht etwas vorwärts komme, sonst werde ich nie fertig. Sta. Anna ist eine kleine Insel, ganz mit Wald bedeckt, die den M. gehört. Die Fazenda liegt sehr hübsch auf hohem Ufer unmittelbar an der Mündung des Arary. Sie ist nach der praktischen hiesigen Sitte auf allen Seiten von einer breiten, offenen Veranda umgeben. Auf einer Seite hat man es immer kühl. Am schönsten fast war es Nachmittags, wo ich stundenlang, von Büchern, die ich meist nicht las, umgeben, im Schaukelstuhl lag und über den breiten Fluß mit seinen schön bewaldeten Ufern hinüberschaute auf die im Duft verschwindende Küste der Bai von Marajó und weiter hinaus auf den Ozean. Dort ging die Straße nach Europa, es war mir, als ob ich euch auf einmal näher wäre, und meine Gedanken wanderten unaufhaltsam fort in das liebe alte Deutschland. Richtiges Heimweh hatte ich aber doch nicht, dazu nimmt mich die Gegenwart zu sehr in Anspruch, und zwei Jahr erscheinen mir eine so kurze Zeit. Was mich sehr amüsierte, war die Mischung von Luxus und äußerster Einfachheit, die auf diesen Fazenden herrscht und die hier besonders auffallend war. „Non faz mal", wie der Brasilianer sagt; aber ich bin doch froh, daß auf den andern Fazenden, die ich seitdem kennen lernte, die Verhältnisse normaler sind. In Sta. Anna blieb ich übrigens nur 1½ Tage, ging etwas auf die Jagd, machte besonders am Tage nach meiner Ankunft einen sehr hübschen Gang mit Sr. B. durch wundervollen Wald bis ans Meer. Dies hatte hier einen Streifen geradezu unvergleichlichen Badestrand dem Wald vorgelagert, und ich bedauerte schmerzlich nicht ins Wasser gehen zu können. Dafür tröstete ich mich mit den sehr wohlschmeckenden Jurúfrüchten, die am Strande wuchsen und schoß einige gute Vögel. Am nächsten Morgen ganz früh (um 5 Uhr) verabschiedete ich mich von meinem Gastfreund und S. B. und bestieg mit dem Coronel L. wieder die launch, um weiter flußaufwärts zu gehen. Herrlich war der Sonnenaufgang mitten im köstlichsten taufrischen Urwald, wie ich ihn so schön überhaupt noch nicht gesehen. Diese Schönheiten sind ja so oft beschrieben worden. Die majestätischen, hohen, den Wald überragenden Mauritiuspalmen und die schlanken graziösen Assai (aus denen der Palmwein gemacht wird), die hellgrünen Bambus mit ihrem feinzerschlitzten Laub, die so anmutig sich zwischen dem dunklen Grün der Bäume hervordrängen und sich tief über das Wasser neigen, Schlingpflanzen in ungeheuren

Mengen, die Guirlanden und dichte Vorhänge bilden, teilweise bedeckt mit Blüten, deren Wohlgeruch der leichte Wind zu uns auf das Schiff trug. Darunter das dunkle Wasser, in dem sich alles noch einmal spiegelte, und darüber der Morgenhimmel mit rosenroten Wolken bedeckt. Am Osthimmel die aufgehende Sonne, die alles mit Strahlen überflutete, aufleuchten und glitzern ließ. Und dazu kam nun noch für mich speziell ein ungeheurer Vogelreichtum. Ich wußte nicht wo ich meine Augen lassen sollte, so schwirrte und flog es auf allen Seiten: Papageien aller Art, die hoch in der Luft über das Wasser flogen, wunderschöne Eisvögel in verschiedenen Arten, Tukane, der prachtvolle Sonnenvogel und überall in dem dichten Kranz von Anoideen, der die Ufer und die kleinen Inseln im Flusse umsäumte, unzählige Reiher, die hier eine der größten Zierden der Landschaft bilden. Da war der große Garca real, voll Würde und königlichen Anstandes, wie es sein Name verlangt, und daneben die kleinen, mit reizenden Schmuckfedern verzierten, ebenso wie der König schneeweißen Reiher, die aber im Gegensatz zu ihm sich ewig zanken und mit gesträubtem Gefieder und entsetzlichem Kreischen aufeinander losfahren, dann dunkelblaue mit schön braunroten Köpfen und unzählige Nachtreiher, große und kleine, in verschiedenen Arten. Die Zeit verging im Fluge, und ich war ganz überrascht, als wir in Cachoeira landeten. Dies ist der größte Ort am Arary, nennt sich stolz eine Stadt, kann aber etwa nur mit unseren kleineren Havelдörfern verglichen werden. Es ist eine Art Strompolizei dort (anscheinend so eine Art Mahl- und Schlachtsteuer); deswegen mußten wir halten. L. nahm mich mit zu seinem Freunde, dem Coronel L., einem prächtigen alten Herrn mit schönen, freundlichen blauen Augen, dessen Haus zwar gerade im Abbruch und Wiederaufbau begriffen und voll von Handwerkern aller Art war, der uns aber trotzdem ohne weiteres aufnahm und bewirtete, mit dem gewöhnlichen vorzüglichen Kaffee des Landes. Dann wollten wir weiter, aber siehe da, bald saßen wir auf der gefürchteten Barre von Cachoeira fest, an Vorwärtskommen kein Gedanke mehr, mit Mühe wurden wir nach rückwärts heruntergeschleppt, und nach kurzer Zeit saßen wir wieder beim alten L. und zwar sehr gemütlich beim Lunch. Es gab u. a. frische Schildkröteneier, für mich eine erstmalige Erfahrung. L. machte sie höchst selbst für mich zurecht unter lebhaftem Streit mit Lima, der mitleidig verlangte, er solle sie doch wenigstens mit Zucker anmachen. Ich aß sie aber auf echt brasilianische Art mit Salz und farinha, und sie schmeckten mir ganz ausgezeichnet, was den beiden alten Herren großen Spaß machte. Dann saßen wir auf der Veranda und warteten auf unser Boot, denn wir mußten nun mit Canoa weiter. Draußen streckte sich der Campo, flach und unübersehbar, für mich, die ich nun schon seit Monaten nichts mehr als Wald und Wasser gesehen, ein eigentümlicher Anblick. Auch die erste Bekanntschaft mit den Vaqueiros machte ich hier. Plötzlich erschien nämlich hoch zu Roß eine ganze Bande von ihnen; es waren Mirandasche Leute, und offenbar ausgeschickt, um zu sehen, ob ich nicht endlich käme. Sie erzählten, daß man in Natal schon seit Tagen auf mich warte, und daß zwei Fazenden für mich bereit ständen, dann schüttelten sie mir bieder die Hand und ritten wieder davon. Zwei von ihnen machten einen ziemlich rein indianischen Eindruck, die meisten sind aber Mischblut und zwar sehr stark mit schwarz versetzt. Eigentümlich sind bei allen die blutunterlaufenen Augen und das sehr starke Kinn. Man bekommt sofort den Eindruck hervorragender Energie und physischer Kraft, verbunden mit Wildheit (dies letztere trifft aber nur teilweise zu). Inzwischen war auch unser Canoa fertig, wir stiegen ein und paddelten

ziemlich sacht flußaufwärts, etwa zwei Stunden lang. Eine hübsche Fahrt, obwohl der Wald längst nicht mehr so üppig war, wie vor Cachoeira. Hin und wieder traten schon die Campos bis ans Wasser. Das erste, als ich den Fuß ans Land gesetzt hatte, war, daß mich L. zurückriß mit den Worten „una cobra", und richtig, da schlängelte sich eine seitwärts. Leider entkam sie. L. hielt sie für eine cascavel (Klapperschlange); das war sie ganz sicher nicht, wahrscheinlich überhaupt nicht giftig. Aber es ist hier gerade wie bei uns, die Angst vor Schlangen macht die Leute geradezu unzurechnungsfähig. Tatsächlich gibt es allerdings weiter aufwärts am Fluß Klapperschlangen in großer Menge, die vor allem den Pferden gefährlich werden, und auch die Chararaka (mit der Lanzenschlange, ihrer nächsten Verwandten, die gefährlichste Giftschlange der Welt, da sie angreift und kolossal giftig ist) kommt vor. Beides sind aber Nachttiere, bei Tage soll man sie kaum zu sehen bekommen. Um die Landungsstelle herum liegen etwa je 20 Minuten entfernt drei Fazenden; links S. José, rechts S. Natal, in der Mitte S. Macaré. Da die Vaqueiros gesagt hatten, daß ich entweder in S. José oder in Natal bleiben solle, begaben wir uns zunächst nach Macaré und schickten von dort Botschaft nach Natal an Vincento M., den Sohn des alten Coronel, der die Besitzungen hier verwaltet, und der über meinen Weiterverbleib zu entscheiden hatte. Er präsentierte sich bald als eine ganz europäisch wirkende Persönlichkeit, was ja beruhigend war, groß, dunkel. Die ersten Worte wechselten wir französisch, fanden aber alsbald, daß englisch besser wäre, das M. fast so gut wie seine Muttersprache spricht, da er in den Vereinigten Staaten und England studiert hat (er ist eigentlich Ingenieur). Auch kam alles schnell in Ordnung: ich sollte nach Natal. In einer halben Stunde war ich dort, fand ein nettes, geräumiges Zimmer (sogar mit Toilettentisch) und fühlte mich sehr behaglich. Ich bin der speziellen Fürsorge von Donna Raymonda, der sehr drolligen alten Haushälterin, anvertraut, mit welcher ich mich sehr angefreundet habe, und die aufs beste für mein körperliches Wohl sorgt. Vincento M. ist viel unterwegs; er haust eigentlich in Tuyuyú, noch weiter aufwärts am Arary. Dorthin sollte ich auch kommen; da ich aber bei der Besichtigung fand, daß die Gegend bei Natal augenblicklich für meine Zwecke geeigneter ist, habe ich vorgezogen, mein Hauptquartier hier aufzuschlagen. Als Gesellschaft habe ich einen Enkel des alten M., Cölo, einen prächtigen, frischen, etwa 16jährigen Jungen, der seine Ferien hier verlebt und das Landleben und die Jagd ebenso genießt wie ich. Vincento geht ab und zu; wenn er da ist, haben wir lange Schwätze über Brasilianisches und Europäisches, was recht interessant ist. Er kennt Europa — die Gegend natürlich, nicht die Verhältnisse — außer Deutschland und Rußland besser als ich, ist aber doch ein guter Brasilianer geblieben. Keine Spur von der Fremdenvergötterung, die man bei uns leider so häufig findet. Im übrigen ist er die Höflichkeit und Zuvorkommenheit selbst — ich glaube wirklich, er betrachtet sich fast als meinen Gast, wenn er hierher kommt —, nur bildet seine Kommandostimme einen komischen Gegensatz dazu. Er kann gar nicht anders als in befehlendem Ton sprechen, was er sich wahrscheinlich im Verkehr mit den Schwarzen angewöhnt hat. Mein Leben gestaltet sich im allgemeinen folgendermaßen: Frühstück, das, da es Brot nur ausnahmsweise gibt, aus Milchreis oder Farinhabrei besteht; dann Aufbruch zur Jagd: João, Cölo und ich als Jäger. Gewöhnlich schließen sich uns einige Jungen an, die sehr brauchbar sind, um die geschossenen Vögel zu tragen. Ich speziell habe einen allerliebsten kleinen Indianerjungen zur Verfügung. José, der

vom Festlande stammt. Er war aus dem Walde zugelaufen und Vincento M. geschenkt worden, der ihn nun hier aufzieht. Entweder gehen wir alle zusammen, oder zu zweien oder jeder für sich. Ich mag letzteres fast am liebsten. Es ist zu schön, so allein in Wald und Wiese herumzustreifen, von keinem gestört und in der Beobachtung gehindert. Mit Cölo geht es sich auch nett, seine große Jagdleidenschaft macht mir Spaß; aber an etwas anderes ist dann auch nicht zu denken. Mit João lebe ich in einigen Punkten, besonders was das Schießen betrifft, in einigem Zank und Streit. G. hat ihm offenbar sehr auf die Seele gebunden, daß er für mich zu sorgen hätte. Das tut er auch einerseits ganz rührend, andererseits aber geht er in seinem Drange, meiner Unerfahrenheit zu Hülfe zu kommen, viel zu weit, und im Anfang war es wirklich manchmal, als hätten wir die Rollen vertauscht und er sei der Assistent, ich der Jäger. Er hat seine eignen Ansichten über die Vögel, die geschossen werden sollen, die von den meinigen sehr abweichen. Natürlich sollen sie bonitos (schön) oder grandes sein. Zuerst kommandierte er mich geradzu: Donna Emilia, venga aqui; fem uni passarinho bonito, tira! Das mußte ich ihm natürlich abgewöhnen und jetzt habe ich ihn wenigstens so weit, daß er ohne Widerrede die Vögel, die ich nach Hause bringe, präpariert und mich sogar fragt, was für Tiere ich haben will. Aber die gräßliche Mode zu schreien und wie ein Unsinniger herumzuspringen, während er sich über einen von ihm oder mir zu schießenden Vogel aufregt, behält er bei, und so sind unsere gemeinsamen Pürschgänge zwar meistens recht komisch, aber auch anstrengend, wenigstens für mich. Die Gegend hier habe ich ja schon im Anfang meines Briefes geschildert. Außer den reizenden Waldinseln und den weiten grünen Wiesen gibt es noch Sümpfe, in denen sich zeitweise geradezu unermeßliche Mengen von Wasservögeln aller Art ansammeln. Diese sind, da sie als schmackhaftes Wildpret viel gejagt werden, im allgemeinen schon recht scheu. Die ersten Male gelang es mir aber doch, mich, obgleich absolut keine Deckung vorhanden, ganz nahe an sie heranzuschleichen. Miranda meint, sie hätten mich meines ganz weißen Anzuges halber für einen großen Garca real gehalten, und ich muß sagen, ich hatte selbst auch den Eindruck. Als ich schoß, war es natürlich vorbei, und jetzt kennen sie mich leider schon ganz genau. Aber ein herrlicher Anblick war es, als sich diese ungeheure Vogelschaar, Tausende und Tausende von Reihern und Ibis, die eben noch wie riesige weiße, rosa und feuerrote Blumen die grünen Fluren bedeckt hatten, rauschend in die Lüfte erhob und eine Zeitlang hoch über mir kreiste. Ich vergaß das Schießen vollständig über dem Genuß des Sehens, und noch jetzt scheue ich keine Mühe (es gehört jetzt schon Geduld dazu), um mir den Anblick wieder zu verschaffen. Im übrigen liebe ich die Waldinseln sehr. Ilha nennen die Brasilianer sehr bezeichnend diese wunderhübschen, kompakten, üppigen Bestände, die wirklich wie Inseln aus dem weiten Grasmeer auftauchen. Die eine liebe ich besonders; sie bietet außer der Vogeljagd noch Gelegenheit zu allerlei Abenteuern, da sie sehr reich an Schlangen ist. Ilha das cobras nennen sie die Leute hier. Als ich sie mit João und dem kleinen José zum ersten Male betrat, wurde ich, die etwas vorauf war, schon nach 20 Schritten durch den gellenden Schrei „cobra“ und einen Schuß aus dem Drilling zurückgerufen und kam gerade noch zurecht, um eine große, über 2 m lange und beträchtlich dicke Schlange am Rückzug zu verhindern, denn ein Schuß aus meinem kleinen Flobert genügte wenigstens, um sie an die Stelle zu fesseln. João war entsetzt über den Gedanken, sie mitzunehmen, und auf keine Weise an sie

heranzubringen, während der kleine José ganz beherzt (obgleich er sich zuerst auch fürchtete) mit einem Gabelstock ihren Kopf niederdrückte, so daß ich sie im Genick packen und ihr zunächst mal den Hals zuschnüren konnte. Sie verendete dann bald, und ich steckte sie in den Rucksack. João, der offenbar den richtigen Negerabscheu vor Schlangen hat, wäre, das sah ich gleich, durch keine Macht der Welt zu bewegen gewesen, sie zu tragen. Er wollte sie dem kleinen José aufhalsen, der aber auch ein erbarmungswürdiges Gesicht machte, und für den sie außerdem viel zu schwer gewesen wäre. So nahm ich sie selbst, was mir, wie ich nachher durch M. erfuhr, als ein Akt großen Heldenmutes ausgelegt worden ist. Es war eine Pepeu, und die Leute hier halten sie für giftig. Ich glaube das entschieden nicht, obgleich ich die Spezies hier aus Mangel an Büchern nicht bestimmen kann. Bei einem zweiten Rencontre, einige Tage darauf, als ich mit José allein war, konnte ich mich aber überzeugen, daß sie wirklich, wie die Vaqueiros behaupten, den Menschen angreift. Sie ging zweimal auf mich los, wobei sie das Nackenschild nach Art der Brillenschlange etwas ausbreitete. Aber auch diesmal genügte der Flobert, um sie unschädlich zu machen, sodaß ich sie binden konnte. Ein eigentümliches Gefühl war es doch, das muß ich gestehen, als ich auf dem Rückweg merkte, daß die Schlange auf meinem Rücken wieder lebendig wurde und durch den Rucksack hindurch sie über meine Wirbelsäule gleiten fühlte. Gefahr war natürlich nicht dabei, da nicht nur der Rucksack gut zugebunden war, sondern ich auch der Schlange den Hals zugeschnürt hatte, so daß sie nicht beißen konnte. Wirkliche große Giftzähne hat sie nicht, also weit kann es mit der Giftigkeit auf keinen Fall her sein.

Ein anderer Lieblingsweg von mir ist zum Fluß. Dort ist der Rasen so frisch grün, weich und saftig wie nur in irgend einem Park, und parkartig ist auch der herrliche Baumschlag, der über ihn verteilt ist, bald zusammenhängende Waldstrecken, bald Einzelgruppen bildend. Gerade jetzt sind viele Bäume in Blüte und von unten bis oben mit roten und lila Blütentrauben oder großen gelben oder weißen Einzelblüten bedeckt. Betäubender Wohlgeruch erfüllt die Luft und wird durch den beständigen Wind, der die Hitze angenehm mildert und kaum je drückend werden läßt, einem schon weit in die Campas hinaus entgegengeweht. Im Walde selbst sind die Schweine so freundlich gewesen, ganz leidlich bequeme Wege in Menge auszutreten — nur bücken muß man sich oft —, und so kann man ihn nach allen Richtungen durchstreifen. Plötzlich tritt man dann wieder auf eine stille, duftende Waldwiese hinaus, oder man steht am Ufer und hört den Arary leise plätschern.

Für mich hat das immer den gleichen Reiz; die Dornenrisse und die Insektenstiche, ohne die es natürlich nicht abgeht, vergesse ich vollständig über der unsäglichen, üppigen und doch so unberührten Schönheit dieser Natur. Mit den Insekten (Mücken, Zecken, Ameisen, Milben, Fliegen aller Art) ist es übrigens hier nicht ganz so schlimm, wie in S. Antonio do Prata. Als ich von dort zurückkam, konnte ich kaum einen Quadratzoll Oberfläche aufweisen, der nicht von Dornen oder Insekten zerfetzt und zerstochen gewesen wäre.

Gegen 12 Uhr strömt alles nach Natal zurück. Voll Wonne stürzt man ins Badezimmer (ich habe ein besonderes, für mich reserviertes) und dann mit eben so großem Entzücken auf das Mittagbrot, dem ich auch einige Worte widmen muß. Wir leben im wesentlichen vom Ertrag der Jagd und des Fischfangs. Der Fluß liefert unglaublich viel verschiedene, sämtlich ausgezeichnete Fische. Am liebsten mag ich sie

am offenen Feuer gebraten und mit Limon beträufelt, aber auch gekocht sind sie sehr gut. Noch lieber jedoch ist mir das verschiedene Wassergeflügel. So etwas von köstlichen kleinen aromatischen Enten, die einem förmlich auf der Zunge zerschmelzen, könnt ihr euch gar nicht vorstellen. Dann gibt es große Waldenten (pato do mato) und Maquary (der graue Reiher), und der Garca real ist für die Zunge ebenso angenehm wie für das Auge, was auch von dem schönen rosenroten Coloredo (Löffelreiher) und dem prachtvoll feuerroten Ibis gilt. Von den Schnepfen und Wildtauben will ich nicht weiter schwärmen, um nicht zu materiell zu erscheinen. Dazu ißt man Reis und Farinha, welch letztere ich jetzt schon ganz brasilianisch verspeise, indem ich sie mit einer eleganten Löffelbewegung in meinen Mund schleudere. Der Löffel darf ja nicht mit den Lippen in Berührung kommen; es ist gar nicht so leicht. Die Schildkröteneier und Schildkrötenpastetchen darf ich aber bei Aufzählung der Marajoer Leckerbissen doch nicht vergessen. Letztere, von einer kleinen Art, werden ähnlich wie unser Muschelragout, in ihrer Schale serviert. Von etwa 1—3 Uhr — der Zeit der größten Hitze — schaukelt man lesend, schlafend oder träumend in der Hängematte. Dann beginnt der Ernst des Lebens wieder, auf den ich mich durch ein Täßchen Kaffee, sehr stark und süß, vorbereite. Es heißt beim Präparieren helfen, da Joãa einer Aufmunterung und Nachhülfe bedarf, die Bälge etiquettieren und verpacken usw. In einem offenen Schuppen auf dem Hofe ist ein großer Tisch für uns aufgeschlagen worden, und hier sind wir der Mittelpunkt einer neugierigen Schar von Männern, Frauen und Kindern, die sämtlich ein glühendes Interesse für unsere Arbeit haben, sich aber absolut nicht denken können, was das für einen Zweck hat. Ich benutze diese Zeit, um Vaqueirostudien zu machen, die ich von hier aus bequem in ihrem Tun und Treiben auf den Campos und in den großen Viehgehegen, die den Hof umgeben, beobachten kann. Es sind prachtvolle Typen darunter. Da ist der hiesige Obervaqueiro, ein Athlet mit riesiger Muskelentwickelung, der selbst an einen Stier erinnert, mit seinem kurzen Nacken und gedrungenen Kopf. Besinnt Ihr Euch zufällig auf das Bild von Repin „Wunder des heiligen Nikolaus“? Der Henker darauf ist so ungefähr mein Vaqueiro. Die Perle ist aber der sogenannte Vaqueiro preto, der „schwarze Vaqueiro“, der erste wirklich schöne Farbige, den ich gesehen, und in der Tat ein bildschöner Mensch. Er ist offenbar ein Mulatte, und die beiderseitigen elterlichen Eigenschaften müssen sich bei ihm ganz eigentümlich geteilt haben, denn er ist so schwarz, wie man sich einen Neger nur denken kann, hat aber vollständig europäische, geradlinige Gesichtszüge, eine wundervolle Kopfform und eine Gestalt von so vollendetem Ebenmaß, daß sie jedem Bildhauer zum Modell dienen könnte und man seine Länge von mindestens 6 Fuß immer erst bemerkt, wenn er neben einem andern steht. Er hat die Pferde unter sich, und ihn zu beobachten, wenn er mit dem unfehlbaren Lasso hantiert oder junge Pferde zureitet, ist eine wahre Augenweide. Die stets gleichmäßigen, geschmeidigen Bewegungen, die nie gewaltsam werden, lassen gar nicht erraten, was für Körperkraft dazu gehört, um z. B. ein Pferd mit einem Ruck auf die Hinterfüße niederzureißen, und erst aus den wenig salonfähigen Äußerungen, mit denen der Pferdebändiger seine widerspenstigen Lieblinge nach getaner Arbeit regaliert, beweisen, daß es doch kein Kinderspiel war. Seinen Beinamen verdankt der schwarze Vaqueiro übrigens nicht nur seiner Hautfarbe. Er ist im Gegensatz zu den andern Leuten, die wie alle Farbige eine Vorliebe für helle und bunte Sachen haben, stets kohlpechrabenschwarz gekleidet. Im Anfang hatte er für

mich, wenn er wie ein riesiger schwarzer Schatten, an dem nur die Augen leuchteten, beinahe lautlos durch den hellen Tropennachmittag glitt und plötzlich hinter mir stand (er teilt natürlich das allgemeine Interesse für die Schießerei und Präpariererei) ordentlich etwas dämonisches, an den Samiel im Freischütz erinnerndes. Jetzt muß ich immer darüber lachen, denn diese Leute sind bei aller Energie und physischen Kraft gutartig und naiv wie Kinder, sodaß man sie ordentlich lieb gewinnt. Im Ganzen habe ich den Eindruck, daß sich hier förmlich eine neue Rasse bildet, zwar sehr gemischten Ursprungs, aber doch mit ganz bestimmten Merkmalen, denn um das Vaqueiroleben, das ja im günstigsten Falle kein leichtes ist, hier unter dem Aquator zu ertragen, dazu gehören ganz bestimmte körperliche und seelische Eigenschaften, gleichviel welchem Volk der betreffende sonst angehört. Wer die nicht von vornherein besitzt, der geht davon, in die Stadt oder auf den Kautschoukhandel. Durch diese Auslese erkläre ich mir auch die, trotz aller Färbungs- und anderer Unterschiede auffallende Ähnlichkeit bestimmter physiognomischer Züge, z. B. das starke Kinn und der eigentümlich feste Zug um den Mund, die blutunterlaufenen Augen usw. Ihr Kraftbewußtsein ist natürlich auch kolossal entwickelt dem Schwächeren gegenüber. Ganz rührend war es mir, als so ein baumlanger Kerl, neben dem ich mich ja allerdings wohl kümmerlich genug ausnahm, sich bei João erkundigte: D'onde vem a filhinha? (Woher kommt das kleine Mädchen?) Meine Flinte (der Flobert) ist die espingardinha, und daß ich mit dieser schießen, ja sogar wirklich Vögel und Schlangen!! töten kann, setzt sie immer wieder in die höchste Verwunderung.

Von 5—7 Uhr gehe ich gewöhnlich noch einmal aus. Die Flinte ist dabei Nebensache, da João das Präparieren am Abend, das aus Licht — und Windgründen, wie ich aus eigener Erfahrung von Prata her weiß, seine Schwierigkeiten hat, nicht liebt. Aber jetzt schlendert es sich herrlich über die Campos; die Wasservögel lassen mich näher kommen, als ob sie wüßten, daß ich keine mörderischen Absichten mehr habe. Die Luft wird kühl und erfrischend, und die Abendsonne liegt so unendlich friedlich über den weiten grünen Wiesenflächen mit ihren Viehherden, während die Waldinseln allmählich in blauem Duft verschwimmen. Um 7 Uhr ist das jantar, eine ähnliche Mahlzeit wie das almoçó um 12 Uhr. Danach ist es der Schararaka wegen nicht mehr ratsam hinauszugehen. Ich sitze auf der Veranda und sehe, wie der Mond höher und höher steigt, bis sein silbernes Licht alles fast taghell überflutet und wie die Sterne fast unheimlich hell funkeln. Mir gerade gegenüber stehen solche, die ihr auch seht, der Orion und die Kassiopeja. Dann schweifen die Gedanken weit, weit weg in die Vergangenheit, wo ich das alles, was mich jetzt in greifbarer Wirklichkeit umgibt, schon in Tagträumen gesehen habe, und in die Zukunft, die mir, so Gott will, das Wiedersehen mit euch bringt. Und dann kommt auch wohl ein Augenblick, wo halbvergessene Verse in meinem Gedächtnis auftauchen:

„Oft wenn die Sommernacht auf lauen Flügeln
Von Gärten, Blütenfeldern, Palmenhügeln
Des Südens Düfte zu mir trägt . . . .
Da werd ich plötzlich still, und die Gedanken
Schweifen, Zugvögeln gleich, mit irrem Schwanken
Sehnsüchtig heim ins Vaterland.

Da ist es mir, als sei ich doch im Grunde
Ein Schiffer nur, geführt in böser Stunde
Zu eines Zaubereilands Pracht,
Als müßt ich dieses Mondlichts süßes Weben
Und diese Blütendüfte freudig geben
Für eine deutsche Nebelnacht."

Aber nein, noch nie habe ich wirklich das Gefühl gehabt, daß es eine böse Stunde war, die mich in mein Zauberland geführt hat. Ich genieße es ja so und bin glücklich und befriedigt, so gern und viel ich auch in Gedanken bei euch bin, und euch im Geist noch viel mehr und ausführlicher erzähle als auf dem Papier (obgleich ihr wahrscheinlich an meinen Bandwurmbriefen schon ganz genug haben werdet.) —

Den 27. Dezember 1905. Ein so eigentümliches Weihnachtsfest habe ich doch noch nie erlebt. Am Heiligabend machte ich einen wundervollen Spaziergang. Ich hatte mir vorgenommen, nicht zu schießen, und immer, wenn ich anlegen wollte, kam mir zum Bewußtsein, daß Weihnachten sei, was ich sonst bei dem prächtigen Sommerwetter rein vergaß. Die Leute hatten, wie mir erst schien, gar kein rechtes Bewußtsein von der Bedeutung des Festes, aber am Abend überreichte mir Donna Luzia (die Tochter der alten Donna Raymonda) ein Sträußchen aus eigentümlich stark duftenden Kräutern, offenbar zur Feier des Tages. Nachher entdeckte ich einen Lichtschein, und als ich ihm nachging, fand ich, daß die Frauen das kleine Hauskapellchen mit ebendemselben Grün ausgeschmückt und vor dem Muttergottesbild mit dem Kinde eine Kerze angezündet hatten. Ich blieb ein Weilchen dort ganz still, und es war doch Weihnachten. Das Gute hat so ein Fest wie dies, daß es den Sinn von all den Äußerlichkeiten abzieht, die gerade bei uns in Deutschland so damit verknüpft sind (daß wir uns den Tag ohne Baum usw. ja kaum vorstellen können) und daß nur die Hauptsache übrig bleibt. Am 1. Feiertag brannte abends der Campo; das war mein Weihnachtsbaum. Die Camposbrände sind um diese Zeit sehr häufig. Die Vaqueiros zünden das Gras absichtlich an, wenn ein Regenschauer in Aussicht steht, was jetzt schon ziemlich häufig der Fall ist. Sie bekommen dann prachtvolle Weide; die eben noch schwarze, verkohlte Strecke ist im Handumdrehen wieder saftig grün. Ein wundervoller, förmlich aufregender Anblick ist so ein Camposbrand, besonders bei Nacht und wenn er, wie am 25. Dezember größere Ausdehnung gewinnt. Es sieht aus, als stände in der Ferne eine Riesenstadt in Flammen. Das Feuer springt von Furche zu Furche, von Grasbüschel zu Grasbüschel und täuscht so brennende Straßen und Häuser vor, in weiter weiter Entfernung. Hin und wieder flammt ein Palast heller auf und manchmal scheint sich durch eine eigentümliche optische Täuschung das ganze im Wasser zu spiegeln — — —

Nun habe ich euch noch gar nicht von meinem Ausflug nach Tuyuyú erzählt, der doch schon in den Anfang meines hiesigen Aufenthalts fällt. Als ich etwa acht Tage hier war, erschien nämlich die lancha mit dem alten Coronel und Sr. B., und ich wurde eingeladen, mir in Gesellschaft des letzteren und Colos Tuyuyú anzusehen und dann zu bestimmen, wo ich bleiben wolle Das Interessanteste an dieser Fahrt, noch etwa 10 Meilen weiter den Fluß aufwärts, waren entschieden die Jacares, die Krokodile, die von Natal an in ungeheuren Scharen auftreten. Alle Augenblicke sieht man einen so maßlos häßlichen Kopf mit stieren Glotzaugen aus dem Wasser ragen,

oder vielmehr meistens nicht einen, sondern 10—20 auf einmal. Wir schossen alle drei lustig darauf los, mit großem Eifer aber wenig Erfolg, denn erstens hatten wir keine Übung, zweitens sind die Biester bereits sehr scheu, da natürlich jeder, der im Besitz einer Schußwaffe, sich dies Vergnügen macht, und drittens war es gar nicht so leicht, den Schuß bei der ewig zitternden Bewegung der launch richtig anzubringen, weil die Zielfläche (nur Augen- und Schnauzenspitze schauen aus dem Wasser) recht klein ist. Daß unser Schießen aber doch unter dem Durchschnitt war, bewiesen uns die Zeugen von Vincento M.s (der zwei Tage vor uns den Fluß heraufgekommen war) Heldentaten in Gestalt verschiedener Jacarileichen, die mit aufgeblähten weißen Bäuchen und starr gen Himmel gereckten Pfoten, Händen, hätte ich beinahe gesagt, denn daran erinnerten sie, auf dem Wasser schwammen — ein schauderhafter Anblick und noch schauderhafterer Geruch.

Tuyuyú liegt sehr hübsch, unmittelbar am Fluß und auf beiden Seiten vom Uferwald umgeben; der Campo dahinter aber war jetzt ganz braun und verbrannt und von der Trockenheit förmlich zersetzt, auch die Waldinseln dürr. Ich schoß einige gute Vögel, sah aber doch bald, daß diese Jagdgründe augenblicklich gar keinen Vergleich aushalten mit Natal. Der größere Komfort des Hauses konnte mich daher keineswegs fesseln, und ich beschloß, nach Natal zurück zu gehen, da mir die M.s liebenswürdigerweise die Wahl vollständig frei ließen. Während der Regenzeit und gleich nach derselben muß Tuyuyú aber wundervoll sein, während Natal dann vollständig unter Wasser steht und man mit dem Boot bis ans Haus fahren kann. Nach drei Tagen fuhr uns dann Vincento selbst in seinem kleinen allerliebsten Motor nach Natal zurück. Diesmal war auch die Krokodiljagd ergiebig, wenn Cölo und ich auch gerade keine Lorbeeren ernteten. Ich placierte immerhin die zwei Kugeln, die ich aus M.s Winchesterbüchse abschoß, in leidlich anständiger Nähe, und habe es durchaus noch nicht aufgegeben, mit der Zeit und besonders zu Lande, wo ich ruhig zielen kann, ein erträglicher Krokodiljäger zu werden. Die beiden Herren hatten mehr Erfolg; eine Menge Schüsse gingen bei dem unsicheren Zielen vom Motor aus freilich auch daneben (ein stiller Trost für Colo und mich), aber viele der häßlichen Scheusäler markierten doch, indem sie einen heftigen Strudel im Wasser verursachten oder auch bei einem besonders guten Treffer sich sofort auf den Rücken drehten. Riesentiere waren darunter, wie ich sie natürlich noch nie gesehen. Ein besonders fürchterliches Biest hatten wir in Tuyuyú ans Land gezogen und dort mit geöffnetem Rachen am Ufer aufgestellt. In welchem Zustande es sich heute befindet, möchte ich freilich nicht sehen und vor allem nicht riechen. — Also unsere Fahrt war sehr vergnügt und angenehm. In Paraiso, einer ganz neuen, prachtvollen Fazenda, einer der schönsten, die ich gesehen, gingen wir an Land und besuchten meinen Reisegefährten, den Cor. L., der uns freundlich aufnahm, mit dem obligaten Kaffee bewirtete und mir sofort sein Haus zur Verfügung stellte: ich solle es als das meinige betrachten. Hier hatten die Vaqueiros gerade Rindvieh zusammengetrieben, etwa 1000 Stück, aus denen Schlachtvieh für den Transport nach Pará ausgelesen und eingefangen wurde, ein interessanter Anblick! (Auf den M.schen Besitzungen in Marajo weiden 14 000 Stück Rindvieh.) Eine Stunde danach waren wir wieder in Natal, und noch am selben Abend kehrten B. und der alte Coronel nach Sta. Anna zurück.

4. Januar 1906. Pará. Seit dem 1. bin ich wieder zurück, fand alles mögliche zu tun vor, sodaß ich erst heute dazu komme, den Brief für die Post fertig

zu machen. Eine große Enttäuschung war es, daß ich keinen Geschwisterbrief vorfand. Er muß verloren gegangen sein, denn ich bin doch sicher, daß ihr inzwischen geschrieben hattet. Aus den Karten von Hilde und Wilhelm entnehme ich wenigstens, daß ihr wohl seid.

Pará, den 7. Januar 1905.

Morgen ist wieder Posttag, und da will ich doch versuchen, den Schluß meines Marajóer Reiseberichts mitzubekommen. Die schöne Zeit liegt nun fast 8 Tage hinter mir; aber ich fand hier so viel zu tun vor, daß ich nicht zum Schreiben kam. Am 27. Dezember hatte ich drüben zuletzt an euch geschrieben. Ach, an demselben Tage kam die Yaya (die M.sche launch) und mit ihr Sr. B., um mich abzuholen. Einesteils war es ja Zeit; unsere Vorräte fingen gerade an auf die Neige zu gehen, und unser Diner am 2. Feiertag bestand nur noch aus 1 Büchse Olsardinen und Farinha, da Jagd und Fischfang versagt hatten. Nun schwammen wir wieder in Überfluß; aber dafür hieß es auch Abschied nehmen, denn ich hatte nur die Wahl, jetzt mit nach Sta. Anna herunterzugehen oder bis Mitte oder Ende Februar zu bleiben. Die launch kann in der nächsten Zeit der Wasserverhältnisse halber nicht mehr passieren. Die Mirandas forderten mich zwar dringend zu bleiben auf, und die Versuchung war groß; aber ich fühlte mich nicht berechtigt. Mein Urlaub war fast zu Ende, und mein Sammeln hatte ein so gutes Resultat gehabt, daß es richtiger war, mal erst zu bestimmen und zu vergleichen. So packten wir, João und ich, betrübten Herzens unsere Koffer und vor allem die erbeuteten Vögel: 224 Stück, 96 verschiedene Spezies; 126 von mir selbst geschossen, die übrigen von Colo, João und den Vaqueiros. Am 28. kam Vincento M. aus Tuyuyú und bereitete mir noch eine Abschiedsfreude. Ich war nämlich immer nicht zum Reiten gekommen, da kein passender Sattel da war. Auf den gewöhnlichen Vaqueirosatteln sollte ich aus irgend einem Grunde nicht reiten (wahrscheinlich waren sie mir nicht schön genug), so war erst ein neuer Sattel aus der Stadt besorgt worden, den die Yaya mitgebracht hatte. Am 29. Morgens saßen wir denn auch schon vor dem Frühstück im Sattel und ritten nach Macaré hinüber, wo ich mich verabschieden wollte. Auf dem Hinweg hatte mich Miranda vorsichtshalber noch am Nebenzügel, zurück ritt ich allein, und da ich nicht müde war, sondern die Sache, wie ihr denken könnt, ungeheuer genoß, stiegen wir gleich nach dem Kaffee wieder auf und ritten noch zwei Stunden über die Campos und durch die Wäldchen. Es war ein richtiges Abschiednehmen von all den Stellen, die mir in der kurzen Zeit so lieb geworden und mit vielen schönen Erinnerungen verknüpft waren. Am Abend vorher war übrigens schnell noch eine kleine musikalische Abendunterhaltung improvisiert worden, da ich gern die Vaqueirotänze mal sehen wollte. Colo spielte die Geige und Aprichio, ein alter Vaqueiro, die Mandoline (recht hübsch), und dazu führten Donna Raymonda und Sr. B. einen Tanz auf. Beide machten ihre Sache sehr gut; die alte Raymonda besonders war von einer beneidenswerten Grazie, und wenn es natürlich auch einer gewissen Komik nicht entbehrte und wir Zuschauer tüchtig lachten, so war unser Beifallsklatschen am Schluß doch durchaus ernsthaft gemeint.

Am 29. Abends waren wir dann nach einer letzten reizenden Flußfahrt wieder in Sta. Anna, wo uns der alte Coronel empfing und noch bis zum 1. Januar dabehielt. Die Morgen- und Abendstunden füllten wir mit der Jagd auf die Berlepschia rikeri,

einen sehr seltenen Vogel, den João und ich beide gehört hatten, in dem Kokospalmenwäldchen, das die Fazenda umgiebt, aber leider nicht zu Schuß bekamen. Sonst benutzte ich diese Tage um mich wieder an europäische Lebensweise zu gewöhnen, bei steigender Flut im Arary zu baden (prachtvoll) und am Strande barfuß zu laufen, wobei man sich nur der Rochen wegen etwas in acht nehmen mußte. Es sollen hier schon drei Menschen von ihnen verletzt worden sein. Die Wunde ist sehr schmerzhaft und führt starrkrampfartige Zustände herbei. Sehr gemütlich war es abends, wo wir bei Mondschein auf der Veranda saßen oder vielmehr in Schaukelstühlen lagen, Zigaretten rauchten und schließlich noch eine Partie Billard spielten. Am Sylvesterabend hatten die Leute in der hübschen großen Kapelle neben dem Wohnhaus eine Festlichkeit mit viel Gesang und einer Ansprache vom alten B., der ich natürlich auch beiwohnte, und am Neujahrstage früh 4 Uhr schifften wir (Vincento M., Colo und ich) uns ein, diesmal im Segelboot. Die Ausfahrt und der Sonnenaufgang in der Bai von Marajó waren prachtvoll. Dann flaute der Wind ab und wir mußten einige Stunden kreuzen, sodaß wir erst um 11 Uhr in Pará anlegten. Das erste war, daß ich trotz der Hitze nach einem geschlossenen Wagen schrie, denn in dem Aufzuge, in dem ich mich nach 4 Wochen Marajó befand, mich in der Stadt zu zeigen, war selbst für mein abgehärtetes Gemüt unmöglich. Besonders mein Hut, der sich bald im Arary, bald auf den Campos herumgetrieben hatte, war an Form und Farbe vollständig verändert und zu einer wirklichen Sehenswürdigkeit geworden. Als Handgepäck führte ich nur eine lebende Schildkröte an einem Bindfaden bei mir, die ich von Donna Roberta in Sta. Anna als Abschiedsgeschenk erhalten hatte. Um ½12 war ich zu Hause. Der ganze Ausflug war so gelungen wie nur möglich; ich schwelge noch jetzt in der Erinnerung, und habe fest versprochen, nach der Regenzeit wieder zu kommen. Ganz entzückt bin ich von den Brasilianern, die ich dort drüben näher kennen gelernt habe. Im Grunde ihres Herzens hielten sie mich ja wahrscheinlich für etwas verrückt; aber behandelt haben sie mich wie eine Prinzessin, so taktvoll und gentlemanlike wie nur möglich.

Als sich der alte M. zum Abschied bei mir entschuldigte, daß sie mich so wenig würdig hätten aufnehmen können (es hatte kein geeistes Wasser gegeben!!), habe ich mich wirklich geschämt.

Von meinen hiesigen Erlebnissen ein andermal. Ich muß schließen, da die Post in einer halben Stunde geht.

Hoffentlich kommen übermorgen Briefe von euch. **E. H.**

(Schluß folgt.)

Zur Nürnberger Bundestagung.

Von

Helene Lange.

Wenn man über das positive Resultat der diesjährigen Verhandlungen des Bundes deutscher Frauenvereine berichten will, so braucht man dazu nicht viel Worte: es ist mit unwesentlichen Änderungen der im Septemberheft dieser Zeitschrift aufgestellte Reorganisationsplan angenommen worden. Dieses Resultat zu erreichen, mußten auch die Sitzungen des Bundes, die für die überaus wichtige Frage des gemeinsamen Programms bestimmt waren, geopfert, mußten die Delegierten weit über die ursprünglich angesetzte Zeit hinaus festgehalten werden.

Wer die Nürnberger Verhandlungen als kritischer Hörer mitgemacht hat, wird über die Gründe dieses dürftigen Resultats nicht im unklaren bleiben können. Sie liegen in dem Mangel an wirklicher parlamentarischer Einsicht gerade auf der Seite, auf der man die politische Rolle der Frau immer so stark betont; ein Mangel, der durch den zur Schau getragenen Scheinparlamentarismus nicht nur nicht verdeckt, sondern bis zum Peinlichen hervorgehoben wird.

Nach den Danziger Verhandlungen sowohl als nach den literarischen Debatten, die inzwischen stattgefunden haben, mußte es jedem einigermaßen Orientierten klar sein, daß die Vereine, durch deren Zusammentreten der Bund ursprünglich entstanden ist, sich ihre Rechte nicht nehmen lassen würden, daß im Bunde weit mehr Stimmung für das direkte, als für das indirekte, durch das Medium der Verbände ausgeübte Stimmrecht war. Immerhin war es verständlich, daß noch einmal alle Gründe für die Verbands- wie für die Vereins-Idee geltend gemacht wurden, wenn auch die Zahl von 28 Rednerinnen, die in ermüdender Wiederholung stets die gleichen Argumente vorbrachten, etwas hart scheint. Sobald aber die Frage der repräsentativen Grundlage des Bundes zugunsten der direkten Vertretung der Vereine entschieden war, mußten auch die Konsequenzen daraus gezogen werden. Statt dessen wurde von den Gegnern dieses Vertretungssystems nun mit steigender Heftigkeit dafür gekämpft, das einmal angenommene Prinzip zu durchlöchern und, um kleine „Siege" zu erringen, dem ganzen Plan, mit dem der Bund doch vorläufig arbeiten soll, die innere Folgerichtigkeit zu nehmen. Das geschah z. B. mit dem Vorschlag, den Verbänden nun doch 5 Stimmen zu geben, wodurch der früher so stark hervorgehobene Mißstand der doppelten Vertretung in bedeutend verstärktem Maße wieder eingeführt worden wäre. Und dieser unmögliche Zustand wäre um ein Haar eingetreten, wenn nicht die beim Abstimmen für die Minorität erklärten Delegierten auf der Auszählung bestanden hätten. Sie stellte klar, daß eine Majorität gegen diese doppelte Vertretung vorhanden war, und ersparte somit dem

Bund eine Inkonsequenz, die angesichts der in Danzig erhobenen lebhaften Einwände gegen die doppelte Vertretung geradezu komisch gewirkt hätte.

Daß die Majorität nicht noch bedeutend größer war, daß nicht alle, die die Grundlagen des jetzt angenommenen Plans wollten, auch jede Inkonsequenz entschieden abwiesen, daß sie vielmehr glaubten, mit der Logik hie und da Kompromisse schließen zu dürfen, ja zu müssen, hängt mit einem Mangel an logischer und organisatorischer Schulung zusammen, der bei der Erziehung unserer Frauen nur zu natürlich ist. Er wird mit jeder Generation ganz von selbst mehr schwinden. Zu wünschen ist nur, daß damit nicht auch das schwindet, was die Stärke der jetzigen Generation ausmacht: der Wille zu tüchtiger Arbeit, das lebhafte Interesse an den konkreten Aufgaben der Frauenbewegung. Das zeigte sich in der regen und sachverständigen Beteiligung der Delegierten an den Kommissionssitzungen; wie es denn auch bezeichnend ist, daß hier, wo die Praxis das Wort hatte, jene künstlich geschaffenen Gegensätze gar nicht zur Geltung kamen, so daß die Kommissionssitzungen die einzigen friedlichen der Bundestagung waren.

Und hier, meine ich, liegt ein deutlicher Fingerzeig. Es gibt eine Reorganisation des Bundes deutscher Frauenvereine, die weit wichtiger ist, als die jetzige Umgestaltung seiner Satzungen: das ist die Umkehr vom Parlamentspielen zu wirklicher gemeinsamer Arbeit. Man sollte endlich einsehen, daß dieser Scheinparlamentarismus uns nur kompromittiert. Die steigende Gewissenhaftigkeit, mit der die sogen. „Radikalen" schon vor Tau und Tage die linke Seite des Sitzungssaals für sich reservieren lassen, wirkt doch gar zu kindlich, ebenso wie die Gepflogenheit, an alles die Marke „fortschrittlich" zu hängen, was den eignen Reihen entstammt, als „rückschrittlich" dagegen zu brandmarken, was nicht im eignen Kessel gebraut ist. Da fehlt es denn nicht an komischen Zwischenfällen. Die „rückschrittlichen" Vertreter des im Septemberheft veröffentlichten Reorganisationsplans konnten ihre Übereinstimmung mit einem kräftigen kritischen Artikel von Dr Anita Augspurg feststellen, in dem sie von ihrem ultra-radikalen Standpunkt zu den nämlichen Einwänden gegen die Bundesorganisation kommt wie die belächelten „Gemäßigten" usw. usw. Und daneben die allerelementarsten parlamentarischen Schnitzer. Es war wohl eine Reminiszenz aus der Schule, wenn Fräulein Lischnewska meinte, daß man wegen „Heiterkeit" denunziert und zur Ordnung gerufen werden könne. Da hätten allerdings die Landtagspräsidenten viel zu tun.

Es könnte einen wahrhaftig manchmal ein heiliger Zorn ankommen über die Vergeudung von Zeit und Kräften, von Geld und Gedanken, die dieser Scheinparlamentarismus erfordert; denn, um nicht den Bund in eine Richtung gedrängt zu sehen, die dem Ideal der Majorität von seiner Bedeutung und seinen Zwecken nicht entspricht, ist sie ja immer gezwungen, der hartnäckigen Minorität auf die Arena zu folgen, die allmählich zum Sportplatz zu werden droht. Arbeit, tüchtige, fördernde Arbeit, wie sie in den Kommissionen des Bundes vielfach geleistet worden ist, das sollte endlich auch für das Plenum zum Stichwort werden.

Wird es so kommen? Der Protest, den zum Schluß — soviel ich mich erinnere — 26 Vereine der „radikalen" Richtung gegen den „Rückschritt" der Organisation einlegten, läßt dazu vorläufig wenig Hoffnung. Ein Siebentel der zum Bunde gehörigen ca. 200 Vereine wird seiner eigenen Verheißung nach unentwegt für die Verbandsidee weiter wirken, und wir können ja das Schauspiel erleben, daß eine

neue Tagung durch Anträge dieses Siebentels zu weiteren fruchtlosen Kämpfen verbraucht wird. Es könnte aber dann doch der Augenblick kommen, wo die Bundesmüdigkeit chronisch wird.[1])

Was auch diesmal wieder über so manches hinaustrug, das war neben der herzerquickenden Nürnberger Gastfreundschaft die Erneuerung der Beziehungen zu so vielen tüchtigen, warmherzigen Frauen. Aber eben das Gefühl, welch ein tüchtiger Kern in der deutschen Frauenbewegung steckt, brachte einem die Fruchtlosigkeit dieser Art, einander Turniere zu liefern, doppelt schmerzlich zum Bewußtsein.

Die Tatsache, daß die Generalversammlungen des Bundes zum Schauplatz solcher Turniere geworden sind, bei denen es sich gar nicht mehr um wirkliche, prinzipielle, sondern nur um konstruierte Gegensätze handelt, und daß gar nicht abzusehen ist, wie wir aus dieser Gepflogenheit herauskommen sollen — diese Tatsache erscheint mir viel verhängnisvoller für den Bund, als daß hin und wieder in der Abgrenzung der Aufgaben des Bundes ein Mißgriff geschieht. Ein solcher war zweifellos die Sympathieerklärung für die russischen Frauen. Nicht weil man sachlich die Gesinnung nicht teilte, die darin zum Ausdruck kommen sollte (es war schade, daß einige wenig glückliche Wendungen im Ausdruck den Aufbauschungen chauvinistisch-nationaler Zeitungen einen Scheingrund gaben), sondern weil die Delegierten unter keinen Umständen durch den Bund in die Lage gebracht werden dürfen, in derartigen Fragen ohne Marschroute seitens ihrer Vereine zu handeln. Wer eine solche Kundgebung veranstalten will, der berufe mit deutlicher Angabe des Zweckes eine Versammlung dafür ein — zur Bundestagung erhalten die Delegierten ihre Mandate ausschließlich für die im Gebiet der Bundesarbeit liegenden Aufgaben. In der Geschäftssitzung des Bundes durften sie deshalb nicht zur Entscheidung über einen Antrag veranlaßt werden, der nicht auf der Tagesordnung gestanden hatte, und der — vielleicht nicht seinem Sinn nach, aber doch der Auslegung nach, die er in der Öffentlichkeit naturgemäß finden mußte — eine bedeutungsvolle politische Kundgebung war. Wenn es mir möglich gewesen wäre, an der Sitzung, für die auf der Tagesordnung nur Geschäftsberichte standen, teilzunehmen, so würde ich mich entschieden auf die Seite der Delegierten gestellt haben, die sich nicht für berechtigt hielten, im Namen ihrer Vereine sich der Kundgebung anzuschließen. Das Scharfmachertum, das von einem Teil der Presse gegen die Resolution aufgeboten ist, hat schon bewiesen, daß sie recht hatten.

Es hat einmal eine Zeit gegeben, wo es Pflicht schien, die wunden Stellen innerhalb der Frauenbewegung nach außen hin zu überkleben. Das war eine richtige Politik, so lange den Mängeln noch nicht durch unbestreitbare Leistungen das Gleichgewicht gehalten wurde. Jetzt sind wir so weit, daß wir uns unbesorgt zumuten können, was uns allein wirklich fördert: rückhaltlose Kritik.

[1]) Eingehenderes über die Statuten-Debatten, die im einzelnen kaum allgemeines Interesse haben dürften, wird das Zentralblatt des Bundes bringen. Der Vorstand besteht nach der durch die neuen Satzungen notwendigen Reduktion und dem Rücktritt einzelner Mitglieder aus Marie Stritt, Helene v. Forster, Dr Alice Salomon, Anna Ebinger, Marianne Weber, Anna Pappritz, Alice Bensheimer.

Zwei Jahrzehnte aus der Geschichte der modernen Frauenbildung.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Am 12. Oktober haben die Gymnasialkurse für Frauen in Berlin einen wichtigen Abschnitt ihrer Geschichte beschlossen. Es ist schon im Notizenteil des vorigen Heftes dieser Zeitschrift mitgeteilt, daß die Kurse mit Beginn des Wintersemesters aus der Verwaltung des bisherigen Kuratoriums in selbständige private Leitung übergehen. Das bedeutet zugleich den endgültigen Rücktritt der schon lange beurlaubten Leiterin der Kurse, Frl. Helene Lange und ihres Vertreters Professor Dr Wychgram. Am 12. Oktober waren die Schülerinnen der Kurse, die seither entlassenen Abiturientinnen, das Lehrerkollegium sowie die der Vereinigung zur Veranstaltung von Gymnasialkursen angehörenden Gönner der Kurse und eine Reihe geladener Gäste zu einer Abschiedsfeier vereinigt. An einen Festakt schloß sich ein geselliges Zusammensein in den Räumen des Lyzeumklubs, die dank dem Walten von Frau Hedwig Heyl in fein gewähltem Festschmuck prangten. Es war die erste „Feier" in der Geschichte der Anstalt, seit sie im Jahre 1889 als „Realkurse für Frauen" in Anwesenheit Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich eröffnet wurde. Der Sachlichkeit, mit der von Schülerinnen und Lehrern gearbeitet wurde, hätte es nicht entsprochen, etwa alljährlich die Weihrauchfässer zu schwingen vor der Tatsache, daß man es so herrlich weit gebracht. Um so mehr Bedeutung hatte in aller Anwesenden Bewußtsein diese Abschlußfeier. Angesichts der elf Jahrgänge von entlassenen Abiturientinnen, von denen fünf schon in wissenschaftlichen Berufen stehen, durfte man wirklich das Gefühl einer getanen Arbeit haben, einer Arbeit, die in der Kette der Ereignisse, die von dem alten zum neuen Frauentypus hinüberleiten, ein nicht auszuschaltendes Glied ist.

Für Ausgangspunkt und Ziele der Frauenbildungsbewegung, für so manche Erfahrungen, die bei dem Suchen nach den richtigen Wegen gemacht wurden, für das erste Eindringen der Frauen in die Hörsäle der Universitäten und in die wissenschaftlichen Berufe bietet die Geschichte der Gymnasialkurse und ihrer Schülerinnen eine Menge entscheidender Momente. Das gilt nicht nur in bezug auf den äußeren Verlauf der Ereignisse, sondern fast mehr noch für den Geist, aus dem die ersten Kämpfe um eine vertiefte Frauenbildung hervorgingen. Aus diesem Grunde hat das Kuratorium eine kurzgefaßte Geschichte der Gymnasialkurse für Frauen zu Berlin herausgegeben, in der die Entwicklung der Kurse in ihrem Verhältnis zur modernen Gestaltung der Mädchenbildung dargestellt wird.[1]) Und wegen dieses Zusammenhanges mit der allgemeinen Geschichte der Frauenbildung sei der Arbeit der Kurse auch an dieser Stelle ein Wort gewidmet.

[1]) Die Schrift, in erster Linie für die Schülerinnen und Freunde der Anstalt bestimmt, ist auch im Buchhandel zu beziehen. (W. Moeser Verlag, Berlin S. 14.)

Die Vorgeschichte der Gymnasialkurse führt in eine Zeit, in der es als zu kühn gelten durfte, eine Anstalt zur Vorbereitung von Mädchen auf die Universität zu schaffen. Die Erschließung deutscher Universitäten für die Frauen schien noch in weiter Ferne. Auf eine solche Möglichkeit hätte vielleicht noch niemand seinen Lebensweg eingestellt. Aber vielen Frauen fühlbar regte sich das Bedürfnis, die Frauenbildung so weiter zu entwickeln, daß die Frau in das eigentliche geistige Leben der Zeit wirklich aufgenommen wurde, in das bis dahin nur wenige in harten Bildungskämpfen eindringen konnten. Das ursprüngliche Ziel der „Realkurse für Frauen", die 1889 gegründet wurden, war eine solche Weiterentwicklung der Frauenbildung. Nicht in der bis dahin gebräuchlichen Form populärer Vorträge, in denen man auf den Sandgrund der üblichen Töchterschulkenntnisse Potemkinsche Dörfer baute, sondern so, daß man erst einmal die unerläßlichen Grundlagen für das Verständnis der Kultur der Gegenwart zu befestigen versuchte. Den Schülerinnen wurde nicht wenig damit zugemutet, daß sie nur aus ideellem Interesse als erwachsene, von der Schule „fertig" gemachte höhere Töchter noch einmal mit der Bewältigung mühsamer Anfangsgründe beginnen mußten, die keinerlei gesellschaftlichen Glanz und Schimmer gab. Mathematik und Naturwissenschaften wurden in den Realkursen in den Vordergrund gestellt, Latein kam hinzu; durch die Einführung in die für das moderne wirtschaftliche Leben unerläßlichen Elemente der Nationalökonomie wurde die Ergänzung der Mädchenbildung nach einer bis dahin gänzlich vernachlässigten Seite gesucht. Neben dem Realismus, der die Anforderungen der modernen Wirklichkeit an die Frau ihrem ganzen Gewicht nach einschätzt, diktierte den Plan der Kurse jene ideale Gesinnung, die unter Verzicht auf rasch zu erwerbenden Geistesschmuck den „redlichen Gewinn" sucht. Und solche Gesinnung wurde bei den Schülerinnen vorausgesetzt. Mit wenigen Vollschülerinnen begann die Anstalt. Unter unendlichen pekuniären Schwierigkeiten erhielt sie sich. Wenn auch nicht geradezu an die Vorbereitung zur Universität gedacht war, so wurde doch so konsequent und gründlich gearbeitet, daß mit dem 2jährigen Kursus eine brauchbare Grundlage für den Erwerb der Schweizer Maturität gegeben war, eine Grundlage, auf der auch wirklich einige Schülerinnen weiter bauten.

Nachdem die Kurse vier Jahre bestanden hatten, waren durch die rege Agitation der Frauenbewegung die Aussichten für das Frauenstudium insofern günstigere geworden, als zu erwarten war, daß man ordnungsmäßig vorgebildete Mädchen zur Reifeprüfung für die Universität zulassen und ausnahms- oder versuchsweise auch als Gasthörerinnen an den Vorlesungen teilnehmen lassen würde. Die Leiterin beschloß die Umgestaltung und Erweiterung der Realkurse zu Gymnasialkursen mit dem Ziel des humanistischen Gymnasiums. Diese neue Bestimmung der Anstalt konzentrierte naturgemäß den Lehrgang auf die Gymnasialfächer und zwang, die Reifeprüfung konsequent ins Auge zu fassen. Von vornherein aber war die Leiterin sich klar darüber, daß damit die Anstalt in keiner Weise zu einer Presse herabsinken und sich einem äußerlichen Drill für das Examen hingeben dürfe. Gerade weil zu erwarten war, daß die Schülerinnen — vor allem auch aus wirtschaftlichen Gründen — auf möglichst rasches Vordringen zu ihrem Ziel allen Wert legen würden, ist mit größter Energie daran festgehalten, die Gymnasialbildung nicht nur als unerläßliches Durchgangsstadium für die Fachbildung, sondern in ihrem selbständigen Wert als allgemeine Bildungsgrundlage voll zur Geltung kommen zu lassen. Die Zeugnisse der Lehrer über die Begeisterung und Freudigkeit, mit der gearbeitet wurde, bestätigen, daß auch in den Schülerinnen

jener Idealismus wach wurde, den Richard Wagner einmal als eine spezifisch deutsche Eigenschaft in Anspruch nimmt und mit den Worten umschreibt: eine Sache um ihrer selbst willen tun. Ist es doch schließlich die Hauptaufgabe der Schule, diese Freudigkeit zum Stoff, dieses Gefühl für den Wert und das Glück geistigen Ringens zu wecken, die viel weiter tragen, als noch so emsig gesammelte Kenntnisse.

Ostern 1896 konnten die Gymnasialkurse als erste derartige Anstalt in Deutschland sechs Abiturientinnen zur Prüfung an einem Berliner Gymnasium entlassen. Es ist selbstverständlich, daß durch das Vorhandensein dieser sechs Abiturientinnen die Regierung gezwungen war, aus ihrer abwartenden Haltung zum Frauenstudium herauszutreten, und wenigstens Erleichterungen für das Hospitieren zu schaffen, wenn auch die einzig sinngemäße Erledigung der Frage des Frauenstudiums — die Immatrikulation der weiblichen Studenten — in Preußen bis heute auf sich warten läßt. Und diesem ersten Jahrgang folgten andere, das Gewicht jener Propaganda der Tat verstärkend, die, nachdem einmal die Möglichkeit dazu gegeben war, die einzige von dauernder Wirkung sein konnte. Die Tatsache, daß von den 111 Abiturientinnen, die von den Kursen entlassen sind, nur 4 die Prüfung nicht beim ersten, sondern erst bei einem zweiten Versuch bestanden, stellt die Resultate der Kurse denen der tüchtigsten Gymnasien gleich — wobei noch der Umstand ins Gewicht fällt, daß die Schülerinnen der Kurse die Prüfung stets vor einer fremden Kommission abzulegen hatten. Wer bei der Schlußfeier am 12. Oktober die Schar der arbeitsfreudigen, lebensfrohen jungen Frauen gesehen, denen die geistige Arbeit, die ihre Entwicklungsjahre ausgefüllt hatte, so viel entschiedener als ihren auf das gesellige Leben angewiesenen Altersgenossinnen den Charakter persönlichen inneren Lebens aufgeprägt hatte, der hat einen unvergeßlichen Eindruck von der neuen Kraft empfangen, der mit dem Eintritt der Frau in die wissenschaftliche Arbeit die Bahn frei gegeben ist.

Unter diesem Eindruck stand die Ansprache, mit der die Vorsitzende des Kuratoriums, Frau Marie von Leyden, die Feier eröffnete, und von diesem Eindruck sprach Herr Professor Dr Wychgram, indem er seine Arbeit an den Kursen in eine Reihe von Erfahrungen hineinstellte, die seine eignen Ansichten über Frauenbildung von Grund aus gewandelt und bei ihm das vollzogen hätten, was man vom Standpunkt der Frauenbewegung aus als „Bekehrung des Mannes" bezeichnen könnte. Mit einem starken und tiefen Gefühl von der Art und dem Wert der neuen Momente, die durch die Frau in unsere geistige Kultur hineingetragen werden sollen, und von den Bedingungen für die gesunde Entfaltung dieser Kräfte folgte die Versammlung den Worten, mit denen Fräulein Helene Lange das eigentliche Ziel der Arbeit in den Kursen aussprach:

„Wir stehen heute am Schluß eines Zeitabschnittes, der für viele der hier Versammelten eine Fülle persönlicher Erinnerungen birgt. Wir haben in erster Linie für sie den äußeren Lauf der Dinge in einem Schriftchen festzuhalten gesucht, das nachher in Ihre Hände gelegt werden soll. Den äußeren Lauf der Dinge; denn was uns alle, die wir diese Zeit miteinander verlebt und durchkämpft haben, im Innersten bewegte, das hat darin keinen Ausdruck finden können, das lesen wir nur in froher und starker Rückerinnerung zwischen den Zeilen.

Als wir vorgestern vor 17 Jahren in Gegenwart Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich, die uns dauernd ihr tiefstes Interesse bewahrt hat, die Realkurse für Frauen eröffneten, die heute vor 13 Jahren in Gymnasialkurse umgewandelt wurden, da war

wohl in uns die Gewißheit lebendig, daß die geistige Kraft der Frau in langsamem, stetigem Erstarken auch auf dem Gebiet wissenschaftlicher Berufsarbeit ergreifen würde, was ihr gemäß ist, sobald ihr nur die Mittel gegeben würden, durch die man zu den Quellen steigt. In uns war sie lebendig. Aber draußen herrschte der Zweifel nicht nur, der die Dinge ernst nimmt, sondern das Lächeln. Und als wir nach den ersten Schritten das Ziel ins Auge faßten, in abgekürztem Lehrgang ältere, strebsame, begabte Schülerinnen zur Universitätsreife zu führen, da haben wir für den Spott nicht zu sorgen gehabt. Unsere Abiturientinnen von heute wissen wenig mehr von den Sorgen und Kämpfen einer Zeit, die den ersten Beweis zu erbringen hatte für die in Deutschland noch immer bestrittene geistige Fähigkeit der Frau, hinüberzuschreiten auf das Gebiet, das man als den Sonderbesitz männlichen Denkens, männlicher Arbeit zu betrachten seit Jahrhunderten gewöhnt war.

Sie sind schwer gewesen, jene ersten Zeiten, schwer und verantwortungsvoll, und doch schön. Denn zum erstenmal wurde dem geistigen Hunger unsrer Mädchen eine kräftige Nahrung geboten, wurden die gesunden Kräfte voll gespannt und geübt, wurde der Blick in Weiten und Fernen gelenkt, die ihm verbaut und verschattet gewesen. Was dem jungen Durchschnitts-Gymnasiasten oft zu unerfreulichem Muß wird, das ist diesen jungen strebenden Frauen zur Welt geworden, die sie freudig ergriffen und in stetiger Arbeit sich zu eigen machten. Und gerade unseren Ersten hat der innere Erfolg, das innere Freiwerden eine Zuversicht für den äußeren Erfolg gegeben, die nicht zuschanden wurde.

Es kamen auch zaghaftere Jahrgänge. Und manchesmal hieß es den Mut aufrichten, an die geistige Kraft appellieren, die so wenig geschult und doch vorhanden war, die man nicht gelehrt hatte, sich selbst zu vertrauen, die nur nachempfinden und nachdenken gelernt hatte. Und eine Freude war es auch hier, die ersten eigenen Schritte zu sehen, das Aufwärtsklimmen und die Lust daran, die langsam die Zaghaftigkeit verscheuchte.

Was wir so miteinander durchlebten, ist heute historisch geworden. Was nur uns einzelne anzugehen schien, hat sich zu einem Stück Entwicklungsgeschichte gestaltet, das bedeutsamer ist, als es uns beim Erleben erschien. Es ist, wenn wir uns auch bei der stillen Arbeit nicht immer dessen bewußt wurden, ein Moment geworden jener gewaltigen Bewegung, die Frauenart und Fraueneinfluß nicht nur im Hause, sondern im ganzen sozialen und öffentlichen Leben gleichwertig neben Art und Einfluß des Mannes stellen und so aus der männlichen eine volle menschliche Kultur schaffen will.

Der Weg dahin ist keine breite Landstraße. Im Grunde hat jede Frau, die dies Ziel zu sehen und zu wollen imstande ist, ihn selbständig zu suchen. Und manche trägt ihr Fuß in die Irre. Manche glaubt mit dem, was man bisher als männliches Wissen, männlichen Beruf bezeichnete, auch männliche Eigenart annehmen zu müssen. Sie vergißt oder hat niemals gesehen, daß damit der eigentliche Kulturzweck, der hinter ihrem Studium, hinter ihrem Berufe steht, verfehlt ist, und nichts bleibt, als das wirtschaftliche Moment, als ‚die milchende Kuh, die sie mit Butter versorgt.'

Ich glaube, wir dürfen sagen, daß unsere Kurse nach dieser Richtung hin eine gute Tradition geschaffen und bewahrt haben, eine Tradition, die mit hinübergenommen wurde in Studium und Leben.

Und noch von einer zweiten Tradition dürfen wir reden. Wir sind nie eine Presse gewesen. Wir haben niemals gefragt, in welcher kürzesten Zeit richten wir unsere Schülerinnen auf das Examen hin ab. Wir haben gefragt, wie und in welcher Zeit können wir ihnen unter den besonderen Bedingungen, unter denen wir arbeiten, die geistige Welt erschließen, die die Vorhalle echter Wissenschaft ist, jener echten Wissenschaft, von der die Erfassung der Dinge sub specie aeterni untrennbar ist, untrennbar jener echte Idealismus, ohne den die Erde wüst und leer ist. Zu diesem Idealismus führt keine Presse; er ist die Frucht jenes eindringenden Sichversenkens, das den tiefsten Reiz geistigen Lebens in sich schließt. Daß wir so haben arbeiten können, verdanken wir in erster Linie den Lehrern unserer Anstalt.

Und diese Tradition geben wir den Schülerinnen mit, die weiterhin die Kurse besuchen. Man preist wohl manchmal die Länder glücklich, die traditionslos sind. Und es ist wahr, der Mangel an Tradition nimmt manche Gebundenheit von ihnen, die das schnelle Erfassen des Neuen, das vorurteilslose Erkennen hindert. Aber mit der Gebundenheit nimmt sie auch die Ehrfurcht mit fort, diese tiefste Selbstbesinnung des Menschen auf die großen inneren Zusammenhänge menschlicher Entwicklung. Und dies geistige Erbe, das nicht etwa mit absichtlicher Gesinnungsmache gepflegt werden kann, sondern als reife Frucht selbständigen Eindringens in Kultur- und Geisteswelt sich ergibt, dies geistige Erbe geben wir den jungen Gemütern zu hüten, die jetzt in den Kursen zukünftiger Ernte entgegensehen.

Mir, die ich heute den letzten Abschied nehme von einem Lebenswerk voll Sorge, aber auch voll tiefer Befriedigung, bleibt nur noch zu danken all denen, die es gestalten halfen. Ich nenne keine Namen, es wären ihrer zu viele. Aber ich danke mit dem Herzen; mit jenem Gefühl der Gemeinschaft, das nur die gemeinsame geistige oder soziale Arbeit gibt. In diesem warmen Gefühl bleibe ich ihnen allen dauernd verbunden."

Von Frauen und über Frauen.

Du haß- und liebestarker Mann,
der auch sich selber hassen kann:
steht nicht ein freudig Weib dir bei,
macht Menschenekel dich entzwei.

— — — — — — — — —

Hie Weib, hie Welt:
wen das noch quält,
wer da noch wählt,
wer sich sein Weib nicht so vermählt,
daß es für seine Welt ihn stählt,
der ist kein Held.

Richard Dehmel.

(Gesammelte Werke, Bd 1, S. 127.)

einer öffentlichen Frauenversammlung nicht für zutreffend erachten können und den Magistrat mit entsprechender Anweisung versehen."

* **Kirchliches Frauenstimmrecht.** Die Synode für den Erfurter Bezirk hat eine Resolution angenommen, worin es als eine Forderung der Billigkeit bezeichnet wird, daß den Frauen in kirchlichen Angelegenheiten das aktive Wahlrecht zugebilligt wird. Begründet wird der Beschluß mit der gegen früher erheblich veränderten Stellung, die heute die Frau im öffentlichen Leben einnimmt. Ferner wird darauf hingewiesen, daß die Frauen auf dem Gebiete der Kranken- und Armenpflege besondere ihnen eigentümliche Gaben besitzen. Deshalb soll den kirchlichen Gemeinden empfohlen werden, in die von ihnen für kirchliche Liebestätigkeit eingesetzten Kommissionen auch Frauen hineinzunehmen.

* **Frauen als Geschworene.** Eine sehr merkwürdige Geschichte wird aus Christiania berichtet. Drei weibliche Beisitzer des Lagmansret erklärten bei Beginn der Verhandlung dem vorsitzführenden Richter, sie würden dem Verlauf der Zeugenvernehmung nicht anwohnen, da unter den abzuurteilenden Strafsachen ein Sittlichkeitsverbrechen aufgeführt war, von dessen Behandlung sie eine Gefährdung ihres Schamgefühls befürchteten. Nachdem er mit dem Staatsanwalt konferiert, entschied der Vorsitzende dahin, daß die Sitzung auszusetzen und die drei freigewordenen Jurypläte durch männliche Vertreter zu besetzen seien. Die Tagespresse fand das Verhalten des Gerichtsvorsitzenden unrichtig, da nach dem Geist und Buchstaben des Gesetzes von einer Dispensierung ordnungsgemäß bestellter Jurymitglieder auf Grund des geltend gemachten Schicklichkeitseinwandes gar keine Rede sein könne. Die Führer der Frauenbewegung hätten seinerzeit mit besonderem Nachdruck ins Treffen geführt, daß gerade das spezifisch weibliche Feingefühl in Sittlichkeitsdingen den weiblichen Richter zur Abgabe eines klareren und unparteiischen Urteilsspruches befähigter erscheinen lasse als den männlichen Partner, der zumeist einer gewissen Laxheit in sittlichen Dingen zuneige, die indirekt dem Schuldigen zu gute komme. Die Organe der Frauenbewegung dagegen finden, daß die männlichen Beisitzer einschließlich Richter und Staatsanwalt die logische Pflicht gehabt hätten, sich mit Rücksicht auf die gegenwärtigen Damen einfach für befangen zu erklären und dementsprechend die Wahrnehmung des Verfahrens in die Hände eines ausschließlich aus weiblichen Mitgliedern zusammengesetzten Gerichtshofes zu überweisen.

Im Sinne der Frauenbewegung liegt eigentlich mehr die Auffassung der Tagespresse — die weiblichen Geschworenen hätten einfach auf dem Posten bleiben sollen, wenn der Verlauf der Angelegenheit wirklich so ist, wie ihn die Presse darstellt.

* **Zum Frauenstimmrecht in Schweden.** Eine aus 45 Damen bestehende Abordnung, die am 6. Oktober beim Ministerchef Lindman vorsprach, trug diesem das Gesuch der schwedischen Frauenstimmrechtsvereine vor, in dem Wahlreformentwurf, der dem nächsten Reichstag zugehen soll, auch das Frauenstimmrecht aufzunehmen. Der Ministerchef erwiderte, daß eine so weitgehende Reform erst nach gründlichen Erhebungen möglich wäre. Diese wären angeordnet und bereits im Gange. Indessen dürfe der bevorstehende Wahlgesetzentwurf nicht durch die Frage des Frauenstimmrechts verzögert oder aufgehalten werden. Er könne sich daher nicht darüber aussprechen, ob sich beide Angelegenheiten im Zusammenhange lösen ließen. Das ist die gleiche Antwort, mit der es Gladstone einst ablehnte, in die große Wahlreform das Frauenstimmrecht aufzunehmen. „Das Schiff sei schon so schwer, daß man es durch eine neue Last gefährden würde." Es ist noch jedesmal und überall so gegangen.

* **Frauenstimmrecht in den Vereinigten Staaten.** Miß Laura Payne ist von den Sozialisten in Texas als Kandidatin zum Unterhause aufgestellt worden, ihre Erwählung würde die interessante Streitfrage aufrollen, wieweit Frauen das passive Wahlrecht für den Kongreß besitzen. Präzedenzfälle fehlen bisher, zudem hat Texas kein Frauenstimmrecht.

* **Zum Frauenstimmrecht in Italien.** Zu der Frage, ob den italienischen Frauen das politische Wahlrecht zustehe, haben sich die Appellationshöfe von Florenz und Venedig geäußert, nachdem, wie wir schon mitteilten, der Gerichtshof von Ancona in der Angelegenheit der dortigen Lehrerinnen, die Eintragung in die Wählerlisten verlangt hatten, sich zu Gunsten der Frauen ausgesprochen. Der Appellationshof von Florenz ist der Meinung, daß die Frauen weder vom Stimmrecht, noch von den Funktionen der Geschworenen, noch von Verwaltungsämtern gesetzlich ausgeschlossen seien. Der Appellationshof von Venedig dagegen vertritt den Standpunkt, daß es gar nicht Aufgabe des Gesetzgebers sei, die Frauen auszuschließen; er müsse sie vielmehr ausdrücklich zulassen, und wo das nicht geschehen, seien sie selbstverständlich als ausgeschlossen zu betrachten. Die Angelegenheit liegt jetzt dem Kassationshof vor.

Ein Wort an die Leser.

Wir bitten unsere Leser, uns ihre Adressen recht deutlich zu schreiben, damit wir nicht durch Unleserlichkeit Irrthümer begehen müssen. Wir bitten ferner, uns Namen und Wohnort recht genau anzugeben, damit wir nicht durch Weglassung des Vornamens oder der Nähe der Postanstalt Irrthümer begehen müssen. Wir bitten ferner, uns Namen und Wohnort recht genau anzugeben, damit wir nicht durch Weglassung des Vornamens oder der Nähe der Postanstalt Irrthümer begehen müssen.

Ein Wort an die Leser.

Wir bitten unsere Leser, uns ihre Adressen recht deutlich zu schreiben, damit wir nicht durch Unleserlichkeit Irrthümer begehen müssen. Wir bitten ferner, uns Namen und Wohnort recht genau anzugeben, damit wir nicht durch Weglassung des Vornamens oder der Nähe der Postanstalt Irrthümer begehen müssen. Wir bitten ferner, uns Namen und Wohnort recht genau anzugeben, damit wir nicht durch Weglassung des Vornamens oder der Nähe der Postanstalt Irrthümer begehen müssen.

von Mädchenschulen eingehend zu behandeln und besonders zu den Beschlüssen der Direktorenvereinigung Stellung zu nehmen. Die Direktorenschaft der preußischen höheren Mädchenschulen erachtet es für notwendig, sich fortan fester zu organisieren. Das sollte uns ein Wink sein. Wir Lehrerinnen müssen fest, einmütig und geschlossen zusammenstehen, wenn man uns und unsere Bestrebungen bekämpfen will. Das können wir nur durch treues tätiges Festhalten am Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenverein. Darum bitten wir die Vorstände der Zweigsektionen und die Einzelmitglieder dringend, dahin zu wirken, daß die vielen Kolleginnen, die dem Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenverein noch fernstehen, für unseren Verein gewonnen werden, und daß innerhalb des Vereins die Lehrerinnen an höheren Schulen sich immer zahlreicher unserer Sektion anschließen.

Die oben erwähnten, unsere Tätigkeit so nahe berührenden Angelegenheiten werden auf der nächsten Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins (Pfingsten 1907 in Mainz) gründliche Erörterung in den Sektionssitzungen finden, die nicht, wie in tendenziöser Entstellung durch den Ausschuß zur Begründung eines Vereins deutscher Volksschullehrerinnen behauptet ist, 2 bis 3 Stunden währen, sondern die auf jeder Versammlung etwa 6 Stunden in Anspruch genommen haben, und die ganz nach Belieben der Mitglieder durch besondere Generalversammlungen der Sektion erweitert werden können. Auf diesen Punkt hat auch der Vorstand des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins in der „Lehrerin", XXII, S. 1273, nachdrücklich hingewiesen.

Mit der nochmaligen Bitte, daß unsere Zweigsektionen und Einzelmitglieder sich eingehend mit den vorliegenden sehr wichtigen Fragen beschäftigen möchten, verbinden wir gute Wünsche für eine erfolgreiche Winterarbeit als die beste Vorbereitung auf die Generalversammlung in Mainz.

Ergebenst

Der Vorstand.

J. A.: Margarete Poehlmann.

Verband Norddeutscher Frauenvereine.

Die 5. Jahresversammlung des Verbandes Norddeutscher Frauenvereine wurde am 21. September im festlich geschmückten Saale der Gemeinnützigen Gesellschaft in Lübeck durch einen Empfang der Gäste mit darauf folgendem gemeinschaftlichen Abendessen eingeleitet. Herr Senator Dr Schön, Vertreter des Bürgermeisters und Präses der Oberschulbehörde, begrüßte die Festversammlung im Namen des Senates mit höchst sympathischen Worten.

Frau Eichholz eröffnete am Vormittag des 22. September die 5. Jahresversammlung des Verbandes Norddeutscher Frauenvereine, indem sie besonders die neu angeschlossenen Vereine herzlich willkommen hieß. Nach Aufnahme der Präsenzliste erfolgte der Jahresbericht, der klarlegte, daß in diesem vierten Jahre seines Bestehens 14 Vorstandssitzungen und 3 Delegiertenbesprechungen stattfanden. Der Verband beteiligte sich 1. an der Bundespetition um Zulassung der Mädchen an höheren Knabenschulen, 2. an der Petition gegen die Animierkneipen, 3. erließ er eine selbständige Petition an den Kultusminister des Inhalts, daß die Frauen kein anders geartetes Abiturium wünschten, wie die männlichen Studierenden, da einem solchen stets das Gepräge der Minderwertigkeit anhaften würde. Der Verband blickt auf ein erfolgreiches Propagandajahr zurück. Neugründungen wurden erreicht in Schwerin, Husum, Meldorf, Apenrade, Augustenburg, Neumünster und Elmshorn. Itzehoe und die Ortsgruppe Wandsbeck des Bundes abstinenter Frauen traten freiwillig dem Verband bei; in Sonderburg auf Alsen wurden 7 Einzelmitglieder gewonnen. Die angeschlossenen Vereine von Altona, Apenrade, Blankenese, Elmshorn, Flensburg, Hadersleben, Itzehoe, Meldorf, Rendsburg und Schwerin brachten Berichte über ihre Tätigkeit im verflossenen Jahre. Ein großer Teil der Verhandlungen galt der Reorganisation des Bundes deutscher Frauenvereine. Bei einer Abstimmung, ob 1. nur Vereine, 2. Vereine und Verbände oder 3. nur Verbände dem Bunde angeschlossen werden sollen, wurde Punkt 2 einstimmig angenommen. Der von Frl. Helene Lange aufgestellte Entwurf der Bundesorganisation wurde in seinem Hauptparagraphen, die Mitgliedschaft betreffend, eingehend diskutiert. Die in dem Plan vorgesehene Umgestaltung des Bundesvorstandes wurde gutgeheißen, außerdem aber verlangt, daß der Verbandsvorstand auf den Generalversammlungen als Verein mit einer Stimme für seine speziellen Ansichten, mit einer zweiten Stimme als Delegierter der Einzelmitglieder funktionieren solle. Für alle anderen Fragen erhielt Frau Eichholz für Nürnberg ein Vertrauensvotum. Auch der Entwurf für ein Programm des Bundes wurde beraten. Er ist nach Ansicht der Versammlung aber nur als ein Wegweiser anzusehen, der die persönliche Ansicht eines jeden Mitgliedes nur leiten, aber nie und nimmer festlegen kann.

Dann fand Wiederwahl des Verbandsvorstandes statt und Neuwahl der zweiten Vorsitzenden. Gewählt Frau Justizrat Gerlach, Itzehoe. Der Ort für die nächste Jahresversammlung, Flensburg oder Kiel, wurde noch unentschieden gelassen, da beide Städte in liebenswürdigster Weise eine Einladung an den Vorstand gerichtet hatten.

In den beiden öffentlichen Versammlungen am 22. September um 12 und um 8 Uhr sprachen Frau Dr Wegscheider-Ziegler, Kiel, über „Kinderarbeit und Kinderschutz" und die Bundesvorsitzende Frau Marie Stritt über „Einheitlichkeit in der Frauenbewegung". Beide ernteten von der zahlreich erschienenen Zuhörerschaft reichen Beifall.

In größter Harmonie verliefen die hochinteressanten Verbandstage. Alle Delegierten werden reiche Anregung gefunden haben, die sie hoffentlich ihren Vereinen daheim, in frischer, tatkräftiger Begeisterung übermitteln werden. M. Eleonore Drenkhahn.

Die Konferenz der sozialdemokratischen Frauen.

Die vierte Konferenz der sozialdemokratischen Frauen war sowohl hinsichtlich der Themen, die behandelt wurden, wie auch hinsichtlich ihrer Ergebnisse bedeutsamer und interessanter als die vorangegangenen. Aus dem Bericht der Zentralvertrauensperson Ottilie Baader ergab sich ein starkes Anwachsen der Agitation unter den Frauen.

Die Tatsache allein, daß die von Frau Clara Zetkin redigierte „Gleichheit", das Organ der sozialistischen Frauen, über 46 000 Abonnenten hat, beleuchtet die Ausdehnung dieser Agitation sehr deutlich. Bemerkenswerte Diskussionen knüpften sich vor allem an einen der 13 eingebrachten Anträge, die zunächst verhandelt wurden. Es war ein Antrag auf Errichtung kommunaler Krippen und Kindergärten, zu dem der Zusatz gewünscht wurde: „Erforderlichenfalls sind im Geiste moderner sozialistischer Pädagogik geleitete Einrichtungen selbst ins Leben zu rufen und zu unterstützen." Die Hauptthemen der Tagesordnung waren außer diesen Anträgen die Agitation unter den Landarbeiterinnen, die Dienstbotenfrage, das Frauenwahlrecht, die Fürsorge für Schwangere und Wöchnerinnen. Über die Agitation unter den Landarbeiterinnen sprach Frau Zietz-Hamburg. Charakteristisch war, daß sie die Landarbeiterfrage ganz nach Analogie der Industrie beurteilte und z. B. die Bodenpolitik, den Kern des Problems, gar nicht berührte. Das zeigt auch die von ihr vorgeschlagene Resolution, die ohne Debatte angenommen wurde. Ein Antrag von Lily Braun, der wenigstens eine allgemeine agrarpolitische Maßnahme, die Errichtung von Kleinbahnen, in die Resolution aufzunehmen verlangte, wurde abgelehnt. Die Resolution beschränkte sich im wesentlichen auf die Forderung der Gleichstellung der Landarbeiter mit den Industriearbeitern in bezug auf Koalitionsrecht, Arbeiterschutz, Versicherung, Gewerbegerichte, Fortbildungsschulzwang und verlangte eine scharfe Wohnungspolizei. Sie verpflichtete außerdem die Partei zu reger Agitationsarbeit unter den Landarbeitern. Über die Dienstbotenfrage berichtete Frl. Grünberg-Nürnberg. Die von ihr begründete Resolution verlangte: 1. Abschaffung der Gesindeordnungen und Gesindedienstbücher. 2. Unterstellung der Dienenden unter die Gewerbeordnung. Ausdehnung aller Versicherungsgesetze auf sie, Gewährung eines gesetzlich gesicherten vollen Koalitionsrechts und Aufhebung der Verpflichtung, Hausangehörige, mit ansteckender Krankheit behaftet, zu pflegen. 3. Sinngemäße Anwendung der Bestimmungen über Arbeitszeit und Arbeitsdauer, Sonntags- und Nachtarbeit usw. auf die Dienenden; im besonderen und zunächst als Mindestmaß an gesetzlichem Schutz, Einführung eines gesetzlich geregelten Arbeitstages, eines vollen freien Sonntagnachmittags alle 8 Tage und alle 14 Tage einen vollen freien Tag. Für außergewöhnliche Arbeiten sind Hilfskräfte anzustellen. 4. Gesetzliche Vorschriften, gesunde, den hygienischen Verhältnissen entsprechende Schlafräume, welche von innen verschließbar sein müssen, und ständige Kontrolle derselben durch die Behörden. 5. Einführung des obligatorischen Fortbildungsschulunterrichts auch für die Dienenden bis zum 18. Lebensjahre. 6. Abschaffung der privaten Stellenvermittelungsbureaus und Einführung von paritätischen Stellennachweisen. Die Resolution forderte außerdem zu einer auf dem Prinzip des Klassenkampfes begründeten gewerkschaftlichen Organisation der Dienstboten auf, wie sie in Nürnberg, München, Berlin bereits in Angriff genommen ist.

Interessanter als die Verhandlungen über diese beiden Themen — bei deren Erörterung es sich immer wieder zeigte, daß die Sozialdemokratie im Grunde nur die Industriearbeiterin kennt und die dort angebrachten gesetzlichen Mittel mechanisch auf ganz andere Arbeitsverhältnisse überträgt — waren die Erörterungen der Frage des Wöchnerinnenschutzes, und den Höhepunkt der Tagung bildete die Besprechung der Frage des Frauenstimmrechts. Zum ersten Thema, über das Frau Dunker berichtete, wurde eine Resolution einstimmig angenommen, die unter entschiedener Ablehnung des Gedankens der Halbtagsschichten für Ehefrauen folgende wesentliche Forderungen betonte:

I. Einführung des Achtstundentages für alle Arbeiterinnen über 18 Jahre (des Sechsstundentages für die 14- bis 18jährigen), der durch eine stufenweise Herabsetzung der täglichen Arbeitszeit auf 10, bezw. 9 Stunden für eine kurze, gesetzlich bestimmte Übergangszeit vorbereitet werden kann.

II. Verbot der Beschäftigung von Frauen mit solchen Arbeiten, die ihrer ganzen Beschaffenheit nach die Gesundheit von Mutter und Kind ganz besonders schädigen.

III. Verbot solcher Arbeitsmethoden, die den weiblichen Organismus gefährden, vor allem Ersetzung der Maschinen mit Fußbetrieb (Pressen, Heftmaschinen, Näh- und Stickmaschinen) durch solche mit mechanischer Kraft. Wo diese Forderung zu einer Begünstigung der Heimarbeit führen könnte, wie z. B. in der Konfektionsindustrie, muß dem durch Einrichtung von Betriebswerkstätten vorgebeugt werden.

Von der Arbeitsschutzgesetzgebung ist zu fordern:

I. Das Recht der kündigungslosen Einstellung der Arbeit 8 Wochen vor der Niederkunft.

II. Ausdehnung des Arbeitsverbots für Wöchnerinnen auf 8 Wochen, wenn das Kind lebt, — auf 6 Wochen nach Fehl- und Totgeburten, oder falls das Kind innerhalb dieser Frist stirbt.

Von der Krankenversicherung ist zu fordern:

I. Obligatorische Gewährung einer Schwangerenunterstützung (die das K.-V.-G. bis jetzt in das freie Ermessen der Kasse stellt) im Fall der durch die Schwangerschaft verursachten Erwerbslosigkeit auf die Dauer von 8 Wochen.

II. Freie Gewährung der Hebammendienste und freie ärztliche Behandlung der Schwangerschaftsbeschwerden.

III. Ausdehnung der Wöchnerinnenunterstützung von 6 auf 8 Wochen, falls das Kind lebt, und, wenn die Mutter fähig und willens ist, ihr Kind selbst zu stillen, auf die Dauer von mindestens 13 Wochen; Ausdehnung der Krankenkontrolle auf die Zeit von der 8. Woche ab.

IV. Erhöhung des Pflegegeldes an Schwangere, Wöchnerinnen und Stillende für die Dauer der Schutzfrist auf die volle Höhe des durchschnittlichen Tagesverdienstes.

V. Obligatorische Ausdehnung der unter I—III angeführten Bestimmungen auf die Frauen der Kassenmitglieder.

VI. Ausdehnung der Krankenversicherungspflicht auf alle lohnarbeitenden Frauen, auch die landwirtschaftlichen Arbeiterinnen, Heimarbeiterinnen und Dienstboten, sowie überhaupt auf alle Frauen, deren jährliches Familieneinkommen 3000 Mark nicht übersteigt.

Von der Gemeinde:

Errichtung von Entbindungs-Anstalten, Schwangeren-, Wöchnerinnen- und Säuglingsheimen, Organisation der Wöchnerinnenhauspflege, Beschaffung guter keimfreier Kindermilch, sowie Gewährung von Stillprämien, so lange diese Periode noch nicht in die Unterstützungsfrist einbezogen ist.

Vom Staate:

Gewährung von Zuschüssen sowohl an die Krankenkassen als auch an die Gemeinden, damit diese den genannten Mutterschutzforderungen gerecht werden können.

Aufklärung der Frauen über die richtige Erfüllung ihrer Mutterpflichten durch Aufnahme der Säuglingspflege in den Schulplan der obligatorischen Fortbildungsschulen, Verteilung von Merkblättern mit Regeln für die Pflege und Ernährung des Säuglings und die Pflege der Wöchnerinnen seitens der Standesbeamten.

Diese Forderungen liegen durchaus in der gleichen Richtung wie die von der bürgerlichen Frauenbewegung gestellten, wenn sie natürlich auch das Maß weiter nehmen, und mit der nur schrittweise vorzunehmenden Verwirklichung nicht rechnen.

Mit Spannung durfte man dem Referat und der Resolution zum Frauenwahlrecht entgegensehen, vor allem auch mit Rücksicht auf den Einfluß, den die Entscheidung dieser Frage nach außen hin haben muß. Bekanntlich hat ja in verschiedenen Ländern: Holland, Belgien, Schweden, die Sozialdemokratie aus Rücksicht auf etwaige reaktionäre Wirkungen des Frauenwahlrechts oder aus anderweitigen opportunistischen Gründen die politische Gleichberechtigung der Frauen sozusagen vorläufig von ihrem Programm abgesetzt. Es ist deshalb zu begrüßen, daß Bebel — wie ja schon vorher Kautsky in der „Leipziger Volkszeitung" — sich mit größter Entschiedenheit dahin aussprach, daß die Partei diese Forderung unter keinen Umständen, selbst nicht auf die Gefahr einer vorübergehenden Einbuße, aufgeben dürfe. Frau Zetkin faßte die Leitgedanken ihres Vortrags in einer Reihe von Thesen zusammen, die ohne Debatte zur Resolution erhoben wurden, und auf Grund deren die Versammlung folgende zusammenfassende Stellungnahme zu der Frage des Frauenstimmrechts aussprach:

„Bei den Kämpfen, welche das Proletariat für die Eroberung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts in Staat und Gemeinde führt, muß das Frauenwahlrecht gefordert und in der Agitation grundsätzlich festgehalten und mit allem Nachdruck vertreten werden.

Die Frauenkonferenz erklärt es des weiteren als Pflicht der Genossinnen, sich mit aller Energie an den politischen Wahlrechtskämpfen zu beteiligen und ihnen die Massen der Proletarierinnen als Mitstreiterinnen zuzuführen, aber andererseits auch mit der nämlichen Energie dafür zu wirken, daß in diesen Kämpfen die Forderung des Frauenwahlrechts allgemein mit dem gebührenden Nachdruck vertreten wird."

So entschieden in dieser Resolution der Ausgangspunkt und das Ziel für die Propaganda des Frauenstimmrechts auf dem Boden der sozialistischen Interessen gesucht ist, so läßt sie doch keinen Zweifel darüber, daß auch die sozialistischen Frauen „bekenntnistreue" Verfechterinnen des Frauenstimmrechts und nicht gesonnen sind, irgend welchen opportunistischen Parteizwecken diese Grundforderung ihres Programms zu opfern.

Bücherschau.

Neue Literatur zur Frauenfrage.

„Adam und Eva", ein Beitrag zur Klärung der sexuellen Frage von Dr med. L. Wolff (Seitz & Schauer, München). Der Verfasser versucht im ersten Teil seines 100 Seiten umfassenden Buches, „die zur Klärung der sexuellen Frage notwendige sichere Basis zu schaffen", durch eine sowohl historisch wie dogmatisch verfahrende Feststellung der allgemeinen moralpsychologischen Gesichtspunkte. Das ist ihm allerdings nicht in der Klarheit und Treffsicherheit gelungen, die den inneren Zusammenhang dieses Abschnitts mit dem folgenden immer deutlich werden ließe. Man hat vielmehr im ersten Teil oft den Eindruck einer Weitschweifigkeit, die einem überflüssig erscheint, weil die herangezogenen allgemeinen historischen oder psychologischen Tatsachen nachher für die Beleuchtung des eigentlichen Problems gar nicht ausgenutzt werden. Andrerseits bleibt die Behandlung der praktischen Fragen ziemlich abstrakt. Man kann den Kulturwert der monogamen Ehe gewiß noch zwingender und konkreter begründen als der Verfasser das tut, wenn er auch die in Betracht kommenden Tatsachen: die Bedeutung der Ehe nicht nur als Rahmen für den geschlechtlichen Verkehr, sondern als Lebens- und Erziehungsgemeinschaft besonnen hervorhebt. In der Beurteilung der doppelten Moral spricht mehr der Psychologe als der Ethiker, der nur die absolute Forderung kennt. Die Reglementierung verwirft er um ihrer hygienischen Unzweckmäßigkeit und ihrer moralischen Gefahren willen. Im ganzen verrät das Buch einen mehr philosophisch als praktisch interessierten Menschen, auch in der kühlen, sentenziösen Art der Sprache, und ist mehr menschlich sympatisch als gerade wegweisend und durchgreifend.

In der Sammlung **„Sozialer Fortschritt"** (Verlag von Felix Dieterich, Leipzig 1906) sind wieder eine Reihe kurzer gemeinverständlicher Abhandlungen über soziale Fragen erschienen. Die neuerdings viel besprochene Forderung: **„Halbtagsschicht statt Ganztagsschicht für verheiratete Fabrikarbeiterinnen"** behandelt Dr Friedrich Schomerus. Natürlich wird diese Maßnahme nicht als Obligatorium, sondern lediglich in der

Form empfohlen, daß die Fabriken Gelegenheit für halbtägliche Arbeitsschichten schaffen sollen, um solchen Ehefrauen entgegenzukommen, deren Erwerbsbedürfnis eine Halbtagsschicht decken könnte und die ganze Arbeitstage nicht oder nur zum Schaden ihrer Kinder zur Verfügung stellen können. Wir werden auf diese sehr wichtige Frage wohl gelegentlich in größerem Zusammenhange zurückkommen und beschränken uns hier darauf, die Vorschläge des Verfassers zum Studium zu empfehlen.

„Die deutschen Arbeiterinnenschutzgesetze", ihre Absichten und Wirkungen, ebenso wie die Notwendigkeit und Richtung ihrer weiteren Ausgestaltung bespricht Dr Alice Salomon in einem anderen kleinen Heft der Sammlung, das zur allgemeinen Orientierung vorzüglich geeignet ist. — Eine Broschüre über **„Die amerikanischen Kindergerichte"** des Jugendrichters Lindsey in Denver übersetzte Dr Käthe Schirmacher. Die kleine Schrift gibt ein anziehendes und psychologisch interessantes Bild der sozialpädagogischen Wirksamkeit des Jugendrichters, die sich keineswegs darauf beschränkt, Delikte zu erforschen und abzuurteilen. Einen so weitgreifenden Titel wie **„Die wirtschaftliche Funktion und soziale Stellung des Handelsstandes"** findet man mit einigem Erstaunen auf dem Deckblatt einer 15 Seiten umfassenden Broschüre. Die Verfasserin, Henriette Fürth, gibt darin einen dem allgemeinen Verständnis angepaßten Beitrag zur Entwicklung derjenigen sozialen Anschauungen, die einem Volke der modernen Großindustrie und Weltwirtschaft angemessen sind, und hat damit die große Aufgabe von einer bestimmten praktischen Absicht aus zweckentsprechend gelöst.

In einer sowohl wissenschaftlich gründlichen als von modernem Rechtsbewußtsein erfüllten Studie über **„Die elterliche Gewalt der Mutter nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch"** (Berlin 1905, Verlag von Struppe & Winkler) unterzieht Dr jur. Georg Rothe die Stellung der Mutter im Bürgerlichen Gesetzbuch einer eindringenden Kritik, die sich sowohl nach ihren allgemeinen Ausgangspunkten wie im einzelnen mit den Einwänden und Wünschen deckt, die vor Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches von der Frauenbewegung vergeblich geltend gemacht sind. Von dem Standpunkt aus, daß das Gesetz die Reife der Masse durch seinen fortschrittlichen Geist entwickeln, nicht aber ihre Unreife ohne weiteres privilegieren müsse, sieht der Verfasser in dem Versagen des Gesetzes diesen berechtigten Wünschen gegenüber seine wesentlichste Unzulänglichkeit. Die ebenso sachliche und belesene, wie klar dargestellte Studie ist als ein ganz ausgezeichnetes Orientierungsmittel all denen zu empfehlen, die über die Wege einer modernen Umgestaltung des Familienrechts unterrichtet sein wollen.

Auch auf einzelne neue Publikationen auf dem Gebiet des Erziehungswesens sei hingewiesen. In erster Linie verdienen die **„Reformvorschläge für den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht"** Beachtung, die von der Unterrichtskommission der deutschen Naturforscher und Ärzte der 78. Naturforscher-Versammlung in Stuttgart überreicht worden sind. (Herausgegeben von A. Gutzmer, Verlag von B. G. Teubner, 1906.) Sie bilden den zweiten Teil der von dieser Kommission herausgegebenen Vorschläge und enthalten auch ein ausführliches Gutachten über den naturwissenschaftlichen und mathematischen Unterricht in höheren Mädchenschulen. Es ist hier nicht der Ort, auf die fachlichen Einzelheiten dieser Vorschläge einzugehen. Im Prinzip — das sei hervorgehoben — decken sie sich mit den von Lehrerinnen und fortschrittlichen Frauen aufgestellten Zielen der Mädchenbildung. Auf die Bedeutung des biologischen Unterrichts, speziell für die Mädchenbildung, wird besonders nachdrücklich hingewiesen, wie denn die Vorschläge überhaupt von dem Grundsatz ausgehen, daß dem naturwissenschaftlichen Unterricht in der Mädchenschule neben seinen allgemein bildenden besondere Aufgaben aus dem besonderen Bildungsbedürfnis der Frau erwüchsen. Selbstverständlich aber verlangen sie eine solche Differenzierung nicht innerhalb derjenigen Bildungsanstalten, auf denen die Mädchen zur Universität vorbereitet werden sollen. Hier stellt die Kommission vielmehr dieselben Ansprüche, wie für die Knaben. In bezug auf die Frage der sexuellen Aufklärung fällt die Kommission ein sehr vorsichtig abwägendes und bedingtes Urteil. Daß eine solche Belehrung wünschenswert sei, wird für Knaben und Mädchen zugegeben; daß der biologische Unterricht sie vorzubereiten habe durch unbefangene Erwähnung analoger Vorgänge aus dem Tier- und Pflanzenreich, wird vorausgesetzt. Entschieden aber lehnt es die Kommission sowohl für die Knaben- wie für die Mädchenschule ab, diese Belehrung direkt in den Unterrichtsplan aufzunehmen, vor allem im Hinblick auf die Gefahren, die dadurch entstehen, daß „bis dahin gänzlich unbefangene Schüler durch die wohlgemeinte Aufklärung früher zu sexuellen Vorstellungen kommen, als es ihrer natürlichen Anlage nach der Fall wäre." Die Kommission steht damit in striktem Gegensatz zu den Vorschlägen, die in einer Broschüre: **„Die geschlechtliche Belehrung der Kinder"** von Maria Lischnewska vertreten werden. (J. D. Sauerländers Verlag, Frankfurt a. M.) Sie weist der Schule die Aufgabe erschöpfender sexueller Belehrung zu und gibt Anweisungen über Lehrgang und Methodik dieses Unterrichts in der Volksschule. Den von der oben erwähnten Unterrichtskommission erhobenen Bedenken hält sie die Äußerung Oker Bloms entgegen: „Besser ein Jahr zu früh, als eine Stunde zu spät," übersieht aber bei der etwas rationalistischen Behandlung der Frage als einer rein auf die Erkenntnis bezüglichen einmal, daß sie in so eminentem Sinn zugleich eine ästhetische Angelegenheit ist, daß man eben deshalb sich fragen muß, wie weit sie dem Massenunterricht anvertraut werden kann, und dann, daß das Schamgefühl, das heute die Behandlung dieser Dinge peinlich macht, doch nicht nur aus einer heuchlerischen Asketik hervorgeht, die durch eine unbefangenere Anschauung natürlicher Dinge überwunden werden muß, sondern doch auch mit einem empfindlichen Persönlichkeitsgefühl zusammenhängt, dessen Schonung pädagogisch unbedingt geboten ist. Es ist ja überhaupt sehr schwer, über die Wirkung dieser oder jener Form sexueller Aufklärung auf die Kinder theoretisch zu entscheiden. Man muß eben mit aller Vorsicht und Schonung ausprobieren, wie weit man gehen darf und gehen muß. Eine so einseitig verurteilende Auffassung der Scheu, die der Behandlung dieser Dinge entgegensteht, macht es allerdings fraglich, ob diese Vorsicht in der Praxis genügend beobachtet werden würde.

Auf dem Gebiet der Berufsbildung erschien: **„Die Fortbildung der Lehrerin"**. Verlag von B. G. Teubner. 1906. Das Buch enthält eine Zusammenstellung praktischer Ratschläge für die verschiedenen Fortbildungsmöglichkeiten, die den Lehrerinnen nach Abschluß ihrer Seminarbildung offenstehen und ist ein nützliches und im ganzen zuverlässiges Orientierungsmittel über Prüfungen und die dazu notwendigen Vorbedingungen, Bildungsgelegenheiten usw. Im einzelnen wird sich manches einwenden lassen. Z. B. könnte nichts den absoluten Unwert des Vorsteherinnenexamens besser beleuchten, als der mit Sentimentalitäten gespickte Artikel darüber. Es ist für das Niveau unserer Lehrerinnenbildung geradezu beschämend, wenn z. B. zur Anfertigung des notwendigen Prüfungsaufsatzes Anleitungen gegeben werden, wie man sie in der ersten Klasse einer höheren Töchterschule, aber doch nicht einem Menschen gegenüber nötig hat, der eine Schule — eine höhere Mädchenschule — leiten soll. Daß für die einzelnen Fächer des Oberlehrerinnenexamens Fragen aus der mündlichen Prüfung mitgeteilt sind, könnte in den Augen derer, die sich in diesem Buch Auskunft holen, seinen Charakter als wissenschaftliches Examen verwischen und den Eindruck erwecken, als handle es sich dabei wie beim seminaristischen Examen in erster Linie um Einzelkenntnisse. Bedauerlich ist, daß die Literaturangaben zum Teil unordentlich sind. Die der Literatur für das Studium des Deutschen (S. 26 f.) wimmeln von Druckfehlern. Bei einem Buch, von dem zweifellos bald eine neue Auflage nötig ist, wird es ja aber leicht sein, diese Fehler nachträglich auszumerzen und die fleißige und mühevolle Arbeit ihrem Zweck immer vollkommener anzupassen.

Zum Schluß sei noch auf ein kleines pädagogisches Buch von allgemeiner Bedeutung hingewiesen: **„Erziehung im Hause"** von Charlotte M. Mason. Deutsche Bearbeitung von E. Kirchner. I. Die Erziehung von Kindern unter neun Jahren. Karlsruhe i. B. G. Braun'sche Hofbuchdruckerei und Verlag 1906. Das Buch der bekannten englischen Pädagogin dürfte auch in Deutschland eine nützliche Aufgabe zu erfüllen finden. Es ist ohne systematische Pedanterie, aber aus einer klaren durchdachten pädagogischen Gesamtanschauung und aus festbegründeten psychologischen Erkenntnissen heraus geschrieben, und enthält eine Reihe feiner Beobachtungen und praktischer Hinweise. Es ist ja ein besonderes Vermögen des englischen Geistes, theoretische Einsichten in praktischen Ratschlägen auszumünzen und ihnen dadurch erst einen tatsächlichen Einfluß zu geben. Das Buch, dem hoffentlich noch mehrere Bände folgen werden, ist eines der erfreulichsten Erzeugnisse modernen pädagogischen Geistes und kann mit seiner gesunden Frische mancher Kinderstube zum Segen werden, zumal die Bearbeiterin verstanden hat, es im besten Sinne zu „verdeutschen". G. B.

„Marionetten". Drei Einakter von Arthur Schnitzler. S. Fischer Verlag. Berlin 1906.

> Es wär mir beinah lieber, wenn nicht Menschen
> dies spielen würden, sondern große Puppen;
> von einem, der's versteht, gelenkt an Drähten.
> Sie haben eine grenzenlose Anmut
> in ihren aufgelösten leichten Gliedern,
> und mehr als Menschen dürfen sie der Lust
> und der Verzweiflung selber sich hingeben,
> und bleiben schön dabei. Hofmannsthal.

Es ist nicht nur das völlige Aufgeben jedes Strebens nach naturalistischer Illusion im Theatralischen, das eine Gruppe moderner Dramatiker, denen auch Schnitzler zugehört, zum Marionettenspiel zieht. Wohl tritt an Stelle dieses Strebens der Wunsch, keinen Augenblick das Bewußtsein verlöschen zu lassen, daß hier eine andere Realität der Dinge Rede gewinnt, als die uns das Leben zeigt. Daß wir das Tiefste zu erraten haben aus „Schatten eines Traums." Aber es ist außer diesem artistisch technischen Beweggrund wieder wie in der Romantik, die das Marionettentheater liebte, eine gewisse Lebensstimmung, die zu dieser Form hinlockt.

Das willenlos-willentliche dieser Welt von Puppen, die ihrer Bewegungen nicht Herr sind, aus denen nie ihre eigene Stimme hervorkommt, und deren individuelles Leben sofort als Schein zu durchschauen ist, das gibt ein Symbol her für alles, was den Weltanschauungsgehalt der Wiener Künstler ausmacht. Ja, es lassen sich vielleicht Verbindungen aufsuchen zwischen der ironischen Spielerei mit Marionetten und dem Gefühlsgehalt des Hofmannsthalischen „Oedipus", der mit tiefem Ernst die Illusion der „Tat" zerstört und die hilflose Hingegebenheit an ein Fremdes, außer unserer Persönlichkeit Stehendes, ausdrückt, das hindurch wirkt durch das, was wir unserer Seele eigenstes Eigentum glauben, das zu seinen Zwecken mit uns spielt. —

Durch Schnitzlers Werke klang immer ein Ton resignierter Skepsis an sich selbst. Was er als Wesenskern fühlte, bezweifelte er in seinem Wert. In dem ersten der drei Einakter — einer älteren Arbeit —, die nicht gleich den beiden anderen auf die Darstellung durch Puppen berechnet scheint, und die das Motiv des Puppenspiels nur als inneres Thema enthält, ist diese Selbstauflösung etwas sentimentalisch. Der bewußte Selbstgenießer, der alles Leben Intellektualisierende, der mit Menschenseelen spielen möchte, wird hier wieder einmal gezeigt, besiegt von der ruhig wirkenden Macht und stillen, tätigen Würde des Alltagslebens, dem freilich ein Hauch philiströser Komik in der Betrachtung des Dichters nicht fehlt. Er ist auf dem Abstieg, auf dem „einsamen Weg". Ihn nährt nur noch die Lebenslüge, daß er in seiner frierenden Armut allen überlegen sei, das wirkliche Leben nicht brauche. Was er mehr ist als die anderen, blitzt zwischen unwahren Worten hie und da noch auf. Wie seine Wesenszüge gemischt sind, wie er die Szene betritt und verläßt, gemahnt er von fern an Ibsens Ulrik Brendel. Ganz von fern — man darf an diese einzige Gestalt nicht lange denken. Im ganzen wirklich nur eine psychologische „Studie" in Dialogform, kein inneres Geschehen zwischen wesenhaften Gestalten, wie so oft bei Schnitzler. Die ebenfalls schon veröffentlichte Groteske „Der tapfere Cassian" ist im Thema irgendwie verwandt. Auch hier die — freilich urderbe — Verspottung dessen, der superklug Regisseur seines Schicksals sein möchte und ein unfehlbar Rezept zu haben glaubt, im Würfelspiel des Lebens Sieger zu sein. Der hier in grotesk übertreibender Barockmanier vorgeführte „Lebensmensch", der Bramarbas des Lebens, guckt ihm seine Kunststücke ab, führt ihn ad absurdum und pflanzt ihm den Degen zwischen die Rippen. Das ganze eine amüsante Stilstudie. Ohne archaisierende

Nachahmung ist in Leben und Geste dieser Puppen etwas ergossen vom grotesken Kraftüberschwellen des Barockstils. Nur das „süße Mädel" im Kostüm des 17. Jahrhunderts höchst deplaziert. Aber der Schluß, der absolut die Darstellung durch Marionetten fordert, der alles in barocke Komik auflöst, hat Kraft und Laune.

Das Interessanteste ist das dritte Stück der Sammlung: die Burleske „zum großen Wurstel". Hier ist die Selbstironie da: schellenklingelnd, schimmernd von Laune, unsentimental. Nur hie und da blickt der Ernst durch. Es setzt ein wie eine Tiecksche Literaturkomödie. Die Situation ist wie im „Gestiefelten Kater". Aber die Literatur- und Theatersatire ist Nebensache. Die Seele des Dichters wird zur Hanswurstiade; alle seine Gestalten werden verhöhnt. Das Hauptmittel ist, daß alles, was der echte Schnitzler mit psychologischen Subtilitäten in einer alle Zwischenwerte berücksichtigenden Sprache sagt, hier hineingepreßt wird in grobschlächtige Coupletstrophen mit möglichst schablonisierender Sprache. Es ist fast, als gäbe Schnitzler das Rezept, wie aus seinen Gestalten Theaterschablonen zu gewinnen sind, herzhafter gesagt, welche Theaterschablonen zu Grunde liegen. Es ist, als wolle er mit allen irgendwie unrein wirkenden Tönen, die man je bei ihm zu hören glaubte, die hier gröblich verstärkt werden, ein Konzert aufführen.

Alle uns bekannten Typen der Schnitzlerwelt erscheinen hier als Marionetten. Aber das Unlebensfähige, Unwahre wird hier spöttisch betont, wenn von Puppen die Rede ist. Und doch triumphieren die Puppen zuletzt über den Dichter, spielen ohne sein Wollen weiter. Die tieferen Grundstimmungen seiner Welt und der Seelenwelt der Wiener Kunst überhaupt werden verspottet — auch der Graf von Charolais kommt vor — vor allem das etwas dekadent-kokette Verhältnis zum Tode. Das geht von der feinen Anspielung bis zum höheren Ulk. Dazwischen immer die Satire auf Publikum und Theater, die stets mit dem Kunstwerk im Streit liegen. Im Schluß scheint die Melancholie Schnitzlers auf einen Moment die Satyrmaske abzunehmen und uns aus resignierten Augen anzublicken. Ist diese Selbstverspottung nur ein Dekadenzsymptom von außerordentlich witziger und anmutiger Erscheinungsart? Oder fühlt der Dichter, daß er seine Welt, die ihn einzuengen beginnt, verlassen muß? Hat er die Tür schon in der Hand, die ins Freie führt? H. H.

„Vorfrühling", Drama in 5 Akten von U. Carolina Woerner. Bruno Cassirer, Berlin 1906. An dieser Stelle hat unlängst schon die Lyrik der bisher unbekannten Dichterin von berufener Seite volle Würdigung gefunden. Gleichzeitig mit den Gedichten ist auch ein Drama von ihr erschienen. Muß es schon in hohem Grade Bewunderung erwecken, daß eine fast ununterbrochen an das Krankenbett Gefesselte lyrische Stimmungen festzuhalten vermocht hat, so wächst unser Staunen, wenn wir von den Gedichten zu dem Drama übergehen. Wie hat diese Frau, fragen wir uns, die das Leben nur hinter den Vorhängen ihres Krankenzimmers hervor belauert, wie hat sie nur ein so kraftvoll-bewegtes Stück Leben schaffen können? Es ist nichts Weltfremdes oder Versonnenes darin zu finden: rasch und sicher, manchmal sogar ein wenig hastig schreitet die Handlung ans Ziel. Einmal nur, im 4. Akte, wird sie aufgehalten. Aber gerade die eingeschaltete Episode gehört zum Lebendigsten und Schönsten des Stückes, so daß wir gar nicht wünschen können, die Dichterin möchte sie herausschneiden. Man muß aus der Selbstanzeige der Verfasserin (Zukunft, 21. Juli) die Entstehungsgeschichte des Dramas kennen, wenn man es ganz verstehen und richtig beurteilen will. Lange Jahre der Krankheit liegen zwischen den Anfängen und der Vollendung. Es darf daher nicht erstaunen, wenn hie und da der Stil und die Darstellungsweise Ungleichheiten aufweisen. Im ganzen muß man doch bewundern, wie gut die Dichterin verstanden hat, die Nähte zu verdecken und dem Neuen den Ton des Alten zu geben.

Der Angelpunkt, um den sich die Handlung dreht, ist der hessische Aufstand vom Jahre 1809 unter der Führung Dörnbergs. Wie die großen Gegensätze der Zeit, der Kosmopolitismus und das neu erwachende Nationalgefühl, aufeinander platzen, wie Familienbande gesprengt, Ehen zerrissen werden, dadurch, daß die alte und die neue Zeit einander nicht mehr verstehen, das ist dargestellt mit einem feinen Sinn für die Tragik solcher Spaltungen in der Weltanschauung eines Volkes. Freilich, eine Tragödie im strengen Sinne liegt hier nicht vor, wenn auch zum Schlusse eine der beiden Hauptpersonen mit vier Leidensgefährten von französischen Soldaten niedergeschossen wird und zwei Frauenherzen ihr Liebstes zu Grabe tragen müssen.

Volle tragische Wirkung wird dagegen erzielt in der Episodenfigur des unglücklichen Johannes von Müller. Die Szene (IV, 3), wo dem gefeierten Historiker und mächtigen Staatsmann zum Bewußtsein kommt, daß er als Werkzeug des Korsen Ehre und Würde verspielt hat, zählt — obgleich für den Gang der Haupthandlung etwas zu weit ausgesponnen — zu den ergreifendsten und bestgelungenen des Werkes. Auch die übrigen Gestalten sind gut gesehen und sicher hingestellt; sie gewinnen noch dadurch an überzeugender Lebenswahrheit, daß sie sämtlich, außer den ganz episodisch auftretenden, eine innere Entwicklung vor unsern Augen durchmachen. Am wenigsten scharf kommt, nach meinem Empfinden, der Held selber, Professor Haindorff, heraus, der besonders neben der ausgeführten Charakterschilderung Johannes von Müllers etwas verblaßt. Aber von der Veleda des Stückes an, der schwergeprüften, aus allen Prüfungen durch ihren unzerstörbaren Idealismus immer vergeistigter hervorgehenden Eugenie von Ußlar, bis herab zu dem niedrigsten Charakter, dem aus Gemeinheit und Gutmütigkeit, ja sogar einer gewissen Herzensgüte gemischten Kauz, dem Obersten Schalck: alle werden sie von den Ereignissen gewaltig angepackt und geschüttelt, alle, wenn nicht geläutert, so doch im Innersten getroffen.

Es ist ein Ver sacrum, ein Opfer an Jugendglück und Lebenskraft, das auf diesem Schauplatz dem Vaterlande gebracht wird. Daß das Gefühl des notwendigen und nicht vergeblichen Opfers so mächtig in den beiden Hauptpersonen lebt und herrscht, das gibt der Dichtung ihre Frische und den emportragenden Schwung. Ein so gewaltiges Brausen geht durch dies Drama, daß uns Nachlebende noch die Hoffnung mit fortreißt: es muß doch Frühling werden! P. Schlodtmann.

„Der letzte Kampf“, Roman von Otto Rung S. Fischer, Verlag Berlin. Im letzten Kampf unterliegen zwei Herrenmenschen — ein letzter Ritter und ein letztes Edelfräulein. Im letzten Kampf mit einer Zeit, die keinen Respekt mehr vor ihnen hat. Leo Clermont und seine Schwester sind die Abkömmlinge eines exilierten verarmten Adelsgeschlechts, die nun gezwungen werden, in die breiten Reihen der Massen einzutreten, und mit ihnen den häßlichen Kampf um den Erfolg zu kämpfen. Mit zusammengebissenen Zähnen nehmen sie ihn auf, für eine kurze Weile. Aber beide sind unfähig zu den Konzessionen, die sie machen müßten, um den neuen Weg zu Macht und Glanz zu gehen. Es liegt ihnen noch im Blut, daß man nur zuzugreifen braucht, damit alle andern zurückweichen und willig gewähren. Leo Clermont wird im Dienst unmöglich, weil es für seine Herrscherinstinkte keine Sklaven mehr gibt, seine Schwester wird unvornehm, abhängig aus Hochmut; sie heiratet einen reichen vulgären Mann. Die Darstellungskunst des Dichters ist reich. Er erfindet feine Symbole, packende und ausdrucksvolle Situationen, z. B. die Scene, wo die beiden die Festmenge überreiten. Ein Buch, das aus einem ausgebildeten Geschmack für Dekadenz herausgewachsen, ihre Typen, den besonderen Reiz und das besonders Peinliche ihrer Art, sehr stark wiedergibt.

„Grundriß der Ethik“ mit Beziehung auf das Leben der Gegenwart. Von W. Rein, Jena. Osterwieck. Verlag von A. W. Zickfeldt. 1906. Die Versuche, eine Ethik für die Gegenwart zu schreiben, eine Ethik, in der auch die besonderen Aufgaben, Konflikte und Fragen des modernen Lebens wirklich beleuchtet werden, sind noch ziemlich selten. Noch seltener Versuche, Richtlinien für das praktische Verhalten des Menschen der modernen Gesellschaft zu geben. Ein solcher Versuch wird in dem vorliegenden Buch gemacht. In Anlehnung an die Systematik der Herbartschen Ethik werden die sittlichen Probleme in steter Beziehung auf ihre Erscheinungsform im modernen Leben erörtert. Das Ganze durchzieht eine der Zukunft optimistisch zugewandte Stimmung und die gesunde Pietät vor den sittlichen Traditionen, die auf klarem historischen Sinn beruht und aus einem feinen Gefühl für den Wert aller sittlichen Gebundenheit hervorgeht.

„Prodromos“ von Peter Altenberg. S. Fischer Verlag. Berlin 1906. — G. Duckama Knoop. Die Grenzen. II. Bd. **„Sebald Sockers Vollendung“**. Leipzig. Insel-Verlag. 1905. Die beiden Aphorismen-Sammlungen haben viel Verwandtes, wenn auch nicht im Stil, so doch in dem Weltgefühl, das sich in ihnen ausspricht, — ernsthaft und fast pathetisch in der einen, mit der heiteren Überlegenheit eines literarischen sportsman in der andern. Peter Altenberg will mehr sein, als einer, der blitzende Kugeln auf der Spitze eines feinen Stiletts tanzen läßt. Prodromos — Wegweiser. Diese Einfälle, die wie die Sprüche des weisen Salomon über alles hinwegreichen, „von der Ceder Libanons bis an den Ysop, der aus der Wand wächst“ — oder, um es Altenbergisch zu sagen, von Rheingold bis Gervaiskäse und Hühnerbouillon, Wegweiser? Peter Altenberg sagt selbst: ein unbescheidener Titel. Und doch hält er ihn aufrecht. Er gibt eine Diätetik der Seele und des Leibes, die auf einem sehr ernsthaften und ganz konsequent festgehaltenen Prinzip steht: alles was der Mensch seelisch und leiblich aufnimmt, ist wertvoll, sofern es ein Tonikum ist, sich restlos in Energie umsetzt. „Akkumulation von Lebens-Energien, auf der Basis von Erkenntnis und Weisheit, wird die Marke der künftigen Generation sein“ — das ist so ein Grundgedanke, der durch tausenderlei Aphorismen, Anekdoten, Rezepte hindurchgespielt wird. — Auch „Sebald Sockers Vollendung“ geht den Weg einer kulturellen Verfeinerung, bei der es sich darum handelt, vom Stofflichen loszukommen, oder vielmehr das Stoffliche geistig zu bezwingen, auszuschöpfen, wahrhaft persönlich zu machen. Feine und eigentümliche Bemerkungen über Kunst und soziale Fragen, über das Problem der persönlichen und der nationalen Kultur geben auch ihm den Wert eines Prodromos, eines Wegweisers, wenn auch vielleicht nur wenige den Namen des Landes zu entziffern vermögen, den der ausgestreckte Arm trägt.

„Großmutter“. Ein Buch von Tod und Leben. Herausgegeben von Richard Schaukal. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. Es stehen allerlei feine und wehmütige Dinge in diesem Buch, das der Verfasser Marie Ebner-Eschenbach, der weisen und gütigen, gewidmet hat. Lebenserinnerungen ganz eingetaucht in die Stimmungen, an der das Tatsächliche und Gegenständliche von ihnen haftet, und von der es in das Gedächtnis hinaufgetragen wird, Kindheitseindrücke, an denen die Traurigkeit und die Schönheit des Lebens zu fühlen ist — solche einfachen „allgemein menschlichen“ Erlebnisse werden in schönen und weichen Worten ausgesprochen. Es ist, als führte der Dichter den Leser an eine alte Servante und zeigte ihm da alte Familienheiligtümer, solche, wie alle ehrfürchtigen Menschen haben, die aber doch für jede Seele etwas anderes, etwas ganz bestimmtes und eigenes bedeuten.

„Peter Rosegger Schriften“. Volksausgabe III. Serie. Vollständig in 80 Lieferungen à 35 Pfg. Leipzig, L. Staackmann. Die soeben erschienenen Lieferungen 31—44 bringen den 5. Band: „Mein Weltleben oder wie es dem Waldbauernbuben bei den Stadtleuten erging.“ Dies Buch — „keine Dichtung, sondern ein Bekenntnis, eine Reihe von plaudersamen Beichten, die im Laufe der Jahre abgelegt worden sind, um eine arme Seele zu befreien,“ bringt bekanntlich den Entwicklungsgang des Verfassers selbst und eine Fülle von Mitteilungen über äußeres Leben und schriftstellerisches Schaffen, doch dürfte das, was sein „Menschengeschick“ an sich bot, weniger bedeuten als die Art wie es dargestellt wird. Der Band gehört zu dem Besten, was Rosegger geschrieben. — Wie sein Waldbauernbub, so führen denn auch die „Idyllen aus einer untergehenden Welt“ mitten in seine Waldheimat hinein und bieten eine Fülle typischer Gestalten und origineller Figuren, die gewaltig zusammenschwinden, seit die Eisenbahn die Waldpfade kreuzt.

Eine neue Gabe aus Roseggers Hand bietet uns der gleiche Verlag in dem hübsch ausgestatteten Bande:

„Nixnutzig Volk“. Eine Bande paßloser Leute (brosch. 4 Mark, geb. 5 Mark). Der

Dichter hat dem Buche selbst ein Geleitwort mit auf den Weg gegeben, das Art und Inhalt am besten schildert:

„Wenn die Kerle aneinandergeheftet sind, dann kann sie einer leicht vor sich hertreiben!" sagt der Landwächter Johann Kröfel gern, wenn er einen Trupp Zigeuner einzubringen hat. Ich habe aus denselben Gründen meine Bande vom Buchbinder zusammenheften lassen.

Ein ganzer Band nixnutzig Volk? Der Leser macht ein bedenklich ernstes Gesicht. „Waldpoet, das ist man von dir nicht gewohnt.". —

Aber, mein Freund, es ist so lustig, auch einmal abenteuerliche Gesellen und Gesellinnen zu zeichnen und ihnen hie und da ein kleines Fratzlein anzuhängen. Jawohl, allerlei Nixnutze habe ich da beisammen, und fast keiner ist so traurig, daß man sich nicht ein wenig mit ihm oder über ihn lustig machen könnte. Darunter besonders bemerkt auch solche, die als „Nixnutze" gescholten werden, weil sie für das Alltagsleben nicht taugen, weil sie sich dem Weltbrauch nicht fügen können, weil sie es in ihrer treuherzigen Einfalt zu nichts bringen und von ihrem Elend nicht einmal dann etwas merken, wenn sie daran zugrunde gehen. Solch reine Toren wird man hier mehr als einen finden und der zehn Gerechten wegen bitte ich um Nachsicht für andere.

Wenn bei Durchzug dieser Bande Kinder nicht auf die Straße laufen, so ist's mir lieb. Gefahr wäre wohl kaum dabei, aber auch kein Vorteil. Erwachsene hingegen, die sowieso schon wissen, wie es zugeht, mögen an den zweifelhaften Leuten Ergötzung und vielleicht sogar Gewinn finden."

„Meyers Großes Konversations-Lexikon." Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 148 000 Artikel und Verweisungen auf über 18 240 Seiten Text mit mehr als 11 000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf über 1400 Illustrationstafeln (darunter etwa 190 Farbendrucktafeln und 300 selbständige Kartenbeilagen) sowie 130 Textbeilagen. 20 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark oder in Prachtband zu je 12 Mark. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.) Mit dem soeben erschienenen 14. Band vom „Großen Meyer" ist dieser bis zum Stichwort „Ohmgeld" gediehen. Auch dem jüngsten Band ist die bereits bei seinen Vorgängern oft und gern hervorgehobene Sorgfalt in der Auswahl und Abfassung der Artikel, ihre zweckmäßige Gruppierung, die gute Ausstattung mit Illustrationen in hervorragender Weise eigen. Das zeigen uns z. B. die gerade in diesem Band stark vertretenen Artikel aus dem Gebiet der Länder- und Städtekunde. Wir verweisen hier nur auf die eingehenden Monographien von München und New York sowie auf die umfangreichen Abhandlungen über die Niederlande mit ihren Kolonien, über Nordamerika, das Norddeutsche Tiefland und Norwegen — sämtlich mit erweiterten oder ganz neuen Karten und Plänen. Durchaus modern sind die durch instruktive Abbildungen veranschaulichten Artikel „Motorboote" und „Motorwagen". Als eine willkommene Neuerung begrüßen wir die Übersicht der wichtigsten naturwissenschaftlichen Entdeckungen. Auf biographisch-historischem Gebiet finden wir wohlgelungene Abschnitte über Moltke, Mozart, Mukden, Munkácsi, Nansen, Napoleon. Erwähnen wir noch, daß aus der Rechtspraxis Begriffe wie Moratorium, Mündelsicherheit, Musterschutz, Nachlaßansprüche, Nachlaßregulierung, Nachlaßverwaltung, Namensänderung, Nießbrauch, Öffentlichkeit eine sehr durchsichtige Behandlung erfahren haben, so glauben wir in ausreichendem Maße die Vielseitigkeit des neuesten Bandes angedeutet zu haben.

„Jahrbuch der Fürsorge", von Klumker und Polligkeit. Herausgegeben im Auftrage der Zentrale für private Fürsorge, Frankfurt a. M. 1. Jahrgang. Dresden, O. V. Böhmert. 1906. 2,00 Mark. Das hier zum ersten Male vorliegende „Jahrbuch der Fürsorge" besteht aus einer Reihe von Abhandlungen und mehreren berichtartigen Material-Sammlungen. Die erste Abhandlung, von Paquet, betrifft die „Hauptformen der Jugendfürsorge in den Vereinigten Staaten". P. schildert zunächst den Umbildungsprozeß, den die aus Europa, namentlich aus Deutschland übernommenen Fürsorgemethoden durchmachten. Er führte zu einer Umwälzung im Anstaltswesen, als dessen bester älterer Typus sich das Girard-Waisenhaus in Philadelphia lebensfähig erwiesen hat, — sowie zu Versuchen und Rückschlägen bei der Einführung des Familienpflege-Systems, in welchem Chicago eine leitende Rolle spielt. — In der 2. Abhandlung „Bildung und Unterhaltung in Volksheilstätten" berichtet v. Greyerz-Jena über die Bestrebungen zur Beschäftigung und Fortbildung der Patienten in Dr Weickers Krankenheim (Görbersdorf in Schlesien). — Vier weitere Aufsätze handeln über eine Arbeitslehrkolonie. Dr Laquer entwickelt den Plan der Gründung einer solchen für die Versorgung der aus den Frankfurter Hilfsschulen entlassenen Zöglinge. Dr Sioli berichtet eingehend über eine schon bestehende derartige Anstalt in Gräbschen bei Breslau. Dr Klumker macht positive Vorschläge über besondere Einrichtungen eines solchen Institutes in bezug auf die Berufsvorbereitung. Ingenieur Grohmann-Zürich endlich unterbreitet ein ausführliches Gutachten über Organisation, örtliche Lage einer Frankfurter Arbeitslehrkolonie. — In einer Abhandlung „Haushaltungsbudgets" führt Frau Geheimrat Hartwig-Frankfurt eine lehrreiche Untersuchung über die Bedeutung derselben für die Armenpflege. Den Schluß bildet ein besonders bedeutungsvoller Aufsatz von Professor Dr A. Voigt-Frankfurt, in welchem ein Vorschlag über eine anzulegende periodische Statistik der Berufswahl gemacht wird, die sozusagen den Berufsmarkt zu beleuchten hätte, wodurch die Beratung für eine richtige Berufswahl erst auf eine weitere Basis gestellt wird. Eine Reihe deutscher Städte sind hierfür bereits gewonnen. — Der weitere Inhalt des Jahrbuches besteht in einer Sammlung der gerichtlichen Entscheidungen über Rechtsfragen der Kinderfürsorge, einem bibliographisch-kritischen Literaturbericht und in einer Zusammenstellung einiger Erfahrungen aus der praktischen Fürsorgearbeit. Wie ersichtlich gibt dieser außerordentlich reiche und wertvolle Inhalt dem „Jahrbuch der Fürsorge" eine Bedeutung, die weit über das engere Gebiet der Fürsorge in die Sozialpolitik hinausreicht.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

Archiv für Rassen- und Gesellschafts-biologie, einschließlich Rassen- und Gesellschaftshygiene. Zeitschrift für die Erforschung des Wesens von Rasse und Gesellschaft und ihres gegenseitigen Verhältnisses für die biologischen Bedingungen ihrer Erhaltung und Entwicklung, sowie für die grundlegenden Probleme der Entwicklungslehre. Herausgegeben von Dr med. A. Ploetz in Verbindung mit Dr jur. A. Nordenholz, Dr phil. Ludwig Plate und Dr jur. Thurnerald. Redigiert von Dr A. Ploetz und Dr E. Rüdin. 2. Jahrgang. 5. und 6. Heft. September-Dezember 1905. Berlin, Verlag der Archiv-Gesellschaft.

Berg, Leo. Aus der Zeit — Gegen die Zeit. Gesammelte Essays. Berlin—Leipzig—Paris. 1905. Verlag von Hüpeden und Merzyn.

Blomberg, H. v. Gedanken der Stille. Altenburg. S.-A. 1905. Verlag von Stephan Geibel.

Bode, Dr Wilhelm. Stunden mit Goethe. Für die Freunde seiner Kunst und Weisheit. Jährlich vier Hefte 8° (etwa je 90 Seiten) mit Abbildungen. Preis eines Heftes 1 Mark. Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW. 12, Kochstr. 68—71

Böhme, Margarete. Die graue Straße. Roman. Dresden. Verlag von Carl Reißner. 1906. Preis 4 Mark.

Detring, Carl. Das Weib als Erzieher Roman. Verlag Continent, Berlin SW.

Dornau, C. von. Das Licht. Roman. Dresden. Verlag von Carl Reißner. 1906. Preis 3 Mark.

Eberhart, Ernst, Erik. Das Kind. Drama in vier Akten. 2. Auflage. Berlin und Leipzig. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger.

Ehe Bubi Student wird. Eine Mutter den Müttern. Mit Illustrationen von Tony Sarg. 1. bis 3. Tausend. Berlin W. 35. Harmonie, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.

Eschen, M. von (M. von Eschstruth). Wandlungen einer Seele. Roman. Leipzig 1905. Verlag von E. Pölz.

— Auf dem Wege nach Erkenntnis. Berlin. Verlagsbuchhandlung Alfred Schall, Kgl. preuß. und herzogl. bayer. Hofbuchhändler. Verein der Bücherfreunde.

Frommershausen, M. Sanftmut. Roman. Verlag von Otto Rippel. Hagen i. W.

Goeringer, Irma. Kinder der Seele. Roman. Verlag von Egon Fleischel & Co. Berlin 1905. Preis 3 Mark.

Grad, Max. Djagi. Roman. Preis brosch. 3,50 Mark. Berlin W. 35. Verlag Egon Fleischel & Co.

Guttzeit, Johannes. Ein dunkler Punkt. Das „Verbrechen gegen das keimende Leben" oder die Fruchtabtreibung. Nach den medizinischen Quellen reinmenschlich dargestellt und beleuchtet. Preis brosch. 3,50 Mark. Leipzig 1905. Verlag von Max Spohr.

Haus, Dr Wilhelm. Schicksal und Wille. Ein Versuch über Henrik Ibsens Weltanschauung. Leicht gebunden 1,50 Mark. München 1906. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung von Oskar Beck.

Hardt, Ernst. An den Toren des Lebens. Eine Novelle. Inselverlag. Leipzig 1904. Preis 2 Mark.

Jacobsen, Friedrich. Die letzten Menschen. Zweites Tausend. Verlag von Georg Wigand.

Jenkner, Dr Hans. Rätsel aus Erd- und Himmelskunde. Mit einem Begleitwort von Geh. Regierungsrat Dr Alfred Kirchhoff, Professor der Erdkunde. Neue Folge. Berlin 1906. L. Oehmigkes Verlag (R. Appelius), Zimmerstr. 91. Preis 1 Mark.

Katscher, Leopold. Weibliche Geheimbündelei. Verlag von Julius Eichenberg, Siena (Italien) und Berlin, Gitschinerstr. 2. 1905.

— Wie es in der Welt zugeht. Ein Zeit-Tagebuch mit Lebensausschnitten, Glossen, Streiflichtern und interessanten Lesefrüchten. Preis karton. 1 Mark. Leipzig 1905. Verlag von Felix Dietrich.

Kehren, Berta. Kurt Willinger, Roman. Berlin W 50. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. Hermann Ebhock.

Knoop, Gerhard Ouckama. Radeshda Bachini, Roman. Berlin 1906. Verlag von Egon Fleischel & Co.

Kultur, Die. Sammlung illustrierter Einzeldarstellungen, herausgegeben von Cornelius Gurlitt. Preis pro Band 1,25 Mark. 7. Band, Mary Zepler: Erziehung zur Körperschönheit. 8. Band, Franz Blei: Von amoureusen Frauen. Hans Ostwald: Landstreicher. Berlin, Verlag von Bard Marquardt & Co.

Lampe, Dr Felix. Zur Erdkunde, Proben erdkundlicher Darstellung für Schule und Haus ausgewählt und erläutert. Preis geb. 1,20 Mark. Leipzig und Berlin 1905. Verlag von B. G. Teubner.

Langgaard, Halfdan. Oskar Wilde. Die Sage eines Dichters. Axel Junker in Stuttgart. Verlag 1906. Preis 1,50 Mark.

Lehmann, Gustav. Suggestioneur in München. Wie ich meine Nervosität verlor. Natürliche Selbsthilfe bei Nervosität durch Selbstwachsuggestion. Nach der Methode von Dr Paul Emil Levy in Nancy. Nach eigenen Erfahrungen gemeinverständlich bearbeitet. Leipzig 1905. Verlag von Max Spohr.

Lemp, Eleonore. Die Gleichnisse Jesu. Buchschmuck von Alfred Weßner. Elegant kartonniert 2 Mark, in Leinenband mit Goldschnitt 3 Mark. Verlag des Waisenhauses in Halle a. S.

Lenk, Margarete. Die Bettelsänger. Eine Erzählung für die Jugend. Mit Federzeichnungen von E. Ritscher. 2. Auflage. Zwickau i. S. Druck und Verlag von Johannes Herrmann.

Lilienfein, Heinrich. Heinrich Vierordt. Das Profil eines deutschen Dichters. Gezeichnet zu seinem 50. Geburtstag. Erste und zweite Auflage. Heidelberg 1905. Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Marcuse, Dr Max. Die geschlechtliche Aufklärung der Jugend. Vortrag, gehalten am 5. April 1905 zu Berlin im Bund für Mutterschutz. Preis 30 Pfg. Leipzig 1905, Verlag von Felix Dietrich.

Max J. Wolff. Irene Wesenburg. Roman. Zweite Auflage. Berlin 1905, F. Fontane & Co.

Mengs, Georg (Gertrud Büstorff). Wen du nicht verläßest, Genius. Roman. Berlin. Verlag von Otto Janke.

Michels, Dr Robert. Patriotismus und Ethik. Eine kritische Skizze. Vortrag, gehalten am 17. Januar 1906 zu Berlin in der „Gesellschaft für ethische Kultur." Preis 50 Pfg. 1906. Leipzig, Verlag von Felix Dietrich.

Oberdieck, Marie. Sonnenwende. Gedichte. Berlin. Verlag von Eduard Trewendt. 1906. Preis eleg. karton. 1 Mark.

Pirscher, Joh. Wachstum, Gedanken über sittliches Sein und Werden. Leicht geb. 1,20 Mark. München 1906, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung von Oskar Beck.

Preindlsberger-Mrazovic, Milena. Das Grabesfenster. Eine Sarajevoer Geschichte aus dem Beginn der Okkupation. Umschlag und Vignetten von Ewald Arndt. Innsbruck. A. Edlingers Verlag. 1906. Preis geh. 1,50 Mark.

Prellwitz, M. und Meinecke, E. Lehrbuch für den Handarbeitsunterricht mit besonderer Berücksichtigung für das Handarbeitslehrerinnenexamen nebst Geschichte, Zusammenstellung der verschiedenen Methoden und einigen Lehrproben. Mit 61 Abbildungen in Holzschnitt und 11 lithographischen Tafeln. Preis geh. 4 Mark, geb. 4,80 Mark. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin 1905. L. Oehmigkes Verlag (R. Appelius).

Riotte. Soll und Haben in Amerika. Selbstbekenntnisse eines Fälschers, dem Englischen nacherzählt. Berlin und New-York 1905. Deutsch-amerikanischer Verlag.

Roeßler, Arthur. Die Frau. Sammlungen von Einzeldarstellungen. Band I: Felder, Erich. Vom ernüchternden Einfluß der Frau. Band II: Carry Brachvogel. Marquise de Pompadour. Preis jedes Bandes elegant kartonniert 1,50 Mark, in Leder geb. 2,50 Mark. Verlag von Friedrich Rothbarth in Leipzig.

Schlodtmann, Paula. Die gymnasiale Mädchenbildung. Sonderabdruck aus der Lehrerin. 21. Jahrgang. Nr 43. Gera 1905. Druck von Theodor Hofmann.

Sozialer Fortschritt. Hefte und Flugschriften für Volkswirtschaft und Sozialpolitik. Unter Mitwirkung erster Sachkenner für Gebildete aller Kreise geschrieben. Jedes Heft 15 Pfg., Doppelheft 30 Pfg. Die Reihe von 10 Heften 1,20 Mark. Nr 36. Gaulke, Joh. Die Prostitution. 2. Tausend. Nr 40. Galandauer, K. J. Sexuelle Jugendaufklärung 2. Tausend Nr 49/50. Zepler, Marg. Volkshochschulen. 2. Tausend. 1905. Leipzig. Verlag von Felix Dietrich.

Storck, Dr Karl. Die kulturelle Bedeutung der Musik. I. Die Musik als Kulturmacht des seelischen und geistigen Lebens. (Als Vortrag gehalten beim 3. musikpädagogischen Kongreß zu Berlin). Preis brosch. 80 Pfg. Stuttgart 1906. Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer.

Stenglin, Felix Freiherr von. Im Wunderland der Liebe. Gedichte. Verlag von Franz Wunder. Berlin.

Strunz, Käthe. Schematischer Leitfaden der Kunstgeschichte Verlag von Franz Deuticke. Leipzig—Wien. 2 Mark.

Uxküll, Gräfin L. Im Weiterschreiten. Preis 4 Mark. F. Fontane & Co., Berlin 1904. — Das Reich des Schönen. Preis brosch. 4 Mark. F. Fontane & Co., Berlin 1905.

Weilshäuser, E. Illustriertes vegetarisches Kochbuch. Verlag von Th. Grieben (L. Fernau). Leipzig. 1,50 Mark.

Schwäbische Donauzeitung
Ulmer Tagblatt
Ulmer Neueste Nachrichten
Ulmer Volksblatt
Ulmer Anzeiger
Ulmer Sonntagsblatt
Ulmer Illustrierte Blätter
Ulmer Kinderzeitung
Ulmer Frauenzeitung
Ulmer Landwirtschaftliche Zeitung
Ulmer Amtsblatt

Ulmer Bücherei
Ausleihe: Montag, Dienstag, Donnerstag, Freitag 14–18 Uhr
Mittwoch 10–12 Uhr
Samstag 10–13 Uhr
Lesesaal: Montag–Freitag 10–18 Uhr
Samstag 10–13 Uhr
Kinderbücherei: Montag, Dienstag, Donnerstag, Freitag 14–17 Uhr
Mittwoch 10–12 Uhr
Samstag 10–12 Uhr

Verantwortlich für Inserate:
Hermann Ebner, Ulm, Frauenstraße 77

Pracht-Untertücke
direkt von der Fabrik
in Zanella, elfenbein und weiss gestreift, per Meter Mk. 0.— in Moire, elfenbein und weiss gestreift, per Meter Mk. 0.— in Alpacca 70 cm. breit, elfenbein, 2 reflektierende Streifen, per Meter Mk. 0.—
Gediegenste Fabrikate, Muster und Abschnitte franko.
Es wollen Muster von den billigsten Preisen liefern gütigst
Edgar Brambeer
Tapezierermeister
BERLIN N. Chausseestr. 3
Telephon Amt I, 4789.

MAGGI's WÜRZE
Bester Ersatz für Fleischbrühe.
Bei Magen- und Darmleiden
Nur echt in Original-Flaschen mit Etikette und Schutzmarke.
Vorsicht bei Nachahmungen.
Bester Ersatz für Fleischbrühe.
Bei Magen- und Darmleiden
Nur echt in Original-Flaschen mit Etikette und Schutzmarke.
Vorsicht bei Nachahmungen.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe. ✻
Beginnt am 16. April. Prospekte für Interne durch Frau Prof. Dr. Lindemann, Karlsruhe i. B., Hirschstrasse 59.
Die Vorsteherin des städtischen Mädchen-Gymnasiums: Dr. Lindemann.

Sprach- u. Handelsinstitut für Damen
von Frau Emilie Herwitz,
gegr. 1866. BERLIN W., Potsdamer-Strasse 50. 22222
Real- und Handelsschule, Fremdsprachliche Abteilung, Vorbereitung für Lehrerinnen-Examina, Sprachkurse und Sprachreisen. — Beginn des Sommer-Semesters 20. April. — Neue Kurse: 20. Juni, 20. Juli, 20. September. — Prospekte im Bureau.

Zeitungs-Dachrichten
in Original-Ausschnitten
über jedes Thema, für Industrie, Handel, Banken, Vereine und Privatbedürfnisse, Gesellschaftskreise, Wissenschaften etc. liefert in kürzester Zeit sämtliche Zeitungsausschnitte unter mässigen Bedingungen
Adolf Schustermann, Zeitungs-Ausschnitt-Bureau.
Berlin S., Alexandrinenstrasse 118/119.
Lese die meisten und bedeutendsten Zeitungen u. Journale Deutschlands und Österreichs. Tel.-Amt IV, 7. Telegramm-Adresse: Schustermann. — Prospekte u. Referenzen gratis u. franko.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Feder“ kann durch jede Buchhandlung in Ost- und Westmärkte oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 3 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Feder“ (Verlag M. Woerlen Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—36). Preis pro Quartal in Deutschland 3 Mk., nach dem Ausland 3,50 Mk.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind ohne Ausnahme direkt an die Redaktion der „Feder“, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—36 zu adressieren.

Anzeigen eingetragener Firmen werden in das nächste Heft aufgenommen, die unberechtigte oder fälschlichung wird verfolgt.

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Geschäftsstelle: Am Anhalter Bahnhof 3. für Haus I: von 10—12 Uhr. für Haus II: von 11—1 Uhr.

Berlin W. 30. Barbarossa-Strasse 7a.

Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30. Barbarossa-Strasse 7.

Haus II. gegründet 1874:

Seminar- Kock- und Haushaltungs-Schule: **Bodmig Heyl:** Curse für Koch- und Haushaltungslehrerinnen.

Curse in allen Zweigen der Küche und Haushaltung für Töchter höherer Stände, für Bürgertöchter.

Kochcurse für Herrschaften.

Ausbildung zur Stütze der Hausfrau und Dienstmädchen.

— Anschluß: Das Haus II steht Pct. 3. Berlin. —

Haus I. gegründet 1874:

Kindergärtnerinnen und Kinderpflegerinnen.

Curses für junge Mädchen zur Ausfüllung ihres künftigen Berufs.

Curse zur Vorbereitung für erstes Schulexamen.

Pensionat: Victoria-Stübchen heim.

Kinderhort: arbeitsschule: Elementarschulen Vorschulgärtchen. Kindergarten. Säuglingspflege. Kinderspeisung last. Spezialcursus!

Anfragen für Haus I und Haus II an Frau Dora Seeler.

Sprechstunden: Montags 12—1 Uhr.

Das 25. Jahrgang erscheint: ❖ ❖ Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses ❖ ❖

Expedition der Schriften: W. 30, Barbarossa-Strasse 7a. Die Zeitung erscheint vierteljährlich in einer Auflage von 2000 Exemplaren und geht den Abonnenten ganz Deutschland zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschließlich Porto: Für Berlin u. M. für Deutschland 2 M. für das Ausland 3 M. Anfragen, Beschwerden, Beiträge sind an die Geschäftsstelle und Mitteilungen sind an die Expedition zu richten.

Gedruckt bei Wilhelm Büxenstein, Berlin SW. 68, Lindenstraße 3.

Nr. 1. Berlin, 1. Oktober 1911. 1. Jahrgang.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Leben der Frau

Herausgegeben von Helene Lange und Gertrud Bäumer

Verlag von Moritz Diesterweg in Berlin W 35, Lützowstraße 107/8

Die Frauen in der Staatsbürgerschule.

Von Helene Lange.

Mit Recht hat man es als eine Errungenschaft der Revolution bezeichnet, daß sie die Frauen in die Staatsbürgerschule hineingezwungen hat. Wir haben es nicht nötig, uns dessen zu schämen, daß wir erst durch die Not der Zeit dazu gekommen sind, uns mit den Fragen des Staatslebens zu beschäftigen, denn wir sind nicht die einzigen, die erst durch die Not der Zeit dazu gekommen sind, sich mit diesen Fragen zu beschäftigen. Aber wir müssen uns dessen schämen, daß wir nicht schon früher dazu gekommen sind, uns mit diesen Fragen zu beschäftigen, denn wir sind nicht die einzigen, die erst durch die Not der Zeit dazu gekommen sind, sich mit diesen Fragen zu beschäftigen.

Legende, mit der meine Studie über die englischen Fabrik- und Sanitätsinspektorinnen gründlichst aufräumte. — Selbst ein Mann von der weiten Einsicht Wörishoffers, des ersten Vorstands der badischen Gewerbeaufsicht, fügte sich nur zögernd dem Zug der Zeit. Und allein in den Landtagen von Hessen und Baden ward, gegenüber einer Unsumme von Bedenken, 1896 anerkannt, daß ein Bedürfnis nach weiblichen Beamten vorhanden sei.

Zwei Jahre später, im Herbst 1898, brach Hessen den Bann mit der Ernennung zweier wirklicher und leibhaftiger Assistentinnen. Bayern folgte, während Württemberg die nach weiteren 12 Monaten provisorisch berufene Assistentin erst 1900 endgültig anstellte. Um die Jahrhundertwende war es, daß auch in Baden und schließlich in Preußen weibliche Beamte der Gewerbeaufsicht eingegliedert wurden.

Im allgemeinen wählte man Frauen mit praktischen Kenntnissen: Fabrikleiterinnen, Werkmeisterinnen, Direktricen; im übrigen genügte gute Töchter- oder Elementarschulbildung und Kenntnis der Arbeiterschutzgesetze. — Preußen ließ eine seiner Assistentinnen einen siebenmonatlichen Lehrkursus am Webstuhl durchmachen. — Eine Sonderstellung nahm und nimmt Baden ein. Von Anbeginn erklärte sich Wörishoffer, wenn schon, denn schon, für die Wahl „einer Persönlichkeit von wissenschaftlicher Bildung und Befähigung". Nur so sei zu erwarten, daß die Fabrikaufsicht nach und nach diejenige Ergänzung erfahre, deren sie zum Schutz der Arbeiterinnen bedürfe. Es müsse, bemerkt hierzu Baurat Dr Fuchs, damals noch badischer Inspektor, (in einem Bericht an den internationalen Kongreß für gesetzlichen Arbeiterschutz in Paris), Aufgabe eines weiblichen Beamtenkorps sein, das Wirken der gewerblichen Arbeit auf den weiblichen Organismus eingehender zu prüfen, den Einfluß auf das Familienleben und den Kulturzustand der Arbeiterklasse zu untersuchen und in entscheidender Weise zur Darstellung zu bringen. Diese Aufgabe verlange wissenschaftlich gebildete, selbständige Kräfte. — In diesem Sinne ward auch in Baden verfügt. Man beschloß, sich eine eigene wissenschaftliche Kraft auszubilden. Im Sommer 1900 trat nach glänzend bestandenem Doktorexamen die Nationalökonomin Elisabeth von Richthofen ihr Amt an.

Verschieden wie die Vorbildung ist Arbeitgebiet und Stellung der Beamtinnen. Durchschnittlich unterstehen sie als Assistentinnen, gleich den männlichen Hilfskräften, der Leitung und Verantwortung des zuständigen Gewerbeinspektors. Nur in Baden ward die Beamtin nach kurzer Probezeit dem Inspektor gleichgestellt. — Als selbständig wirkende Persönlichkeit erscheint durchaus auch die württembergische Assistentin. Die sächsischen „Vertrauenspersonen" wurden vor zwei Jahren in fünf Inspektorinnen, namentlich zur Durchführung des neuen Kinderschutzgesetzes, verwandelt.

Im allgemeinen liegt den Beamtinnen die Überwachung der Fabriken und Werkstätten mit nur oder vorwiegend weiblichen und jugendlichen Arbeitern ob. Ferner werden sie, wie in Bayern, zu Erhebungen in der Hausindustrie und zu schriftlichen Arbeiten, in Baden zur Stellung von Anträgen und zu wissenschaftlichen Arbeiten herangezogen. Ganz neue und wichtige Tatgebiete brachten die beiden letzten Jahre: einmal durch Einbeziehung der Maßwerkstätten der Konfektion und Putzateliers unter die geschützten Industrien. Namentlich aber durch das Kinderschutzgesetz von 1903. Ein erster Eingriff in die sonst vogelfreie Heimarbeit, will es auch die außerhalb der Fabriken und Werkstätten für Fremde oder für die eigenen Eltern gewerblich tätigen Kinder schützen: die kleinen Industriearbeiter, Kegelaufsetzer, Brot-, Zeitung-, Warenausträger..

* * *

Die erste Prüfungzeit mit eingerechnet, blicken wir heute auf sieben weibliche Dienstjahre zurück.

Wie hat sich nun die Frau in der deutschen Gewerbeaufsicht eingeführt? Wie sich bewährt? Ist es schon an der Zeit, diese Frage zu stellen?

Man könne, bemerkt Wörishoffer im badischen Jahresbericht von 1900, nicht sogleich einen greifbaren Erfolg erwarten. „Auch die männlichen Aufsichtsbeamten hatten eine jahrelange Tätigkeit nötig, bis es ihnen gelang, die damals neue Institution in dem Bewußtsein der Beteiligten einzuführen und bis sie selbst eine sichere Stellung zu den Fragen des ihnen damals neuen Berufes gewannen. Die große Nachsicht, mit der man am Anfang die Tätigkeit der männlichen Beamten beurteilte, wird man auch den weiblichen Beamten zugestehen müssen. Wollte man dies nicht tun, so würde darin eine Überschätzung der weiblichen Tätigkeit erblickt werden können, während im allgemeinen die Tätigkeit der Frau auf dem geistigen Gebiet eher unterschätzt wird."

Unter diesen Gesichtspunkten ließe sich fragen, ob es nicht auch noch heute angebracht sei, eine Würdigung des weiblichen Wirkens wenigstens bis zum Abschluß des ersten Dezenniums hinauszuschieben. Aber es kann mit Stolz gesagt werden: Wir bedürfen keines Aufschubs und keiner Nachsicht mehr. Wo immer ein greifbarer Erfolg möglich war, haben wir ihn, mit einer einzigen Ausnahme, schon heute, haben schon heute allen Grund, uns dieser neuen Provinz zu freuen. Ja, wir stehen hier vor ganz eigentlichen und besonderen Frauenleistungen. Und uns scheint, daß ihnen aus mannigfachen Erwägungen mehr als bisher eine Vordergrundstellung in der Frauenwelt gebührt.

Nicht wegen der quantitativen Aussichten in diesem Berufe. Ist doch das Amt an sich begrenzt, und so sehr die Zahl der Inspektorinnen noch wachsen kann und muß, groß wird sie nie werden. Allein dem Wesen nach ist das Inspektorat ein ungemein feines Organ für die Bewertung spezifisch weiblichen Wirkens, theoretisch sowohl als praktisch. Und ärztlich, volkswirtschaftlich oder technisch vorgebildete Frauen sollten diesen Beruf mit besonderem Interesse ins Auge fassen. Das ganze Gebiet ist, wie auch Wörishoffers Erörterung zeigt, ein vergleichsweise neues, ist ein Ergebnis unserer Zeit, genau so wie das Ringen der Frau um Anteil am öffentlichen Leben. Es hat keine alten männlichen Traditionen. Wohl hat der Mann auch hier Vorsprünge, aber viel unwesentlichere als sonst. Und sie werden zum Teil dadurch aufgewogen, daß weite und immer noch sich weitende Bodenstriche des Arbeiterschutzes sich für die weibliche Pflügung besonders gut eignen.

Das hat sich in England überraschend schnell ausgewiesen. Und auch in den meisten deutschen Bundesstaaten hat sich die weibliche Aufsicht verhältnismäßig rasch und gut eingebürgert. Freilich, sie ist kein durchschlagend auffälliger Erfolg gewesen wie in England. Ein solcher war durch die ganze Beschaffenheit der Ämter und die Art der Anstellung ausgeschlossen. Die Widerstände bei uns waren zäher, unsere Frauen für die Beamtenlaufbahn weniger vorgebildet. In England entschied über die Wahl der ersten Beamtinnen ihre vorausgegangene Tätigkeit in der Arbeiterbewegung! (man denke) oder im Staatsdienst. Sie hatten von Anbeginn selbständig zu berichten, bildeten bald ein eigenes Amt.

Trotzdem hat die weibliche Aufsicht auch in Deutschland, selbst da wo man nicht weiß „woher sie kommen ist" und nicht erfährt wohin sie geht, gewirkt. Mittelbar

gewirkt. Man vergleiche die Jahrgänge der Inspektionsberichte vor und nach dem Schluß des Jahrhunderts: Die Behandlung des Arbeiterinnenschutzes hat sich vertieft und verfeinert. Ganz anders wird dem weiblichen Organismus, der Frau als Mittelpunkt oder zukünftigem Mittelpunkt der Familie Rechnung getragen. Das besagt um so mehr, als die Beamtin meist nicht nur an Bildung und Vorkenntnissen, sondern namentlich auch der Zahl nach weit hinter dem männlichen Kollegen zurückbleibt. So kommen in Preußen auf 28 Regierungsräte mit 16 Hilfskräften und 125 Gewerbeinspektoren mit 81 Hilfsarbeitern insgesamt 4 Assistentinnen.

Prüfen wir die weibliche Tätigkeit in den einzelnen Bundesstaaten, so fällt zunächst die Verschiedenheit der Beleuchtung auf. Von den 4 *preußischen* Assistentinnen kommen 3 auf Berlin, eine auf den Regierungsbezirk Düsseldorf und München-Gladbach. Über die ersten schweigt sich der Berichterstatter mit überwältigender Gründlichkeit aus. In Arbeiterkreisen hört man hin und wieder ein freundliches Urteil über sie. Ich erinnere mich, daß auf dem Heimarbeiterschutzkongreß der preußische Regierungsrat mit seinen drei Damen zugegen war. Im übrigen sind sie die reinsten Veilchen. Was und wie sie arbeiten, wird der Öffentlichkeit vorenthalten. — Dagegen wissen wir von der rheinischen Assistentin, daß neben schriftlichen und telephonischen Anfragen sich die Besucher ihrer Sprechstunden ständig mehren: 13 Arbeiterinnen kamen 1901, im letzten Berichtsjahre 75. Dies lasse erkennen, bemerkt der Berichterstatter, „daß es der Assistentin in zunehmendem Maße gelingt, sich das Vertrauen der Arbeiterinnen zu erwerben". Sie hielt Vorträge in Arbeiterinnenvereinen über Arbeiterinnenschutz, Wohlfahrtseinrichtungen und Haushaltungsschulen.

In *Bayern* fehlt, wo es wie in der Oberpfalz und Regensburg neuen Boden zu gewinnen gilt, auch heute noch das Interesse der Arbeiterinnen. Auf Stätten älteren Wirkens wächst hingegen ihr Vertrauen zu den Assistentinnen stetig. Schon in den ersten Arbeitjahren 1899 und 1900 bezeichnete der leider zu früh verstorbene bayerische Zentral-Inspektor Poellath ihre Tätigkeit als besonders nützlich bei Spezialerhebungen über Frauenarbeit: Eine Reihe wertvoller Beobachtungen, namentlich über die hausindustriellen Betriebe, seien in den weiblichen Einzelberichten enthalten. Die jetzigen Referenten äußern sich anerkennend über Fleiß und Eifer der Assistentinnen, (worüber auch Zahlenbelege) über ihre guten schriftlichen Arbeiten, ihre die Sache fördernde Stellung zu Unternehmern und Arbeitern. — Auch die Überwachung des Kinderschutzes liegt wesentlich den Assistentinnen ob. Trotz ihrer Klagen über die Schwierigkeit der Kontrolle, ja über die Unmöglichkeit bei den ungenügenden Revisionsgrundlagen dem Gesetz in der Heimarbeit durchgreifend Geltung zu verschaffen, geben die diesbezüglichen Mitteilungen vielfache Einblicke und Anregungen. — Im Jahre 1904 ward die dritte Assistentin auf 9 Inspektoren und 14 Assistenten angestellt, ein wesentlich günstigeres Verhältnis als in Preußen.

In *Hessen* ward schon 1899, also im ersten Arbeitjahr, in Darmstadt und Offenbach „die Einführung der Beamtinnen *als ein wesentlicher Fortschritt* bezeichnet". Durch den direkten Verkehr der Assistentin mit den Arbeiterinnen seien „manche Mißstände und Mängel aufgefunden und beseitigt worden, *deren Vorhandensein wohl dem männlichen Personal entgangen wäre*". Für die Ausführung der Gesetze sei eine *tiefergehende Gewähr* geschaffen, *den Inspektoren ein weiterer Einblick in die Verhältnisse der Arbeiterinnen eröffnet worden*. — Gegenüber der zweiten Assistentin für Mainz und Gießen verhielten sich

die Inspektoren völlig ablehnend. Ob mit Recht oder Unrecht entzieht sich der Beurteilung. Es scheint, daß die getroffene Wahl keine glückliche war. Jedenfalls hatte ein Personenwechsel im Jahre 1901 guten Erfolg. Zur Zeit war in Hessen eine ärztlich oder volkswirtschaftlich vorgebildete Kraft gesucht worden. Ich ward damals um Empfehlung einer solchen geeigneten Persönlichkeit von amtlicher Seite angegangen. Allein auch die Führerinnen der Frauenbewegung wußten Niemanden, der zur Bekleidung dieser Stellung zugleich befähigt und geneigt war.

Wir kommen nun zu den Staaten, wo ein eigenes Urteil möglich ist, weil, wie in Württemberg und Sachsen, die Beamtinnen selbständig berichten, oder, wie in Baden, durch wissenschaftliche Arbeiten hervortreten.

Zuerst Sachsen: dieser Bundesstaat mit seinen großen Industriezentren, wo den Inspektorinnen eine große Aufgabe, der Kinderschutz, in einer ausschließlicheren und auffälligeren Weise wie in den anderen Bundesstaaten anvertraut ward.

Das Kinderschutzgesetz ist nicht das Ergebnis abstrakter Betrachtungen. Es erwuchs aus den Anklagen, die den Lehrern aus tausend Kinderaugen hohläugig entgegenblickten. Es entstand auf Grundlage sorgfältiger Erhebungen und Untersuchungen und der peinlichsten Berücksichtigung aller Schwierigkeiten. Und es muß leider gesagt werden, daß sich im großen und ganzen die sächsischen Inspektorinnen der Bedeutung dieses Gesetzes für die Nation noch nicht bewußt wurden. Sonst würde die ganze Art der Behandlung eine andre, und bei allem notwendigen Takt, bei aller unerläßlichen Vorsicht und Schonung, eine überzeugtere sein. Mag man mit der sächsischen Zensur, dem Schema der Berichterstattung, namentlich auch der Neuheit der Aufgabe, für die in Sachsen alle und jede Vorarbeit fehlt, noch so sehr rechnen, es bleibt ein Rest an Dürftigkeit zu tragen peinlich. Stellenweise lesen sich die Berichte fast wie ein Plaidoyer für die Kinderarbeit: „So sind z. B.“, heißt es aus Zwickau, „beim Klöppeln, das bis jetzt von den Kindern öfters schon vom vierten Jahre ab erlernt wird, verloren gehende Jahre in der Kindheit, während die Finger noch eine besondere Gelenkigkeit besitzen, kaum wieder einzubringen.“ — Nicht an Fleiß, Diensteifer und stofflicher Fülle fehlt es, sondern am Geist, der sich den Körper baut.

Das zeigt am besten ein Vergleich mit den Berichten der württembergischen Assistentinnen (speziell für den Kinderschutz übrigens auch die Mitteilungen der Inspektoren aus Oppeln, Baden, Hessen, einzelnen bayrischen Bezirken). Es war ein großer Vorzug, daß die Württembergerin von Anbeginn selbständig berichtete. So erhielt man ein geschlossenes Bild des weiblichen Wirkens, das im übrigen Deutschland fehlt. Leider hat jetzt in Folge einer allgemeinen Umordnung auch der weibliche Sonderbericht aufgehört. Immerhin kommen die Assistentinnen im einzelnen genügend zu Wort, um auch für die Folge ein Urteil über ihre Arbeit zu belassen.

Die erste württembergische Assistentin hat ihrer Tätigkeit die stark eigene weibliche Prägung gegeben, die wir von der neuen Einrichtung erwarteten. Von manchem Vorurteil hat sie sich selbst im Lauf der Jahre befreit und manches Vorurteil bei andern überwunden. Im Lande ist sie sehr beliebt, häufig hört man sie mit Anerkennung nennen. Auch die Vorgesetzten schätzen die weibliche Hilfe. „Die Leistungen der Assistentinnen,“ heißt es in einer kürzlich erschienenen Monographie über die württembergische Gewerbeinspektion, „sind bis jetzt sehr befriedigende und die von ihnen erstatteten Jahresberichte bekunden Gewandheit im Ausdruck und scharfe Beobachtung der einschlägigen Verhältnisse.“ — Man lese ihre Darstellungen über Frauenarbeit

(im letzten Jahre über „Die Verhältnisse der Arbeiterinnen in Konfektionswerkstätten") über Wöchnerinnenschutz und das Kinderschutzgesetz. Überall erscheint das allgemeine soziologische Verständnis befruchtet und bereichert durch die Fühlfäden, die das Weib zum Weibe fand. Und auch zum Kind.

Erfreulich wie in Württemberg liegt die Sache in Baden. Wörishoffer kam der jungen Assistentin in jeder Weise entgegen und zollte ihr bald herzliche Anerkennung. Ihre Güte, ihr feines Verständnis und ihre anmutige Liebenswürdigkeit, gepaart mit dem ernsten Drang zu wirken, zu helfen, waren überaus geeignet, Vertrauen zu erwecken. Und so, im tapferen Kampfe, überwand sie die ersten schweren Widerstände. Gleich der ersten englischen Inspektorin schied sie nach zweijähriger Tätigkeit, im Herbste 1902, infolge ihrer Verheiratung aus. Aber gleich dieser nicht ohne das weibliche Amt ausgezeichnet eingeführt, ihm gleichsam die Herzen gewonnen zu haben. — Ihre Nachfolgerin, Fräulein Dr Baum, war nach Abschluß naturwissenschaftlicher Studien zwei Jahre Assistentin am Laboratorium des Züricher Polytechnikums und drei Jahre in einer großen chemischen Anstalt in Berlin tätig. Sie ist die einzige auch offiziell selbständige deutsche „Inspektorin". Ihr unermüdlicher Fleiß, ihr starkes Interesse für den Beruf, ihre große Strebsamkeit, erklärte Dr Bittmann, der Nachfolger Wörishoffers, schon im vorigen Jahre, werden sie mehr und mehr zu einer Stütze der Inspektion machen. — Ihre Revisionstätigkeit umfaßt alle Gebiete des Arbeiterinnenlebens mit sicherem Blick und ruhiger Energie. Das zeigt auch der Jahresbericht. Er enthält Mitteilungen und Beobachtungen, die das weibliche Mitglied des Amtes deutlich erkennen lassen. Das zeigen namentlich die beiden Schriften über „die Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit" und „drei Klassen von Lohnarbeiterinnen in Industrie und Handel der Stadt Karlsruhe". Zu dieser letzten Arbeit bemerkt Fuchs in der „Sozialen Praxis": Baden habe zuerst von den deutschen Bundesstaaten Wert darauf gelegt, eine Frau von umfassender wissenschaftlicher Bildung für die Gewerbeaufsicht zu gewinnen, nicht in letzter Linie, weil von ihr auch eine kritische Verarbeitung der im Dienst gewonnenen Erfahrungen und Beobachtungen erwartet wurde. Diese Erwartungen seien glänzend erfüllt. — „Als ein besonderer Vorzug muß die feine psychologische Beobachtung und Kritik des Beobachteten hervorgehoben werden; bei der Beurteilung der festgestellten Tatsachen kommt es der Verfasserin sehr zu statten, daß sie als Frau an dem Denken und Fühlen der Arbeiterinnen mehr teilnimmt, als es einem Mann möglich gewesen wäre." — So urteilt ein Mann, der an Kenntnissen und Verständnis für seine Aufgabe während seiner vergleichsweise kurzen Aufsichttätigkeit den Durchschnitt weit überragte.

Hoffentlich tut dies Urteil seine Wirkung, trägt dazu bei, Frauen die Tore zur Inspektion etwas weiter und namentlich weitherziger zu öffnen.

Die Frauen ihrerseits sollten Sorge tragen, daß Persönlichkeiten zur Stelle sind, geeignet, die besonderen Werte der weiblichen Überwachung auszulösen.

Camilla Colletts Roman und ihr Einfluss auf Ibsen und Ellen Key.

Von

Maria Rassow.

Nachdruck verboten.

Es war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Alle die großen Norweger, die jetzt Greise oder bereits dahingegangen sind, waren noch ganz jung. Norwegen selbst — durch die Trennung von Dänemark und den Anschluß an Schweden aus jahrhundertelanger Erstarrung geweckt und durch seine neue freie Verfassung gehoben — war wieder ganz jung geworden, und wie Frühlingswehen ging es durch seine eingeschlossenen Täler und über seine einsamen Felsenküsten. Damals erschien Camilla Colletts Roman: „Die Töchter des Amtmanns".

Von der romantischen norwegischen Vorzeit, in die man sich, Volkslieder und Sagen sammelnd, vertieft hatte und der auch des jungen Ibsen erste Dramen entnommen waren, und von dem nationalen Gedeihen der Gegenwart, das man mit stolzem Selbstgefühl genoß, lenkte jenes Buch die allgemeine Aufmerksamkeit auf ein neues Gebiet. Es führte zuerst die moderne gebildete Frau Norwegens in die Literatur ihres Landes ein und zeigte sie den befremdeten Lesern als eine durch Sitte und Herkommen Gefesselte. In künstlerischer Form wies es darauf hin, wie viel Unfreiheit in den Familien der höheren Stände des freien Landes verborgen war. Das Erscheinen der „Töchter des Amtmanns" bezeichnet den Beginn der norwegischen Frauenbewegung, und mit Recht nennt die Verfasserin ihr Werk in späterer Zeit „die erste Schwalbe des Frühlings".

C. Colletts Schriften sind nicht aus eigenen schweren Erlebnissen hervorgegangen. Ihre Jugend seufzte nicht unter einem Druck, wie ihn Fredrika Bremer erlitt, und ihrem Eheleben blieben Erfahrungen, wie George Sand sie machte, fremd. In einem glücklichen, geistig bedeutenden Familienkreise wuchs Jakobina Camilla auf. Ihr Vater, der Pastor Wergeland, war ein glühender Patriot, wie schon aus dem Titel seiner Schrift „Dänemarks politische Verbrechen gegen Norwegen" hervorgeht, und der hervorragende Dichter Henrik Wergeland, der stürmische Kämpfer gegen die literarische Abhängigkeit seines Vaterlandes von Dänemark, war der älteste Bruder Camillas. Wie dürfen wir uns wundern, daß auch in ihr ein zur Freiheit strebender Zug war? Sie war 1813 in Christianssand geboren, aber schon in zartem Alter nach Eidsvold verpflanzt. Nicht nur inmitten einer großartigen Natur liegt Eidsvold, es ist auch jedem Norweger ein geweihter Boden, da dort bekanntlich 1814 die neue Konstitution entstand. Das begabte Mädchen erhielt erst zu Hause, dann in einer Herrnhuter Pension eine treffliche Erziehung. Sie verlebte darauf frohe Jugendjahre im Elternhause, bis sie sich 1841 mit dem gleichaltrigen Peter Jonas Collett, Professor der Rechte in Christiania, verheiratete. Aus dieser Ehe, die nach zehnjähriger Dauer durch

Colletts Tod gelöst wurde, gingen vier Söhne hervor, von denen der älteste ein bekannter Zoolog geworden ist. Als Witwe lebte Frau Collett, schriftstellerisch tätig, meist in Christiania, wo sie hochbetagt 1895 starb. Den erwähnten Roman schrieb sie nach ihres Mannes Tode. Er ist ihr Erstlings- und Hauptwerk und wurde 1855 veröffentlicht. Später gab sie Erzählungen und Erinnerungen heraus, 1877: „Aus dem Lager der Stummen"; doch „die Töchter des Amtmanns" hat sie nicht wieder erreicht. Obgleich der Roman seiner Zeit ins Deutsche übersetzt worden sein soll, und obgleich sein Name in jeder Biographie Ibsens genannt wird, darf ich seinen Inhalt wohl als unbekannt voraussetzen.

Die Verfasserin führt uns in einen der nördlichen, schwer zu erreichenden Bezirke Norwegens, in das Haus des Amtmanns Ramm. Anscheinend ist es ein glückliches Haus. Es herrscht feine Lebensart, Bildung und ein behaglicher Wohlstand darin. Der Hausherr ist ein gütiger, liebenswürdiger Mann, seine Gattin eine weltkluge, tüchtige Frau. Ein Sohn und zwei anmutige Töchter vervollständigen den Familienkreis, während zwei ältere Töchter bereits verheiratet sind. Leider jedoch ist die Milde des Amtmanns der energischeren Gattin gegenüber zur Schwäche geworden. Sie führt die Alleinherrschaft in der Familie, und das ist unheilvoll für das Lebensglück der Töchter. Zur Entschuldigung des Vaters darf angenommen werden, daß der beschäftigte Beamte so manches nicht ahnt, was sich hinter den häuslichen Coulissen abspielt. Für die Verheiratung ihrer Töchter zu sorgen, erscheint Frau Ramm als vornehmste Mutterpflicht. Nicht daß sie eine so hohe Auffassung von der Ehe hätte und zärtlich besorgt sei, ihren Kindern dieses Glück zu sichern, nein, sie ist eine kühlverständige Natur ohne Herzenstiefe. Aber ist es nicht die einzige Bestimmung der Mädchen, Hausfrauen und Mütter zu werden? Und von ihren hübschen, talentvollen Töchtern, an deren Ausbildung nichts versäumt ist, sollte auch nur eine diese Bestimmung nicht erfüllen und unverheiratet bleiben? Das wäre ja beinahe eine Schande. Alte Jungfern sind in den Augen der Amtmännin Frauen zweiter Klasse. Also einen Mann *muß* jede Tochter haben. Nun sind aber in Norwegen zu der Zeit, in der der Roman spielt, auf dem Lande in weltferner Gegend die Heiratskandidaten besonders dünn gesät. Die jungen Männer ziehen in die Welt, um das Glück zu suchen, während die jungen Mädchen daheim bleiben und warten, daß das Glück sie suche. Da gilt es eventuell zuzugreifen, auch wenn die sich bietende Partie nicht eben lockend ist, auch wenn das Mädchen keine Neigung für den Bewerber empfindet oder gar eine andere Neigung im Wege steht. Die Liebe wird sich in der Ehe schon finden, meint Frau Ramm, und findet sie sich nicht, nun, Selbstüberwindung und Aufopferung sind ja ebenfalls Bestimmung der Frau. Zu solchem Zugreifen, es war gerade Not an Mann gewesen, hat Frau Ramm ihre beiden ältesten Töchter zu veranlassen gewußt. Sie hat keine glückliche Hand gehabt, als sie die Ehen zwischen den widerstrebenden Töchtern und dem unbedeutenden, übersehenen Hauslehrer, als er endlich eine kümmerliche Pfarre und damit den Mut zum Freien gefunden hatte, und dem intelligenten, aber antipathischen Hilfsbeamten des Vaters stiften half. Da die eine der jungen Frauen bald gestorben, das Heim der andern in einer entfernten Gegend ist und die Tiefverbitterte das Elternhaus meidet, so bleiben die Angehörigen mehr oder weniger in Unwissenheit über die tiefe Tragik dieser Ehen, und der junge Mann, der zu Beginn der Erzählung in dem Amtmannshause eintrifft, erfährt, wie der Leser, erst später davon. Georg Kold, ein ungewöhnlich hübscher und vielversprechender

Mensch, ist soeben mit seinem Universitätsstudium fertig geworden und hat zu seiner weiteren juristischen Ausbildung bei dem Amtmann die Stelle eines Bevollmächtigten, wie es dort genannt wird, angenommen. Er ist auch auf dessen nicht ungewöhnliche Bedingung eingegangen, den Unterricht des Sohnes und der jüngsten Tochter zu übernehmen, nur für kurze Zeit übrigens. So tritt er in die Ämter ein, die einige Jahre früher die jetzigen Schwiegersöhne des Hauses inne gehabt haben. Es dauert auch nicht lange, so wittert die Umgegend einen neuen Schwiegersohn in ihm, und der alte Sonderling und Weiberfeind in Christiania, der sich des früh verwaisten Kold väterlich angenommen hat, läßt kräftige Warnungen vernehmen. Man irrt sich jedoch. Die liebenswürdige aber unbedeutende Amalie Ramm, die einzige in Betracht Kommende, denn die jüngere Schwester ist noch nicht erwachsen, erweist sich als ungefährlich für Kold, der den hausbackenen Kern ihres Wesens durch ihre harmlose Neigung zu romantischen Allüren hindurchfühlt. Übrigens ist Amalie, ebenso wie ihren Schwestern, auch nicht der leiseste Anflug von Koketterie vorzuwerfen; strenge weibliche Zurückhaltung, wie sie die Zeit fordert, ist von der Mutter in der Erziehung eindringlich betont worden. Nach einiger Zeit schenkt das junge Mädchen, von der scharfsichtigen Mutter ermuntert, den Huldigungen eines Hilfspredigers Beachtung. Allerdings ist er von der Natur nur stiefmütterlich behandelt worden, aber Amalie kommt schon bedenklich in die Zwanziger! Dieses Paar läuft später in einen urprosaischen aber nicht unglücklichen Ehehafen ein. Als sich die Klatschbasen des Distrikts zum zweiten Mal mit Kolds Herzensangelegenheiten beschäftigen, kommen sie der Wahrheit näher. Diesmal ist die jüngste Amtmannstochter, die inzwischen in Kopenhagen ihre Erziehung vollendet hat, die designierte Braut. Sophie Ramm ist eine der anziehendsten Mädchengestalten, die von dichterischen Federn geschildert worden sind, und dabei ist sie in ihrer tiefen Innerlichkeit und der ruhigen Selbstbeherrschung eine charakteristische Repräsentantin des besten nordischen Frauentypus. Einen solchen poetischen Reiz hat die Verfasserin über sie zu verbreiten gewußt, ihre lang zurückgehaltene endlich hervorbrechende Liebe für den jungen Mann in so unendlich zarter Weise darzustellen verstanden, daß man nicht ohne inneren Anteil ihrem Schicksal folgt und von dem Scheitern ihres Glücks tief bewegt wird. Denn auch sie tritt nicht als beseligte Braut vor den Altar, sondern schließt eine Vernunftehe. Zwar hegt Kold eine aufrichtige Liebe für sie, und die beiden jungen Leute kommen, ohne daß die Familie es erfährt, zu einem Einverständnis, aber ein plumper, grausamer Zufall zerstört das Glück sofort wieder. Sophie hört einen Teil einer nicht für ihr Ohr bestimmten Unterredung zwischen dem Geliebten und dessen unerwünscht eingetroffenem väterlichen Freund, in der Kold, nur um sich vorläufig vor dem Argwohn und der Neugierde des Sonderlings zu sichern, jede Beziehung zu Sophie in Abrede stellt Ein unheilvolles Gespräch zwischen dem jungen Mädchen selbst und dem Sonderling, von dessen ehefeindlicher Gesinnung es nichts ahnt, bestärkt Sophie noch in ihrer Überzeugung, daß es Kold mit seiner Bewerbung nicht Ernst sei. Mit blutendem Herzen, aber äußerer Beherrschung zieht sie sich zurück. Die jungen Leute finden sich nicht wieder. Kold, dem jener Zufall verborgen geblieben ist, macht verschiedene Versuche, zu einer Verständigung zu gelangen, aber alle scheitern an der weiblichen Sprödigkeit Sophiens, die in bitterer Beschämung glaubt, ihm früher mehr entgegengekommen zu sein, als die Sitte gestattet. Während er noch immer hofft, sie zurückzugewinnen, aber durch Zwischenfälle längere Zeit fern gehalten wird, setzt die an Kolds ernsthaften Absichten

ebenfalls zweifelnde Mutter mit feinen Machinationen, unterstützt durch ein unzartes Gerede in der Bekanntschaft über Sophiens und Kolds Beziehungen, es durch, daß Sophie den Antrag eines verwitweten älteren Geistlichen, der sich schon früher um sie bemüht hat, eines angesehenen reichen Mannes, annimmt. Kold erfährt es endlich, eilt nach dem Norden, erreicht aber das Amtmannshaus erst am Tage vor dem zur Doppelhochzeit Amaliens und Sophiens angesetzten. Eine Unterredung mit der Geliebten klärt jetzt alles auf. Der junge Mann fleht sie an, ihre Verlobung noch in elfter Stunde aufzulösen und die seine zu werden, aber Sophie wagt nicht, ihrem Gefühl zu folgen. Teils kann sie sich nicht entschließen, dem edlen würdigen Mann, der so zart um sie geworben hat, ihr Wort zu brechen, teils weiß sie, daß ihre Mutter, bei der die Rechte des Herzens nichts gelten, ein unübersteigliches Hindernis eines solchen Aufsehen erregenden Bruchs sein würde. In dem Wahn, sie liebe ihn nicht mehr, verläßt Kold sie verzweifelnd, und Tags darauf reicht das innerlich gebrochene achtzehnjährige Mädchen dem mehr als fünfzigjährigen Propst ihre Hand. Von Sophiens späterem Leben hören wir nur, daß sie ganz in Pflichterfüllung und selbstloser Tätigkeit für andere aufgeht, aber früh altert.

Daß „Die Töchter des Amtmanns" ein stark tendenziöser Roman ist, liegt auf der Hand. C. Colletts Kunst der Erzählung und feine Charakteristik machen ihn jedoch dessen ungeachtet zu einer noch heute anziehenden Lektüre. Wie aus der Inhaltsskizze — die um der Kürze willen verschiedene tragische Liebeserlebnisse von Nebenpersonen bei Seite lassen mußte — hervorgeht, kämpft die norwegische Schriftstellerin darin nicht um äußere Rechte für ihr Geschlecht. Sie will die Befreiung der Frau von innen heraus beginnen, wie sie später mit Beziehung auf dies Buch sagt. Sie will vor allem das Gefühl in sein Recht einsetzen und zeigen, wie unverantwortlich mit dem „kostbarsten, edelsten Stoff des Menschenlebens", der echten weiblichen Liebe oft umgegangen wird. Dies Buch ist kein Angriff auf das männliche Geschlecht, es ist ein Weckruf, der sich in erster Linie an die Frauen selbst richtet, wenn er sie auch nicht allein verantwortlich macht für den Mißbrauch, der mit der Ehe getrieben wird durch Gelegenheits- und Versorgungsheiraten, und für die Dornenhecke, mit der Sprödigkeit und Sitte so oft das Liebesleben der Frauen verhängnisvoll einhegen. Den von der Kritik erhobenen Vorwurf, daß ihr Roman auf einer pessimistischen Lebensauffassung beruhe, die überall Schatten sehe, weist die Verfasserin in der Vorrede zur dritten Auflage zurück. Sie nennt dort ihr Buch eine bedeutend gemilderte Schilderung der Lebensgestaltung, wie sie Töchter der gebildeten Klassen Norwegens, besonders in den isolierten Landgegenden, erwartet hätte. Eine kleine Besserung sei jetzt durch vermehrte Kommunikationsmittel vielleicht eingetreten. In der langen Zeit ihres Lebens, die sie in solchen Verhältnissen zugebracht habe, habe sie Tragödien ringsum in den Familien erlebt, und soweit die Überlieferung zurückgereicht habe, von solchen erzählen hören. „Einige dieser alten Geschichten waren derartig, daß sie einen Platz in Sophokles oder Shakespeare beanspruchen konnten." Während man sich in der Dichtung an zarten Gefühlen berausche, sei man der Wirklichkeit gegenüber mit offenen Augen blind. Man habe sich gewöhnt, gelegentliche Krisen und Ausbrüche einfach wie andere Naturphänomene zu betrachten, „etwa wie einen Wolkenbruch oder den ersten Nachtfrost, der unerbittlich die letzten Blumen des Gartens hinwegfegt." Ehe und Familienleben pflegten die Prediger als „die wahre, schöne Lebensaufgabe, den heiligen erhabenen Beruf der Frau" zu bezeichnen und zu sagen, daß es bei ihr

„weniger auf die Gaben des Geistes als auf die des Herzens ankomme, um ihren Platz in der Gesellschaft auszufüllen", aber einem großen Teil der Frauen sei ja gar nicht vergönnt, diese Bestimmung zu erfüllen, und für wie unzählige der anderen werde jene Lebensaufgabe keine *schöne*. Denn bei den jetzigen gesellschaftlichen Sitten beruhe das weibliche Glück nur auf einer Möglichkeit, einem bloßen Ungefähr, fast ebenso unberechenbar wie der Ausfall einer Ziehung, wenn man ein Los in der großen garantierten Staatslotterie habe. Und selbst wenn ein Mädchen das große Los ziehe, wenn ihre Liebe erwidert werde und jenes stille, zarte Verhältnis eintrete, das das Wort noch nicht besiegelt oder das Vertrauen unangreifbar gemacht habe, habe die Gesellschaft noch tausend Mittel, zerstörend dazwischen zu treten. „Noch mußt du schweigen, darfst keine Erklärung suchen, ehe dieses Wort nicht ausgesprochen und der Pakt von glückwünschenden Verwandten und Freundinnen sanktioniert ist. Sei auf deinem Posten, es hängt an einem Haar; irgend ein müßiges Geschwätz, eine unzeitige Neckerei, ein plumper Freund, eine dünne Wand, die etwas verrät, was anders verstanden werden sollte, — kurz der jämmerlichste *Zufall* tritt hier als Schicksal auf und hat die Macht, dein Glück auf der Stelle zu zertrümmern, und du — du mußt das *schweigend geschehen lassen*." C. Collet greift hier die traditionelle übertriebene mädchenhafte Zurückhaltung an und verteidigt sich zugleich gegen die abfällige Beurteilung, die die Herbeiführung der tragischen Wendung des Romans durch einen Zufall gefunden hatte. Vom künstlerischen Standpunkte betrachtet war die norwegische Kritik jedenfalls im Recht. Daß Sophie Ramm gerade zu der Zeit, als Kold mit dem Sonderling das unheilvolle Gespräch führt, aus der an sein Zimmer stoßenden Vorratskammer etwas aus einem Wandschrank holen muß, dessen hölzerne Rückwand jedes nebenan gesprochene Wort durchläßt, hat etwas Gezwungenes, Äußerliches und erinnert an allerhand Verlegenheitsmittel zur Herbeiführung der Katastrophe in gewissen älteren Gartenlauberomanen.

Eine Fülle eigener Reflexionen hat die Schriftstellerin unter dem Namen von „Margaretens Tagebuch" einer mit der Erzählung nur in losem Zusammenhang Stehenden untergelegt. Die fingierte Margarete schreibt z. B. über das norwegische Mädchen: „In der Regel wird seine Versorgung durch Verheiratung von Kindheit an ins Auge gefaßt. Der Ehemann wird so für dasselbe eine Art Brotstudium, wie Jura und Kriegswissenschaft für die Söhne. Die Erziehung wird darauf angelegt, das heißt mehr darauf, das Attest zu dem Amt zu erlangen, als eigentlich darauf, zu lernen, wie dies Amt auszufüllen sei. So wachsen die Mädchen auf, ohne wirkliche Kenntnisse, ohne tiefere Interessen, in einem unbeschäftigten Leben voll leerer Freuden. Es ist, als könnten ihnen die Eltern in einer Art mitleidiger Schwäche von diesen nicht genug verschaffen, sie nicht genug betäuben für das ernste Schicksal, das ihrer wartet; sie sollen sich wenigstens, so lange sie bei ihnen sind, amüsieren und es gut haben. Oft kommt ein heimlicher Herzenskummer dazu, der ihr Inneres verheert wie ein schleichender Waldbrand, den man im klaren Sonnenlicht nicht bemerkt. So stehen sie am Scheidewege: Hilflosigkeit auf der einen Seite, auf der andern eine kümmerliche Zufallspartie. Die Wahl ist nicht so schwer. Die seidene Schnur ist doch immer ehrenvoller als der Strick. Sie verheiraten sich also. Und nun erwartet man, daß wenigstens die Besten unter ihnen sich eine Bedeutung verschaffen werden, edler als die, welche einige elende Balltriumphe ihnen bereitet haben. Nein, nun gehen sie erst recht ein in die hoffnungslose Nacht der Bedeutungslosigkeit . . . Sie sind keine

Individuen mehr, sie sind norwegische Hausmütter. Wißt ihr, was eine norwegische Hausmutter ist? Ich auch nicht so recht; aber ich weiß, daß ich nicht eine einzige Frau kenne, die in einem weiteren Kreise belebend wirkte, sei es durch Liebenswürdigkeit, sei es durch Geist, und doch kenne ich viele, die es sowohl könnten als müßten." — Ernst und eindringlich wird in den Tagebuchblättern darauf hingewiesen, daß nur die echte Liebe die Frau zur Ehe führen solle, nicht „die unechte, das Treibhausgefühl, die unreife Frucht des Zufalls, die ein matter Reflex von des Mannes Begehren ist und entstanden aus einem Zusammenklang von geschmeichelter Eitelkeit, vernünftiger Berechnung und ererbter Gewohnheit der Unterwerfung. Diese ist es, die der Mann mit Dank hinnimmt, er verlangt keine bessere, und erringt er sie obendrein mit wenig Anstrengung, so ist er stolz wie ein Gott." — Von der Liebe der Frau handelt auch das durch Ibsen berühmt gewordene Teegleichnis. Die Stelle lautet im Zusammenhang: „Ein Schriftsteller, der im übrigen gegen den Emanzipationskrieg eifert, der sich in Frankreich erhoben hat, sagt: ‚Die Frauen haben nur eine Quelle für ihre Erfahrungen — ihre Liebe ist ihr Verstand, ihr Glaube, ihre Genialität, ihre Emanzipation.' Sehr gut, wir verlangen keine bessere. Aber so möge diese Liebe erst emanzipiert werden, das heißt, gerettet aus Barbarei und Sklaverei. Beschütze denn, o Menschheit, diese erste Blüte unseres Lebens, denn sie ist es, aus der aller spätere Segen reifen wird! Achte auf ihr Wachstum und ihre Frucht . . . Zerstöre nicht leichtsinnig ihre zarten Herzblätter in dem törichten Glauben, daß die groben Blätter nachher noch gut genug sind . . . Nein, sie sind nicht gut genug. Es ist ein ebenso großer Unterschied zwischen diesen beiden Arten, wie zwischen dem Tee, mit dem wir gewöhnlichen Erdenbewohner fürlieb nehmen, und den wir Tee nennen, und jenem, den der Kaiser des himmlischen Reiches allein trinkt, und der der wirkliche Tee ist; der wird zuerst geerntet und ist so zart, daß er mit Handschuhen gepflückt wird, nachdem die Einsammler sich, glaube ich, vierzig Mal gewaschen haben." — An einer anderen Stelle des Tagebuchs zieht C. Collett eine interessante Parallele zwischen George Sands Bestrebungen und ihren eigenen. „Wir und die französische Gesellschaft," heißt es da unter anderem, „können wohl die beiden äußersten Endpunkte repräsentieren: das Beginnende, Unentwickelte, fest in seiner Knospe Zusammengeschlossene, dem nur Kälte und schlechte Pflege bedrohlich werden kann, und das raffinierte Überkultivierte, das seiner Auflösung nahe ist. — Nein, George Sand paßt nicht für uns. — Sie ist nicht die Stimme für unsere stummen Klagen." Was die Französin begehre, gehe weit über die norwegischen Wünsche hinaus und wirke nur abstoßend. „Was wir wollen, ist eine größere Gedanken- und Gefühlsfreiheit, die Aufhebung der unzähligen lächerlichen Rücksichten und Vorurteile, welche die wahren, unverschrobenen Tugendbegriffe hemmen, eine gesundere Moral, eine größere geistige Unabhängigkeit von den Männern, die eine größere Annäherung zu Wege bringen und uns befähigen wird, ihnen mehr zu sein und das in einem höheren Sinne als bisher." — Ich könnte noch mehr Stellen, die das Maßvolle von C. Colletts Zielen beweisen, aus den „Töchtern des Amtmanns" anführen. Doch wurde das Buch, aus dem der Geist einer neuen Zeit wehte, bei seinem Erscheinen sehr verwegen gefunden und die Verfasserin heftig angegriffen. Der Mitkämpfer, der ihr einige Jahre später in Ibsen erwuchs, bestärkte die öffentliche Meinung nur in ihrem Urteil, denn nun wurde ihr Roman mit dessen „Komödie der Liebe" zusammengenannt und von dem Sturm der Entrüstung mitberührt, den diese damals hervorrief.

Daß Ibsens 1862 vollendetes, mehrere Jahre früher begonnenes, satirisches Schauspiel durch die „Töchter des Amtmanns" stark beeinflußt worden, ist bekannt. Auf äußerliche Ähnlichkeiten der beiden Werke könnte ich hinweisen, von Bedeutung ist aber nur die innere Wesensverwandtschaft. Hand in Hand mit Frau Collett kämpft Ibsen seinen ersten Streit gegen die Unwahrhaftigkeit des Gefühls und der Sitte in der norwegischen Gesellschaft seiner Zeit. Seine herbe Kritik des Geistes in Christiania, vor dessen Tore er den Schauplatz seines Stückes verlegt, scheint ein Reflex der Charakteristik der „großen Kleinstadt", die die Schriftstellerin in ihrem Roman gibt, und die in ihrer Art ein Meisterstück ist. Wie sie, geißelt Ibsen die Ideal- und Poesielosigkeit der Braut- und Ehepaare in seiner Umgebung, und den Mittelpunkt seiner wie ihrer Dichtung bildet die Liebe selbst. Hier aber gehen ihre Anschauungen auseinander. C. Collett in ihrem Kampf gegen die Konvenienzehe, in ihrem warmen Eintreten für die freie Herzenswahl des Mädchens und für die Abschaffung jenes stillen, aber mächtigen Familienzwangs, der so viel weibliches Glück vernichtet hat, setzt ihr festes Vertrauen auf die Macht der Liebe. Durch die Liebe muß und wird die Ehe, die nur auf ihr aufgebaut werden darf, auf einen höheren Standpunkt gehoben werden. Der Skeptiker Ibsen teilt ihr Vertrauen nicht. Ihm ist die Liebe noch keine Bürgschaft für eheliches oder bräutliches Glück in höherem Sinne, so lange die Gesellschaft auf der von ihm verspotteten Stufe steht. Wo immer die Liebe in Kontakt mit der prosaischen, philiströsen Wirklichkeit kommt, gerät sie in Gefahr, vergröbert, herabgezogen oder zerstört zu werden. Und es ist Selbsttäuschung oder Lüge, wenn volltönend mit dem Namen Liebe bezeichnet wird, was Freundschaft, Treue, Familiensinn — ja Pflichtgefühl oder gar Gewohnheit geworden ist. Das sind höchst respektable Gefühle, aber sie haben nichts mehr mit der heiligen Flamme zu tun, höchstens sind sie schwache Spiegelungen. Ob dieser Flamme überhaupt Dauer verliehen ist, bleibt in dem in Rede stehenden Schauspiel offene Frage. Wir wissen aber, daß Ibsen in der Agnes in „Brand" und der Solveig in „Peer Gynt" die Unvergänglichkeit wenigstens der weiblichen Liebe in schönster Weise zum Ausdruck gebracht hat.

In der „Komödie der Liebe" führt uns Ibsen vier Paare vor. Alle vier sind durch Liebe verbunden oder glauben es wenigstens zu sein. Aber welch klägliche Karikatur der Liebe ist es, die den hausbackenen, nur auf Versorgung der Familie denkenden — übrigens stark possenhaft gezeichneten — Pastor Strohmann und seine Null von Gattin, die ihm nächstens das dreizehnte Kind schenken wird, beglückt, und über dem Herzensbund des seit acht Jahren verlobten vermögenslosen Aktuars Stüber mit seiner angesäuerten Braut ruht bei aller Treue nicht der leiseste Schimmer von Poesie mehr. Und doch sind sie alle einmal in Arkadien gewesen. Die Liebe des dritten Paares entwickelt sich vor unsern Augen. Wie es Frühling ist in dem Garten, in dem das Stück spielt, so ist es Frühling in dem Herzen des jungen Theologen Lind und seiner Anna, der Tochter der Beamtenwitwe, bei der er wohnt. Aber nicht lange bleiben die beiden in ihrem Paradiese. Unsanft reißt die Verlobung sie aus ihrem Glück zu zweien. Die zudringliche Freude der Verwandtschaft, die neugierige Teilnahme der Freunde, das laute Feiern des Ereignisses, die indiskrete Eile, mit der auf äußere Dinge eingegangen wird — alles vom Dichter mit sprühendem Witz behandelt — ziehen das zarte Verhältnis schnell in den Staub des nüchternen Alltags herab. Nach kurzem Widerstreben schreitet das junge Paar auch auf der breiten Straße des Philistertums — und ganz befriedigt! Der Bräutigam hat sich überreden

lassen, sein Lebensideal, Missionar zu werden, aufzugeben, und Anna, eben bereit, ihm übers Meer zu folgen, will jetzt viel lieber bei Mutter tüchtig haushalten lernen. — Das vierte, das romantische Paar, macht die Komödie eigentlich zum Drama. Anna hat eine ältere Schwester Schwanhild. Wie Andersens junger Schwan nicht auf den Hühnerhof, so paßt sie nicht in ihre Umgebung und wird von dieser nicht verstanden. Sie hat schon Züge des modernen Mädchens, das nicht blind den von Mutter und Tanten vorgezeichneten Weg gehen, sondern einen den eigenen Gaben angemessenen wählen möchte. Sie hat versucht, sich Bahn zu brechen. Es ist ein künstlerischer Zug in ihr, zur Malerin hat ihr Talent nicht ausgereicht, sie wünscht zur Bühne zu gehen, — aber das kann nicht gestattet werden! Höchstens darf sie Gouvernante werden, wenn es nicht doch gelingt, sie zu verheiraten. Die Mutter, eine lustspielmäßig vergröberte Frau Amtmann, hat ja Erfahrung. Sieben Nichten haben sich bei ihr verlobt, „alle mit Mietern". Nun ist zur Zeit neben Annas Bräutigam noch dessen Freund, der Schriftsteller Falk, ihr Mieter. Er und Schwanhild haben sich schnell als verwandte Naturen erkannt. Aber der junge Mann, Romantiker und Satiriker in einer Person, ist nicht aus dem Holz, aus dem man Schwiegersöhne schnitzt. Mit naivem Egoismus schlägt er Schwanhild, als er ihr von seiner Liebe spricht, vor, den Sommer über seine Muse zu sein. Hier sei die große Aufgabe, nach der sie sich gesehnt habe.

„Entführ' Sie einst ein andrer in sein Nest! —
Doch hier wär's, wo mein erster Lenz ersprösse,
Mein Liederbaum die ersten Triebe schösse; . . . .
Hier würd' mir Flugkraft, — hier, hier würd' ich Dichter!" [1])

Im Herbst will er dann weiter ziehen. Aber das Mädchen, obgleich es seine Liebe erwidert, weist das Ansinnen einer solchen Sommerverlobung nicht ohne Bitterkeit zurück. Nein, er hat sich in ihr geirrt und, wie sie ernst ausführt, auch in sich selbst. Er sei kein aufsteigender Falke, wie er glaube, sondern nur ein Papierdrache ohne eigene Schwungkraft, und es lüste sie nicht „der Hauch" zu sein, der einen solchen zum Himmel trüge. — Es folgt tags darauf das Verlobungsfest der Schwester, bei dem Falk am Teetisch, wo man sich damit amüsiert, die Liebe mit allerlei Blumen zu vergleichen, eine Rede auf die Liebe und den Tee hält. Den Gedanken entnahm Ibsen der mitgeteilten Stelle aus den „Töchtern des Amtmanns". Man sehe, was er daraus gemacht hat. Falk sagt:

„Im fernen Osten wächst ein seltner Strauch:
Der „Sohn des Himmels" schmückt mit ihm sein Eden —"
Die Damen: „Aha, der Tee!" — — —
Falk: „Er wächst in einem Märchenland heran;
Ach, auch die Liebe ist nur da zu finden,
Und nur ein Kind des Sonnenreiches kann
Die selt'ne Pflanze richtig bau'n und binden.
Auch hier stimmt Tee und Liebe überein.
Ein Tropfen Sonnenblut muß in uns sein,
Soll Liebe wahrhaft Wurzel in uns schlagen,
Gedeihen, wachsen, Blatt und Blüte tragen.
— — — — — — — — — — — — — —

[1]) Die Zitate aus der „Komödie der Liebe" gebe ich nach der von Georg Brandes, Julius Elias und Paul Schlenther herausgegebenen Übersetzung.

Ach, meine Damen, jedes Mädchen pflegt
Sein „Reich der Sonne" still in sich zu hüten.
Da knospt ein Lenz von tausend solchen Blüten,
Von der Verschämtheit Mauer streng umhegt.
Doch ach, die Püppchen Eurer Phantasieen,
Die träumerisch in Glöckchentempeln knieen, — —
Sie sind's, die Eure Erstlinge empfangen;
Was später wird, das läßt Euch ohne Bangen.
Denn uns wird nur mehr Ausschuß angedreht —
Ein Nachtrieb, der wie Hanf zu Seide steht —
Ein Rest, den Sträuchern mühsam abgekargt —
Das ist der schwarze Tee. Der füllt den Markt."

Bisher stimmt der Dichter mit seinem Vorbild überein, abgesehen davon, daß C. Collett die Gefahren für die zarten Herzblätter des Tees nicht in den Phantasien der jungen Mädchen sieht. Jetzt aber spinnt Ibsens Held den Vergleich immer weiter aus. Gleichwie der Tee durch Wüsten transportiert, verzollt und abgestempelt werden müsse durch Sibirier und Kosaken, sonst gelte er nicht für echt, so müsse die Liebe durch ein Sibirien von Förmlichkeiten hindurch, müsse Geleitsbrief und Abstempelung haben durch Pastoren, Küster, Verwandte, Freunde. Wollte es jemand auf andere Weise versuchen, so erhebe sich gleich ein großes Geschrei. Zum Schluß verkündet der junge Skeptiker, daß jenes ferne „Himmelreich", wenn die Kultur es bekämpfe, unterliegen müsse; wir sähen seine Mauern bereits fallen. Doch wenn das Wunderland untergehe, wo bleibe dann die Liebe? „Na", schließt Falk,

„Was die Zeit nicht tragen kann, vergeh'! —
Dem seligen Amor diese Tasse Tee!"

Die Verlobungsgesellschaft gerät in Entrüstung, die Geister platzen aufeinander, aber Falk bleibt unbeirrt in seinem Auftreten gegen die Pseudo-Liebe um ihn her und läßt seinen Stahl den „gleißnerischen Gesellschaftslügen durch die Rippen zischen". Da, als alle sich abwenden und ihre Mutter ihm den Stuhl vor die Tür setzt, steht Schwanhild zu ihm, und er, durch ihr ernstes Wort von gestern ein innerlich Gewandelter, wirbt um sie als Gefährtin im Kampf für die Wahrheit und als Gattin. Sie willigt ein und er jubelt:

„Die Liebe hat noch eine ewige Macht,
Um sonnengleich, in unversehrter Pracht
Des Alltags Horizont zu übersteigen."

So weit ist die „Komödie der Liebe" nicht mißzuverstehen. Im letzten Akt jedoch macht der Meister des Doppelsinns, wie Dehmel Ibsen nennt, es uns schwer, seine eigentliche Meinung zu ergründen. Zwischen die Liebenden, Falk und Schwanhild, tritt der Kaufmann Goldstadt, der das junge Mädchen ebenfalls zu seiner Gattin begehrt. Der treffliche, bereits alternde Mann wünscht Schwanhilds Glück aufrichtig, und es scheint ihm in der Verbindung mit Falk nicht gesichert. Die Liebe der beiden ist in seinen Augen etwas Aufflammendes, Vorübergehendes, er will die Ehe auf Freundschaft und Pflichterfüllung aufbauen. Doch soll das junge Mädchen frei wählen; wählt sie Falk, so will er, der reiche Goldstadt, sie als Tochter betrachten und ihre Zukunft sicherstellen. — Und Schwanhild wählt Goldstadt! Mit der Liebe zu dem jungen Dichter im Herzen reicht sie dem ergrauten Geschäftsmann die Hand, wie Sophie Ramm in den „Töchtern des Amtmanns" dem ältlichen Propst. Was aber

im Roman Folge unglücklicher Verkettung ist, ist hier ein freiwilliges Opfer. Die Erwägungen Goldstadts haben den Zweifel in die Brust der Liebenden gesenkt. „Da uns die Welt zu Einsamen geprägt", hatten sie sich stark gefühlt, „wie sah'n wir uns auf ewig treu gesellt, — da kam er mit den Gaben dieser Welt — und pflanzte Zweifel, — und da war's zerronnen." Das Vertrauen in die Dauer von Falks Liebe ist bei Schwanhild erschüttert, Zukunftssorgen steigen vor ihr auf, und mit raschem Entschluß will sie lieber das gemeinschaftliche Glück in seiner Blüte knicken, als es vielleicht einst langsam welken sehen. Den Ausschlag gibt die Furcht, dem aufwärtsstrebenden Geliebten ein Hemmnis zu werden. „Dir Frau zu sein, ward mir nicht Kraft gegeben." Nur die Dichterflügel ihm zu lösen, hat sie vermocht:

„Ich füllte dein Gemüt mit Lied und Licht!
Flieg frei! Du hast dich siegreich aufgeschwungen, —
Und Schwanhild hat ihr Schwanenlied gesungen!"

Nicht ohne schmerzlichen Kampf gibt Falk nach und entsagt ihr. Ihr geliebtes Bild aber soll ihm Leitstern sein auf der zur Höhe führenden Bahn, die er jetzt betritt. Mit den Worten:

„Mein Frühlingslieb, Gott segne dich!
Wo ich auch bin, — mein Werk soll dich umschweben,"

scheidet er. Schwanhild aber, nachdem sie dem Geliebten die Freiheit zurückgegeben hat, wird Goldstadts Braut. Die Philistergesellschaft triumphiert, und dem bleichen jungen Mädchen ist, als sei plötzlich Herbst geworden.

Dieser Schluß hat viel Befremden erregt und ist in der verschiedensten Weise umzudeuten versucht worden. Rudolph Lothar, der in seiner feinen Ibsen-Biographie das geist- und poesieerfüllte Stück sehr hoch stellt, will in Schwanhild sogar eine Symbolisierung des jungen Norwegen sehen, das der durch Falk repräsentierte Ibsen damals schon zu verlassen wünschte. Mit dieser Auffassung kann ich mich ebensowenig befreunden, wie z. B. mit der vornehm geringschätzigen Besprechung des Falls durch Bulthaupt. Mir scheint, daß die Beziehung der Komödie zu dem Roman von C. Collett den buchstäblich zu nehmenden Schluß mit seiner schneidenden Ironie verständlich macht. Schwanhild ist Ibsens erster Beitrag zur Frauenfrage. „Seht", will er sagen, „so etwas ist bei uns möglich. Ein bedeutend angelegtes Mädchen, eine moderne Walküre (die Namen sind in diesem Stück von tieferem Sinn), endet in einer Vernunftehe! Sich für den Geliebten aufopfern, das kann die heutige Norwegerin so gut, wie es die großen Frauen der Vorzeit konnten, sie ist einer edlen Leidenschaft fähig und denkt nicht klein, aber den Einflüssen der heutigen Gesellschaft und der Familie dauernd widerstehen, das kann sie nicht, so wenig Sophie Ramm es konnte. Doch wen trifft die Schuld, wenn sogar eine Schwanhild schließlich den gewöhnlichen Weg geht? Wenn ihr Schicksal nicht tragisch ist, sondern tragikomisch?"

Neben dem Collettschen Einfluß scheint mir in der „Komödie der Liebe" noch ein anderer bemerkbar, den ich hier wenigstens streifen möchte, ich meine den Sören Kierkegaards. Von der Einwirkung des großen Dänen auf Ibsens „Brand" ist viel die Rede gewesen; treten aber nicht bereits in Falk, so gewiß er Ibsens eigene ironische Züge trägt, Kierkegaardsche Ideen zu Tage? Ich denke hier selbstverständlich nicht an den christlichen Streiter, den Gegner der dänischen Staatskirche, sondern an Kierkegaard in seiner ersten Epoche, den Verfasser von „Entweder — Oder". Falk,

wie er uns zu Beginn des Stücks entgegentritt, ist ein Bekenner der „ästhetischen" Liebe und der ästhetischen Lebensauffassung, die im ersten Teil von „Entweder — Oder" dargestellt und im zweiten Teil bekämpft wird. Durch Schwanhild erst wird Falks Gefühl und seine Lebensanschauung ins Gebiet des Ethischen erhoben. Der geniale Egoist, der im Eingangslied singt:

„Brach nur ich die Blüten, werde
Mit dem toten Rest, was mag!"

der ohne Skrupel Schwanhilds Liebe genießen will, um sein Talent daran zu entflammen, das junge Mädchen nachher seinem Schicksal überlassend, wird zu einem Charakter im Sinne der Kierkegaardschen Ausführungen in „das Gleichgewicht des Ästhetischen und Ethischen in der Entwicklung der Persönlichkeit".[1]) Der geistreiche Spötter wird zum Vorläufer Brands. Jetzt begehrt er die Geliebte zur Gattin, aber — trotz mancher Anklänge an Kierkegaards „Ästhetische Gültigkeit der Ehe"[2]) (im 2. Teil von „Entweder — Oder"), wo die Minderwertigkeit der ästhetischen, ehefeindlichen Liebe gegenüber der echten, ehelichen Liebe, die das Ästhetische, Ethische und Religiöse in sich vereinige, bewiesen wird, läßt Ibsen das Schicksal seines Helden sich nicht nach Kierkegaards Theorien, sondern nach dessen eigenem Beispiel gestalten. Liegt es nicht nahe, bei dem eigentümlichen, schnell gelösten Verhältnis Falks mit Schwanhild an die Verlobung Kierkegaards mit Regina Ohlsen zu denken? — Die dramatische Behandlung gestattet ja eine gedrängtere Zusammenfassung. —. Es ist bekannt, mit welcher ungewöhnlichen Wichtigkeit diese Angelegenheit von seinen Zeitgenossen im Norden aufgefaßt worden ist und noch heute dort betrachtet wird. Nicht mit Unrecht, denn die viel kommentierte Neigung zu Regina hat Kierkegaards großartige Schaffenskraft zuerst entfesselt und ihn, wie Georg Brandes ausführt, auch zum Dichter gemacht, —

---

[1]) Obgleich es mir auf die Verwandtschaft der Ideen in den betreffenden Werken und nicht auf die Übereinstimmung einzelner Aussprüche ankommt — es heißt ja auch, daß Ibsen „Entweder — Oder" nur teilweise gelesen habe —, so möchte ich doch die folgenden nebeneinander stellen. In Kierkegaards „Das Gleichgewicht des Ästhetischen und Ethischen usw." im 2. Teil von „Entweder — Oder" heißt es an einer Stelle: „Denke dir einen Menschen, der tief und ernst bewegt ist; es fällt ihm niemals ein, daß er etwas ausrichten müsse, nur die Idee will mit ihrer ganzen Macht in ihm hervorbrechen, sei er ein Redner, ein Pastor oder was du willst. Er spricht nicht zur Menge, um etwas auszurichten, aber die Saiten des Instruments müssen in ihm klingen, nur dann fühlt er sich glücklich. Und meinst du, der werde weniger ausrichten als ein anderer . . .?" Ibsens Falk, den seine Gegner spöttisch den „Ideenhahn" nennen, sagt im letzten Akt, er wolle hinausziehen

„Als Dichter, ja — denn das ist jeder Mann,
Ob er als Lehrer, Priester, Redner handelt,
Ob er ein Geistwerk oder Handwerk kann,
Der mit dem Ideal vor Augen wandelt.
Jawohl, empor! Mein Flugroß steht bereit, —
Mein Lebenswerk, ich weiß, es ist geweiht!
— — — — — — — — — — — — — —
Ich trag' ein Lautenspiel in meiner Brust,
Das schwingt von zweier Saitenreihen Klange:
Die oben tönt von jeder Lebenslust,
Doch drunter zittert's heimlich, tief und lange."

[2]) Man vergleiche z. B., was Kierkegaard dort über die Bedeutung der Gewohnheit und der Pflicht für die Ehe sagt, mit Strohmanns und Goldstadts Reden im letzten Akt der „Komödie der Liebe".

doch nicht, ehe er die ihm schnell drückend gewordene Verlobung aufgehoben hatte und frei dastand. Bezeichnend für Kierkegaard ist, wenn er in seinen Aphorismen sagt: „Erst die Liebe der Erinnerung ist es, welche glücklich macht," und Falk richtet bei der Trennung an Schwanhild die Worte:

„Wie erst dem Tod der ewige Tag entstrebt,
Empfängt auch Lieb' erst wahren Lebens Ehren,
Wenn sie, erlöst von Sehnsucht und Begehren,
Zur Heimat der Erinnerung entschwebt."

Er verspricht Schwanhild: „Wo ich auch bin, mein Werk soll dich umschweben." Kierkegaards Schriften weisen eine Fülle von Beziehungen zu der früheren Braut auf, der er nach seinem Tode seinen gesamten literarischen Nachlaß vermachte, obgleich sie bald nach der Entlobung einen anderen geheiratet hatte.

Doch ich kehre zu Ibsens Beziehung zu C. Collett zurück und will noch kurz auf eine Episode in den „Töchtern des Amtmanns" hinweisen, die in ihrem Umriß an die „Gespenster" mahnt. Die zweite der Rammschen Töchter, Luise, ist von der Mutter mit dem Bevollmächtigten des Amtmanns, Caspers, verheiratet worden. Wie bereits erwähnt sehr wider Willen, denn sie trägt das Bild eines anderen im Herzen. Caspers, der eine Stelle als Prokurator erhalten hat und seines witzigen, unterhaltenden Wesens wegen als guter Gesellschafter geschätzt wird, ist ein durchaus unzuverlässiger Charakter. Zu Hause trinkt und spielt er mit ein paar Gesinnungsgenossen. Seine Frau bleibt, da sie ihn nicht liebt, ohne jeden Einfluß auf ihn. Sie leidet unsäglich, verbirgt aber ihr Unglück, teils aus einer gewissen Scham, teils aus Rücksicht auf ihren Vater, so viel sie kann und „deckt die Tiefe des Jammers zu." Ihren einzigen Sohn gibt sie schon als Knaben aus dem Hause, damit das Beispiel des leichtsinnigen Vaters ihm nicht schade und beschafft die Kosten seiner Erziehung selbst durch künstlerische Webereien. Unablässig arbeitet sie für ihr Kind. Aber „nicht einmal in diesem, ihrem Einzigen, versprach die Zukunft ihr Freude. Der Knabe zeigte im Charakter schon viele Ähnlichkeit mit dem Vater." Wir erfahren nur noch, daß Luise früh Witwe wird. — Die Erzählung ist zu wenig ungewöhnlich, als daß ich daran dächte, sie könne das historische Samenkorn gewesen sein, aus dem Ibsens Tragödie der unglücklichen Gattin und noch unglücklicheren Mutter hervorgewachsen wäre, ich wollte nur auf die Ähnlichkeit der Probleme hindeuten, die C. Collett und Ibsen beschäftigten. Gerade an den „Gespenstern" kann man aber beobachten, daß ihr Dichter Konsequenzen zieht, die der Verfasserin der Amtmannstöchter noch fern gelegen hatten. Ich meine seine in Flammenschrift gegebene Mahnung, die Pflichten gegen die kommende Generation nicht zu vergessen, — eine Mahnung, die schon zum „Jahrhundert des Kindes" hinüberführt.

Bedeutungsvoller noch als für Ibsen ist C. Colletts Roman für Ellen Key geworden. Mit dreizehn Jahren las ihn das frühreife Mädchen, und daß er erzieherisch auf sie gewirkt hat, hörte ich sie selbst sagen. In ihrem Essay „der Torpedo unter der Arche" erzählt sie: „Im Alter von achtzehn Jahren wurde ich von meiner Mutter durch drei Bücher glücklich gemacht, auf deren Umschlag ich las: die Komödie der Liebe, Brand, Peer Gynt. Daß Henrik Ibsen ein neuer norwegischer Dichter war, darauf beschränkte sich 1868 mein und der meisten lesenden Schweden Kenntnis von ihm. Mit wahrem Entdeckerjubel vertiefte ich mich daher in die neue Welt von Poesie und Ideen, die „Brand" und „Peer Gynt" mir eröffneten. Mit der „Komödie der

Liebe" hingegen fand ich mich auf meinem allereigensten Gedankengebiet wieder. Schon fünf Jahre früher war nämlich „die Töchter des Amtmanns" eines meiner Andachtsbücher geworden. Und in diesem, C. Colletts genialem Werk, hatte ja Ibsen nach seinem eigenen Zeugnis einen Teil des Metalls gefunden, das er in der „Komödie der Liebe" zu verwundenden Pfeilen und singenden Lautensträngen formte." Als Ellen Key bald nachher schwer krank wurde, waren ihre Fieberphantasien von den Gestalten des Ibsenschen Schauspiels erfüllt, und es zeigte sich, daß sie unbewußt die Dichtung fast ganz auswendig gelernt hatte. „Ich begriff schon damals, daß C. Colletts Einfluß auf Ibsen von der Art gewesen war, wie er bloß zwischen geistig Verwandten entsteht, und daß Ibsen durch ihr Buch nur in dem Pathos bestärkt wurde, das sein eigenstes war . . . C. Collett hatte den Norden die herzenskranke Klage des Weibes über die Gesellschaftssitten hören lassen, die das Tiefste, Feinste und Stärkste im Wesen des Weibes unterdrücken, ihr erotisches Naturgesetz kränken. Die „Komödie der Liebe" war eines Mannes Antwort auf diese weibliche Klage." — Mehr als zwei Jahrzehnte, ehe Ellen Key dies in ihrem Essay über Ibsen schrieb, hatte sich ihre Feder ausführlich mit C. Collett beschäftigt. Es ist charakteristisch für sie, daß ihre erste schriftstellerische Arbeit der Verfasserin der Amtmannstöchter galt. In der „Tidskrift för Hemmet", die von Sophie Adlersparre, der langjährigen Leiterin der schwedischen Frauenbewegung, herausgegeben wurde, erschien 1874 der — noch ungezeichnete — Essay „Camilla Collett und ihre schriftstellerische Wirksamkeit." Ich gebe aus dem bisher nicht übersetzten Artikel einige Stellen wieder, in denen sich die geistige Beziehung der Schreiberin zu der Besprochenen besonders klar darstellt. Mehrere biographische Notizen entnahm ich ihm bereits. Den Anlaß zu dem Artikel gab eine Veröffentlichung C. Colletts: „Letzte Blätter;" es sind Lebens- und Reiseerinnerungen, die vielfach mit polemischen Ausführungen über die Frauenfrage vermischt sind. Ellen Key weist darauf hin, daß die norwegische Schriftstellerin hier nur ihre Kampfesweise verändert habe, „denn," so sagt sie, „von Anfang an enthielt Frau Colletts schriftstellerische Tätigkeit eine Kriegserklärung gegen gewisse Zeitansichten, die sie unaufhörlich bekämpft hat, sei es, daß sie, wie in den „Töchtern des Amtmanns", hinter der Verschanzung einer Phantasieschöpfung hervor ihre Pfeile gegen das Lager des Feindes abschoß, oder daß sie, wie sie später zu tun pflegte, Streifstruppen hierhin und dorthin auf das feindliche Gebiet entsandte ohne den Schutz eines dichterischen Außenwerks. — Was Frau Collett vernichten möchte, das sind alle jene falschen oder verschrobenen Ansichten, die über die Frau, über die Liebe und die Ehe, über die — der tiefsten Idee der Menschheit widerstreitende — Auffassung des gegenseitigen Verhältnisses von Mann und Frau, und endlich über das Rechts- und Vernunftwidrige in der Stellung der letzteren vor dem Gesetz und in der Gesellschaft herrschen. Diese Irrtümer zu bekämpfen ist Frau Colletts eigentliche Aufgabe, aber neben dem großen Krieg führt sie den kleinen, der den geselligen Verhältnissen in Norwegen und vor allem in Christiania gilt . . . „Die Töchter des Amtmanns" ist ein Kunstwerk, wie die Romanliteratur des Nordens wenige besitzt, und wenn dessen Verfasserin nie wieder etwas damit Vergleichliches schaffen sollte, so wird dieses eine Buch genügen, ihr Gedächtnis zu bewahren." Ellen Key bedauert, daß C. Collett später den Pinsel mit der Sonde vertauscht habe und kann sie von einer gewissen unnötigen Bitterkeit des Tons nicht immer freisprechen. Nahe liegt für die schwedische Schriftstellerin ein Vergleich zwischen der Norwegerin und Fredrika

Bremer. Während letztere vor allem das Schicksal der unverheirateten Frau „in ihre starken Hände" genommen habe, sei C. Collett die Erste in den Ländern des Nordens gewesen, die für die Verheiratete eingetreten sei. Die gegen sie gerichteten Angriffe erwähnend, sagt Ellen Key: „Warnungstafeln vor schwachem Eise sind Freunden des Schlittschuhlaufens immer ärgerlich, und besonders die Frauen wurden sehr verstimmt darüber, daß Frau Collett sie auf die Mängel des Bestehenden aufmerksam machte und ihnen zu verstehen gab, daß ihre Zufriedenheit damit oder ihr schweigendes Ertragen eine Feigheit sein könne, ja unter Umständen eine Niedrigkeit. Obgleich Frau Collett nur selten und hastig in die dunkelsten Tiefen der Ehe hinabblickt, die George Sand ergründet und deren Schrecken sie an den Tag gebracht hat, und obgleich Frau Collett beständig mit Wärme von dem Ideal der Ehe redet, so haben doch viele sie als Trägerin eines Funkens von der Brandfackel der großen Mitschwester verurteilt; mit unvergleichlich viel geringerem Grund als von jener hat man von ihr gemeint, sie lege frech Hand an die eheliche Liebe, obgleich sie im Gegenteil im Namen eben dieser Liebe ihre Streiche gegen einen jeden geführt hat, der, um ein Kraftwort aus der „Komödie der Liebe" zu gebrauchen, „die Poesie einer Liebe erschlägt". Ähnliche absichtliche Begriffsverwechselungen sind leider gewöhnliche Hilfsmittel der Kritik, aber in diesem Fall ganz unnötig, denn man braucht sich wirklich nicht anzustrengen, um in Frau Colletts Bücher mehr Brennstoff hineinzutragen, als darin zu finden ist, da ist übergenug, damit alle Freunde des orthodoxen Eheideals vollen Grund haben, laute Warnungsrufe zu erheben; glücklicherweise auch genug, um mit einem grellen Licht die Unhaltbarkeit des Bestehenden zu beleuchten und zugleich helle Lichtstrahlen auf den Weg zu werfen, auf dem die neue (also selbstverständlich ketzerische) Wahrheit zu suchen ist." — Manche erkannten Frau Colletts lobenswerte Absichten bereitwillig an, hielten ihr aber vor, sie könne ihren reichen Geist in schönerer Weise gebrauchen, als um auf solche traurige Erscheinungen hinzuweisen und Mißbräuche hervorzusuchen, man wende sich gern von der aufwühlenden Arbeit des Pflügers ab und anmutigeren Bildern zu. Ihnen antwortet Ellen Key mit den schönen Schlußworten: „Auch wir finden ohne Frage das vom Pfluge aufgebrochene Feld weniger schön als die grünende Saat oder das wogende Kornfeld; aber weit lieber als das Stoppelfeld, dessen Ähren schon eingebracht sind und das nun öde daliegt, sehen wir die Furchen, die das Saatkorn für künftige Ernten empfangen sollen, und wir hegen das Gefühl tiefen Dankes für diejenigen, welche an trüben Herbsttagen die Gaben des reicheren Sommers vorbereiten." —

Die Arbeit, die Camilla Collett ihrer Heimaterde zugewandt hat, ist keine vergebliche gewesen. Wohl ist die Verfasserin der Amtmannstöchter durch ihren Einfluß auf Ibsen und auf Ellen Key in Beziehung zur Weltliteratur getreten, die höchste Bedeutung gibt ihr doch die Einwirkung auf ihr Vaterland. Verehrungsvoll nennen dessen Töchter sie: „Die erste große Frau des neuen Norwegen."[1])

[1]) „Geschichte der norwegischen Frauenbewegung" von Gina Krog. Im Handbuch der Frauenbewegung von Helene Lange und Gertrud Bäumer.

Bürgermeister Hoeck und Frau.

Ein Doppelporträt.

Von

Henrik Pontoppidan.

Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 93.)

IX.

Der Bürgermeister hatte auf einer Bank Platz genommen, die unter einem Ahorn außerhalb der Kirchhofsmauer an der südlichen Einfahrt zur Stadt stand. Er saß da, die Hände auf seinen Knotenstock, den Blick schwermütig auf den Fjord und die breiten Wiesen gerichtet. Seine Gedanken konnten sich nicht von der Vergangenheit losreißen. Eine bittere Erinnerung zog die andere nach sich. Auch packte ihn hin und wieder einmal das Bedürfnis, sich so recht in sein Unglück zu vertiefen. Namentlich jedesmal, wenn Anne Mariens Krankheit eine Wendung zum Schlechteren zu nehmen schien, war es ihm ein Bedürfnis, von neuem seinen ehelichen Bankrott gewissenhaft aufzustellen.

Aber jetzt kreischte die Friedhofspforte neben ihm, und ein Mann in Trauerkleidung, mit gesenktem Haupte, erschien auf dem Wege. Es war der Buchhalter der Sparkasse, ein Mann in den mittleren Jahren, der vor ein paar Monaten seine Frau verloren hatte und noch jeden Tag nach beendeter Kontorzeit hier heraus an ihr Grab ging.

Er grüßte ehrerbietig mit seinem florumwundenen Zylinderhut und blieb stehen.

„Sitzen der Herr Bürgermeister da! Ja, hier ist eine schöne Aussicht."

„Eine prächtige Aussicht, ja. Und welch ungewöhnliches Wetter heute."

„Ja, und ein großer Tag für die Stadt, Herr Bürgermeister. Es ist auch so hübsch mit all den vielen Flaggen. Vielleicht wundern Sie sich, mich hier um diese Zeit zu treffen, während alle anderen Leute auf den Beinen sind um sich den Staat anzusehen. Aber ich habe keine Lust dazu. Für mich ist das Leben aus. Mein Leben ist in dem Grabe dadrinnen."

„Ich weiß es, Sie haben einen schweren Verlust erlitten, Herr Jensen. Vielleicht nicht den allergrößten, der einem Manne widerfahren kann . . . aber trotzdem, leicht läßt sich das nicht verwinden. Ich verstehe es so gut."

„Es läßt sich nie verwinden, Herr Bürgermeister!"

„Ach nein, das glaube ich auch. Aber es gilt, seinen Kummer zu bezwingen, Herr Jensen. Verliert man sich in ihn, so wächst er einem leicht über den Kopf."

„Ach, Herr Bürgermeister! für mich ist doch alles vorbei! Meine Frau und ich waren so unsagbar glücklich. Zwanzig Jahre lebten wir Seite an Seite, und ich kann wohl sagen, daß wir uns alles gewesen sind. Kinder hat uns der liebe Gott nicht geschenkt, aber trotzdem paßten wir so ungewöhnlich gut zusammen. Wir hatten dieselben Interessen, denselben Geschmack in allen Dingen, schließlich auch dieselben Gewohnheiten, kann man wohl sagen. Wenn ich jetzt nach Hause komme, so ist alles leer, Herr Bürgermeister! Da ist nur der Kanarienvogel von meiner Frau, mit dem ich sprechen kann; und wenn ich die Lampe anzünde und mich mit einem Buch hinsetze, so lese ich bloß für mich allein, und daran habe ich keine Freude."

Die Trauer des Witwers machte einen tiefen Eindruck auf den Bürgermeiſter, ſie ließ ihn ſeine eigene, hoffnungsloſe Armut empfinden. Aus den Augen des Buchhalters, die von den Tränen zweier Monate geſchwollen und entzündet waren, rollten große Tränen in ſeinen ergrauten Backenbart hinab.

„Sind Sie nicht reichlich viel allein, Herr Jenſen? Sie ſollten ſich gewiß ein wenig zerſtreuen. Haben Sie denn den Handwerkerzug heute mittag auch nicht geſehen?"

„Ja, den habe ich geſehen. Die Sparkaſſe ſchloß ja zur Feier des Tages ſchon um zwölf. Ich fand einen ganz ausgezeichneten Platz in der Schmiedeſtraße .... oben auf Weißgerber Hanſens hoher Treppe, wiſſen Herr Bürgermeiſter. Es war ein unvergleichlich feſtlicher Anblick. Finden Herr Bürgermeiſter nicht auch?"

„Ja, der Zug war hübſch ... außerordentlich hübſch."

„Und ein großer Mann, den wir heute feiern! Ein Wohltäter der Stadt!"

„Freilich! Freilich!"

„Herr Bürgermeiſter ſind natürlich heute abend auch auf dem Feſt!"

„Nein, ich werde nicht hingehen. Meine Frau iſt krank."

„Ja, ja, was rede ich da für ungewaſchenes Zeug. Man vergißt ſich ganz. — Wie geht es denn der Frau Bürgermeiſterin?"

„Es iſt beim alten. Aber mit Gottes Hilfe wird es bald ganz gut ſein."

„Gott ſei dank! Das iſt erfreulich zu hören. Denn wenn man ſelbſt Witwer iſt und weiß, was es heißt, das Liebſte zu verlieren, ſo —"

„Wer führt Ihnen denn jetzt den Hausſtand, Herr Jenſen?" fragte der Bürgermeiſter ablenkend. „Sie können doch nicht ohne alle Hilfe ſein."

„Ja, vorläufig bin ich allein, ganz allein. Wenn ich nach Hauſe komme, ſo iſt da alles leer, Herr Bürgermeiſter. Aber einen Menſchen muß man ja im Hauſe haben, und nun hab' ich zum Mai eine Haushälterin gemietet. Mamſel Broager, die Herr Bürgermeiſter vielleicht kennen."

„Ja, freilich, iſt das nicht die, die einmal Mamſell auf Krogſtrup war?"

„Ja."

„Und die ſeither hier in der Stadt auf Kochen ausgegangen iſt?"

„Ja, die iſt es. Herr Bürgermeiſter haben doch nichts Unvorteilhaftes über ſie gehört?"

„Nein, im Gegenteil. Ihre Kochkunſt iſt ja ſogar berühmt. Da haben Sie ſicher einen guten Griff getan."

„Das glaube ich im grunde auch. Ich habe freilich gehört, daß es mit ihrer Geſundheit nicht weit her ſein ſoll, und das hat mich allerdings ein wenig ſtutzig gemacht. Aber ſie ſieht doch friſch und geſund aus."

„Ja, ſoweit ich mich ihrer erinnere, iſt ſie ſogar ein ungewöhnlich großes und kräftiges Frauenzimmer."

„Das iſt ſie. Sehr anſehnlich von Geſtalt."

Der Bürgermeiſter ſtutzte ein wenig über den Ton. Er betrachtete ihn genauer. Ja, ganz recht! Auf dem Grunde der vom Weinen geſchwollenen, noch tränenfeuchten Augen fing er einen kleinen lüſternen Schimmer auf.

„Wie lange iſt es eigentlich jetzt her, daß Ihre Frau ſtarb, Herr Jenſen?"

„Freitag werden es gerade zwei Monate. Zwei lange, ſchreckliche Monate."

„Sie ſollen ſehen, die Zeit wird Ihnen ſchon beſſer vergehen, wenn ſie erſt Mamſell Broager im Hauſe haben. So lange wir ſelbſt leben, übt das Leben ſeine Macht auf uns aus."

„Wieſo meinen Herr Bürgermeiſter?"

„Ach, ich meine nur, Sie dürfen nicht ſo verzagt ſein. Das Leben iſt mildtätig. Vielleicht iſt Ihnen noch viel Freude vorbehalten."

Der Witwer ſah ihn immer noch verſtändnislos und doch ein wenig ſcheu an.

Aber der Bürgermeiſter ſchwieg. Sein Armutsgefühl war plötzlich wie weggeblaſen. Er begriff jetzt, daß der Mann mitten in ſeiner aufrichtigen Trauer um die Frau ſchon in Gedanken die Vorzüge der anderen geprüft und genoſſen hatte. Ehe ein Jahr verſtrichen war, würden die beiden Hochzeit feiern, und der kleine Mann würde der glücklichſte Bräutigam unter der Sonne ſein.

Der Buchhalter lüftete abermals ſeinen florumhüllten Hut und verabſchiedete ſich ehrerbietig.

Der Bürgermeiſter ſah ihm verächtlich nach. Bald darauf erhob er ſich und ging nach Hauſe.

X.

Als der Bürgermeiſter nach Hauſe kam, war es faſt dunkel geworden. Anne Marie empfing ihn mit Vorwürfen, weil er gegangen war, ohne ihr Lebewohl zu ſagen. Sie ſchien überhaupt ziemlich erregt. Sie ſagte auch ſelbſt, daß ſie ſehr angegriffen ſei. Obwohl ſie, nachdem der Pfarrer dageweſen, wieder eine Stunde geſchlafen hatte, fühlte ſie ſich unruhig, kraftlos und unſagbar müde.

Die Majorin ſaß im Korbſtuhl neben dem Bett. Der Bürgermeiſter ſtand an der anderen Seite und hörte ſchweigend ihre Klage an. Eine graue Dämmerung erfüllte das Zimmer. Nur auf dem Fußboden vor dem Ofen leuchtete das eben angezündete Holzfeuer.

Mamſell Mogenſen kam herein und meldete, daß angerichtet ſei.

Als die Majorin und der Bürgermeiſter bei Tiſche ſaßen, begann die Erſtere ſofort und mit großer Heftigkeit über den Zuſtand der Schweſter zu ſprechen. Sie ſagte, Anne-Mariens Niedergeſchlagenheit und ihr Mangel an Widerſtandsfähigkeit ſei ſicherlich nicht ausſchließlich die Folge ihrer körperlichen Leiden, und ſie fragte ſchließlich — und zwar ziemlich herausfordernd — ob nicht zum Beiſpiel die Sehnſucht nach der Tochter einen ungünſtigen Einfluß auf den Verlauf dieſer Krankheit haben könne.

Der Bürgermeiſter umging die Antwort mit ein paar allgemeinen Redensarten. Worauf er anfing, ſich bei der Schwägerin nach den ſozialen und politiſchen Verhältniſſen in Deutſchland zu erkundigen und ſie zu fragen, ob ſie ſich noch immer zufrieden in ihrem neuen Vaterland fühle.

Hierauf antwortete die Majorin, daß die großen Staaten jedenfalls den kleinen gegenüber den Vorzug hätten, daß man einander dort nicht abſolut nach den gangbaren Muſtern zuſchneiden wolle, ſondern ſeinen Mitmenſchen das Recht zugeſtände, ſich ihrer eigenen Natur gemäß zu entfalten.

„Und dies Vorrecht haben Sie wirklich als einen Vorzug empfunden.“

„Ja, unbedingt.“

„Ich muß ſagen, das erſtaunt mich ein wenig.“

„Weshalb?“ fragte die Majorin und errötete leicht.

„Ach — Aber vielleicht habe ich Sie mißverſtanden. Welche Verhältniſſe haben Sie dabei namentlich im Auge gehabt?“

„Alle Verhältniſſe. Aber ſicher iſt namentlich die Ehe ſo ein Prokruſtesbett, in dem viele von den beſten Frauen der kleinen Staaten verbluten.“

Das brünette Geſicht des Bürgermeiſters war förmlich länger geworden. Es hatte ſich etwas Starres über ſeine Züge gelegt. Er fing an zu verſtehen, was dahinterſteckte.

„Es iſt mir ja nicht unbekannt,“ ſagte er, ihr noch einmal von dem Braten anbietend, „wie man in dem modernen Europa die Ehe und ihre Pflichten auffaßt. Ich muß jedoch geſtehen, daß eine ſolche Befreiung von allen Banden, wie man ſie dort anſtrebt, nicht meine Sympathie hat. Und ich glaubte — offen geſtanden, liebe Schwägerin — daß ſie auch nicht die Ihre haben könne.“

„Ich ziehe ſie deſſen ungeachtet jener Art ehelicher Treue vor, die ſich wie ein Strick um den Hals ſeines Opfers legt.“

„Außerdem“ — fuhr der Bürgermeiſter fort, als wenn er die letzte Äußerung nicht gehört habe — „verſtehe ich nicht, warum ſie nur die Frauen als Opfer des ehelichen Zwanges nennen. Hätten Sie die Männer mitgenommen, würde ich Sie beſſer verſtanden haben. Die Ehe iſt weit davon entfernt, eine ideale Einrichtung zu ſein; das will ich Ihnen gern einräumen. Ihnen. In meiner doppelten Eigenſchaft als Polizeibeamter und Richter habe ich oft Gelegenheit gehabt, das beſtätigt zu ſehen. Die Natur hat ja außerdem leider die Frau und den Mann ſo verſchieden geſchaffen, daß viel Kultur — oder wenn Sie mir das Wort geſtatten wollen — viel Selbſtverleugnung auf beiden Seiten dazu gehört, um ein Zuſammenleben völlig befriedigend zu geſtalten.“

„Ach, wenn es weiter nichts wäre! Gerade in der Verſchiedenheit beſteht ja die Anziehungskraft. Es iſt unſer inſtinktives Bedürfnis, uns zu ergänzen, das in unſerer Leidenſchaft zum

Ausdruck gelangt. Und je größer der Reibungswiderſtand iſt, um ſo mehr Wärme!"

In dieſem Augenblick kam Mamſell Mogenſen mit dem Nachtiſch aus dem Anrichtezimmer, und der Bürgermeiſter ſuchte die Unterhaltung in eine andere Bahn zu lenken. Aber die Majorin hielt krampfhaft an dem Thema feſt und zwang ihn, ſich zu äußern.

So ſagte er denn, daß er für die Leidenſchaft, die ſie erwähnt habe, die größeſte Ehrfurcht hege. Ohne im übrigen auf irgend eine Weiſe ihre Begeiſterung für den natürlichen Menſchen zu teilen, wolle er einräumen, daß namentlich die erotiſche Paſſion eine große und heilige Macht ſei, der gegenüber man nur zu reſignieren habe. Aber nach ſeinen Erfahrungen ſei es weit ſeltener dies erhabene Gefühl, das die ehelichen Miſèren hervorrufe, als die vielen kleinen Treuloſigkeiten des Leichtſinns, die fortwährenden kleinen Betrügereien der Eitelkeit und der Gefallſucht. Und man müßte wohl ſagen, daß namentlich die Frauen in dieſer Beziehung die meiſten Angriffspunkte böten.

Die Majorin lachte unbeherrſcht.

Beſitzen die Männer nicht etwa auch ihre Eitelkeiten? Machten ſich nicht ſelbſt die beſten unter ihnen oft lächerlich und verächtlich in ihrer Jagd nach Auszeichnungen und Einfluß? Und fragten ſie ihre Frauen oder Bräute um Erlaubnis? Es ſei doch im allgemeinen nur der ſehr geringe Bruchteil eines Mannes, der für die Frau, die er liebt, übrig blieb. Wenn er nichts deſto weniger verlange, ſie ganz und ungeteilt zu beſitzen und ſie bis in ihre zufälligſten Gedanken, bis in ihre flüchtigſten Träumereien zu beherrſchen, ſo ſei dies eine Anmaßung, eine empörende Barbarei, genau ſo roh und unmenſchlich wie die Frauenzwinger und die Keuſchheitsgürtel des Mittelalters.

Die einzige Entſchuldigung für ſolche Männer ſei, daß ſie in ihrer Lauheit keine Ahnung hätten von dem Born an Liebe, den eine Frau beſitzen könne, — der weit größer ſei, als daß ihn ein Mann und ſelbſt eine große Schaar von Kindern aufzunehmen im Stande ſeien. Sie würde ganz einfach erſticken oder platzen, wenn ſie nicht jedenfalls auf dem Wege der Fantaſie von ihrem Überfluß verſchenkte.

Der Bürgermeiſter antwortete mit einem leeren Lächeln, daß ſeine ganze große, wohlbewehrte Reihe von Zähnen entblößte.

„Die Auffaſſung von Ihrem Geſchlecht, die Sie hier entwickeln, ſcheint mir auf gefährliche Weiſe ins Abſurde hinaus zu führen. Nach dieſer Anſchauung müßte ja die Dirne die ideale Frau ſein. Was ſie im übrigen wirklich auf dem beſten Wege iſt zu werden, wenigſtens in der Literatur."

Die Majorin warf ihre Serviette auf den Tiſch.

„Ach, dieſe Pfarrermoral hier zu Lande — wie gut ich ſie kenne!"

Der Bürgermeiſter ſah ſchnell zu ihr hinüber und ſchwieg.

„Geſegnete Mahlzeit!" ſagte er kurz darauf und erhob ſich mit einer ſehr kärglich zugemeſſenen Verbeugung.

Die Majorin blieb ſitzen.

Sie bereute ihre Herausforderung nicht. Nicht nur war ſie feſt davon überzeugt, daß die Schweſter ſich nichts Ernſtes vorzuwerfen habe, ſie fühlte ſich auch ganz ſicher, daß Anne Mariens Entkräftigung nicht — wie der Doktor gemeint hatte — ihren Grund ausſchließlich in den Nieren hatte, die ja immer ſchwach geweſen waren, ſondern daß ſie das unglückliche Opfer der Rachſucht eines wahnſinnig eiferſüchtigen Mannes wurde.

Mamſell Mogenſen hatte ſich gleich entfernt, nachdem ſie den Nachtiſch angeboten hatte. Sie fühlte ſich gekränkt, weil der Bürgermeiſter und die Majorin auf Grund ihrer Anweſenheit angefangen hatten, deutſch zu ſprechen.

Draußen in der Küche machte ſie ſich dem Mädchen gegenüber Luft.

Sie ſaßen da und zankten ſich geradezu. Sie die Deutſche, warf ſich auf ganz ordinäre Weiſe in den Stuhl zurück, und der Bürgermeiſter ſah in ſeinem Geſicht aus, als wenn er ein Herzleiden hätte, ganz aſchgrau. Ich konnte ſehen, wie ſeine Hände förmlich zitterten, als er von der Omelette nahm. Ich hab' ihn nicht ſo aufgeregt geſehen ſeit damals, als Ingrid ſich die Äpfel von dem Kämmerer ſeinem großen Jungen gebettelt hatt'."

XI.

Der Bürgermeister hatte sich in sein eigenes Zimmer begeben, das ganz für sich am Ende der Diele lag. Dort brannte eine Lampe auf dem Schreibtisch zwischen den Fenstern; aber der größte Teil des Zimmers lag im Halbdunkeln.

Es war ein großer, länglicher, solide ausgestatteter Raum, der die Verbindung zwischen der Familienwohnung und den Bureaulokalitäten bildete.

Er ging auf dem weichen Teppich, der den Laut seiner Schritte dämpfte, im Zimmer auf und nieder. Sein Schatten glitt hin und her über die Bücherborte und den hohen weißen Kachelofen an der inneren Längswand.

Anne Marie hatte also die Schwester zu ihrer Vertrauten gemacht und sich über ihn beklagt. Natürlich; das hätte er voraussehen können. So wenig verstand sie sich selbst noch immer. Und was hatte sie denn erzählt? Und wieviel hatte sie verschwiegen?

Eine alte Uhr in der Ecke schlug sieben. Er blieb vor dem Schreibtisch stehen, wo Verhörsakten, notarielle Eingaben, Nachlaßberechnungen und unbeantwortete amtliche Schreiben sich in letzter Zeit derartig aufgehäuft hatten, daß er sich darüber schämte.

Es gab fast nichts, das ihn mehr demütigte und peinigte, als daß er, der einstmals pünktlich bis zur Kleinlichkeit gewesen war, nachlässig, ja unzuverlässig geworden war. Er konnte sich fast nicht mehr zu seiner Arbeit sammeln. Sobald er allein war, gingen die Gedanken ihre eigenen Wege. Er hatte sogar die Beschämung erlitten, daß zwei von seinen Urteilen aus dem letzten Jahr von den übergeordneten Gerichten verworfen waren.

Über die Stadt hin schallte der schläfrige Stundenschlag der Kirchenuhr.

Er blieb in Gedanken stehen, die Hand auf der Stuhllehne, den Blick auf die Lampenkuppel gerichtet. Er erinnerte sich eines Abends vor zwei und einem halben Jahr, als Anne Marie hier an seinem Tisch gesessen und ihm geholfen hatte, das Urteil in dem großen Brandstiftungsprozeß zu schreiben. Er selbst war im Zimmer auf- und niedergegangen und hatte diktiert.

Es war ungefähr zwei Jahre, nachdem sie hier in die Stadt gekommen waren. Er erinnerte sich, daß Anne Marie noch Trauer nach des kleinen Kaj Tode getragen hatte.

Die große Hoffnung, mit der er hierher gekommen war, schien damals noch in Erfüllung gehen zu sollen. Und die Krankheit und der Tod des Knaben hatten ja auch dazu beigetragen, sie wieder zusammenzuführen. Die gemeinsame Sorge, der gemeinsame Kummer, die gemeinsame Hoffnung auf ein Wiedersehen hatten sie eine Zeitlang sehr innig mit einander verknüpft, und das Bewußtsein, wie teuer erkauft die Versöhnung diesmal gewesen war, umgab die Wiedervereinigung für sie beide mit einem Gepräge der Heiligkeit.

Im Grunde hatte er sich wohl niemals glücklicher gefühlt als diese ersten Jahre in der kleinen, toten Stadt, in der er sich außerhalb seines eigenen Heims wie in einem fremden Lande befand, dessen Sprache er nur so eben verstand. Anne Marie hatte gleichsam eine Läuterungsprobe durchgemacht. Die Trauer hatte ihr einen so schönen Ausdruck verliehen. Sie sagte es auch selbst, daß sie erst jetzt, wo sie den Ernst des Lebens kennen gelernt hatte, seinen Wert so recht verstehe. Auch trug die Trauerkleidung noch dazu bei, ihrer dunkelblonden Erscheinung einen neuen und feinen Liebreiz zu verleihen.

Sie waren damals immer zusammen, gingen täglich zusammen nach dem Friedhof hinaus, hielten sich aller Geselligkeit fern und lebten ganz für einander. Ihren Haushalt hatte Anne Marie ja immer musterhaft geführt. In diesen Jahren ging sie völlig auf in ihren Pflichten als Gattin und Mutter.

Des Abends, wenn Ingrid zu Bett gebracht war, pflegte sie sich mit ihrer Handarbeit hierher zu ihm zu setzen, weil die Einsamkeit im Wohnzimmer sie bedrückte. Ihre Anwesenheit störte ihn auch nicht; im Gegenteil, es erhöhte ihm nur die Gemütlichkeit, wenn sie dort auf dem Sofa saß, und er arbeitete nie leichter, als wenn er das Geräusch des einförmigen Prickelns ihrer Nadel hörte; oder wenn sie im Zimmer kramte, um seine Bücher zu ordnen oder nach dem Ofen zu sehen.

Einmal, als er seine rechte Hand beschädigt hatte, erbot sie sich sofort, sein Sekretär zu

sein. In jenen Tagen vernachlässigte sie sogar ihren Haushalt, um sich ihm ganz widmen zu können. Er hatte gerade das Material zu dem weitläufigen Brandstiftungsprozeß gesammelt und war voll Ungeduld die Sache zu erledigen und das Urteil zu schreiben. Sie mußten schließlich die Nacht mit zur Hilfe nehmen, um fertig zu werden, und in seinem Eifer dachte er nicht daran, daß er Anne Marie überanstrengen könne. Sie selbst sagte nichts; aber plötzlich fiel ihr die Feder aus der Hand und sie wurde ohnmächtig. Hinterher war sie ganz untröstlich, barg sich beschämt an seiner Brust und stammelte Entschuldigungen.

Es war auch alles so vertrauensvoll geworden, daß er nicht einmal mehr an die Möglichkeit eines Betruges glaubte. Am allerwenigsten dachte er an eine Gefahr in dem Verhältnis zu Doktor Bjerring. Anne Marie hatte oft von ihrem Unbehagen in Bezug auf seine Person gesprochen und war seinerzeit trotz seiner anerkannten Tüchtigkeit unzufrieden damit gewesen, ihn als Hausarzt zu bekommen. Erst eines Tages, als er bei seiner Heimkehr aus dem Gericht den Doktor dort auf einer Visite vorfand und sah, daß ganz gegen die Gewohnheit Wein und Kuchen aufgetragen war, fing er an, Unrat zu ahnen.

Es hatte dann auch nicht lange gewährt, bis er Anne Maries Interesse an dem kleinen, verwachsenen Mann und seinem Schicksal konstatierte. Er bemerkte, wie oft sie nicht von *ihm*, sondern von seinen Patienten sprach, von Leuten, die er mit Erfolg kuriert hatte und von dem, was man in der Stadt Gutes und Böses über ihn zu erzählen wußte. Er machte ein paarmaal die Beobachtung, daß sie in Sinnen verfiel, wenn sie seinen Namen hörte; und wenn sich draußen auf der Straße ein Wagen näherte, konnte er, hinter seiner Zeitung verborgen, in dem gespannten Gesichtsausdruck, mit dem sie sich dem Fenster zuwandte, lesen, daß sie daran dachte, ob er es wohl sei, der in seinem Doktorwagen vorübergefahren kam.

In Anlaß der Erkrankung des kleinen Kaj war Doktor Bjerring zum erstenmal in ihr Haus gekommen. Er kam zu jener Zeit täglich, traf Anne Marie häufig allein, und hier — über dem Totenbett des Kindes — war der Keim zu diesem neuen Verrat gelegt worden.

Wahrscheinlich war sie sich aber doch erst später ihrer Gefühle bewußt geworden. Aber als das Trauerjahr um war, und sie wieder anfingen, an der Geselligkeit des Städtchens teilzunehmen, war es jedenfalls nicht schwer für ihn gewesen, zu verfolgen, wie sich das Verhältnis ganz in Übereinstimmung mit den früheren entwickelte, wie sie seinen fadesten Schmeicheleien gegenüber widerstandslos wurde, von seinem törichten Gerede entzückt war und sich in der Fantasie ihren Schwärmereien immer zügelloser hingab. Gleichzeitig verbarg sie sich vor ihm und vor sich selbst wieder in einem Wust von kleinen Verschleierungen und Wahrheitsentstellungen, bis sie schließlich wirklich keinen Unterschied von Recht oder Unrecht mehr wußte.

Wie schon so oft, war er auch diesmal mit dem Gedanken umgegangen, sich von ihr scheiden zu lassen, aber er gab es auf, nicht des Skandals halber — was die Leute von ihm dachten, war ihm jetzt ziemlich gleichgültig — aber aus Rücksicht auf Ingrid, die er ihr nach dem Gesetz nicht würde nehmen können, und die in ihren Händen dem Untergang geweiht sein würde. Was sollte ihm eine Scheidung auch wohl nützen? Sein Leben war doch rettungslos zerstört. Zukunft wie Vergangenheit waren ihm vergiftet. Jede gute Erinnerung war besudelt. Selbst vor der Erinnerung an seine Mutter mußte er sich schämen. Nur eins konnte die Schuld sühnen und den Schmerz mildern, ja vielleicht schließlich Vergessen bringen — der Tod.

XII.

Der Bürgermeister hatte sich endlich auf seinen Schreibtischstuhl gesetzt und die Abendpost zur Hand genommen, die ein Bote zur Bureautür hereingesteckt hatte. Zwischen verschiedenen dienstlichen Schreiben in großen blauen und gelben Umschlägen griff er gleich nach einem kleinen Brief mit kindlicher Aufschrift. Er war von der Tochter. Sie schrieb:

„Lieber Vater!

Ich bedanke mich vielmals, daß ich Sonnabend nach Hause kommen darf, weil Tante Lise da ist. Nun wollte ich dich gern fragen, ob ich nicht schon Freitag kommen darf. Wir haben nur Rechnen, Geographie und Hand-

arbeit, das macht nicht so viel aus. Fräulein Andersen hat es mir erlaubt, wenn du es nur auch willst. Grüße die süße Mutti tausend Mal. Ich freue mich schrecklich.

Deine liebe

Ingrid."

Der Bürgermeister atmete mißbilligend durch die Nase. Er bereute, daß er ihr überhaupt erlaubt hatte, nach Hause zu kommen. Die Bekanntschaft mit dieser Tante war offenbar ganz überflüssig. Von einer weiteren Pflichtversäumnis konnte auf keinen Fall die Rede sein.

Er hatte eben den Briefbogen hingelegt, um ihr sofort zu antworten, als Mamsell Mogensen hereingestürzt kam, leichenblaß im Gesicht. Die alte Anstandsperson war so erschüttert, daß sie sogar vergessen hatte, anzuklopfen.

Sie bat ihn augenblicklich zu kommen. Die Frau Bürgermeister sei plötzlich sehr krank geworden. Sie läge wohl im Sterben.

Der Bürgermeister erschrak im ersten Augenblick selbst ernsthaft. Aber auf dem Wege zum Schlafzimmer fiel ihm ein, daß Anne Marie sie vor einiger Zeit des Abends alle auf ähnliche Weise erschreckt hatte, und zwar ohne anderen nachweisbaren Grund, als daß man den Doktor holen lassen sollte. Sie hatte wohl gewußt, daß Dr Bjerring mit einer gewissen Frau Grabe, für die er sich, nach dem, was die Leute erzählten, lebhaft interessieren sollte, in einer Gesellschaft zusammen war. Diese Dame war, so viel er wußte, noch hier in der Stadt und nahm wahrscheinlich zu dieser Stunde ebenso wie Dr Bjerring teil an dem Fest bei Jörgen Ovesen; und er vermutete, daß der Gedanke hieran Anne Marie wieder beunruhigt hatte.

Als er aber ins Schlafzimmer kam, sah er sogleich, daß hier wirkliche Not herrschte.

Anne Marie lag mit offenen, blinden Augen da und röchelte — erstarrt in einem Erstickungskrampf. Die Schwester stand über sie gebeugt und hielt ihre zitternden Arme. Das ganze Bett bebte.

„Ist zum Doktor geschickt?" fragte er Mamsell Mogensen, die ganz verwirrt mit gefalteten Händen mitten im Zimmer stand.

„Ja, Jens Kristian ist hingelaufen."

„Mamsell! Geben Sie mir das Eau de Cologne-Flakon da!" kommandierte die Majorin. „Und einen Löffel!"

Sie ließ die Schwester mit der einen Hand los und badete ihre Schläfen und löste den Halsbund des Nachtkleides. Ein leiser, heiserer Schrei drang durch die zusammengeschnürte Kehle, und es erfolgte ein Erbrechen.

Bald darauf war der Anfall überstanden.

Schlaff und schweißbedeckt, mit geschlossenen Augen, sank Anne Marie ins Bett zurück. Es gingen noch einige Zuckungen durch ihren Körper, und sie atmete beschwerlich. Als sie die Stimme ihres Mannes hörte, machte sie einen Versuch, ihm die Hand hinzustrecken, aber sie vermochte es nicht; die Hand fiel tot auf die Bettdecke nieder, und gleich darauf versank sie in tiefen Schlummer.

Der Bürgermeister war so angegriffen, daß er sich an dem Fußende des Bettes festhalten mußte. Er ahnte, daß dies der Tod war.

„Wie ist es nur gekommen?" fragte er.

Die Majorin erzählte, Anne Marie habe während der letzten Stunde über heftige Kopfschmerzen und Beklemmungen in der Brust geklagt. Dann habe sie plötzlich einen Schüttelfrost bekommen und angefangen, sich zu erbrechen. Während des sei dann der Krampf eingetreten.

Der Bürgermeister wandte sich mit der Uhr in der Hand nach Mamsell Mogensen um.

„Ob Jens Kristian weiß, daß der Doktor bei Jörgen Ovesens ist?"

„Ja, Frau Bürgermeister sagte es selbst, als sie fühlte, daß sie krank wurde."

Danach fragte der Bürgermeister nicht weiter, und es vergingen wohl zehn Minuten, ohne daß überhaupt gesprochen wurde. Von der sonst so stillen Straße her drangen viele Fußtritte herauf. Es waren Leute, die hinaus wollten, um die Illumination an dem anderen Ende der Stadt zu sehen.

Da fing Anne Marie von neuem an zu stöhnen. Die Augenlider hoben sich. Ein neuer Anfall war im Ausbruch.

„Kommt denn der Doktor noch nicht bald?" rief die Majorin verzweifelt aus.

Der Bürgermeister zog mit zitternder Hand noch einmal die Uhr hervor.

„Ich begreife es auch nicht. Ich meine, er müßte ſchon hier ſein können.“

„Vielleicht iſt der Knecht doch fehlgegangen. Laſſen Sie doch das Mädchen hinlaufen.“

Der Bürgermeiſter ſagte, er wollte lieber ſelbſt zu einem alten, penſionierten Kreisarzt gehen, der im Hauſe nebenan wohne und ihn bitten zu kommen. Falls er zu Hauſe ſei, könne er im Laufe von wenigen Minuten hier ſein!

Er hatte jedoch kaum das Wohnzimmer verlaſſen, als es ſchellte. Er ging deswegen in ſein eigenes Zimmer, um dort zu warten, bis das Mädchen geöffnet hatte.

Er hörte wie Doktor Bjerring ſeinen Überrock ablegte und in das Eßzimmer ging.

Es verſtrichen abermals zehn Minuten. Er war ein paarmal an der Tür, konnte ſich aber nicht überwinden, nach dem Krankenzimmer zurückzukehren, ſo lange dieſer Mann dadrinnen war und die Unterſuchung währte. Er war außerdem auch körperlich ſo angegriffen, daß er ſich einer Ohnmacht nahe fühlte. Jeden Augenblick ſetzte der Herzſchlag aus, und er mußte zu ſeinen Naphtatropfen greifen, um ſich aufrecht zu halten.

Da vernahm er Fußtritte und es wurde an die Tür, die nach der Diele zuführte, gepocht.

„Herein!“

Es war Mamſell Mogenſen.

„Der Herr Doktor möchte gern ein Wort mit dem Herrn Bürgermeiſter reden.“

„Bitte ſchön!“

Doktor Bjerring war in Geſellſchaftskleidung und hatte in der Eile vergeſſen, eine Blume aus dem Knopfloch zu entfernen. Er ſagte nichts weiter als: „Ja“ — und machte mit tiefem Bedauern eine Bewegung mit beiden Händen.

„Sie glauben nicht, daß noch Hoffnung iſt?“ fragte der Bürgermeiſter.

„Leider nein, ich glaube es nicht.“

„Aber doch . . . vielleicht?“

„Nein, ich darf es Ihnen nicht verhehlen, Herr Bürgermeiſter, daß Ihre Frau Gemahlin kaum noch einige Stunden leben wird. Aber ich habe Sie ja darauf vorbereitet und Ihnen wiederholt geſagt, daß Sie die Krankheit Ihrer Frau Gemahlin wohl reichlich zuverſichtlich beurteilten.“

„Ich weiß es. Sie haben ſich keine Vorwürfe zu machen. Ich verſtehe nur nicht . . . ſo plötzlich, wie es gekommen iſt.“

„Es iſt eine Blutvergiftung, die ich lange gefürchtet habe, und die nun eingetreten iſt. Sie kann in unglaublich kurzer Zeit tödlich wirken. Und die Frau Bürgermeiſter war ja außerdem ſchon von vorneherein ſehr entkräftet.“

„Und Sie meinen nicht, daß irgend etwas geſchehen kann — nur zur Linderung?“

„Frau Bürgermeiſter hat ein beruhigendes Pulver erhalten, und im übrigen habe ich angeordnet, daß ein warmes Bad bereit gehalten wird für den Fall, daß ſich der Krampf wiederholen ſollte, was ich übrigens nicht glaube. Etwas anderes iſt leider nicht zu machen.“

Der Bürgermeiſter ſtellte keine weiteren Fragen. Er konnte merken, daß der Doktor voller Ungeduld war, zum Feſt zurückzukehren und für den Augenblick mit ſeinen Gedanken mehr bei der ſchönen Frau Grabe als bei ſeiner Patientin weilte. Und ein tiefes Mitleid mit Anne Marie erfüllte ihn, die um dieſes Menſchen willen das Glück ihrer Häuslichkeit und den eigenen Frieden geopfert hatte und nun einſam ſtarb wie jemand, deſſen Leben zum Fluch geworden war.

„Ich will Sie nicht länger aufhalten,“ ſagte er höflich. „Sie ſind ja in Geſellſchaft.“

„Ach, das macht nichts. Falls meine Anweſenheit nur irgend welchen Zweck haben könnte, ſo —“

„Nein, nein. Nach dem, was Sie mir jetzt geſagt haben, verſtehe ich, daß dies nicht der Fall iſt.“

„Ich werde doch heute Abend noch einmal einſehen. Ich denke gegen elf Uhr.“

„Ja, da Sie doch hier vorüber müſſen, ſo . . . Ich meine, auf dem Heimwege von dem Feſt.“

„Ja, freilich.“

— — Als der Doktor gegangen war, kehrte der Bürgermeiſter in das Krankenzimmer zurück. Schon in der Wohnſtube drang ihm ein ſcharfer Moſchusgeruch entgegen.

Anne Marie lag im Halbſchlummer, erwachte aber, ſobald ſie ſeine Nähe ahnte. Sie ſchlug die Augen auf und ſtarrte ihn mit wilder Angſt in dem ſtarren Blick an. Sie konnte ſchon nicht mehr ſprechen. Auch das

Gehör war faſt verſchwunden. Das letzte Wort, das ſie geſagt hatte, war während des Beſuchs des Doktors der Schweſter mit Aufbietung aller Kraft ins Ohr geflüſtert. Das Wort lautete: „Ingrid.“

Die Majorin erhob ſich ſofort, um ihn mit Anne Marie allein zu laſſen. Auf eine eigene ſcheue Weiſe ging ſie in einem Bogen um ihn herum, der Tür zu.

Sie begab ſich in ihr eigenes Zimmer, das neben der Eßſtube lag. Der Mond ſchien auf den Fußboden da drinnen, und ſie zündete kein Licht an. Sie war in ſo heftiger Erregung, daß es ihr nicht möglich war, ſich ruhig zu verhalten. Bald ſetzte ſie ſich auf das Sopha, bald ging ſie im Zimmer auf und nieder, und ſchließlich warf ſie ſich ganz unbeherrſcht über eine Stuhllehne und preßte das Taſchentuch gegen ihren Mund, damit niemand ihr Schluchzen hören ſollte.

„Mörder! Mörder!“ ſchrie es unabläſſig in ihr.

Sie entſann ſich nicht mehr, wann der Verdacht zum erſten Mal in ihr aufgetaucht war; aber als ſie bei Tiſche das leere, leichenartige Lächeln ſah, mit dem der Schwager ihre Bemerkung über die Krähwinkelmoral beantwortet hatte, wußte ſie, daß er abſichtlich Anne Mariens Leben zerſtört hatte, um ſich für eingebildete Kränkungen zu rächen. Mit Wiſſen und Willen hatte er ſie getötet. Mit der hinterliſtigen Grauſamkeit eines Wahnſinnigen hatte er Tag für Tag ſeine Rachſucht geſättigt, indem er ſie unter ſeiner Kälte und Verachtung leiden und ſich quälen ſah. Und er hatte gewußt, daß es der Tod für ſie werden würde. Es war ein Schleichmord, der hier begangen war. Er hatte gewußt, daß Anne Marie nicht ohne Liebe leben konnte.

Sie erhob ſich und zündete endlich Licht an. Sie wollte fort von hier. Und zwar noch dieſe Nacht. Sie hatte nicht den Mut, unter demſelben Dach mit dieſem Menſchen zu ſein, nachdem Anne Marie ihre Augen geſchloſſen hatte. Um ſich nicht zu einer blutigen Vergeltung hinreißen zu laſſen, wollte ſie fort, ſobald der Tod eingetreten war. Mit dem erſten Zug wollte ſie nach der Stadt fahren, wo Ingrid in Penſion war, um dem armen Kinde den letzten Gruß der Mutter zu bringen.

Der Bürgermeiſter ſaß auf dem Stuhl neben dem Bett; er hatte nicht geſprochen, und Anne Marie würde auch nicht mehr imſtande geweſen ſein, etwas durch das Gehör aufzufaſſen. Nur vom Geſicht war ihr noch etwas geblieben. Das war unabläſſig auf ihn gerichtet; aber die Augen hatten keinen Ausdruck mehr, der Blick konnte nicht mehr für ſie flehen, und der bleiſchwere Finger des Todes drückte beſtändig die Lider wieder zu.

Ihre Hand — ihre früher ſtets ſo unruhige kleine Hand — lag jetzt leblos auf der Bettdecke. Die Linke, die ihm zunächſt ausgeſtreckt war, hatte ſie aufwärts gewandt; ſie lag da wie eine ſtumme Bitte um Barmherzigkeit.

Aber der Bürgermeiſter war garnicht aufmerkſam geworden auf dies ſtumme Lebenszeichen.

Dahingegen hatte er Doktor Bjerrings Roſen erblickt, die noch am Kopfende des Bettes auf dem Tiſch ſtanden. Ebenſo feſſelte eine kleine ſilberne Schale mit Konfekt ſeinen Blick; er entſann ſich, wie Anne Marie ſie ſich einmal angeſchafft, als ſie erfahren hatte, daß der Doktor Wert auf dergleichen Leckereien legte, die deswegen ſeither niemals im Hauſe fehlten.

Stunden gingen dahin. Bei ihrem ſchwindenden Lebenslicht ſpähte Anne Marie noch immer vergebens nach einem kleinen Schimmer ehemaliger Liebe oder auch bloß nach Verzeihung in ſeinem Geſicht. Zuletzt hatte er freilich ihre Hand genommen, und wie er ſo unbeweglich vornübergebeugt und fahl da ſaß, glich er faſt ſelbſt einem Sterbenden.

Draußen auf der Straße war es wieder lebendig geworden; die Leute kehrten von der Illumination zurück. Sie ſprachen begeiſtert von Leuchtkugeln und Raketen und bunten Lampen.

Anne Maries Atem war faſt unhörbar geworden. Die Augenlider hoben ſich nicht mehr. Der Mund ſtand ein wenig offen.

Als die Majorin und der Doktor um Mitternacht ins Zimmer kamen, war ſie tot.

Briefe einer deutschen Naturforscherin aus Brasilien.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 105.)

Monte Alegre, den 11. Februar 1906.

„Der König der Ströme!“ Das ging mir während meiner Amazonasfahrt nicht aus dem Sinn, und noch jetzt nach achttägigem Aufenthalt hier muß ich es immer wieder denken, wenn ich von den Höhen auf das Gewirr von Stromarmen und Inseln zu meinen Füßen, dahinter in imposanter Breite (etwa wie die Elbmündung bei Brunsbüttel an den breitesten Stellen) den Hauptarm, dahinter blau verschwimmende Waldufer, von denen ich weiß, daß es auch nur Inseln sind, blicke. Am 1. Februar ging ich an Bord der Rio Mar, fuhr um 9 Uhr ab; um 8 Uhr stand ich bereits auf der Landungsbrücke und vertrieb mir die Zeit mit Warten auf Sr. B., der 10 Minuten vor 9 erschien. Gleich darauf kam auch der Kapitän, dem ich nun vorgestellt und besonders ans Herz gelegt wurde. Außerdem gab mir Sr. B. noch ein Empfehlungsschreiben der Kompanie der Amazonasdampfer für den Kapitän, mit dem ich zurückreisen würde. Wie wichtig diese Empfehlung für mich sein würde, ahnte ich damals noch gar nicht. Zunächst trug sie mir allerdings schon die beste Kajüte an Bord ein, was gar nicht zu verachten war. Am ersten Tage regnete es, und es gab nicht gerade viel zu sehen. Nur einmal, als eine Pause freien Ausblick gestattete, glaubte ich mich wieder aufs Meer hinaus versetzt: wir waren der Mündung des Docantins gegenüber. Rechter Hand die Ufer von Marajo, das mir nun schon wie ein lieber, alter Bekannter vorkommt. Als ich am nächsten Morgen an Deck kam, strahlte die Sonne, und wir fuhren zwischen hohen, taufunkelnden Waldufern in einem breiten Strom.

Als ich jedoch die unbedachte Frage tat, ob wir nun schon im eigentlichen Amazonas seien, wurde ich ausgelacht. Dies alles seien nur Seitenarme des eigentlichen Flusses, und alles, was ich an diesem Tage an Ufern sehe, seien nur Inseln. Das merkte ich denn später auch selbst auf der herrlichen Fahrt, bald in nächster Nähe der mit prachtvollem, üppigstem Tropenwalde bestandenen Ufer, bald auf weiter, seeartiger Wasserfläche, bis wir wieder einer neuen Insel zustrebten. Die vereinzelten Palmblatthütten, an denen wir hin und wieder vorbeikamen, hatten einen ganz besonderen Reiz für mich. Täglich zieht das Leben und ein Abglanz der Welt draußen in Gestalt der zahlreichen Flußdampfer an ihnen vorüber; aber sie selbst liegen ganz abgeschlossen, in grenzenloser Einsamkeit, und der Wald, der sie umschließt, ist Urwald, von menschlicher Kultur — Gott sei Dank! — noch nicht berührt.

Am Abend dieses Tages wurde mir auch der Unterschied zwischen Weißwasser- und Schwarzwasserflüssen, von dem ich schon so viel gehört hatte, klar. Aus den trüben, gelblichen Fluten des Amazonas waren wir plötzlich in durchsichtig klares, aber

tief olivenbraunes Wasser gelangt. Wir befanden uns im Xingu, den wir einige Meilen hinauffuhren, um in Porto do Maz anzulegen. Natürlich macht sich dieser Unterschied in der Färbung nur in nächster Nähe des Schiffes stärker bemerklich. Weiterhin ist es — bei gutem Wetter — immer ein blitzendes, silbern, manchmal auch goldigschimmerndes Blau, auf dem die Inseln mit ihrem köstlichen, satten und so verschieden getönten Grün schwimmen. Herrlich war dieser Abend auf dem Xingu. Im Westen stand eine schwarze Wolkenwand und ließ die Wässer des Flusses fast schwarz erscheinen, darunter aber kam schwefelgelb und scharf abgesetzt ein breiter Streifen Abendhimmel zum Vorschein, und sein Widerschein breitete sich wie ein goldenes Netz über die schwarze, leicht gekräuselte Wasserfläche. Dann ging der Mond auf. Das Gebimmel der Schiffsglocke rief mich auf die andere Seite, und da lag am Fuße einer waldigen Hügelwelle, eine breite, frischgrüne Wiese als Vordergrund, Porto do Moz, ein so reizendes Fleckchen Erde, daß in mir sofort der Wunsch erwachte, an Land zu gehen und zu bleiben. Im Geiste sah ich mich schon auf dem geplanten Streifzuge, den Xingu herabkommen und hier den Dampfer zur Rückkehr erwarten. Es war gerade die Örtlichkeit, um während der Stunde, wo wir vor Anker lagen, in Zukunftsträume zu versinken, was ich denn auch tat.

Am nächsten Morgen waren wir nun wirklich in den Hauptarm eingebogen, der in majestätischer Breite sich vor uns ausdehnte, scheinbar ins Unendliche sich verlierend. Rechts hatten wir in einiger Entfernung eine Hügelkette (von Almeirim), die durch ihre abrupten Formen höher aussah, als sie wirklich war, links, in weiter Ferne, blaue Ufer der Waldinseln. Gegen Mittag waren wir in Rainha, und einige Stunden später bogen wir wieder in einen Amazonasarm ein, auf dem wir gegen 2 Uhr nach Monte Alegre gelangten. Das erste, was ich hier zu meiner Betrübnis sah, war, daß Antonio Costa nicht da war; ferner erschien João an Deck, schlotternd und ein Bild des Leidens (er war die ganze Zeit an Bord krank gewesen), und so niedergeschlagen und erschrocken über Antonios Abwesenheit, daß nichts mit ihm anzufangen war. Da stand ich nun, so gut wie mutterseelenallein in der wilden Fremde mit meinem mangelhaften Portugiesisch. João renitent; er wäre am liebsten sofort umgekehrt.

Kurz entschlossen wendete ich mich an den Kapitän, der fließend französisch sprach, und nun bewährte sich Sr. B.s Empfehlung. Er versprach mir sofort seine Hilfe, und als einer der Honoratioren von Monte Alegre, Sr. Anthero, an Bord kam, stellte er mich ihm vor, und ich teilte dem sehr freundlichen Herrn meine Wünsche mit. Nun kam alles schnell in Ordnung. Gegen Abend war ich bereits eingerichtet in einem leeren Hause des Sr. Anthero, eine nette junge Frau war als Haushälterin angenommen. So war für die nächsten Bedürfnisse gesorgt; über die Ungemütlichkeit mußte die Gewöhnung forthelfen. Als einziges Mobiliar besitze ich zwei von Sr. Anthero freundlichst geliehene Stühle und einen von mir selbst aus Ziegelsteinen und einem Kistendeckel genial konstruierten Waschtisch. Ferner haben wir auf der großen Veranda hinter unserm Hause eine riesige Kiste als Präpariertisch aufgestellt. Unser mit Ziegeln gepflasterter Salon wirkt, da seine Verhältnisse nicht durch irgend welche Möbel entstellt sind, ungemein großartig. Die verschiedenen Kisten und Kasten unseres Gepäcks sind in malerischer Unordnung über den Boden verstreut, und dienen je nachdem als Stühle, Tische, Fußbänke usw. Die Flintenkiste sogar als Sofa. Dahinter befindet sich eine Art Verschlag, in dem ich meine Hängematte und den besprochenen Waschtisch auf-

geschlagen habe, und den ihr euch als mein Schlaf- und Toilettenzimmer verzustellen habt. Auf dem großen Flur schläft João.

Soweit war alles gut; aber eine schwere Prüfung stellte sich alsbald ein, und zwar in Gestalt unzähliger Flöhe: Hunderte, Tausende, Millionen quollen aus allen Ritzen hervor und stürzten sich blutdürstig auf uns. Anfangs verlebte ich infolgedessen jeden Morgen eine melancholische halbe Stunde mit der Niederjagd beschäftigt, wobei ich mir sogar manchmal vornahm, mit dem nächsten Dampfer zurückzukehren, welche Anwandlung von Kleinmut allerdings immer wieder verging, sobald ich den Fuß vor die Tür setzte. Während ich still duldete, erging sich João in den wildesten Verwünschungen, und die Wut hat ihn sogar zu witzigen Wortspielen begeistert. Er gibt Antonio Costa, der aus Monte Alegre stammt, die Schuld, daß wir hierher gekommen sind, und sagt voll Ingrimm: Este Antonio Costa gosta das pulgas (dieser C. liebt die Flöhe). Außerdem hat er Monte Alegre in Monte das pulgas umgetauft. Mit Hilfe von Wasserüberflutungen und eines unablässigen, unbarmherzig geführten Kleinkrieges sind wir der Insektenplage jetzt so ziemlich Herr geworden. Harmloser sind die übrigen Mitbewohner des Hauses. Auf dem Dache wohnt eine Giboya (Riesenschlange), natürlich keine 10 m lange, die als Schutz vor Vogelbälge gefährdenden Ratten und Mäusen sehr nützlich ist. Den Boden bevölkern Karatas (riesige Schaben); die Luft, des Nachts wenigstens, Fledermäuse und Leuchtkäfer. Mein Liebling ist jedoch eine große hellgelbe Kröte, die sich unter meinem Waschtisch einquartiert hat, d. h. meist sitzt sie darauf und sieht mich bei meinen unzähligen Waschungen mit ihren schönen Augen wohlwollend an. Ich betrachte sie gleichfalls wohlwollend, denn sie erinnert mich an unsern einstigen, vielgeliebten Aquariumsinsassen, obgleich sie nicht braun und klein, sondern gelb und groß ist.

Das wäre das Haus und seine Insassen. Nun kommt die „Stadt" Monte Alegre, die leicht beschrieben ist. Sie besteht aus der Niederstadt, einer dem Ufer parallel gehenden Straße und einem großen viereckigen Platz, in dessen Mitte sich eine kleine Kirche befindet. An ihm liegt auch mein Haus. Vor einigen besonders vornehmen Häusern ist ein schmaler Steinpfad; alles übrige ist tiefer Sand, von Kühen, Hammeln, Schweinen und Federvieh aller Art bevölkert. Von hier führt ein richtiger steiler, unbequemer Gebirgsweg gerade am Steilhang der Serra hinauf in die Oberstadt, gleichfalls ein großer, viereckiger Platz, diesmal mit einer großen Kirche in der Mitte. Hinter der Oberstadt dehnt sich die Serra di Maxira (so heißt sie, glaube ich), nach der Flußseite zu sehr steil abfallend, nach der entgegengesetzten sich allmählich zu einem weiten Tal senkend. Jenseits desselben erhebt sich im Osten die Serra di Tanajury, im Westen die steile, schöngeformte Serra di Ereré. Die Rücken und Kämme dieser Serras sind mit spärlichem, lichtem, aus niedrigen Bäumen und Buschwerk bestehendem Walde bedeckt, der Untergrund mit Gras oder reinem Sand. Die Abhänge, besonders die zahlreichen Schluchten, die zur Amazonasebene herunterführen, sowie das Vorland des Flusses selbst sind dagegen mit der allerüppigsten Tropenvegetation bekleidet. Was senkrechte Sonnenstrahlen im Verein mit Wasser und Humus zu leisten vermögen, das kann man hier sehen. In dieser zauberhaften (das Wort drängt sich mir immer wieder in die Feder!) Wildnis umherzuschlendern, zu Häupten, hoch über sich, die Kronen der wundervollen Mauritiuspalmen, rechts die undurchdringlich dichte Laubwand, deren in allen Schattierungen leuchtendes Grün von großen, flammendroten oder gelben und violetten Blüten der Schlingpflanzen belebt

wird, links junge Palmenwedel und hohe Wasserpflanzen mit schöngeformten Blättern, zwischen denen hin und wieder ein Blick auf die sonnenfunkelnde, in der Mittagsglut zitternde Lagune sich auftut, oder Abends, wenn aus der Ferne der klagende, süße Gesang des Joteros (croconotus), den die Brasilianer nicht mit Unrecht roussignol (Nachtigall) nennen, tönt — das ist unvergleichlich, nur in Amazonien möglich, traumhaft schön! Die völlige Einsamkeit und Stille, nur unterbrochen und belebt durch Vogelstimmen, das Rauschen des Windes in den Palmenkronen, Insektengezirp und schillernde Schmetterlingsflügel, macht es natürlich noch reizvoller für mich.

Das sind die Reize des tropischen Tieflandes; gegen Abend zieht es mich gewöhnlich zur Serra hinauf. Auf einem ganz schmalen Ziegenpfad dicht hinter meinem Hause steige oder vielmehr klettere ich in die Höhe, denn auf dem letzten Teil des Weges muß man die Hände zu Hilfe nehmen, dann weiter durch vogelreiche, dem Ornithologen interessante Schluchten, bis ich hinter dem Kirchhof der Oberstadt auf dem Kamm stehe, mit freiem Blick nach allen Seiten. Vor mir flammt der Abendhimmel, von dem der zackige Kamm, der trotz ihrer geringen Höhe (etwa 300 m) malerischen und imposanten Serra d'Ererê schwarz abhebt. Zu meinen Füßen senkt sich das grüne Waldland, erst allmählich, dann steil abstürzend, und davor dehnt sich das Amazonasnetz, unzählige Inseln, Wald und smaragdgrüne Wiesen umschließend, die der Strom selbst weiterhin in einen breiten Silberrahmen faßt. Am jenseitigen Ufer verschwimmt die Hügelkette von Curua in weiter, weiter Ferne mit Wasser und Himmel. Die Sonne ist hinter Ererê versunken, die Färbung des Himmels geht aus Orangerot in Karmin und Violett über, die rosigen Abendwolken beginnen zu verblassen. Die Landschaft erscheint jetzt in eigentümlich klare, grüne und blaugraue Töne getaucht, die Seen und Flüsse schimmern wie stumpfes Silber, nur auf den Hügeln von Curua liegt noch der Widerschein der Abendröte. Jetzt ist es Zeit an den Heimweg zu denken, denn die Dunkelheit bricht schnell herein, und sich Abends in der Serra zu verirren, ist immerhin nicht angenehm. Ich habe das einmal fertig gebracht, als ich fröhlich und nichts Arges denkend mich dem Jagdvergnügen hingab. Drei Spechte und ein Mimus saturninus waren mir schon zum Opfer gefallen, die ich, um mich an einen andern Vogel heranzupürschen, auf die Erde legte. Aber nicht nur schoß ich besagten Vogel nicht, sondern ich konnte auch meine andere Jagdbeute auf keine Weise wiederfinden, als ich mich nach längerem vergeblichen Bemühen wieder danach umsah. Voller Ärger suchte ich kreuz und quer, wohl eine halbe Stunde lang, aber umsonst. Schließlich hatte ich auch die Richtung vollständig verloren und stand bei anbrechender Dämmerung ohne Orientierung in der einsamen Serra. Das beste schien mir zu sein, in irgend einer Richtung geradeaus zu gehen und abzuwarten, ob ich wieder auf einen Weg kommen würde. Nach einiger Zeit war dies denn auch der Fall. Einem Rest von Ortssinn folgend, wendete ich mich sogar nach der richtigen Seite und langte glücklich in der Oberstadt an. In voller Dunkelheit stolperte ich dann noch den Weg zur Unterstadt herab, wo mir João schon mit tödlicher Aufregung entgegenkam und äußerst erfreut schien, mich heil und ganz wieder zu sehen. Er ist wirklich ein guter, zuverlässiger Kerl!

Nachmittags sitzen wir ganz gemütlich beim Präparieren beisammen und unterhalten uns. Er erzählt mir meistens vom Purus, einem Nebenfluß des oberen Amazonas, wo er vor zwei Jahren auf einer Museumsreise gewesen ist, und von seiner Heimat Maranaõ. Manchmal kommt das Gespräch aber auch auf andere Dinge.

Neulich zum Beispiel fuhr er, nachdem er längere Zeit geschwiegen hatte, wie aus einem Traume erwachend in die Höhe und murmelte vor sich hin: „Guilherme II. lo imperador di Allemanha.“ Das wiederholte er mehrere Male, bis ich auf ihn aufmerksam wurde, und nun entwickelte sich ein politisches Gespräch, in dem ich, in schlechtem Portugiesisch zwar, aber voller Feuer, mein gewöhnliches Loblied auf Preußen sang — seinem Verständnis angepaßt — und ihn anscheinend in seinen republikanischen Überzeugungen stark erschütterte. Eine üble Eigenschaft ist seine ungeheure, aber ganz naiv zur Schau getragene Feigheit. Seine Angst vor onças (Jaguaren), cobras (Schlangen), jacarés (Krokodilen) und den nächtlichen Greueln der serra, der campos oder gar des Waldes kennt keine Grenzen. So erklärt sich auch seine Aufregung über mein spätes Ausbleiben, von der mir die Frauen nachher noch viel erzählten.

Da wir in unserm Hause keinen Eßtisch hatten, stellte uns die Nachbarin den ihrigen zur Verfügung, an dem wir uns auch ganz behaglich breit machten. Sie war eine Negerin und nur Verwalterin des Hauses, dessen Besitzer ein auswärtiger Gutsbesitzer ist. Allmählich stellte sich nun dessen Familie ein, erst nur der Schwiegersohn mit Frau, Schwägerin und zwei Kindern, dann der Herr des Hauses selbst mit zwei Söhnen, verschiedenen Vettern und anderem Besuch. Das Haus war schließlich so voll, daß, wenn vorn jemand zur Tür hereinkam, hinten jemand herausquoll, bildlich gesprochen, buchstäblich so, daß wir nicht mehr alle Platz am Tisch hatten und partienweise essen mußten. Ich wurde trotzdem mit der gleichen unverwüstlichen Liebenswürdigkeit behandelt und auf jede Weise unterstützt. Da erschien unter anderem ziemlich im Anfang ein Jüngling namens Oskar und lud mich zu mehrtägigem Besuch auf seiner fazenda ein, zwei Stunden von Monte Alegre: Jaguare gäbe es dort in Menge, ebenso Wildschweine, Rehe, große und kleine Ameisenbären; für den Vogelreichtum fände er keine Worte, es gäbe deren von „tuda qualidade“. Sirenengesang war es in meinen Ohren; wir verabredeten, er solle mich Sonnabend im Kanoe abholen. Leider teilte João mein Entzücken keineswegs; das Wort Jaguar hatte ihm nicht lieblich geklungen. Ich fürchte, er schmiedete ein schwarzes Komplott, um mein Gehen zu verhindern. Am nächsten Tage wurde mir nämlich von meiner Haushälterin erzählt, Oskars Gut stehe schon unter Wasser und die Familie sei nicht mehr dort. Darauf sagte ich João, wir gingen nicht. Als mich nun am Sonnabend Oskar abholen wollte, während ich mich leider gerade von den Anstrengungen der Jagd ausruhte, teilte ihm João, ohne mich zu benachrichtigen, einfach mit, wir gingen nicht, worauf der gute Oskar tief gekränkt abzog. Später stellte sich heraus, daß das Gut weder unter Wasser stand, noch von der Familie verlassen sei; aber das half nun nichts mehr, ich hatte nun das Nachsehen.

Mehr Glück hatte ich in einem anderen Fall. Eines Morgens erschien ein allerliebstes junges Ehepaar. Sie forderten mich auf, sie zu begleiten: sie wollten mir einen Weg zeigen, auf dem es viele Vögel gäbe. Sie war eine hübsche junge Frau von einem Typus, den ich in Monte A. häufig getroffen habe, mit schmalem Gesicht, feinen Zügen, großen dunklen Augen und besonders schönen langen, gebogenen Wimpern. Ihr Wesen angenehm, eine große Vogelfreundin. Er war anscheinend ein reinblütiger Indianer, still und zurückhaltend, aber eine wahre Perle. Am liebsten hätte ich ihn gleich für das Museum angeworben. Augen wie ein Luchs, geräuschlos, unermüdlich und mit Leib und Seele bei der Sache. Wenn er einen Vogel sah, lärmte er nicht

wie João und sprang nicht umher, sondern stand wie ein guter Vorstehhund und gab mir nur mit Hand und Augen ein Zeichen, daß ich herankommen sollte. Ebenso vorzüglich war er bei der sehr schwierigen Nachsuche, wo er nicht nachließ, bis er mir strahlend den gefundenen Vogel bringen konnte, wenn ich die Sache auch schon längst aufgegeben hatte. In Jurun Duba kehrten wir bei den Eltern meiner kleinen Freundin ein, wo ich Kaffee trinken mußte. Dann kehrte ich wieder zurück. Als ich beim Abschied ihr die Paar Milreis, die ich gerade bei mir hatte, in die Hand drücken wollte, sagte sie sehr niedlich, sie hätten es nicht für Geld getan, sodaß ich ordentlich rot wurde. Nach einigen Tagen erschienen sie wieder, um zu fragen, ob ich diesmal im Canoe mit nach Jurun Duba kommen wollte. Das nahm ich gern an. Es war eine reizende Fahrt in der Morgenfrische zwischen den waldigen Ufern und auf den blitzenden Wellen des Amazonaarms. Um uns spielten die Flußdelphine, die im Amazonas bis an den Fuß der Anden hinaufgehen; hin und wieder schwamm ein riesiges Krokodil über den Fluß. Merkwürdiger Weise haben die Leute hier mehr Angst vor den Delphinen als vor den Krokodilen; sie behaupten, erstere schlügen die Boote um, in der Absicht, sich der Insassen zu bemächtigen (???) Nach einstündiger Fahrt bogen wir in das Igarazé (so heißen die schmaleren Wasserarme) von Jurun Duba ein. Ornithologisch war es für mich eine freudige Überraschung: es wimmelte geradezu von Vögeln, und zwar zum großen Teil von solchen, die ich noch nicht in der Sammlung hatte. Ich geriet in Aufregung und meine Begleitung mit mir. An diese Art Schießen — im Kanoe stehend — mußte ich mich erst gewöhnen, und so ging es anfangs oft vorbei. Trotzdem brachte ich eine sehr gute Ausbeute zusammen und war sehr zufrieden mit dem Jagdergebnis des Tages. Außerdem war das Ganze noch wunderhübsch mit der grünen Laubwölbung über uns und den goldfunkelnden Wellen, die bei dem jetzigen hohen Wasserstande weit über die eigentlichen Ufern hinausspielten, so daß wir vollständig im Walde fahren konnten. Dann landeten wir in Jurun Duba und kehrten wieder bei den Eltern ein. Das Gerüst der Hütte bestand aus jungen Palmenstämmen, die Wände und das Dach aus Palmenblättern, der Fußboden aus gestampfter Erde. Mir wurde der Ehrenplatz in der Rede (Hängematte) angewiesen, mir gegenüber saß die Familie auf einer Bank, und dann begann die Unterhaltung. Ich fragte nach Namen und Alter der Kinder und gab meinerseits Auskunft über das Jagdergebnis und meine Flintenverhältnisse, erzählte auch auf Befragen, daß ich keinen Pai (Vater) und keine Mai (Mutter) mehr habe, wohl aber zwei Irmãos (Brüder) und eine Irmã (Schwester) usw. Anfangs war es fremdartig, aber dann drängte sich mir trotz Palmblatthütte und Papageiengekreisch, trotz der dunklen Gesichter und schwarzen Haare meiner Gastfreunde die Ähnlichkeit auf, die Leute vom Lande immer mit einander haben, hervorgerufen durch das Leben in gesunden Verhältnissen und den beständigen Verkehr mit der freien Natur. Wir aßen in dem offenen, gleichfalls mit Palmenblättern gedeckten Schuppen auf dem Hofe, der zugleich als Küche diente. Es gab Huhn mit Reis, und ich tat dem wohlschmeckenden Essen alle Ehre an, nahm auch zur großen Befriedigung meiner Gastgeber ein gut Teil Farinha (das grobe Mandiokamehl, das die Stelle des Brotes vertritt; ich habe es auf Marajó essen gelernt). Gleich nach Tisch ruderte mich mein Indianer zurück, da die Vögel präpariert werden mußten. Das Igarapé war aber so verlockend, daß ich mit ihm abmachte, er solle mich am nächsten Tage noch einmal hinfahren. Die geschossenen Vögel machten João soviel Eindruck, daß er am nächsten Morgen plötzlich

erklärte, er wolle auch mitkommen, was mir garnicht sehr angenehm war, da ich seinen Plappermund, der selten eine Minute still steht, fürchtete. Er überhäufte denn auch den schweigsamen Indianer mit einem Wortschwall, den dieser ruhig über sich ergehen ließ. Nur hin und wieder lachte er herzlich über ein bonmot. João ist nämlich witzig nach hiesigen Begriffen. Ich saß hinten im Canoe und freute mich über die beiden. Ein paar größere Gegensätze waren kaum denkbar; aber sie vertrugen sich recht gut. Im Igarapé waren diesmal viel weniger Vögel; vielleicht hatte sie Joãos Lärm verscheucht. Immerhin schoß dieser einen interessanten Dendrocolaptidan, auf den er sehr stolz war, und eine Ratte, die sich zwischen den Zweigen umhertrieb und ich kam auch verschiedene Male zu Schuß. Dann fuhren wir über den Fluß und bogen in ein Igarapé auf der gegenüberliegenden Insel ein. Nach kurzer Fahrt traten die Waldwände plötzlich zurück, und vor uns lag eine der großen schwimmenden Amazonaswiesen, die mich schon von der Höhe aus so oft durch ihr herrlich frisches Grün entzückt hatten, von fernem Waldkranz umschlossen. Nur eine schmale, offene Wasserstraße führte hindurch; aber wir bogen zur Mitte ab, da mein Indianer die Gelegenheit benutzen wollte, um für sein Pferd „Copim" (so nennen die Leute diese Wiesen und das auf ihnen wachsende Gras) mitzunehmen. Während der Kahn langsam, von einer Stange gestoßen, durch das hohe grüne Gras glitt und meine beiden Begleiter eifrig mit Futterschneiden beschäftigt waren, lag ich hinten auf einem Bündel Copim, hörte das Insektengesumm, sah meine Lieblinge, die schönen weißen Wolken, über den tiefblauen Himmel ziehen und fand, daß das Leben unter dem Aquator doch schön sei, besonders wenn man die Hitze gut verträgt. Es war nämlich schon über 10 Uhr, und die liebe Sonne brannte ganz gehörig auf uns hernieder. — Dies war mein letzter Tag in Monte Alegre; am nächsten Tage wurde der Dampfer, mit dem ich zurückkehren wollte, erwartet. Ich war eigentlich nur für 8 Tage beurlaubt, aber da die Vogelausbeute vorzüglich war, Geld und Vorräte ausreichten, hatte ich noch 8 Tage zugegeben. Ich bin ordentlich ein bißchen stolz darauf, daß ich mich so gut eingerichtet habe. Die Vorräte hatte ich diesmal ganz selbständig besorgt, und mit dem Geld, das, wie gesagt, auf 8 Tage berechnet war, war ich die doppelte Zeit ausgekommen und bringe sogar noch ganze 10 Milreis zurück. Dabei habe ich den guten Leuten dort noch einen sehr splendiden und freigebigen Eindruck gemacht; sie erklärten sich wenigstens alle höchst befriedigt mit dem, was ich ihnen gegeben hatte. Donna Eulalia (die Haushälterin) war den Sonntag über (unser Abreisetag) ganz melancholisch, Chloris, ihr Söhnchen, schluchzte sogar, was freilich weniger mir selbst, als den „doces", einer Kiste Cakes, die ich mir speziell für die etwaigen Kinder mitgenommen hatte und die nun zu Ende waren, galt. Ein anderer kleiner Freund, Toro, sonst eine ziemliche Range, bekam zärtliche Anwandlungen, die mich sehr überraschten, bis ich herausfand, daß er eine meiner leeren Patronenschachteln zu haben wünschte. Glückselig schoß er mit derselben davon. Leider konnte ich nicht alle Anliegen so leicht befriedigen. Ich sollte zum Beispiel Zähne ausziehen, und der Nachfrage nach remedios gegen Fieber und andere Gebrechen war kein Ende. Einmal erschien ein kleines Mädchen und verlangte Cakes. Als sie eine Handvoll erhalten hatte, legte sie prompt einen Dintem (200 Reis) auf den Tisch, oder vielmehr Kistendeckel, worauf ich mir doch gerade wie eine Hökerfrau vorkam und in meiner Überraschung beinahe vergessen hätte, ihr das Geld wiederzugeben. Der Sonntag war übrigens recht langweilig und verging unter beständigem Warten auf den Dampfer, der schon morgens erwartet

wurde, aber erst abends um 9 Uhr erschien. Zum Sonnenuntergang stieg ich noch einmal zur Höhe und nahm Abschied von dem großartigen und zugleich so lieblichen Bilde der Amazonenlandschaft zu meinen Füßen. Die von euch, die Reitwein kennen, können sich ein natürlich nur annähernd richtiges Bild von dem Charakter der Gegend machen, wenn sie sich alles ungeheuer vergrößert vorstellen; auch Werder hat manche Anklänge und der Blick aus euren oberen Fenstern in Plön, über den See fort.

Den letzten Teil meines Briefes habe ich schon an Bord geschrieben. Die Fahrt flußabwärts geht schneller. Wir werden schon heute, Dienstag, etwa in einer Stunde (3 Uhr Nachmittags) in Pará eintreffen. Einen wunderschönen Sonnenuntergang erlebte ich gestern, als wir in dem schmalen Kanal zwischen Marajó und dem Festland auf Breols zufuhren. Ich stand hinten im Schiff und sah „die Wipfel der Wälder steigen immer tiefer ins Abendgold", wobei mir einfiel, daß ich meinen Eichendorff nicht hier habe und dich, lieber B., bitten möchte, ihn mir zu schicken.

Dann stiegen im Hintergrund weiße Nebel auf und umschleierten die Waldvorsprünge, die von den vielen Windungen des Kanals gebildet werden, eine nach der andern. Vorne lag noch die Abendröte blau und golden auf dem Wasser. Hinter dem schwarzgrünen Walde stieg ein mächtiges Wolkenschloß in die Höhe und lockte ins Traumland, aus dem mich jedoch ein schwerhöriger alter deutscher Herr unsanft zurückrief. Er behauptete, mir in Pará schon vorgestellt zu sein — ich hatte keine Ahnung — und unterhielt mich von dem Werte des Kautschuks und ähnlichen schönen Dingen. Schleunigst unterbrach ich die Leitung zwischen meinen Gesichts- und Gehörnerven und ließ beide unabhängig von einander arbeiten, was letztere, wie ich fürchte, etwas mechanisch vollführten.

Pará, den 21. Februar 1906.

Gestern Nachmittag um 5 Uhr traf ich wohlbehalten wieder hier ein. Eine angenehme Überraschung waren die vielen Briefe, die ich vorfand, besonders der von euch, dann die ornithologischen Monatsberichte mit meinem ersten kleinen Beitrag über hiesige Vögel und infolge dieses Artikels ein paar Briefe von Fachgenossen.

Heute Morgen verschlief ich die Zeit, erschien erst um 10 Uhr im Museum, kam nicht zum Arbeiten wegen der vielen Begrüßungen, Fragen, Erzählungen usw. Nachmittags stürzte ich mich aber über meine Vögel, die die Präparatoren inzwischen ausgepackt hatten. 170 Stück, darunter zirka 100 Stück von mir selbst geschossen. Daß die Sammlung gut war, wußte ich ja schon, aber für so interessant, wie sie sich bei näherer Besichtigung erweist, hätte ich sie doch nicht gehalten.

Das Fünfbein ist ziemlich elend, freute sich aber sehr mich wiederzusehen. Ich werde ihm ein Purgativ geben müssen. Die Leute haben natürlich wieder ganz unsinnig gefüttert. Die Affenfamilie ist in tiefe Trauer versetzt durch den Tod der schwindsüchtigen Affin, der Alte kreischte, als er mich von ferne erblickte, so, daß ihm die Stimme überschlug. Dann reichte er mir die Hand und sah gerührt aus, bis das Söhnchen erschien und ihn in den Kopf biß. In dem Verhältnis zwischen diesen beiden hat sich also nichts geändert.

Die kleinste Tigerkatze sieht schlecht aus, ihr Schwanz ist fast ganz kahl, die Sehnsucht nach frischem Vogelbraten sprach ihr aus den Augen. Ich will ihr morgen eine Pigira schießen.

E. H.

Neudeutsche Wirtschaftspolitik und Frauenfrage.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Die Geschichte der Frauenbewegung zeigt, daß es für die Frauen immer eine große Bedeutung gehabt hat, ob die allgemeinen geistig-sittlichen oder politisch-sozialen Gedanken und Überzeugungen, die eine Zeit oder ein Volk beherrschten, feministischen Forderungen entgegen kamen. Es war meist im Zusammenhang solcher allgemeinen politischen oder sozialethischen Bewegungen, daß die Frauenbewegung soviel Stoßkraft bekam, um einmal irgend einen äußeren greifbaren Erfolg zu erringen. Es gehört deshalb zu den notwendigen geistigen Aufgaben der Frauenbewegung, von sich aus die Brücke zu schlagen zu diesen allgemeinen Tendenzen der Zeit, zu untersuchen, inwiefern in den politisch-sozialen Programmen Überzeugungen ausgesprochen werden, an die sich die Forderungen der Frauen anknüpfen lassen, Grundsätze, auf die auch wir uns stützen können; oder inwieweit wirtschaftliche Tatsachen anerkannt, wirtschaftliche Entwicklungen ins Auge gefaßt werden, die mit der Frauenfrage in ursächlichem Zusammenhang stehen. Denn es ist schließlich doch nicht alles, daß diese Tatsachen *da* sind. Es kommt auch darauf an, ob sie erkannt und wie sie beurteilt werden. Und besonders, wenn ein solches Programm von einer so geschlossenen, durchdachten Gesamtanschauung unseres sozialen Lebens ausgeht, wenn es die *modernen*, die von heute auf morgen hinüberwirkenden politischen Kräfte so berücksichtigt, daß es mehr als eine Eintagsbedeutung hat, dann ist es eine brennende Frage: wie kommen wir mit unseren Zielen darin unter?

Es ist für uns Frauen relativ gleichgültig, was etwa bisher die „Kreuz-Zeitung" über die Frauenfrage gesagt hat, trotzdem sie, oder konkret gesagt, ihre bedeutendste publizistische Kraft, Herr Dr Irmer, so manche Spalten mit frauenfraglichen Betrachtungen angefüllt hat. Aber da die darin vertretenen Vorschläge und Ansichten keine andere Stütze haben, als eine erstaunliche Naivetät und Gedankenlosigkeit in bezug auf die sozialen Tatsachen und ihr Gewicht, so erledigen sie sich von selbst, und je weniger davon die Rede ist, um so besser.

Um so größere Bedeutung aber hat für uns ein Programm, wie es *Naumann* in seinem Buch „*Neudeutsche Wirtschaftspolitik*"[1]) aufstellt. Denn wir erkennen und fühlen: hier ist ein Stück unserer volkswirtschaftlichen *Wirklichkeit* erfaßt, der Wirklichkeit, in der die Keime der *Zukunft* schon treiben. Ich habe absichtlich gesagt: erkennen und *fühlen*. Denn Naumann knüpft nicht nur die dünnen logischen Fäden zwischen den Zahlen, Tatsachen und Daten, sondern er besitzt jenes künstlerische Gefühl

[1]) Buchverlag der „Hilfe".

für die Energie der Dinge, ohne das es keine kulturgeschichtliche Erkenntnis gibt. Dies Gefühl prägt seine Darstellung. Es bestimmt oft genug auch seine Kombinationen. Dabei wird er vielleicht im einzelnen zuweilen irren, aber im ganzen die Richtung innehalten. Als Versuch, aus der Summe volkswirtschaftlicher Erkenntnis das Fazit für die praktische Politik zu ziehen, ist das Buch einzigartig.

Um Naumanns Stellung zur Frauenfrage zu verstehen, muß man wissen, daß er das primum movens unseres neuen wirtschaftlichen Werdens nicht in Ideen und auch nicht in der Technik sucht, sondern in der Vermehrung der Masse der Menschen, in dem Bevölkerungszuwachs. Ja, mehr noch, daß er in der Fortdauer und Steigerung dieses Zuwachses die Bedingung wachsender Macht, steigender Kultur sieht. Naumann beschränkt sich nicht darauf zu behaupten: Masse und Reichtum, zunehmende Bevölkerungsziffern und wirtschaftliche Wohlfahrt können zusammengehen. Er geht viel weiter und sagt: sie müssen zusammengehen; das eine ist die Ursache des andern. Die Masse zwingt zum technischen Fortschritt, und nichts zwingt so durchschlagend wie die Masse.

In keinem Punkt ist Naumann stärker angegriffen als in diesem, denn in keinem Punkt ist seine Position unzulänglicher verschanzt. Vor allem, weil er diese Tatsache selbst, daß die germanisch-slavischen Völker der Gegenwart so enorm wachsen, einmal als „Wille zur Ausbreitung", als einen nicht weiter erklärlichen dunklen Lebensdrang hinstellt, dann aber doch auch wieder zugeben muß, daß die Vermehrung viel weniger auf der steigenden Geburtsziffer als auf der abnehmenden Sterblichkeitsziffer beruht, die wiederum keineswegs schlechthin wachsende Lebenskraft ausdrückt, sondern nur den Willen und die Möglichkeiten, auch schwaches Leben zu erhalten. Es handelt sich also dabei nicht um ein Anwachsen der elementaren Kraft, des Lebensfonds gewissermaßen, sondern um größere Weisheit in ihrer Pflege. In der Wirkung kommt das ja auf dasselbe heraus, nämlich darauf, daß wir eben vorläufig mit diesen steigenden Ziffern zu rechnen haben, und deshalb brauchte man nicht darüber zu streiten, ob man diese Ziffern so oder so erklärt — wenn Naumann nur eine Wirtschaftslehre und nicht eine Wirtschaftspolitik geschrieben hätte. Nun aber ergeben sich aus seiner Theorie von der neuen Masse als dem Element volkswirtschaftlichen Fortschritts praktische Vorschläge, deren Wert mit der Richtigkeit der Theorie steht und fällt. Und das gilt nun insbesondere in bezug auf die Frauenfrage.

„Die Jugendlichkeit der Völker hängt davon ab, daß ihre Töchter gern Mütter werden wollen" — das ist der Leitsatz für die Behandlung der Frauenfrage. Und wir dürfen aus dem Kapitel, das von der Menge und der Qualität redet, diesen Satz dahin ergänzen: „und daß sie nicht wenige Kinder, nicht eines oder zwei, sondern viele Kinder haben wollen". Es kommt auf das Wort Napoleons heraus, daß die Frau die beste ist, die die meisten Kinder gebiert. „Jedes Mädchen, das dies will, ist ein volkswirtschaftlicher Wertgegenstand." — Naumann sagt es nicht, aber es liegt eigentlich in der Konsequenz seines Programms: jedes Mädchen, das nicht Mutter wird, ist volkswirtschaftlich betrachtet ein Ärgernis. „Ein halbes Wesen" ist sie so wie so.

Niemals ist entschiedener der Zweck der einen Generation in die folgende verlegt, niemals uneingeschränkter einem Volk der Rat gegeben: erzeugt Kinder, je mehr, desto besser! Niemals die „Menschenbeschränkung" einseitiger als pure Feigheit und Schlaffheit, die Menschenvermehrung einseitiger als Heldentat gepriesen. Natürlich, es kann

so sein, daß einfach Mut und Wille fehlt, eine Familie zu schaffen. Aber es kann auch sein, und das ist wohl augenblicklich das Häufigere, daß der Mut da ist, Kinder in die Welt zu setzen, ohne den Willen und die Kraft, sie zu „volkswirtschaftlichen Wertgegenständen" zu machen. Und das Wort, das Naumann als die kühne Losung kindergebärender Völker dem Tode gegenüber prägt „Nimm weg, wir schaffen wieder!" — dies Wort *kann* den stolzen Ton haben, mit dem in einer derben Anekdote der Renaissance jene italienische Fürstin den Feinden, die ihre Söhne als Geiseln in ihrer Gewalt hatten, von den Mauern ihrer belagerten Stadt zurief: die Drohung schrecke sie nicht, sie werde mehr Kinder gebären — das Wort kann aber doch auch von der Stumpfheit und Verkommenheit zeugen, die aus jenem entsetzlichen Spottlied auf die hungernden Weber zu uns herüberklingt: „Die Leinweber haben alle Jahr ein Kind." Luise Hilse in Hauptmanns Webern empört sich gegen dies: „Nimm weg, wir schaffen wieder," empört sich eben mit demselben Wort dagegen, das Naumann als den Inbegriff der nationalen Pflicht des Weibes hinstellt: „Ich will 'ne Mutter sein, daß d's weeßt! — — Ich *bin* ebens 'ne Mutter!" das heißt: ich will das Leben, das ich geboren habe, *erhalten*; ich will nicht Kinder gebären müssen, damit sie sterben, sondern damit sie fröhlich und kräftig gedeihen.

Ich weiß wohl, daß Naumann nicht dem traurigen „Nimm weg, wir schaffen wieder," das in den Ziffern der Kindersterblichkeit zum Ausdruck kommt, das Wort reden will; sondern nur dem technischen Unternehmungsgeist, der Weltpolitik eines wachsenden Volkes, das sich sagen kann: wir brauchen ein paar Hundert Leben nicht zu sparen, wenn es sich darum handelt, Tausenden Platz zu schaffen und ihren Kräften eine Aufgabe und ein Feld zu erkämpfen. Ein Volk muß den Mut haben, Menschenleben à fonds perdu zu opfern, im Hinblick auf seine weltwirtschaftliche Zukunft — eine politische Weisheit, die gewiß richtig ist, mit der sich aber allerdings immer Männer leichter abfinden werden als Frauen, auch wenn sie „wieder schaffen" wollen.

„Jedes Mädchen, das Mutter werden will, ist ein volkswirtschaftlicher Wertgegenstand." Natürlich gäbe es eine Deutung dieses Satzes, in der man ihn annehmen könnte. Wenn man nämlich in dem „Mutter werden" die ganze Fülle der Mutterschaft, alle die Aufgaben beschlossen dächte, die erfüllt werden müssen, damit Kinder glücklich und lebenstüchtig werden. Aber auch dann müßte man das „will" noch in ein „kann" verwandeln. Denn unter Umständen wird ein Mädchen, das gern Mutter werden will, gerade das Gegenteil von einem volkswirtschaftlichen Wertgegenstand, wenn sie diesen Willen verwirklicht.

Es liegt in diesem ganzen Gedankengang Naumanns begründet, daß er sich scharf gegen die „coelibatären Berufe" wendet, d. h. gegen die weiblichen Berufe, die bisher nur für unverheiratete Frauen zugeschnitten sind, und der Natur der Sache nach nur ausnahmsweise von verheirateten ausgefüllt werden können. Das hat er auch in dem Vortrag auf dem evangelisch-sozialen Kongreß getan[1]). Dabei sprechen nicht nur die volkswirtschaftlichen Verluste mit, die dadurch entstehen, daß solche Frauen sich nicht an der Menschenvermehrung beteiligen, sondern auch noch zwei andere Erwägungen: nämlich einmal, daß gerade die *Tüchtigsten* durch diese Berufe der Fortpflanzung entzogen werden, und dann, daß es für die Frau ein unnatürlicher

[1]) Verhandlungen des Evangelisch sozialen Kongresses 1906. Verlag von Vandenhoeck und Ruprecht.

Zustand ist, nicht Mutter zu sein. Sie ist nur „ein halbes Wesen" — auch als Arbeiterin nichts wert.

In beiden Erwägungen liegen Fehlschlüsse und unrichtige Verallgemeinerungen. Zunächst ist bisher kein Grund anzunehmen, daß eine berufstätige Frau um ihres Berufs willen auf die Ehe verzichtet, wenn diese Ehe ihr mehr als bloße Versorgung, wenn sie ihr wirklich die Aussicht einer reicheren Lebenserfüllung gibt. Rein wirtschaftlich betrachtet bietet die Sache ja in diesen Kreisen — es kann sich, wo dem Beruf dieser Einfluß auf den Entschluß zur Ehe zugeschrieben wird, nur um höhere qualifiziertere Berufe handeln — keine besonderen Schwierigkeiten. Durchschnittlich wird hier das Einkommen des Mannes so sein, daß die Frau in ihrer wirtschaftlichen Existenz keine so wesentliche Einbuße erleidet, daß diese ein Grund gegen die Eheschließung werden kann. Manchmal wird sie sich kleine Einschränkungen auferlegen müssen, manchmal wird sie sich aber auch in äußerer Hinsicht „verbessern" — das wird sich im ganzen vielleicht ausgleichen. Wenn also der Verzicht auf die Ehe hier wirklich aus einem Interesse am Beruf hervorgeht, so könnte es nur das innere Interesse sein. Dann aber ist es ein Widerspruch, wie Naumann von der „seelischen Unbefriedigtheit einer Zwangslage" zu sprechen, durch welche die Frau auch als Arbeiterin entwertet werden sollte.

Tatsächlich geht eine verhältnismäßig große Zahl von Lehrerinnen und Frauen, die eine höhere Berufsausbildung genossen haben, in die Ehe über. Ein Beispiel: von den 31 Schülerinnen der 5 ersten Jahrgänge der Berliner Gymnasialkurse sind jetzt 12 verheiratet oder verlobt. Muß eine Frau, die Lehrerin gewesen oder für diesen Beruf gearbeitet hat, ihn aufgeben, so wird das innerlich für sie deshalb nicht ein so sehr großes Opfer sein, weil sie als Mutter ja ihre Berufsbildung ausgezeichnet verwerten kann — selbst vorläufig einmal angenommen, daß es für sie nicht möglich ist, den Beruf in irgend einer Weise in der Ehe fortzuführen. Andererseits ist es die Frage, ob die Heiratschancen der Lehrerinnen sich erheblich erhöhen würden, wenn man ihnen gestattete, als verheiratete Frauen ihren Beruf weiter auszuüben. So erheblich erhöhen würden, daß man alle Lehrerinnen, die unter dem Nicht-Verheiratetsein leiden, aus ihrer Zwangslage befreien könnte. Ich glaube das nicht. Wenn in Österreich nur 17 Prozent aller Lehrerinnen verheiratet waren, als ihnen die Ehe noch gestattet war, so zeigt das doch, wie es scheint, daß die Lehrerinnen, die in diesem „coelibatären Beruf" bleiben, zu vier Fünfteln solche Frauen sind, die sich eben unter den heutigen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen auf keinen Fall verheiratet hätten und die, ob mit oder ohne Beruf, gezwungen wären, mit ihrer „unterdrückten Kindersehnsucht" fertig zu werden. Wir haben doch eben mit einem Frauenüberschuß zu rechnen, der coelibatär bleiben muß. Ich glaube im ganzen nicht, daß man den Lehrerinnen einen Gefallen tut, wenn man sie mit dem Bewußtsein anfüllt, daß sie „halbe Wesen" sind und bleiben, und wenn sie die soziale Mission einer Florence Nightingale oder die pädagogische einer Louisa Twining erfüllen. Man liefert damit den Schwächeren, solchen, die keiner Situation genügen und denen keine genügt, eine sehr bedenkliche Zuflucht für alle Arten von Unbefriedigtsein, deshalb bedenklich, weil es eben nicht in ihren Willen und ihre Macht gegeben ist, sich hier Erfüllung zu erkämpfen, und weil die Suggestion auf keinem Gebiet so mächtig und gefährlich ist wie auf diesem. Das richtet sich natürlich nicht gegen Naumann, den ja die Wirkung der auch von ihm vertretenen großen Bewegung gegen das sogenannte „Coelibat" nichts

angeht, sondern gegen die Frauen, die als Führerinnen des Standes selbst den Lehrerinnen suggerieren, eine Frau, die sich nicht verheirate, müsse notwendig unglücklich sein. Wenn ich trotzdem für die Aufhebung des Coelibats der Lehrerinnen eintrete, so geschieht es um der wenigen willen, denen damit geholfen werden kann, aber vor allem um des Prinzips der persönlichen Freiheit willen.

Schon durch diese Erwägungen schränkt sich die von Naumann behauptete Bedenklichkeit der coelibatären Berufe ein. Es bleibt noch ein Punkt zu erörtern: Geschieht der Rasse Abbruch, wenn wirklich hier und da eine Frau, die durch besondere Tüchtigkeit stärker an ihren Beruf gefesselt ist als der Durchschnitt, auf die Ehe verzichtet? Dabei muß doch zunächst die Frage aufgeworfen werden: haben hervorragende Frauen — ich meine in der Weise hervorragend, daß sie in irgend einer Form beruflich produktiv sind — besonders lebenstüchtige Kinder? Und weiterhin: ist anzunehmen, daß sie besonders geeignete Erzieherinnen sind? Mit wissenschaftlicher Sicherheit läßt sich diese Frage nicht entscheiden, aber zieht man das Fazit aus eigenen Beobachtungen und etwa historischem Material, so wird die Antwort eher verneinend als bejahend lauten. Goethes Mutter gehört zu der Art Frauen, die fraglos unter allen Umständen geheiratet hätten, weil ihr Temperament und ihre Anlagen sie dieser Lebenserfüllung unwiderstehlich zugeführt hätten durch jeden beliebigen Beruf hindurch. Und was das Erziehen anlangt, so glaube ich bestimmt, daß eine produktive Persönlichkeit nur selten zu jener unermüdlichen Anpassung, zu diesem Versinken in die Bedürfnisse einer anderen Seele fähig sein wird, die gerade für die mütterliche Erziehung so unerläßlich ist. Die Lehrerin darf schon eher diese Anpassung durch Kraft und Eigenart ersetzen, da ihr Einfluß nicht andauernd und intensiv genug ist, um ein Kind so zu bedrücken, wie das eine starke Persönlichkeit von Vater oder Mutter so leicht tut. Es gibt einflußreiche und hinreißende Lehrer, die keine eigentlich pädagogischen Fähigkeiten haben. Aber in der häuslichen Erziehung ist das etwas anderes. Ich will damit sagen, daß eine ausgezeichnete Lehrerin unter Umständen eine schlechte Mutter sein könnte.

Auf die Tatsache, daß intellektuell verfeinerte und sehr entwickelte Menschen häufig auch physisch schwache Kinder haben, sei nur hingewiesen. In einer genialen Persönlichkeit erschöpft sich oft die Kraft eines Geschlechts, und das kann man auch auf die kleineren Verhältnisse solcher Geschlechter übertragen, die eben *ihre* bescheidene Höhe etwa in einer über Mittelmaß tüchtigen Frau erreicht haben. Die Menschheit fährt also besser, wenn diese eine Frau ihr ihre Leistungen unverkürzt schenkt, als wenn sie ihre Aufgabe darin sucht, relativ minderwertige Kinder zu liefern.

Das führt auch wieder auf die Absurdität einer Theorie, die den volkswirtschaftlichen Wert eines Menschen nicht in ihm selbst, sondern in der Zahl seiner Kinder sucht.

Aber diese Erörterungen betreffen ja eigentlich nicht diejenigen Frauen, deren Masse die Frauenfrage zu einem sozialen Problem macht. Für diese *Masse* von Frauen ist die Frage, ob ihnen ihr Beruf lieber ist als die Ehe, eine Lächerlichkeit. Ob man lieber 11 Stunden am Tage spult, oder Papier falzt oder Telephondrähte aufnagelt — oder ob man als sein eigener Herr ein Hauswesen versehen und Kinder aufziehen will: da wird keiner Frau die Wahl schwer. Aber etwas könnte ihr schließlich schwer werden — das ist der Verzicht auf ihre wirtschaftliche Selbständigkeit. Und da verstehe ich wieder nicht recht, weshalb Naumann — wenn er die Befürchtung hat, der Beruf, der diese gewährt, könnte eheabschreckend wirken — nicht die

Konsequenz zieht, daß der Frau in der Ehe diese wirtschaftliche Selbständigkeit erhalten bleibt. „Mutterschaft ist unbezahlbare Arbeit," sagt Naumann. Warum? Gefühlvolle Seelen regen sich darüber auf, daß die Frau einen Prozentsatz vom Einkommen des Mannes rechtlich zu beanspruchen haben soll, weil sie damit zur „bezahlten Haushälterin" herabsinken würde. Nun, das ist sie natürlich heute auch, denn sie empfängt doch ihren Unterhalt. Aber es soll wenigstens die Fiktion aufrecht erhalten werden, daß die Familie etwas durchaus Immaterielles ist, dadurch daß das häßliche Wort „Geld" keine Rolle bei der Feststellung der gegenseitigen Verpflichtungen spielt. Die Frau soll eben Brot und Kleider „aus der Hand der Liebe" empfangen. Darin liegt ein berechtigtes Gefühl — ohne Frage. Ebenso berechtigt wie seiner Zeit die Empfindlichkeit der Griechen gegen bezahlte Lehrer. Aber die Geldwirtschaft drängt uns nun einmal dahin, auch solche feinsten geistigen Werte in Geldwerten ausdrücken zu müssen. An der Zartheit der inneren Beziehungen der Gatten wird dadurch natürlich nichts geändert. Die Frau wird ebenso bereit sein, wenn es sich um ein Opfer für die Kinder oder für die Gesundheit des Mannes handelt, ihren Anspruch auf die ihr zu persönlichem Gebrauch zustehende Summe aufzugeben, wie sie heute auf ein neues Kleid verzichtet. Aber sie wird es mit dem Gefühl einer selbständigen, freiwilligen Leistung tun, und es hat für beide Gatten eine andere Bedeutung, wenn sie verzichtet, als wenn ihr ungefragt etwas entzogen wird. Naumann sagt an einer anderen Stelle seines Buches: wir müssen dahin kommen, rechtlich anzuerkennen, „daß es eine öffentliche Leistung ist, Kinder zu erziehen." Nun, auf die Frau bezogen heißt das: ihre Tätigkeit im Hause und in der Kindererziehung als einen Beruf anerkennen, der zu einer gewissen wirtschaftlichen Selbständigkeit berechtigt, und als eine öffentliche Leistung, die Anspruch auf öffentliche Rechte gibt.

Nun sagt Naumann mit Recht, daß der „Eheberuf" die Frau heute nicht mehr ausfüllt. Mindestens in den Familien der Mittelschichten, die eine halbe Großstadtetage von drei oder vier Zimmern bewohnen, und bei einer kleinen Kinderzahl. Sie soll aber ausgefüllt sein, darin stimmt Naumann mit der ganzen Frauenbewegung überein. In seinem Jenaer Vortrag hat er in sehr feiner und anschaulicher Weise die Frau geschildert, der als Wirkensfeld nur noch die paar Stuben geblieben sind. Auch ihren Kindern hat sie als Erzieherin wenig zu geben — sie erlebt ja nichts. Für sie entsteht — vielleicht gar nicht einmal immer ein äußeres, aber ein inneres Bedürfnis nach einer neuen Arbeit.

Also Mutterschaft und Arbeit — das wird für alle Frauen, die durch die Ehe tatsächlich nicht voll in Anspruch genommen sind, die Losung. Auch darin stimmen alle Vertreterinnen der Frauenbewegung mit Naumann überein. Es handelt sich nur um die Quantitätsfrage: wie viel Arbeit neben der Mutterschaft? Bei Naumann scheint sich ein gewisser Widerspruch zwischen der „Neudeutschen Wirtschaftspolitik" und dem Jenaer Vortrag zu finden. In dem Vortrag hat er die Form „Mutter im Hauptberuf und Arbeiterin im Nebenberuf" als die auch für die Zukunft ausschlaggebende angenommen. Wenn in dem Kapitel der Neudeutschen Wirtschaftspolitik „die Textilarbeiterin als die eigentliche Musterform der modernen weiblichen Entwicklung" bezeichnet wird, so scheint dabei dieser Standpunkt verlassen, denn die Textilarbeiterin reihte Naumann in Jena selbstverständlich in die Form: Arbeiterin im Hauptberuf und Mutter im Nebenberuf. Die Praxis baut eine Brücke von vielen Zwischenstufen von einer Form zur andern. Und wenn man nicht, wie ein Teil der Frauenbewegung, die Arbeiterin

deshalb unbedingt in den Hauptberuf erheben will, weil man das Heil in der ökonomiſchen Selbſtändigkeit der Frau ſucht, ſo wird man in dieſe Mannigfaltigkeit nur inſoweit korrigierend hineingreifen, als man die Frau gegen eine ihr von außen aufgezwungene, nicht ſelbſtgewählte Einſchränkung ihres Mutterſeins ſchützt. Das iſt Naumanns Anſchauung. Ein Ziel wirtſchaftlicher Reformen wäre dann ferner, Gelegenheiten für Arbeit „im Nebenberuf" zu ſchaffen, ſei es, um der Ehefrau die Fortſetzung eines gelernten Berufs während der Ehe zu ermöglichen oder um ihre Kräfte in irgend einer anderen volkswirtſchaftlich nützlichen Betätigung zu verwerten.

Allerdings — ſo argumentiert Naumann — das, was man in den Kreiſen der Frauenbewegung hofft und erwartet: ſpezifiſche Kulturwerte, das könne von dieſen Arbeiterinnen im Nebenberuf nicht geſchaffen werden. Sie würden ausführende Arbeit im Dienſt der Männerkultur leiſten. Das iſt zuzugeben für die große Zahl der gewerblichen Arbeiterinnen, in deren mechaniſcher Tätigkeit es eben wie bei den Männern überhaupt kein Feld für „ſpezifiſche Werte" gibt. Aber wenn wir eine Schicht höher hinauf kommen und denken einen Teil dieſer Frauen als Halbtagsarbeiterinnen etwa in den Gebieten der ſozialen Fürſorge, in Kindergärten, Armenpflege, Ziehkinderweſen, ſo wird man doch von ſolchen ſpezifiſchen Werten ſprechen können. Naumann denkt bei „Kulturwerten" immer in erſter Linie, ja faſt ausſchließlich, an techniſche Leiſtungen, und darauf beruht es, daß er der ſpezifiſchen Fähigkeiten der Frau ſo ſkeptiſch gegenüber ſteht. Denn dieſe Fähigkeiten liegen — und das wird wohl immer ſo ſein — mehr in der Pflege des Perſönlichen, des Menſchen ſelbſt, eine Leiſtung freilich, die der Augenblick ſchafft und verſchlingt, und der deshalb die Nachwelt keine Kränze flicht.

Die ſpezifiſchen Werte erwartet Naumann, da die „mutterſchaftsloſen Arbeiterinnen" in ihren coelibatären Berufen für ihn mit ihren Leiſtungen gar nicht ins Gewicht fallen, von der kleinen Truppe der Frauen, denen es gelingt, eine volle geiſtige Berufsarbeit mit der Mutterſchaft zu vereinigen. Damit natürlich ſind die Chancen einer neuen Frauenkultur ſehr gering. Und darum betrachtet Naumann im ganzen die neue Zeit als ein Unglück, mit dem die Frauen ſich abzufinden haben.

Eins aber bringt er ihrem Streben entgegen: das Zugeſtändnis, daß es ein Zeichen von Kraft und Tüchtigkeit iſt, den Willen, jede Leiſtung anzuerkennen und als Faktor in die Rechnung hineinzuſtellen, und ein volles Verſtändnis für den wirtſchaftlichen Zwang, dem gegenüber ſich die Frau in der Eigenart ihres Wirkens zu behaupten verſucht. Und noch etwas darüber hinaus: die Einſicht, daß der Mann notwendig dem Wollen der Frau als ein outsider gegenüber ſteht, und daß die entſcheidende Stimme über ihre Ziele und die Wege dahin von den Frauen ſelbſt ausgehen muß.

Das iſt aber ſehr viel — und jedenfalls genug, um allen Frauen, die in der „neudeutſchen Wirtſchaftspolitik" den Pulsſchlag unſerer politiſchen Zukunft fühlen, den Anſchluß an die geiſtige Strömung leicht zu machen, durch die nach Naumanns Vorwort „ein politiſcher Sieg der deutſchen Linken vorbereitet wird."

Zum Kampf der Künstlerinnen.

Von

H. D. Gallwitz.

Nachdruck verboten.

Zu verschiedenen Malen hat sich während der letzten Monate die Öffentlichkeit mit dem Problem „Kunst und Frauen" beschäftigt, und zwar, um das gleich vorauszuschicken, mit einem für die Künstlerin durchaus negativen Ergebnis.

Da war zunächst die Vorlage im bayrischen Kultusministerium, die das Gesuch um eine Erhöhung der staatlichen Subventionierung der weiblichen Kunststudierenden der Kunststadt München enthielt; das Gesuch wurde abschlägig beschieden. Die famosen Nebenumstände, die diese nüchterne Tatsache begleiteten, sind es wert, daß man sie weiteren, auch nicht unmittelbar dabei interessierten Kreisen bekannt gebe. Die Entscheidung stützte sich auf das Urteil von Gewährsmännern, die der bayrische Kultusminister zu Rate gezogen hatte; selbstverständlich waren es Künstler. Weniger selbstverständlich aber mutet der andere Umstand an, daß diese Künstler auch Leiter renommierter Damenmalschulen in München waren. Das besagt mit dürren Worten, daß in Geldsachen nicht nur die Gemütlichkeit, sondern verschiedenes andere auch aufhört, und das bei einer Menschenklasse, die sich so gern im Zusammenhang mit dem Idealen nennen hört!

Die Summe, um welche es sich bei dieser Eingabe handelte, war eine so lächerlich niedrige, daß der bayrische Staat, wenn er wirklich sie sich nicht vom Herzen loszureißen vermag, (die Sache soll, wie ich höre, demnächst noch ein zweites Mal zur Vorlage gebracht werden) damit einen Beweis von entschiedener Dürftigkeit gibt. So ist es denn auch wohl weniger der Umstand, daß man im bayrischen Etat nicht die paar Tausend Mark für die Malerinnen übrig hat, als die prinzipielle Seite der Angelegenheit, die den Ausschlag gegeben hat: Der Staat verweigert seine Unterstützung, weil er die Ansicht hat — ob zu Recht oder Unrecht, muß hier vorläufig unerörtert bleiben — daß er sein Geld besser, rationeller anwenden kann. Man kann den Standpunkt, der sich darin dokumentiert, kleinlich und rückständig finden, aber es wird doch gut sein, einmal alle subjektiven Wünsche und alle Voreingenommenheit bei Seite zu setzen und den ernsthaften Versuch zu machen, ihn wenn auch nicht zu billigen, so doch ihm möglichst gerecht zu werden. Es liegt ein gewisses kindisches Wesen in der Art und Weise, wie ein Teil der modernen und in der Emanzipationsbewegung stehenden Frauen, und zwar grade diejenigen, die mit ihren Interessen und ihrem Verständnis fern ab von alle dem sind, was die Größe und Dauer des Emanzipationsgedankens ausmacht — wie diese Frauen sich entrüsten, wenn sie nicht sofort die Förderung in ihren Bestrebungen finden, die sie erwartet haben.

Was wollten die Malerinnen vom bayrischen Staat? ein Geschenk? — Dazu werden sie doch wohl zu stolz sein. Also etwas, worauf sie ein Recht zu haben meinen. Nun wohl, — Ansprüche aber müssen sich sowohl eine Kritik wie eine Zurückweisung gefallen lassen. Die Malerinnen, die sich über die Ablehnung so sehr erbittern, verkennen und überschätzen den Staat, wenn sie die Meinung hegen, derselbe gäbe für rein ideelle Güter etwas aus. Der Staat ist ein Nationalökonom, und leider Gottes einer von

der allertrockensten Sorte; und wenn er etwas tut, was sich nicht unmittelbar bezahlt macht, wenn er einmal den Sperling in der Hand für die Aussicht auf eine Taube auf dem Dache fahren läßt, so geschieht das, wenn die Verhältnisse oder auch manchmal nur die öffentliche Meinung ihn mit der Gewalt einer Übermacht drängen. Der Staat hat die Pflicht, seinen Angehörigen, einschließlich der auf Eigenerwerb angewiesenen Frauen (die Erkenntnis davon wird hoffentlich in der Sozialpolitik der Zukunft noch eine größere Rolle spielen als bisher) Arbeit zu schaffen und außerdem die Möglichkeit, sich auf diese Arbeit, die die Grundlage zu dem Unterhalt gewährenden Beruf werden soll, vorzubereiten, tunlichst zu erleichtern. Man muß sich aber klar machen, daß bei dieser seiner Einsicht weder der Gesichtspunkt der allgemeinen Menschenrechte noch der gleichen Rechte der Geschlechter mitspricht: für ihn existiert vor allem nur immer die wirtschaftliche Seite einer Sache, das, was sich, wenn auch vielleicht erst durch eine lange Kette von Mittelbarkeiten, gut lohnt und bezahlt macht. Und dergestalt ist seine Stellung zur Frauenfrage: die Frauen mit ihrem unbequemen Pochen auf das Recht auf Arbeit sind nun mal da, sie sind in peinlich großer Überzahl da, — besser, man schaltet ihre Kraft in den imposanten Gesamtkörper, als der sich die Arbeit unserer Tage immer ausgesprochener darstellt, ein, als daß man sie absterben und zugrunde gehen läßt. Und widerwillig und seufzend nimmt er diese Einschaltung vor — „der Not gehorchend nicht dem eigenen Trieb."

Wer in der Frauenbewegung nur die ökonomische Not sieht, dessen Augen haften auf der Oberfläche. Es gibt aber andere, tiefer blickende Augen, die sehen in diesem Zwang der Verhältnisse den zum Ausdruck kommenden Willen der Natur, sie sehen die Gesetzmäßigkeit, die große Idee auch in diesem Kampf um die nackten, materiellen Güter und Rechte. Aus dem Bewußtsein, daß dieser Kampf zu einer neuen, reiferen sozialen und menschlichen Sittlichkeit führen wird, entnehmen die in der Bewegung stehenden Frauen ihre beste Lebensfrische.

Aber der Staat als solcher kann nicht Idealist sein. Er will vor allem Erfolge sehen in seinen Betrieben — und — kurz und gut: das Geschäft mit den Malerinnen erscheint ihm bis auf weiteres zu unrentabel, auch von dem Gesichtspunkt aus, daß sich sein Geld in Kulturwerte umsetzt. Die Herren Gewährsmänner in München haben entschieden, die Malerinnen hätten bis dahin noch zu wenig Nennenswertes geleistet, als daß sie eine Subventionierung verdienten. (Wenn ich nicht irre, handelt es sich dabei um jährliche 6000 Mark!) Es kommt bei derartigen allgemeinen Abschätzungen immer auf den Maßstab an, der angelegt wird. Die Sache mit dem „nicht Nennenswerten" stimmt, wenn man das Attribut „nennenswert" unsern führenden Künstlern, und nur diesen beilegt. Aber das, was dann kommt? Ich kann es nicht verhindern, daß mir als Antwort auf diese Frage der Münchener Glaspalast wie ein Schreckgespenst in der Erinnerung aufsteigt. Alle diese Säle und aber Säle, die sich ausnehmen, als wären ihre Wände mit Bildern so dicht behängt, um einen möglichst vollständigen Überblick über die Unmasse dessen zu geben, was man als ein negatives Ergebnis der männlichen Kunst bezeichnen könnte, ein Ergebnis, das nicht zum kleinsten Teil in Akademien auf Staatskosten groß gezogen worden ist. An diesen Maßstab gehalten ist die Münchener Entscheidung eine Ungerechtigkeit gegen die Malerinnen und angesichts der bewußten Münchener Säle im Glaspalast wirkt dieselbe beinahe wie eine offizielle Erklärung, daß auf Staatskosten nur von Männerseite aus schlechte Bilder gemalt werden dürfen. Oder hat man vielleicht so etwas wie einen Kater darüber, daß man mit der Erleichterung des künstlerischen Studiums für jedermann ein Kunstproletariat groß gezogen hat, für unsere sozialen und kulturellen Verhältnisse ein Unglück, das man nicht noch vergrößern will?

In diesen Motiven liegen die wenigen Prozente Berechtigung, die die Entscheidung des bayrischen Kultusministers in sich birgt. Wohl können die Frauen der Gegenwart des künstlerischen Berufes nicht mehr entraten, aber die Kunst bedarf bis dahin der Frauen nicht in demselben Maße. Hand aufs Herz! vergegenwärtigen wir uns einmal das Gesamtbild der Malerei der letzten Jahrzehnte, und fragen wir uns, ob darin, wenn wir alle Namen von Frauen ausschalteten, sich eine Lücke

bemerkbar macht, wie das bei einem gleichen Verfahren der Literatur und verschiedenen anderen Gebieten des geistigen und wirtschaftlichen Lebens gegenüber der Fall sein würde?

Die bildende Kunst, das müssen wir uns klar machen, wird das letzte aller Gebiete sein, das die Frau für sich zu erobern vermag, — *für sich*, d. h. auf dem sie Eigenes und Selbständiges geben kann. Denn dieses Gebiet fängt erst dort an, wo die Willens- und Energiemöglichkeiten von frei und ruhig gewordenen Generationen die Grundlage bilden. Die Kunst ist ein Spiel im edelsten Sinne des Wortes; sie beginnt da, wo die Gesichtspunkte der Notwendigkeit und des Zweckes sich erschöpft haben, und wo die befreiten Kräfte sich darüber hinausführende Betätigungen suchen. So spielt auch das Tier erst dann, wenn es gesättigt ist, und wenn seine Ruhe nicht mehr durch Feinde bedroht wird; so haben die Völker in Zeiten äußeren und inneren Friedens „gespielt" und ihre Kunstepochen gehabt, — so wird auch das weibliche Geschlecht erst dann ganz und gar seine Kräfte in ein freies Spiel legen können, wenn die Güter, um die es jetzt kämpft, sein ruhiger, unbestrittener Besitz geworden sind. Es ist gefährlich, in einer absehbaren Zeit mit einer vollen Selbständigkeit der Frau in der Kunst zu rechnen, denn die zu stark angespannten Hoffnungen schnellen zurück und schwächen die Kräfte genau um dasselbe Maß, als sie sie vorher übersteigert haben. Sind doch die wach gewordenen Frauen unserer Zeit erst eben an der Arbeit, um ihrem Geschlecht die Lebensbedingungen zu schaffen, aus denen sich freie, volle Persönlichkeiten entwickeln können. Bis dahin gleicht die Arbeit der Frauen in der Kunst einer Niveauerhöhung der Gesamtleistungen. Es ist das ein langsames, aber unendlich vielbedeutendes Vorwärtskommen, denn von dieser erhöhten Basis aus werden sich auch die großen künstlerischen Einzelerscheinungen höher und höher erheben können. So war es einmal in der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts der Fall. Nur weil in jener Zeit die Frauen eine intensiv produktive litterarische Epoche hinter sich hatten, war es möglich, daß sie für eine Zeitlang eine führende Stellung in der Literatur nehmen konnten.

Man mag die Münchener ministerielle Entscheidung beurteilen, wie man will, keinesfalls kann den Frauen eine Entmutigung daraus erwachsen. Und den Malerinnen wollen wir wünschen, daß es bei ihnen heißen möge: Je mehr Hemmung, je mehr Kraft!

Viel größer ist die Gefahr einer Entmutigung für die Frau als Künstlerin, die aus einem Artikel kommen könnte, den die „Zukunft" unlängst veröffentlicht hat. Er hieß: „Die Frau und die Kunst", und es sprach in dieser Sache eine Stimme, der man sehr aufmerksam zuzuhören gewöhnt ist. Karl Scheffler ist einer unserer feinsten modernen Kunstdeuter. In diesem Artikel nun zeigt es sich, daß derselbe im Gegensatz zu seinem künstlerischen Standpunkt (solche Gegensätzlichkeit beruht auf einem eben so fest begründeten psychologischen Gesetz wie volle Einheitlichkeit) den Dingen des Lebens gegenüber ein Vertreter des reinsten Ästhetentums ist, und zwar eines solchen, das sich aus dem Konservatismus erbaut. Dieser Konservatismus, — mag er nun in Politik, Leben oder Kunst auftreten — hat in Zeiten der Auflösungen und Neubildungen, wie auch die unsrige eine ist, auf sensitive Kreise immer einen ganz besonders faszinierenden Einfluß ausgeübt. Repräsentiert er doch ein zur Ruhe gekommen sein und damit eine Harmonie. Er ist das jeweilige stabil gewordene Ergebnis von Erkenntnissen und Erfahrungen, die aus dem Fortschritt und dem Kampf ausgeschieden sind. Ein Hauch von Vornehmheit geht von ihm aus, gleicher Art wie das Fluidum, das gewisse alte Adelsgeschlechter umgibt. Sie führen auf ihren Herrensitzen ein mit der Gegenwart zerfallenes Sonderleben, und einen müde auf heißer Straße vorüberziehenden Wanderer mag diese verschollene, weltferne Ruhe wie eine Verlockung anmuten. Aber das Leben ist nicht bei ihnen, und wie ein feiner Duft von toten Blüten und Moder geht das „es war einmal" von ihnen aus.

Dieser Konservatismus schaudert jedesmal zusammen, wenn in den Kämpfen, die gleichbedeutend sind mit Fortschritt, seine Ruhe und seine Ideale bedroht werden, und vornehm still zieht er sich alsdann noch mehr und mehr in die Welt seiner eigenen

Vorstellungen und Träume zurück und schließt die Türe hinter sich zu. Ein solcher Schauder spricht auch aus dem, was Karl Scheffler über die Frauen und die Kunst zu sagen hat. Der Verfasser trägt ein aus himmelblauen Ideen gewobenes Frauenideal in seiner Brust, eine Verkörperung alles dessen, was der Mann, (d. h. Karl Schefflers Mann) nicht ist und nicht hat. Er formuliert das Verhältnis des Mannes zum Weibe kurz und gut als Vergötterung (die in einem bestimmten Falle nur Platz greift und ihrer Natur nach sehr vergänglich und wechselvoll ist) oder im übrigen als Verachtung schlechthin. Und so sieht er das in seiner Idee einzig mögliche Weib: es ist ein Mikrokosmos, ein in sich geschlossener und damit für eine erweiterte Entwicklung unfähiger Organismus, der „schweigend und willenlos das Glück genießt da zu sein". Das Weib wird dem Mann nur durch dieselben Eigenschaften heilig, die ihm auch das Kind heilig machen; es ist ihm ein Symbol (nicht etwa eine Ergänzung gleichen Stoffes und gleichen Wertes) — ein Symbol, ähnlicher Art wie das Kunstwerk. Im Anschauen beider vergißt der Mann seine ihm aus seiner Erkenntnisarbeit erwachsene Isoliertheit. Die Frau ist ein Ding, das seinen Zweck erfüllt, seinen einzigen Zweck, wenn es dem Wollen des Mannes als Spiegel dient.

Nun, Gedanken und Ideale sind zollfrei und stehen jenseits aller Diskussionen. Warum soll sich Karl Scheffler sein Ideal vom Weibe nicht ausmalen, so wie er mag? Aber er hätte eine Träumerei, — am besten eine in Reimen — über diese Privatangelegenheit schreiben sollen und nicht einen im Gewande der Wissenschaftlichkeit ehrbar einhergehenden Artikel, denn für einen solchen ist nun einmal ein gewisses Maß von Objektivität und Sachkenntnis die Grundbedingung.

Aus den Ausführungen spricht ein irgendwie schwer gereizter Mann. Was in aller Welt aber kann die Frau der Gegenwart dafür, wenn sie nicht so ist, wie Karl Schefflers weltfremde Gebilde, zarte, unirdische Wesen, wie sie die Romantiker aller Zeiten geliebt haben?

Der Verfasser hat in seinem Artikel eine fast bis zur Sophisterei scharfe Geistesarbeit an das Bestreben gewendet, seine aus der reinen Idee entnommene Definition des Begriffes „Weib" mit den Lebenskräften der Empirie zu versehen. Das läßt sich nun aber einmal nicht machen. Das, was Karl Scheffler als Weib bezeichnet, ist eine Reinkultur gewisser weiblich passiver Eigenschaften, aus denen das Wesentliche so scharf extrahiert worden ist, daß ein Stoff dabei herauskam, von dem die Frau etwa ein Prozent in ihre Wesenheit von der Natur eingeimpft bekommen haben mag.

Wollte man nach gleichem Rezept eine Definition des Mannes herstellen, so müßte man einen Aufguß von allem machen, was seit unserer Zeitrechnung männlicherseits an Heldentum und Geisteskraft in Erscheinung getreten ist; man müßte diesen Aufguß zu einem starken Extrakt einkochen und ihn unverdünnt auf Flaschen gefüllt vorzeigen: Sehet, das der Mann!

Unsere moderne Naturwissenschaft jedoch ist, und diese tatsächlich auf dem Wege der Empirie, zu ganz andersartigen Ergebnissen gekommen. Sie hat gefunden, daß die Schranken des Begriffes „Geschlecht" und mithin auch alle Veranlagungen, die man als an das Geschlecht gebunden anzusehen pflegte, sehr viel weniger fest und unverrückbar sind, als man bislang annahm. Die Ausführungen Karl Schefflers sind auch nicht mit dem Hauch eines Gedankens von den Konsequenzen dieser Erkenntnisse berührt worden. Sie ignorieren sowohl die genialen Mannigfaltigkeiten der Natur wie auch ihre auf dem Gesetz der Anpassung beruhende Wandlungsfähigkeit, die mit den latenten Kräften rechnet. Aus diesem Gesetz nimmt die Frauenbewegung unserer Tage bewußt einen Teil ihrer Kraft, wie dasselbe auch unerkannt der innerliche Kraftspender aller Neubildungen im Organismus der menschlichen Gesellschaft geworden ist.

Wenn Karl Scheffler der Geschichte der menschlichen Gesellschaft nahegetreten sein sollte, was aus seinen Ausführungen freilich nicht hervorgeht, so müßte ihm die Tatsache gegenwärtig sein, daß bei der Teilung der Erde unter die Geschlechter diese zu einer „Männererde" werden mußte, da in jener Urzeit nur bei der physischen Kraft eine

Herrschaft sich zu behaupten vermochte. So kam es, daß die Kräfte der Frau von vornherein ausgeschaltet wurden. Von „Knechtschaft" dabei zu reden, erscheint mir sentimental und sensationell: der Mann folgte eben seiner Natur und stützte sich auf sein „Recht des Stärkeren" genau so, wie die Frau heutzutage sich auf die Kräfte und mithin auf die Rechte stützt, die sie in sich fühlt.

Diese Kräfte, diese Äußerungen von Willen und Energie ignoriert Karl Scheffler nicht, aber er nennt die Frauen, bei denen sie sich zeigen, männisch. Sie sind keine Frauen, sagt er, und da er damit nahezu allen weiblichen Idealgestalten unserer Poesie das Urteil spricht, so konstatiert er, daß die Dichter die Frauen zuvor männisch machen mußten, um sie aus dem Schattenreich der Belanglosigkeit zu der Bedeutung des dramatisch Darstellbaren erheben zu können.

Daß der Verfasser betreffs der Möglichkeiten der Frau in der Kunst gradezu verzweifelt hoffnungslose Ausblicke tut, ist bei seiner Anschauungsweise nur natürlich; sein Urteil verliert mit dem unbegründeten Subjektivismus dieser Ansichten jede Tragweite. Eine Deflorierung nennt Karl Scheffler das Heraustreten der Frau im Kunstwerk, und er leitet mit diesem Wort eine Reihe phantastischer Schreckbilder ein, die er von dem unnatürlichen Verhältnis hernimmt, das sich ergeben soll, wenn sich die Frau irgendwie mit der Kunst einläßt. Wenn ähnliche Konstatierungen, wie der Ästhetiker Karl Scheffler sie aus dem weiblichen Sexualleben entnimmt, einmal von einem tüchtigen Frauenarzt und Erforscher dieses Gebietes gemacht werden sollten, was bis dahin noch nicht geschehen ist, da, um es noch einmal zu wiederholen, die Wissenschaft mit der Empirie rechnet, dann wird es an der Zeit sein, diesem Problem nachzudenken. In solchem Zusammenhang aber und auf diese groteske Art vorgebracht, erstickt der sensationelle Wust den kleinen Keim der Wahrheit, der auch hier mit gutem Willen zu finden ist.

In Warnungen klingt der Artikel „Die Frau und die Kunst" aus. Man solle sich hüten, so heißt es, daß man nicht etwa das Unvermeidliche der Frauenemanzipation das Erstrebenswerte werden lasse.

Warum soll man das nicht tun? Ist nicht das Unvermeidliche eine zum Ausdruck kommende, neue Form des Gesetzes der Natur, die unsere verhaltenen Augen nur noch nicht als das Erstrebenswerte zu erkennen vermögen? Das von jeher aussichtslose Beginnen, hier einen Hemmschuh anlegen zu wollen, ist ein Zeichen von Müdewerden, ist eine kulturelle Altersäußerung. Man fürchtet die neuen, noch nicht greifbaren Möglichkeiten, und die neuen Entwicklungen, die vielleicht unsere alten traditionellen Ideale entwerten werden; — sie waren so bequem! Und man scheut auch vielleicht die unschönen Übertreibungen, Verzerrungen und Disharmonien, die immer die Beschleiterscheinungen von Neubildungen sind. Man sehnt sich zurück in das Paradies: „Es war einmal!"

Alles, was jung ist jedoch, soll den Pfeil seiner Sehnsucht in weite Fernen senden, denn wenn man etwas erreichen will, muß man noch sehr viel mehr hoffen können. Wir blicken weit hinaus in die Zukunft, wo die ersten Ahnungen der neuen Formen der Menschheit, an deren Bildung „wir von heute" mitarbeiten wollen, nebelhaft auftauchen. Harmonische, große Formen werden es sein, und auch das Verhältnis zwischen Mann und Weib wird eine diese Neubildungen sein. Und zwar wird sich dieses Verhältnis nicht mehr, wie Karl Scheffler dasselbe für die Gegenwart charakterisiert, auf Vergötterung oder Verachtung des einen Teiles zum andern aufbauen, sondern auf Gegenseitigkeit, Verständnis und Achtung, zu denen alsdann die Liebe als ein Reifstes und Höchstes hinzuzutreten vermag.

Zur Frauenbewegung

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Die Frauenbewegung in der Presse.

* **Die deutsche Zeitung** kann sich über die Russen-Resolution des Bundes deutscher Frauenvereine nicht beruhigen. Es ist ja eine nicht ganz seltene Erfahrung, daß Leute, die sich nie um die Frauenbewegung kümmern und von ihrer Arbeit nicht die geringste Notiz nehmen, plötzlich mobil werden, wenn sich Gelegenheit bietet, ihr etwas am Zeuge zu flicken. So die deutsche Zeitung. Sie ist so wenig unterrichtet, daß sie jüngst den Bund deutscher Frauenvereine mit dem deutsch-evangelischen Frauenbund verwechselte — in einer für den Wissenden sehr erheiternden Weise. Jetzt füllt sie eine um die andere ihrer kostbaren Spalten mit Herzensergießungen über die staatsgefährliche Resolution von Nürnberg. In zwei Artikeln vom 7. und 15. November werden insbesondere die Lehrerinnen über den Charakter jener Resolution aufgeklärt. Eine in Lehrerinnenkreisen ganz unbekannte, an dem Vereinsleben der Lehrerinnen in keiner Weise aktiv beteiligte Leserin der „Deutschen Zeitung" meint, für ihre 3 Mark Jahresbeitrag zum Lehrerinnenverein den getreuen Eckart der deutschen Lehrerinnen spielen zu dürfen. In einer Form, die unter das Kapitel „Denunziantentum" gehören dürfte, sucht sie dem Lehrerinnenstand die Nürnberger Resolution im Licht einer revolutionären Aktion zu zeigen, die Ziele des Bundes, für den diese Aktion symptomatisch sei, zu verdächtigen, und das Vertrauen in die Vertreterinnen der Lehrerinnenschaft im Bunde zu erschüttern — wie denn ja immer die sancta simplicitas geschäftig gewesen ist, ein Scheiterchen zur Ketzerverbrennung herbeizutragen. Ein männlicher Artikelschreiber nimmt den nicht eben fein gesponnenen Faden auf und rät, man möge die Lehrerinnen dadurch zu patriotischen, staatserhaltenden Gesinnungen zurückführen, daß man nur Gesinnungstüchtige (im Sinne der „Deutschen Zeitung!") zu Leiterinnen höherer Mädchenschulen berufe. Der Ehrgeiz, solche Posten einzunehmen, sei groß genug, um dieses Mittel der politischen Erziehung probat erscheinen zu lassen.

Zu sagen ist darauf folgendes. Erstens das eine, daß die Resolution sowohl von der Vorsitzenden des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins in dieser Zeitschrift, wie von der Berichterstatterin der „Lehrerin" abgelehnt ist. Die Abwehr ist also erfolgt. Da aber die in Nürnberg anwesenden Lehrerinnen von der Meinung der Resolution besser unterrichtet waren, als die deutsche Zeitung, so konnten sie sich eben nur gegen ihre politisch nicht vorsichtige Form, die geschäftsordnungsmäßige Unzulässigkeit und die Zwecklosigkeit der ganzen Aktion wenden. Wer auch nur einen einigermaßen ausführlichen Bericht von Nürnberg gelesen hat, weiß, daß dem Bunde nichts ferner gelegen hat, als sich mit „Bombenwerferinnen" zu identifizieren. In der Diskussion wurde wiederholt ausgesprochen, daß der Bund bei denen, die von seiner Wirksamkeit wüßten, wohl nicht in den Verdacht kommen könnte, illegale Mittel zu empfehlen. Man hat eben nicht bedacht, daß es viele Leute gibt, die den Bund *nicht* kennen, oder schlimmer, ihn nicht kennen *wollen*. Angesichts dieser Tatsache war die Resolution formell und inhaltlich ein Mißgriff. Das ist der Standpunkt, den die offizielle Vertreterin des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins der Sache gegenüber eingenommen hat. Es ist also positiv unrichtig, den Allgemeinen deutschen Lehrerinnenverein als Vertreter der Resolution hinzustellen.

Was ferner das Nationalgefühl betrifft, aus dessen Tiefe die Verfasserin jenes Artikels ihr Pathos schöpft, so dürfte die deutsche Lehrerinnenschaft auch in dieser Hinsicht den Eckart entbehren können. Denn ein Nationalgefühl, dem jedes Interesse für das Ausland schon als Verrat am Vaterland erscheint und dem die Zugehörigkeit des Bundes zum Frauenweltbund Schmerzen macht, ist gelinde gesagt, nichts weniger als fruchtbar für einen Staat, der Weltpolitik treibt. *Das* Nationalgefühl aber, das auf dem klaren Bewußtsein deutschen Wesens beruht, und den inneren und äußeren Aufgaben des Vaterlandes mit ganzer Wärme zugewandt ist — das nicht nur Worte macht, sondern ein Impuls zum *Mithandeln* wird, das haben die deutschen Lehrerinnen noch nie verleugnet, und die deutsche Frauenbewegung ist nichts als ein Ausdruck dafür. Die deutsche Frauenbewegung — das sei dem zweiten Artikelschreiber geantwortet — ist auch längst viel zu sehr Realpolitikerin geworden, um sich an dem Begriff der „Menschheit" zu berauschen. Wenn er solche Phrasen aufstechen will, muß er wo anders suchen. Etwa in den preußischen Lehrplänen für die höhere Mädchenschule von 1894, wo die „Liebe zur Menschheit" als höchstes Ziel des Geschichtsunterrichtes hingestellt wird. Die angeblich in diesem Begriff aufgehenden Frauenrechtlerinnen haben gerade auf diesen Passus der preußischen Lehrpläne als auf ein Symptom der Unsachlichkeit unserer Mädchenbildung oft genug den Finger gelegt, und verlangt, daß etwas minder Phantastisches an die Stelle gesetzt wird.

Aber das weiß die Deutsche Zeitung nicht, und will es nicht wissen. Und angesichts solcher Gesinnungstüchtigkeit ist natürlich jeder Appell an „den besser zu unterrichtenden Pabst" umsonst.

Bildungswesen.

* **Die Berliner freie Studentenschaft und das Frauenstudium.** Die Berliner freie Studentenschaft hat als Thema der ersten Winterversammlung über das Frauenstudium verhandelt. Herr Geheimrat Prof. Dr Adolf Wagner hatte das Referat, Dr phil. Gertrud Bäumer das Korreferat übernommen. Es dürfte wohl in Deutschland das erste Mal sein, daß ein Hochschullehrer in einer Studentenversammlung über dies Thema gesprochen hat, das in Universitätskreisen immer noch mit einer levis notae macula behaftet ist, und die studierenden Frauen sind Herrn Geheimrat Wagner den wärmsten Dank dafür schuldig, daß er nicht nur wie viele andere Dozenten innerhalb der Mauern der Universität, sondern auch in der Öffentlichkeit auf ihre Seite getreten ist. Er widerlegte die Einwände, die bisher gegen das Frauenstudium geltend gemacht worden und bezeichnete die freie Zulassung der Studentin zur Immatrikulation als eine Forderung der Gerechtigkeit, die man ohne Rücksicht auf etwa noch widerstrebende Dozenten durchführen solle. Die Versammlung nahm am Schluß einstimmig die folgende Resolution an:

„Die Allgemeine Versammlung der Berliner freien Studentenschaft vom 3. November 1906 gibt dem Wunsche Ausdruck, daß auch auf den preußischen Universitäten recht bald studierende Frauen zur Immatrikulation zugelassen werden. Die Berliner freie Studentenschaft begrüßt die Studentinnen schon jetzt als Mitarbeiterinnen für die Hebung der akademischen Kultur und gewährt ihnen für die Übergangszeit innerhalb der freistudentischen Organisation tunlichste Gleichberechtigung und freieste Beteiligung."

Die freie Finkenschaft hat auch zum ersten Mal eine Frau — eine Medizinerin — in ihren Alte Herren-Verband aufgenommen.

An dem gleichen Tage fand in Köln eine Versammlung der freien Studentenschaft statt, die sich ebenfalls mit der Frage des Frauenstudiums beschäftigte. In Vertretung der verhinderten Referentin Fräulein Dr Heine sprach Fräulein Dr Turnau über das Thema: die Studentin und die Studentenschaft. Ihr Korreferent war Dr Jenne, Köln. Auch hier wurde eine Resolution zugunsten der Immatrikulation in Preußen gefaßt.

* **Die Frequenz der Berliner Universität.** An studierenden Frauen sind bisher in diesem Winter 600 zugelassen. Dazu kommen etwa 50 Russinnen, deren Gesuche noch in der Schwebe sind. Die vorjährige Zahl (674) wird also bald erreicht sein.

* **Die Zahl der Mädchen in den Gymnasien von Baden** ist von 53 im Vorjahre auf 84 im Schuljahre September 1905 bis August 1906 angewachsen. Von den 16 Gymnasien des Landes hat nur das von Karlsruhe, dem Sitz des Mädchengymnasiums, keine weiblichen Schüler. In den Realgymnasien ist die Zahl auf 63 gestiegen, in Oberrealschulen und Realschulen auf 801. Von den Realschulen des Großherzogtums sind jetzt noch etwa der achte Teil ohne weibliche Schüler. Es ist auch interessant, daß von dieser großen Zahl von Schülerinnen 17 den Primen der Vollanstalten angehörten, 35 den Sekunden. Aus praktischen Gründen ist das Steigen der Frequenz der Realschulen ganz besonders erfreulich, da auf diesem Wege für die höhere Mädchenbildung in den kleinen Städten eine weit größere Sicherheit geschaffen wird, als in den doch nur ungenügend ausgestalteten und kümmerlichen Töchterschulen.

* **Die Gefahren der gemeinsamen Erziehung.** Im Elsaß ist bekanntlich laut Beschluß des Oberschulrats die Aufnahme von Mädchen in die höheren Lehranstalten der Knaben gestattet, vorausgesetzt, daß die Schulkommission der betreffenden Anstalt zustimmt. In das Straßburger Gymnasium sind bereits Mädchen aufgenommen. Dieser Umstand veranlaßt den Herausgeber einer französischen Zeitung, des „Journal de Colmar", zur Äußerung von geradezu ungeheuerlichen Befürchtungen. Dieser Herr, ein Priester namens Wetterlé, der sich als „der gute alte Volksfreund" zu bezeichnen pflegt, schreibt, „welche Geschichte das gäbe, wenn 16—18jährige Mädchen neben gleichaltrigen Knaben in einem Schulsaal säßen . . . Sind denn die Herren blind und haben sie keine Ahnung von dem fomentum concupiscentiae, d. h. von der Unzucht, welcher dadurch so schön und anscheinend harmlos Vorschub geleistet wird? Dieser Vorschub ist doch nicht etwa das verschleierte Ziel?" Einen schlechteren Dienst als mit diesen unglaublichen Insinuationen konnte der Verfasser wohl seiner Partei und dem Franzosentum im Elsaß kaum leisten.

* **Realgymnasialkurse in Königsberg.** Der Königsberger Magistrat beabsichtigt schon seit längerer Zeit in Verbindung mit einer städtischen höheren Mädchenschule sechsklassige Realgymnasialkurse einzurichten. Der Magistrat reichte dem Kultusministerium diesen Plan mit der Bitte um Genehmigung ein — und erhielt zunächst keine Antwort. Auf ein dringliches Telegramm erfolgte die kurze Mitteilung, daß die Genehmigung „zur Zeit" nicht gegeben werden könne — ohne Angabe von Gründen. Die Stadtverordnetenversammlung nahm zu dieser Form, den Antrag der Stadt Königsberg zu erledigen, Stellung mit der Annahme folgenden Antrags: „Die Stadtverordnetenversammlung wolle beschließen, ihr tiefstes Bedauern und lebhaftes Befremden über Inhalt und Form der ablehnenden Antwort des Kultusministers auszusprechen; ferner den Magistrat dringend zu ersuchen, alle irgend möglichen Schritte zum Zweck der Einführung der Realgymnasialkurse für Mädchen zu Ostern nächsten Jahres zu tun."

* **Haushaltungsunterricht für schulpflichtige Mädchen** ist in mehreren Schulen der Stadt Essen eingeführt worden; die im Oktoberheft dieser Zeitschrift gegebene Notiz über den Haushaltungsunterricht der Rheinprovinz ist also durch diese Tatsache zu ergänzen.

* **Obligatorischen hauswirtschaftlichen Fortbildungsunterricht** will die Stadt Straßburg einrichten. Dazu ist aber ein Antrag an Regierung und Landesausschuß notwendig, daß den Gemeinden die Einführung eines solchen obligatorischen Unterrichts gestattet werde. Der Gemeinderat hat beschlossen, diesen Antrag zu stellen.

* **Den Fortbildungsschulzwang für weibliche Handelsangestellte** will eine Magistratsvorlage einführen, die in Kattowitz den Stadtverordneten zugegangen ist. Der Magistrat hat dadurch gegen eine Petition des „Deutsch-nationalen Handelsgehilfenverbandes" und für die Petitionen der weiblichen Angestellten, des Vereins Frauenwohl, der Ortsgruppe Kattowitz des Vereins deutscher Kaufleute, des Zentralverbandes der Handlungsgehilfen und Gehilfinnen und einiger anderer Vereine entschieden.

* **Eine kaufmännische Fortbildungsschule für weibliche Angestellte** ist auf Anregung des Vereins Frauenbildung-Frauenstudium in Marburg gegründet worden. Die Schule wird von Stadt und Verein gemeinsam erhalten.

Berufliches.

* Auch im **Reichsland** hat sich eine Juristin um die Zulassung zum **Referendarexamen** bemüht. Eine Entscheidung über ihr Gesuch ist noch nicht getroffen.

* **Als Assistentin an der Handelskammer** in Berlin ist Fräulein Dr Bernhard angestellt worden; sie hat kürzlich mit einer Dissertation über die Holzindustrie der Grafschaft Glatz promoviert.

* Die Zahl der **weiblichen Hilfsarbeiter bei der Königlichen Bibliothek** in Berlin ist jetzt auf 14 angewachsen; 6 dieser Hilfsarbeiter sind an der im Entstehen begriffenen deutschen Musiksammlung beschäftigt.

* **Der Titel Professor** ist der Lehrerin an der Kgl. akademischen Hochschule für Musik in Charlottenburg, Frl. Elise Bartels, verliehen worden.

* **Als Leiterin einer städtischen Fortbildungsschule** für Mädchen in Berlin ist Frau Lau gewählt worden. Berlin besitzt jetzt zwei städtische Fortbildungsschulen unter weiblicher Leitung.

* **Die erste weibliche Fachaufsicht für den Turnunterricht.** Fräulein Martha Thurm, die Herausgeberin und Leiterin der „Deutschen Turnzeitung für Frauen" und die Vorsitzende der Abteilung für Turnwesen des Landesvereins Preußischer Technischer Lehrerinnen, welche bisher nur im Vereinsturnen und in freiwilliger Spielarbeit für die Volksschülerinnen tätig war, ist von Behörden und Stadtverordnetenkollegium mit der Oberleitung des weiblichen Turn- und Spielwesens in den 45 Volksschulen der Stadt Crefeld betraut und von der Regierung bestätigt worden.

* **Propaganda wider Willen** scheint der Münchener Lehrertag für die Lehrerinnen gemacht zu haben. Der Oberbürgermeister von Eisenach war in München gewesen. Ob der Ausgabe von 158 Mark, mit der diese Reise den Gemeindesäckel belastete, erhob sich im Gemeinderat Murren. Der Oberbürgermeister verteidigte sich mit dem Hinweis darauf, daß diese Reise dem Stadtsäckel Nutzen bringen würde, da er in München erfahren habe, „daß auf dem Gebiet des Lehrwesens durch Anstellung von Lehrerinnen Ersparnisse gemacht werden könnten, ohne den Lehrern zu nahe zu treten". In der später stattfindenden Sitzung des Schulvorstandes beantragte dann der Herr Oberbürgermeister, statt der 7 im Etat geforderten Lehrer 7 Lehrerinnen anzustellen. Er habe in München erfahren, daß sie dasselbe leisteten und billiger seien. Beides wurde von dem Schulrat und einem dem Schulvorstande angehörenden Lehrer bestritten. Entschieden ist die Sache noch nicht. Pädagogische Gründe für die Anstellung von Lehrerinnen spielten in der Diskussion anscheinend keine Rolle. Eine reine Freude ist es natürlich für die Lehrerinnen nicht, wenn sie nur mit Rücksicht auf den Stadtsäckel willkommen geheißen werden.

* **Als Sekundärarzt an der chirurgischen Abteilung** eines Kinderspitals in Graz ist Fräulein Dr med. Octavia Roller ernannt worden. Den gleichen Posten an dem staatlichen Kinderasyl in Gyula (Ungarn) bekleidet Fräulein Dr med. Valerie Kurtucz.

* **Mme. Curie** hat am 5. Nov. ihre Vorlesungen an der Sorbonne begonnen. Der äußere Charakter des Aktus ihrer Antrittsvorlesung zeichnete sich dadurch aus, daß sie sich allen „Klimbim" verbeten hatte. Es war — allerdings aus zufälligen Gründen — nicht einmal ein Vertreter des Unterrichtsministeriums anwesend. Um so zahlreicher natürlich das Auditorium. Die Erwartungen der Pariser, auf eine grande première oder ein spectacle „bien parisien" wurden aber auch durch Mme. Curies schlichtes und zurückhaltendes Auftreten enttäuscht. Der Einzug der Frau in die Sorbonne vollzog sich mit dem Verzicht auf alle Inszenierungen, den die echte Ehrfurcht vor der Wissenschaft verlangt.

* **Als Lektor der englischen Sprache** an der Universität Dorpat ist Miß Jenny Leidig ernannt worden. Das Amt ist zehn Jahre hindurch aus Mangel an Bewerbern nicht besetzt gewesen.

* **Als ordentlicher Professor der Rechtsphilosophie** an der Universität von Sassari (Sardinien) ist Fräulein Dr Therese Labriola, die bekannte italienische Rechtsgelehrte, berufen worden.

Soziale Fürsorge.

* **Armenpflegerinnen in Frankfurt a. M.** Dem Magistrat von Frankfurt ist seitens eines Stadtverordneten der Antrag zugegangen, eine Vorlage behufs Änderung der Armenverfassung einzubringen, durch die die Heranziehung von Frauen zur städtischen Armenpflege möglich wird. Es wäre natürlich sehr wichtig, wenn eine Stadt wie Frankfurt diesem Antrage nachgäbe.

* **Ein Frauenklub** ist in Hamburg auf Anregung der Ortsgruppe Hamburg des Allgemeinen deutschen Frauenvereins gegründet worden.

Sittlichkeitsfrage.

* **Stichproben der öffentlichen Sittlichkeit** bietet augenblicklich der Sprechsaal des Geraischen Tageblatts. Der Stadtrat von Gera hat die Schließung der öffentlichen Häuser in Gera verfügt. Es entspinnt sich eine öffentliche Diskussion über das Für und Wider. Einen geradezu „warmen" Anwalt findet die Prostitution in einem „Handwerker, der ein Stück Welt bereist hat." In seiner

Zuschrift findet sich folgender unerhörte Passus: „Aber noch andere Umstände müssen in dieser Angelegenheit mit in Betracht gezogen werden. Im allgemeinen liegen in Gera Handel und Handwerk sehr darnieder; werden nun diese Häuser gänzlich aufgehoben, so büßt mancher Handwerker und Geschäftsmann einen großen Teil seines bisherigen Verdienstes ein, denn es ist doch kein Geheimnis, daß die Besitzerinnen dieser Häuser für Ware oder Arbeit den geforderten Preis ohne Handeln zahlen. Hier in Gera gibt es nicht eine einzige Besitzerin eines öffentlichen Hauses, die Reichtümer gesammelt hätte; sie leben und lassen leben. Vom Schuhmacher bis zum Rechtsanwalt (und alle Berufe dazwischen) gibt es in Gera Bürger und Steuerzahler, die diesen Verdienst mitnehmen und auch mitnehmen müssen, wie die zahlreichen Unterschriften der im Umlauf befindlichen Petitionen ganz deutlich beweisen. Leider können sich festbesoldete Beamte nicht leicht in die Lage kleiner Geschäfts- und Handwerksleute hineinfinden, sondern betrachten alles nur durch das ‚Fernrohr der sogenannten Sittlichkeit.'"

Eine Bemerkung dazu ist überflüssig.

Nur eine Frage: Äußern sich die Geraer Frauen nicht zu diesen in Umlauf befindlichen Petitionen, die vielleicht einen segensreichen Beschluß des Gemeinderats wieder in Frage stellen? Ist es ihnen gleichgültig, daß, wie in einer anderen Zuschrift festgestellt wird, „der kleine Realschüler oder die kleinen Besucherinnen und Besucher der nahen Schulen, die dort vorbei müssen, schon wissen, was da drin los ist?"

* **Die Wirkungen der Sittenpolizei** hat der Prozeß Riehl, der am 2. November in Wien begann und mit der Verurteilung der Angeklagten endigte, einmal wieder in erschreckender Weise gezeigt. Dieser Prozeß ist eine Illustration zu den angeblichen Vorzügen der Reglementierung, wie sie sich der Abolitionismus gar nicht schlagender wünschen kann. Die beiden charakteristischen Züge waren einmal die entsetzliche Abhängigkeit der kasernierten Mädchen von ihrer grausamen Wirtin und zweitens die Tatsache, daß eine ganze Reihe von Beamten der Sittenpolizei durch die Inhaberin des „Salon Riehl" bestochen und zu Mithelfern ihres Gewerbes gemacht worden waren. Wir dürfen uns nicht damit beruhigen, daß diese Dinge sich in Wien zugetragen haben und daß Ähnliches bei uns nicht möglich sei. Auf die Korruption, die eine notwendige Rückwirkung der Reglementierung auf die Beamten ist, wurde schon oft hingewiesen. Der Prozeß wirft einmal wieder ein Schlaglicht auf Zustände, deren Vorhandensein auch bei uns wir zu bezweifeln keinen Grund haben. Er bestätigt die Dringlichkeit der Forderung nach Polizeimatronen, die seit mehr als einem Jahrzehnt von der Frauenbewegung immer wieder gestellt worden ist.

* **Die Reglementierung der Prostitution** ist mit dem 11. Oktober in Dänemark aufgehoben worden. Die dänische Regierung ist so weit gegangen, ein gesetzliches Verbot der gewerblichen Unzucht zu erlassen, dessen Übertretung nach dem Landstreichergesetz bestraft werden wird. Wie dieses neue Gesetz, das einen vom Abolitionismus aufs entschiedenste verworfenen Gedanken verwirklicht, in der Praxis sich bewähren wird, bleibt zu erwarten.

Die rechtliche Stellung der Frau.

* **Ein Fortschritt im Vereinsrecht.** Dem Reichstag ist der Gesetzentwurf über die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine zugegangen, der wenigstens in einem Punkte die Einschränkung der Koalitionsfreiheit der Frau aufhebt. Es heißt nämlich in § 17 dieser Vorlage, daß die Landesgesetze, nach denen Vereine, die männliche und weibliche Mitglieder haben oder an deren Vereinsversammlungen Frauen teilnehmen, keine sozialen und politischen Gegenstände erörtern dürfen, in bezug auf die Berufsvereine aufgehoben seien. Gewerkvereine dürfen also in Anwesenheit von Frauen politische oder soziale Gegenstände berühren, ohne der Gefahr der Auflösung ausgesetzt zu sein. Die Verfolgung der Arbeiterinnenorganisation mit Hilfe solcher Landesgesetze ist also künftig ausgeschlossen. Voraussichtlich wird sich im Reichstag über diesen Punkt der neuen Vorlage eine lebhafte Diskussion erheben. Die Frauenbewegung begrüßt den Fortschritt freudig, aber natürlich nur als einen Schritt zu dem Ziel, das noch immer nicht erreicht ist, der vollen reichsgesetzlich gewährleisteten Gleichberechtigung der Frauen im Vereins- und Versammlungswesen. Der Berliner Frauenverein hat in seiner Sitzung vom 15. November in einer Resolution dieser Ansicht Ausdruck gegeben.

* **Das kirchliche Frauenstimmrecht** beschäftigte die sächsische Landessynode im Anschluß an die schon öfter erwähnten allen deutschen Synoden zugegangenen Petitionen des deutsch-evangelischen Frauenbundes und anderer Frauen- und Lehrerinnenvereine. Die Synode beschloß zwar, den Kirchenvorständen zu empfehlen, die Frauen als offizielle Helferinnen heranzuziehen, im übrigen aber es „künftiger Erwägung" zu überlassen, ob noch in anderer Weise eine Heranziehung der Frauenkräfte für das kirchliche Leben empfehlenswert sei. Also mitarbeiten dürfen die Frauen, aber zu sagen haben sie nichts.

* **Die rechtliche Stellung des unehelichen Kindes und seiner Mutter** in Dänemark soll durch einen Gesetzentwurf neu geregelt werden, der jetzt dem dänischen Reichstage zugegangen ist. Bisher war dem unehelichen Kinde seitens des Vaters nur der notdürftigste Unterhalt gewährt; durch den vorliegenden Gesetzentwurf wird bestimmt, daß die Versorgung des Kindes den Lebensverhältnissen der Mutter entsprechen muß. Die Versorgungspflicht wird dem Vater und der Mutter im Verhältnis ihrer wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit auferlegt. Der Vater hat die Versorgungspflicht ganz allein zu tragen, wenn das Kind einem Verbrechen gegen die Geschlechtsfreiheit der Mutter entsprossen ist. Die Unterstützung der Mutter während des Wochenbetts soll so geregelt werden, daß der Vater für den Teil der notwendigen Versorgung aufkommt, den die Mutter selbst nicht tragen kann. Im Erbrecht sollen die unehelichen Kinder den ehelichen gleichgestellt werden, wenn nachgewiesen oder von der Mutter beschworen wird, daß ihre Beziehungen zu dem Vater tatsächlich monogamischer Natur gewesen sind. Die Strafbestimmungen für solche Väter, die sich der Alimentationspflicht entziehen, werden verschärft, und die Väter werden verpflichtet, falls sie außer Landes

ziehen, Sicherheit für die ihnen obliegende Alimentation zu bieten. Der Entwurf entspricht den Vorschlägen, die dem Minister seitens des dänischen Frauenbundes zugegangen sind, bis auf einzelne Punkte, in denen der Frauenbund seine Forderungen schärfer formuliert hatte.

* Zum **Frauenwahlrecht in Italien** liegt jetzt auch ein Urteil des Appellationshofs Neapel vor. Dieses Urteil betont, daß der Gesetzgeber die Zulassung der Frauen zum politischen Stimmrecht nicht vorausgesehen und gewollt habe; ihre Zulassung könne daher nicht auf dem Wege einer neuen Auslegung der bestehenden Gesetze herbeigeführt werden, sondern bedürfe eines neuen gesetzgeberischen Aktes.

* **Eine Seniorin der englischen Stimmrechtsbewegung** Mrs. Bright Mc' Laren, eine Schwester von John Bright, ist im Alter von 92 Jahren in Edinburgh gestorben.

* **Eine interessante Umfrage über das Frauenstimmrecht** hat die Times veröffentlicht. Bemerkenswert ist aus den Äußerungen die Kundgebung von Beatrice Webb, deren Gleichgültigkeit gegen das Stimmrecht bisher ein Schmerz für alle Freunde und ein Trost für alle Gegner des Frauenstimmrechts war. Mrs. Webb bekennt sich als „bekehrt". Sie führt für ihren jetzigen Standpunkt dieselben Gründe an, die auch innerhalb der deutschen Frauenbewegung immer als die stärksten angeführt sind, nachdem man das Schlagwort „Menschenrechte" mehr und mehr zurückgestellt hat. Mrs. Webb faßte früher das Stimmrecht nicht als Recht, sondern als eine Verpflichtung des Individuums gegenüber der Allgemeinheit auf und sah keinen Grund, weshalb die Frau diese Verpflichtung auf sich nehmen solle, da sie an den ihr eigentümlichen sozialen Verpflichtungen: Aufbringen von Kindern, Beförderung der Wissenschaft und Übermittelung der Wertschätzung eines geistigen Lebens von Generation zu Generation, genug habe. Was aber früher die eigentümliche soziale Verpflichtung der Frau vorstellte, werde jetzt immer mehr und mehr Sache der Allgemeinheit. Die Gesetzgebung wende sich immer mehr diesen Angelegenheiten zu. Die Frau fühle, daß ihr früheres eigenstes Geltungsgebiet verengert wird, ohne daß sie dafür Einfluß auf dieses neue Tätigkeitsgebiet des Staates gewinne. Die Teilung, wie sie früher bestand, beruhe auf dem Bewußtsein, daß selbst der von der Leitung ausgeschlossene Teil ihr seine Zustimmung gibt. Dieses Bewußtsein hätten die Frauen jetzt verloren, und es gebe keinen anderen Ausweg mehr, als ihnen das Wahlrecht zu verleihen.

Versammlungen und Vereine.

Die Zweite Generalversammlung des katholischen Frauenbundes

fand in den ersten Tagen des November in München statt. Aus den zahlreichen Begrüßungen, die einen imponierenden Ausblick auf die Mächte gestattete, die hinter dem katholischen Frauenbund stehen, ist die der offiziellen Delegierten des deutsch-evangelischen Frauenbundes hervorzuheben. Sie wies darauf hin, daß man seitens des deutsch-evangelischen Frauenbundes die Gründung einer gleichen Organisation auf katholischer Grundlage freudig begrüßt habe, da die Notwendigkeit, die „Kulturarbeit der modernen Frauenbewegung auf eine religiöse Grundlage zu stellen", außer Frage sei. Das Programm der beiden Verbände habe viel Gemeinsames, es sei zu wünschen, daß aus dem gemeinsamen Programm auch ein gemeinsames Handeln hervorgehe. Präses Lausberg begrüßte diese Worte mit ganz besonderer Freude. „Die Katholiken würden die dargebotenen Hände gern erfassen" — — — —

Der Jahresbericht zeigte das Anwachsen des Bundes auf ca. 12 000 Mitglieder. Das Bundesorgan hat eine Auflage von 11 000 Exemplaren. Die Arbeit der Bundesvereine hält sich im wesentlichen in den Grenzen der Wohlfahrtsarbeit an Frauen und Kindern, vielfach mit dem Ziel der offiziellen Einordnung der Frau in die öffentliche Wohlfahrtspflege. Eine sehr charakteristische Diskussion schloß sich an einen Antrag des Würzburger Zweigvereins betr. die Arbeiterinnenorganisation. Der Antrag wollte die Zweigvereine des katholischen Frauenbundes verpflichten, sich in der Frage der Arbeiterinnenorganisation — nämlich ob man katholische oder christlich interkonfessionelle Organisationen schaffen wolle — nach der Entscheidung der zuständigen Diözesanbischöfe zu richten. Der Sekretär des Verbandes süddeutscher katholischer Arbeiterinnenvereine beantragte Ablehnung dieses Antrags sowie eines vermittelnden der Zentrale Cöln, da es in jeder Beziehung ersprießlicher sei, die Arbeiterinnenvereine von den Zweigvereinen des Frauenbundes unabhängig zu erhalten. Die Versammlung stellte sich nach langer Diskussion auf seine Seite.

Die auf Propaganda-Versammlungen und geschäftliche Sitzungen verteilten Vorträge behandelten teils in allgemeiner Weise die besondere Stellung des katholischen Frauenbundes zur Frauenfrage, teils spezielle Fragen: Heimarbeit, höhere Mädchenschule, weltliche Krankenpflege, Dienstbotenfrage. Einen sehr radikalen Vortrag hielt Frl. Hamel über das Thema: „Wie fassen wir katholische Frauen die Frauenbewegung auf und warum arbeiten wir in ihr?" Zum erstenmal wurde innerhalb des katholischen Frauenbundes die letzte Konsequenz der Frauenbewegung gezogen. Von den drei Gesichtspunkten aus: gleiche Arbeit — gleicher Lohn; gleiche Pflichten — gleiche Rechte; gleiche Sünde — gleiche Sühne forderte die Rednerin volle wirtschaftliche und rechtliche Gleichberechtigung und gleiche Moral für Mann und Frau. Die Vorsitzende der Versammlung, Frau Dr Ammann, erlöste die Versammlung von dem Schrecken, den diese Ausführungen mindestens einem Teil der Anwesenden eingeflößt hatten, durch die beruhigende Mitteilung, daß der katholische Frauenbund diese Forderungen nicht in allen Punkten vertreten könne. Einen in sozialpolitischer Hinsicht

fortschrittlichen Geist atmete wie immer so auch diesmal die fast zweistündige Rede des Pater Auracher über caritative und soziale Tätigkeit. Über die höhere Mädchenschule sprach Frau Landmann, die auch an der Berliner Januarkonferenz teilgenommen hat. Im Anschluß daran wurde folgende von Präses Lausberg vorgeschlagene Resolution angenommen: „Die Generalversammlung hat mit größtem Interesse die lichtvollen und ausführlichen Darlegungen über das Thema: Ziel der höheren Frauenbildung und Mittel zur Erreichung derselben, entgegengenommen. Ohne die Leitsätze in allen Stücken förmlich zu akzeptieren, da manche technische und sachliche Punkte nicht fachgemäß und erschöpfend vor dem Forum der Generalversammlung diskutiert werden können, erklärt letztere sich durchaus einverstanden mit den allgemeinen Grundsätzen der Referentin und den Richtlinien zur Ausführung derselben. Die Frage einer eventuellen gemeinsamen Erziehung der Geschlechter, welche neuerdings in Fluß gebracht ist, empfiehlt dieselbe der lebhaften Beachtung und dem eingehenden Studium aller Frauenkreise."

Bemerkenswert ist vor allem der letzte Satz dieser Resolution, da man im allgemeinen in den Kreisen des katholischen Frauenbundes bisher dem gemeinsamen Unterricht durchaus fern gestanden hat.

Der zweite ostdeutsche Frauentag,

der vom 14. bis 16. Oktober in Elbing stattfand, hatte eine außerordentlich reichhaltige Tagesordnung. Jugendfürsorge, hauswirtschaftliche und gewerbliche Fortbildungsschule, Alkoholismus, höhere Mädchenschule, Arbeiterinnenfrage, — daran schlossen sich, ein einheitliches Ganze für sich, die für agrarische Provinzen bedeutungsvollen Fragen der wirtschaftlichen und sozialen Aufgaben der Frau auf dem Lande, mit spezieller Beziehung auf die Germanisierung der Ostmark, die von Frl. Dr Schirmacher behandelt wurde. Was der Tagung, über die im einzelnen zu berichten es an Raum fehlt, ihr besonderes Gepräge gab, ist diese Beziehung auf die speziellen Bedürfnisse und Zustände des Ostens. Ein sehr erfreuliches Zeichen dafür, daß die Frauen von den frauenrechtlerischen Allgemeinheiten immer mehr zu den konkreten, praktischen Einzelaufgaben kommen. In diesem wachsenden Realismus liegt der eigentliche und wesentlichste Fortschritt der Frauenbewegung.

Der erste württembergische Frauentag

war vom 27.—29. Oktober vom Verband württembergischer Frauenvereine einberufen worden. Auch hier handelte es sich teils um die Erörterung und Propaganda der allgemeinen Forderungen und Ideen der Frauenbewegung, teils um die eingehendere Verhandlung über praktische Einzelgebiete. Im Anschluß an einen Vortrag der Vorsitzenden, Fr. Mathilde Planck, über die Ziele des württembergischen Verbandes und von Fr. Reis über den Nürnberger Bundestag wurde von Fr. Eugenie von Soden eine Resolution eingebracht, die an eine Äußerung des Abg. Haußmann über das geringe Interesse selbst hochbegabter Frauen für Politik anknüpfte. Die Resolution lautete:

„Der erste württembergische Frauentag erklärt es für die Pflicht aller Frauen, sich für Politik, d. h. für alle öffentlichen Angelegenheiten zu interessieren und an den Aufgaben der Gemeinde und des Staates mitzuarbeiten."

In der Diskussion wurde das Wort „Politik" beanstandet und infolgedessen — leider — gestrichen.

Die praktischen Erörterungen bezogen sich auf Jugendfürsorge, Ziehkinderwesen, kaufmännische Fortbildungsschule und die Teilnahme der Frauen an der kommunalen Schulverwaltung, für die der Verband arbeiten wird.

Weihnachtsschau auf dem Büchermarkt.

„Geschichte der deutschen Literatur" von Eduard Engel. Verlag von G. Freytag und F. Tempsky in Wien. Zwei Bände in Ganzleinwand (Preis 12 Mark). Eine für die breiteren Volksschichten berechnete populäre Literaturgeschichte zu schreiben, ist sicher eine der schwierigsten Aufgaben künstlerischer Volkserziehung; wem sie gelingt, der hat sich ein nicht hoch genug einzuschätzendes Verdienst um die literarische Kultur erworben. Die Schwierigkeit liegt ja zunächst darin, sich ein Urteil darüber zu bilden, was im Publikum an literarischen Kenntnissen vorausgesetzt werden darf und wie weit von Grund aus aufgebaut werden muß. Andererseits aber stellt auch der Gegenstand selbst einer auf bestimmten Raum eingeschränkten Gesamtdarstellung schwierige Aufgaben. Besonders in bezug auf die Frage der Auswahl. Welche Erscheinungen sind unerläßlich, um die fortschreitende Entwicklung in ihrer Eigenart zu charakterisieren? Eine Frage, deren Lösung ja dann auch immer wieder von der Rücksicht auf die Bedürfnisse des Lesepublikums durchkreuzt wird, das in einer solchen Literaturgeschichte auch immer eine Art literarischen Konversationslexikons von einigermaßen erschöpfendem Charakter sucht. Der Verfasser scheint dieses Bedürfnis doch noch etwas zu sehr im Auge gehabt zu haben. Wenn auch unverkennbar ist, daß er den bedeutenden Erscheinungen im Verhältnis zu den unwesentlicheren genug Raum und Sorgfalt gewidmet hat, so marschieren doch in dem großen Heer eine ganze Menge ziemlich belangloser Namen mit. Die hätte man ruhig fortlassen können und in einer Einleitung ausdrücklich darauf hinweisen, daß es sich eben nicht um ein literarisches Konversationslexikon handelt. Es hängt mit diesem Zuviel an Einzelheiten zusammen, daß das Werk doch, mindestens in manchen Partien, mehr kompilatorisch als historiographisch wirkt. Eine Einheitlichkeit der historischen Anschauung und literarischen Bewertung der einzelnen Erscheinungen ist schwer zu erkennen, und um diesen Mangel zu verdecken, ist das Buch dann doch wieder nicht objektiv genug. Der Verfasser läßt seinem subjektiven Geschmack ziemlich frei die Zügel schießen, und veranlaßt so den Leser, nach seinen literarkritischen Grundanschauungen zu fragen, und eine

einheitliche Grundlage dafür zu vermissen. Besonders gilt das in bezug auf die Literatur der Gegenwart, wie erklärlich; z. B. wird die Charakteristik Hauptmanns von der kritischen Subjektivität des Verfassers derartig getrübt, daß für keinen Leser ein historisch irgendwie helles und aufschlußreiches Bild zu stande kommt. Es ist ganz selbstverständlich, daß in einem Werk über die gesamte Literatur vieles nicht auf eigenem Urteil, sondern auf literarischer Tradition oder, was Nebengebiete anlangt, auf zufälligen Kenntnissen und Erfahrungen beruht. Es hätten doch z. B. auf dem Gebiete der kunsthistorischen Literatur Thode und Wölfflin genannt werden müssen. Ebenso verrät die Auswahl der Namen für Kirchengeschichte den Außenstehenden. In eine deutsche Literaturgeschichte gehört unbedingt die Erwähnung von Haucks deutscher Kirchengeschichte, auch schon aus literarischem Interesse, um ihrer geradezu künstlerisch bedeutenden Darstellung willen. Derartige Mängel sind ja aber angesichts der Riesenaufgabe, die ein solches Werk zu erfüllen hat, vielleicht unvermeidlich. Fehler in Zitaten — es ist schade, daß der Umfang des Werkes nicht gestattete, noch mehr Proben zu bringen — dürften aber eigentlich nicht vorkommen; daß z. B. das schöne Gedicht Hölderlins: „Mit gelben Blumen hänget und voll mit wilden Rosen das Land in den See" dadurch entstellt wird, daß an Stelle von „Blumen" „Birnen" steht, ist unerfreulich.

Das Buch verrät den gewandten Journalisten, der dabei über eine solide Belesenheit verfügt. Es wird als Nachschlagewerk ganz entschieden gute Dienste leisten und vielleicht durch die temperamentvolle, persönlich gefärbte Auffassung, die überall zum Ausdruck kommt, auch zum selbständigen Studium anregen, das Beste, was ein derartiges Werk leisten kann. Es ist natürlich keine Bewältigung mächtiger geistesgeschichtlicher Entwicklungen durch einen eigenartigen Geist, und um seiner selbst willen kann es keinen Platz in der literarischen Wissenschaft oder der Geschichte der historischen Form und Methode beanspruchen; diesen Anspruch dürfte der Verfasser aber auch nicht erheben wollen.

„Das Erlebnis und die Dichtung". Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin. Vier Aufsätze von Wilhelm Dilthey. Leipzig 1906, Verlag von B. G. Teubner. Mit dem Titel wird das gemeinsame Ziel der vier in diesem Bande vereinigten Aufsätze angedeutet. Und die Formel, die für dies Ziel gefunden ist, bezeichnet wohl die innerlichste und wesentlichste Aufgabe der Literaturgeschichte überhaupt: den Weg des Dichters vom Erlebnis zur Dichtung zu rekonstruieren, dem Problem nachzugehen, nach welchen psychologischen Gesetzen und äußeren und inneren Bedingungen sich aus der Wirkung der Welt auf den Dichter die Dichtung gestaltet. Die Bedeutung dieser Aufsätze beruht darauf, daß Dilthey mit einer im Gebiet der literargeschichtlichen Forschung seltenen Ausrüstung an seine Aufgabe herantritt. Als Philosoph überschaut er die geistesgeschichtliche Position der Männer, deren Werk hier wissenschaftlich ergriffen wird; er besitzt die wissenschaftlichen Mittel sowohl wie den weit und tief reichenden Blick, um den Zug der allgemeinen geistigen Bewegung, den Charakter der gesellschaftlichen Zustände sicher zu erfassen, aus denen die Einzelerscheinung, die er darstellt, herauswächst. Und doch ist er gegen die Einseitigkeit rein philosophischer Betrachtung geschützt. Wo Fachphilosophen Literaturgeschichte geschrieben haben, da ist es fast immer einseitig eine Geschichte der Ideen geworden; das Persönliche, Besondere ist zurückgetreten. Dilthey besitzt neben jener überlegenen Beherrschung der geistesgeschichtlichen Vorgänge ein aus reicher Menschlichkeit hervorgehendes feines Gefühl für das ganz Eigene, Unvergleichliche, der Verallgemeinerung Entzogene der künstlerischen Persönlichkeit. So rundet sich das Bild, das er gibt, zu jener Fülle und Lebendigkeit ab, die erst allen Seiten der literarischen Erscheinung gerecht wird. Man fühlt, daß hier ein Mensch Menschenschicksale betrachtend nachempfindet, und aus dieser Fähigkeit des Nachfühlens kommt die Plastik und Wärme des Ausdrucks, die sich mit der eigentümlichen Würde der philosophischen Anschauung zu ganz eigenartigem Reiz verbindet.

„Hinter Pflug und Schraubstock". Skizzen aus dem Taschenbuch eines Ingenieurs von Max Eyth. Volksausgabe in einem Bande. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. (Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark.) Wer in Berlin als nachdenklicher Beschauer durch die Meunier-Ausstellung des vorigen Jahres gegangen ist und den Katalog durchblättert hat, der als Einleitung ein Gedicht von Wildenbruch trug, dem hat vielleicht der Gegensatz zu denken gegeben zwischen jener gewaltigen leidenschaftlichen Anschauung der modernen Arbeit bei dem Bildhauer und dem Mangel jedes nahen Verhältnisses zu ihr, dem nur rhetorischen Schwung bei dem Dichter. Die deutsche Dichtung hat den Weg zur modernen Arbeit noch nicht gefunden, oder mindestens, nur ganz wenige Pioniere haben ihn gefunden. Und doch ist das deutsche Volk vielleicht so lange noch nicht in seine wirtschaftspolitische Wirklichkeit hineingewachsen, bis nicht die Kunst ein frohes und warmherziges Ja zum Maschinenzeitalter gesprochen hat. Der erste und einzige Deutsche, aus dessen Mund dieses Ja erklungen ist, ist Max Eyth. Wenn irgend ein Buch der modernen Literatur verdient, volkstümlich zu werden, weil es dem Volke die Angelegenheiten der Zeit, des modernen Lebens, seiner eigenen Zukunft nahe bringt, so sind es die Skizzen und Erinnerungen von Max Eyth. In der Volksausgabe, in der die Deutsche Verlagsanstalt sie jetzt herausgegeben hat, stehen ihrer Verbreitung weniger äußere Hindernisse entgegen, als in der teuren Originalausgabe. Diese Verbreitung ist darum so sehr zu wünschen, weil sie wie nichts anderes geeignet sind, unser Volk innerlich für technische Kultur und Weltmachtpolitik zu gewinnen, ihm den modernen Kampf um die wirtschaftliche Zukunft in seiner heldenhaften Größe zu zeigen. Eine Größe, bei der nichts verloren zu gehen braucht von deutschem Idealismus und der Weichheit deutschen Empfindens. Denn dieser deutsche Mann, dem die Maschine zum Lebensinhalt geworden ist, ist keineswegs und mit keinem Zuge seines Wesens einem öden und erfolgsüchtigen Materialismus verfallen. Auch in der neuen Kulturatmosphäre, in der sein Leben sich abspielt, weiß er alle Schätze deutscher Innerlichkeit zu vermehren und zur Geltung zu bringen. Er liefert den Beweis, daß nicht nur aus der klassischen

oder aus der philologisch-historischen Bildung heraus eine vornehme „Humanitas" wachsen kann, sondern daß es auch von diesem Kampf um die wirtschaftliche Macht gilt: „im Felde, da ist der Mann noch was wert, da wird das Herz noch gewogen."

„Peter Moors Fahrt nach Südwest". Von Gustav Frenssen. Berlin. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. (Preis gebunden 4 Mark.) Der neue Frenssen-Band wird für viele eine Überraschung sein. In seiner „Sandgräfin" ganz Romantiker hat der Dichter auch in den folgenden, immer fester im Boden der Wirklichkeit wurzelnden Erzählungen einen Zug zum Romantischen beibehalten; daneben eine Freude am Fabulieren, am Ausmalen, Sichversenken, am Subjektivieren, um es so auszudrücken, die Ungleichheiten und Tendenziöses in seine Dichtungen hineintrug. Und hier alles Wirklichkeit, greifbare, heutige Wirklichkeit, in dieser Fahrt Peter Moors, des Holsteiners beim Seeregiment, nach Südwestafrika. Im knappen Chronikenstil, in scharf abgeschnittenen Sätzen wird vom Leiden und Sterben deutschen Volks in brennender Wüste berichtet, in einer Sprache, die umso beredter ist, je weniger sie sich in Superlativen bewegt, je mehr sie von den Dingen als selbstverständlichen berichtet. Peter Moor spricht in der ersten Person. Er schließt den knappen Bericht über seine Rückkehr nach Hamburg mit den Worten: „Als ich so in meiner abgetragenen, schmutzfarbenen Korduniform, mit dem sonnenverbrannten dunklen Gesicht den Jungfernstieg entlang schlenderte, gesellte sich ein Mann in mittleren Jahren zu mir, der mich im Weitergehen dies und das fragte ... Ihm habe ich alles, was ich gesehen und erlebt und was ich mir dabei gedacht habe, erzählt. Er hat dies Buch daraus gemacht". Wieviel hiervon Einkleidung, wieviel Wahrheit ist, läßt sich natürlich nicht feststellen. Sicherlich ist die Fiktion mit wunderbarer dichterischer Kraft durchgeführt. Es ist keine Frage, daß künstlerisch der Band das Wertvollste ist, was Frenssen uns bisher geboten hat.

„Die Briefe der Frau Rat Goethe". Gesammelt und herausgegeben von Albert Köster. 2 Bde. Leipzig. Verlag von Carl Ernst Poeschel. (Preis 10 Mark.) Wenn an dieser Stelle von den Briefen der Frau Rat berichtet wird, so soll es nicht in Form einer philologischen Kritik geschehen, die von der literarischen Wichtigkeit dieser Dokumente oder von der Arbeit des Herausgebers redet. Es soll vielmehr auf dieses Buch als auf eine Quelle der Freude und Erquickung hingewiesen werden. Die Briefe der Frau Rat, die hier zum erstenmal alle in einem zweibändigen Buch gesammelt wurden, sind wie Gebirgswasser in ihrer unerschöpflichen, reinen und urelementaren Kraft. Ein Duft von kühler, fruchtbarer Frische steigt aus ihnen auf, der uns allen, die wir aus der gesteigerten aufreibenden Geistigkeit des modernen Lebens kommen, wie Bergwind entgegenweht. Diese Frau, die zu Fröhlichkeit und Zorn, Liebe und Haß bis ans Ende gleich frisch und rasch blieb, die in unerschöpflicher Aufnahmefähigkeit bis zu ihrem Tode dem Leben mit offenen Sinnen gegenüberstand, bereit soviel davon zu fassen, wie sie nur irgend erreichen konnte, die nie müde, nie satt, nie fertig mit etwas war — sie steht vor uns heute wie ein Bild der Mutter Erde selbst. Ob sie über die Dose von der Herzogin Anna Amalia „vor Freude und Wonne wie betrunken" ist, oder über den Tochtermann, den sich Mme. La Roche zulegt — „dumm wie ein Heu Pferd und zu allem seinem Unglück Hoffrath" — „ganz Gottloß" flucht, oder über eine Dame, die „Hamlet eine Farse" nennt, fast auf der Stelle eine Ohnmacht kriegt — immer entzückt uns die beispiellose Wärme und Energie ihrer Eindrücke. Sie erlebt alles hundertmal so stark wie andre. Und sie versteht die Kunst, die wir Modernen verlernt haben: „alle kleinen Freuden aufzuhaschen, aber sie ja nicht zu anatomiren" — wie sie ihre Lebenslosung ausdrückt. Vielleicht lehrt sie auch manche ihrer Leser diese Kunst von neuem.

„Carlyle und Goethe". Von Otto Baumgarten. Tübingen Verlag von J. C. B. Mohr 1906. (Preis 2,40 Mark.) In der von Weinel herausgegebenen Sammlung „Lebensfragen" ist dies Buch erschienen. Seiner äußeren Form nach bietet es eine Reihe von Vorträgen, die in Kiel vor einem Kreise, wie es scheint, von ausschließlich Frauen gehalten sind. Es mag auf den ersten Blick befremden, daß diese Vorträge rein literarischen Charakters in die Sammlung der Lebensfragen aufgenommen sind, die doch die Aufgabe verfolgt, zu modernen Problemen Lösungen zu suchen und zu zeigen. Aber Baumgarten, der seiner ganzen Art nach auf praktisches Wirken gestellt ist, den als Pädagogen in weitem und großem Sinn die Bedeutung unserer geistigen Schätze als Bildungsgüter interessiert, dem rückt dieser literarische Stoff ganz von selbst in das Licht moderner Lebensfragen. Nicht im Sinne sittlicher Nutzanwendungen, die gewaltsam herangezogen werden, sondern in jenem tieferen Sinne, daß doch schließlich die modernen geistigen Probleme und Aufgaben immer nur eine Abwandlung von dem sind, was zu allen Zeiten des Menschen Seele durchzukämpfen gehabt hat. So ist das Buch, das den literaturgeschichtlichen Stoff vollständig und mit wissenschaftlicher Präzision zusammenfaßt, zugleich durchweht von der Lebensluft, in der auch wir atmen, so daß wir uns wie in eine Welt aufgenommen finden, die uns tief innerlich verwandt ist.

„Imago". Von Karl Spitteler. Verlag von Eugen Diederichs, Jena. (Preis 3 Mark.) Der empfindsame Roman des modernen Menschen. Eine Art Werther des 20. Jahrhunderts mit einer Note jener Selbstironie, die den großen englischen Humoristen des 18. Jahrhunderts eigentümlich war und die auch dem modernen Menschen wieder natürlich ist, wenn er die Komödie der eigenen Seele als überlegener Zuschauer zu betrachten sich gewöhnt. Hinter der Tragigroteske steckt die ernsthafte Tragödie des Künstlers, der sich nicht in menschliche Verhältnisse verketten darf, wenn nicht „dem Edelsten, was unser Geist empfangen, fremder Stoff sich andrängen soll". Und der doch unter dieser Askese leidet, um sie schließlich nach tausend Schmerzen freudig und stolz zu bejahen, als das notwendige Element strenger und hoher Kunst. Ein ganz modernes Motiv: die Zwiespältigkeit des Künstlers, die Maupassant als sein schmerzliches Glück empfunden, sie ist auch hier auf einen feinen und besonderen Ausdruck gebracht.

Schleiermacher-Briefe. Herausgegeben von Martin Rade. Verlag von Eugen Diederichs, Jena und Leipzig. Die große von Jonas und Dilthey besorgte vierbändige Ausgabe von Schleiermachers Briefen dürfte kaum Gemeingut des literarisch gebildeten Publikums geworden sein. Deshalb ist diese Auswahl, die bis zum 40. Jahre Schleiermachers, d. h. bis zu seiner Verlobung reicht, dankbar zu begrüßen. Gibt doch ein Geist wie der Schleiermachers mit seinem fast feminin gearteten Einfühlungsvermögen und seinem Bedürfnis nach persönlichem Austausch und innerlichsten Beziehungen von Mensch zu Mensch vielleicht sein Bestes in der Pflege von persönlichen Beziehungen. Die eigentümliche Zartheit Schleiermachers im Verkehr mit männlichen und weiblichen Freunden gibt seinen Briefen einen ganz besonderen Reiz. Vor allem den Briefen des jungen Schleiermacher, den die vulgären Deutungen der Welt noch nicht gelehrt hatten, sein volles Herz zu wahren, sondern den seine Genußfähigkeit in Freundschaft und Liebe zum vollen, freien Verschwenden trieb. Die Auswahl bringt diese Züge in Schleiermachers Persönlichkeit, eben das, was seine Briefe uns vor allem bedeuten, durchaus zum Ausdruck.

„Der du von dem Himmel bist". Roman von Rudolph Stratz. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachflg. Stuttgart und Berlin 1906. Rudolph Stratz ist einer der harmonischen Typen in der modernen Erzählungskunst. Seine Romane haben etwas merkwürdig Ausgeglichenes. Er stellt sich keine großen neuen und unerhörten Aufgaben; aber er ist denen, die er sich wählt, vollkommen gewachsen. Mit gutem Geschmack stimmt er seine Mittel und Werte gegeneinander ab. In diesem Romane noch besser, als in einigen vorhergehenden, in denen ein fremdartiges Milieu sein künstlerisches Interesse zuweilen von den Menschen zu sehr abzog. Hier ist das Gleichgewicht wieder hergestellt. Eine Ehebruchstragödie im Kreise der Heidelberger Universität, zwischen einer Studentin, der ihre Arbeit, ohne daß sie es selbst spürte, die Seele leer gelassen hatte, und einem Professor, bei dem ein auf den Erfolg gerichtetes Leben dieselbe Wirkung tat. Der Hintergrund von Alt-Heidelberg, dem Universitätskreise und seinen Professoren- und Studententypen ist fein abgetönt, deutlich und charakteristisch ohne Aufdringlichkeit entworfen, die Entfaltung der inneren Entwickelung folgerichtig und überzeugend, wenn man auch zuweilen bei der Führung der äußeren Handlung die Scharniere der Romantechnik etwas kreischen hört, und wenn auch am Schluß das Glück wiedergefundener Ruhe in etwas zu große Nähe an die Katastrophe herangerückt ist. Im ganzen aber ist es ein feines geschmackvolles Buch, das mit der Rücksicht auf die Spannung geschrieben ist, die der Romanleser als notwendigen Reiz erwartet.

„Emil Zola". Sein Leben und seine Werke. Von Ernst Alfred Vizetelly. Einzige autorisierte Übersetzung von Hedda Moeller-Bruck. Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin W. 35. (Preis 6 Mark.) — Vizetelly, der mit seinem Buch die erste umfangreiche Biographie Zolas bietet, war sein englischer Verleger und vertrauter Freund. Die Biographie gibt eine sorgfältige Zusammenstellung des Tatsachenmaterials, ein curriculum vitae von großer Gewissenhaftigkeit. Sie ist schlicht und sachlich. Ohne sich in Probleme einzulassen oder psychologischen Feinheiten nachzugehen, erzählt Vizetelly mit dem Verständnis eines nahen Freundes. Seine Darstellung läßt die Tatsachen wirken, ohne viel Interpretation hinzuzufügen. Und die Tatsachen wirken auch — gerade dadurch, daß der Biograph ihnen ihre Objektivität zu erhalten gewußt hat. Die Biographie ist jedenfalls ein für die Kenntnis Zolas unerläßliches und in den wesentlichen Dingen zuverlässiges Hilfsmittel.

„Das Reich der Träume" von Fiona Macleod. Aus dem Englischen übersetzt von Winnibald Mey. Autorisierte Ausgabe. Verlegt bei Eugen Diederichs. Jena und Leipzig. 1905. Schon einmal ist die gälische Poesie in Deutschland zum literarischen Ereignis geworden. Damals, als Ossian die Stimmung der deutschen Jugend hinriß, kam sie mit dem falschen Paß echter, volksmäßiger Lyrik, dem sie ein gut Teil ihres Erfolges verdankte. Auch heute kommt sie nicht in ursprünglicher Gestalt, sondern vermittelt durch einen ästhetisch kultivierten Menschen, durch eine Frau. Die literarische Kritik hat Fiona Macleod neben Annette von Droste und Selma Lagerlöf gestellt. Von Annette unterscheidet sie doch aber wohl das artistische Element ihres Schaffens; sie ist in bezug auf den dichterischen Gehalt ihres Naturempfindens viel bewußter als Annette. Schon die Widmung des Buches an Meredith deutet auf den literarischen Charakter der Verfasserin. Es ist kein naives Künstlertum wie das der Annette, sondern ein kultiviertes, aber trotzdem in seinen Elementen ungebrochen und mächtig. Bei einem weiblichen Geist ist das zweifellos eine eigentümliche Erscheinung. Es scheint bisher, daß die dichtende Frau mit ihrer Stimmungskraft abhängig ist vom naiven unmittelbaren Verhältnis zu den Dingen und daß sich diese Kraft leicht in der Reflexion, im bewußten künstlerischen Wägen verflüchtigt. Bei dieser Engländerin ist dies keineswegs der Fall. In dem Nebeneinander von bewußtem Geschmack und leidenschaftlichem Gefühl ist sie fast einzigartig. Die Übersetzung gibt uns soviel von dem Reiz des Originals, wie das eben einer Übersetzung möglich ist.

„Alle guten Geister". Roman von Anna Schieber. Verlag von Eugen Salzer in Heilbronn. Eine helle, liebenswürdige Geschichte im Tone Wilhelm Raabes, aber ohne seine Tiefe und Kraft, gewissermaßen eine etwas leichtere, zahmere Ausgabe seines Typus. Die Reflexion und das Moralisieren wirkt, so freundlich und herzlich es auch gemeint ist, deshalb auch zuweilen etwas zu breit und flach. Hier und da fühlt man sich auch an andere Vorbilder, etwa an Frenssen, auch an Ottilie Wildermuth erinnert. Anna Schieber ist ein Familienblatttalent, aber in der durchaus guten und anerkennenswerten Bedeutung dieses Wortes. Sie bietet ein vom gesunden Optimismus, anspruchslosem Humor und einer Dosis anziehender deutschen Sentimentalität und Romantik durchzogenes Bild vom deutschen Kleinstadtleben.

„Die Tochter". Roman von Frieda Freiin von Bülow. Dresden, Carl Reißner. Der Roman spielt wieder in dem Milieu, das die Verfasserin beherrscht, und zwar mit überlegener Kritik beherrscht:

in den Kreisen des Landadels und der kleinen Höfe. Die Gestalten sind mit gewohnter Sicherheit hingestellt und bewegen sich mit psychologischer Folgerichtigkeit; eine gewisse Unsicherheit kommt über sie, wenn die Schöpferin das ihr vertraute Terrain verläßt. So verrät der gelegentliche kleine Blick in die Frauenbewegung entschieden den Fremdling. Geradezu glänzend sind die ersten Kapitel; das frühreife Mädchen in der Welt der Konventionalität, die ihr schlechtweg mit dem Begriff „die Erwachsenen" zusammenfällt, ist ein Typus, so echt, wie ihn der moderne Roman vielleicht selten geschaffen haben mag; gleich lebenswahr ist der Bruder im Schleppтau gezeichnet, der sich dann, dem Einfluß der Schwester entzogen, zum korrekten, sich ihr unendlich überlegen fühlenden Offizier ausbildet.

„Die Schwestern". Roman von Adolf Wilbrandt. Stuttgart und Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachfolger. (Preis geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.) In Berlin spielt der neueste Wilbrandtsche Roman, mit einem gelegentlichen Abstecher allerdings in das vom Dichter so geliebte südliche Gelände, das er als Meister zu schildern weiß. Zwei Schwestern im Berufsleben; die eine davon wissenschaftliche Arbeiterin mit dem Ideal, im Mann ausschließlich den wissenden Kameraden zu finden. Sie begegnet einem Manne mit dem gleichen Ideal: „Wissenschaftliche Kameraden sein, mit den kleinen feinen Unterschieden des männlichen und des weiblichen Intellekts, von denen man lernt, die man benutzt, an denen man sich fördert — das ist sein Ideal und meines auch; und darum hat er mich gern." Auf dieser Basis gehen beide eine Ehe ein, weil die böse Welt sonst die dauernde gemeinsame Laboratoriumsarbeit nicht dulden würde. Wie dann nach mancherlei psychologisch begreiflichen Irrungen und Wirrungen Mann und Weib erwachen und neben der Kameradschaft die wirkliche Herzensehe ins Leben tritt, das ist der Hauptinhalt der gut und wahr erzählten Geschichte.

Das große Unternehmen **„Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben"**, das die Deutsche Verlagsanstalt in Angriff genommen hat, ist um einen Band **Schwind** vermehrt, der des Meisters Werke in 1265 Abbildungen bringt. Die kurze biographische Einleitung schrieb Otto Weigmann, der auch die Zusammenstellung und Sammlung des Materials übernommen hat. Die unendlich reiche poetische Kraft dieses liebenswürdigsten deutschen Malers erscheint in der Zusammenfassung dieses 600 Seiten starken Bandes geradezu überwältigend. Es ist ein Bilderbuch voll denkbar reinsten und unerschöpflichen Reizes, das man durchblättert, ein Bilderbuch von deutschem Leben, das deutsche Innigkeit, deutsches Naturgefühl und jene liebevolle Versenkung in die Seele der Dinge geschaffen hat, die man wohl als deutsches Gemüt bezeichnet. Die Schwindausgabe sollte ein Familienbuch werden, aus dem Junge und Alte ihre Freuden und Erholungen schöpfen. Der für den starken Band beispiellos billige Preis ermöglicht die Anschaffung auch für einen minderbemittelten Hausstand.

„Menschen, seid menschlich". Rousseauworte im Auftrage des großen Erziehers herausgegeben von Fritz Gansberg. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. — Der bekannte Bremer Pädagoge, der Verfasser der zeitgemäßen Großstadtfibel, erneuert das Andenken des mächtigen Antisystematikers in Erziehungsfragen für die Generation von heute. Die Auswahl der Rousseauworte ist unter dem Gesichtspunkte getroffen, den Pädagogen des 18. Jahrhunderts in seiner tiefinneren Verwandtschaft mit der Pädagogik des 20. Jahrhunderts zu zeigen, eine Verwandtschaft, die dem großen Toten fast noch einmal wieder eine Führerrolle in der Erziehung zuweist. Insofern ist das Buch ganz besonders geeignet, zu Rousseau hinzuführen und eine Anleitung zu geben, wie sein Werk für die Entwickelung und Ausgestaltung moderner pädagogischer Ideen fruchtbar gemacht werden kann.

„Die Ernte" aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik. Gesammelt von Will Vesper, geschmückt von Käte Waentig. Verlag von W. Langewiesche-Brandt, Düsseldorf. (Pr. 1,80 M.) Die Sammlung ist eine der schönsten — vielleicht die schönste lyrische Anthologie, die wir haben. Natürlich spricht bei einer Auswahl aus acht Jahrhunderten für 400—500 Seiten die subjektive Liebhaberei mit, wenn unter vielem Gleichwertigen nur weniges Aufnahme finden kann. Aber der Geschmack des Sammlers trifft immer das Wertvolle. Die Übertragung mittelhochdeutscher Gedichte ins Moderne zeigt Feinheit und Verständnis. Nur das zarte Lied des Dietmar von Aist:

> slâfest du, min friedel?
> wan wecket unsich leider schiere

hat dabei stärkere Einbuße gelitten, als in der Natur der Sache liegt. Man hätte es vielleicht, wie Walters: Under der linden an der Heide mittelhochdeutsch lassen können.

In dem gleichen Verlag, mit derselben vorzüglichen Ausstattung und zu demselben außerordentlich billigen Preis erschienen **Goethes Briefe** aus der ersten Hälfte seines Lebens in einer Auswahl biographisch verbunden und erläutert von Ernst Hartung. Die Sammlung trägt den Obertitel: **„Alles um Liebe".** Es sind auch Dichtungen von unmittelbar biographischem Gewicht wie „Ilmenau", „die Harzreise" usw. eingestellt, ebenso einzelne Briefe der Adressaten, die zum biographischen Zusammenhang gehören, so daß ein lebendiges, sprechendes Bild entsteht von Goethes Lebensaustausch mit denen, die ihm am nächsten standen und am meisten bedeuteten.

„Erzählungen" von Marie von Ebner-Eschenbach. Stuttgart und Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachfolger. 5. Auflage. (Preis geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.) Eine fünfte Auflage überhebt im Grunde einer Empfehlung. Der Leserkreis selbst hat gesprochen. Dennoch möchte auf zwei Stücke der feinen Sammlung noch besonders hingewiesen werden: „Die Großmutter" und „Ein Edelmann", beide den Achtziger Jahren entstammend und in jedem Zuge „Ebner-Eschenbach". Das Beiwort genügt für jeden Gebildeten zur Charakteristik.

„Der Egoist". „Lord Ormont und seine Aminta". Von George Meredith. Übersetzt von Julie Sotteck. S. Fischer Verlag, Berlin 1906. Mit der ausgezeichneten Übersetzung dieser beiden Romane ist der Verlag auf dem Wege, den er mit „Richard Feverel" beschritten hat, erfreu-

licher Weise weiter gegangen. Wenn auch der gebildete Deutsche heutzutage die englische Literatur auch ohne Übersetzung kennen lernen könnte, so gibt es ja doch immer noch unter denen, die aus den Gymnasien hervorgegangen sind, genug, denen nur auf diese Weise englische Kunst vermittelt werden kann. Die Kenntnis der Kunst des Meredith ist aber für das Verständnis der englischen Literatur im 19. Jahrhundert so unerläßlich, daß hier eine Übersetzung gewiß ein dankbares Publikum finden wird, ganz abgesehen von dem Genuß, den diese feinen Seelenstudien an sich gewähren. Der Roman von Lord Ormont und seiner Aminta spiegelt ja in seinem Inhalte ein Stück Frauenfrage, in einer so vornehmen und zugleich psychologisch vertieften Auffassung, daß der Roman auch gerade in dieser Hinsicht Interesse erwecken sollte.

„Gedichte" von Isolde Kurz. 4. und 5. Auflage. Stuttgart und Berlin 1906, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolg. Die Lyrik der Isolde Kurz ist an dieser Stelle schon häufiger und so eingehend gewürdigt worden, daß es sich erübrigt, das Erscheinen der 4. und 5. Auflage ihrer Gedichte zu einer neuen Beleuchtung ihres literarischen Wertes zu benutzen. Isolde Kurz ist unter den Lyrikerinnen der Gegenwart eine unvergleichliche Erscheinung, unvergleichlich besonders mit Rücksicht auf die Fähigkeit, künstlerische Formstrenge mit dem überzeugenden Ausdruck tiefen und leidenschaftlichen Gefühls zu verbinden. Möchte unser Lesepublikum immer mehr zum Verständnis ihrer reinen und strengen Kunst heranreifen.

Dasselbe gilt von den **Florentiner Novellen** der Isolde Kurz, von denen die 5. Auflage im gleichen Verlage erschienen ist. Zu der Erzählkunst, die der Lyrik in der Reinheit, Strenge und Verschwiegenheit der Form verwandt ist, kommt in diesen Erzählungen jene intime Kenntnis italienischen Lebens, durch die es Isolde Kurz möglich geworden ist, die deutsche Novelle auf einem seit Konrad Ferdinand Meyer wenig bebauten Stoffgebiet zu bereichern.

„Meyers Historisch-Geographischer Kalender für das Jahr 1907." XI. Jahrgang. Mit 365 Landschafts- und Städteansichten, Porträten, kulturhistorischen und kunstgeschichtlichen Darstellungen sowie einer Jahresübersicht. Als Abreißkalender eingerichtet. Preis 1,85 Mark. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. Seinen Charakter als Familienkalender hat Meyers Historisch-Geographischer Kalender auch in seinem neuesten Jahrgange festgehalten. Die Porträtsammlung des Verlags ist nach der Seite der Musikerbilder hin erweitert worden. Die Auswahl der Zitate, kleinen Gedichte usw. vermeidet geschickt die ausgetretenen Bahnen und verrät eine gesunde, freimütige, nationale Gesinnung und guten Geschmack.

Das A B C der Küche. Von Hedwig Heyl. 8. vermehrte und verbesserte Auflage (37. bis 43. Tausend). Berlin SW. 48. Karl Habel Verlagsbuchhandlung. 1906. (Pr. 10 M.) Die rasche Folge der neuen Auflagen bei einem Buch von 1000 Seiten Umfang ist ein sehr starker Beweis, daß es sich die öffentliche Meinung erobert hat. Das ist in diesem Fall mehr als ein Bucherfolg; es ist der Erfolg einer volkserziehlichen und hygienischen Reform, die ein Stück Kulturfortschritt in sich schließt. — Die neue Auflage ist gegen die letzte von 1904 durch stärkere Berücksichtigung moderner, wissenschaftlicher Ernährungsgrundsätze (Betonung alkoholfreier Getränke, Einschränkung der Gewürze usw.) verbessert.

In der Sammlung **„Bücher der Weisheit und Schönheit"**, die Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß im Verlag von Greiner und Pfeiffer in Stuttgart herausgibt (Preis pro Band 2,50 Mark), erschienen zwei neue Bände: **„Schumanns Briefe"**, herausgegeben von Dr Karl Storck, eine aus den großen schon veröffentlichten Sammlungen gut getroffene Auswahl von za. 130 Briefen, und **„Dante"**, Auswahl aus seinen Schriften herausgegeben und übersetzt von Richard Zoozmann. Der Band enthält in schöner Übersetzung und mit gut orientierenden Anmerkungen eine Auswahl aus der göttlichen Komödie, der Vita Nuova, und dem Kanzoniere.

Von den feinen Essays der Charlotte Broicher über **„John Ruskin und sein Werk"** ist der zweite Band erschienen. (Verlag von Eugen Diederichs.) Den Gegenstand dieses Bandes bildet Ruskins Wesen und Einfluß als Kunstkritiker und sozialer Kunsterzieher. Ein dritter Band wird seine Ideen und seine Tätigkeit als Sozialreformer beleuchten. Wir kommen nach Erscheinen dieses Bandes auf diese ganze Sammlung biographischer und kritischer Essays noch ausführlicher zurück.

Es fehlt an Raum, um an dieser Stelle das neue Buch von Ricarda Huch **„Die Verteidigung Roms"** in seiner Bedeutung zu würdigen. Das sei einer späteren eingehenden Besprechung vorbehalten. Vorläufig sei nur auf das Erscheinen des Buches bei der deutschen Verlagsanstalt (Stuttgart und Leipzig) hingewiesen.

Jugendliteratur.

Auch die Jugendliteratur ist wieder um eine Reihe sehr erfreulicher Erscheinungen vermehrt worden. Ein Bilderbuch, das sich von den Extravaganzen modernster Kinderkunst fernhält und doch ihre glückliche Anpassung an das primitive Schauen des Kindes übernimmt, hat Hans von Volkmann mit dem Buch **Strabanzerchen** geschaffen (Verlag von Hermann und Friedrich Schaffstein, Köln a. Rh.). Die Bilder sind in ihrer klaren, einfachen Form und Farbengebung, die doch durchaus mannigfaltig und ausdrucksvoll bleibt, ganz ausgezeichnet. Das gilt nicht ganz in demselben Maße von den Reimen, denen es manchmal an rhythmischem Fluß fehlt und die zuweilen das Triviale nicht vermeiden. — Einen ganz eigenartigen Versuch, sich an die Kinderzeichnung anzuschließen, bietet das Buch von Freyhold: **„Sport und Spiel"**. Es ist mindestens fraglich, ob darin nicht ein an sich richtiges Prinzip übertrieben ist. Wie weit die Bilder die künstlerische Nachahmung des Kindes anregen, ist im voraus schwer zu beurteilen; man müßte einmal Versuche damit machen. — Kinderlieder, oder vielmehr Kinder- und Volkslieder mit ganz einfachen Begleitungen enthält die Sammlung **„Kling, Klang, Gloria"**,

ausgewählt und in Musik gesetzt von W. Labler, illustriert von H. Leffler und J. Urban; Wien und Leipzig, Verlag von Tempsky & Freytag (Preis 4 Mark). Die Ausstattung des Buches mit farbigen Bildern im Biedermeierstil zeigt feinsten Geschmack, dessen Raffinement allerdings wohl Kindern kaum verständlich sein wird, an dem die Erwachsenen aber doch viel Genuß haben werden.

Das gute Kinderbuch ist zugleich immer in gewissem Maße Familienbuch, und es wird seine Bedeutung um so besser erfüllen, mit je mehr Liebe die Eltern, sich der eigenen Kindheit erinnernd, es ihren Kindern ans Herz legen. Es ist vielleicht die Rücksicht auf diese Pietätswerte, die für die Aufnahme des Kinderbuchs so stark mitsprechen, aus der heraus der Jugendschriftenverlag von Schaffstein alte Ausgaben zu erneuern unternimmt. So hat er jetzt die **Fabeln** von Wilhelm Hey mit den Bildern von Speckter in einem originalgetreuen Druck neu herausgegeben. Es ist gar keine Frage, daß er damit dieses alte schöne Kinderbuch vielen Eltern wieder lebendig machen und damit auch seine Macht in der modernen Kinderstube wieder neu befestigen wird. — Im gleichen Verlage haben Gustav Falke und Jakob Löwenberg eine Sammlung von Gedichten aus älterer und neuerer Zeit für Schule und Haus unter dem Titel: **„Steht auf, ihr lieben Kinderlein"** zusammengestellt. — Die Auswahl nimmt auf alle Altersstufen Rücksicht und umfaßt tatsächlich das Beste innerhalb unserer modernen Kinder- und Volkslyrik. Die Sammlung ist in dem traulich primitiven Stil der Kinderfibeln, wie sie etwa vor dreißig Jahren waren, ausgestattet. — Als Fortsetzung der Ausgabe, die unter dem Titel „Schaffsteins Volksbücher für die Jugend" bereits mit einer Anzahl von Bändchen begonnen hat, erscheinen jetzt **„Martin der Küfner und seine Gesellen"** von E. T. A. Hofmann und das **„Stuttgarter Hutzelmännlein"** von Eduard Mörike. Beide Bücher, von denen das erste von Wilhelm Spohr, das zweite von der freien Lehrervereinigung für Kunstpflege zu Berlin herausgegeben ist, sind für die reifere Jugend gedacht. Ob es möglich sein wird, den Geschmack dreizehn- und vierzehnjähriger Knaben und Mädchen für diese Bücher zu gewinnen, erscheint nicht ganz sicher; wenn es gelänge, wäre es natürlich als Grundlage für die Kultur eines echten literarischen Geschmackes bei der heranwachsenden Jugend sehr freudig zu begrüßen. — Ein sehr glücklicher Versuch, aus einem eminent volkstümlichen Stoffe ein Kinderbuch zu gewinnen, ist die Bearbeitung, die Otto Julius Bierbaum mit Collodis italienischer Puppenhistorie Pinocchio vorgenommen hat und die unter dem Titel **„Zäpfel Kerns Abenteuer**, eine deutsche Kasperlegeschichte" mit hübschen Zeichnungen von Arpad Schmidhammer im Verlage von Schaffstein erschienen ist. Bierbaum war wie kein anderer geeignet, den phantastischen Humor dieses anmutigen Stoffes auch in einer deutschen Bearbeitung zum Ausdruck zu bringen, und es ist anzunehmen, daß Zäpfel Kern wie sein Urbild Pinocchio in Italien der Märchenheld deutscher Knaben und Mädchen werden wird.

Es sei auch hingewiesen auf das **„Münchener Künstlerbilderbuch"**. Herausgegeben vom Verlag der Jugendblätter C. Schnell München. (Preis 4 Mark). Bilder von Defregger, Liebermann, Georg Schuster-Woldan, Kreidolf und vielen anderen sind teils mit alten schönen Proben aus Lyrik und Märchendichtung zusammengestellt, teils mit neuen Texten versehen. Die Auswahl und Reproduktion der Bilder ist ausgezeichnet. Die Texte stehen nicht durchweg auf der gleichen Höhe. Doch sind die minder wertvollen Beiträge keineswegs so zahlreich, um den künstlerischen Gesamtwert des Buches erheblich zu beeinträchtigen.

Von Ernst Kreidolfs **„Blumenmärchen"** ist im Verlag von H. und F. Schaffstein eine kleinere Ausgabe erschienen, die für den Preis von 1,25 Mark käuflich ist. Geht natürlich auch bei dieser Verkleinerung diese und jene Feinheit verloren, so bleibt doch immer noch genug, um die Verbilligung dieses köstlichen Kinderbuches sehr erfreulich erscheinen zu lassen.

Im Anschluß an diese Jugendbücher erwähnen wir die Volksschriften der rheinischen Hausbücherei, die von Erich Liesegang im Verlage von Emil Berend, Wiesbaden, herausgegeben werden. (Preis pro Band 0,50 Mark, in Ganzleinen 0,75 Mark.) In Band 9 wird eine Novelle von Ernst Pasqué aus der Kölner Vergangenheit neu abgedruckt: **„Auf dem Dom-Kranen"**. Ernst Pasqué gehört zu den guten Erzählern der alten Schule, jenen Erzählern, die das Problem der Volkstümlichkeit sehr viel leichter zu lösen verstanden, als der moderne Künstler, und zu denen man jetzt, wenn es sich um die Frage handelt, volkstümliche Literatur zu schaffen, mit Recht immer wieder zurückgreift.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

Spanier, Dr M. Zur Kunst. Ausgewählte Stücke moderner Prosa zur Kunstbetrachtung und zum Kunstgenuß. Mit Einleitung, Anmerkungen und Bilderanhang. Preis geb. 1,20 Mark. Leipzig und Berlin 1905. Druck und Verlag von B. G. Teubner.

Takaishi, Shingoro. Japans Frauen und Frauenmoral. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Annemarie Heink. Rostock 1906. C. J. E. Volckmann (Volckmann & Wette).

Kurse zum Studium der Englischen Sprache

veranstaltet mit sechs englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Prospekte durch den Vorstand 16 Wyndham Place, Bryanston Square London W. Pensionspreis 18 Schillinge in geteiltem, 24 Schillinge in Privatzimmer. Aller Unterricht, einschliesslich Vorträge und Phonetischer Kursus, 10 Schillinge per Woche. Nach Absolvierung des vollen viermonatlichen Kursus Prüfung und Zeugniserteilung.

Nur Lehrerinnen werden zugelassen.

Schering's Malzextrakt

ist ein vorzüglich wirkendes Kräftigungs- und Nährmittel für Kranke und Reconvalescente und besitzt bei ausgezeichnet angenehmem Geschmack einen hohen Gehalt an Nährsalzen, Eiweiss und Diastase.

Malzextrakt mit Eisen (Ferr. sesquichlor. 0,05 auf 100 Malzextrakt) wirkt blutbildend, appetitanregend, leicht verdaulich.

Malzextrakt mit Kalk (Calc. phosphor. 0,5 auf 100 Malzextrakt) wirkt knochenbildend, zahnbildend, nervenstärkend.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N, Chaussée-Strasse 19.

Niederlagen in den meisten Städten und grösseren Ortschaften.

Anzeigen nur beim
Königl. Preuß. Polizeipräsidium
des Allgemeinen deutschen
Schriftstellervereins.

Sprechstunden:
Berlin W. 35, Genthinerstr. 38, III. 1.
Dienstags und Freitags 11—1 Uhr.

1. Schutz für die Zeitung in Form der Haftung für Irrthümer, Indiscretionen, Ungenauigkeiten, Auslassungen, Druckfehler, Missverständnisse, die Redacteur, Verleger, Drucker, Setzer, Correctoren, Expedienten, Colporteure und Zeitungsträger begehen.

2. Schutz für Leben und Eigenthum der Zeitungsmitarbeiter, Correspondenten, Berichterstatter, Reporter, Illustratoren, Zeichner, Photographen, Graveure, Setzer und Drucker.

3. Schutz für Unternehmungen der Presse, wie Zeitungsverlag, Druckerei und Expedition, Buch- und Steindruckerei, Anlage von Bibliotheken, Archiven und Sammlungen für Nachschlagezwecke, Errichtung von Redactions- und Verlagsräumen, Anschaffung von Maschinen, Apparaten, Utensilien, Material und dergleichen.

4. Schutz für Einrichtungen der Presse, wie Telegraphen-Bureaux, Fernsprechstellen, Rohrpost, Stenographen-Bureaux, Redactions-Bureaux, Expeditionen, Colportage, Zeitungsträger, Annoncen-Bureaux, Agenturen, Zeitungsmuseen, Lesehallen, Lesezirkel, Bibliotheken, Archive, Sammlungen, Redactions-Conferenzen, Journalisten-Vereine, Journalisten-Versammlungen, Journalisten-Ausflüge, Journalisten-Reisen, Journalisten-Feste, Journalisten-Ehrungen, Journalisten-Jubiläen, Journalisten-Pensionen, Journalisten-Unterstützungen, Journalisten-Stiftungen, Journalisten-Denkmäler, Journalisten-Gräber, Journalisten-Kirchhöfe, Journalisten-Leichenbegängnisse, Journalisten-Grabreden, Journalisten-Kränze, Journalisten-Schleifen, Journalisten-Bänder, Journalisten-Abzeichen, Journalisten-Orden, Journalisten-Ehrenzeichen, Journalisten-Ehrenbürgerschaften, Journalisten-Ehrenmitgliedschaften, Journalisten-Ehrenämter, Journalisten-Ehrenpräsidien, Journalisten-Ehrenvorsitze, Journalisten-Ehrenvorstände, Journalisten-Ehrenausschüsse, Journalisten-Ehrenbeisitze, Journalisten-Ehrenmitgliedschaften, Journalisten-Ehrenämter, Journalisten-Ehrenpräsidien, Journalisten-Ehrenvorsitze, Journalisten-Ehrenvorstände, Journalisten-Ehrenausschüsse, Journalisten-Ehrenbeisitze.

Höhere Handelsschule für Mädchen

(Cölner Verein zweijähriger Fachlehrcurse).

Cöln am Rhein.

Ausbildungsziele: Die abgeschlossene Bildung der höheren weiblichen Handelsstände.

Lehrmittel: Gründliche theoretische und praktische Ausbildung für angehende, ausbildende Lehrerinnen, sowie weiterbildende Fachschulen.

Lehrgang (wöchentlich): a) Sämmtliche theoret. und praktische Fächer des Handels, 30 Stunden. b) Praktische Übungen im Kaufmännischen Rechnen, Correspondiren, Buchführung, Stenographie, Maschinenschreiben, 12 Stunden.

Zäcker: Kochen, Waschen, Bügeln, engl. Conversation, Kalligraphie, Maschinenschreiben etc. — **Gute** Damen mit gediegener Schulbildung werden aufgenommen.

Beginn des Sommer-Semesters Anfang April, Ende Juli. Beginn des Winter-Semesters Anfang October, Ende März.

Kursfrei, Prospekt und Jahresbericht durch Direktor Meyer, Klosterplatz 18.

Der Direktor. **Das Kuratorium.**

Gartenbauschule für gebildete Frauen

„Rheinfried", Ettville a. Rhein

gibt Gelegenheit zur Ausbildung als Berufsgärtnerin, in Gemüsebau, grösserer Blumenbindekunst und Obstverwertung. Illustr. Prospekt durch Direktor

Gertrud Schreiber, Hanau für Obstverwertung, Gärtnerinnen und Lehrerinnen der Hauswirtschaftskunde.

Gymnasialkurse für Frauen zu Berlin.

Die Anstalt nimmt 15jährige Mädchen auf, die das Pensum der höh. Mädchenschule nachweisen können. Der Kursus ist vierjährig. Preis bei realgymnas. Vorbildung 300 M. jährlich; bei humanistischer entsprechend höher. Näheres durch Prospekte.

Meldungen und Anfragen sind zu richten an die **„Gymnasialkurse für Frauen"**, Berlin SW. 61, Belle-Alliance-Platz 7.

Sprechstunde der Leitenden Dienstags und Freitags 5—6 in der Kgl. Augustaschule, Kleinbeerenstr. 16.

Martha Stroz.

Theil'sche Buchhandlung, Berlin C., Burgstr. 27, empfiehlt ihr Kommissions-Lager.

Neue Bahnen

Organ für Allgemeine Deutsche Frauenvereine.

Heft 1 erscheint am 1. Januar 1891 und kostet den Jahrgang (in Heftumfang 5 Bll. Druckschrift) 6 Mk. mit allen Postanstalten.

Leipzig. **Moritz Schäfer.**

Damen-Pensionat.

Internationales Heim, Berlin SW., Blücherplatz-Ecke, Nähe des Anhalter Bahnhof, bietet Damen auf Reisen oder Besuch in Berlin gute, billige Quartier. **Aufenthalt** in der Hauptstadt, Gelegenheit zu Studien, Besuch von Theater, Concerten etc. Auf Wunsch Eintritt in Familien. Prospekt versendet gratis und franco die Vorsteherin **Frau Lenore Kerstgens,** Vereinsvorsitzende.

Kaiserl. u. Königl. Hof-Lieferant
Johannes Schröder, k. k. Hof-Optiker
Wien, I. Graben 12, Ecke Dorotheergasse.
Specialität: Augengläser und Lorgnetten.
Grösste Auswahl in Brillen und Pincenez.
Reparaturen werden prompt und billigst besorgt.

Kaiserl. u. Königl. Hof-Lieferant
Johann Kopetzky
k. k. Hof-Optiker
Wien, I. Tuchlauben 12, Ecke Graben

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Besichtigung der Anstalten jeden Dienstag für Haus I von 10—12 Uhr für Haus II von 11—1 Uhr.

Berlin W. 30. Barbarossa-Strasse 74. **Pestalozzi-Fröbelhaus.** **Berlin W. 30.** Barbarossa-Strasse 74.

—96—

Haus I. gegründet 1870:

Seminar für Kindergärtnerinnen und Kinderpflegerinnen.

Cursus für junge Mädchen zur Einführung in den häuslichen Beruf.

Curse zur Vorbereitung für soziale Hilfsarbeit.

Pensionat: Victoria-Mädchenheim. Kinderhort. Arbeitsschule.

Elementarklasse, Vermittlungsklasse, Kindergarten, Säuglingspflege, Kinderpflegestube, Kinderpension.

Specialprospect.

Aufregungen für Kinder I sind zu richten an Frau Clara Richter.

Haus II. gegründet 1888:

Seminar-Koch- und Haushaltungsschule:

Hedwig Heyl:

Curse für Koch- u. Haushaltungs-Lehrerinnen.

Pensionat.

Curse

in

allen Zweigen der Küche u. Haushaltung für

Töchter höherer Stände, wie Bürgertöchter.

Kochcurse für Schulkinder.

Ausbildung zur Stütze der Hausfrau und Kinderfräulein.

Ausführl. über Haus II sendet Frl. D. Martin.

In XVI. Jahrgange erscheint: ★ ★ Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses. ★ ★ Expedition im Industriehof, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich in einem Monat jeden Quartals und gilt den Abonnenten unser Kreisblatt an. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto für Berlin 4 M., für Deutschland 5 M., für das Ausland 5 M. Anfragen, Beschwerden, Beiträge (auch die Geschäftsbriefe) und Mitteilungen sind an die Expedition zu richten.

Verantwortlich für die Redaktion: Hedwig Heyl, Berlin. — Verlag: M. Wecker Buchdruckerei, Berlin S. — Druck: M. Wecker Buchdruckerei, Berlin S.

DIE FRAU
Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit
Herausgeberin: Helene Lange
Verlag von Wilhelm Moeser Buchhandlung in Berlin W. 30, Motzstraße 33
Jährlich 12 Hefte. Preis vierteljährlich 3 Mark. Einzelheft 1 Mark.

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit

Von Helene Lange

Wenn wir heute, am Tage der Erinnerung an die Erhebung des preußischen Volkes gegen die Fremdherrschaft, unsere Gedanken zurückwenden in die Zeit, da unsere Väter und Brüder für Freiheit und Vaterland kämpften, so ist es nicht nur, um uns der Opfer zu erinnern, die sie gebracht haben, und der Dankespflicht, die wir ihnen gegenüber haben, sondern auch um uns zu fragen, ob wir wohl würdig sind, die Früchte ihrer Opfer zu genießen, ob wir wohl würdig sind, in dem Lande zu leben, das sie mit ihrem Blute erkauft haben. Und wir müssen uns fragen, ob wir wohl würdig sind, in dem Lande zu leben, das sie mit ihrem Blute erkauft haben. Und wir müssen uns fragen, ob wir wohl würdig sind, in dem Lande zu leben, das sie mit ihrem Blute erkauft haben. Und wir müssen uns fragen, ob wir wohl würdig sind, in dem Lande zu leben, das sie mit ihrem Blute erkauft haben.

lebendige Kräfte zu entfalten, eine neue geistige Macht zu schaffen. Das bringt uns in engsten Lebenszusammenhang mit allen andern in der Zeit wirkenden Kräften wirtschaftlicher oder geistiger Natur. Aus diesem Lebenszusammenhang wachsen uns unaufhörlich neue Aufgaben. Denn indem sich das Terrain der geistigen und wirtschaftlichen Wirklichkeit verändert — und es verändert sich von Jahr zu Jahr —, haben wir immer wieder von neuem nach den Stellen zu suchen, von denen aus wir am weitesten und nachdrücklichsten wirken können.

In unserer Frauenbewegung wirkt die alte dogmatisch-individualistische Auffassung von den „Menschenrechten" der Frau immer noch nach. Diese Rückständigkeit hängt natürlich mit der unvollkommenen historischen und philosophischen Bildung der Frauen zusammen, die sich ihre Theorien notgedrungen mit unzureichenden wissenschaftlichen Mitteln aufbauen müssen. Sogar in den Anschauungen, deren Vertreterinnen sich als die allermodernsten, allerfortschrittlichsten vorkommen, steckt diese Rückständigkeit. In allen Fragen des sozialen Lebens hat man sich gewöhnt, den Einzelnen im Zusammenhang mit dem Ganzen zu sehen, seine Wirkung auf das Ganze und umgekehrt auch seine Abhängigkeit von der Gesamtheit richtig einzuschätzen, oder sie doch wenigstens ins Auge zu fassen. In der Frauenbewegung haben wir gerade jetzt noch wieder mit Theorien zu kämpfen, die diese Verkettung der Einzelschicksale in die sozialen Zusammenhänge übersehen. Bei allen, die heute z. B. für die freie Liebe oder doch gegen die Norm der monogamischen Dauerehe auftreten, ist eben die Frage der Familie nur vom Gesichtspunkt des Einzelnen und nicht von der sozialen Seite betrachtet. „Persönlichkeitsentfaltung" in der Liebe und Ehe ist der Leitgedanke. Und es scheint, als mache man sich den Inhalt des oft gehörten und nachgesprochenen Satzes, daß unser Staatsleben auf der Familie beruht, gar nicht klar. Sonst müßte man mindestens die Frage aufwerfen, ob wir die Bindungen der bürgerlichen Ehe entbehren können, ohne daß die Familie in ihrer eigentlichen staatserhaltenden Funktion — der Fürsorge für die nächste Generation — versagt. Es gibt eine ganze Menge Vertreter, nicht nur Nachbeter dieser neuen Ehetheorien, die sehr erstaunt wären, wenn man ihnen sagte, daß sie diese Gedanken logischerweise nur aufrecht erhalten können, wenn sie an die Aufhebung des Privateigentums und an eine kommunistische Gesellschaftsordnung glaubten. Die kleine elegante junge Frau, die aus einem Vortrag von Lily Braun kam und sagte: „Ja, für die freie Liebe bin ich auch" — so als wenn sie für Reformwäsche oder für Radfahren einträte — hatte natürlich keine Ahnung, was für ihre kleine törichte und hilflose Person die Ehe an Schutz und Geborgenheit bedeutete. Eine Verpflichtung, die, auch wenn ihre Wirkung keineswegs über alle Zweifel erhaben ist, doch jedenfalls Tausende von Männern an ihre Familie bindet, deren persönliches Verantwortlichkeitsgefühl eben ohne solche Bindung längst nicht stark genug wäre. Die Berliner Armenverwaltung hat in diesem Jahr 30 000 eheverlassene Frauen unterstützt. Zum größten Teil solche, deren Männer sich ihrer Verantwortung für ihre Familie entzogen und ihren Erwerb in Alkohol anlegten. Angesichts solcher Beispiele von „Persönlichkeitsentfaltung" muß man immer wieder staunen über den frommen Glauben derer, die meinen, auf eine Rechtsform verzichten zu können, die verhindert, daß an Stelle dieser 30 000 etwa 300 000 Frauen für sich und ihre Kinder auf die Armenpflege angewiesen wären.

Auch in der radikalen Forderung „Beruf und Mutterschaft" steckt etwas von dieser Rückständigkeit eines theoretisch lange überwundenen Individualismus; auch der

Glaube an die allein seligmachende ökonomische Selbständigkeit der Frau in der Ehe, um derer willen sie prinzipiell immer nur Mutter im bescheidensten Nebenberuf sein soll, ist so ein Stück Dogmentum, ein Stück fiat justitia — oder wandeln wir's um: „fiat emancipatio, pereat mundus", mit dem wir uns noch herumschlagen.

Es ist die immer bessere, immer breitere und tiefere Erkenntnis der lebendigen Wirklichkeit, die uns hier „reinigt von erlebtem Graus" und uns die in theoretischen Krämpfen erstarrten Glieder wieder gelenkig macht. Wir Deutsche leiden daran, daß wir immer lieber eine Sache theoretisch ausbauen als praktisch anfassen. Daher kommt es, daß Theorien uns gefährlicher werden als anderen Völkern. Wir bauen ohne das ständige Korrektiv der Praxis förmliche babylonische Türme aus Gedanken in die Luft, Bauwerke, deren Architektur bewunderungswürdig sein mag, die aber niemand etwas nützen. Es ist nichts anderes, wenn man die Theorie der Frauenbewegung bis zur freien Liebe und zur ökonomischen Selbständigkeit der Ehefrau „aufgegipfelt" hat.

Statt solche Systeme auf nicht vorhandenen Prämissen aufzubauen, sollten wir uns die Aufgabe der tatsächlichen, praktischen Eingliederung unserer Bestrebungen in das Ganze des wirtschaftlichen und geistigen, des sozialen und politischen Lebens unseres Volkes noch sehr viel mehr angelegen sein lassen. Es fehlt im Ganzen unsern Frauen noch an Realismus. So lange die Frauenbewegung im Gewande der Theorie kommt, findet sie Gehör. Vorträge mit dem Titel „Die Befreiung der Frau — die Befreiung der Liebe" sind des Zulaufs sicher: „Für die freie Liebe bin ich auch". Bei Themen wie die Fortbildungsschule oder die Wohnungsreform ist der Zulauf sehr viel geringer. Und gilt es ein praktisches Vorgehen in einem einzelnen Fall, so ist die Zurückhaltung noch größer. Unsere Frauenvereine sollten ihre Mitglieder viel mehr zur Schätzung des Tatsächlichen und zu Aktionen erziehen. Sie haben sich von der Arbeitsweise, die in der ersten Zeit die gegebene war, noch immer nicht gelöst. Zuerst waren die Überzeugungen als solche zu pflanzen, die Ideen zu verbreiten. Jetzt handelt es sich um die Verwirklichung im einzelnen. Dazu gehört Sachkenntnis, Ausdauer und sehr viel mehr Mut, als zum Bekennen selbst der kühnsten Theorien. Aber so lange der Schritt in die neue Sphäre nur in Gedanken getan wird, bringt er uns nicht weiter, und wenn wir auch Siebenmeilenstiefel dazu anlegten.

Praktische Politik ist die Aufgabe der nächsten Zeit, die gerade an praktischen Aufgaben so große und bedeutungsvolle gibt.

In Preußen gilt es vor allem die Ausnutzung der ja allerdings sehr geringen Möglichkeiten, die das neue Schulunterhaltungsgesetz für die Mitarbeit der Frauen bietet. Bis zum 1. April 1908 muß die Umgestaltung der städtischen Schuldeputationen nach den Anforderungen des Gesetzes vollzogen sein. Es ist also geboten, daß Frauen- und Lehrerinnenvereine sich mit ihren Wünschen bald an die Behörden ihres Ortes wenden, so lange die Verhandlungen über die Neueinrichtung noch im Fluß sind. Immerhin bleibt solchen Frauen und Lehrerinnen, die auf die Teilnahme an den Schuldeputationen oder Schulkommissionen Aussicht haben, bis zur Einführung des Gesetzes noch Zeit für eingehende Vorbereitung. Denn es ist selbst bei einer auf Einzelgebieten des Unterrichtswesens erfahrenen Frau nicht immer selbstverständlich, daß sie mit der verwaltungstechnischen Seite ihres neuen Amtes vertraut ist, ja selbst nicht, daß ihr Wissen für alle Fragen, mit denen sie eventuell zu tun haben wird, stichhaltig ist. Und das müssen wir festhalten: der Eintritt der Frauen selbst in die bescheidenen

Posten als Teilnehmer der Schulkommissionen, die ja nur beratende Stimme haben werden, muß ein unzweifelhafter, beweiskräftiger Erfolg sein.

Hier aber sowohl wie auch außerhalb der noch nicht sehr breiten Pforte der Schulverwaltung müssen die Frauen an der Ausgestaltung und Durchführung der Mädchenbildung mitarbeiten. Man beruhige sich nicht damit, daß die Reform nun schon von selber ihren Weg gehen wird. Auch wenn sie auf dem Papier stehen wird — was zunächst ja auch noch nicht einmal der Fall ist —, wird sie der Mitarbeit der Frauen zur Durchführung und Ausgestaltung bedürfen.

Nach zwei Seiten liegt die Aufgabe für die Frauen, die nicht fachlich und berufsmäßig, sondern als Mütter und Bürgerinnen für die Reform der höheren Mädchenbildung kämpfen. Wenn die Einzelheiten des Lehrplans naturgemäß im ganzen mehr den Fachkreisen überlassen werden müssen, so ist es vor allem die Eingliederung der höheren Mädchenschule in unser ganzes Unterrichtswesen, sozusagen die äußere, die politische Seite der Mädchenschulreform, die alle Frauen zu ihrer Sache machen müßten. Wir müssen es durchsetzen, daß die höhere Mädchenschule in das Ressort für das höhere Schulwesen übergeht. Das ist immer ein wichtiger Punkt unseres Programms gewesen. Jetzt, nachdem durch Annahme des Schulunterhaltungsgesetzes die Konfessionalität der Volksschule festgelegt ist, wird er wichtiger als alles andere. Zu allen Hemmungen, die der höheren Mädchenschule aus ihrer Zugehörigkeit zum Volksschulressort erwachsen sind, kommt die Gefahr, dem Geist der Konfessionsschule zu verfallen. Daß diese Gefahr im Mädchenschulwesen besondere Beachtung verdient, bedarf keines Beweises. Wir dürfen nur an das Klosterschulwesen in Bayern und im Elsaß denken. Wir brauchen übrigens auch gar nicht einmal außer Landes zu gehen. Es ging in diesen Tagen eine Notiz durch die Presse, daß für vier Städte Rheinlands und Westfalens Ordensniederlassungen zur Gründung von höheren Mädchenschulen geplant sind. In drei von diesen Städten bestehen schon paritätische, öffentliche Mädchenschulen. Es ist also gar nicht die Rede von einem etwa vorhandenen Bedürfnis, sondern es handelt sich nur um einen Vorstoß des geistlichen Prinzips. Auch das zeigt uns, daß die Gefahr der Klerikalisierung unserer höheren Mädchenschulen immer vor der Tür ist, und wir allen Grund haben, auf der Hut zu sein. Nur in der Zugehörigkeit zum Ressort für das höhere Schulwesen sind wir gegen den Sieg dieses Prinzips einigermaßen geschützt. Wir sollten also — die Wahlkämpfe dieser Wochen und ihre Veranlassung legen uns das wieder sehr nahe — alles aufbieten, um die höhere Mädchenschule den Machtkämpfen zu entziehen, denen die Volksschule zum Opfer gefallen ist.

Noch einer anderen Seite der Mädchenschulreform sollten die Frauen ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Das ist die noch kaum in Angriff genommene Frage der Fortbildung nach der Seite der spezifisch weiblichen Aufgaben. In der Januarkonferenz 1906 hat die Regierung dem übereinstimmenden Drängen der beteiligten Frauen so weit nachgegeben, daß sie die Aufnahme von Erörterungen über diese wichtige Seite der Reform in Aussicht stellte. Uns muß sie sehr wichtig sein. Es kommt darauf an, in den Jahren, die für die Gedanken- und Interessenrichtung des ganzen Lebens vielleicht am meisten zu bedeuten haben, die künftigen Frauen für die Aufgaben zu gewinnen, die wir ihnen zuweisen möchten, weil die Zeit sie von ihnen fordert. Hier muß vor allem das Element zur Geltung kommen, das in der Weltanschauung der Gebildeten unserer Tage noch lange nicht stark genug ist, und bei den Frauen

vollends noch fast fehlt: soziales Denken und soziales Pflichtgefühl. Die Frauenvereine, die jetzt allenthalben anfangen, Jugendgruppen zu gründen, sollten die Aufgaben der Fortbildung unserer schulentlassenen jungen Mädchen mit durchdenken helfen und ihre praktischen Erfahrungen für die Feststellung der Wege und Ziele verwerten. Nur dann wird diese neue Anstalt, die da in unserm Unterrichtswesen emporwächst, von den wirklichen Bildungsbedürfnissen ihrer Schülerinnen getragen werden und sich kräftig und zeitgemäß entwickeln. Den Frauenvereinen dürfte es ein Leichtes sein, Kommissionen zur Bearbeitung dieser Frage einzusetzen, die ihre Vorschläge dem Ministerium einreichen müßten. Die Frauen könnten noch viel mehr Einfluß auf Mädchenschule und Frauenbildung gewinnen, wenn sie ihr Interesse durch sachlich fruchtbare Anregungen betätigten. Das wäre praktische Politik. Denn Forderungen, die durch Erfahrungen erarbeitet sind, und in denen eine selbständige Einsicht in die Notwendigkeiten des praktischen Lebens zu Wort kommt, haben in sich selbst eine Klangfülle und Eindringlichkeit, die das gedankenlose Austrompeten von Schlagworten trotz aller Mühe nicht erreicht.

Für praktische Politik gibt es auch noch ein anderes großes Feld. Das bieten die Kommunen. So wie die Dinge jetzt liegen, gibt es da alle Hände voll zu tun. Wir brauchen den Verlauf der Ereignisse im Auslande, der uns zeigt, daß die Frauen nie das politische Stimmrecht vor dem kommunalen erhalten, gar nicht einmal in Betracht zu ziehen, um uns zu sagen, daß wir in Deutschland alle Energie auf die Eroberung des Gemeindebürgerrechts konzentrieren sollten. Der sozialdemokratische Antrag, der zu gunsten des politischen Frauenstimmrechts in diesem Jahr dem Reichstag vorlag, fand bei keiner einzigen der bürgerlichen Fraktionen Unterstützung. Wir haben schlechthin keinen anderen Weg, uns diese Unterstützung allmählich zu sichern, als den, daß wir eine reale Macht werden. Jetzt schon Machtpolitik zu treiben, ohne eine Macht zu sein, d. h. Parteien zu boykottieren, die sich nicht für das Frauenstimmrecht einsetzen wollen, halte ich für verfehlt. Gerade die politischen Ereignisse der letzten Wochen zeigen die Unhaltbarkeit dieser Taktik. Wäre es nicht kläglich, wenn die Frauen den liberalen Parteien in diesem kritischen Augenblick wirklich ihre Hilfe versagen wollten?

Können wir, wie das jetzt in Baden gelungen ist, schon irgend eine Parteiorganisation für die Aufnahme des Frauenstimmrechts in ihr Programm gewinnen, so ist damit natürlich sehr viel erreicht. Wenn auch vielleicht zunächst nicht praktisch — denn die prinzipielle Erklärung einer Versammlung, die nur einen Teil einer Partei repräsentiert, und zwar einer Partei, die noch so gut wie keine Vertretung im Reichstag hat, wird tatsächliche Entscheidungen noch wenig beeinflussen können — so doch moralisch.

Wir dürfen uns aber keine Illusionen darüber machen, daß die Zahl der Siege, die wir durch die bloße Überzeugungskraft unserer Forderungen zu erwarten haben, nicht eben groß sein wird. Wir müssen diese Macht verstärken, und zwar nach zwei Seiten hin: indem wir uns erstens dem öffentlichen Leben durch praktische Arbeit so amalgamieren, daß wir die Männer zwingen — um das Wort der Lona Hessel aus den „Stützen der Gesellschaft" zu brauchen —, „die Frau zu sehen", daß man uns so wenig aus dem Getriebe der öffentlichen Leistungen hinweg-, wie man uns jetzt hinzuzudenken vermag. Wie schnecken-langsam dieser Prozeß des Umdenkens vor sich geht, das zeigt gerade wieder das Statut der neueingerichteten Zentralstelle für Volkswohlfahrt, die mit ihren 25 Vorstands- und 48 Beiratsmitgliedern (Stellvertreter abgerechnet) auch so eine „Gesellschaft von Hagestolzen" ist, welche „die Frau nicht sieht".

Zweitens aber müſſen wir unſre Macht ſtärken, indem wir uns mit dem Bürgerrecht der Gemeinden ſozuſagen ein Fort anlegen, das uns in dem Neuland des politiſchen Lebens den Rückhalt einer wirklichen Macht gibt.

Ich glaube nun allerdings nicht, daß man zum Ziel kommt, wenn man verſucht, wie das bei den Bürgerrechtskämpfen der Frauen in manchen Ländern hin und wieder geſchehen iſt, ſich Zufälligkeiten des Wortlautes der beſtehenden Geſetzgebung zu Nutze zu machen und aus der Tatſache, daß Frauen nicht ausdrücklich ausgeſchloſſen ſind, ihre Wahlberechtigung zu folgern. In England hat dieſer Verſuch, der in bezug auf das kommunale ſowohl wie das politiſche Wahlrecht ſeiner Zeit gemacht worden iſt, nur den Erfolg gehabt, daß man die Meinung des Geſetzgebers nun erſt recht deutlich feſtlegte. Der Sieg iſt nur dann ein wirklicher Sieg, wenn aus einer neuen Einſicht in die veränderte Lage und die veränderten Aufgaben der Frau ein neuer geſetzgeberiſcher Akt erfolgt, der der Frau das Bürgerrecht gibt. Dazu wird der Weg führen, auf dem man wiederum in Baden ſchon am weiteſten vorwärts gekommen iſt: die Eingliederung der Frauen in die kommunale Arbeit, — in Armen- und Waiſenpflege ſelbſtverſtändlich, aber auch in Wohnungs- und Sanitätsinſpektion, Arbeitsnachweis uſw. Und wieviel ganz naheliegende Aufgaben gibt es da zu löſen, wenn wir zum Beiſpiel bedenken, daß bis jetzt die Frauen in der kommunalen Wohnungspflege noch nirgends beſchäftigt ſind, wieviel fruchtbare und lohnende Arbeit zu tun, wenn die Frauenvereine die Verpflichtung übernehmen, für die zweckmäßige Vorbildung geeigneter Hilfskräfte auf all dieſen Gebieten zu ſorgen.

Die Arbeit der Frauenvereine — das zeigt eine Durchſicht ihrer Berichte — leidet vielfach unter einer gewiſſen Planloſigkeit und einem Mangel an Konzentration. Heute wird dieſes, und im nächſten Monat ein anderes Thema aufgegriffen, gelegentlich einmal eine Petition in irgend einer Sache eingereicht, und wenn ſie abgelehnt wird, nicht weiter verfolgt; man läßt auswärtige Rednerinnen kommen, deren Thema und Vortrag nur einen Sinn hätte, wenn ſich eine praktiſche Aktion daran ſchlöſſe — aber man begnügt ſich damit, „das Intereſſe zu wecken“. Auch im großen fehlt uns noch vielfach die Kontinuität der Arbeit. Es wäre z. B. gar nicht unzweckmäßig, wenn unſere großen Frauenverbände die Praxis der engliſchen Frauen annähmen, die bei jeder Tagung wieder ihre Stellung zu allen auf ihrem Arbeitsgebiet liegenden Fragen in kurzen, natürlich nicht weiter diskutierten Reſolutionen beſtätigen, und dadurch auch der Öffentlichkeit und der Geſetzgebung die ganze Reihe ihrer Wünſche immer ins Gedächtnis zurückrufen.

Es wäre leicht, den Weg durch die verſchiedenen Arbeitsfelder der Frauenbewegung fortzuſetzen und dabei die Gewißheit zu gewinnen, daß die Zuſtände überall noch immer „fertiles en obstacles“ ſind. Eine ſchöne Gewißheit, die ſchönſte, zu der eine Neujahrsbetrachtung gelangen kann. Wenn wir uns daran halten, daß die Frauenbewegung ihre Geſtalt aus der Tiefe unſeres geiſtigen und wirtſchaftlichen Lebens und in lebendigem Zuſammenſchluß mit all ſeinen Antrieben und Kräften empfangen muß, ſo heißt es noch immer: „Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.“

Diesterweg und Frau Johanna Goldschmidt.

Zur Frauenbewegung vor einem halben Jahrhundert.

Von

Ludwig Geiger.

Nachdruck verboten.

Der Ruhm Friedrich Adolf Diesterwegs, des wahren Begründers der deutschen Volksschule, eines populären Schriftstellers von seltener Kraft und großer Treue, eines unentwegten, liberalen Denkers und Volksmannes ist noch heute, 40 Jahre nach seinem Tode, durchaus nicht vernichtet. Einen neuen Beitrag für sein Wirken zu geben ist daher gewiß gerechtfertigt. Umsomehr als dieser sich nicht auf sein eigentliches Gebiet das Lehrfach bezieht, sondern auf Frauenbildung und Frauenstreben. Derartigen Bemühungen hatte er immer seine Aufmerksamkeit zugewendet, widmete sie ihnen aber in höherem Grade, da er seit 1847 in einer einigermaßen unfreiwilligen Muße lebte.

Die nachfolgenden Schriftstücke, die für sich sprechen mögen, sodaß sich der Herausgeber mit der bescheidenen Rolle eines Kommentators begnügen kann, Briefe Diesterwegs an Frau Johanna Goldschmidt in Hamburg, sind mir von der Schwiegertochter der Adressatin zur Verfügung gestellt worden. (Ihr verdanke ich auch die nachfolgenden Notizen über die Schriftstellerin.)

Frau Johanna Goldschmidt geborene Schwabe war 1806 in Bremerlohe geboren und siedelte im sechsten Jahre nach Hamburg über. Sie blieb daselbst bis zu ihrem Lebensende am 10. Oktober 1884. Sie verheiratete sich 1827 mit dem Kaufmann Moritz D. Goldschmidt und lebte in einer glücklichen, auch mit Kindern reich gesegneten Ehe. Sie verlor ihren Gatten erst, nachdem sie die goldene Hochzeit hatte feiern können. Sie begründete 1848 einen Kindergarten und Fröbelverein und wendete bis zu ihrem Lebensende gemeinnützigen Bestrebungen Kraft und reiche Mittel zu.

In weiteren Kreisen wurde Frau Johanna Goldschmidt dadurch bekannt, daß ihr Sohn Otto (geb. 1829), ein viel genannter und gefeierter Komponist, die berühmte Sängerin Jenny Lind heiratete. Diesterweg gratulierte zu der Vermählung des jungen Paares am 8. März 1852 und wünschte „Glück zu einem Ereignis, in dem Sie den Lohn für Muttertreue und edle Erziehung noch lange Jahre genießen mögen". Und am 2. April: „Ein erhebenderes Ereignis war für Ihre Familie, Ihr Herz wohl nicht zu ersinnen. Nun so genießen Sie es denn auch recht und möge das innere Glück des Ehepaares Sie für immer zu so hoher Freude berechtigen". [1])

[1]) Für die Familie Goldschmidt ist aus der Biographie der Jenny Lind von Holland und Rockstro nichts zu entnehmen. Denn dieses Werk enthält nur die Laufbahn der Künstlerin bis 1852, streift dagegen nur die letzten 35 Jahre des Lebens der großen Sängerin und berichtet nichts über ihren Gatten und dessen Familie. Nur kurz wird erwähnt II. 178, daß die Hochzeit von Jenny Lind und Otto Goldschmidt am 5. Februar 1852 in Boston stattfand.

Die Bekanntschaft Diesterwegs mit seiner Korrespondentin wurde 1849 dadurch eingeleitet, daß die Hamburger Dame, die sich bis dahin kaum als Schriftstellerin versucht hatte, ihm ein Manuscript übersandte, dem sie den Titel gegeben hatte: „Mutterſorgen und Mutterfreuden. Worte der Liebe und des Ernstes für Mütter von einer Mutter". Diesterweg interessierte sich für das Manuscript, machte an Titel und Werk einige Ausstellungen, für die er um so eher Gehör fand, als er die Tendenz und Ausführung des Ganzen billigte und lobte. (Sein erster erhaltener Brief ist vom 20. Juni 1849.) Er erklärte sich bereit, ein Vorwort zu dem Werke zu schreiben, sendete sein — bei den Briefen aufbewahrtes — Manuscript zu dieser Einleitung am ersten Juli an Johanna Goldschmidt und trat in Liebenstein mit ihr in persönliche Beziehung. Dort machte er auch die Bekanntschaft von Frau von Marenholtz-Bülow und Friedrich Fröbel.

Bertha, Freifrau von Marenholtz, geb. von Bülow, geboren 1811, lernte 1849 in Liebenstein Friedrich Fröbel kennen. Sie wurde sofort durch ihn für seine Ideen gewonnen, begann 1850 ihre Werbetätigkeit in Berlin, und errichtete Anfang August 1851 dort den ersten Kindergarten. Aber schon am 7. August wurde dieser und die Kindergärten überhaupt für Preußen verboten. Erst 1860 wurde das Verbot aufgehoben. Die tätige Frau eröffnete dann im Jahre 1860 den ersten Kindergarten in Berlin, der Bestand hatte. Der von ihr begründete „Frauenverein zur Beförderung der Kindergärten" trat für ihn ein, ebenso der 1863 errichtete „Verein für Familien- und Volkserziehung". Beide verschmolzen später zu dem Berliner Fröbel-Verein. Frau von Marenholtz gewann auch Diesterweg für die Fröbelschen Ideen, denn dieser war ihnen ursprünglich abgeneigt. Er konnte „Spielereien mit Unterrichtsmethoden nicht leiden". Frau von Marenholtz starb am 9. Januar 1893.

Über den Berliner Frauen-Bildungs-Verein und den ersten Kindergarten in Berlin handelt Diesterweg in den Rheinischen Blättern, 1851, Bd. 44, S. 77 ff. und S. 319 ff. Der Aufsatz über die Kindergärten gibt eigentlich nur die Rede, die Diesterweg bei der Eröffnung gehalten hat. Der Anfang 1851 begründete Frauen-Bildungs-Verein hatte drei Hauptzwecke, erstens: Erhöhung der Bildung; sie sollte erreicht werden durch allgemeine und einzelne Vorträge. Zweitens: Entwicklung des Sinnes für Menschenwohlfahrt. Dazu sollte dienen die Teilnahme an Dienstboten-, Bildungs-, Pestalozzi- und Fröbel-Vereinen; drittens: Erhöhung der Tätigkeit für gemeinnützige, praktische Zwecke.

Friedrich Fröbel widmete Diesterweg am 26. Juli folgende Charakteristik: „Ich will Ihnen nun sagen, was ich jetzt von F. F. halte, behalte mir vor, mein Urteil zu berichtigen. Ich spreche auch nur zu Ihnen, vertraute Freundin. Sie kennen ihn persönlich nicht. Er ist ein lebendig frischer Greis von 67 Jahren, von mehr als mittlerer Größe, frischen Angesichts und klaren Auges, merkwürdig niedriger Stirn, langen Gesichts. Er macht einen sehr angenehmen Eindruck, schlicht und bieder. Seit acht Tagen hält er täglich acht jungen Damen von 9—11 Uhr Vorträge, denen ich regelmäßig beigewohnt habe. Um 11 Uhr wird mit hiesigen Bauernkindern gespielt, da ein Kindergarten noch nicht möglich gewesen ist. Nun will ich Ihnen zuerst sagen, was F. F. nicht ist: erstens ist er kein Lehrer, was wir Schulmeister so nennen, in der Schulmeistereikunst ist er kein Virtuose, nicht einmal mittelmäßig; zweitens versteht er sich nicht auf katechetische Entwicklung, den anregenden Dialog, die Sokratik. Um beides zu sein, müßte er nicht so tief in seiner Sache stecken, als

es der Fall ist, müßte er sie mehr außer als in sich erblicken, müßte er weniger eifrig und leidenschaftlich sein, als er ist. Denn beide Mängel wirken nachteilig auf die Schülerinnen. Zwar sind dieses keine jungen Männer sondern Damen, folglich mehr empfänglicher Natur, aber dennoch wirken die bloßen Vorträge auf die Länge der Zeit weniger ermüdend, als die dialogische Behandlung. Sagen muß ich aber, daß die jungen Damen sehr aufmerksam, sehr anziehend und liebenswürdig erscheinen. Die Fragen, welche F. F. in dem Vortrage aufwirft um sie selbst zu beantworten, ersetzen etwas jenen Mangel an teilnehmender Mitwirkung der Zöglinge, überhaupt hat seine Weise durchaus nichts Monotones, sondern etwas sehr Ansprechendes, was nicht anders sein kann, da der ganze Mann von seiner Sache durchdrungen ist . . . . Es ist ein nicht nur geistvoller, sondern ein genialer, ganz eigentümlicher origineller, nur sich selbst gleicher Geist oder Mann. Seine pädagogischen Ansichten sind die der neueren Pädagogen und mir als solche bekannt; aber er begründet sie auf ganz eigentümliche Weise. Er ist der Schöpfer neuer Anschauungen und Ideen. Seine Philosophie ist die des Naturalismus, auf welchem Standpunkte ich auch stehe. Er unterscheidet sich von Pestalozzi wesentlich dadurch, daß er einen spekulativen Anfang nimmt, während P. von der Empirie ausgeht. Dabei ist er unendlich kenntnisreicher als P. Aber das alles ist nichts gegen das, was in F. F. die Hauptsache ist: seine ungeheure Kinder- und Kindeskenntnis, seine immensen Erfahrungen darüber, die tiefsinnige Deutung der Äußerungen des Kindes und die Schönheit, Zweckmäßigkeit und Herrlichkeit der von ihm erfundenen Erziehungs- und Bildungsmittel. Ja, Liebe, das ist in Wahrheit herrlich und schön und wenn Sie sich kein anderes Verdienst um mich erworben, als mich auf diesen trefflichen, edlen tiefen Mann aufmerksam gemacht zu haben, ich würde das nimmer vergessen. Ich bin wieder ein Schüler geworden und freue mich es zu sein. Es wäre in alle Ewigkeit schade, wenn die Schätze, welche in F. F. liegen, verloren gehen, er ist ein Juwel, eine Perle. Sie werden ihn im Winter in Hamburg besitzen, ich beneide Sie darum. Wären Sie hier . . . . da könnten wir uns gegenseitig den F. F. klar machen. Denn das ist nicht die Sache eines Tages. Man pflegt sonst Personen, die man liebt, nicht zu zergliedern; aber das muß ich gestehen, diesen Mann möchte ich bei Leibesleben sezieren, nicht bloß um das innerste Gewebe seiner Gedanken zu erspähen, sondern auch um jede Anlage zum Ende zu beseitigen; denn ein so origineller, tiefer Mensch verdient auch leiblich unsterblich zu leben."

In einem undatierten Fragment, das eine starke persönliche Zärtlichkeit zu der neugewonnenen Freundin atmet, kam er auf Fröbel zurück und brauchte die Worte: „Demnach bin ich dafür, daß F. F. die schöne Sache seiner Kindergärten pflegt. Das ist genug für ihn und seine noch übrigen Jahre. Nach dem Bedürfnis seiner edlen Seele möchte er die Welt umgestalten, aber das hat nicht einmal Pestalozzi vermocht, dessen Ruf doch ein ganz anderer war."

Ein längeres Zusammensein des schnell zu Freunden gewordenen Paares in Liebenstein festigte die Übereinstimmung der Ansichten und ergab die Notwendigkeit eines schriftlichen Gedankenaustausches. Am 3. September 1849 schrieb Diesterweg, nachdem er über den Schmerz der Trennung sich geäußert: „Vierzehn Tage hatten wir zusammen gelebt, es war ein Jahr oder ein Jahrhundert", folgende merkwürdige Worte: „die Großherzogin sprach von dem günstigen Eindruck der Hamburger Dame und trug mir auf, derselben ihre besondere Hochachtung zu bezeugen. Unsere Fröbel-

Angelegenheit wurde von ihr und dem Erbgroßherzog noch besprochen. Es waren zustimmende Äußerungen. Auch deutete man den Wunsch mich bleibend in Weimar zu sehen an, jene trug mir noch auf, ihr eine Darstellung der ganzen Anstalt zu liefern und sie ihr bei der Rückkehr selbst zu bringen. Auch wurde ich ersucht, dem Berliner Komitee direkt den Wunsch vorzulegen, daß man es am großherzoglichen Hofe gern sähe, wenn man sich für die Verwendung der Goethe-Stiftung für allgemeine Bildung, besonders des weiblichen Geschlechts aussprechen wolle. Liszt bemüht sich um strenge Kunstinteressen. Ich glaube, daß unsere Sachen in Weimar gut stehen. Von den Berliner Künstlern erwarte ich weniger, aber selbst ein ungünstiger Erfolg in dieser Beziehung macht die Ausführung in Weimar nicht unmöglich. Ich weiß indessen nicht, ob der dort herrschende Hofeinfluß der Sache und der freieren Bewegung günstig ist. Das alles muß in gründliche Überlegung genommen werden, wozu uns die Zeit noch gegeben ist."

Die eben angedeutete Hoffnung auf Beziehungen zu Weimar war in dem schon oben erwähnten Fragment angedeutet worden. Dort hatte es geheißen: „Großes könnte geschehen durch das Weimarer Fürstenhaus, wenn es wäre wie es sein könnte, aber nicht ist." Zum Verständnis mag angemerkt sein, daß unter dem Weimarischen Fürstenhaus vor allem die damalige Großherzogin, die sehr vermögende, geistig hochbegabte und für Wohltätigkeitsanstalten reichlich spendende Maria Paulowna und der allseitig angeregte, enthusiastisch das Neue erfassende Erbgroßherzog Karl Alexander zu verstehen ist. Er galt schon in seinen jungen Jahren als weitblickender Mäcen, der gern bedeutende Männer an sich zu fesseln suchte. Die Goethe-Stiftung, la fondation de Goethe, war eine unter Liszts Förderung — er hatte die Statuten entworfen, eine besondere Schrift darüber geschrieben und in Angelegenheiten der Stiftung einen weitreichenden Briefwechsel geführt — gedachte große ideale deutsche Vereinigung, durch die die geistigen Interessen Deutschlands gehoben, künstlerische Leistungen angeregt und unterstützt werden sollten. Die Stiftung selbst konnte die ihr zugedachte großartige Tätigkeit nicht entfalten, das Interesse für Frauen- und Fröbelvereine erkaltete sehr bald, wenn es jemals warm gewesen war. Diesterweg gab 1849 eine kleine Schrift: „Die Goethe-Stiftung" heraus.

In das Jahr 1849 muß auch ein Fragment gehören — in den mir übergebenen Papieren lag es unter den Briefen 1854—1858 — das ohne Jahr ist, der Poststempel ist vom 15. Oktober. Das Fragment muß in diese Zeit gehören wegen des besonders herzlichen Tones, wegen der ganzen Art, mit der hier Fröbel und Frau Marenholtz als Personen charakterisiert werden, die erst kürzlich in den Gesichtskreis des Briefschreibers getreten sind, und auch wegen der Anspielung auf die eben erwähnte Goethe-Stiftung, die nur in diesen Jahren denkbar ist. Das Fragment, sehr wichtig wegen der Zusätze zu der Charakteristik Fröbels, lautet so: „Fröbel steht auf dem entgegengesetzten Standpunkte der Orthodoxen aller Sekten, aber er ist tief religiös. Er erkennt das Positive in der Natur. Seine Zöglinge leben in der Luft natürlicher Religiosität. Von ihr ist keine Rede, aber sie ist da. Ich kenne eine ähnliche Anstalt, in der stets von Glauben die Rede ist, aber die Mädchen sind voll weltlichen Sinnes. Auch da erkennt man an den Früchten den Baum. Ich habe viele schöne Stunden mit diesen trefflichen, natürlichen Kindern genossen, Fröbel paßt nur in die Natur, wo überhaupt eigentliche Erziehung nur stattfinden kann. Ich fürchte, daß die Menschen ihn in Hamburg absorbieren und ich habe ihm ernstlich zu-

geredet sich nicht jedermann zu allen Stunden preiszugeben. Ach, es ist mir bange um ihn. Die meisten Männer werden ihn nicht verstehen, oder nicht auf seine Sache eingehen. Die Frauen müssen ihn retten. Er ist bei aller Verstandestiefe oder wegen derselben eine weibliche Natur. Außer Fröbel hatte ich von der Marenholtz doch manches. Wäre ihr Herz nicht gebrochen und damit ihre ganze Natur, sie befriedigte dann mehr. Ihr ganzes Wesen hat sich nun auf den Geist geworfen, wie alle begabten Frauen, die am Herzen Schiffbruch leiden. Ihre Tagebücher enthalten ganz vorzügliche Sachen. Ich habe ihr zugeredet das Beste daraus zu veröffentlichen und mich erboten es für den Druck zusammenzustellen. Sie hat es versprochen, wenn die Goethe-Stiftung nach unseren Wünschen eingerichtet wird, zum Besten derselben."

Aus dem Jahre 1850 liegt nur ein Brief vor, in dem sich Diesterwegs großes Interesse für Kindergärten und Frauenbewegung kundgibt. Mit Auslassung unbedeutender Stellen über Persönlichkeiten, die nicht allgemein interessieren, mag der Brief hier folgen. Bei dem Anfang muß man sich daran erinnern, daß das Schreiben aus den Zeiten der finstersten Reaktion stammt und daß Diesterweg als freisinniger und leicht erregbarer Mann seinem Unmut über den politischen Rückschritt in Wort und Schrift offenen Ausdruck gab. „17. Februar 1850. Ohne Fröbels Hierherkunft hätten Sie längst einen Brief von mir erhalten. Er gab mir erfreuliche Nachrichten von Ihnen und Ihrer Tätigkeit und durch ihn empfingen Sie meinem Auftrage gemäß ähnliche von mir. Beides konnte mich nur befriedigen. Aber mit rechtem Vergnügen gehe ich nun an die Beantwortung Ihrer freundschaftlichen, innigen Zeilen, die mich so recht erfreut haben . . . Mir, meine teuere Freundin, ist es in den letzten Wochen sehr verschieden ergangen. Ich kenne mich selbst manchmal nicht mehr. Die Dinge in der Welt alterieren mir Kopf und Gemüt oft dermaßen, daß ich mir an den Kopf greifen muß, um mich zu versichern, daß ich ihn noch nicht verloren. Fast täglich muß man von haarsträubenden Dingen hören. Von Sittlichkeit, Geradheit und Redlichkeit ist ja keine Rede mehr. Es ist gar nicht möglich, die Nation mehr herunterzubringen, als es gegenwärtig durch die Kabinette geschieht. Furchtbare Zeiten müssen über uns hereinbrechen. Sehen Sie, liebe Freundin, dabei kann der frohe, heitere Mut nicht bestehen. Mit wahrer Sehnsucht höre ich dann von anderen, denen es besser ergeht, und F. F.'s Erscheinen bringt mir Erheiterung. Denn ist es nicht etwas Erhebendes, einen Mann in diesem Alter und dieser Erfahrung begeistert zu sehen. Auf jedermann macht er diesen Eindruck, und wenn ich auch nicht leugne, daß ich manchmal wünsche, er möge sich kürzer fassen können, so gewinnt er mir doch immer von neuem das Herz ab. Bei diesen Umständen und bei seiner nicht leichten Aufgabe in Hamburg muß man ihm viel zu gut halten und ihn nehmen, wie er ist. Einen Mann dieser Art kann man nicht mehr formen. Ich weiß nicht, ob Sie in dieser Beziehung immer ganz gerecht gegen ihn gewesen. Er selbst hat mir in Liebe und Achtung von Ihnen geredet; ich entnehme es aus Ihrem Briefe.

Die Sache der Kindergärten habe ich hier mit Energie in der Stille besprochen und es ist Aussicht vorhanden, daß in diesem Jahre einige entstehen. F. F. nimmt gleich alles, was seiner Sache günstig ist, für absolute Gewißheit. So lange aber hier nicht viele Institute den Augen vorliegen, solange ist hier in der großen Angelegenheit: Frauenbildung nichts zu tun. Oder man müßte sich an eine Coterie anschließen, was aber die Idee des Ganzen ausschließt. Nach F.'s Mitteilung will er nun in Marienthal bei Liebenstein ein allseitig wirkendes Institut gründen. Ich

kenne die Lokalität nicht, ich habe seinen Eifer auch nicht durch Einwürfe abkühlen mögen, ich wünsche ihm die glücklichste Realisierung seiner Gedanken. Aber ich zweifle, was ich nur zu Ihnen sage, denn ich habe den Grundsatz, keinen Menschen in der Verfolgung eines guten Werkes zu schwächen. Durch einige Frauen habe ich die letzten Drucksachen über Vereine, Kindergärten, Hochschule gesehen. Der Plan für letztere ist sehr weitgreifend und geht ins Große. Es gehört hochsinniger Frauengeist und erhabenes Vertrauen zu der Zeiten schlechtem Geist dazu, um sich große Zuversicht zu schnellem Gelingen des Ganzen zu machen. Ich besorge: die Sache scheitert — nicht an den Frauen sondern an den Männern. Denn wenn ich bedenke, was ich hier in mehreren Kreisen über jene beabsichtigte hohe Bildung habe hören müssen, so muß ich mich auf mich zurückziehen, um auch in dieser Beziehung frohen Mutes zu bleiben."

Der Frauenbildungs-Verein in Hamburg (vgl. Diesterwegs Aufsatz in den Rheinischen Blättern Bd. 44 1851) entstand 1850. Er verfolgte zwei Zwecke, erstens die Kindergärten zu fördern, zweitens eine weibliche Hochschule ins Leben zu rufen.

Über die Hamburger Hochschule existiert ein kurzer Bericht in Malvida v. Meysenbugs Memoiren einer Idealistin (I. S. 280 fg.). Danach und nach authentischen zeitgenössischen Berichten[1]) kann man genaueres über die Hochschule feststellen. Sie war bemüht, erwachsenen Mädchen nach vollendetem Schulkursus eine weitere Ausbildung zu gewähren, die alles umfaßte, „was das praktische, gesellige und geistige Leben in seinen höchsten Sphären von gebildeten Frauen verlangen kann." Aus der Schilderung der Malvida und aus dem Lehrplan geht aber doch hervor, daß von einer wirklichen Hochschule keine Rede sein kann. Es wurden täglich 5 Vorlesungen gehalten bezw. Unterrichtsstunden erteilt, die etwa dem Programm einer Fortbildungsschule entsprechen. Eine Stunde in den ersten Wochentagen war den Übungen im Kindergarten gewidmet. Leiter der Anstalt war Professor Karl Fröbel, an der Spitze des Ausschusses stand Frau Emilie Wüstenfeld. Zu den Vorlesungen wurden Frauen jeden Alters zugelassen, und so saßen in den Vorlesungen, an die sich Diskussionen schlossen, Großmütter und Enkelinnen zusammen. — Die Hochschule hatte, trotz der Tüchtigkeit der Professoren, des Lerneifers der Schülerinnen und der wenigstens zuerst kräftigen Unterstützung bildungsfreundlicher Geldleute keinen langen Bestand.

Einen recht wichtigen Beitrag für die Geschichte der Kindergärten bietet der Brief Diesterwegs aus dem Ende 1851, von dem nur der Schluß, der unbedeutende Familiennachrichten enthält, ausgelassen ist. Das darin erwähnte Buch, das 1851 erschien — wegen der Arbeit an diesem Buche entschuldigte er schon im März sein langes Stillschweigen — muß der erste Band des pädagogischen Jahrbuches sein. — Das rheinische Blatt ist die unter dem Titel „Rheinische Blätter" bei Diesterwegs Sohn in Frankfurt erscheinende Zeitschrift. Das Pestalozzistift, von dem in den zwei Briefen gesprochen wird, ist die Pestalozzi'sche Waisenerziehungsanstalt, an deren Spitze Diesterweg stand, nachdem er von seiner bedeutenden Stellung als Direktor des Seminars für Stadtschulen entfernt worden war. Der Brief, in dem alle diese Dinge behandelt werden, vom 26. Dezember 1851, lautet: „Ich muß mein

[1]) Durch die Güte von Frl. Helene Lange ist mir eine Anzahl Aufrufe, auch ein Plan dieser Hamburger „Hochschule für das weibliche Geschlecht" bekannt geworden. Die Schule wurde von dem Bildungsverein unterhalten. Unter den Damen des Verwaltungsausschusses befindet sich Frau Johanna Goldschmidt nicht.

Wort halten; ich halte es gern. Durch mein Buch und durch das Rheinische Blatt habe ich inzwischen schon sehr deutlich, wie ich meine, und deutlicher, als ich es in meinem Briefe vermag, zu Befreundeten geredet. Ein mit seelischer Offenheit geschriebenes Buch zeigt dem Leser, was der Verfasser ist und was er will. An dem Leser ist es dann, dem Verfasser zu antworten. Wo ein Wald ist, da gibt es ein Echo, und wo der Wanderer es vernimmt, da verweilt er mit der Seele. Doch mit Vergnügen spreche ich zu Ihnen auch von anderen, kleineren Verhältnissen. Die Beurteilung Ihres zweiten Teils ist, wie Sie wahrscheinlich wissen, von Hilscher. Ich bin von der Arbeit an meinem Buche so hingenommen gewesen — so wenig es auch aussieht —, daß ich nichts anderes schreiben konnte. H.'s Beurteilung ist kein Muster; aber sie deutet doch wahr und gut den Inhalt und das Leben des Buches. Wie sind Sie damit zufrieden, hat sie Ihnen einige heitere Augenblicke verschafft? Bei dieser Gelegenheit bitte ich um einige Nachrichten über das letzte Schicksal H.'s in Hamburg und über Ihr Gesamturteil über ihn.

Mit der Sache der Kindergärten steht es hier — schwach. Die Christiane ist treu, brav und gut, in dem Hause der Frau Toberenz liebt und schätzt man sie und die Eltern der 14 Kinder zollen ihr Achtung. Aber das festgehaltene Verbot lähmt die Teilnahme. Laut und öffentlich läßt sich für sie nicht wirken. Dazu kommt nun die Blasiertheit der Berliner Frauen, die es nicht zuläßt, daß sie sich für ernste, langsam und tief wirkende Dinge interessieren. Kurz die Sache steht so, daß die Christiane alle Kraft aufbieten muß und wirklich aufbietet, um die Sache nur zu halten. Wollte ich direkt und laut für sie auftreten, so würde ich die Gefahr herbeiführen, daß das schwache Lämpchen ganz ausgelöscht würde.

Frau von Marenholtz, wieder hier weilend, hat Versuche bei dem Herrn Minister des Kultus und selbst persönlich bei der Königin gemacht, die Sache in besserem Lichte darzustellen. Es scheint nicht gelungen zu sein. Ich halte es auch für unmöglich, in starrem Orthodoxismus Befangene für irgend eine Art freier Entwicklung zu gewinnen. Ohne einen Umschwung der Dinge, ist nach meinem Gutdünken die Sache Fröbels und Preußens verloren — nicht in ihrer Wahrheit, aber in ihrem augenblicklichen Erfolge.

Wie es bei Ihnen damit steht, wünsche ich von Ihnen zu erfahren. Das ist das zweite.

Das dritte betrifft die Hochschule und Frau Wüstenfeld, über die uns nur Gerüchte zugekommen sind. Diese Angelegenheit erinnert an unseren Frauenverein. Derselbe bewegt sich bescheiden fort, 40 bis 50 Mitglieder, welche von einem sehr lebendigen Interesse für die wissenschaftlichen Vorträge beseelt, für ein Eingreifen in öffentliche Angelegenheiten nicht oder nur sehr schwer zu bewegen sind. Doch ist es gelungen, sie zu veranlassen, zwei arme Knaben in dem Pestalozzistifte zu erhalten. Unter den Lehrern des Vereins befinden sich zwei starre Elemente, die auf die praktische Betätigung des Vereins sehr nachteilig sind, aber man konnte sie, da sie das Lokal hergaben, nicht umgehen. In unserer Zeit, wo alles darauf aus ist, lebendige Kräfte zu lähmen, muß man sich mit der Erreichung einiger Resultate begnügen.

Mit dem Pestalozzistifte geht es auch sehr langsam. Die Vorsteher gehören nicht nur nicht zu den frommen, sondern zu den mißliebigen Personen. Das sagt heutzutage in Preußen, in Berlin alles. So müssen wir zufrieden sein, daß wir acht Knaben erhalten können, doch hoffen wir auf Mittel zu starker Vermehrung."

Recht zahlreich sind die Briefe des Jahres 1852. Freilich wiegt in ihnen das Persönliche vor: Mitteilungen über seinen Gesundheitszustand und die Erlebnisse der Seinen, Ablehnung von Einladungen, den Sommer in Hamburg zuzubringen, Hindeutungen auf eigene Reisepläne. Besonders werden auch die freundschaftlichen Bemühungen von Frau Goldschmidt für die Verbreitung von Diesterwegs Arbeiten gewürdigt, so daß sie oft geradezu als Agentin bezeichnet wird. Alles dies, ebenso manche Bemerkungen über die Unterdrückung des freien Wortes in Preußen, kann hier nicht abgedruckt werden. Ich begnüge mich mit einzelnen Hauptstellen: 8. Januar 1852. „Der Hauptgrund meines Schweigens ist der: ich fühle mich wegen des Mißbrauchs der Sprache, die fast nur noch zu jesuitischen Schlüssen, Betrug und Heuchelei benutzt zu werden scheint, im Innersten so verletzt, daß ich selbst gar nicht mehr reden möchte und es oft im Ernst bedauert habe, daß der Schöpfer dem Menschen die Gabe der Sprache verliehen hat. Man sollte sie auf einhundert Jahre abschaffen. Daß ich jenes nicht auf Ihre Briefe und Schriften anwende, bedarf keiner Versicherung. Aber die Zeit der Worte ist vorüber, nur Taten können uns noch retten. Wenigstens sind nur solche Worte noch zu ertragen, welche von bösen Taten abhalten oder auf welche gute unmittelbar folgen. Die Rederei der Menschen verleidet mir fast jeden Umgang. Überall, wohin ich komme, finde ich leeres Geschwätz, unnütze Worte, und ich muß derselben tagtäglich nur zu viele hören . . . Der Schiffbruch der Hochschule geht mir nahe. Es war eine schöne Idee und sie hätte sich realisieren lassen. Ich bin überzeugt, sie ist nicht an den Mißgriffen gestorben, sondern an der Reaktion der Zeit und der Erbärmlichkeit der Masse der Menschen. Es war in der Tat keine gewöhnliche Erscheinung, daß Frauen an ein solches Werk gingen. Denselben muß unsere Hochachtung bleiben; der meinigen dürfen sie sich versichert halten.

Daß Sie das ‚Jahrbuch' gelesen haben und für verbreitenswert halten, freut mich natürlich. Die Wiederholungen im zweiten Aufsatz entstanden auf natürliche Weise, indem ich auf Zettel schrieb, heute, morgen — so wie es kam. Nachher begriff ich: so sei es am besten, um der Mehrzahl der Leser, der Lehrer willen, denen man denselben Gedanken 10, 100mal vorführen muß, wenn er einen falschen verdrängen soll."

21. Januar 1852. „Der Zuruf am Schlusse Ihres Briefes, ‚es werden bessere Tage kommen', soll mir ein Wort des Trostes, der Aufrichtung und des Vertrauens sein. Die Zustände der Welt bieten, wenn man die Augen nicht verschließt, diese Zuversicht nicht; daß sie aber noch in mutvoll klopfenden Herzen wohnt, diese Gewißheit wirkt ermutigend und stärkend, zumal wenn sie von Frauen, deren Natursinn ihnen das Ahnungsvermögen erhalten hat, ausgeht. Daß ich mich des Wirkens für eine bessere, selbständige und freie Zeit nicht entschlage, wissen Sie. Aber trotzdem kann man sich des Zweifels an eine baldige Wendung der Dinge, die man nicht erleben möchte, nicht erwehren. Im Sinne Ihrer Gedanken sage ich daher: unbeirrt vorwärts.

Was wir nach Möglichkeit aufrecht erhalten können, ist die Verbreitung sittlicher Grundsätze und das Streben nach gründlicher, humaner Bildung. Darin treffe ich mit Ihnen, Ihren Schriften und Ihrer praktischen Wirksamkeit zusammen und darin hat unser gegenseitiges Verhalten einen Halt, welches die subjektive Sympathie unterstützt und dauernd macht. Subjektive Übereinstimmung genügt mir nicht, weder in dem Verhältnis zu Männern noch zu Frauen. Man muß gemeinschaftlich etwas

wirken. Und dies ist ja zu meiner Freude zwischen Ihnen und mir der Fall. Diese Gewißheit führt zu dem beruhigenden Vertrauen und zu der Festigkeit und zu dem Glauben aneinander und zueinander, welches in der Tat der Worte nicht bedarf.

. . . . Unser Frauenverein hat guten Fortgang. Unter den 30—40 Teilnehmerinnen — ein Spott auf die Größe Berlins — herrscht eine Aufmerksamkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt. Zu mehr haben wir es noch nicht gebracht. Auch hier wollen die meisten Männer keine Frauenbildung. Schon der Name — darum nicht glücklich gewählt — schreckt sie ab. Mit der Bildung der Frauen und der Männer ist es darum noch nicht weit her. Ich kann darum den Ruin der Hochschule nur beklagen. Vielleicht gelingt es Ihnen sie in anderer Form zu erhalten. Schreiben Sie mir etwas darüber."

18. Juni 1852. „In Gotha verlebte ich unter meist freigesinnten Lehrern drei anregende Tage. Viele derselben hatten Fröbel nicht gesehen, er wurde daher eingeladen ja zu erscheinen. Es geschah am dritten Tage morgens. Seine Frau und zwei seiner jetzigen Schülerinnen begleiteten ihn. Er wurde warm empfangen. Ich fand ihn sehr gealtert, was auch seine Frau bestätigte. Abends saßen etwa 70 Lehrer mit ihnen und noch etwa 12 Damen aus Gotha zusammen. Sie redeten von Kindergärten und weiblicher Erziehung. Benfey aus Göttingen leitete die Gespräche. Die Versuche die Damen zum Mitreden zu bewegen, scheiterten. Ich vermißte schmerzlich Ihre Anwesenheit. Frau Fröbel schien mir wegen der Zukunft Fröbels sehr besorgt; sie gedachte dankbar der unterstützenden Mitwirkung der Hamburger."

Über den Lehrertag in Gotha 1852 hat Diesterweg einen Aufsatz im pädagogischen Jahrbuch 1853 geschrieben. Der in unserem Briefe erwähnte Benfey in Göttingen ist schwerlich der berühmte Sprachforscher Theodor, sondern wahrscheinlich dessen Bruder Rudolf, der eine Zeitlang Lehrer in Göttingen war, später viele Jahre als Wanderprediger freisinnige Ideen verbreitete.

Die Besorgnisse, die in dem eben mitgeteilten Briefe ausgesprochen sind, erfüllten sich nur zu bald. Fröbel starb am 21. Juni 1852. Davon ist in dem nachfolgenden inhaltreichen Briefe vom 1. Oktober 1852 die Rede. Nach einleitenden Entschuldigungsworten heißt es ferner in dem Briefe: „Die Beilage rührt von F. Schmidt, einem hiesigen wackeren Lehrer her, der seine geringe Einnahme durch hübsche Arbeiten für Kinder zu erhöhen bemüht ist. Er hat schon recht Gutes geliefert, und würde er freie Muße haben, so würde er noch viel mehr zu leisten im stande sein. Ich vereinige meine Bitte mit der seinigen, daß Sie selbst ein empfehlendes Wort für seine Schriften durch ein öffentliches Blatt in Hamburg sprechen oder einen anderen Mann dazu veranlassen möchten."

„Eine zweite literarische Sache ist humoristischer Art. Der Professor der Theologie Palmer in Tübingen hat soeben eine evangelische Pädagogik erster Teil erscheinen lassen. Der Mann hat sich durch vorzügliche Arbeiten bei Theologen und gläubigen Pädagogen einen bedeutenden Ruf erworben, auch ist seine neueste Schrift, von diesem Standpunkte aus beurteilt, eine musterhafte. Aber wie geht es darin über die pädagogischen Radikalen her! Ich stehe an der Spitze und dann — ja, ja, glauben Sie es nur — kommen Sie, der „weibliche Diesterweg", wie er Sie nennt. Ist das nicht lustig? Das kommt davon, wenn sich eine Frau mit einem verrufenen Manne einläßt. Sie müssen das selbst lesen, aber noch nicht. Erst muß ich dem Manne antworten, dann schicke ich Ihnen das Buch. Es liefert den Gläubigen neue Waffen

gegen mich und Scheine der Berechtigung zu erweiterten Verboten meiner Schriften, wenn nicht direkt wie in Bayern, doch indirekt. Ich würde dieses nicht fürchten, wenn ich dadurch nicht um meine Tätigkeit gebracht würde. Ich kann aber nicht anders, muß daher abwarten, was alles die Zeloten und innere Missionare in Verbindung mit den reaktionären Mächten noch zustande bringen . . . Frau von Marenholtz erklärt den Gutzkow für einen Verräter. Nachdem er ihr versprochen (?), für die Sache Fröbels zu schreiben, veröffentlicht er in Prutz' Museum einen schielenden Aufsatz dagegen, und er oder Helfershelfer posaunen darüber in der „Allgemeinen Augsburger Zeitung". Es ist famos. Ich konnte mich nicht entschließen, der Aufforderung, gegen Gutzkow aufzutreten, nachzukommen.

Inzwischen arbeitet Frau v. M. an der beabsichtigten Fröbelstiftung weiter. Ich habe mich vorläufig auch zu einem Beitrage bereit erklärt. Das fünfte und sechste Heft der von Marquart redigierten Fröbelschen Zeitschrift, die ehestens erscheinen müssen, bringt darüber das Nähere mit einer Erzählung der letzten Tage Fröbels von Middendorf für Freunde — trefflich, das müssen Sie lesen.

Mit unserem hiesigen Verein geht es schwach, aber es geht doch. Im Pestalozzistifte haben wir 16 Knaben, aber die Mittel fließen spärlich. Sehen Sie, liebe Johanna, das wäre eine Tat für Ihre Jenny. Dieselbe hat für Schulzwecke in Schweden große Summen hergegeben. Es gibt aber keinen größeren Pädagogen in der Welt, dem auch Schweden viel zu danken hat, als Pestalozzi; darum würde es der großen Sängerin keine Schande bringen, für die Stiftung des großen, ihres Ruhmes würdigen Pädagogen und Kinderfreund eine Tat zu tun.

. . . In dem Frauenbildungsverein beginnen nächstens wieder die Vorträge. Aber 50 bis 60 Teilnehmerinnen, was ist das in dem großen Berlin! Was wird uns die Zukunft noch bringen?"

Der obengenannte Schmidt ist der bekannte Jugendschriftsteller Ferdinand Schmidt (1816 bis 1890). Damals war er erst in seinen literarischen Anfängen; seine ausgebreitete schriftstellerische Tätigkeit, die ihm einen großen Namen verschaffte, gehört einer späteren Zeit an. — Christian David Palmer (1811 bis 1875) war Professor der evangelischen Theologie in Tübingen. Er war ein bedeutender Prediger, dabei übrigens auch ein tüchtiger und leidenschaftlicher Musiker. Seine Hauptwerke handeln über Homiletik und Katechetik; besondere Verdienste erwarb er sich durch die Mitherausgabe der Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens.

In Palmers Evangelischer Pädagogik (ich habe nur die zweite Auflage, Stuttgart 1855, benutzen können) finde ich weder in der Vorrede zur ersten Auflage, die dort abgedruckt ist, noch in den Prolegomena, die etwa die ersten 100 Seiten umfassen, eine ausführliche Polemik gegen Diesterweg oder seinen weiblichen Adlatus. Vielmehr kommt Diesterwegs Name nur wenige Male ganz gelegentlich vor, einmal in dem Abschnitt über Rousseau, S. 30, dann S. 487 neben vielen anderen Pädagogen; einmal wird sein Rechenhandbuch zitiert 624. Das Buch von Frau Goldschmidt wird an einer Stelle, S. 251 Anm., so angeführt: „Die Verfasserin der ‚Mutterfreuden und Mutterfreuden' (Berlin 1850), mit der wir uns sonst nicht im Einklang befinden, hat hier zuverlässig recht geurteilt, wenn sie sagt" — — Allerdings richtet sich ja das ganze Buch gegen das Inkonfessionelle in Diesterwegs Anschauung, ohne daß der Gegner besonders genannt wird. Gegen Fröbel und seine Methode wendet sich Palmer ausdrücklich S. 189 ff. — Für die damaligen Anschauungen sehr charakteristisch ist,

daß der Verfasser die Beschäftigung von weiblichen Lehrpersonen durchaus ablehnt, sie höchstens in Kindergärten, die er eben nicht als Schulen betrachtet, zulassen will.

Eine direkte Entgegnung gegen Palmer schrieb Diesterweg nicht. Im Pädagogischen Jahrbuch 1854 steht ein großer Aufsatz „Gegen Glaubensbekenntnisse in der Volksschule", wo es S. 264 Anm. 1 heißt, daß das ganze Jahrbuch sich gegen Palmers Auffassung richtet.

Wie Palmer in dem eben besprochenen Buche angibt, hat K. Gutzkow in einem Artikel der Allgemeinen Zeitung (31. August 1852) „die Wirkung der Fröbelschen Pädagogik an einem Beispiele nachgewiesen, das das Verkehrte derselben in abschreckender Weise an den Tag legt." Er nennt die Kindergärten „regelmäßige Kinderversammlungen zum Zwecke des Spieldenkens". Sein Artikel „die Fröbelschen Kindergärten" in Prutz's deutschem Museum 1852 Bd. 2, S. 15 ff. (der Aufsatz erschien im Juli; auf Wunsch des Verfassers bezeugte die Redaktion, daß er schon im April, also vor dem Tode Fröbels eingeliefert, und im Juni gesetzt worden sei) richtet sich gegen die Kindergärten, stellt sich aber weder auf die Seite der Preußischen Regierung, noch beabsichtigt er den vielen guten Menschen, die sich dafür interessierten, wehe zu tun. Er übt strenge Kritik an einzelnen Fröbel'schen Liedern, an der einstudierten Naturnachahmung und schließt mit einer Warnung vor der ganzen Richtung, „die unter dem schimmernden Namen einer natürlichen Menschenentwicklung die Intelligenz mehr schwächt als stärkt, die Zwecke der Schule beirrt und das Kindergemüt aus seiner stillen Poesie früher aufschreckt, als es ohnehin das Leben tut".

Für die Korrespondenz brachte das Jahr 1853 neue Nahrung dadurch, daß Diesterweg im Januar in Hamburg einige Tage als Gast bei der Freundin weilte. Er sprach am 24. Januar in herzlichen Worten seinen Dank für die freundliche Aufnahme aus und war für die Freundin tätig durch energische Beförderung eines Manuskriptes der Freundin an Prutz (gegen Gutzkow). Da dieser Aufsatz sowohl von Prutz, wie von der Allgemeinen Zeitung abgewiesen wurde, so erschien er in Diesterwegs „Rheinischen Blättern".

Aus den ferneren Mitteilungen des Briefes ist hervorzuheben, daß die projektierte Fröbelsche Zeitschrift großen Schwierigkeiten begegnete. Zuerst war ihr Erscheinen in Frage gestellt aus Mangel an einem geeigneten Redakteur; später versuchten die Lehrer in Keilhau sie herauszugeben mit materieller Unterstützung der Frau von Marenholtz. Charakteristisch für Diesterwegs freie Gesinnung ist die lebhafte Klage über die auch von der Freundin mißbilligten strengen Maßregeln Hamburgs gegen die freien Gemeinden.

Aus einem Briefe vom 20. April 1853 seien zwei Notizen erwähnt. „Man stärkt sich inzwischen an Schriften von Gervinus und Deutschland und die abendländische Zivilisation. Stuttgart. Das letzte zu lesen versäumen Sie ja nicht! . . . . Obige Zerstreuungen rühren von dem Umzuge unseres Schwiegersohnes Thilo aus Erfurt in mein ehemaliges Amt hier her. Er ist orthodox und konservativ — wenn auch ohne Hörner, aber doch. —"

Von G. G. Gervinus (1805—1871) war 1853 die „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts" erschienen, die wegen mancher freien Anschauung dem Schriftsteller die Anklage auf Hochverrat eintrug und die Entziehung der venia legendi zur unmittelbaren Folge hatte. — G. Wilhelm M. Thilo (1802—1870), ein tüchtiger, durchaus auf christlich-konservativem Standpunkt stehender Pädagoge, seit 1838 mit der Tochter Diesterwegs verheiratet, stand mit dem Schwiegervater auch literarisch in

heftiger Fehde, z. B. 1848. Trotz starker Gegensätze wurde er jedoch in seinem Wirken von seinem Vorgänger und Schwiegervater geschätzt. Das Amt eines Seminardirektors in Berlin bekleidete Thilo von 1853 bis 1869. In späteren Briefen heißt es über ihn: „an Thilo habe ich wenig. Wir differieren zu sehr in Ansichten und er harmoniert auch nicht mit seiner Frau. Da bietet das Zusammensein wenig.“ Von den beiden letzten Briefen des genannten Jahres 1853 können nur einige Stücke abgedruckt werden. Am 5. Oktober 1853 heißt es: „Sie haben wohl die Winterquartiere bezogen, ich sende Ihnen eine Winterlektüre in meinem Buche, möge Ihnen nicht winterlich dabei zu Mute werden! Ich habe darin gesagt, was ich sagen mußte. Mir haben die schwarzen Herren öffentlich ein Zeugnis ausgestellt vor sechs Jahren, als ich den Scheidebrief erhielt und vor drei Jahren, als ich die Hälfte meines Gehaltes einbüßte — nun habe ich ihnen auch ein Zeugnis ausgestellt.“ Die hier gemeinte Schrift ist vermutlich die Darstellung seines Lebens und seiner Kämpfe im „Pädagogischen Jahrbuch“ von 1853. Im Jahre 1847 war, wie oben erwähnt, Diesterweg von seiner Stelle als Seminardirektor entfernt worden.

Am 1. Dezember 1853 heißt es: „Die unerwartete Nachricht von Middendorfs Tode hat mich erschüttert. Was war das für ein Mann, ein Mensch nach dem Herzen Gottes, voll des tiefsten Gemütes und der edelsten Hingabe! Solch einen Mann zeitigt die jetzige zerrissene kritisiersüchtige und skeptische Welt nicht mehr! Ich bin glücklich in der Erinnerung diesem seltenen Menschen nahe gestanden zu haben.

Am meisten ist Frau Fröbel zu bedauern. Er war die Stütze ihres fortgesetzten Unternehmens. Wer kann ihn ersetzen? Die Sache der Kindergärten hat schreckliches Unglück. Sie wird nicht untergehen, aber nicht in erwünschtem Grade fortschreiten. Sie werden nach wie vor die Sache dort fördern.

Hier vegetiert sie im stillen. Öffentlich kann nichts für sie geschehen, und ich darf mich nicht rühren, wenn sie nicht sofort gänzlich ausgerottet werden soll. Fräulein Erdmann hatte im Sommer 16—20 Kinder in Pankow im Pestalozzistifte versammelt. Jetzt setzt sie die Übungen mit 10 Kindern hier fort. Davon kann sie nicht einmal existieren, ökonomische Not ist schon bei ihr eingetreten. Wenn es nicht besser geht, wozu nicht einmal Hoffnung vorhanden ist, muß ihr der Rat gegeben werden, eine andere Tätigkeit zu ergreifen. Sie dauert mich.

Frau von Marenholtz wirkt auch noch hier mit einer Kindergärtnerin in der Stille in Krippen und Bewahranstalten, aber es fruchtet wenig; auch besitzt Frau von M. zu praktischer Tätigkeit wenig Befähigung. Die projektierte Zeitschrift will auch nicht flott werden. — Frau Fröbel war einige Tage im Oktober hier bei uns, sie fühlt sich durch die Verhältnisse gedrückt; nun ist ihr Middendorf genommen. So steht zu fürchten, daß das Institut zugrunde geht.“

Middendorff, von dem in vorstehendem Briefe die Rede ist (geb. 1793, gest. 1853, vgl. Pädagogisches Jahrbuch 1855), war kein bedeutender Schriftsteller, nur als Redner konnte er Hervorragendes leisten. Er war hauptsächlich als Lehrer tätig, mit Fröbel aufs innigste verbunden, durchaus in seinem Sinne wirkend. In dem angeführten Aufsatz wird er von Diesterweg folgendermaßen charakterisiert: „In Middendorff ist mir die edelste, abgerundetste Persönlichkeit erschienen, die ich zu schauen das Glück gehabt habe. Seine Erscheinung offenbarte ganz und rein seine Natur, seine Wesenheit. Er lebte in der Welt unter den Menschen, wie sie sind, aber er gehörte nie der Welt an, er kannte sie kaum, aber dennoch war er ein Kenner des

menschlichen Wesens, des Innern im ganzen Geschlecht und im einzelnen Wesen. Man konnte ihn übersehen, es war möglich; wer ihn aber einmal erkannt hatte, konnte ihn nicht wieder vergessen . . . Mit Männern verglichen, hatte er eine weiche, zarte weibliche Natur, aber trotzdem war er ein Mann, ein ganzer Mann, mit allen männlichen Eigenschaften geziert, mit Energie des Charakters und mit stärksten Gefühlen in der Brust erfüllt, mit Ernst und mit Zorn gegen alles Gemeine und Nichtswürdige . . . Er war ein Mann aus einem Gusse, eine so vollkommen harmonische Einheit, wie man selten zu sehen Gelegenheit hat. Dies hat seinen Grund, daß eine Idee ihn beherrschte und ein Motiv ihn bei allen seinen Handlungen leitete: das Streben nach innerer Veredelung des Menschen. Sein ganzes Leben war daher im höchsten Sinne des Wortes ein Handeln aus Religion, wenn man von diesem Begriffe jedwede Beschränkung und Äußerlichkeit entfernt; seine Arbeit war ihm, wie bei jedem wahren Künstler, innerlich ein religiöser Kultus."

Mit dem resignierten Ausruf, daß die Sache, für die beide Korrespondenten mutig kämpften, verloren sei, enden die Briefe des genannten Jahres (1853). Seitdem stockt die Korrespondenz, ohne daß die Gesinnung der Schreibenden sich änderte. Der letzte mir vorliegende Brief ist vom 20. Oktober 1858 datiert. Er beweist das unveränderte freundschaftliche Verhältnis beider Korrespondenten. Da er aber nur von einem persönlichen, tief schmerzlichen Ereignis in Diesterwegs Familie Kunde gibt, so braucht er im einzelnen nicht behandelt zu werden. Der wackere Mann, der seitens der staatlichen Behörden auch bei dem freieren Luftzuge der neuen Ära keine Beachtung fand, konnte mitteilen, daß die Bürger ihm zwei Ämter übertragen hätten, die eines Stadtverordneten und eines Landtagsabgeordneten und schloß mit den Worten: „Ich danke Ihnen nochmals für Ihre treuen, wohltuenden Worte mit dem herzlichsten Wunsche, daß Sie in dem neuen Jahre von jedem Übel bewahrt bleiben möchten und grüße Sie in herzlicher Freundschaft."

Die mitgeteilten Briefe haben aber nicht nur ein Interesse dadurch, daß sie die Erinnerung an einen unerschrockenen Kämpfer und eine wackere Frau wieder beleben, sondern dürfen auf eine allgemeinere Beachtung rechnen. Bei den ungeheueren Fortschritten, der unaufhaltsamen Entwicklung der Frauenbewegung ist es außerordentlich lehrreich, auf die kleinen, unscheinbaren Anfänge hinzuweisen und die großen Schwierigkeiten aufzuzeigen, denen diese Bewegung zu begegnen hatte. Nur ein halbes Jahrhundert trennt uns von den Zeiten, deren Bild jene Briefe uns aufrollen. Während jetzt in zahlreichen Vereinen viele Tausende von Frauen mit Leidenschaft und Erfolg tätig sind, gab es damals nur wenig Dutzende, die sich für die Bewegung interessierten. Jetzt geschieht alles in voller Öffentlichkeit, mit Unterstützung der städtischen und staatlichen Behörden; damals mußte man sich mit einer geringfügigen Kleinarbeit im geheimen begnügen und mußte stets einer Verfolgung oder geradezu Unterdrückung von oben gewärtig sein. Die Sieger und Siegerinnen von heute haben die Pflicht, ihrer mutigen Vorkämpfer und Vorkämpferinnen von damals sich dankbar zu erinnern.

Zwei Verhandlungen über das preussische Fürsorgeerziehungswesen.

Von

Dr jur. Frieda Duensing.

(Geschäftsführerin der Zentralstelle für Jugendfürsorge in Berlin.)

Nachdruck verboten.

In öffentliche (Fürsorge-, Zwangs-) Erziehung sollen nach dem preußischen Gesetz vom 2. Juli 1900 (Fürsorgeerziehungsgesetz) diejenigen Minderjährigen genommen werden, die von ihren Eltern in schuldhafter Weise gefährdet werden, z. B. durch Vernachlässigung oder ehrloses, unsittliches Verhalten; ferner diejenigen Minderjährigen, welche in noch strafunmündigem Alter, also unter 12 Jahren, eine strafbare Handlung begangen haben; endlich diejenigen, welche, ohne daß die beiden vorhin genannten Voraussetzungen bei ihnen zutreffen, bereits verwahrlost sind. Alle diese drei Kategorien kommen aber nur dann für die Fürsorgeerziehung in Frage, wenn gerade diese Art der Erziehung nötig erscheint, um die Verwahrlosung zu verhindern, bezw. den Fortschritt der bereits eingetretenen Verwahrlosung zu hemmen. Diese Bedingung, welche für alle denkbaren Fälle Gültigkeit hat, muß ganz ausdrücklich hervorgehoben werden, denn sie gibt dem Zwecke des Gesetzes seine besondere Pointe: die Fürsorgeerziehung soll das ultimum refugium sein, nur dann angeordnet werden, wenn durch andere Mittel und auf anderem Wege die Rettung des Minderjährigen vor dem sittlichen Niedergange sich nicht erreichen läßt. Durch diese Bedingung ergeben sich nun die folgenden Ausschließungen:

Von der ersten Kategorie der Fürsorgekandidaten, den häuslich gefährdeten Kindern, wie wir sie kurz, wenn auch nicht ganz zutreffend, nennen wollen, können nicht in Fürsorgeerziehung genommen werden diejenigen, bei denen vormundschaftsgerichtliche Maßnahmen aus §§ 1666, 1838 B. G.-B. zum Schutze des Minderjährigen (z. B. Beaufsichtigung der mütterlichen Erziehung durch einen Pfleger, Unterbringung des Kindes durch diesen Pfleger bei Verwandten usw.) oder Aufnahme des Kindes in die kommunale Waisenpflege oder endlich Versorgung desselben durch die freiwillige Liebestätigkeit genügen, um den schlechten Einfluß des häuslichen Milieus auszuschließen. Erweisen sich diese Fürsorgemittel gegebenen Falles unanwendbar — es versagt z. B. die armenpflegerische Behörde die Unterstützung, oder charitative Vereine können wegen mangelnder Mittel nicht eingreifen —, so kann erst als letzte Ausflucht der Weg der Fürsorgeerziehung beschritten werden. Es liegt nun auf der Hand, daß ein solches Durchprobieren eventuell versagender Mittel die Fürsorgeerziehung im einzelnen so verzögern muß, daß ihr Wert problematisch erscheinen kann; jedenfalls wird durch

diese gesetzliche Regelung die Anwendung der Fürsorgeerziehung für häuslich gefährdete Kinder im allgemeinen entschieden zurückgehalten. Im allgemeinen! Die große, breite Welle der gefährdeten Kinder soll abgedämmt werden zu anderen Zufluchtshäfen!

Betrachten wir aber nun den Wortlaut des Gesetzes näher, so finden wir, gewissen Elementen in dieser Kategorie erschließt sich auch die Türe der Fürsorgeerziehung. Das Gesetz sagt: Es sollen diese Kinder in Fürsorgeerziehung kommen, „*wenn* die Fürsorgeerziehung *erforderlich* ist, um die Verwahrlosung des Minderjährigen zu verhüten"; *daß* sie erforderlich ist, läßt sich, wie wir bereits angedeutet haben, durch den sehr umständlichen Nachweis, daß alle andern Mittel versagen, genügend dartun; aber in gewissen Fällen läßt es sich a priori erweisen: die geistige oder körperliche Eigenart der in Frage kommenden Kinder, ihre körperliche und geistige Verfassung kann derart sein, daß von vornherein mit Sicherheit behauptet werden kann: hier genügt nicht Trennung, nicht einfache armenpflegerische Unterstützung z. B., hier bedarf es eines besonders gearteten, länger dauernden erzieherischen Einflusses, um die Verwahrlosung zu verhüten. Hierher zählen in allererster Linie erblich belastete, minderwertige Kinder körperlich degenerierter oder sittlich verkommener Eltern. Ohne daß man bereits von einer ausgesprochenen Verwahrlosung reden könnte, tragen sie diese als Keim im Blute mit sich, und dieser Keim, der sich in der Sumpfatmosphäre des Hauses aufs üppigste entfalten würde, würde auch anderwärts sich zu sittlicher Depravation entwickeln, wenn diese Entwicklung nicht direkt und planmäßig bekämpft würde.

Für die zweite Kategorie der Fürsorgekandidaten, die noch strafunmündigen Rechtsbrecher, lautet die einschränkende Bedingung: „Wenn die Fürsorgeerziehung mit Rücksicht auf die Beschaffenheit der Handlung, die Persönlichkeit der Eltern oder sonstiger Erzieher und die übrigen Lebensverhältnisse zur Verhütung weiterer sittlicher Verwahrlosung des Minderjährigen erforderlich ist." Es ergibt dies eine Einschränkung auf solche Kinder, welche nur einen geringen moralischen Kräftefonds besitzen, und welche nicht die entsprechende Ergänzung der eigenen sittlichen Kraft in der Persönlichkeit ihrer Eltern oder sonstiger Erzieher finden können, also wiederum Vertreter moralisch schwacher, tiefstehender Schichten.

Was nun die dritte Kategorie anbetrifft, so ist zwar sicher, daß auch Kinder gesunder, tüchtiger Familien sittlich so verkommen können, daß sie vor dem völligen sittlichen Verderben stehen; aber ebenso sicher ist, daß in den allermeisten dieser Fälle die Angehörigen selbst alles aufbieten werden, um einen Träger ihres Namens vor der „Schande" der Zwangserziehung zu bewahren; sie versuchen selbst das mißratene Kind in einer Erziehungsanstalt unterzubringen, es nach Amerika abzuschieben, auf ein Schiff zu geben usw.; so kommt es, daß die allermeisten Angehörigen auch dieser Kategorie wiederum Abkömmlinge aus moralisch stumpfen oder moralisch gesunkenen Familien sind.

Ganz klar ist, daß bei der Fassung des Gesetzes Kinder *vermögender* Familien so gut wie gar nicht zur Fürsorgeerziehung kommen; selbst wenn hier die sicherlich meistens vorhandene Furcht vor der „Schande" die Angehörigen auch einmal nicht veranlassen sollte, aus eigener Initiative Versuche zur Besserung der verwahrlosenden Minderjährigen zu unternehmen, so kann der Vormundschaftsrichter, ohne daß er zur Fürsorgeerziehung greift, die nötigen Maßnahmen zur Verhütung der Verwahrlosung auf andere Weise treffen; er kann Eltern, die gleichgültig und untätig gegenüber der

drohenden Gefahr ihrer Kinder verharren, oder die sich hartnäckig weigern, empfohlene Mittel zur Besserung anzuwenden, die Erziehungsrechte wegen Mißbrauchs entziehen, einen Pfleger bestellen und diesen veranlassen, aus der Tasche der Eltern die anderweitige Unterbringung der Kinder zu bestreiten.

Aus alle dem ergibt sich: unter das Fürsorgeerziehungsgesetz fallen die Abkömmlinge moralisch schwacher, tiefstehender Familien der armen Schichten unseres Volkes.

Geschaffen unter dem Eindruck der statistisch erwiesenen, beängstigend wachsenden Kriminalität der Jugendlichen und der jedem Beobachter sich aufdrängenden Tatsache der zunehmenden Verrohung und des größer werdenden Leichtsinns unserer Jugend, will das Gesetz ausgesprochenermaßen jene gefährlichsten, der Tiefe entsteigenden Elemente der Verbrecherwelt und des gesellschaftlichen Parasitismus einem Besserungsprozesse unterwerfen, bevor sie Schädlinge der Gesellschaft mit unverbesserlichem Charakter geworden sind. So erscheint die staatliche Einrichtung der Fürsorgeerziehung als ein Versuch der sozialen Adaptierung moralisch entarteter oder zurückgebliebener Elemente aus den untersten Gesellschaftsschichten: sie entnimmt dem tiefsten Sumpf unserer Gesellschaft, dem Mutterboden der Verbrecher, Prostituierten, Landstreicher und Arbeitsscheuen, die noch jungen Gift- und Schmarotzergewächse und versucht, unter Verpflanzung in eine andere Umgebung und durch besondere erzieherische Einwirkung ihnen ihren schädlichen Charakter zu nehmen und sie sozial anzupassen. Wenn die Fürsorgeerziehung in dieser Weise als rassenhygienisches Problem und als eine bestimmte wissenschaftliche Aufgabe bis jetzt von vielen auch noch nicht erkannt und jedenfalls noch nicht als solche klar und deutlich beansprucht worden ist, so fehlt es doch nicht an Anzeichen, daß man mehr und mehr auch diese wissenschaftliche Seite der ganzen sozialpolitischen Maßregel begreift und würdigt.

Da es sich nun hier um Erziehung von Menschen handelt, so sprechen allerdings noch zu verschiedene andere wichtige Momente, historische Tradition, religiöse Überzeugung, politische Anschauung mit, als daß sich das Gebiet nach einer bestimmten Richtung hin entwickeln und in einem einheitlichen Sinne sich bearbeiten ließe.

Es ist von vornherein klar, daß bei der Behandlung dieser öffentlichen Angelegenheit, die jeden Volksgenossen, auch den Nichtjuristen und den Nichtpädagogen, nahe angeht, viele Meinungen sich scharf kreuzen, juristische wie pädagogische, politische wie ethische Ansichten aufeinanderstoßen werden, und der Streit verschiedener Weltanschauungen auch hier sich entfalten muß. Dieses trat auch auf den Konferenzen des vorigen Jahres, die sich mit dem Fürsorgeerziehungswesen befaßten, zutage, besonders deutlich für den Eingeweihten, der unter den äußeren Vorgängen die inneren Strömungen erkannte.

* * *

Am 15. und 16. Juni dieses Jahres hatte die Zentralstelle für Jugendfürsorge in Berlin eine Besprechung über die Wirksamkeit des preußischen Fürsorgeerziehungsgesetzes veranstaltet. Gefördert von Vertretern der höchsten Behörden, der Wissenschaft und der gesetzgebenden Körperschaften, gut besucht von Mitgliedern der auf dem Gebiete der Fürsorgeerziehung tätigen Behörden und Vereine,

brachte sie durch ihre hochstehenden Referate und interessanten lebhaften Debatten recht beachtenswerte Ergebnisse für Theorie und Praxis hervor.

Verhandelt wurde in vier Sitzungen über die folgenden Fragen:

1. Ist eine Änderung des Fürsorgeerziehungsgesetzes und der Armengesetzgebung nötig, um der Verwahrlosung unserer Jugend wirksamer entgegentreten zu können, als es bis jetzt geschieht?
2. Erscheint eine Änderung des Verfahrens in Fürsorgeerziehungssachen geboten?
3. Welche Forderungen sind an die Anstaltserziehung und welche an die Familienerziehung zu stellen?
4. Wie ist eine wirksame Aufsicht über die Anstaltserziehung zu erzielen?

Man kann diese Auswahl glücklich nennen, insofern sie Punkte von ausschlaggebender Bedeutung für die Wirksamkeit des Gesetzes richtig getroffen hat. Die vierte Frage wurde hier überhaupt zum erstenmal in extenso behandelt, und wenn auch Frage 1, 2 und 3 schon vorher öffentlich diskutiert worden waren, so erschien eine wiederholte Besprechung derselben bei den scharfen, inzwischen nicht beglichenen Meinungsverschiedenheiten und bei der unter diesem Streite, und von ihm beeinflußt, langsam fortschreitenden Entwicklung der Praxis in der Handhabung und Durchführung des Gesetzes nur interessant und praktisch erwünscht. Aber noch in einer anderen Hinsicht erscheint das Programm glücklich zusammengestellt. *Wenige Tage vor dieser Konferenz tagte in Breslau der Allgemeine Fürsorgeerziehungstag*, eine Kongreßvereinigung, welche, zum größten Teil aus Anstaltsleitern und Pädagogen der Fürsorgeerziehung bestehend, sich besonders mit den Fragen der Durchführung des Gesetzes auf dem Gebiete der Erziehung beschäftigt. Seine Verhandlungsgegenstände,[1]) die besonders den Pädagogen, den Mediziner und den Kriminalpolitiker interessieren mußten, ergänzten vortrefflich die Verhandlungen der Zentralstelle, die in erster Linie gesetzestechnische Fragen und das Gebiet der Verwaltung beleuchteten, und somit den *juristischen* Teil des gesamten Fürsorgeerziehungswesens in den Vordergrund rückten.

Beide zusammen gaben ein fast abgerundetes Gesamtbild des gegenwärtigen Standes von Theorie und Praxis der Fürsorgeerziehung, und die Berichte beider Verhandlungen, die seitdem in Druck erschienen sind,[2]) orientieren somit vorzüglich über das ganze Gebiet auf seiner augenblicklichen Entwicklungsstufe.

* * *

Die erste Verhandlung der Berliner Konferenz spitzte sich, wie jeder Eingeweihte von vornherein wußte, auf die alte heiß umstrittene Frage zu: Ist das Gesetz dahin zu ändern, daß der viel berufenen und bekannten Rechtsprechung des Kammergerichts in Fürsorgeerziehungssachen der Boden entzogen und die Fürsorge für die *bloß gefährdeten* Minderjährigen durch das Gesetz mehr gewährleistet wird? — Der

[1]) Erziehungswert der Arbeit. Psychiatrie und Fürsorgeerziehung. Fürsorgeerziehung oder Gefängnis? Mittel gegen das Entweichen. Erziehungsschwierigkeiten bei Prostituierten.

[2]) a) Verhandlungen über die Wirksamkeit des Fürsorgeerziehungsgesetzes. Konferenz der Zentralstelle für Jugendfürsorge in Berlin am 15. und 16. Juni 1906 in Berlin. — Berlin, Karl Heymanns Verlag, 1906. Preis 2 Mark.

b) Bericht über die Verhandlungen des Allgemeinen Fürsorgeerziehungstages am 11.—14. Juni 1906 zu Breslau. — Selbstverlag des Vorstandes. Zu beziehen durch den 1. Vorsitzenden Direktor P. Seiffert, Strausberg (Mark), Brandenburg. Provinzial-Erziehungsanstalt. Preis 2 Mark.

Referent, Landesrat Gerhard (Berlin), bejahte diese Frage; der prophylaktische Charakter des Gesetzes, den der Wille des Gesetzgebers ihm unbestreitbar verliehen habe, komme bei der Auslegung des Kammergerichts (diese Auslegung haben wir unseren einleitenden Ausführungen zugrunde gelegt) nicht zur Geltung. Die Auslegung selbst sei auch nicht etwa durch den Wortlaut des Gesetzes unbedingt gefordert; wenn Eltern wegen schuldhaften Verhaltens gegen ihr Kind das Recht der Sorge hätte entzogen werden müssen, und das Kind aus seiner Familie wegzunehmen sei, so sei das Kind allemal dann in Fürsorgeerziehung zu nehmen, wenn öffentliche Kosten für seine anderweitige Unterbringung in Anspruch zu nehmen seien, also immer, wenn von anderer (privater, charitativer) Seite diese Kosten nicht bestritten werden könnten; die Auffassung, daß diese Kinder „künstlich hilfsbedürftig" gemacht, zunächst an die Armenpflege zu weisen seien, sei irrig. Das oft zitierte Wort, daß die Fürsorgeerziehung nur als ultima ratio, nur äußersten Falles eintreten solle, beziehe sich gar nicht auf die Subsidiarität der Fürsorgeerziehung gegenüber anderen Fürsorgemitteln, sondern sei, wie dies der Abgeordnete Schmidt in einer Sitzung des Abgeordnetenhauses klargestellt habe, dahin zu verstehen, „daß die Kinder den Eltern so lange nicht entzogen werden dürften, als noch zu hoffen sei, daß diese ihre gottgeheiligten Erziehungspflichten an ihnen ausreichend erfüllen würden".

An einigen Beispielen zeigend, zu welch traurigen praktischen Konsequenzen die Rechtsprechung des Kammergerichts führe, empfahl der Referent, dem § 1 Ziffer 1 des Gesetzes eine Fassung zu geben, der zufolge die bloß gefährdeten Kinder unter erleichternden Voraussetzungen in Fürsorgeerziehung genommen werden könnten. Jetzt schon zu einer Gesetzesänderung zu schreiten, hielt der Referent jedoch für zu früh. Das Gesetz sei noch zu kurze Zeit in Kraft, die Praxis suche und finde Wege, um die nachteiligen, einschränkenden Wirkungen der kammergerichtlichen Rechtsprechung aufzuheben. Aus den ministeriellen Statistiken ließe sich ersehen, wie Vormundschaftsrichter durch Zuhilfenahme der Ziffer 3 des § 1 des Gesetzes die beschränkte Anwendbarkeit der Ziffer 1 mit Erfolg wett zu machen suchten. Das Kammergericht habe seinem Grundsatze gegenüber so viel Handhaben geboten, um dessen Härten zu mildern und dessen enge Forderungen zu umgehen, daß, wenn man sich beim Betreiben der Fürsorgeerziehung diese Vorteile zunutze mache, wohl kaum ein praktischer Fall zurückbleiben müsse, in welchem Fürsorgeerziehung nicht angewandt werden könne. Außerordentlich viel käme auf die Bearbeitung der Anträge auf Anordnung der Fürsorgeerziehung an; besonders hinsichtlich der häuslich gefährdeten Kinder wäre es ratsam, hier Tatsachen zusammenzustellen, welche die dringende Vermutung oder gar sichere Anzeichen für eine sittliche Infektion und damit das Bedürfnis besonderer erzieherischer Maßnahmen begründete. Wenn dann bei der Auswahl der Vormundschaftsrichter mit ganz besonderer Sorgfalt verfahren würde, wenn weiter die Richter hineingezogen würden in die praktische Erziehungsarbeit von Vereinen, Anstalten, bekannt gemacht würden mit der kommunalen Waisenpflege, wenn sie Gelegenheit hätten, die Unzulänglichkeit der Armenpflege kennen zu lernen, so stehe fest zu erwarten, daß sich auch mit dem Gesetze in seiner jetzigen Gestalt das schöne hohe Ziel, dem es gewidmet sei, werde erreichen lassen.

Über den zweiten Punkt der Tagesordnung, das Verfahren in Fürsorgeerziehungssachen, referierte Amtsgerichtsrat Dr Köhne (Berlin) in seiner ihm eigenen fesselnden Art, die den Juristen wie den Laien in gleicher Weise befriedigt,

indem sie der Theorie aus der Praxis heraus neue Gesichtspunkte eröffnet und dem Praktiker Fragen des Rechtes zum Verständnis bringt.

Die gesetzlichen Vorschriften für das Fürsorgeerziehungsverfahren stellen einen sehr weiten Rahmen dar, welcher der individuellen Gestaltung den weitesten Spielraum läßt; infolgedessen gestaltet sich auch das wirkliche Verfahren außerordentlich verschieden. Bei diesem Amtsgericht ist ein rein mündliches, bei jenem ein rein schriftliches, bei dem dritten ein gemischtes; hier wird es, wie eine private Enquête des Referenten ergab, in einigen Wochen, dort noch nicht in vier Monaten erledigt; hier verläßt sich der Richter auf Ermittelungen, auf Beweiserhebungen der Polizei, dort verschafft er sich durch eigene Verhöre das Material des Falles selber und entscheidet aus selbsteigener Sachkenntnis. So berechtigt auch sicherlich manche Vorwürfe gegen das Verfahren erscheinen, so liegt die Fehlerhaftigkeit desselben weniger in den gesetzlichen Bestimmungen als in der Ausführung derselben. — Die viel getadelte und beklagte zu lange Dauer des Verfahrens ließe sich ohne Gesetzesänderung sehr wohl auf ein richtiges Zeitmaß herabsetzen, wenn das Vorverfahren der Verwaltungsbehörde (Polizeibehörde, Landrat, Gemeindevorstand) zur Begründung des Antrages rascher erledigt würde. „Was nützt alle Beschleunigung des gerichtlichen Verfahrens," fragte der Referent, „wenn das Vorverfahren der Verwaltungsbehörde, wie ich aus einer Mittelstadt berichtete, ein halbes Jahr und darüber in Anspruch nimmt? Es ist durchaus zu fordern, daß die Verwaltungsbehörde rasch arbeitet, sich bei ihren Anträgen auch an einer gewissen Wahrscheinlichkeit begnügen läßt und dem Vormundschaftsrichter die Möglichkeit gewährt, durch die vorläufige Unterbringung schnelle Hilfe zu schaffen und dann in Ruhe die Tatsachen festzustellen." Sodann müsse versucht werden, das Aktenumherschicken an die Antragsbehörden, wodurch Monate verloren gehen, zu beseitigen. — Als unzweckmäßig zu tadeln sei die besonders in Großstädten übliche Schriftlichkeit des Verfahrens. Wenn sich Richter die Äußerung derjenigen Personen, welche nach dem Gesetze zu hören sind, durch die Antragsteller einreichen ließen oder aber einige derselben zu schriftlichen Äußerungen aufforderten, wenn sie Beweiserhebungen, falls solche noch nötig seien, durch die Polizei vornehmen ließen, wenn sie auf Grund dieser Informationen und der Ermittelungen der Polizei oder der Organe des Gemeindevorstandes, welche den Antrag stellten, ihre Entscheidungen träfen, so sei anzunehmen, daß sie, insbesondere auch wegen der allgemeinen Unzulänglichkeit der Ermittelungen durch untergeordnete Organe, nur selten ein wirklich zuverlässiges Bild der Sachlage gewännen. — Die Gestaltung des Verfahrens als eines mündlichen müsse insbesondere für Großstädte gefordert werden, während für kleinere Städte die Benutzung schriftlicher Äußerungen der Antragsbehörde unbedenklich seien, da diese meistens aus unmittelbarer eigener Kenntnis der Sache sprechen könnte. Wenn es in großen Städten nicht immer möglich sei, den Schulleiter und Geistlichen zu jeder richterlichen Beschlußsitzung zu laden, so schade es auch nichts, wenn diese sich schriftlich äußerten. Wohl aber sei es erforderlich, daß die Eltern und Vertreter des Kindes, dieses selbst, die zu hörenden Zeugen und besonders auch geeignete Vertreter der Antragsbehörden zu einem Termine geladen würden, welche die Grundlage der richterlichen Entscheidung bildete. Bei dieser Verhandlung müßten auch Vertreter der großen Erziehungsvereine, möglichst auch psychiatrisch gebildete Ärzte zugegen sein. Ein solches mündliches Verfahren würde sich ganz von selbst ergeben, wenn der immer lauter werdenden Forderung nach Jugendgerichten Erfüllung

würde, wenn also die strafrechtliche und die erzieherische Behandlung des Kindes in dieselben Hände, in die Hände des Jugendrichters gelegt würden. In der Diskussion führte Dr Klumker (Frankfurt a. M.) unter voller Zustimmung des Referenten aus, daß unter Umständen ein längere Zeit schwebendes Verfahren nicht allein für den Minderjährigen selber, sondern auch für die ganze Familie ein erzieherisches Damoklesschwert bedeuten könne, und daher die längere Dauer in solchen Fällen geradezu erforderlich sei.

Welche Forderungen sind an die Anstaltserziehung und welche an die Familienerziehung zu richten? Diese dritte Frage des Verhandlungsprogramms beantwortete der Referent Direktor Plaß (Zehlendorf) mit folgenden Grundsätzen:

„1. Die Ursache der drohenden oder bereits eingetretenen Verwahrlosung ist eine dreifache; sie wurzelt weniger in dem schuldhaften Verhalten des Zöglings oder in seiner angeerbten pathologischen Belastung, sondern ist vielmehr ein Produkt der sittlichen und erwerblichen Verhältnisse des Elternhauses und der gesamten sozialen Umgebung.

Die Fürsorge in Anstalt und Familie hat daher vor allem den Zöglingen bessere familiäre und soziale Lebensverhältnisse zugänglich zu machen, die eine Überwindung der bösen Neigung, eine Heilung des psychopathischen Zustandes und eine gedeihliche Erziehung zu selbständigen und gemeinnützigen Gliedern der bürgerlichen Gesellschaft herbeiführen können.

2. Bei Durchführung der Fürsorgeerziehung ist der erzieherische Zweck des Gesetzes mehr zu berücksichtigen und dem noch immer verbreiteten Gedanken, daß es sich wie bei dem alten Zwangserziehungsgesetz auch um eine strafpolitische Maßnahme handle, entgegenzutreten. Der Gefängnischarakter, den einzelne Anstalten, bei den sogenannten schweren Fällen wenigstens, nicht entbehren zu können meinen, und der vereinzelt in gewissen Erziehungsmaßnahmen zur Erscheinung kommt, ist zu beseitigen dadurch, daß man auf solche Zuchtmittel Verzicht leistet, die nicht in dem Rahmen der väterlichen Erziehung liegen, daß man dem berechtigten Bedürfnis des Kindes nach Lebensfreude entspricht, das wirtschaftliche Interesse der Anstalt dem erziehlichen unterordnet, und daß man endlich dem individuellen und kollektiven Selbstbetätigungsdrange des Zöglings gebührend Rechnung trägt.

3. Bei der Unterbringung und erziehlichen Behandlung der Zöglinge bedarf es einer eingehenderen Berücksichtigung der Individualität derselben. Entsprechend nicht nur dem Alter, dem Geschlechte, dem religiösen Bekenntnis, der Veranlagung, sowie dem Grade der Verwahrlosung, sondern auch dem Stande der bisherigen Bildung und des späteren Berufes sind die Fürsorgeerziehungszöglinge — in schwierigen Fällen nach zuvoriger Beobachtung in einem Depot oder Beobachtungshause — in geeigneter Weise unterzubringen. Die Trennung heterogener Elemente ist aus Gerechtigkeit und aus wirtschaftlichen und erziehlichen Gründen zu fordern.

Die Tatsache, daß ein sehr großer Teil der Zöglinge sich in einem Zustande angeborener oder erworbener geistiger Minderwertigkeit befindet, ohne geisteskrank im eigentlichen Sinne zu sein, erfordert eine besondere leibliche Pflege und heilpädagogische Fürsorge, wenn nötig unter Zuhilfenahme eines Nervenarztes.

In außerordentlich schwierigen Fällen der Psychopathie, sowie für ältere, dem gänzlichen sittlichen Verfall nahestehende Burschen und Mädchen sind besondere Anstalten freier Liebestätigkeit zu wählen oder zu errichten, die über intensiv und extensiv gesteigerte Fürsorgekräfte verfügen und Psychiater und Heilpädagogen verwenden.

4. Bei normalen Fällen verdient die Familienerziehung den Vorzug vor der Anstaltserziehung, wenn die materiellen, geistigen und sittlichen Interessen der Kinder furchtlos und gerecht durch zuständige Organe in hinreichender Weise wahrgenommen werden.

Zur wirksameren Vertretung dieser Interessen aber bedarf es einer zielbewußten Zentralisation und Organisation der Fürsorgekolonien."

Dieses Programm einer freiheitlichen Erziehung beleuchtete der Vortragende in erschöpfendem und ideenreichem Vortrage. Wenn die bis ins kleinste gehende Darstellung der Beschäftigung der Zöglinge in Arbeit und Spiel auch den berechtigten Tadel wachrief, daß in einer derartig verfahrenden Anstalt doch wohl ein zu buntes

Vielerlei entstehe, und das Leben darin etwas zu kurzweilig sein würde, so muß man doch anerkennen, daß diese Leitsätze auf einer Auffassung vom Menschen und seiner Bestimmung liegen, wie sie jeden freiheitsliebenden und an das Gute der Freiheit glaubenden Hörer von vornherein anmuten muß, und daß sie das Gute für sich haben, daß ihre Verwirklichung in England und Amerika bereits sehr günstige Erfolge gezeitigt hat. — Der weitere Verlauf der Debatte zeigte auch, wie sich das Prinzip der freiheitlichen Erziehung mehr und mehr die Herrschaft über das Prinzip der Disziplin und Brechung des bösen Willens in der Fürsorgepädagogik erobert. Geradezu goldene Worte über eine freiheitliche Erziehung im Gegensatz zu den starren Formen des mechanischen Zwanges sprach Pastor Backhausen (Hannover), der Vorsteher einer großen Fürsorgeerziehungsanstalt für Knaben. Mit gutem Mute könne er betonen, sagte er, daß es eine Möglichkeit der freiheitlichen Erziehung auch bei den allerschlimmsten Elementen gäbe. Es koste freilich Opfer, es koste Nerven, es koste die Hingabe der ganzen Persönlichkeit; aber das wollten diese Jungen eben, sie wollten einen Mann sehen, der selbstlos sich für sie hingäbe. Aber sobald man ihnen chronisches Mißtrauen entgegenbringe in der Vergitterung der Anstalt und in der Degradierung, daß man Soldaten zweiter Klasse aus ihnen mache, dann finde man einen geschlossenen Widerstand. Sehr interessant waren die Ausführungen des Pfarrers Bartels von dem katholischen Erziehungsverein der Diözese Paderborn über das System der Familienpflege in Westfalen und dessen außerordentlich günstige Erfolge.

Wenn die Staatsgewalt Minderjährige aus ihrer Familie weg in Staatserziehung nimmt, so macht sie sich ohne Frage verantwortlich für deren Erziehung zunächst gegenüber dem gesamten Volk, wie dies bei unserer konstitutionellen Staatsverfassung selbstverständlich ist (in welchem Maße sie sich gegenüber den Eltern verpflichtet, ist eine zweite und nicht so leicht zu lösende Frage). — Ob nun die Staatsgewalt durch ihre Aufsicht über das Fürsorgeerziehungswesen, wie sie gegenwärtig gestaltet ist, jener ihrer Verantwortlichkeit genügend entspricht, diese interessante Frage hofften viele innerhalb des letzten Referates: Wirksame Aufsicht über Anstaltserziehung, behandelt zu sehen. Leider ging der Referent, Landesrat Dr Osius (Cassel) nicht darauf ein. Die Anstalten des Staates und der Landesverwaltung ausscheidend und nur die Privatanstalten in Betracht ziehend, erklärte er sich mit der jetzigen Form der Aufsicht zufrieden und fand an der großen verwirrenden Vielheit der Aufsichtsinstanzen (Regierung, Oberpräsident, Provinzialverwaltung; daneben Besuch durch Kreisärzte im Auftrage der Landesverwaltung und Aufsicht durch Vereinsvorstände) nichts Bedenkliches und zu Einwendungen Veranlassung Bietendes. — Alle anderen Redner sprachen sich dagegen scharf gegen den bestehenden Zustand aus. Die Forderung Dr Köhnes nach Zentralaufsichtskommissionen, besetzt mit Richtern, Verwaltungsbeamten, Pädagogen und psychiatrisch gebildeten Ärzten und eventuell provinziell gegliedert, fand allgemeinen Anklang. Sehr viel Interesse erregte der Hinweis des Geheimen Oberregierungsrats Dr Krohne (Berlin) auf eine Garantievorschrift, welche der Regierungsentwurf des Gesetzes enthalten hatte. „In Anlehnung an ein englisches Vorbild",[1]) führte er aus, „war in dem Entwurf des Fürsorgeerziehungsgesetzes die Bestimmung aufgenommen, keine Erziehungsanstalt dürfe Fürsorgezöglinge aufnehmen, die nicht nach eingehender

[1]) Board des House-Department.

Prüfung ihrer Organisationen, ihrer Einrichtungen und ihres Personals durch den Minister des Innern, der mit der Ausführung des Gesetzes beauftragt ist, dazu für geeignet erklärt sei. Daraus hätte sich eine strenge, nach einheitlichen Grundsätzen geführte Aufsicht aller zur Fürsorgeerziehung benutzten öffentlichen und privaten Anstalten entwickeln können. Man hat uns diese Bestimmung gestrichen, offenbar weil man davon einen Eingriff in die Selbstverwaltung der Kommunalverbände, denen die Ausführung der Fürsorgeerziehung übertragen war, befürchtete, und nun haben sie statt der einen im Gesetze einheitlich geordneten Aufsicht die drei- und mehrfache auf Grund der bestehenden nicht aufgehobenen Gesetze. Die Schuld dafür trifft nicht die Regierung, sondern vielleicht die, welche sich jetzt über die mannigfache Aufsicht beklagen. Ob bei einer Änderung des Gesetzes diese einheitlich geordnete Aufsicht, an welcher man in England, welches doch über die Freiheit seiner Selbstverwaltung auf das ängstlichste wacht, keinen Anstoß nimmt, sich wird einführen lassen, muß abgewartet werden." — Die Forderung Fräulein von Welczecks (Berlin), daß auch Frauen in eine solche Aufsichtskommission zu berufen seien, wurde als selbstverständlich bezeichnet.

Die ganze lebhafte Beratung auch dieses Punktes zeigte wieder, wie interessant und ergebnisreich Untersuchungen auf diesem Gebiete verlaufen, und so ist es auch zu verstehen, wenn von mehreren Diskussionsrednern der Vorsitzende der Zentralstelle für Jugendfürsorge und Leiter der Versammlung, Professor von Soden (Berlin), aufgefordert wurde, im nächsten Jahre wieder eine ähnliche Aussprache zu veranstalten. Mit Recht konnte der Vorsitzende in seinem Schlußworte dieses Verlangen als den schönsten Erfolg der ganzen Tagung bezeichnen.

* * *

Wie schon angedeutet, widmete sich im Gegensatz zu der Berliner Konferenz die Breslauer Beratung mehr pädagogischen Fragen. Ihre besondere Bedeutung lag meines Erachtens in dem Referate des Dr med. Reißer (Bunzlau) über psychiatrische Gesichtspunkte in der Beurteilung und Behandlung der Fürsorgezöglinge, und zwar in der Beleuchtung der Fürsorgeerziehung vom Standpunkte des naturwissenschaftlichen Forschers. Nachdem er darauf hingewiesen hatte, „daß die Volksschicht, aus der sich das Gros der Fürsorgeerziehung rekrutiert, im großen und ganzen dieselbe ist, aus der sich unsere Verbrecherwelt rekrutiert; aus der sich alles, was irgendwie sozial oder sittlich vom Wege liegt, rekrutiert; aus der schließlich die Insassen — und namentlich die schlimmsten Insassen — unserer Irrenanstalten sich rekrutieren", zeigte er an der Hand der Statistiken Mönckemöllers, Bonhoeffers, Tippels, Mendels und einer eigenen, daß von den rund 25 000 in Preußen in Fürsorgeerziehung befindlichen Knaben und Mädchen mindestens ein Drittel, vielleicht sogar mehr als die Hälfte, aus psychopathisch minderwertigen Elementen bestehe. (Die amtliche Statistik weiß dagegen nur von 9—10 Prozent geistig nicht Normalen.) An der mehr als zweihundertjährigen Stammesgeschichte einer degenerierten Schweizer Familie, die eine geradezu überwältigende Beweiskraft besitzt, beleuchtete er die Bedeutung der hereditären Veranlagung, welcher das Gesetz, die Ausführungsbestimmungen und einzelne Reglements der Kommunalverwaltungen leider in keiner Weise gedenken; entrollte dann in überaus plastischer Weise die Bilder der einzelnen hier besonders in Frage kommenden Krankheits- und Entartungsformen und zeigte, welcher falschen Auffassung seitens der

Erzieher sie leicht ausgesetzt sind und zu welch traurigem Ergebnis das führen muß. Die Mitwirkung des psychiatrisch geschulten Arztes an den Aufgaben der Fürsorgeerziehung sei deshalb unentbehrlich. Wie der Referent sich diese Mitwirkung im einzelnen denkt, wolle der interessierte Leser im Verhandlungsbericht selbst nachlesen. Als seine „Hauptforderung" bezeichnet der Vortragende zum Schlusse die Ausbildung der Erzieher, eine Ausbildung zur Beobachtung und Behandlung der Zöglinge nach psychopathisch-anthropologischen Gesichtspunkten. „Der Gesetzgeber hat allerdings," sagte der Referent, „pädagogisch gebildete Geistliche oder im öffentlichen Schuldienste bewährte Lehrer als die berufenen Leiter der größeren Erziehungsanstalten ausdrücklich bezeichnet; man hat also angenommen, daß die gewöhnliche pädagogische Ausbildung auch für die Aufgaben dieser Stellung ein genügendes und geeignetes Rüstzeug darstelle. Ich hoffe, demgegenüber überzeugend dargelegt zu haben und betone es nochmals, daß diese Ausbildung nicht zureicht. Die Beschaffenheit Ihres Zöglingsmaterials bringt es mit sich, daß Ihr Bestreben, die Individualitäten zu erfassen und sachgemäß zu behandeln, bei einer großen Zahl scheitern muß, wenn Sie sich nur auf die Erfahrungen und Grundsätze normaler Pädagogik zu stützen in der Lage sind. Und, meine Damen und Herren, ich meine, es ist nicht zu viel verlangt, wenn man von diesem vor der Nation so verantwortungsvollen Berufe des Erziehungsanstaltsleiters verlangt, daß für die ganz spezifischen Aufgaben, die der Pädagogik bei diesen Individuen gestellt sind, auch eine besondere, darauf gerichtete Ausbildungsweise Platz greife. Ich möchte niemandem von denjenigen, die heute die Aufgabe praktisch üben, seine Bedeutung absprechen; ich bin fest durchdrungen davon, daß die Persönlichkeit, nicht das durch irgendwelche Prüfung darzulegende Fachwissen das Entscheidende für den Erfolg ist; aber auch bei dem Tüchtigsten ist der Nutzen der Wirksamkeit gebunden an das Maß von Kenntnissen und Anschauungen, welche er für seine Aufgaben mitbringt. — Was sollen wir von dem Leiter einer Fürsorgeerziehungsanstalt verlangen? Er muß meiner Ansicht nach in erster Linie ein tüchtiger Pädagoge sein (was nicht ohne weiteres mit Lehrer oder Schulmann identisch ist); er muß ferner naturwissenschaftlich zu beobachten und zu denken gelernt haben und soll vertraut sein mit denjenigen Hauptgesichtspunkten und Errungenschaften, welche die psychiatrische, psychologische und kriminalistische Wissenschaft in ihren auf dieses besondere Gebiet gerichteten Studien zutage gefördert hat. Das ist keine Aufgabe, welche die Kraft des einzelnen übersteigt. Er muß aber vor allen Dingen eine Persönlichkeit sein, die nicht nur Disziplin zu halten und zu organisieren versteht, sondern die auch Fühlung mit dem realen Leben hat, die die praktischen Bedürfnisse der verschiedenen Berufsstände kennt; er muß verständnisvolle Fühlung haben mit denjenigen Kreisen, aus denen das Gros seiner Zöglinge herstammt, und Fühlung mit den Kreisen, denen er sie wieder überantworten soll."

Die augenblicklich recht heftig diskutierte Streitfrage: *Psychiatrische oder pädagogische Oberleitung der Fürsorgeerziehungsanstalt?* löste der Referent folgendermaßen: „Es kann und wird," so sagte er, „gewiß unter der Reihe der Psychiater Persönlichkeiten geben, welche für die Erfüllung der Aufgabe sich eignen, ebensogut wie unter den Pädagogen; an und für sich aber gibt die Psychiatrie ebensowenig die richtige und ausreichende Vorbildung für das Ganze des Berufs, wie die normale Pädagogik. Bei einem einseitig ärztlichen Regime wäre zudem eine gewisse Gefahr der Verweichlichung nicht von der Hand zu weisen; es wäre nur natürlich, daß, indem der Arzt bemüht sein

würde, dem einzelnen Individuum in seiner Defektuosität und in seinen Schwächezuständen zu Hilfe zu kommen, leicht der Gesichtspunkt zu kurz kommen möchte, ihn vorzubereiten für das praktische Leben mit seinen unhygienischen Härten und Rauhheiten. Aber Mitarbeit soll der Psychiater und Arzt leisten, und er wird sie gern leisten, wenn die Notwendigkeit derselben anerkannt wird und Verständnis findet, wenn es ihm möglich gemacht wird, sich auch wirklich in der Anstalt zur Geltung zu bringen; er darf, wo er ist, nicht als fünftes Rad am Wagen betrachtet werden, nicht als gelegentlich zugezogener Berater für besondere und Ausnahmefälle, sondern sein Rat und sein Urteil sollen im Einklang mit dem Pädagogen den Erziehungsmaßnahmen die Richtung weisen!"

Der lebhafte, lang anhaltende Beifall, den der Vortrag des Redners hervorrief, galt wohl nicht allein der Meisterschaft der Rede, dem reichen und interessanten Wissensmaterial, über das er verfügte, der wahrhaft großen Kunst, mit der er den Stoff in das volle Verständnis der Hörer rückte, sondern auch vor allem dem hohen Ernst, mit dem er die Bedeutung seiner Aufgabe in dieser Versammlung erfaßt hatte und dem warmen Eifer, mit dem er sie erfüllte. Man merkte an jedem seiner Worte, daß es getragen war von einer Überzeugungskraft, wie sie nur das Streben für eine noch mißkannte Wahrheit verleiht.

Es war eine merkwürdige Fügung, daß noch auf der Konferenz selbst ein geradezu schlagender Beweis geliefert werden sollte für die Berechtigung seiner vorhin genannten „Hauptforderung" und für den Mangel jenes psychologisch-anthropologischen Verständnisses, den er beklagt hatte. In dem letzten Referate der Tagung sprach ein Pfarrer Blochwitz, Leiter eines Mädchenfürsorgeheims, über die Schwierigkeit der Erziehung Prostituierter, ohne auch nur mit einem Worte die gerade unter diesen so besonders häufigen psychopathischen Erscheinungen zu erwähnen.[1]) Für den Referenten handelte es sich bei diesen Sündendienerinnen um eine Demoralisation durch Unzucht, die zu einer völligen Verderbtheit aller sittlichen Anschauungen führt, welche sich im einzelnen zeigt in den Lastern der Heuchelei, Lüge, Trägheit und des Ungehorsams; diese Sünden sind nun zu bekämpfen nach Maßgabe der folgenden Erziehungsgrundsätze: Die Grundlage, auf der bürgerliche Anständigkeit zustande kommt, kann nur durch Religion geschaffen werden, und nur Religion vermag den Zöglingen das innere Gleichgewicht wiederzugeben. Der Zögling wird erst dann wirklich auf die Dauer gebessert sein, wenn er eine religiöse Herzensstellung zu Gott gewonnen hat. „Dazu gehört nach biblischer Lehre Buße und Glauben. Der Zögling muß zur Erkenntnis gekommen sein, daß er Sünde getan, ein sündhaftes Leben geführt und durch dasselbe heilige, unabänderliche Gottesgesetze übertreten hat. Er soll nicht nur darüber traurig sein, daß er um eines schlechten Lebenswandels willen in die Fürsorgeerziehung gekommen, sondern daß er den heiligen Gott damit beleidigt und gekränkt hat, den Gott, der die Sünden der Menschen straft. Andererseits muß erstrebt werden, daß durch die Anstaltserziehung das Band zwischen der Seele und Gott wieder hergestellt wird. Der Zögling muß es möglichst innerlich erleben und erfahren, daß Gott ihn wieder angenommen hat und daß er ihm, so er nur im Gebet sich an ihn wendet, auch die Kraft zum Guten gibt und den Willen zum Guten stärkt."

[1]) Die gedruckten Thesen enthalten zwar einen Hinweis auf eine krankhafte Naturanlage, ohne daß die Ausführungen darauf eingehen.

Wenn man sich diesen Grundsätzen gegenüber vergegenwärtigt, daß gerade unter diesen Fürsorgezöglingen die Prozentzahl der geistig Minderwertigen am größten ist, wenn man annehmen muß, daß unter den Zöglingen, die der Referent zu behandeln hat, sicher 60% psychopathisch sind, so muß man sich fragen: wie mögen die Wirkungen sein, wie lange mögen sie vorhalten, wenn die Behandlung dieser Mädchen ausschließlich oder auch nur vorwiegend nach den von ihm vorgetragenen Gesichtspunkten geleitet wird? So gewiß es ist, daß auf die Dauer der furchtbar schweren Aufgabe der Prostituiertenerziehung nur der wahrhaft religiöse Erzieher gewachsen sein wird, daß die liebevolle aufopfernde Hingabe der Persönlichkeit des Erziehers an seine Zöglinge gerade diesen Elementen gegenüber als wertvolles Erziehungsmittel erscheint, (diese Verlorenen wollen dienende Menschenliebe sehen, um daran wieder das Göttliche in ihrem armen verwüsteten Innern entfachen zu können), so ist ein solches religiöses Moment in der Erziehung doch nur eine Bedingung für den Erfolg, die andere ist die klare Erkenntnis von der körperlichen und geistigen Eigenart des Zöglings als einer Richtschnur für die Erziehung. Das Ziel der Erziehung kann nicht ein allgemeines, a priori aufgestelltes Ideal sein; der Erzieher muß sehen, aus der Individualität, so wie er sie empfängt, „das Beste zu machen." Das Beste wird auf der Linie der sittlichen Entwicklung liegen, aber bei den genannten Individualitäten oft nicht mehr sein, als ein sehr niedriger Grad der Sittlichkeit; eine sittlich religiöse Persönlichkeit wird sich sehr selten erzielen lassen. Daß die Individualität oft nicht mehr hergibt als den allerniedrigsten Grad von Sittlichkeit, das ist eine Grenze, welche die Natur aufgerichtet, und welcher der Erzieher sich zu beugen hat. Wenn er dieses mißachtet, so wird er das tun zu des Zöglings Schaden. Es wäre ein Segen, wenn die Erkenntnis wüchse, daß es unter den Fürsorgezöglingen, d. h. den Sprößlingen aus jenen moralisch tiefstehenden Schichten, eben manche unverbesserliche, unerziehbare, unheilbare gibt. Man käme dann endlich dazu, andere Maßnahmen eher und öfter anzuwenden, als immer wieder aufgenommene Erziehungsversuche und Strafmittel. Zu betonen ist übrigens, daß eine derartige Einseitigkeit, wie sie aus diesem Referat hervorging, mag sie sich auch noch häufig in dem Kreise der Anstaltsleiter finden, durchaus nicht allgemein ist. Wir haben verschiedene geistliche Leiter von Erziehungsanstalten, die gern mit Psychiatern Hand in Hand arbeiten und den Ergebnissen ihrer Wissenschaft zugänglich sind; aber gerade von diesen aus müßte die Aufklärung ihrer Berufsgenossen mit größter Energie betrieben werden.

Das Referat über die Arbeitserziehung war ziemlich dürftig; erst in der Diskussion wurden die eigentlich psychologischen Fragen des Themas wenigstens gestreift; den Hauptinhalt bildete aber die Abwägung des Wertes der landwirtschaftlichen und der handwerklichen Arbeitsbeschäftigung, sowohl in Hinsicht auf ihre erzieherischen Momente, als auf die Vorteile für den späteren Erwerb.

Das dritte, sehr bedeutsame Doppelreferat „Fürsorgeerziehung oder Gefängnis" soll hier nicht mehr behandelt werden. Eine Besprechung desselben könnte nicht umhin, auf die große, schwere Frage der Behandlung unserer kriminellen Jugend einzugehen und müßte, um diesem Gegenstande nur einigermaßen gerecht zu werden, den Umfang dieses Berichtes ganz unverhältnismäßig ausdehnen. Mit Einwilligung der Redaktion wird die Verfasserin später in einem besonderen Artikel auf Grund dieses Referates die einschlägigen Fragen erörtern.

* * *

Alles in allem zeigte die Gesamtheit der Debatten beider Verhandlungen, wie das Fürsorgeerziehungswesen geradezu besät ist nicht allein mit wichtigen Problemen des Rechts, sondern auch des sozialen Lebens, und wie es voll interessanter Aufgaben steckt für die Pädagogik, die Medizin, die Anthropologie und die Gesellschaftswissenschaften. Eine Lektüre der beiden Verhandlungsberichte wird jeden aufmerksamen Leser zur Bestätigung dieses Satzes führen.

Selbstbeköstigung der Lehrerin.

Von

Hedwig Heyl.

Nachdruck verboten.

In den Verhandlungen über die Lehrerinnenfrage hat die Tatsache eine große Rolle gespielt, daß die Urlaubsstatistik der Lehrerinnen größere Ziffern aufweist als die der Lehrer. Man hat daraus Schlüsse auf die geringere körperliche Leistungsfähigkeit der Frau gezogen und mit diesem Einwand dem Vordringen der Lehrerinnen im Schuldienst Schranken setzen wollen. Die Lehrerinnen selbst haben darauf hingewiesen, wie ihr niedriges Gehalt besonders in den anstrengendsten Anfängerjahren auf die Gesundheit zurückwirken müsse. Auch die mangelhafte körperliche Ausbildung der Frau haben sie mit Recht ins Feld geführt als einen Mißstand, der heute viel verschuldet, sich aber beseitigen läßt. Man hat dabei mehr an Turnen, körperliche Bewegung, Kleidung u. dgl. gedacht. Auf eins aber müßte meines Erachtens noch energischer hingewiesen werden: das ist die Ernährung.

Wenn auch die Wissenschaft bestimmte Prozentsätze der Nahrungsstoffe zur Erhaltung des normalen menschlichen Organismus ermittelt hat, so entspricht die tatsächliche Nahrungsaufnahme der Menschen diesen Gesetzen doch keineswegs durchgehend. Teils nötigen die den Organismus ganz verschieden anspannenden Berufsarten, teils das Klima und die zufällige Unerreichbarkeit entsprechend zusammengesetzter Nahrungsmittel zu solchen Abweichungen. Im ganzen geht die Anpassung des Menschen an die jeweilige Nahrung außerordentlich weit. Doch soll damit nicht gesagt sein, daß dabei die Zwecke, die die Ernährung erfüllen soll, immer erreicht werden. Wenn Nansen monatelang sein Leben durch Talg und Tran fristete, so bedeutet das wohl kaum etwas anderes, als daß er über den erforderlichen Brennstoff für seine Lebenslampe verfügte und notdürftig seinen Organismus vor gänzlichem Verfall hütete. Notaktionen sind aber keineswegs Wegweiser für allgemeingültige Lebensgesetze, die für jeden Beruf zu ergründen keine unfruchtbare Aufgabe für die vernünftige Praxis jeder Lebenshaltung wäre.

Die Tätigkeit der Lehrerin braucht ein ziemlich hohes Maß physischer und Nervenkräfte. Die physischen Kräfte werden, wenn der Körper der Persönlichkeit sonst normal ist, einem gesunden Blut, seinem guten Umlauf bei einem regulären Stoffwechsel entnommen. Die Nervenkräfte erzeugen sich einerseits durch verständige Tätigkeit der Nerven und der Sinne, andererseits durch die Arbeit des Blutes. Die Nerven ermüden aber unter den Einwirkungen der Arbeit nach einer Richtung deshalb so

leicht, weil ihrer vielseitigen Bestimmung nicht dabei Rechnung getragen wird. Die Sinne müssen also, um die Nerven gesund zu erhalten, zuweilen auf andere Gebiete des Lebens hingeleitet werden. Der Stoffwechsel kann nur da gut sein, wo regelmäßige Ernährung in richtigen Quantitäten mit Körperbewegung vereint ist.

In der richtigen Einschätzung für die Bedeutung dieser Tatsachen sind wir noch weit zurück, besonders Frauen. Es scheint in manchen Fällen ein Rest von Askese durch Abtötung sinnlicher Begehrlichkeit zu sein, wenn Menschen die Bedürfnislosigkeit und Einfachheit als Pflicht betrachten. Auch die landläufige Trägheit und Gedankenlosigkeit mag es verschulden, daß das Interesse für eine rationelle Ernährung bei geistig arbeitenden Frauen oft gering ist. Vor allem aber scheinen ihnen bei ihrer Unkenntnis der Praxis Mühe und Zeitaufwand bei Selbstbeköstigung größer als sie sind. Aus einem dieser Gründe erklärt es sich wohl, daß viele Lehrerinnen, die über kein Familienheim verfügen, sich Tag für Tag mit einer für sie gänzlich ungeeigneten Kost abfinden, wie einst Nansen gezwungenermaßen. Geht man nun den oben erwähnten individuellen Lebensforderungen der Lehrerinnen nach, so wird man die außerordentliche Schwierigkeit feststellen müssen, in bestehenden Einrichtungen, es sei denn die Küche einer Familie, die für sie geeignete Ernährung zu finden.

Ich möchte nicht der Einseitigkeit geziehen werden, wenn ich mit diesen Zeilen fordere: „Werdet eure eigenen Köchinnen!“ Überzeugte euch auch zuerst der nächstliegende Grund, daß die erreichbare Kost auf die Dauer nicht schmeckt, so verbirgt sich hinter diesem Widerwillen gegen Gasthausessen ein Arsenal anderer und tieferer Forderungen eurer Natur. Aber nicht das allein, die pädagogische Tätigkeit wird mit der Inangriffnahme der Küche durch eine Fülle von Eindrücken bereichert, die bis dahin abseits vom Beruf lagen. Sicherlich gibt es Lehrerinnen, die durch Erziehung und Gewöhnung mit den praktischen Lebensinteressen vertraut sind und ihren Zöglingen dadurch besonders nahe kommen. Die neue Beschäftigung würde die Anzahl solcher Lehrerinnen erhöhen.

Handel und Industrie kommen solchem Vorhaben außerordentlich entgegen. In jedem Zimmer läßt sich eine ganz leistungsfähige Küche einschachteln, wenn dazu ein Tisch mit einer Linoleumplatte reserviert wird, der im Schiebkasten und Fußbrett Raum zur Unterbringung einiger Utensilien bietet, an einer kleinen Leiste darüber hängt man noch einige Geräte, wie Sieb, Stielpfanne u. dergl. auf. Die Wärmequelle kann ein Gaskocher, der jetzt sehr vollkommene Petroleumofen oder ein Spiritusgasbrenner sein. Man benutzt aber neben dieser nur immer kurze Zeit gebrauchten, Geld kostenden Hitze den Selbstkocher, der jetzt für 6—8 Mark mit seinen Töpfen in großen Warenhäusern leicht zu haben ist. Der Selbstkocher erhält die ihm übergebene Hitze im Kochtopf durch schlechte Wärmeleiter. Ist der Kochgrad im Kochtopf mit Inhalt auf der Flamme erzeugt, so findet man die Hitze nicht wesentlich abgekühlt nach 5 Stunden wieder. Das im Topf befindliche Nahrungsmittel ist darin gar, zart und aromatisch geworden, weil es zu seiner Erweichung weniger Hitze brauchte als den Kochgrad. Der neu im Handel befindliche „Heinzelmann“ dürfte für die Verwendung der Lehrerin weniger anzuraten sein, da die erhitzten Schamotteplatten ein Verderben der Gerichte bei längerem Mangel an Aufsicht, den der Selbstkocher gestattet, nicht ausschließen.

Alle gekochten und geschmorten Gerichte würden also nur 10 Minuten morgens angekocht — und sind mittags fertig, um die letzte kleine Geschmacksverschönerung zu erfahren, ehe man speist. Nähere Anleitung gibt das unter meinem Einfluß verfaßte Kochbuch für den Selbstkocher von Marie Ludwig (Verlag von C. Habel, Berlin, Wilhelmstraße 33).

Es ist nun wohl mittags noch eine Viertelstunde jenen Gerichten zuzuwenden, die in kleinen Quantitäten auf direkter Flamme bereitet werden. Das sind die gebratenen Fleisch- und Fischgerichte, oder ein Stückchen gekochter Fisch, oder Eierspeisen wie Setzei, Fallei, Rührei usw.

Der Einkauf des Rohmaterials ist in großen Städten jetzt sehr bequem gemacht. Man ersteht z. B. ¼ Pfund des besten Kalbfleisches aus der Keule für 40 Pfg. oder

ebensoviel Kalbsleber, Filetbeefsteak, Hammel-, Schweine- oder Kalbskottelette, eine Gänseleber, oder 1/4 Pfund gewiegtes Rind- und Schweinefleisch zu einem gehackten Beefsteak. Auch Fisch ist in ganz kleinen Quantitäten zu haben, 1/2 Pfund Kabljau, Austernfisch oder Lachs, 3 Stück grüne Heringe, eine Rotzunge, sind alles erschwingliche Zutaten, die man nach Vorschrift vorbereitet in einer Viertelstunde auf dem Tisch haben kann, indem man sie entweder in brauner, stiller, heißer Butter 8—10 Minuten bratet oder auch in kochendem Salzwasser aufkochen und dann ohne Feuer zugedeckt ziehen läßt, bis man ißt.

Die Fabrikate, die man zur Verkürzung der Arbeit als geschmackgebende Zutaten kaufen kann, sind in der Hand der Lehrerin gewiß keine Verschwendung, sondern dienen zu den angenehmen Appetitreizmitteln. Da ist die Reihe guter Bouillons, die nur in heißem Wasser aufgebrüht zu werden brauchen, wie die Oxobouillon von Liebig und die Kapseln von Maggi, die man mit Eigelb und einer Wenigkeit Stärkemehl aufgekocht zu einem guten, nahrhaften Getränk umwandelt oder mit Fadennudeln, Gries, Sternnudeln oder Reis aus dem Selbstkocher als Suppe verwendet, auch mit zwei gelösten Blättern Gelatine zu 1/6 Liter Fleischgelee von beliebiger Stärke mischt. In einigen Stunden würde derselbe zu einem Abendgericht über Fisch- und Fleischresten erstarrt sein.

Als Zugabe oder Saucenwürze würde sich fertige Sardellenbutter, in Tuben käuflich, Estragon, Maggiwürze und Liebigs Fleischextrakt und Tomatenpüree gut eignen. Zitronen sowie einige eingemachte Perlzwiebeln, Senfgurken, Pfeffer- und Salzgurken, rote Rüben sind für wenige Pfennige beim Kaufmann zu erlangen, ebenfalls die Gemüsekonserven und Suppentafeln. Dem Abendtisch bieten sich die frischen Wurstarten, wie die warmen Würste, Heringe, Fischkonserven und Eierspeisen, im Sommer Milch, Käse und Fruchtspeisen. Die Hauptsache ist nur, den Einkauf so zu besorgen, daß man keine Vorräte aufheben muß, und sich dadurch die Kontrolle über die Frische des zur Verwendung kommenden Rohmaterials nicht erschwert.

Der Einkauf, der, wenn er auf dem Markt möglich ist, Lehrerinnen für den Beruf die größte Ausbeute gibt, verrät für den aufmerksamen Beobachter den Pulsschlag des Welthandels in den Verkehrswegen, wie in den Gesetzen seiner Bewegung. Ein sicherer Barometer bevorzugter Produktionsländer, zaubert er das Bild ganzer Länder mit blumigen Auen und fruchtbeladenen Bäumen in unseren Winter — oder verrät mit einschneidender Wirklichkeit die Fleischnot, den Milchkrieg oder das Obsteinfuhrgesetz. Denn jede Preiserhöhung, jedes Fehlen oder Finden reichlicher Nahrungsmittelzufuhren hat einen positiven Grund, welcher in jedem Haushalt weiterwirkt und ihn mit der Weltwirtschaft verbindet. In der praktischen Arbeit lohnt es sich, die physikalischen und chemischen Gesetze der Umwandlungen im kleinen zu beachten, um endlich einmal dem Unterricht Leben abzugewinnen, der in den Formeln der Wissenschaft manchem recht unnütz vorkam, weil man später nichts damit anfing.

Ich möchte zum Schluß darauf hinweisen, daß in unseren sich immer vollständiger ausgestaltenden hauswirtschaftlichen Lehrinstituten kleine Kochkurse für Lehrerinnen gewiß gern eingerichtet werden, wenn sich eine genügende Zahl von Teilnehmerinnen dazu meldet.

Der letzte Gast.

Von

Elisabeth Siewert.

Nachdruck verboten.

Mittelhohe grüne Berge überragen Garten und Haus. Oben über dem Nebel stehen Bäume wie auf Vorposten, um das gute Wetter zu erspähen, wenn es von weither über das Glastal oder aus der Ebene doch noch kommen sollte. In der Nacht hat es geregnet; jetzt liegt alles in einem grauen Dampf. Wer kann wissen, ob der steigt oder fällt?

Es ist Pfingstsonntag. Zwei Bauernmädchen ziehen sich weiße Kleider in ihrer Kammer an. Wenn es im Garten schattig ist von dem groß ausgewachsenen Blattwerk und lichtlos durch die Trübe der Luft, so herrscht in der Kammer eine wahre grüne Nacht, in der sich die kalkweißen knatternden Röcke noch grade unterscheiden lassen und die nackten, runden Arme und die vollen Gesichter sich plastisch milde herausheben; die Bettdecken glimmen ungewiß aus der ärgsten Dunkelheit. Es ist Einbildung, im Spiegel irgend etwas unterscheiden zu können: er gibt einen fremd erscheinenden Mischmasch von Weiß und Dunkel. Die Mädchen aber sind geschickt bei ihrer Beschäftigung und ihrer Sache sicher: etwas Schöneres als diese frisch gewaschenen Kleider, wenn sie darin stecken, gibt es nicht!

Endlich! die Bäume oben signalisieren die Sonne, der unruhige Bach am Garten fängt an zu glänzen, in die Kammer dringt ein handtuchbreiter Lichtschein und fällt über den Stehspiegel; aus ihm sieht zuerst ein großes längliches Gesicht von blaßrosa Farbe unter rotbraunem Lockenhaar, das wer weiß wie weit absteht und mit dem Schatten verschmilzt. Das ist die schöne Marie mit ihrer gedrückten Nase, dem vollen, grob geschnittenen Mund und den fordernden Evaaugen unter der engen Stirn. Dann, als die Schwester sie beiseite schiebt, faßt der Spiegel das schwächere, gutmütige Gesicht der Franze.

Die Mutter rennt in ihrem hochaufgeschürzten Kirchenkleid in den Garten, bückt ihren blank gescheitelten Kopf und die derben Schultern zum Marienblatt, den Stiefmütterchen und den Tausendschönchen und schiebt die Katze mit dem Zeugschuh zur Seite, weil die sich in die Blumen schlängelt und sie bei ihrer friedlichen Beschäftigung behindert. Friedlich sieht es aber in der Frau nicht aus; sie kocht vor Unruhe, ihre Füße stehen wie auf Kohlen. Das ist, wenn eins sein Anwesen auch nur für zwei, drei Stunden verlassen soll! Sie bleibt ja doch hier hängen in Kammer und Küche, Stall und Garten, wenn sie sich auch heraus in die Kirche und zu der Kusine auf das Außengrundstück begibt. Man feiert da heute ein Taufest; sie darf da gewissermaßen nur hereinriechen, und gleich wieder nach Hause zurück. Diese Sorge, daß etwas geschehen könnte in ihrer Abwesenheit! Das Dach liegt fest und der Ulmenbaum wird nicht daraufallen, die Kuh sich nicht erwürgen, die Hühner — großer Gott im Himmelsthron, die Legehühner hatten gewiß kein Wasser!

Indes kommen zwei Männer, ein Soldat und ein junger Bürger im Sonntagsrock, die Landstraße herab. Vor ihnen her klärt sich Hauswand nach Hauswand auf. Ja, das war ganz in der Ordnung, daß sie zugleich mit dem Pfingstwetter vor dem Grundstück der Witwe anlangten. Sie lehnen sich an den Zaun des Vorgartens und revidieren die kleinen sauberen Fenster. Die Haustüre steht offen.

Geſtärkte Kleiderfalten rauſchen; es iſt, als ob ein Schneefall im Hausflur niedergeht.

„Habt ihr Großmutter auch Atje geſagt?“ fragt die Bäuerin, ihr von Vorſorge erhitztes und geſpanntes Geſicht durch eine Türſpalte ſteckend.

Soeben ſagten die jungen Männer: die Mädchen kommen — da waren ſie auch ſchon wieder fort. Mitten in der Fahrt heraus in den Sonnenſchein machten die weißen Kleider gehorſam kehrt.

Der Sorgenſtuhl in der Wohnſtube iſt nicht leer, es iſt nicht ein grünwollenes Tuch zufällig über ſeinen Sitz geworfen, und was da auf den Armlehnen in Holzfarbe liegt, iſt nicht Schnitzwerk, das zum Ganzen gehört; es ſind Hände. Großmutter ſitzt ſeit Jahr und Tag ſchmal und verſchrumpft im Sorgenſtuhl. „Iſt's dir auch recht, Schwiegermutter, daß wir nun alle gehen?“ fragt die breite Frau mit den glatten Scheiteln in den tiefen Stuhl hinein.

Marie denkt: was für Reden Mutter nun wieder führt! Es iſt doch längſt beſprochen, Großmutter gab die Erlaubnis, daß wir gehen. Nicht fünf Minuten länger halt ich's im Hauſe aus. Es iſt Pfingſtwetter geworden. Draußen warten Auguſt und ſein Freund. Franze wird ganz blaß und bekommt verſtörte Augen. Was wird Großmutter antworten? denkt ſie beſorgt. Wer von uns ſoll bei ihr bleiben? Ich nicht, ich nicht — der Tanz auf dem Taufſeſt — ich halt's nicht aus. Sie iſt nahe daran, zu weinen.

„Mir iſt nicht recht, daß man nicht weiß, ob Pfingſten iſt oder nicht; der Kalmus fehlt,“ ſagt Großmutter endlich mit einer kleinen ziſchelnden Stimme.

„Die Franze ſteckte Birkenreiſer an die Stubentür. Wo ſoll man Kalmus herbekommen. Das iſt doch hier nicht die Sitte.“

Der braune, ſehnige Hals der Alten ſtreckt ſich, ihre Augäpfel bewegen ſich zitternd unter den ganz dünnen Lidern. „Wo ſteht der Streußelkuchen? Auf'm Tiſch? Ich kann ihn nicht ſehen.“

„Wozu auch, da iſt keiner hingeſtellt.“ Die Hausfrau ſeufzt in ſich hinein und wird verlegen. „Du haſt doch geſagt, du wollteſt keinen Kuchen, nur weißes Brot; das weiße Brot ſteht neben dir zur linken Hand auf dem Schemel.

„Für mich ſoll kein Kuchen ſein, für die Gäſte!“ Großmutter ſchließt die Augen halb und nickt, und ihre Stimme iſt wie ein Säuſeln.

„Wer ſollte wohl kommen?“ fragt Marie, mit den Achſeln zuckend. „Jemand aus ihrer alten Gegend . . .? Nein.“

„Wir müſſen ihr den Willen tun,“ ſagt die Mutter. „Geh einer in die Küche und ſchneide vom Blechkuchen . . . Da iſt Kuchen, ſiehſt du ihn, Schwiegermutter?“

„Wenn's der Jodokus Hemſ iſt, wo läßt der ſein Geſpann? Jodokus, zu Fuß, ohne Packen. Tritt ein, alter Freund,“ murmelt die Alte, dem Kuchen zunickend.

„Der iſt lange tot, der alte Solinger; ſie verwirrt ſich,“ ſagt die Mutter. Franze ſeufzt und fühlt ihren Schnürleib eng. Marie ſieht zu, wie die alten, dünnen Finger ſich öffnen und ſchließen, als läge eine Hand darin; ſie iſt ganz tapfer und hart.

„Der Schulmeiſter mit ſeiner dritten Frau!“ Großmutter hat ein Lächeln, das ihr ganzes Geſicht wie auf einen Punkt zuſammenzieht. „Ei, ei, die dritte junge Frau hat's unternommen, den Schmutzfink in Ordnung zu bringen. Tretet näher. Der Pfingſten iſt hier ohne Kalmus, mehr wie ein Werkeltag, aber ſie verſteht's nicht beſſer.“ Eine von den braunen, trockenen Händen hebt ſich und bewegt ſich geringſchätzig.

Die Hausfrau hat ponceaurote Backen bekommen beim Zuhören. „Ich trau mich nicht weg,“ ſagt ſie unſchlüſſig und ärgerlich. „Alle Tage, Monat für Monat ſitzt Schwiegermutter ja wohl ihre fünf Stunden auf einem Fleck, ganz vernünftig, wenn ſie auch unzufrieden und grämlich iſt, aber heute iſt ſie anders und wie von ſich.“

Sie ſtehen und ſehen die Alte an, als wollten ſie die krauſen Wege, die das Alter nimmt, aus ihren Runzeln entziffern; aber auf keinen Fall möchten ſie zu dem Schluß kommen, daß ſie dieſer krauſen Wege halber gebunden ſind, bei ihr zu bleiben. Soll ſich die Mutter in einen Streit mit den Töchtern einlaſſen? Die ſind wie zwei weiße vom Wind geblähte Segel, die ſogleich davonziehen

werden. Pfeifen da nicht die ungeduldigen Taufpaten am Vorgartenzaun? Ohne die Mutter aber schickt sich's nicht, daß sie mit den jungen Männern gehen.

Die Alte murmelt und flüstert vor sich hin, so als ob sie jemand Rede und Antwort stünde, der sie um ihr Ergehen voll Teilnahme befragt. „Wer kommt, kommt zu mir, ich dank euch! Was haben die andern von den alten Leuten."

„Atje, Großmutter; es wird keiner kommen. Du wirst ganz allein sein, Großmutter!" ruft Franze im Abgehen über die Schulter. „Ist dir das recht?" setzt die Mutter hinzu, an ihrem Kleiderraffer beschäftigt.

Jetzt wurde die Alte wach. „Euch ist das recht und mir auch. Und nun genug geschwatzt. Packt euch! geht in Gott's Nam'!"

Das war ihre gewöhnliche, rasselnde Stimme, ihre scharfe Art. Die Davongehenden atmeten erleichtert auf. Das war die richtige Großmutter, die nur Bitteres schmeckte und davon heftig und launisch war, dieselbe Großmutter, die ihnen an diesem Sonntag für ein paar Stunden aus den Augen sein mußte, damit sie sie dann später wieder ertragen konnten.

Es war nicht leicht mit Großmutter, aber Großmutter hatte es auch nicht leicht, mit ihrem vom Alter zusammengepreßten Herzen, ihrem schwachen Gedächtnis, ihrem verdüsterten Gemüt fertig zu werden. Großmutter war nämlich ein rasches, starkes Weib gewesen, rasch wie der Blitz, stark von Herzen und Willen, fröhlich bei der Arbeit, witzig und scharf — eine kleine brünette Person mit braunen Funkelaugen und schwarzen zierlichen Wellenscheiteln. Und jetzt? Entweder litt sie an Schwäche und diesen und jenen Schmerzen und Beklemmungen, oder sie war kräftig und klar genug, um zu bedenken, wie es einst gewesen war, und dann litt sie so schwer in ihrem Gemüt, gerade so schwer, als es früher schön gewesen war. Und die Gedanken quälten und bohrten an ihrem Gedächtnis herum, um doch wenigstens eine Nachfreude aus all der grauen Asche herauszuziehen.

Bei verschiedenen Anlässen hob sich dann die Asche wie von selbst, und ein Licht fiel in ihre Vergangenheit. Keinem Jäger konnte an dem Erscheinen des Wildes, das er belauerte, keinem Mädchen an dem Schritt des Geliebten vor seiner Türe so viel gelegen sein, wie Großmutter an diesen köstlichen Momenten. Einmal waren es die neugeborenen Zicklein, die man ihr an den Lehnstuhl brachte, damit sie die warmen, feinen Ohren, das zusammengedrückte milde Fell befühle; ein andermal die klare Wäsche auf der Leine, die man vom Giebelfenster aus auf dem grünen Fleck unter den Obstbäumen im Winde bauschen sah, ein Gesang der Franze — und sie hatte doch nur eine zaghafte, eintönige Stimme — oder das Sonnenmuster auf dem rotgeblümten Sofa — wer weiß, was ihr der Anlaß werden konnte zu ihrem einzigen Fest, dem Fest der Erinnerung! Vielleicht ein besonders naher schmetternder Hahnenschrei, der lichtdurchschienene junge Sproß der Pelargonie im Fenster . . . Großmutter konnte es immer erwarten, das Fest, und doch war sie monatelang wie eingegraben in Finsternis und dumpfem Gram.

Die Dorfstraße badet indes im Sonnenschein; von der Art ist die Aufklärung des Wetters. Es ist beinah so, als müßte man noch etwas anders tun, als ehrbar mitten hindurchgehen und vom guten Wetter reden. Franze denkt an nichts anderes als an ihr reines Kleid und an den Tanz, der kommen soll. Mit abgespreizten Armen schifft sie durch den Sonnenschein dem Tanzboden entgegen wie eine Motte, die bei hellem Tage ein Licht sieht und nun nichts anderes kann, als darauf zusteuern.

Was wohl August's Freund für einer ist? denkt Marie, zwischen den beiden Männern mit gleichem Schritt hingehend. Versteht er was von Landwirtschaft? Ich werde auf den Busch klopfen. Wenn er ein Solider ist . . . es klingt beinah so, als ob er mich ausholen möchte wegen einer Veränderung. Hat August nicht seine besonderen Gedanken dabei, daß er ihnen den Freund mit vor das Haus brachte? Es wollte Marie so scheinen. Er sah nur gradaus und machte ein dummschlaues Gesicht. Franze müßte dann wohl in Stellung, wenn's zur Heirat käme, ja, und Großmutter würde doch nicht ewig leben. Aber wie sollte es zur Heirat kommen, wenn sein Vater Fabrikarbeiter war,

er sechs Geschwister hatte, also arm war? Dann blieb es bei einer Pfingstbekanntschaft.

Das Haus ist leer, die Stube ist leer, es ist Platz genug dazu, daß sich die alten Bilder ausbreiteten. Ja wohl, Platz ist da, und es ist so schön still. Die Uhr mißt die Stille und kommt nicht zu Ende damit.

Die Alte will auch ihr Feiertagsglück, sie will ihr Gedächtnis lebendig haben, sie betet darum, daß es lebendig werden möchte. Fing es nicht vorhin an, klar in ihr zu werden, grade da, als die Schwiegertochter und die Kinder sie störten? Mit was hatte es angefangen? Ach ja, sie fand den Faden, die Dielen halfen ihr, auf die sie blickte, es war der Kalmus gewesen, den sie auf den Dielen vermißte. Den kleingeschnittenen Kalmus auf die Dielen zu streuen, war Pfingstgebrauch zu Hause in der Ebene gewesen.

Heraus in der Dämmerung am Pfingstsonnabend an den Teich im Ackerland! Allein geht so ein rasches, feuriges Ding von Mädchen nicht, wie sie eins war. Da hängt immer einer oder der andre an ihren schwarzen Haaren, an ihren Rockfalten, einer, der ein Klappmesser in der Hosentasche trägt und von der Art ist, daß er im Zaum gehalten werden muß, wenn sie allein draußen in den Wellen der Acker, in den Wiesenflächen, zwischen den Büschchen sind, wo das Gehöft untergetaucht ist, des Vaters Baßstimme von den dichten Getreidehalmen verschluckt wird, der Mutter Kommando über die krausen Kleeflächen verhallt.

Das rasche Mädchen verstand Mannswesen und liebte es, und die Männer liebten das rasche Mädchen, das über sie hinblickte mit zwei feinen Fältchen am Mund und zwei selbständigen Feuerfunken in den Augen.

Das Rebhuhn lockte. Im Teich spiegelte ein dumpfroter Glanz. Stand im Westen noch das Abendrot, und langte bis hier her mit seiner Rosenfarbe? Wie der Kalmus roch, stärker als der Rosmarin; besonders wenn man ihn schnitt, dann quoll sein starker Geruch heraus und überbot alles; die Vergißmeinnicht bleich und klein, die Pfeffermünze kamen nicht gegen ihn auf. Wie die saftigen, glatten Stengel knirschten!

Sie regierte das Klappmesser, und er griff immer da zu, wo ihre Linke um das Schilf herumfaßte. Aber sie mochte nicht in Gefangenschaft sein, sie wollte schaffen.

Die Greisin lächelte. Es sollte so bleiben. Der teure Kalmus, sie dankte es ihm.

War's da, wo sie am Teichrand zusammen saßen und der Jodokus erzählte, er hätte Lust, seines Vaters Gewerbe aufzunehmen, ihn litte es nicht am Ort? Es war nur, weil sie nicht nachgab, wie er wollte. Sie legte ein Kalmusbündel zwischen sich und ihn und hörte zu, wie er klagte und schalt, und sah zu, wie er sich das kühle Schilf auf das Gesicht preßte. Seine Art war das nicht, hinter dem Pfluge zu gehen und mit der Forke zu hantieren; er war aus Solingen gebürtig, wo man Fabriken hatte und Handel betrieb. Sein Vater, sein Großvater waren Hausierer gewesen, er wollte es auch sein.

Warum er es nicht wurde?

Weil er da sein müßte, wo sie sei; das ginge ihm über alles, auch über das Hausierengehen mit Stahlwaren, selbst wenn er zu einem Fuhrwerk käme.

Sie war nicht hartherzig, sie war nicht weichherzig, sie lebte in einem mittleren Zustand, in einem breiten Liebesgefühl. Alles gereichte ihr zum Schmuck und zur Freude: des Jodokus Dialekt, seine Werbung, der Humor, der in seinem Zwiespalt lag. Sein aufrichtiges Leiden schmerzte sie wohl, die Frühlingsdämmerung aber dämpfte den Schmerz, und es blieb ein starkes, inniges Glücksempfinden.

Wie sie ihre Arbeit im elterlichen Hofe liebte! Die vor allen Dingen. Beim Waschen ging das taktmäßig und war eine große Wichtigkeit, das Füttern des Viehzeugs war eine Lust. Die Erpel hatten glühendgrüne Köpfe, die Lieblingshühner trugen Hauben, die Tauben ruckten dazwischen in ihren bunten Röckchen. Wie ein Bahnzug sauste die Flamme im Herd, das Spinnrad flog, und wenn's zum Feierabend kam, dann strömten ihr die Lieder zu; die sang sie an der Gartenzaunecke, wo man die Wege ins Land hinein ziehen sah, und reckte die Arme in die Höhe, als wollte sie die Sternchen oben abpflücken und sich an den Busen stecken. Da war immer Siedehitze in ihr, und Einfall drängte den Einfall. Die Nachbarn kamen von weit her, um sie englisch

tanzen zu sehen in einer Samttaille, mit rotem Schlips, kurzem Rock und Lackschuhen.

Die Alte schnupperte in die Luft. Was gäbe sie für ein wenig, ein ganz klein wenig Kalmusgeruch in der Stube, für den knirschenden Laut, wenn man den kleingeschnittenen auf die Dielen streute! Aber die langen, gut gewachsenen Schilfe blieben unzerschnitten beiseite; die steckte sie einzeln hinter den Spiegel, hinter den Tassenschrank, das Sofa, das Bild vom König. Wie das die Stube veränderte! Es war, als ob die Wasserfrau hier zu Besuch kommen sollte. Um den Schmuck zustande zu bringen, galt es auf Bänke und Tische zu klettern, auf Zehspitzen zu balancieren. Wieder war jemand da, der an ihr hing, der getreue Nachbar, der Riese mit dem glattrasierten Gesicht, von dem die Eltern so viel hielten. Der ließ keine ihrer Stellungen unbeachtet. Unter seinem Blick wurden ihre Füße in roten Strümpfen — die Schuhe standen auf den Dielen — noch behender, als sie es sonst schon waren. Und als sie an ihm vorbeiwehte, steckte sie ihm zum Spaß eine lange Schilffahne hinten in den Rockkragen. Er blieb steif und stattlich unter dem grünen Baum sitzen und sah sie ernsthaft verliebt an. Da fiel sie ihm um den Hals und küßte ihn, warf das Schilf auf die Diele und küßte ihn wieder; seine Lippen waren wie warmer Samt. Wie brennend glücklich war sie an diesem Abend, wo sie großmütig süße Küsse verschenken durfte an einen Mann, der so klug war zu verstehen, daß dies kein Signal war, um sich zärtlich an sie zu machen.

Wie ein Blitz, wie ein Blitz und wie ein Blumenbeet war ihre Jugend gewesen.

Der Jodokus wurde Hausierer, das steckte so tief in ihm, das Handeln und Herumziehen. Gott befohlen. Sie ließ ihn ziehen. Er kam ja jedes Jahr auf den Hof und legte seinen Packen in die Stube und setzte sich zu ihr, nickte und zog die Luft ein, als hätte er all die Zeit Mangel daran gehabt und machte ihr eine Liebeserklärung; jedes Jahr wurde sie reichhaltiger. Später bekam das Luftschnappen eine doppelte Bedeutung, da er kurzlustig wurde und ein ungefüger, dicker Mann. Den Nachbarn erschlug ein Balken bei der Reparatur seines Stalles. Er nahm seine volle Liebe zu ihr mit ins Grab. Als sie ihm den Kranz von Schlehdorn auf die Brust legte — was war das für ein großer Augenblick gewesen! Auch der sollte es nicht sein. Auf einem Erntefest lernte sie den kennen, dem sie nur in die Augen sah, in ein paar sanfte kleine Augen von grünlicher Farbe, um ihn zu lieben und zahm zu werden. Aber es war nicht viel Wunder in dieser Liebe, es war mehr eine jahrelange Verwunderung, daß sie sich an einen so grundguten, langweiligen Mann hatte hängen können. Was dann weiter kam? Der Sohn war das Abbild des Vaters und die Schwiegertochter — sie ließ ihr ihr Gutes. Kein Feuer, keine Laune, eine Frau für den Werkeltag. Marie eine tüchtige Arbeiterin, aber nüchtern von Geist, die Franze weichlich und fürs Vergnügen eingenommen, sie selber aber erdachte sich keins. Da war wohl Liebe in der Brust der Alten, aber auch Überlegenheit und Ungeduld mit denen, die ihr so wenig glichen.

Das war ein andrer Zug gewesen in ihrer Jugend! Auf dem Gehöft daheim in der Ebene, in jedem Winkel hatte man es verspürt: hier ist einer jung, hier ist eine Rose zu finden, eine glührote, samtne Rose an dornigem, winkendem Zweig, ihr Duft ist Liebe!

Wie ein Blitz, wie ein Blitz und wie ein Blumenbeet war ihre Jugend gewesen!

Durch die welken Adern der Alten läuft langsam eine zitternde Welle und vergeht, und dann kommt ein Seufzer.

Die Stube ist leer und still, und niemand wird kommen, sie zu besuchen. Das kränkt die Greisin. Jetzt, wo die Erinnerung sie verläßt, jetzt müßte jemand kommen. Alles, was ihr nahe liegt, das Leben gestern und vorgestern und vor vielen Monaten, es ist zu hilflos und häßlich, um nur dran zu denken. Das Pfingstfest ändert daran nichts. Die Ausgießung des heiligen Geistes! Es bleibt alles matt und leer, auf sie trifft der Geist nicht, auf eine so elende, alte, häßliche Frau. Man ist auch so versteckt hier in den Bergen; in der Ebene wäre es noch eher eine Möglichkeit, ihm zu begegnen. Wenn sie noch einmal auf die Berge käme .... Nicht etwa, daß

ſie erpicht darauf war, die vielen andern Berge und Hügel, die Täler zu ſehen, und Luſt dazu hatte zu ſtreiten, ob das der Mönchskopf und jenes der Rabenſtock ſei, nein, das überließ ſie den andern, ſie hatte nur Augen für die Ebene, die ganz fern und blau, beinah wie der Himmel ſo blau mit dem Schatz ihrer Jugend ſo ſchön dalag. Nach den Teichen ſpähte ſie, in denen der Kalmus wuchs.

Man konnte ſagen: die Ausgießung des heiligen Geiſtes iſt da und dort gegenwärtig, überall gleich fern und gleich nah; ſie wußte wohl, daß es die Seele anging und das, was ſie bald leiſer und ſchwächer, bald lauter und dringender verlangte. Es blieb eine ſchwierige Sache für ihren armen Kopf, von der ſie nicht viel mehr einſah, als dies, daß ſie nichts davon hatte. War denn nichts in der Stube, das ihr helfen konnte, auf Feiertagsgedanken zu kommen?

Auf einem Oldruckbild über der Kammertür legt das dickbäckige Kind den Finger an den Mund und blickt gradwegs zu ihr hin. Das heißt ſo viel als: „Pſt, jetzt kommt's!"

„Was wird denn kommen? Wer ſoll zu mir kommen? Der Jodokus Hemf, der Solinger, wird's nicht ſein, er müßte ſich grauſen vor mir. Er ſoll nicht kommen mit braunem Geſicht, voll im Fleiſch, bei guten Kräften, mit ſeiner närriſchen Stimme und den Spitzbübereien in den Augen. Er iſt's gewohnt, ehrlich zu betrügen. Iſt er denn nicht tot, an Atemnot geſtorben? Wie gerate ich immer auf ihn?"

Das Kind aber bleibt dabei, mit dem Finger am Kirſchenmund durch ſeinen Blick zu verſichern: „Pſt, jetzt kommt's!"

„Ach, du rotbäckiges Dummchen, du weißt nicht, was du mir verſprichſt. Eins wird wohl kommen, der Gevatter Tod."

Dem Kind ſtrahlen die Blauaugen, es ſieht pfiffig aus und unſchuldig, und läßt nicht ab davon, einen Gaſt anzukündigen. „An den Gevatter denkt man nicht gern am Feiertag, der iſt es nicht, den ich gebrauchen kann." Die Alte fröſtelt und verſteckt ihre holzfarbenen, dürren Hände in den Ärmeln und ſinkt tiefer in ſich zuſammen. „Es wird aufhören, daß ich wach vor Schwäche im Bett liege und mich zuſchanden drücke, trotz der doppelten Pfühle, die mir die Schwiegertochter mit halbem guten Willen in das Bett geworfen hat. Morgens werde ich nicht nach heißem Kaffee dürſten, dieſen Sorgenſtuhl nicht mehr einnehmen, um einen Tag zu verleben im Aufpaſſen darauf, ob die Erinnerung kommt" ....

Ja, alte Leute denken an ihren Tod, und es iſt keine Freude und Erwartung daran, ſondern es iſt ein ſchwerer Gedanke und gar nicht bis zu Ende zu denken. Man wendet ſich fort und greift nach einem Zipfelchen vom Leben und möchte, daß es nicht zu Zunder wird. Und es iſt doch Zunder, und man ſehnt ſich nach Verbeſſerung und nach etwas Feſtem, das bleibt und rein und ſchön iſt, aber nicht nach dem Tod. Zu mir ſoll er kommen, zu Wilhelmine Troge geborene Jeſchke, wenn ſie ſich das ſagt .... „Er kommt jetzt gleich, dieſe Stunde," lächelt das blauäugige Kind. „Pſt, hörſt du nicht die Pforte im Zaun klappen? Ein Wind geht vor ihm her durch den Garten, ſein Schatten fällt durch das Fenſter!"

Die Alte iſt in ihrem Sorgenſtuhl aufgefahren; ihr ſchwacher Rücken ſteift ſich, ihr Hals iſt ſtraff, ihr Blick ſcharf. Jetzt kommt die große Angſt. Sie horcht. Wenn das möglich wäre! Das Kind lügt nicht. Was geſchieht mit ihr? Dieſe Angſt, die ſie in der Wurzel ihres Weſens faßt, dieſe unergründliche Not — und zugleich dieſe glühende Hoffnung, die einzige, einzige Hoffnung. Aber die Herzensangſt iſt doch noch größer. „Kind, Herzenskind, gib mir einen Troſt!"

„Es kommt beſſer, immer beſſer. Pſt, warte nur, dies ſind ſeine Vorboten; der nach ihnen kommt, iſt freundlich und tut Gutes. Er löſt den ganz verzogenen Knoten mit klugen Händen, da ſind es himmelblaue Seidenſträhnen. Wie ſchön die ſind. Spürſt du den Kalmus, ach, und die warmen Teiche im Kleefeld. Der heilige Geiſt findet dich, findet dich, und es wird alles gut."

Wie das Kind einſchmeicheln kann, wie es ſo treuherzig blickt. Und dann hört es auf damit, in der Stube wird es ſo arg dunkel. Es konnte doch nur auf ſeine kindliche Art ein wenig vorbereiten und Mut zuſprechen. Was dann kam ....

Großmutter hatte doch einen Gaſt gehabt und viel erlebt. Wer kann im voraus wiſſen,

daß die, die fortgehen, unter Menschen, in neue Umgebungen, mehr erleben werden als die, die daheim bleiben? Großmutter hatte doch einen Gast gehabt und viel erlebt, wer kann sagen wie viel?

Ich denke, da sie ein rascher, mutiger Mensch von Grund aus war — man hatte in ihrer alten Gegend von ihr gesagt: die fürchtet nicht Tod, nicht Teufel — wird sie nach dem ersten Schrecken bereit gewesen sein, von ihrem verbrauchten, schäbig gewordenen Erdenkleid zu scheiden. Nicht nur in ihrem Körper, in ihrer Seele war eine stete Bereitschaft gewesen zu Erlebnissen, Bewegung, Verbesserung; da war etwas in ihr, das den großen Tod zu schätzen wußte.

Alkoholismus und persönliche Freiheit.

Von

Mathilde Planck.

Nachdruck verboten.

Wir halten alle viel von persönlicher Freiheit. Und diese Freiheit zu schaffen, sind seit anderthalb Jahrhunderten die verschiedensten Faktoren in Tätigkeit: ruhiges wissenschaftliches Denken ebensowohl wie blinder revolutionärer Drang, vorsichtige praktische Politik auf der einen Seite und auf der andern die elementare Gewalt großer wirtschaftlicher Umwandlungen. Reaktionäre Mächte treten immer wieder jenen freiheitschaffenden Kräften in den Weg: sie hemmen oder ändern die Entwicklung, ohne sie unterdrücken zu können. Ein starker Zug nach Selbständigkeit lebt in allen Schichten der Bevölkerung. Dementsprechend sind auch unsere Gesetze unendlich verschieden von denen des Mittelalters. Wir kennen nicht mehr die scharfe Sonderung der Stände; soweit noch eine solche besteht, gründet sie sich jedenfalls nicht auf Gesetze sondern auf eine Verschiedenheit der Bildung oder der äußeren Lebenshaltung. Ganz seltsam erscheinen uns die ehemaligen obrigkeitlichen Kleiderordnungen, die der Patriziersfrau breitere Borten zu tragen gestatteten als ihrer Nachbarin, der Frau des einfachen Bürgers. Noch merkwürdiger und ferner liegend ist uns das Bild der Zünfte, mit ihren engen und bis ins kleinste gehenden Verordnungen und Regeln. Im Rückblick darauf könnten wir meinen, es schon recht weit gebracht zu haben. Gewiß haben die Stürme der Revolutionen gewaltige Mauern und Schranken hinweggefegt. Aber so einfach war die Sache doch nicht, als die Männer der Schreckenszeit es sich dachten, und die Guillotine erscheint uns heute ein mehr als fragwürdiges Mittel, die Freiheit und Gleichheit herzustellen. Auch die späteren Revolutionen waren selbst in ihren edelsten Vertretern nicht klar und konsequent genug. Jedenfalls hat sich nun gezeigt, wie kurzsichtig es war, die Frauen ganz zu vergessen, wo es sich um allgemeine Bürgerrechte handelte. Sie sind heute noch in mehr als einer Beziehung rechtlos. Eine ganze Reihe von Berufsarten ist ihnen verschlossen, und die Teilnahme an der Gesetzgebung ist ihnen noch gänzlich versagt. Ich führe dies nur an, um zu zeigen, wie unvollständig das bloß äußerliche Freiheitsstreben Erfüllung fand, das im 18. Jahrhundert seine Wurzeln hat, und kann nicht weiter darauf eingehen, wie sehr unsere gesamte Kultur durch die Rückständigkeit der Frauen leidet. Soviel ist aber sicher, daß diese ganze Periode des Strebens nach Freiheit so lange dauern wird, bis auch die Ungleichheit der Geschlechter in Recht und bürgerlichem Leben aufgehoben ist. Wie lange es bis dahin ist, können wir ruhig dahingestellt sein lassen. Es geht in

der Menschheitsentwicklung nicht so schablonenhaft zu, wie in einer Schulklasse, wo ein Pensum erledigt und dann ein anderes angefangen wird. Braucht eine Bewegung jahrhundertelang, bis sie sich völlig ausgewirkt hat, so setzen doch fortwährend andere neben ihr ein, die jene erste auch nicht unbeeinflußt lassen, sondern sie oft sehr stark modifizieren. Mit andern Worten: Wenn wir eine Bewegung als notwendig verstehen, ihre Bedingungen und ihre weitere Entwicklung einigermaßen übersehen, so hindert uns dies nicht, aus ihrem bisherigen Verlauf Nutzanwendungen zu ziehen, die Bestrebungen zu prüfen, auf denen sie beruht und an den Begriffen Kritik zu üben, aus denen sie ihre Nahrung zieht.

Die Resultate des bisherigen Bemühens liegen uns vor Augen. Wir sehen, inwiefern das lockende Ziel der persönlichen Freiheit erreicht wurde. Bei der Berufswahl wird der junge Mensch zwar nicht durch das Gesetz in eine bestimmte Bahn gewiesen, aber, sofern er nicht durch die materiellen Verhältnisse schon beschränkt ist, wird er oft genug durch Standesvorurteile derartig beeinflußt, daß seine eigenen Neigungen und Anlagen nicht im mindesten mehr in betracht kommen. Wir stehen nicht mehr unter der sichtbaren und fühlbaren Tyrannei der bevorzugten Stände, aber wir beugen uns unter Sitte und Mode. Am deutlichsten und schlimmsten zeigt sich dies im Alkoholismus. Ich will aber nicht von dem Einzelnen, nicht von dem Trinker reden, der schließlich gar keinen eigenen Willen, also auch keinen Rest von persönlicher Freiheit mehr hat. Ich verstehe unter Alkoholismus in erster Linie eine soziale Erscheinung. Er ist eine Zeitkrankheit, ein Bann, der auf unserer ganzen gegenwärtigen Gesellschaft liegt. Der Alkohol ist der Gott, dem vielleicht am allermeisten gehuldigt wird. Und zwar vielfach in gutem, schon in der Kindheit begründetem Glauben. Denn der Alkohol ist, wie Erich Schlaikjer einmal sagt, „in uns hineingepredigt und hineingesungen." Es ist wie eine Art Suggestion, ein unumstößliches Dogma, daß es keine fröhliche Geselligkeit, keine rechte Feststimmung geben könne ohne Alkohol. So wird von vielen die bloße Gegenwart eines Abstinenten als freudestörend empfunden. Es ist höchst unpassend, bei einem Trinkspruch mit einem unschädlichen Getränk anzustoßen; bei offiziellen Gelegenheiten ist es meistens nicht einmal erlaubt. Trotzdem wird von den Freunden des Alkohols die Arbeit seiner Gegner als Beeinträchtigung *ihrer* Freiheit empfunden. Und zwar nicht nur von dem Oberflächlichen und keines eigenen Urteils Fähigen. Auch unter Universitätsprofessoren findet sich häufig genug diese Auffassung und die reine moralische Entrüstung über die Abstinenten. In seinen Vorlesungen über Politik gerät Treitschke in hellen Zorn, wenn er auf „die scheußlichen Temperenzgesetze in Nordamerika" zu sprechen kommt. Er will, „man soll dem kleinen Mann seinen Schoppen lassen." Von der Seite also, von der immer der härteste Zwang geübt wurde, und noch geübt wird, von den Trinkern geht die Klage aus, die Freiheit sei bedroht. Diese völlige Umkehrung der Tatsachen erklärt sich nicht allein aus jener Suggestion. Der Professor ist allerdings der ehemalige Student, der eben in diesem Fall über den Bierkultus seiner Jugend nicht hinausgewachsen ist. Sobald er aber von Beschränkung der persönlichen Freiheit redet, die von den Abstinenten zu befürchten sei, so müssen wir uns seinen Freiheitsbegriff etwas näher ansehen. Er wird ungefähr derselbe sein, der in unserer Gesetzgebung zu tage tritt und der das Anwachsen der Alkoholgefahr mitverschuldet hat. Ich betone ausdrücklich dieses „mitverschuldet." Es fällt mir nicht ein, das ganze riesengroß gewordene Übel aus einem einzigen Grunde erklären zu wollen.

Worauf war denn nur das ganze Freiheitsstreben gerichtet? wie hat der Liberalismus des 19. Jahrhunderts auf die Gesetzgebung eingewirkt? Zum großen Teil in negativer Weise. Wir kennen alle die schönen Phrasen von der schrankenlosen Konkurrenz, vom freien Spiel der Kräfte. Wenn allen gleiche Bewegungsfreiheit eingeräumt würde, dann müßte jeder auch das beste leisten wollen. Durch Hinwegräumung der Schranken, die zugunsten einzelner Stände bestanden hatten, glaubte man die Freiheit für alle herstellen zu können. Wie „frei" der Einzelne in diesem gepriesenen Zustand ist, ersehen wir daraus, daß in der gesamten Industrie, vom Beherrscher der großen Bergwerke und Fabriken bis zum schlecht bezahlten ungelernten

Arbeiter herab, sich jeder mit seinesgleichen zusammenschließt, die einen, um besser zu regieren, die andern, um sich eher wehren zu können. Überall die alten Schranken durch neue ersetzt.

Unter denselben Bedingungen wie andere Industriezweige entwickelte sich die Alkoholproduktion, d. h. ohne jegliche gesetzliche Einschränkung und unterstützt von allen Hilfsmitteln der modernen Technik. Es war vor 30 Jahren auch den Aufgeklärtesten noch unbekannt, daß schon kleine Mengen Alkohol giftig wirken. Das Bier namentlich wurde noch als Nahrungs-, nicht allein als Genußmittel angesehen. In der beständigen Vermehrung der Schankwirtschaften sahen wohl Einzelne eine große Gefahr, aber ihre Stimme wurde nicht gehört. Im allgemeinen herrschte große Zufriedenheit über den Aufschwung der Alkoholindustrie. Die großen Bierbrauereien und Champagnerfabriken boten günstige Kapitalanlagen. Wir haben es glücklich dahin gebracht, daß jeder 14. Mann in der Alkoholproduktion beschäftigt ist und daß sie ein riesiges Kapital repräsentiert, das reichliche Zinsen tragen soll. Ein Blick in unsere Tageszeitungen sagt uns, mit welchen Mitteln dies erreicht wird, wie die Wirtshäuser durch Musik und Unterhaltung zweifelhaftester Art die Gäste anzulocken suchen. Die kleineren Restaurants sind meist im Besitz der Bierbrauereien, und diese nehmen natürlich Pächter, die das Geschäft gut verstehen; oft wird der Mann sogar kontraktlich verpflichtet, ein bestimmtes Quantum Bier jährlich abzusetzen. Dies ist aber nicht genug. Eine Menge Flaschenbier wird in die Häuser gebracht: auf jeder Baustelle wird es feilgeboten. Der Abstinent hat, wenn er nicht gerade Einsiedler sein will, ziemliche Mühe, sich all der Aufdringlichkeit zu erwehren. Was ist da von der Menge zu erwarten, die an gar kein eigenes Prüfen und Urteilen gewöhnt ist? Sie ist in ihrer Gedankenlosigkeit der Alkoholmacht gegenüber völlig wehrlos. Die gepriesene Gewerbefreiheit hat in diesem Fall, in der Alkoholindustrie, zur Herrschaft und Willkür einer Minderheit, zur Knechtung der Masse geführt. Und die kapitalistische Unterlage macht jene Herrschaft beinahe unheimlich, unangreifbar. Der Aktionär will hohe Dividenden einnehmen und kümmert sich nicht darum, mit welchen Mitteln die Wirte und die Brauereidirektoren arbeiten. Kaum irgendwo kann das Unpersönliche, Grausame unserer gegenwärtigen Gesellschaftsordnung deutlicher hervortreten als hier. Der Einzelne kann gar nicht direkt verantwortlich gemacht werden und fühlt sich selbst ganz unabhängig davon, in welcher Weise sein wohl angelegtes Geld verwendet wird. Er lebt auch meist des guten Glaubens, daß der Alkohol eine harmlose, zum Vergnügen seiner Nebenmenschen dienende Sache sei. Überdies, wenn *er* Bedenken hätte, sein Kapital gerade in der Alkoholindustrie anzulegen, so gibt ein anderer das seinige umso ruhiger zu diesem Zwecke her, und das Endresultat ist dasselbe.

So schwer nun auch dem persönlichen Gewissen beizukommen ist, so zeigt sich doch gerade hier aufs deutlichste, was dem bisherigen Freiheitsstreben fehlt. Ich möchte noch einmal betonen, daß ich die grobe Räumungsarbeit, wie sie von der ersten französischen Revolution geleistet wurde, durchaus nicht unterschätze, sondern sie als zu ihrer Zeit notwendig begreife. Ebenso gut weiß ich, daß wir es immer noch mit reaktionären Gewalten, kirchlicher und weltlicher Art, zu tun haben. Die Arbeit aus dem Groben heraus ist noch lange nicht zu Ende. Aber aus der bisherigen Entwickelung ist schon deutlich zu ersehen, daß wir auf dem angefangenen Wege das Ziel gar nicht erreichen können. Wo die Freiheit schon erkämpft schien, hat sie sich in ihr Gegenteil verkehrt. Mit der bloß negativen Arbeit, mit dem Hinwegräumen der Bevormundung und der sonstigen äußeren Schranken ist es nicht getan. Unser Freiheitsstreben muß zugleich einen positiven Inhalt gewinnen. Diesen Inhalt zu schaffen, ist die Aufgabe unserer Zeit, nachdem die vorangegangenen Geschlechter uns den Boden bereitet haben. Die Freiheit für alle ist nicht herzustellen, wenn einfach jeder tun kann, was er will. Da regiert immer wieder der Gewalttätige und Stärkere. Der Begriff der Freiheit selbst ist unvollständig und roh, wenn er nicht sich verbindet mit dem der Verantwortlichkeit. Ein Gemeinwesen ist nicht frei, wenn jeder sich auf seine Weise Geld verdienen kann, ohne sich darum weiter zu bekümmern, ob durch seine Tätigkeit den anderen wirklich Nutzen erwächst oder ob sie durch seine Erzeugnisse zu grunde

gerichtet werden. Dieser Zustand ist der unserige. Wir müssen aber dahin kommen, daß jeder einzelne sich für das Wohl und Wehe der anderen mitverantwortlich fühlt. Er kann ja selbst nicht leben ohne die Gemeinschaft, der er angehört, mögen wir dabei an den Staat oder an die einzelne Gemeinde denken. Durch sie erhält er Arbeit und Brot. Wenn er nicht ganz gering gesinnt und kurzsichtig nur auf den augenblicklichen Gewinn bedacht ist, so muß er einsehen, daß das Gedeihen des größeren Gemeinwesens auch sein Ergehen mitbedingt. Dieses Prinzip der Verantwortlichkeit ist bei der Regelung des gegenwärtigen Erwerbslebens unberücksichtigt geblieben, in der irrigen Meinung, durch die bloße freie Konkurrenz würde alles Schädliche wieder ausgeglichen. So ist nicht nur der Alkoholismus eine ungeheure Macht geworden. Auch in der Litteratur und einer sogenannten Kunst hat die Spekulation sich an die schlechten Instinkte der Menschen gewandt. Es existieren große blühende Geschäfte, die durch Vertrieb von Schundlitteratur und schlechten Bildern das ohnehin schwache sittliche Verantwortlichkeitsgefühl noch mehr untergraben. Obschon eine niedrige Gesinnung bei diesen Unternehmungen deutlich zu sehen ist, so ist doch die öffentliche Meinung sehr duldsam solchen Leuten gegenüber. Wenn sie eine gewisse Verachtung zu fühlen bekämen, so würde dies ihnen vielleicht nicht direkt Eintrag tun. Aber es wäre doch ein Zeichen, daß die Gesellschaft sich gegen ihre korrumpierenden Elemente wehrt. Ein gesetzlicher Schutz ist unendlich schwer zu erreichen. Es sei daran erinnert, wie sehr die Lex Heinze mit reaktionären Bestrebungen verknüpft war und wie manches Gesetz durch die bureaukratische Handhabung fast in sein Gegenteil verkehrt wird.

Was an sich schon schwierig genug ist, wird gegenwärtig durch die Parteileidenschaften, durch die ganze politische Konstellation noch bedeutend erschwert. Eine Sache spricht nicht oder selten rein für sich und wird auch nicht so beurteilt, sobald sie vor die Volksvertretung kommt. Sie erscheint im Lichte der Parteien, nimmt eine gewisse Farbe an, so daß ihr ursprünglicher Sinn und Zweck mehr oder weniger verändert wird. Dazu spielt das eigene materielle Interesse der Parteigenossen teils bewußt, teils unbewußt mit herein. In allen Parteien sind die Männer zahlreich, die als Produzierende oder als Kapitalisten den Alkoholkonsum auf seiner Höhe erhalten wollen. Es sind oft Leute, die in der Landes- und Gemeindevertretung einen großen Einfluß haben.

Interessant ist das Verhalten der Sozialdemokratie dem Alkoholismus gegenüber. Auf mehreren Parteitagen sollte über die Alkoholfrage verhandelt werden, und jedesmal kam sie so spät an die Reihe, daß sie für die nächste Tagung zurückgestellt wurde. Zuletzt, in Jena, haben die Freunde der Abstinenz eine Ausstellung veranstaltet, um ihre Bemühungen zu veranschaulichen, und die Sache ist einer Kommission zur weiteren Behandlung überwiesen worden. Ob diese Kommission noch viel von sich hören läßt, wird von dem Grad ihrer Energie abhängen; aber auch bei größter Umsicht hat sie kaum eine Aussicht auf direkten praktischen Erfolg. Wohl wissen die hellen Köpfe in der Partei ganz genau, daß der Trinker für ihre Organisation verloren ist. Er ist in der Regel ein leicht zu regierender Untertan des Staates. Denn das Mittel, sich seinem Elend zu entrücken, hat er immer bei der Hand. Aber die Sozialdemokraten fürchten sich vor den Gastwirten, und mit Recht; denn sie sind ja mit ihren Versammlungen von ihnen abhängig. Zu einem Vorgehen der Partei gegen den Alkoholismus wäre nicht nur erforderlich, daß die Mehrheit ihn als ihren schlimmsten Feind erkennen lernte, sondern zugleich eine Änderung der bisherigen Taktik. Bekanntlich aber herrscht der Doktrinarismus wieder unumschränkt. An dem rein politischen Charakter der Partei wird mit der äußersten Zähigkeit festgehalten, und von wirtschaftlicher Selbsthilfe darf überhaupt nicht geredet werden. Sonst könnten die Sozialdemokraten ja ganz wohl sich von den Gastwirten freimachen und sich selbst Versammlungshäuser ohne Trinkzwang einrichten.

Wenn die Partei als solche nichts gegen den Alkoholismus unternehmen wird, so kann doch allerdings dadurch, daß auf den Parteitagen davon die Rede ist, der Kampf der deutschen Arbeiterschaft gegen jenen Erbfeind sich weiter verbreiten.

Ebenso wenig wie von der Sozialdemokratie ist von den andern Parteien für eine direkte Bekämpfung des Alkoholismus zu hoffen. Hier sind die Interessen des Großkapitals hinderlich, die ganze Enge des politischen Denkens. Mit dem Augenblick und seinen Bedürfnissen haben sie so viel zu tun, daß sie mit so umfassenden, weit ausschauenden und mühsamen Dingen, wie es der Kampf gegen den Alkohol bis jetzt ist, sich nicht befassen können.

Wenn nun auf dem Wege der Gesetzgebung augenblicklich kaum etwas gegen ihn zu machen ist, so muß doch der Alkoholismus immer mehr persönliche Gegner finden. Was an Volkskraft und Volksgesundheit ihm geopfert wird, läßt sich aus der Statistik der Irrenhäuser und aus den Rekrutenlisten nachweisen. Der allgemeinen Degeneration des Volkes, die unausbleiblich bevorsteht, wenn die Dinge so weitergehen, können die Regierungen doch nicht ruhig zusehen. So gut eine soziale Gesetzgebung in Deutschland zustande kam, die den unbemittelten Ständen in Krankheits- und andern Notfällen wie im Alter zu Hilfe kommt, ebenso gut werden wir noch einen Schritt weiter gehen. Es wird immer bestimmter nachgewiesen, daß der Alkohol eine Hauptursache des Elends ist, namentlich durch die Verzeichnisse der Kranken- und Unfallversicherung. Bei den Bierbrauern sind die Unfälle am zahlreichsten. Sie erhalten einen Teil ihrer Löhnung in Bier. Was sie von dem festgesetzten Quantum nicht trinken, geht ihnen verloren. Es müßte einer energischen Agitation gelingen, diese Einrichtung abzuschaffen. Ist doch der Arbeitgeber gesetzlich verpflichtet, überall da vorzubeugen, wo Leben und Gesundheit seiner Leute bedroht sind. Und die teilweise Entlohnung durch Getränke beruht auf der früheren, jetzt als irrig nachgewiesenen Annahme, das Bier sei ein ganz zuträgliches Nahrungsmittel. Vielleicht würden schon die bestehenden Gesetze eine genügende Handhabe bieten, und das Übel könnte durch eine Verordnung abgeschafft werden. Voraussichtlich würden die Brauer selbst in ihrer Mehrheit nur dankbar dafür sein. Wenigstens legt der in einer Bierbrauerei in Hamburg gemachte Versuch diese Annahme nahe. Es ist dort den Arbeitern freigestellt, das Getränk zu nehmen oder den entsprechenden Geldwert, und die Mehrzahl, darunter namentlich die Verheirateten, hat sich für das letztere entschieden. Was *eine* Brauerei kann, das können auch die andern, und der gegenwärtige abscheuliche Zwang wäre für einen Teil der in der Alkoholindustrie Beschäftigten aufgehoben. Für die übrigen bestände er allerdings weiter; dennoch glaube ich, daß dieser erste Schritt bedeutend und weittragend genug wäre. Wie nun die Eisenbahnverwaltungen anfangen zu begreifen, daß durch den Alkoholgenuß die Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit ihres Personals herabgesetzt wird, so würde durch jene Verordnung zum erstenmal von seiten der Regierung zugegeben, daß der Alkohol auch gesundheitsschädlich ist. Ist die gewalttätigste Form des Trinkzwangs — und um diese handelt es sich hier — einmal weggeräumt, so ist ihm auch in seinen andern Gestalten eher beizukommen. Das Prinzip der Verantwortlichkeit, durch das unser Erwerbsleben korrigiert werden muß, würde anerkannt. Es gibt jetzt schon mancherlei Anknüpfungspunkte dafür. In anderem Zusammenhang, wo überhaupt dem rücksichtslosen Erwerbsgeist Schranken gesetzt werden, ist dieses Prinzip wirksam, namentlich in den Arbeiter- und Kinderschutzgesetzen, so unvollkommen sie auch bis jetzt noch sind.

Wo sich eine Möglichkeit gesetzlichen Vorgehens bietet, da sollte sie versucht werden. Auch wenn der Versuch zunächst mißlingt, so ergibt sich doch ein Gewinn. Wir sehen daraus, wie weit das Verständnis für unsere Bestrebungen reicht, an welchen Punkten es am meisten fehlt, welche Grundlagen erst geschaffen werden müssen, endlich wo die Weiterarbeit am intensivsten einsetzen muß.

Ich habe vom Alkoholismus als von einer Zeitkrankheit, von einer allgemeinen Gefahr gesprochen und darzulegen versucht, inwiefern mit unserer politischen und wirtschaftlichen Entwicklung das Anwachsen dieser Gefahr im Zusammenhang steht. Ferner wollte ich zeigen, daß gerade deshalb eine gesetzliche Hilfe sehr schwer zu erreichen ist. Daß aber durch einen positiven Ausbau unseres Freiheitsstrebens die gemeine Gewinnsucht am ehesten zu bekämpfen sei. Daß ferner in einzelnen besonders klar liegenden Fällen doch eine Hilfe der Regierung gesucht werden sollte, in erster Linie wegen der

Sache selbst, dann aber auch, um die Verantwortlichkeit im Erwerbsleben zu betonen und um zu prüfen, wieviel Verständnis dafür und für die tatsächlichen Notstände vorhanden ist.

So wie heute die Dinge liegen, ist die Gesetzgebung nicht vorausschauend, nicht neugestaltend, sondern nachträglich zusammenfassend und festlegend, was nach allgemeiner Auffassung für recht und unrecht gilt. Es gibt Ausnahmen von dieser Regel; aber solche Gesetze wirken oft nur teilweise oder sogar im umgekehrten Sinne, wie sich an einzelnen Beispielen nachweisen ließe. Das Gesetz muß, wenn es seinen Zweck erfüllen soll, eine bestimmte Grundlage im Rechtsbewußtsein des Volkes haben. Soll der Geist der Gesetzgebung sich ändern, so muß schon ein Teil des Volkes, und zwar der bessere und klügere, diese andere Auffassung vertreten und in seinem eigenen Kreise betätigen.

Im Hinblick auf diese Sachlage hat die Abstinenzbewegung bisher gearbeitet und ihre nicht unbedeutenden Erfolge erzielt. Wie wir gesehen haben, steht ihr aber der schwerste Kampf noch bevor. Es gilt daher, immer wieder auf den schlimmsten Feind der Volksgesundheit und aller höheren Kultur hinzuweisen, die noch nicht in Gewohnheit und Gedankenlosigkeit verfallene Jugend durch Gewöhnung an reinere Freuden vor ihm zu bewahren, endlich durch Vertiefung des Rechtsgedankens, Ergänzung und Veredlung des Freiheitsstrebens die geistig-sittliche Macht zu schaffen, die allein zu siegen vermag.

Die Halbtagsschicht für verheiratete Fabrikarbeiterinnen.

Von

Anna Pappritz.

Nachdruck verboten.

Die Schädlichkeit der eheweiblichen Fabrikarbeit für die Gesundheit der Frauen selbst, für das Familienleben des Arbeiters wie für die Entwicklung der künftigen Generation ist eine so allgemein bekannte und anerkannte Tatsache, ist in dieser Zeitschrift schon so häufig erörtert worden, daß es sich erübrigt, diesen Notzustand in allen seinen Konsequenzen noch einmal darzulegen, wenn wir uns heute mit einem Reformvorschlag beschäftigen, der in jüngster Zeit vielfach zum Gegenstand der Diskussion gemacht worden ist.

Es handelt sich um die fakultative Einführung der Halbtagsschicht für verheiratete Fabrikarbeiterinnen, die Dr Friedrich Schomerus auf wärmste befürwortet[1]) und die sowohl Professor Dr Bernhard Harms[2]) wie Marianne Weber[3]) u. a. als eine wirkungsvolle Maßregel auf dem Gebiete des Arbeiterinnenschutzes empfehlen.

Schomerus geht von dem Gedanken aus, daß — ebenso wie es für die männliche Arbeiterschaft möglich ist, in den Betrieben, wo auch nachts gearbeitet wird, die 24 Stunden in eine Tag- und Nachtschicht einzuteilen — es durchführbar sein müßte,

[1]) „Halbtagsschicht statt Ganztagsschicht für verheiratete Fabrikarbeiterinnen" von Dr F. Schomerus. „Sozialer Fortschritt", Heft 72. Leipzig, Verlag von Felix Dietrich. 1906.

[2]) „Der Maximalarbeitstag" von B. Harms, Jena. (Vortrag, gehalten auf der 17. Tagung des Evangelisch-Sozialen Kongresses in Jena.) Verlag der Lauppschen Buchhandlung, Tübingen. 1906.

[3]) „Beruf und Ehe" von Marianne Weber. Verlag der „Hilfe", Schöneberg-Berlin.

für die verheiratete Frau die Tagesschicht in eine Vormittags- und Nachmittagsschicht einzuteilen, um ihr dadurch Zeit zu geben, ihren Mutter- und Hausfrauenpflichten zu genügen und sie vor der Überarbeit zu schützen, durch die jetzt die Gesundheit so vieler Frauen ruiniert wird. Er schlägt vor, es ähnlich wie bei der Nachtschicht zu machen: eine Hälfte werde in der einen Woche vormittags, die andere nachmittags beschäftigt, und wechsele in der folgenden Woche. Er betrachtet diesen Vorschlag als

„die Lösung des schweren Problems, das die Fabrikarbeit der verheirateten Frau unserem Industriezeitalter gestellt hat, eine Lösung, die der Industrie die volkswirtschaftlich noch nicht zu entbehrende Arbeitskraft erhält, die der Frau den oft erwünschten, oft um ihrer Selbsterhaltung willen dringend notwendigen Arbeitsverdienst läßt, die nicht mehr von der Zeit und Kraft der Frau nimmt, als die Rücksicht auf die häuslichen Aufgaben gestattet, und mit all den verheerenden, die Kraft und sittliche Zucht zerstörenden Folgewirkungen der Ganztagarbeit aufräumt."

Wenn wir es auch als Übertreibung ablehnen müssen, diesen Vorschlag als „die Lösung des Problems" zu bezeichnen, so erscheint er uns doch beachtenswert genug, um ihn näher zu beleuchten. Professor Dr Harms, der sich in seiner oben zitierten Schrift ganz auf den Standpunkt von Schomerus stellt, will hauptsächlich die fakultative Halbtagsschicht für die Textilarbeiterin eingeführt wissen — ein Beweis, daß es sich nicht um „die Lösung des Problems" handelt, sondern um einen Reformvorschlag, der nur gewissen Arbeiterinnenkategorien zugute kommen würde. Immerhin stellen diese einen so großen Prozentsatz dar, daß es sich wohl lohnen würde, Maßnahmen zu befürworten, die den schädlichen Folgen der Frauenarbeit in diesen Branchen entgegenwirken könnten.

Frauen werden 9 Stunden und weniger beschäftigt in 6768 (= 17,5 Prozent) Betrieben mit 86 191 Arbeiterinnen (= 10,6 Prozent);

9 Stunden bis einschließlich 10 Stunden in 18 267 (= 47,2 Prozent) Betrieben mit 347 814 Arbeiterinnen (= 42,7 Prozent);

mehr als 10 Stunden beträgt dagegen die Arbeitszeit in 14 053 Betrieben (= 36,3 Prozent) mit 379 555 Arbeiterinnen (= 46,7 Prozent).

Hiernach beschäftigen nahezu zwei Drittel (64,7 Prozent) aller in Betracht kommenden Anlagen ihre erwachsenen Arbeiterinnen zehn Stunden und kürzer; jedoch entfallen auf diese Betriebe nur 53,3 Prozent, also wenig mehr als die Hälfte sämtlicher Arbeiterinnen. Dagegen werden 46,7 Prozent der Arbeiterinnen in 36,3 Prozent der gezählten Fabriken länger als 10 Stunden beschäftigt.

Von diesen 379 555 Arbeiterinnen, die länger als 10 Stunden täglich beschäftigt sind, gehören der Textilindustrie 246 765 = 65 Prozent an, und zwar haben 70,8 Prozent unter ihnen eine Arbeitszeit, die 10 Stunden übersteigt.

Die Einführung des zehnstündigen Maximalarbeitstages für Frauen, die von maßgebender Seite als nahe bevorstehend bezeichnet wurde, bedeutet demnach nur eine geringe Entlastung der Arbeiterin, die, wie Herr von Berlepsch sehr richtig bemerkt, bei zehnstündiger Beschäftigung in der Fabrik einen siebzehnstündigen Arbeitstag hat.[1]) Um diesen Frauen den leider oft notwendigen Zuschuß zum Familieneinkommen zu gewährleisten, ihnen aber andrerseits Zeit und Muße zur Erfüllung ihrer spezifischen Aufgaben als Mütter zu lassen, schlagen Schomerus und Harms eine Regelung der Fabrikarbeit der verheirateten Frau vor, die den Erfordernissen ihrer Lage entspricht, d. h. die sie die eine Hälfte des Tages von der Fabrikarbeit befreit.

Es ist nun, wie beide Verfasser ausdrücklich betonen, unmöglich, daß der Staat diese Regelung gesetzlich festlegt, sie muß vielmehr privater Initiative überlassen bleiben. Dem zu erwartenden Einwand der technischen Unausführbarkeit dieser Einrichtung begegnet Schomerus mit dem Hinweis darauf, daß in der Textilindustrie Englands im Jahr 1901 zusammen 36 511 Kinder unter 14 Jahren (16 698 Knaben

[1]) von Berlepsch: „Warum betreiben wir soziale Reform?" Heft 11 der Schriften der Gesellschaft für Soziale Reform. Jena 1903.

und 19 613 Mädchen) in Halbtagschichten (sog. half timers) beschäftigt werden; und Harms schreibt darüber:

„Ich habe in den letzten Wochen Gelegenheit genommen, bei zahlreichen Textilindustriellen — sie vor allem kommen in Betracht — mich zu erkundigen, ob die Einlegung von besonderen Vormittags- und Nachmittagsschichten für Frauen möglich ist. Von keiner Seite konnte mir dies bestritten werden. Da nun ebenfalls nicht bestritten werden kann, daß die 10- bis 11stündige Fabrikarbeit einer Hausfrau, Gattin und Mutter ein Unding ist, daß sie diese aufreibt, und mit schwerem Schaden für die Hauswirtschaft, das Familienleben, die heranwachsende Jugend, wie für das Leben der Kinder[1]) selbst verbunden ist, so kann und darf die Industrie auf die Dauer nicht auf dem vollen Arbeitstag für verheiratete oder verwitwete Frauen beharren."

Schomerus befürwortet die Halbtagsschicht aber nicht nur im Interesse der Frauen selbst, nicht nur im Hinblick auf die drohende Degeneration der kommenden Geschlechter, sondern er glaubt, auch die Industrie wird Vorteil aus dieser Einrichtung ziehen, weil die Arbeiterin nicht unter chronischer Ermüdung leiden, sondern mehr als die Hälfte der gewöhnlichen Tagesleistung verrichten wird. Darum fordert er auch für sie eine Bezahlung, die die Hälfte des ortsüblichen Tagelohns um ein Geringes übersteigt. Er fordert deshalb die Fabrikanten auf: „die Halbtagsschicht nicht nur formell einzuführen, sondern auch aus einem höheren Gesichtspunkt heraus Gewicht auf sie zu legen, die Arbeitsfrauen zu erziehen, an sie zu gewöhnen, kurzum die Einführung zu forcieren, um eine neue Sitte zu schaffen". Die Fabriken müssen den verheirateten Frauen die Möglichkeit geben, nur einen halben Tag zu arbeiten. Um mehr als die Schaffung einer „Möglichkeit" soll es sich zunächst nicht handeln. Wer einen vollen Arbeitstag in der Fabrik arbeiten will und muß, der soll es auch in Zukunft können; wer aber nur einen Zuschuß zum Lohne des Mannes verdienen will, dem soll Gelegenheit gegeben werden, seine Arbeitskraft für eine halbe Schicht nutzbringend zu verwerten. Die Halbtagsschicht soll also keine obligatorische, sondern eine fakultative Einrichtung sein. Ein Mangel an weiblichen Arbeitskräften wird dadurch nicht eintreten, da immer ein großer Zustrom von Frauen vorhanden ist und dieser sich wahrscheinlich steigern würde, wenn die Arbeiterinnen nicht genötigt werden, ihren häuslichen Wirkungskreis ganz zu vernachlässigen, sondern ihnen die Möglichkeit geboten wird, in einer Halbtagsschicht die gewünschte Arbeitsgelegenheit zu finden.

Mit der Hauptschwierigkeit, die Halbtagsschichten in die Versicherungsgesetzgebung einzugliedern, setzt sich Schomerus eingehend auseinander, indem er nachweist, daß es möglich ist, die Statuten der Orts- und Betriebskrankenkassen in Einklang mit dieser neuen Arbeitsordnung zu setzen durch Einschiebung einer IV. Klasse, für die mit Rücksicht auf die Halbtagsschicht als durchschnittlicher Tagelohn etwa 1 Mark festgesetzt wird. Die jetzige schwere Belastung der Krankenkassen durch viele weibliche Mitglieder ist, seiner Ansicht nach, größtenteils die Folge der Ganztagsschicht, durch die der Körper der Frau überanstrengt wird. Er hofft, daß auch hierin die Halbtagsschicht Besserung bringen wird. Da bei der Invaliden- und Unfallversicherung sich der Beitrag nach Maßgabe des Jahresarbeitsverdienstes richtet, so bedeutet die Einführung der Halbtagsschicht und damit die Zunahme von weiblichen Versicherten auch keine Mehrbelastung für diese Kassen. Schomerus kommt also zu dem Schluß: „daß die Halbtagsschicht auch angesichts der Versicherungspflicht keine besonderen Lasten mit sich bringt."

Wie stellt sich nun die Arbeiterschaft zu dem Vorschlag der Einführung einer fakultativen Halbtagsschicht?

Auf dem sozialdemokratischen Parteitag, der vom 23. bis 29. September in Mannheim tagte, wurde eine Resolution, den Schwangeren- und Wöchnerinnenschutz betreffend, angenommen, die folgenden Passus enthielt: „Der Weg einer Einschränkung

[1]) Die ungeheure Säuglingssterblichkeit, die wir gerade in den Textilindustriebezirken beobachten, bewahrheitet nur zu sehr die Richtigkeit dieses Ausspruchs. Während in Deutschland durchschnittlich 20,7 Prozent der Säuglinge im ersten Lebensjahre sterben, steigert sich diese Zahl z. B. in Crimmitschau auf 25,1 Prozent, Meerane 31,1 Prozent, Glauchau 33,1 Prozent, Chemnitz 34,4 Prozent. Anm. d. Verf.

(Halbtagsschicht) oder gar eines Verbotes der Arbeit verheirateter Frauen ist für uns nicht gangbar. Die Arbeiterfrauen greifen nicht zum Vergnügen zur Lohnarbeit, sondern aus wirtschaftlicher Not, und eine Erschwerung oder ein Verbot der Arbeit außer dem Hause würde die Frau nur noch viel mehr in die ungeschützten Gebiete der Heimarbeit treiben."

Also eine entschiedene Ablehnung — ohne vorherige Diskussion, denn der Vorschlag der Einführung einer fakultativen Halbtagsschicht war gar nicht zur Debatte gestellt. Der in der Resolution angeführte Gegengrund — die Vermehrung der Heimarbeit — ist aber nicht stichhaltig; derartige Argumente lassen sich gegen jeden Reformvorschlag ins Feld führen. Man muß sich eben bei jeder sozialpolitischen Maßregel immer wieder und wieder sagen, daß sie isoliert nicht wirksam sein kann, sondern nur im Zusammenhang mit anderen Reformen, welche die durch sie eventuell herbeigeführten oder vermehrten Schäden inhibieren. Die gesetzliche Regelung der Heimarbeit ist aber eine Forderung, die längst auf dem Programm aller einsichtigen Sozialreformer steht und für die gewirkt und gearbeitet wird. Auch die Regelung der Heimarbeit kann und wird manchen Frauen Nachteile bringen. Man kann darum ebensogut den Spieß umdrehen und sagen: vielleicht werden die durch eine Regelung der Hausindustrie aus der Heimarbeit verdrängten Frauen einen Ersatz in der halbtagsschichtlichen Fabrikarbeit finden.

Noch schärfer geht der „Vorwärts" — der ja bekanntlich die Vertretung der Arbeiterinteressen allein gepachtet zu haben meint — gegen den Vorschlag von Schomerus ins Zeug, oder vielmehr gegen einen Artikel, den ich über die Schomerussche Broschüre geschrieben haben soll — der aber tatsächlich nicht aus meiner Feder stammt.

„Man sollte es wirklich kaum für möglich halten" — so heißt es in Nr 154 des „Vorwärts" — was für naive, geradezu kindliche Anschauungen über die soziale Frage von bürgerlichen Schriftstellern in die Öffentlichkeit gebracht werden. Leute, die es ganz gut meinen, weil ihnen das Leid ihrer Mitmenschen wirklich zu Herzen geht, glauben, sie könnten so zwischen dem Mittagessen und dem Kaffee, in ihrer Verdauungspause, die Arznei ausdenken, die das ganze Volk gesund und glücklich machen werde; tieferes Studium, Erkenntnis der wirtschaftlichen und sozialen Zusammenhänge, ja selbst nur Kenntnis der tatsächlichen Zustände — daß dergleichen nötig sei, davon haben sie nie gehört."

In diesem Ton geht es weiter; mein vermeintlich „gutes Herz" und mein mangelndes Denkvermögen werden mit Hohn und Spott überschüttet, aber mit keinem einzigen tatsächlichen Gegengrund wird der Vorschlag der fakultativen Halbtagsschicht widerlegt; nur der Gedanke, daß die Fabrikanten irgend eine sozialpolitische Maßregel zum Besten ihrer Arbeiterinnen aus freien Stücken einführen könnten, wird als Utopie gebrandmarkt. Der „Vorwärts" schließt mit den Worten:

„Die Sozialdemokratie geht einen andern Weg. Sie ist längst über den Kinderglauben hinaus, daß das Elend der Arbeiterklasse vom guten oder bösen Willen der Kapitalistenklasse abhänge. Sie weiß, daß nur der Kampf gegen den Profit den Arbeitern, weiblichen wie männlichen, Besserung bringen kann. Deshalb führt sie diesen Kampf ohne Rücksicht auf den bösen, und ohne Hoffnung auf den guten Willen der Kapitalisten. Freilich weiß sie auch, daß dieser Kampf auf die Dauer den Umsturz der herrschenden Wirtschaftsordnung herbeiführen muß. Aber das will sie gerade, denn der Zustand, den sie anstrebt, soll es den Frauen ermöglichen, nicht nur ihren Neigungen und Fähigkeiten entsprechend an der Gesamtarbeit des Menschengeschlechtes teilzunehmen, sondern zugleich sich der jungen Generation zu widmen. Und das alles ohne Überlastung. Das aber kann nur in einem profitlosen, sozialistischen Gemeinwesen geschehen."

Es ist jedenfalls bequemer, die Arbeiterschaft auf einen schemenhaften Zukunftsstaat zu vertrösten, das ferne Ziel zu zeigen, als die Wege zu weisen und zu ebnen, die zu diesem Ziele führen. Selbst wenn man an den Zukunftsstaat glaubt, muß man sich doch sagen, daß seine Verwirklichung noch in sehr weite Ferne gerückt ist, und bis dahin müßte man — wenn man es wirklich gut mit der Arbeiterschaft meint — jede Reform begrüßen, die eventuell eine Milderung des Notzustandes herbeiführen kann. Auch der Achtstundentag, den ja die Sozialdemokratie anstrebt — und wir mit ihr — bedeutet doch noch kein Ideal, sondern nur eine „Besserung", besonders für die Frau.

Doch auch die nicht-sozialdemokratische Arbeiterschaft steht dem Vorschlag von Schomerus skeptisch gegenüber. So schreibt eine Frau in der „Deutschen Arbeiterinnenzeitung", (Nr 18, 3. Jahrgang):

„daß eine solche teilweise Entlastung doch nur von verhältnismäßig geringem Nutzen sein kann. Denn selbst wenn die Hausfrau auch nur einen halben Tag außer dem Hause arbeitet, und zwar gleichgültig, zu welcher Tageszeit, so verliert sie in jedem Fall fünf Stunden, die sie vorteilhafter auf die eigene Wirtschaft verwendete: zum Nähen, Waschen, Stopfen, Beaufsichtigen der Kinder usw. . . . . Das Leben einer solchen armen, abgehetzten Hausfrau wird mit der Einführung der Halbtagsschicht, so gut der Vorschlag gemeint ist, meines Erachtens nicht wesentlich verändert. Zeit zur Erholung und inneren Sammlung bleibt ihr auch dann noch nicht."

Auch dieses Gegenargument ist nicht stichhaltig. Das Bessere ist naturgemäß immer der Feind des Guten. Man kann aber keine Reform bekämpfen, weil sie noch nicht das Ideal darstellt, dem man zustrebt, sondern man muß sich klarmachen, daß jedes Ziel nur schrittweise erreicht werden kann, daß jede Reform aber andere nach sich zu ziehen pflegt.

Sachliche Einwendungen, die geeignet wären, den Vorschlag der fakultativen Halbtagsschicht für verheiratete Fabrikarbeiterinnen als untunlich oder unausführbar ein für allemal abzutun, sind meines Wissens von keiner Seite erhoben worden. Man steht demselben, wie jeder Neuerung, skeptisch, feindselig oder gleichgültig gegenüber. Immerhin verdient er es, meines Erachtens, ernstlich erwogen und geprüft zu werden. Wir sehen in ihm keineswegs ein Ideal oder die Lösung der Frage: „wie lassen sich Berufsarbeit und Mutterschaft für die Arbeiterin vereinigen?" Für die geschiedene, eheverlassene oder verwitwete Frau erscheint mir persönlich z. B. die Halbtagsschicht keinen Ausweg aus dem Dilemma darzustellen, da der geringe Verdienst nicht ausreichen würde, eine Frau mit Kindern zu erhalten. Für eine gewisse Kategorie von Arbeiterinnen, die nur einen Zuschuß zum Einkommen des Mannes erwerben wollen, aber würde die Möglichkeit, in Halbtagsschicht zu arbeiten, sicherlich eine Erleichterung ihrer Lage bedeuten, und darum sollte man versuchen, ob es nicht durchführbar ist, ihnen diese Erleichterung zu verschaffen. Es ist mir z. B. bekannt, daß auf vielen Gütern, wo früher die Ehefrauen den ganzen Tag „zu Hofe" gingen, sie jetzt nur in Halbtagsschicht arbeiten. Diese Reform hat sich ganz von selbst angebahnt und durchgesetzt durch die Steigerung der Löhne der männlichen Landarbeiter, und die gute Wirkung auf die Wohlfahrt der Kinder und das häusliche Leben des Tagelöhners ist unverkennbar.

Man soll darum nicht jeden neuen Vorschlag mit den Worten: „Es geht nicht" von der Hand weisen. Mit diesem Zweifel ist man bisher noch an jede einzelne Reform herangetreten, die man jetzt als eine ganz selbstverständliche Einrichtung betrachtet. Man soll sich aber immer klarmachen, daß vereinzelte Erleichterungen nichts wirken können; so würde auch die Halbtagsschicht sich nur dann nutzbringend erweisen, wenn sie im Verein mit einem ausgedehnten Wöchnerinnenschutz (Mutterschaftsversicherung), mit einer erweiterten Kinderfürsorge, Erhöhung der Löhne, Regelung der Heimarbeit usw. verbunden wäre. Sie stellt aber nichts anderes dar als ein einzelnes Glied in der Kette der sozialpolitischen Maßregeln zum Schutze der Frauenarbeit. Als solches Glied kann man ihr aber wohl eine gewisse Berechtigung nicht aberkennen. Der Vorschlag verdient es jedenfalls, zum Gegenstand ernster und wohlwollender Beratungen und Erwägungen gemacht zu werden.

Mr. Ellis, Mr. Ellis, Mr. Ellis,

nahmen auch schon an einem Molkereikurs in der landwirtschaftlichen Akademie in Weihenstephan teil.

Die Leitung der Anstalt liegt in der Hand einer geprüften, umsichtigen Vorsteherin, der vier weitere geprüfte Lehrerinnen beigegeben sind. Der Unterricht in Physik und Chemie wird von Professoren, die Anweisung im Vermessen von einem Kulturingenieur erteilt. Außerdem beteiligen sich die Schülerinnen auch an Vorträgen des Direktors der tierärztlichen Hochschule und des kgl. Landesinspektors für Tierzucht.

Zur Oberaufsicht über die Schule ist ein eigenes Kuratorium bestellt. — Der Lehrgang ist auf ein Jahr bemessen, für Schülerinnen, die sich einem Lehr- oder Verwaltungsberuf widmen wollen, auf 1½ oder 2 Jahre. Die Lehrzeit wird durch eine Prüfung abgeschlossen. — Für die Aufnahme ist das vollendete 17. Lebensjahr erforderlich.

Die Kurse beginnen am 1. April und 1. Oktober. Anfragen und Anmeldungen sind an die Vorsitzende des Vereins für wirtschaftliche Frauenschulen in München, Hohenzollernstraße 7 II, erbeten.

Der Pensionspreis, einschließlich Unterrichtshonorar, beträgt bei 12monatlichem Unterricht monatlich 100 Mark, für Ausländerinnen und Hospitantinnen 120 Mark monatlich.

Die seminaristische Ausbildung in der Hauswirtschaft wird in der Weise durchgeführt, daß die Seminaristinnen nicht nur den Schülerinnen des ersten und zweiten Semesters Anleitung erteilen, sondern auch in besonderen Kursen schulentlassene Mädchen unterrichten, sowie in den Schulküchen der achten Klassen der städtischen Volksschule in München hospitieren. Auf diese Art haben sie Gelegenheit, sich in verschiedener Umgebung und an verschiedenem Schülerinnenmaterial zu üben. Aufgefordert durch Frau Prinzessin Ludwig Ferdinand in Bayern, die über die Einrichtungen der Schule ihre hohe Befriedigung bekundete, übernahmen die Seminaristinnen auch den Unterricht bei einem im königlichen Schloß in Nymphenburg abgehaltenen Kochkurs. — Die Lehrerinnenprüfung wurde jedes Jahr vor einem Regierungskommissar zur Zufriedenheit abgelegt.[1])

Die Seminaristinnen haben die erworbenen Kenntnisse zumeist als Leiterinnen der Wanderkochkurse des Vereins verwertet, andere in Haushaltungspensionaten. Manche bilden sich auch in der Molkerei aus. Auf alle Fälle ist ihnen die sichere Gewähr geboten, daß sie sofort einen Erwerb finden, der einen anregenden und befriedigenden Wirkungskreis bietet und dank der naturgemäßen Lebens- und Beschäftigungsweise die Kräfte stählt. Lehrerinnen für Haushaltungsschulen und Wanderkochkurse, wie auch tüchtige Leiterinnen großer wirtschaftlicher Betriebe sind sehr gesucht. Alljährlich werden neue Schulen und Kurse für hauswirtschaftliche Ausbildung eingerichtet. Seit der Einführung der Wanderkochkurse im rechtsrheinischen Bayern durch den Verein für wirtschaftliche Frauenschulen hat sich die Zahl der abgehaltenen Kurse in jedem Jahre verdoppelt und im letzten die Höhe von 126 erreicht mit einer Gesamtzahl von ca. 1700 Schülerinnen. Zahlreiche Anerkennungsschreiben der Kursveranstalter sprechen sich insbesondere über die aus der Schule Geiselgasteig hervorgegangenen Lehrerinnen sehr lobend aus.

Aktiven Lehrerinnen ist dort die Möglichkeit geboten, sich in kürzeren Kursen zum Unterricht an den Schulküchengärten vorzubereiten. Diese Kurse, an denen sich die Vorsitzenden des Bayerischen und des Münchener Lehrerinnen-Vereins beteiligten, haben mehrere Vorträge umfaßt, an die sich praktische Übungen in einem eigens hierfür angelegten Schulgarten, wie im Gewächshause anschlossen. Daß der Tätigkeit auf dem Gebiet des Gartenbaues Interesse entgegengebracht wird, zeigte das vom Münchener Lehrerinnen-Verein ergangene Gesuch um Erteilung von gärtnerischer Anleitung in den Schulgärten durch die Gartenbaulehrerin der Anstalt; dem Wunsche wurde gern entsprochen.

Von allgemeiner Bedeutung war es für die Schule, daß vom Bayerischen Landwirtschaftsrat die Anregung gegeben worden ist, in der Schule Lehrkurse für Frauen in der Geflügelzucht abzuhalten, und daß das Ministerium des Innern diese Kurse durch eine Zuwendung zur Deckung der Unkosten unterstützt hat.

Zufolge einer Aufforderung des Ministeriums für Kirchen- und Schulangelegenheiten beteiligte sich die Schule Geiselgasteig an der Ausstellung der „Allgemeinen deutschen Landwirtschaftsgesellschaft" im Juli 1905 und fand großes Interesse sowie äußerst zahlreichen Besuch. Man stellte Lehrmittel und Erzeugnisse aus, unter denen die beiden Stämme Geflügel durch lobende Anerkennung ausgezeichnet wurden.

Wie sehr die Schule einem Bedürfnis entspricht, geht am besten daraus hervor, daß bereits im 2. Jahre sämtliche 21 Plätze besetzt waren, so daß der Verein die Schaffung eines Heims ins Auge gefaßt hat, das die Aufnahme der doppelten Schülerinnenzahl gestattet. Denn die Möglichkeit zur Ausbildung einer genügenden Zahl von Wanderkochlehrerinnen ist dringendstes Erfordernis.

[1]) Bewerberinnen müssen das 18. Lebensjahr vollendet haben und sich über den erfolgreichen Besuch einer höheren Mädchenschule oder gleichwertigen Bildungsanstalt und den wenigstens 3semestrigen Besuch einer wirtschaftlichen Frauenschule ausweisen können.

Die Gesundheitsverhältnisse der Anstalt sind im allgemeinen sehr befriedigend. Es ist eine Freude zu beobachten, wie bleichsüchtig und schwächlich aussehende junge Mädchen sich in der herrlichen Luft zu gesunden, frischen, leistungsfähigen Menschen entwickeln und froh und tatkräftig ins Leben treten. Der Schule ist es jedenfalls gelungen, unter den Frauen der gebildeten Stände wieder Lust zum praktischen Beruf zu wecken und damit weiteren Kreisen einen ebenso nützlichen, segensreichen, wie gesunden und befriedigenden Lebenszweck zu erschließen. Hedwig Lindhamer.

Ein neuer Frauen-Beruf.

Es ist eine schon oft erkannte Tatsache, daß bei einem plötzlichen Krankheits- oder Unglücksfall in einer Familie zuerst, bis der Arzt zur Stelle ist, viel versäumt wird, weil niemand weiß, das Rechte im geeigneten Moment zu tun; kommt der Arzt, so findet er in den meisten Fällen für seine Anordnungen nur das geringste Verständnis und keine Unterstützung. Dabei wird es in vielen besser situierten Kreisen nicht möglich sein, neben dem Arzt noch eine Pflegerin zu engagieren, die immerhin nicht unerhebliche Kosten verursacht, so daß der Kranke auf die Pflege der Seinigen angewiesen ist. So sollte gerade hier die Tätigkeit der Frau einsetzen, die durch ihr Wissen und praktisches Können im stande wäre, die spezielle Pflege ihrer Angehörigen sachverständig zu leiten, anstatt dies Fremden zu überlassen. Es ist dies ja auch eine Tätigkeit, die dem Wesen der Frau entspricht, und die in diesem Sinn aufgefaßt, nur dazu dienen soll den Rahmen des Hauses enger als ein Ganzes zusammen zu fügen — keineswegs aber die in Krankenhäusern ausgebildete Krankenpflegerin zu ersetzen.

Es ist ein besonders glücklicher Gedanke, daß das Pestalozzi-Fröbel-Haus II in Berlin, Barbarossastr. 62 diese Ideen aufgegriffen hat und diesem an vielen Krankenlagern schmerzlich empfundenen Mangel in durchgreifender Weise abhelfen will, indem es Kurse eröffnet zur Ausbildung von Lehrerinnen der häuslichen Krankenpflege. Unter diesen Lehrerinnen sind zu verstehen: Wanderlehrerinnen, die von Ort zu Ort ziehen und auf diese Weise die Ideen weiter tragen, und Lehrerinnen an Schulen und Instituten. Besonders für Haushaltungsschulen, deren Streben es ist, den Wirkungskreis der Frau im eigenen Hause zu vervollkommnen, ist es wohl das Gegebene, diesen Unterricht seinem Lehrplan anzugliedern. — Die Kurse beginnen Januar 1907, und es hat sich Frau Jahn-Stubenrauch, die diesen Gedanken schon öfter durch Unterricht in kleinen Zirkeln zum Ausdruck gebracht hat, und selbst eine seit Jahren tätige Krankenpflegerin ist, bereit erklärt, die erste Ausbildung der Lehrerinnen selbst zu leiten.

Die Ausbildung umfaßt an praktischen Fächern die praktische Krankenpflege am Bett, Anlegen erster Verbände usw., Krankenkost, Kinderpflege — an theoretischen Fächern Gesundheitslehre und Unterrichtslehre. Näheres ist durch die Prospekte zu erfahren.

Anmeldungen bei Fräulein O. Martin, Vorsteherin des Pestalozzi-Fröbel-Haus II, Barbarossastraße 62.

Versammlungen und Vereine.

Die Fleischteuerung — eine Frauenfrage war der Gegenstand einer Kundgebung, zu der auf Anregung des Berliner Frauenvereins die Vertreterinnen der Berliner Bundesvereine die Frauen Berlins einberufen hatten. Fräulein Dr. Alice Salomon eröffnete die Versammlung und führte aus, daß die Frauen glaubten, zu der Frage der Fleischteurung Stellung nehmen zu müssen, weil sie als Hausfrauen und Haushaltungsvorstände in erster Linie an dieser Frage beteiligt seien. Aber auch das verfeinerte und vertiefte soziale Pflichtgefühl, das in der Frauenbewegung zum Ausdruck kommt, das Gefühl der Solidarität aller Frauen und der Wunsch, auch für die Interessen der arbeitenden Klassen zu wirken, habe diese Versammlung veranlaßt. Und nicht zuletzt ist es ein starkes nationales Gefühl, das sie veranlaßt hat, diese Versammlung einzuberufen, das Gefühl, daß diese Teurung nicht nur die Volksgesundheit gefährde, sondern auch Mißtrauen und Verbitterung in weiten Kreisen des Volkes hervorrufe.

Als erste Referentin des Abends nahm dann Fräulein Anna Pappritz das Wort zu dem Thema: „Die Fleischteurung — eine Frauenfrage" und führte folgendes aus: Die Fleischnot ergibt sich einerseits aus den hohen Zöllen auf Vieh- und Fleischeinfuhr, andererseits aus dem Mangel an nationaler Viehproduktion. Es ist Pflicht der Regierungen, diesem Notstand abzuhelfen durch Eröffnung der Grenzen, natürlich unter ganz besonderem Schutz vor Seucheneinschleppung, dann aber auch durch Hebung der nationalen Viehproduktion. Wir brauchen einen Bauernstand, der fähig ist, nicht nur für sich selbst, sondern auch für den nationalen Markt das Vieh zu ziehen. Es besteht kein Interessengegensatz zwischen bäurischer

und städtischer Bevölkerung — produziert der kleine Landwirt gut und billig, so hat der städtische Arbeiter gute und billige Nahrung. Wir Frauen dürfen keine Interessenpolitik treiben, sondern unser Grundsatz muß sein: Das Wohl der Allgemeinheit sei unser oberstes Gesetz.

Sodann sprach Fräulein Else Lüders zu dem gleichen Thema. Sie kennzeichnete den sozialen Standpunkt, von dem aus die Frauen sich zu dieser Frage äußern müßten. Sie wies auf die verschiedenen sozialpolitischen und Wohlfahrtsbestrebungen hin, deren Wirkung illusorisch wird, wenn dem Volke nicht billige Wohnung und billige Nahrung verschafft würde; so z. B. auf die Bestrebungen der Kranken- und Invaliditätsversicherung, Tuberkulosebekämpfung, Anti-Alkoholbewegung, Säuglingsschutz. Die Rednerin hofft jedoch, daß aus dem Bösen der jetzigen Teurungsperiode wenigstens das Gute kommen werde, daß die Frauen aufgeweckt werden und ihnen zum Bewußtsein kommt, wie die enge Welt ihres Hauses mit der gesamten Wirtschafts- und Weltpolitik zusammenhängt.

Lebhafter Beifall dankte den beiden Rednerinnen. Ehe in die Diskussion eingetreten wurde, verlas die Leiterin, Fräulein Salomon, die zahlreich eingegangenen Begrüßungsschreiben und Sympathiekundgebungen. Von 78 Vorsitzenden größerer und kleinerer Organisationen lagen Telegramme vor, desgleichen noch viele von Einzelpersonen aus allen Teilen des Reiches, von Frauen aller Richtungen und Parteien.

Nach einer sehr lebhaften Diskussion, in der die Vertreter der verschiedensten Richtungen zum Wort kamen, wurde folgende Resolution mit allen gegen eine Stimme angenommen:

Die am 26. November tagende Frauenversammlung gibt der Erwartung Ausdruck, daß die verbündeten Regierungen Maßnahmen zur Beseitigung der Fleischteurung treffen mögen, da diese eine ungenügende Ernährung breiter Volksschichten herbeiführt und somit eine ernste Gefahr für die gesunde Entwicklung unseres Volkes, besonders auch der künftigen Generation darstellt.

Sie hält es für eine Pflicht der Regierung, Zustände zu schaffen, die unter Berücksichtigung aller notwendigen Schutzmaßregeln gegen Seuchengefahr und aller berechtigten Ansprüche der heimischen Viehproduzenten den jetzigen Notstand aufheben und eine billige und gesunde Volksernährung ermöglichen.

Der Gewerkverein der Heimarbeiterinnen Deutschlands

hat sich seit Jahresfrist, nach der Deutschen Heimarbeit-Ausstellung in Berlin, kräftig entwickelt. Der Mitgliederstand der Organisation ist auf 4000 gestiegen; die Zahl der Ortsgruppen, die sich seit Frühjahr 1906 um 12 vermehrt hat, beträgt 38 in 21 Orten (7 in Berlin, 2 in Breslau, je eine in Aachen, Burgwaldnid, Darmstadt, Dortmund, Düsseldorf, Erfurt, Frankfurt a. M., Frankfurt a. O., M.-Gladbach, Halle, Hamburg, Hannover, Hardt, Kassel, Köln, Königsberg i. Pr., Leipzig, Neisse, Neuß, Odenkirchen, Posen, Rheidt, Rummelsburg, Spaichingen, Stettin, Straßburg i. E., Stuttgart, Wickrathberg). Verschiedentlich sind Abschlüsse von Tarifverträgen gelungen (Kassel, Königsberg, Breslau usw.), die namhafte Lohnaufbesserungen gebracht haben. Aus allen Teilen des Reichs und aus den verschiedensten Industrien kommen beständig Wünsche an die Zentralleitung, die Organisation der Heimarbeiterinnen in die Hand zu nehmen. (Soziale Praxis).

Zur Frauenbewegung.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Bildungswesen.

* **Geistliche höhere Mädchenschulen.** Die Ausbreitung der Klosterschule im Mädchenschulwesen von Rheinland und Westfalen scheint von katholischer Seite sehr gefördert zu werden. Für vier Städte: Attendorn, Gelsenkirchen, Hagen und Hamm liegen Anträge auf Genehmigung von Ordensniederlassungen zur Gründung höherer Mädchenschulen vor. In den drei letzten Städten bestehen paritätische städtische Schulen. Von einem „Bedürfnis" im pädagogischen Interesse kann also nicht die Rede sein.

* **Die Zahl der studierenden Frauen in Berlin** beträgt jetzt ca. 770, den zehnten Teil der gesamten Besucher.

* **Fortbildungsschule für gewerbliche Arbeiterinnen.** Der meiningische Landtag überwies in seiner Sitzung am 5. Dezember ein Gesuch des Bundes deutscher Frauenvereine um Ausdehnung der Fortbildungsschulpflicht auf gewerbliche Arbeiterinnen einstimmig der Regierung als Material zum neuen Volksschulgesetz. Auch die Regierungsvertreter äußerten sich in zustimmender Weise. Auch von der braunschweigischen Landesversammlung ist die gleiche Petition der Regierung als Material überwiesen.

* **Gemeinsame Erziehung.** Die Stadt Brake in Oldenburg verwandelt zu Ostern 1907 ihre höhere Bürgerschule in eine für Knaben und Mädchen gemeinsame Realschule.

Berufliches.

* In **Kiel** promovierte Frl. M. v. Rendſtedt zum Dr med.

* Zur **Aſſiſtentin** an der Großherzogl. heſſiſchen Landesirrenanſtalt iſt Frl. Dr med. Eliſe Taube ernannt, eine ehemalige Schülerin der Berliner Gymnaſialkurſe.

* Die Aufnahme von **Schülerinnen** als Praktikanten und Hoſpitanten iſt der **kgl. Gärtner-Lehranſtalt** in Dahlem (bei Berlin) geſtattet worden. Nähere Auskunft erteilt die Direktion.

* **Das Geſuch um Zulaſſung zum Referendarexamen,** das, wie wir ſchon berichteten, von einer Studentin an das kaiſerliche Miniſterium von Elſaß-Lothringen gerichtet wurde, iſt abſchlägig beſchieden worden.

* **Zur Dienſtbotenfrage.** Die Petition des Bundes deutſcher Frauenvereine, betr. die Rechtsverhältniſſe der in die häusliche Gemeinſchaft aufgenommenen Dienſtverpflichteten, hat der Reichstag, entſprechend dem Antrag der Petitionskommiſſion, dem Reichskanzler für einen demnächſt auszuarbeitenden Geſetzentwurf als Material überwieſen.

* **Die Preuß. Ruhegehaltszuſchuß- und Unterſtützungskaſſe** für mit Ruhegehaltsberechtigung angeſtellte Lehrerinnen hat ſich wie bisher kräftig weiterentwickelt. Die Mitgliederzahl iſt auf 4138 und das bei der Reichsbank hinterlegte Vermögen auf 435 000 Mark geſtiegen. Die Kaſſe fordert einen Jahresbeitrag von nur 12 Mark und zahlt fortlaufende, mit der Entwicklung der Kaſſe ſteigende, Ruhegehaltszuſchüſſe an penſionierte Lehrerinnen. Allen jungen Lehrerinnen iſt dringend zu raten, gleich beim Dienſtantritt die Mitgliedſchaft zu erwerben, da ſie nur dann von allen Nachzahlungen frei ſind. Nähere Auskunft erteilt die provinzielle Vertreterin der Kaſſe: Frl. M. Thiele, Friedenau bei Berlin, Rubensſtr. 34.

* **Lehrerinnen in holländiſchen Gymnaſien.** Frl. Dr Baale, eine Holländerin, die bisher an dem Mädchengymnaſium zu Köln als Lehrerin des Lateiniſchen und Griechiſchen tätig geweſen iſt, wird vom Januar d. J. in dem Gymnaſium zu Doetinchem in Holland eine Oberlehrerinnenſtelle bekleiden. Dieſes Gymnaſium nimmt wie alle derartigen Anſtalten in Holland auch Mädchen auf; da es aber deren nur ſehr wenige unter ſeinen Schülern zählt, wird Frl. Dr Baale vorzüglich Knaben zu unterrichten haben. Für die holländiſchen Frauen iſt dieſer Fall von großer Bedeutung; denn wenn auch ſchon einzelne Lehrerinnen in Gymnaſien beſchäftigt worden ſind, ſo doch bis jetzt nur in Nebenfächern. Zum erſtenmale wird nun eine Frau als gleichberechtigtes Mitglied in das Kollegium einer höheren Lehranſtalt aufgenommen. Es iſt jetzt wohl auch zu erwarten, daß ſich mehr holländiſche Frauen dazu entſchließen werden, die alten Sprachen zu ſtudieren, was bisher wegen der völligen Unverwertbarkeit dieſes Studiums noch ſehr ſelten der Fall geweſen iſt.

* **Zwei neue Advokatinnen in Paris.** Mme Benezech und Mme Mille legten den Advokateneid ab. Mit Mme Petit und Mme Chauvin, die vor zwei Jahren zur Advokatur zugelaſſen wurden, hat Paris jetzt vier Advokatinnen.

* **25 Proteſtverſammlungen gegen die Zulaſſung der Frauen zu den Staatsgewerbeſchulen** haben die Techniker in Öſterreich abgehalten, um die Regierung von ihrer lobenswerten und verſtändigen Abſicht abzuſchrecken. Man behauptete, die Eröffnung der techniſchen Lehranſtalten für die Mädchen würde „eine weitere Überfüllung und Proletariſierung des techniſchen Mittelſtandes herbeiführen.“ Es ſollten erſt die Gutachten von Standesangehörigen eingezogen werden, ehe die Regierung Entſcheidungen treffe — auf Deutſch: man ſoll die Konkurrenten fragen, ob man den Frauen die techniſchen Berufe öffnen ſoll. — Auch der Verband der techniſchen Beamten Öſterreichs hat ſich zu der Frage geäußert. Ein klein wenig objektiver als die Standesgenoſſen. Er faßte folgende Reſolution:

„In der Erwägung, daß die Zahl der jährlichen Abſolventen der techniſchen Schulen Öſterreichs den Bedarf an techniſchen Kräften ſchon weitaus überſteigt, erklärt der Verband es nicht für wünſchenswert, daß der Kreis der zum techniſchen Studium Berechtigten durch die Zulaſſung weiblicher Perſonen noch erweitert werde. In der weiteren Erwägung jedoch, daß den techniſchen Beamten Öſterreichs derzeit kein Mittel zu Gebote ſteht, um das Eindringen von weiblichen Perſonen in den techniſchen Beruf ſicher zu verhindern, erklärt der Verband es für dringend notwendig, die im techniſchen Beruf arbeitenden Frauen und Mädchen der techniſchen Organiſation anzugliedern, um zu verhindern, daß die weiblichen Angeſtellten die ohnehin ſehr niedrigen Gehalte der techniſchen Beamten noch weiter herabdrücken.“

* **Den Doktorgrad** der militäriſch-mediziniſchen Akademie in Petersburg erwarb Frau Horowitz-Wlaſſow als erſte Frau mit einer Arbeit über die biologiſche Bedeutung der Radiumſtrahlen. Es ſind für die nächſten Prüfungen ſchon eine ganze Anzahl weiblicher Kandidaten gemeldet.

Soziale Fürsorge.

* **Als eine frauenlose Körperschaft** ist die **Zentralstelle für Volkswohlfahrt** gedacht, die, einem am 6. April 1905 gefaßten Beschluß des preußischen Abgeordnetenhauses gemäß, als eine freie Vereinigung von Vertretern deutscher Wohlfahrtsbestrebungen nunmehr konstituiert ist. Der Vorstand wird aus 25, der Beirat aus 48 Vertretern solcher Bestrebungen bestehen: aus Männern, wie man im Statut nicht unterlassen hat, ausdrücklich zu bemerken. Und das zu einer Zeit, wo doch manche Zweige der Volkswohlfahrt — z. B. die Hauspflege — geradezu auf Frauenarbeit beruhen! Es wird die Aufgabe aller in solchen Organisationen arbeitenden Frauen sein, energisch für ihre Zulassung zu Vorstand und Beirat einzutreten.

* **Weibliche Waisenpfleger** will der Magistrat von Stettin anstellen. Es sollen ihnen alle Mündel unter sieben Jahren und die weiblichen Mündel bis zur Volljährigkeit unterstellt werden.

* **Weibliche Armenpfleger** werden in Reinickendorf, einem Vorort von Berlin, angestellt werden. Auch die Stadtverordnetenversammlung in Halberstadt hat die Einstellung von Frauen in die Armenpflege beschlossen.

* **25 Jahre Mitglied des Gemeindewaisenrates.** Frau Johanna Sutter hat am 29. November das 25jährige Jubiläum ihrer Zugehörigkeit zum Berliner Gemeindewaisenrat Nr 141 gefeiert.

* **Die Anstellung von 14 Waisenpflegerinnen** ist in Biebrich beschlossen.

* **30 000 eheverlassene Frauen** hat die Armenverwaltung der Stadt Berlin in einem Jahr unterstützen müssen — eine Tatsache, die nach vielen Seiten hin lehrreich ist. In den meisten Fällen ist die Frau gezwungen gewesen, ihren dem Alkohol ergebenen Mann zu verlassen, um sich und die Kinder zu schützen. Und diese Tausende von Säufern, die ihre Familien der Armenpflege verfallen lassen, werden jetzt bei den Reichstagswahlen die „Geschicke der Nation" mit bestimmen, während die tüchtigsten Frauen zu inferior dafür sind!

* **Das Ziehkinderwesen in Düsseldorf** ist, wie aus dem Verwaltungsbericht der Stadt Düsseldorf für 1905 hervorgeht, seit dem 1. April 1905 dahin verbessert worden, daß die Verpflegung und Erziehung aller Kinder bis zum 6. Lebensjahre, die sich gegen Entgelt in fremder Pflege im Stadtkreise Düsseldorf befinden, sowie der noch nicht 6 Jahre alten unehelichen Kinder, die bei der Mutter, in deren Familie oder sonst unentgeltlich im Stadtkreise Düsseldorf untergebracht sind, städtischerseits überwacht wird, und zwar geschieht die Überwachung der Pflege und Wartung der Kinder bis zum vollendeten 2. Lebensjahre durch 4 besoldete Pflegerinnen, während die Überwachung der Kinder vom 2. bis zum vollendeten 6. Lebensjahre durch ehrenamtlich tätige Aufsichtsdamen erfolgt. Nach Vollendung des 6. Lebensjahres treten die Kinder unter die Kontrolle der Waisenpfleger. Eine Statistik über einen etwaigen Rückgang der Sterblichkeit kann mit Rücksicht darauf, daß die Neuregelung erst ein Jahr besteht, im vorliegenden Verwaltungsbericht noch nicht gegeben werden. Ein Erfolg wird jedoch bereits darin erblickt, daß in der letzten Zeit bei den regelmäßigen Vorstellungen der Kinder vorm Arzte viel weniger schlecht gepflegte Kinder zur Vorstellung gelangt sind, als dies zu Anfang des Bestehens dieser Einrichtung der Fall war. (Soz. Praxis.)

* **Ein Frauenklub** ist in Stuttgart gegründet worden. Er setzt sich die Einführung berufsloser junger Mädchen in die soziale Hilfsarbeit als besondere — über den üblichen Rahmen eines Klubs hinausführende Aufgabe.

* **Zentrale für Säuglingspflege und Mutterschutz in Hessen.** Aus Darmstadt wird uns geschrieben: Am Tage des TaufFestes seines Sohnes hat der Großherzog von Hessen in einem an den Präsidenten des Ministeriums des Innern gerichteten Erlaß seine und seiner Gemahlin Absicht ausgesprochen, durch Schaffung einer „Zentrale für Säuglingspflege und Mutterschutz" dem Gedanken des Ausbaues der Fürsorge für Säuglinge und Wöchnerinnen sowie für Schwangere der minderbemittelten Klassen näherzutreten. Die Zentrale soll unter dem besonderen Schutz des großherzoglichen Paares stehen. Im Erlaß wird der Präsident des Ministeriums aufgefordert, unter Berücksichtigung schon bestehender Bestrebungen Vorschläge zu einer Zusammenarbeit in diesem wichtigen Zweig der Volkswohlfahrt zu machen, damit eine unter einheitlichen Gesichtspunkten sich vollziehende und die noch vorhandenen Lücken ergänzende Tätigkeit segensreiche Erfolge zeitigen könne, die überdies vielleicht berufen sei, zur Lösung weiterer Fragen der Volksgesundheit beizutragen. Weiter wird die Hoffnung ausgesprochen, daß die Tragweite einer solchen Fürsorge in ethischer, sozialer und volkswirtschaftlicher Hinsicht ihr allseitige, tatkräftige Unterstützung bei denjenigen gewährleisten wird, denen das Volkswohl am Herzen liegt. Alle Helfer am Werke werden im voraus des Dankes versichert. (Soz. Praxis.)

Sittlichkeitsfrage.

* **Zum Prozeß Riehl** haben die Frauen Wiens eine entschiedene und wirkungsvolle Kundgebung veranstaltet. In einer außerordentlich überfüllten öffentlichen Versammlung des Allgemeinen Österreichischen Frauenvereins, in der Frau Rosa Mayreder, an diesen Fall anknüpfend, die Prostitutionsfrage behandelte, wurde beschlossen, eine Petition an den Reichsrat zu richten, in der die Einsetzung einer ständigen parlamentarischen Kommission zum Studium der Frage der Prostitution, die Aufhebung der Bordelle und der Reglementierung und eine Reihe sozialer und pädagogischer Maßnahmen gefordert wird.

Ferner wurde in der Versammlung die Gründung eines Zweigvereines der Fédération Abolitioniste beschlossen, und es bildete sich sogleich ein vorbereitendes Komitee aus der Mitte der Anwesenden.

* Welche Folgen **die Aufhebung der Reglementierung** und das Verbot der gewerbsmäßigen Prostitution in Dänemark haben wird, erwarten Gegner und Freunde dieser Maßnahmen mit Spannung. Es ist jetzt ca. ein Monat seit Inkrafttreten der Verfügung verflossen. Irgendwelche unliebsamen Folgen für den öffentlichen Anstand sind nicht zu beobachten. Der Chef der Kopenhagener Sittenpolizei sieht den Segen der Maßnahme vor allem darin, daß die Ausbeutung aufhören wird, der die unter Polizeikontrolle stehende Prostituierte verfiel und die ein so bedeutsamer Faktor zu ihrem moralischen Ruin wurde. Der Verein für Gefangenenfürsorge hat es übernommen, den Prostituierten anderweitigen Lebensunterhalt zu schaffen und etwa 250 untergebracht, teils in Kopenhagen, teils in den Provinzen. Nach dem neuen Gesetz erfolgt auch das Heilverfahren bei Geschlechtskranken unentgeltlich. Die Unentgeltlichkeit hat zunächst eine Erhöhung der zur Kenntnis der Behörden kommenden Fälle von Geschlechtskrankheiten zur Folge gehabt. Wie die Aufhebung der Reglementierung in dieser Hinsicht wirken wird, läßt sich natürlich noch nicht feststellen.

Die rechtliche Stellung der Frau.

* **Politik und Frauenbewegung.** Die Landesversammlung der National-Sozialen Badens hat auf Antrag von Marianne Weber, Dr Marie Baum und Dr Elisabeth Jaffé-Richthofen folgende Zusätze in das Parteiprogramm aufgenommen:

1. im allgemeinen Teil, Absatz 1: „Die National-Sozialen Badens sind Gegner dieser Willkür in der politischen Behandlung der Geschlechter und verlangen daher die staatsbürgerliche Gleichstellung der Frau mit dem Mann auf dem Gebiete des kommunalen und staatlichen Wahlrechts";
2. zu I, Staat und Gemeinde: Die National-Sozialen verlangen eine Heranziehung der Frauen zur Kommunalverwaltung, durch welche ihnen die Möglichkeit einer Mitarbeit am öffentlichen Wohl und eine genügende Vertretung ihrer Interessen gesichert wird;
3. zu II, Schulfragen, „der obligatorische Fortbildungs-Unterricht ist in demselben Maße auf beide Geschlechter auszudehnen." „Im Mittelschulwesen sind wir für gemeinsame Erziehung beider Geschlechter unter Mitwirkung von Lehrern und Lehrerinnen";
4. zu IV, Boden- und Wohnungsfrage, Wohnungsinspektionen „mit Heranziehung weiblicher Beamten";
5. bei V, Handel und Industrie — Handwerkerfrage, die sanitätsgesetzliche Kontrolle der Wohnungen „auch durch dafür angestellte Frauen";
6. zu VII, Arbeiterfragen, im letzten Absatz, den Ausbau der Arbeiterschutzgesetzgebung, „auch nach der Seite der Fürsorge für Schwangere und Wöchnerinnen".

In einer öffentlichen Versammlung über das Gemeindewahlrecht, die am Nachmittag des gleichen Tages stattfand, wurde dann nachstehende, vom Vorstand eingebrachte Resolution gegen eine Stimme angenommen: „Die von den National-Sozialen Badens einberufene öffentliche Versammlung erblickt in einer liberalen und demokratischen Ausgestaltung der Gemeindeverfassung eine Forderung der Gerechtigkeit und die Voraussetzung weiterer politischer Entwicklung. Sie verlangt deshalb, um alle Glieder des Volkes zu verantwortlicher Mitarbeit heranzuziehen, das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht für Männer und Frauen unter Anwendung des Proportional-Systems."

Der Riesengebirgs-Bezirksverein der freisinnigen Volkspartei wollte nicht einmal ein Referat über Frauenfrage hören, und begnügte sich mit Annahme einer Resolution, die der Abgeordnete Ablaß einbrachte: „Der Parteitag beschließt einstimmig, den Bestrebungen der fortschrittlichen Frauenvereine dauernd sein Interesse zuzuwenden und zu versuchen, sie noch mehr wie bisher im Dienste der Partei nutzbar zu machen." Charakteristisch ist dabei das offene Geständnis, daß die Frauen nur „nutzbar" gemacht werden sollen.

* **Zum kirchlichen Frauenstimmrecht.** Gegen Gewährung des aktiven kirchlichen Wahlrechts an die Frauen sprechen sich bisher alle westpreußischen Kreissynoden aus, mit Ausnahme der Kreissynode Danzig-Stadt, die den interessanten Vorschlag machte, eine eigene kirchliche Körperschaft mit begrenzten Rechten und Pflichten aus den Frauen der Gemeinde zu bilden.

* **Die Wählbarkeit der Frauen für die Grafschaftsräte** (Provinzialverwaltungen) Englands will, nach einer Versicherung Campbell-Bannermanns, die Regierung zum Gegenstand einer Gesetzesvorlage machen, die dem Parlament in der nächsten Session zugehen wird.

* **Der Frauenstimmrechtsantrag** von Keir Hardie, der im englischen Unterhause seinerzeit nicht zur Abstimmung gelangte, kam kürzlich in die zweite Lesung. Man hoffte, die Regierung würde ihn aufnehmen. Das ist aber nicht geschehen, und so ist keine Aussicht, daß der Antrag während der Session noch einmal an die Reihe kommt.

Personalnachrichten.

* **Eine selbständige Nordpolexpedition** unternimmt Mrs Ella Dughman von Nome in Alaska aus. Sie nimmt zu ihrer Begleitung nur Eskimos mit. Ihr Mut ist jedenfalls anerkennenswert.

* **Eine Ehrung der London Royal Society,** der angesehensten „Akademie der Wissenschaften" in England, erfuhr Mrs Ayrton für ihre physikalischen Untersuchungen. Es wurde ihr die Hughes-Medaille verliehen. Mrs Ayrton arbeitet in den Laboratorien ihres um Physik und Meteorologie sehr verdienten Gatten; sie hat sich aber ihr Forschungsgebiet und ihre speziellen Aufgaben durchaus selbständig gewählt.

Bücherschau.

Schillers Werke. Großherzog Wilhelm Ernst Ausgabe. 6 Bände in Leder gebunden. (Preis pro Band 4 Mark). Insel-Verlag Leipzig Die Ausgabe wird von allen Schillerausgaben dem Bibliophilen die größte Freude machen. Die Bände sind in schmiegsame Deckel von rotem Leder eingebunden, und ihr Klein-Oktav-Format ist als Taschenformat noch zweckmäßiger als das der Pantheonausgabe, deren Bände niedriger und sehr viel stärker sind. Das technische Problem eines Papiers, das dünn genug ist, um bei einem 600—700 Seiten umfassenden Band eine Stärke von nicht mehr als etwa 2 cm innehalten zu können, ist auch gut gelöst. Mit Ausnahme des vor zwei Jahren publizierten ersten Bandes der Dramen, bei dem das Papier noch nicht dicht genug war, um ein Durchscheinen der umstehenden Seite ganz zu verhindern, ist die Ausgabe dank eines sehr feinen Papiers und schöner Typen durchaus leserlich, ohne die Augen anzugreifen. Und so entspricht die Brauchbarkeit der Ausgabe ihrer erlesenen Ausstattung.

„Deutsches Weihnachtsbuch". Eine Sammlung der schönsten und beliebtesten Weihnachtsdichtungen in Poesie und Prosa (Hausbücherei Band 20/21). Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung, Hamburg-Großborstel. (Preis geb. 2 M.) Das Buch hat einen hübschen Gedanken verwirklicht: was das deutsche, für die Weihnachtspoesie so empfängliche Gemüt bewegt, zusammenzustellen und in einem handlichen, gut und solide ausgestatteten Bande zugänglich zu machen. Das Buch ist stofflich in mehrere Abteilungen gegliedert. Es beginnt mit Dichtungen, die die „Erwartung" des kommenden Festes wiederspiegeln — die religiöse Erwartung oder die ahnungsvolle Freude der Kinder. Es folgt ein Abschnitt „Weihnachtsgedichte, Weihnachtslegende, Weihnachtsglaube" und „Geistliche Lieder", und dann der Hauptabschnitt des Buches „Heiliger Abend und heilige Nacht", danach „Die Weihnachtstage". Dann werden uns „Weihnachten in der Natur" gezeigt. Auch „Traurige Weihnachten", „Weihnachten in der Vergangenheit" und „Weihnachten in der Fremde" sind nicht vergessen. In dem Abschnitt „Epiphania" klingt das Buch aus. Im ganzen weist es 108 Stücke auf, darunter z. B. Dichtungen von Avenarius, Viktor Blüthgen, Eichendorff, Ilse Frapan, Goethe, Martin Greif, Hebbel, Heiberg, Liliencron, Anna Ritter, Scheffel usw. usw.

„Der Schneider von Ulm". Geschichte eines zweihundert Jahre zu früh Geborenen. Von Max Eyth. Zwei Bände. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. (Preis 8 Mark, geb. 10 Mark.) Max Eyth, der kurz nach Vollendung des vorliegenden Werks ganz unerwartet gestorben ist, hat sich durch seine Skizzen aus dem Ingenieurleben („Hinter Pflug und Schraubstock") eine sehr dankbare Gemeinde geschaffen Diese Geschichte des Schneiders von Ulm, der das Flugproblem lösen will und daran zu Grunde geht, wird sie bedeutend mehren, trotzdem sich der Verfasser in der humoristischen Einleitung vom Stadtbibliothekar zu Ulm versichern läßt, daß „eine Bibliothek, die sich selbst respektiert, das Buch jedenfalls nicht kaufen kann". Die Tragödie des Erfinders ist sein eigentliches Problem. Was aber daneben, vielleicht darüber hinaus dem Buch seinen Wert verleiht, ist das kulturelle Moment. Eingehende Studien und eine glückliche, abgeklärte Phantasie kommen zusammen, um vor unseren Augen die versunkenen Zeiten der Zöpfe und Zünfte, des Kleinbürgertums und des ersten Erwachens nach harter Fremdherrschaft wieder erstehen zu lassen. Das Ulmer Münster, das nacheinander auf freie Reichsstädter, auf bayerische, französische, württembergische Untertanen herniederschaut, wird zu einem Mittelpunkt der Erzählung wie Notre Dame bei Victor Hugo, und der mystische Reiz des Türmerlebens auf hoher Plattform ist eins ihrer wirksamsten Momente. Wir sind nicht reich an Büchern, die so zum Familienbuch sich eignen.

„Die Doktorsfamilie im hohen Norden." Ein Buch für die Jugend von Agot Gjems-Selmer. Einzig autorisierte Übersetzung von Francis Maro. München, Verlag Etzold u. Co. (Preis geb. 2 Mark.) Die Verfasserin erzählt aus dem eigenen Leben. Nach etwa 7jähriger Bühnenwirksamkeit verheiratete sie sich mit einem Arzt, mit dem sie 19 Jahre in einer öden Hochgebirgsgegend bei den Lofoten in der Nähe von Tromsö lebte. Hier wurden ihre Kinder geboren, denen hier, im Lande der großen Dunkelheit, das Familienleben alles sein mußte. Die herzenswarmen, aber von aller Sentimentalität freien Schilderungen, zusammen mit den ganz eigenartigen Lebensverhältnissen geben dem Buch seinen besonderen Reiz; es darf zu dem Besten gerechnet werden, was man der heranwachsenden Jugend in die Hand geben kann.

„Lebenskunst-Heilkunst". Ärztlicher Ratgeber für Gesunde und Kranke. Unter Mitwirkung von W. Siegert herausgegeben von Dr-med. Fr. Schönenberger, praktischer Arzt in Bremen. 2 starke Bände mit 13 farbigen Tafeln, 1276 Seiten mit 233 in den Text gedruckten Abbildungen und einem zerlegbaren Modell des menschlichen Körpers. Verlag von Förster & Borries in Zwickau i. S. (Preis elegant geb. 22 Mark.) Ein Ratgeber für Gesunde und Kranke ist seit Bocks bekanntem Buch zu einem Inventarstück jeder größeren Hausbibliothek geworden. Das vorliegende Werk behandelt sein Thema in einfacher, verständlicher Sprache. Der Verfasser steht auf dem Boden einer arzneilosen, natürlichen Behandlungsweise und ist ein entschiedener Gegner des Alkohols wie des Kaffees. Er ist sich bewußt, daß die Verhütung von Krankheiten nicht zum geringen Teil auf die Besserung der sozialen Verhältnisse hinausläuft. Auch die engen Zusammenhänge zwischen Gesundheit und Erziehung übersieht er nicht; da er vor seinem medizinischen Studium Volksschullehrer war, verdienen seine Bemerkungen über Schule und Gesundheit besondere Beachtung. Das Werk ist übrigens nicht als Nachschlagebuch gedacht, sondern auf ein zusammenhängendes Studium angelegt. Dem 2. Band, der die Krankheiten behandelt, ist auch ein Kapitel über erste Hilfe bei Unfällen bis zur Ankunft des Arztes beigefügt.

Der **„Inselalmanach auf das Jahr 1907"** zeigt wie sein Vorgänger seine Füllung und Ausstattung. Er enthält schöne Proben aus Gedichtsammlungen, die im Inselverlag erschienen sind, z. B. Rainer Maria Rilke, oder Paul Verlaines Gedichte in subtiler Übersetzung, außerdem Essays von Hugo von Hoffmansthal über Oskar Wilde, von Oskar Bie, Max Mell u. a. und ein Verlagsverzeichnis, aus dem die Bedeutung des Inselverlags für unsere exquisite künstlerische Kultur hervorleuchtet.

„Goethe unser Führer". Geleitworte aus seinen Werken in Kalenderform. Gewählt von Helene Bonfort. 1907. Verlag von Otto Petters, Heidelberg. Unter den Kalendergaben für das neue Jahr hat Helene Bonfort eine der willkommensten geboten. Von zierlich mit Rotdruck umrahmtem Büttenpapier jeden Tag ein Goethe-Geleitwort mit hinausnehmen zu können, gibt eine gute Tagesstimmung. Die sorgfältig getroffene Auswahl führt auch in die seltener betretenen Gebiete der Goethe-Literatur. Dem Bändchen ist ein Goethebildnis vorangestellt, eine Mezzotinto-Gravüre nach Schwerdtgeburt mit Goethes Namenszug in Faksimile.

Neue Künstlersteinzeichnungen aus dem Verlage von B. G. Teubner in Leipzig. Hecker, Am Meeresstrande. Größe 75 × 55 cm. Preis 5 Mark. Strich-Chapell, Mondnacht. Größe 100 × 70 cm. Preis 6 Mark. Schinnern, Waldwiese. Größe 95 × 55 cm. Preis 5 Mark. Von den Teubnerschen Künstlersteinzeichnungen sind wieder eine Anzahl Blätter erschienen, die, wie es das Unternehmen von Anfang an besonders anstrebte, die Augen für die Schönheit unseres deutschen Vaterlandes öffnen. Außerordentlich stimmungsvoll ist Heckers Blatt „Am Meeresstrande" mit seinen in der Dämmerung verschwimmenden Gestalten. Gleich stimmungsvoll ist Strich-Chapells „Mondnacht". Die Poesie der sonnenbeschienenen Waldwiese zeigt Schinnern, und wir würden sie ohne die beiden häßlichen Staffagefiguren noch lieber genießen.

Für die Kinderstube liefert der Verlag vier Wandfriese (Preis je 4 Mark) **Schlaraffenland, Schlaraffenleben, In der Englein Wacht, In der Englein Hut,** von E. Rehm-Vietor, der schon wohl bekannten Kinderkünstlerin, deren Humor ebenso erquickend wie ihre Poesie fein ist.

„Paul Mosers Haushaltungsbuch", Berliner Lithographisches Institut, W. 35. (Preis 3 Mark). Durch seine redaktionelle Bearbeitung sowie die solide Ausstattung entspricht das Buch allen praktischen Anforderungen. Es läßt auf gutem Papier hinreichend Raum, um Notizen umfangreicher Art resp Einnahmen und Ausgaben für jeden Tag des Jahres einzuschreiben, während das beigelegte Wirtschaftsbuch tägliche Zusammenstellungen sowie Monats- und Jahresabschlüsse ermöglicht. Das Haushaltungsbuch enthält ferner Auszüge aus den Gesinde-, Gewerbe- u. a. Gesetzen, aus den Post- und Eisenbahnbestimmungen usw.

„Bücher der Weisheit und Schönheit". Herausgegeben von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart. (Preis pro Band elegant geb. 2,50 Mark, 12 Bände 25 Mark.) Von der von uns bereits mehrfach besprochenen Ausgabe sind wieder zwei neue Bände erschienen: **Arthur Schopenhauer.** Sein philosophisches System nach dem Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung" vorgeführt von Dr Otto Siebert. — **Darwin.** Auswahl aus seinen Schriften. Herausgegeben von Paul Seliger.

Unter den Neuerscheinungen der **„Cottaschen Handbibliothek"** dürfte ein Neudruck von „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde", mit Hermann Grimms Lebensbild „Bettina von Arnim" als Einleitung besonderes Interesse erregen. Die drei mit der bekannten Sorgfalt ausgestalteten Bändchen (à 70, 60, 50 Pfg.) sind auch vereinigt in einem eleganten Leinenband für 2,50 Mark zu beziehen. — Aus der deutschen Heldensage wurden neu veröffentlicht „Gudrun" (80 Pfg.), „Das Nibelungenlied", (1 Mark), und „Das kleine Heldenbuch" (2 Bde.

à 80 Pfg.), sämtlich in Karl Simrocks Übersetzung. Von modernen Neudrucken erwähnen wir noch „Ausgewählte Gedichte“ von Gottfried Keller (1 Mark), „Der Liebeszauber von Glerafoß von Margarete Kossak (30 Pf.) und „Agnes von Meran“, Trauerspiel in 5 Akten von Franz Nissel (40 Pfg.)

„Bilderbogen aus meinem Leben“. Von Hugo Bertsch. 2. und 3. Auflage. Stuttgart und Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. (Preis 3 Mark.) Nicht ohne merkbares Selbstgefühl berichtet der Verfasser der Erzählungen „Die Geschwister“ und „Bob, der Sonderling“, daß ihn „schier unablässiges Briefbeantworten an teilnehmende oder wißbegierige, auf alle Fälle aber wohlmeinende Menschen“, die Näheres über seine Vergangenheit erfahren wollten, viele Stunden genommen und ihn zu dem Entschluß gebracht habe, diese „Bilderbogen“ aus seinem Leben der Veröffentlichung zu übergeben. Wer die biographischen Aufzeichnungen liest, wird dem Verfasser das Selbstgefühl nicht verargen. Aus solchen Verhältnissen durch eigene Kraft zu der Persönlichkeit zu werden, die uns in Bertsch entgegentritt, bedeutet in der Tat etwas. Und man geht dem Entwicklungsgang mit einem Interesse nach, das durch die ungewöhnlichen Erlebnisse immer frisch erhalten wird.

„Die Reise ins Blaue hinein“. Sechs romantische Novellen von Ludwig Tieck. Berlin, bei Wiegand & Grieben. 1906. (G. K. Saraſin). (Preis 4,50 Mark, geb. 6,50 Mark.) Die Ausgabe enthält einen sorgfältig besorgten Neudruck der Novellen: „Das alte Buch und die Reise ins Blaue hinein“; „Das Zauberschloß“; „Pietro von Albano oder Petrus Apone“; „Des Lebens Überfluß“; „Abendgespräche“; „Die Elfen“. Die Einleitung von Wilhelm Meßner greift in Anbetracht ihrer Kürze etwas weit in das Wesen der Romantik hinein, ohne dadurch sehr viel für die Beurteilung Tiecks zu gewinnen.

„Damen-Kalender 1907“. Schreib-Kalender. Geschichts-Kalender. Anthologie. 46. Jahrgang. Berlin. R. v. Deckers Verlag, G. Schenck, Königl. Hofbuchhändler. (Preis in eleg. Ausstattung 3 Mark.) Der diesjährige Jahrgang enthält das Bild des Söhnchens des Preußischen Kronprinzen.

Kleine Mitteilungen.

Das **Damen-Pensionat** von Frau Selma Spranger, Berlin SW., Halleschestr. 17 I (vgl. die Annonce auf S. 253) wird von Damen unseres Leserkreises empfohlen. Es bietet zu einem für Berlin ungewöhnlich niedrigen Preis angenehme Unterkunft.

Die **Gartenbauschule Rheinfried** in Eltville a. Rh. bedeutet eine Vermehrung der Zahl der bestehenden Gartenbauschulen, die angesichts der guten Aussichten dieses neuen Frauenberufes sehr zu begrüßen ist. Näheres siehe in der Annonce auf S. 253. Prospekte stehen zur Verfügung. Die besonders für Obstkultur so geeignete Lage der Anstalt ist ein besonderer Vorzug.

Die Unterstützung von Volksbibliotheken mit guten Büchern wird von der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung in Hamburg-Großborstel seit Jahren mit großem Erfolg betrieben. Im ersten Jahre sind 500 Volksbibliotheken mit je 35 Werken (also insgesamt mit 17 500 Werken) unterstützt worden, im zweiten Jahre waren für 750 Volksbibliotheken je 40 Werke (also insgesamt 30 000 Werke) in Bereitschaft gestellt, die gegenwärtig beginnende dritte Verteilung soll je 42 Werke für 750 Volksbibliotheken (also 31 500 Bücher) umfassen. Es befinden sich darunter Meisterwerke der Literatur, wie Anzengrubers Dorfroman „Der Sternsteinhof“, Andersens „Märchen“ in einer entzückend illustrierten Ausgabe, der prächtige historische Roman „Der Heilige“ von Conrad Ferdinand Meyer, der monumentale zweibändige Roman „Ein Kampf ums Recht“ von Karl Emil Franzos, eine Anzahl von Bänden der „Hausbücherei“ der Stiftung usw. usw. Kleine Volksbibliotheken, die die Bücher zu erhalten wünschen, aber mit der Stiftung noch nicht in Verbindung stehen, werden aufgefordert, ihre Bewerbung bei der Bibliotheksabteilung der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung in Hamburg-Großborstel einzureichen. Hg.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:
Berlin W. 35, Genthinerstr. 16, Gh. I.
Sprechstunden Wochentags von 11—3 Uhr, Sonnabends 11—1 Uhr.

1. Zum 1. April wird an eine höhere Privat-Mädchenschule in der Nähe Berlins eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin für die III. und IV. Klasse gesucht. In Klasse I und II wäre Geschichte und Geographieunterricht zu erteilen. Gehalt 1200 Mark.

2. Nach Ostpreußen wird zum 1. April eine wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für ein Mädchen von 10 Jahren und einen Knaben von 8 Jahren bei hohem Gehalt gesucht. Musik und Lateinkenntnisse Bedingung.

3. Zum 1. April wird an eine Familienschule von 10 Kindern in Ostpreußen eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin bei 1200 Mark Gehalt gesucht.

Kunstschule des Westens. Für Zeichnen u. Malen.
Berlin-Charlottenburg 2, Kantstr. 154 a. Sprechz. 12—1½ Uhr.
Empfohlen von der Königlichen Kunstschule. Jahresberichte u. Prosp. frei.

Kurse zum Studium der Englischen Sprache

veranstaltet mit sechs englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Prospekte durch den Vorstand 16 Wyndham Place, Bryanston Square London W. Pensionspreis 18 Schillinge in geteiltem, 24 Schillinge in Privatzimmer. Aller Unterricht, einschliesslich Vorträge und Phonetischer Kursus, 10 Schillinge per Woche. Nach Absolvierung des vollen viermonatlichen Kursus Prüfung und Zeugniserteilung.

Nur Lehrerinnen werden zugelassen.

Lehrer- und Lehrerinnen-Zeitung
für Böhmen, Mähren und Schlesien.
Organ des Vereines der deutschen Lehrer in Böhmen.
Redigiert von Franz Hein.
Erscheint jeden Samstag.
Abonnementspreis für Nichtmitglieder des Vereines ganzjährig 4 fl. = 8 Mk.
Anzeigen werden mit 10 kr. = 20 Pf. für die 4gespaltene Petitzeile berechnet.
Redaktion und Administration: Prag, Graben 32.

Über Sprechen u. Reden.

Vortrag, gehalten in der Lehrerversammlung zu Prag am 15. Februar 1879 von Dr. Ferdinand Schmidt.

Verschiedenes für Frauen und Jungfrauen.

Von Dr. Ferdinand Schmidt.

Events On Frontline and Telecommuting In Schools

Author: Lt. Colonel Jeffrey Cooper, USAF (Ret.)
E-Mail Address: Cooper@CyberAccess.com
Web Site: http://www.CyberAccess.com/cooper/
Phone: (703) 620-6590
Fax: (703) 620-6591

Publication Info: Prepared for the Annual Meeting of the International Studies Association, Washington, DC, February 16-20, 1999

Pracht-Unterröcke
direkt aus der Fabrik
in **Zanella**, glänzend und waren garantiert, per Stück Mk. **5.—**
in **Moiré**, feinster Qualität mit 3 aufgenähten Volants, per Stück Mk. **7.—**
in **Alpacca** mit 4 aufgenähten Volants, in allen Farben, per Stück Mk. **4.—**
Seidenstoffe, Plüsch-, Futter-, Pantoffel- und Alpacca-Spitzenröcke
in voller Weite zu den denkbar billigsten Preisen liefert prompt
Edgar Brambeer
Tuchhaus BERLIN N. Chausseestr. 3
Versand überall hin. Telephon Amt 9, 2295

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe. ✱
Schuljahr 01 Mk. 1200. Prospekte für höheren Stand 30 Mk.
Anstaltsarzt: Frau L. Himmelsbacher, Kaiserstraße 1. B., Langestraße 40
Ihre Vorsteherin: Frau Professor Dr. Hoffmann-Krayer.

Sprach- u. Handelsschule für Damen
von **Rhoda Breslauer**
BERLIN W., Potsdamer-Strasse 90.
Stets als Gründerin, Vorsteherin, Lehrerin, Prüfungs-Kommissarin bewährt.
Vorzügliche Qualifikation zum Dolmetscher-, u. Korrespondenz-Examen.
Prima-Zeugnisse. Referenz: Frau Geh. Rat Dr. Jaffé, Berlin, Tiergartenstr. 4.

Zeitungs-Nachrichten
in **Original-Ausschnitten**
über jedes Gebiet, für Kaufleute, Künstler, Gelehrte, Verleger von Fachzeitschriften, Gesellschaften, Staatsmänner usw. liefern in wenigen Abonnementsgruppen exakt nach Kreuzband
Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau (gegründet 1879),
Berlin O., Blumenstrasse 90/91.
Leser der ersten und bedeutendsten Zeitungen ✱
Fernsprecher und Zentralstrichen der Welt
Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Interessenten gratis u. franko.

Einzig in ihrer Art ist MAGGI'Würze

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande eher durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner bietet von der Expedition der „Frau" (Verlag H. Moeller Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,50 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Digitized by Google

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Besichtigung der Anstalten jeden Dienstag für Haus I von 10—12 Uhr für Haus II von 11—1 Uhr.

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Haus II. gegründet 1885:

Seminar-Koch- und Haushaltungs-Schule: Hedwig Heyl: Curse für Koch- und Haushaltungslehrerinnen.

PENSIONAT.

Curse in allen Zweigen der Küche und Haushaltung für Töchter höherer Stände, für Bürgertöchter.

Kochcurse für Schulkinder.

Ausbildung zur Stütze der Hausfrau und Dienstmädchen.

← **Auskunft** über Haus II erteilt Frl. **D. Martin.** →

Haus I.
gegründet 1870:

Seminar
für
Kindergärtnerinnen
und
Kinderpflegerinnen.

Cursus
für
junge Mädchen zur Einführung in den häuslichen Beruf.

Curse
zur
Vorbereitung
für
soziale Hilfsarbeit.

Pensionat:
Victoria-Mädchenheim.
Kinderhort.
Arbeitsschule.
Elementarklasse,
Vermittlungsklasse,
Kindergarten,
Säuglingspflege,
Kinderspeisung
laut Specialprospect

Anfragen
für Haus I sind zu richten
an Frau **Clara Richter.**

Im XVI. Jahrgange erscheint: * * **Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses** * *
Expedition im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Quartals und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutschland 2,50 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu richten.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. — Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

14. Jahrg. Heft 5 Februar 1907

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: E. Wasler Buchhandlung. Berlin S.

Der Prozess Riehl.

Von

H. Ludwig.

In fernen Ländern hat vor wenigen Monaten ein Herrscher eine Sklavin zu Tode martern lassen, eine Sklavin, die er heiss liebte, zuvor seiner „Liebe" gewürdigt hatte. Ob ihr erste nicht, die ihr Schicksal grausamer Liebe, grausamen Todes aus Männerhand empfing. Die Vertreter der Kulturmächte wagten nicht Einspruch zu erheben, ebenso wenig irgend eine Stimme zu verlangen. Diese Tatsachen haben Peter Altenberg veranlasst, über das harte Wesh zu klagen, das der Politik vorherrscht, nun Möglichkeitswege zu wandeln, reale Machtinteressen zu pflegen, ideale Menschheitsinteressen aber als nicht zu ihr gehörig abzuweisen und dadurch die Menschlichkeit selbst zu verleugnen. Er beklagt dieses Wesh, bezugt sich aber vor ihm, selbstverständlich, das Wesh ist ein absoluter Herrscher, der alle zwingt und knechtet. Aber Peter Altenberg hielt seine Wesh von dem Zweifsaal zwischen seinen Empfindungen und seinem Intellekt, das bisher Wesh erkannt, aufgewühlt und erschüttert bis in die tiefsten Tiefen, und er hat das Bekenntnis, der Welt mitzuteilen, daß manche bange Stunde hindurch der Menschheit ganzer Jammer ihm aufgestaut hat, daß seine Seele betrübt gewesen ist bis zu den Tod.

Peter Altenberg ist ein Wiener Poet. Ganz Wien hand aufsen um die Zeit seines Schmerzensschreis unter dem Bann von Ereignissen, deren Entsetzlichkeit nicht viel anderes hat als jene dunkle Nähe und dem Orient: junge Menschenkinder, zum Teil am Rande des Kinderlandes, dem Manne preisgegeben zu gewaltsamer Liebe und zu gewaltsamer Vernichtung ihrer Seelen, und der Kulturkraut hat lange zugesehen und nicht genug Einspruch zu erheben oder eine Stimme zu verlangen. Endlich wurde es,

um einiger Formfehler, wohlverstanden, um kleiner Formfehler willen, nicht um der Sache halber, einschreiten — der Schleier fällt.

Und nun wird der Staat zum Peter Altenberg mit den zwei Seelen in seiner Brust. Sein Anwalt, der Staatsanwalt, übernimmt es, das Leid, das Elend, die erlittene Unbill der Versklavten zu beklagen und zu sühnen, der Staat selbst aber als das Dauernde neben dem momentanen Eingriff, als das Ganze neben dem partiellen Mitgefühl, der partiellen Entrüstung, hält den Schild sogenannter Notwendigkeit in seiner Hand, bläst durch die Trompete des Rechts und der Gesetze ein hartes Muß in die Welt hinaus und erzieht seine Bürger nach wie vor zu einem Kotau vor diesem Muß.

In dieser Anerkennung des Muß, in dieser Notwendigkeit steckt all das eben Enthüllte, das Fürchterliche, die seelenmordende Verruchtheit, die lichtscheue Unmenschlichkeit verhundertfacht, vertausendfacht, nur unangreifbar, denn nicht allen Schöpfungen dieses Muß sind Formfehler nachweisbar, nicht für alle findet sich ein Mutiger, der die „Formfehler" an die große Glocke zu hängen wagt. Diese Formfehler sind kein Muß, sie gestatten dem Staat, aller Welt das Schauspiel edler Entrüstung zu geben, ihre Sühne ist der hellleuchtende Edelstein, der Rechts- und Gerechtigkeitsedelstein auf dem Schilde des Muß, das der Staat sich geschmiedet hat.

In diesem Dualismus liegt der Unterschied zwischen dem Kulturstaat und dem Staat des Orients; hier Ehrlichkeit, die Ehrlichkeit der Barbarei, dort Verlogenheit, die Verlogenheit unfertiger, mühsam sich durchsetzender Kultur, die zur Kulturtünche greift, ihre Halbheit zu verbergen.

Um das voll zu erkennen, müssen wir das Enthüllte fest anschauen. Es ist ein weher Anblick. Es gab einen Salon in Wien, den Salon Riehl, so genannt nach der Dame, die ihn leitete. Er war nichts anderes als ein toleriertes Haus. In diesem Hause wurde eine große Anzahl Mädchen gefangen gehalten und auf das grausamste gepeinigt, bis ihre Widerstandskraft gebrochen war. Wer sich nicht willfährig zeigte, wurde gepeitscht, wurde hinter Rollbalken in enge Gelasse gesperrt, die Eingekerkerten wurden ihrer Kleider beraubt, nackte Gefangene, um sie völlig hilflos zu machen.

Eins der Mädchen wandte sich hilfeflehend an seinen Vater. Frau Riehl, die sonst in der Absendung von Briefen eine besondere Methode verfolgte, ließ die Klageschrift dieses Mädchens ungehindert passieren. Sie hatte ihre guten Gründe. Der Vater der Unglücklichen, der auch bald auf der Bildfläche erschien, hatte die Tochter gegen ein erkleckliches Honorar an den Salon abgetreten. Nun zieh dieser Mann der Männer sein Kind der Lüge, züchtigte es, bedrohte es mit der Polizei und dem Arbeitshaus und zwang die Verzweifelnde schließlich vor der Riehl niederzuknieen und demütig Abbitte zu leisten.

Zu diesen Barbareien kam dann all das gefürchtete, ekle Erleben an den Männern, den einzigen Menschen, die aus der Gotteswelt draußen in diese Abgeschlossenheit drangen. O, was für Menschen! Nichts Lichtes, nichts Freies, nichts Schönes aus dieser Gotteswelt an sich und in sich tragend, nur einen Zweck verfolgend, in diesem ihrem Kommen selbst nichts anderes als dieser niedrig-gemeine Zweck!

Dort gab es keinen Frühling und keinen Sommer, keinen Herbst und keinen Winter, kaum einen Tag und eine Nacht, keine Osterhoffnung, keine Weihnachtsverheißung; das Leben versagte alle seine Werte, alle seine Entwicklungen, sein Blühen und Reifen — es stand still auf einem toten Punkte, — einem toten Punkt des Grauens, automatischer Funktion, die die Seelen entseelte.

Das war das Schicksal jener, die in jungen und jüngsten Jahren in den Salon Riehl verschlagen worden waren. Ihr Schicksal wird ihnen aufgedrungen bei verschlossenen Türen und verhängten Fenstern, die Welt da draußen durfte sie nicht mehr kümmern, was sie ihnen zu geben hatte, schickte sie zu ihnen hinein, und sie sollte die Armen erst wieder umfangen, wenn der Körper siech genug war für das Spital, wenn Krankheit oder Tod Frau Riehl die Herrschaft entwand. So war es den vielen vor ihnen ergangen, und so ergeht es den Tausenden ihrer Volksgenossinnen, deren „Frau Riehl" sich vor Formfehlern zu hüten weiß und aus dem Wiener Prozeß größere Vorsicht, schlauere Schliche, heimlichere Listen lernen wird.

Der Unterschied zwischen dem Geschick jener orientalischen Sklavin und dem Geschick der Sklavinnen des Kulturstaates springt in die Augen: dort der Tod einer Hinrichtung gleich, martervoll ersonnen und ausgeführt, aber doch kommt er schnell. Äußere Marterwerkzeuge sind die Vermittler, trotz allem Erlöser wie er; den Sklavinnen des Kulturstaats wird das Leben selbst in Marter umgewandelt, das Werkzeug ist der Mann.

Das ist der Kern der Enthüllungen, die der Prozeß Riehl brachte. Dieser Kern aber, das Zuständliche, das jahraus, jahrein dieselbe Form aufwies — und aufweist — ist doch nur eine Kausalität, die nach rückwärts und vorwärts deutet, die auf Ursachen zurückführt und, in die Zukunft wirkend, neue Kausalitäten erzeugen muß. Und so gibt es der Enthüllungen noch mehr. Die Geständnisse der Angeklagten (die Salonbesitzerin, eine alte Dienerin, der erwähnte Vater, einige der Mädchen), die Aussagen der Zeugen (Polizeibeamte, Ärzte, Portiers, Dirnen) brachten Licht in diese Zusammenhänge. Es ist die alte Kette, aber es tut not und ist Pflicht, sie Glied für Glied zu betrachten, damit jeder denkende und fühlende Mann, jede denkende und fühlende Frau aus dieser Betrachtung die Kraft, vor allem den Willen gewinne, sie zu zerbrechen.

Da ist zuerst das Rekrutierungsproblem, das sein Licht empfing. Mädchenhändler verkaufen ihre Ware. Verkommenes, arbeitsscheues männliches und weibliches Gesindel wissen Not, Hilflosigkeit, Unwissenheit junger Mädchen schlau zu nützen und schaffen ihnen liebevoll eine gute Stellung bei einer „reichen Frau;" verführte und verlassene Mädchen, die oft ein einziger Augenblick der Selbstvergessenheit, der Nachgiebigkeit all den raffinierten Künsten, den Verlogenheiten, den Versprechungen eines Mannes gegenüber aus Beruf, Familie und Freundschaft drängte, finden Schützer und Verfolger, Zuhälter, Zuhälterinnen, die sie locken, treiben, zerren, stoßen, sich immer mehr ihrer bemächtigen, sie mit der Polizei in Konflikt bringen, bis sie, vom Leben wie mit tausend Hunden gehetzt, dort eine Zufluchtsstätte suchen. Einige wollen in stumpfer Resignation nur das nackte Leben; sie wissen, hier schweigt jener Kampf, hier herrscht die Unbeweglichkeit des Sumpfes. Andere hoffen durch ein paar Jahre schnellen und reichen Erwerbs frei zu werden und sich dann in aller Stille ein neues Leben zu zimmern. Dann gibt es arme junge Kinder, die Eltern und Geschwister darben sehen, den eigenen Hunger können sie wohl noch ertragen, aber der Jammer im Haus bricht ihnen das Herz. Ihre Arbeit wird schlecht bezahlt, aber sie haben gehört, was gut bezahlt wird, und wie Sonja in Dostojewskijs Raskolnikow gehen sie hin und opfern sich selbst. Sie wußten nicht, was sie taten.

Ganz Freiwillige sind in solch' einem Salon nur wenige, die Unfreiwilligen sind „bessere Qualität".

Aber ob freiwillig oder unfreiwillig, eins eint sie alle: von dem, was die Männer bezahlen, was der Salon einbringt, erhalten die Mädchen nichts. Jedes Opfer war umsonst gebracht, jede Hoffnung vergeblich gehofft. Den Verschleppten, den Verkauften, den Betrogenen war diese Bettelarmut eine Fessel mehr. Es war unmöglich, Eltern, Freunden, Behörden eine Kunde zu geben, die Briefe der Verschleppten und Verkauften wurden überhaupt nicht befördert, die Briefe der andern mußten umgeschrieben werden nach einem Diktat der Frau Riehl.

Ein zweites Problem, ein Teilproblem gewissermaßen, eine Unterabteilung des Hauptproblems, ergibt sich aus der Zeugenschaft der Polizeibeamten und der Ärzte.

Frau Riehl besaß ihre Konzession. Ihr Salon stand unter polizeilicher Kontrolle, mithin auch unter ärztlicher Beaufsichtigung.

Zwei Stände sind es, die an der Möglichkeit staatlicher Konzessionierung derartiger Salons mitgearbeitet, den Sklavenmarkt also auch in dem Kulturstaat in die Sphäre des Rechts gerückt haben, der Stand der Ärzte und der Juristen.

Der Stand der Ärzte hat das Fundament gelegt, ein Muß, eine Notwendigkeit, das Muß, die Notwendigkeit bewiesen, er hat seine Wissenschaft zu Hilfe gerufen, noch ehe sie ganz reif war, er hat sich vermessen, die Ethik aus der Hygiene auszuscheiden, er hat in der Sexualhygiene ein Gebiet losgelöst von ihrem Ganzen, auf dem er „sich ins Angesicht segnet", sich selbst aufhebt und widerruft, nach links hin, wo das Weib steht, dessen Geschlechtsleben er auf diesem Gebiet durch Hypertrophie vernichten läßt. Diesen Verrat am eignen Beruf, der ihm das Teuerste sein muß, hat er begangen, um Wertvolleres zu retten — zu steigern: die Gesundheit des Mannes. Der einzelne Arzt ist daher vielleicht selbst ganz ethisch geblieben, selbst wenn er zugibt, daß das Muß, die Notwendigkeit, auf nichts hinauslaufen als „Amüsement" und „stille Freuden;" der Mensch braucht eben, um gesund zu bleiben, auch „Amüsements" und „stille Freuden".

Die Ärzte, die dem Salon Riehl zuerteilt waren, hatten also nur die Qualität der Ware zu überwachen, die dem Manne geboten wurde, die Qualität in gesundheitlicher Beziehung, damit an ihr der Zweck sich nicht in sein Gegenteil verwandle. Das Lebendigsein dieser Ware kümmerte sie nur, falls sie „verdorben" war und schaden konnte, d. h. falls dieses Lebendige ansteckend krank, in erster Linie geschlechtskrank war. Es ist daher nicht zu verwundern, daß Ärzte die unglücklichen Mädchen sahen, untersuchten, ohne ein Auge zu haben für ihre inneren Qualen oder gar den Eingekerkerten Hilfe zu bieten, sie konnten eben nur mit ihren Augen sehen.

Der Anteil des Juristenstandes an der Institution der tolerierten Häuser besteht in der Ausarbeitung derjenigen Gesetze, die den tolerierten Häusern erst einen Rechtsboden schaffen. Er hat es zu Wege gebracht, das Recht in zweierlei Recht auseinander zu brechen und dieses zweierlei Recht so stark in den Schein des Rechten zu rücken, daß die Rechtseinheit sich keck als unverletzt darstellt und der Staat sich Rechtsstaat nennen kann trotz des brutalen Bruches. Freilich, der Schein des Rechten verlangte Überbrückungen, Verbindungen, Vertuschungen, Verhüllungen des Bruchs, und für sie alle hat die Rechtswissenschaft gesorgt. Im Widerspruch mit dem Hauptprinzip, das die ungeheure Rechtsverletzung herbeigeführt hat, stehen diese Überbrückungen alle, und viele sind nicht viel mehr als Dekorationsstücke, die sich verschieben und herauslösen lassen.

Da aber das Dekorum gewahrt werden muß, haben sie ihre staatlich eingesetzten besondern Hüter. Das Hüteramt liegt in den Händen der Polizei.

Die Polizei hat innerhalb dieses Hüteramts zwei Pflichtenkreise: diesseits und jenseits des Rechtsbruches. Jenseits ist die Pflichtarbeit dem Hauptzweck gewidmet. Sie haben den jungen Rechtsenterbten die Staatsgesetze einzuprägen, auf denen das Bordellgetriebe sich aufbaut, bis sie ihnen in das Fleisch und Blut strikteſter Befolgung eingegangen sind. Die Mädchen treten in ein Gewerbe ein, sie bedürfen der polizeilichen Erlaubnis, eines Gewerbescheins, sie müssen sich den ärztlichen Untersuchungen fügen, sie stehen unter polizeilicher Kontrolle, sie dürfen, wenn sie Pensionäre geworden und des „Angebots" überhoben sind, nicht hinaus auf die Straße, sie schulden ihrer Gönnerin, die das Recht kennt, Gehorsam, die Ausübung ihres Gewerbes ist Pflicht geworden.

Die andern Aufgaben, die das Hüteramt diesen Staatsorganen auferlegt, gravitieren nach der Diesseitsseite. Sie haben acht zu geben, daß niemand mit Gewalt über die Brücken getrieben, niemand durch falsche Vorspiegelungen hinübergelockt, niemand gegen seinen Willen auf dieser Enklave, die die Menschenrechte an ihren Grenzen entläßt, festgehalten werde usw.

Welche Seite des Hüteramts diese pflichtgetreuen Staatsbeamten für wichtiger halten, mit welcher Ausschließlichkeit sie sich dieser wichtigeren Seite zu widmen pflegen, beweist der Prozeß Riehl, beweist die Geschichte aller tolerierten Häuser, „Salons", Kasernierungen, ja selbst die Geschichte der Reglementierungen, die vielfach nur nominell und theoretisch von den andern Formen des geschlechtlichen Geschäftsbetriebes abweichen, in der Praxis aber in ihre behäbigen, bequemeren, einträglicheren Ausgestaltungen hineingebogen werden.

Wir können uns nicht oft genug klar machen, daß der Salon Riehl typisch ist, zugleich nur ein Glied des widerlichen Schmarotzers, dessen Kopf zu zertreten man nicht gewillt ist. Das Glied ergänzt sich schnell.

Der Beamte, dem die Kontrolle des Hauses oblag, hat stets alles in Ordnung gefunden. Er hat mit der vortrefflichen Besitzerin des Salons manches Gläschen von besonderer Güte geleert, er hat sich von der Qualität der Ware persönlich und eingehend überzeugt. Alles funktionierte gut, das Hauptprinzip ward musterhaft durchgeführt, es war ein „staatserhaltender" Betrieb im Sinne der großen Notwendigkeit, ja dem Staate diente die einsichtige Frau so freudig-eifrig, daß sie seinen Beamten Vorzugspreise gewährte, eine ganze Skala tarifarischer Vergünstigungen in Bereitschaft hatte.

Und die andere Seite des Hüteramtes —

Wo alles so gut funktioniert, ist kein Anlaß, mißtrauisch zu werden. Es wäre auch jammerschade gewesen, den herrlichen Betrieb irgendwie zu stören. Die nötigen Fragen wurden daher an die Perle aller Zwischenmeisterinnen, die den großen Staatsgedanken verwirklichte, gerichtet und durchaus befriedigend beantwortet. Den Mädchen wußte Frau Riehl ihr Einvernehmen mit der Polizei recht anschaulich vorzuleben, und bei ihnen den Glauben zu erwecken, daß sie bei Widerspenstigkeit die Polizei mehr zu fürchten hätten als sie selber. Sie hielt ihnen den Staatsschild vor, und sie glaubten an das Muß, an den Staatswillen, der sie zerbrach.

Zehn Jahre hindurch hat der Salon Riehl in der Verfassung bestanden, die der Prozeß an das Tageslicht brachte!!

Durch seine Polizeiagenten war der Staat bei dem Prozeß als Zeuge vertreten, durch seinen Staatsanwalt als Kläger.

Als Kläger war er recht temperamentvoll und voll flammender Entrüstung. Wozu sind denn auch all die Wegweiser und Orientierungstafeln an den Brücken und Verbindungen, die Dekorationen an dem klaffenden Bruch! Durch ihre Nichtbeachtung drängte sich die Existenz des Bruchs in all seiner erschreckenden Aktualität jedermann auf, und diese peinliche Bloßstellung war beleidigend und höchst verdammenswert. Die die Schuld daran trugen, empfingen wuchtige Schläge herbster Kritik, strengster Verurteilung.

Als Zeuge konnte sich der Rechtsstaat in seinen Vertretern nicht so temperamentvoll geberden. Da herrschte die Vorsicht des sorglich Wägenden, der ein Prinzip einzugestehen und zu retten hat, ein Prinzip, das aus den sonstigen Normen herausfällt.

Die Polizeibeamten mußten zugeben, daß in Frau Riehl einer mehrfach vorbestraften Kupplerin die Konzession zur Haltung eines „Salons" erteilt worden sei, daß dieser Salon zehn Jahre hindurch sich ihrer Überwachung erfreut habe. Der Staat bekannte sich als Schöpfer und Begünstiger solcher Enklaven der Rechtlosigkeit, die er nach Bedürfnis umzäunen ließ, d. h. nach dem Bedürfnis der Konzessionslustigen. Diese waren gleichsam seine Pächter, und er strich das Pachtgeld ein in Form von Steuern. Die Enklave Riehl, über der sein Schild mit dem hellleuchtenden Edelstein staatlicher Fürsorge prangte, brachte ihm alljährlich 1200 Kronen Steuern. So hatte er aus dem Jammer und Elend seiner jungen weiblichen Untertanen hier allein einen Gewinn von 12000 Kronen herausgeschlagen. Frau Riehl gab ihre Einnahmen auf 30000 Kronen jährlich an.

Der Staat, wie er durch seine Organe in der Zeugenaussage in die Erscheinung trat, der Staat, wie er sich als Ankläger durch den Staatsanwalt repräsentieren ließ, der Staat, der die Kuppelei verurteilte, der Staat, der die Kuppelei fruktifiziert — er glich einem starken Gewappneten, der mit sich selbst uneins ist, er war, wie man sich auch drehen und wenden mochte, der eigentlich Beklagte.

Aber es kam nicht zu einer ehrlichen Auseinandersetzung, zu einem Kampf, der Wahrheit und Lüge, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit haarscharf von einander sonderte, so daß nichts anderes übrig blieb, als ein unumwundenes Bekennen. Der Staat als Beklagter schob zwischen sich und den Staat als Kläger einen Sündenbock, den er völlig preisgab, auf den die Rutenschläge der Empörung nun weidlich niedersausten.

Fürwahr eine traurige Komödie!

Es gibt wohl kaum ein Drama, bei dem der Held, der Mittelpunkt alles Geschehens, Handelns, aller Entwicklungen, der spiritus rector nicht auf der Bühne erscheint. Das war aber der Fall bei dem Drama des Prozesses Riehl, und das ist auch eine Enthüllung.

Diejenigen, ohne die es nie einen Prozeß Riehl gegeben hätte, diejenigen, für die all das Peitschen, Foltern, Martern geschah, diejenigen, die hinter dem Peitschen, Foltern, Martern standen als schlimmere Folterer, diejenigen, die über den Erschöpften den Becher der Schmach leerten, der sie immer zu ihren „stillen Freuden" begleitet, das Symbol ihres unantastbaren Herrentums, ihres ätzenden, zersetzenden, vernichtenden Molochtums, diejenigen, um deretwillen der Staat mit sich selbst uneins wird, die Männer, die den Salon besuchten, sie fehlten bei dem Prozeß.

In welcher Rolle sollten sie auch auftreten?

Als Beklagte — niemals in einem Fall wie dieser. Ein Salon Riehl macht die Männer strafrechtlich immun, ihnen ist erlaubt, was gefällt, und sei es das Perverseste, Brutalste, Gemeinste.

Als Kläger?

Die Frankfurter Zeitung wirft in der Tat die Frage auf, wie es möglich gewesen ist, daß unter den vielen Tausenden von Männern, die in den zehn Jahren den Salon besuchten, sich nicht einer der Unglücklichen energisch annahm und zur Klage griff, um sie zu retten.

Warum das möglich war? Nun, sie wurden ja gut bedient und fanden die Freuden und Vergnüglichkeiten, nach denen ihre Sinne lechzten. Der Jammer, das Elend der Geschöpfe, an denen sie sich gütlich taten, interessierte sie sehr wenig, sie interessierte nur, was an ihnen lustvoll war, was sich genießen ließ. Die Bejammernswertesten der lebendigen Ware waren sicherlich die allerbeste Qualität, pikanter, reizvoller, nicht ganz Automat, es gab noch etwas von Seele, etwas zu überwinden, das das Herrentum kitzelte.

Dr. Adolf Cluß, ein Wiener Professor, sagt in seinem Buch: „Die Alkoholfrage vom physiologischen, sozialen und wirtschaftlichen Standpunkte“: „Bei der Liebe wie beim Trinken immer mehr auf Qualität wie auf Quantität zu halten, ist ein Mahnspruch, den ich stets meinen Studenten zurufe!“

Das ist charakteristisch für die Männer der zahlenden Liebe, die sich untereinander erziehen, die die jüngste Jugend zur Nachahmung aneifern. Das Weib ist ihnen ganz Ware, ganz Genußmittel, und sie sind nichts als Konsumenten. Alles Menschliche ist ihnen fremd geworden auf dem Gebiet ihrer Liebe, wie sollte da die Menschlichkeit zu Worte, zu einer Tat kommen? Nichts Unmenschliches ist ihnen fremd geblieben in der Pflege und Übung ihrer Liebe, die sich das Wild zu Paaren treiben läßt zu treffsicherem Schusse.

Daß keine seelischen Anforderungen mehr an den Mann gestellt werden, macht ja den Reiz der Salons, der tolerierten Häuser aus, er darf aufhören Mensch zu sein, und, sofern man dem Manne eine lebendige Seele zuschreibt, Mann zu sein. Eine Mannestat von solchen erwarten, die sich selbst ihrer Männlichkeit begeben, ist unbillig und ein Widersinn.

Der Verfasser des Artikels in der Frankf. Zeitung stellt dem deutschen Manne in seiner absoluten Verachtung der Frauen, die er benutzt, die französischen Männer gegenüber, die in dem elendesten Weibe, das ihnen erliegt, noch ein menschliches Wesen sehen, ja ein solches, das auf Courtoisie Anspruch habe. Der Verfasser ist im Irrtum, sobald es sich um die Frauen öffentlicher Häuser handelt. Die öffentlichen Häuser streifen dem Manne jede Menschlichkeit ab, und Courtoisie bei Unmenschlichkeit wäre hohnvolle Heuchelei. Von den vielen Tatsachen, die das aufs furchtbarste beweisen, sei nur eine hier erwähnt.

Professor Lande, Bürgermeister von Bordeaux, hat festgestellt, daß bei Gelegenheit von Volks- oder Sängerfesten die einzelnen Frauen in den öffentlichen Häusern gezwungen wurden, bis 82 Männer an einem Tage zu empfangen!!

Wer gedächte da nicht jener Erzählung aus dem Alten Testament, die das Buch der Richter berichtet.

Ein Mann verließ mit seinem Kebsweib das Haus ihrer Eltern und zog heim. Er nächtigte unterwegs in eines alten Mannes Haus, dicht bei Gibea. Da kamen die Leute der Stadt und verlangten den Fremdling heraus.

„Der Mann aber faßte sein Kebsweib und brachte es zu ihnen hinaus. Die erkannten sie und zerarbeiteten sie die ganze Nacht bis an den Morgen, und da die Morgenröte anbrach, ließen sie sie gehen.

Da kam das Weib hart vor morgens und fiel nieder vor der Tür am Hause des Mannes, da ihr Herr innen war, und lag da, bis es Licht ward.

Da nun ihr Herr des Morgens aufstand und die Tür auftat am Hause und herausging, daß er seines Weges zöge, siehe, da lag sein Kebsweib vor der Tür des Hauses und ihre Hände auf der Schwelle.

Er aber sprach: Stehe auf, laß uns ziehen! Sie aber antwortete nicht." — —

Wir wissen, welche Strafe den Benjamiten ward, die sich an dem Weibe ergötzten, daß es starb.

Vergleiche drängen sich auf, die das Herz erstarren machen.

Über Häusern mit gleichem nächtlichen Tun weht die Fahne der Duldung — solche Häuser haben Ärzte zum Schutz der Männer!

Nein, weder in Österreich, noch in Frankreich, noch in Deutschland, noch in sonst einem Lande, daß die Gasse von Gibea in staatlich konzessionierte Häuser verlegt, kann man die Männertat einer Anklage gegen den Terrorismus und die Gewalttätigkeiten eines Zwischenmeisters, einer Zwischenmeisterin verlangen. Das System, in das jedes Bordeaux sich rechtlich einfügt, hat die von ihm gefangenen Männer seelisch und gemütlich so entleert und verödet, daß Seelenmut, der Mut der Gerechtigkeit, der Mut der Menschlichkeit, der Mut des Verzichtes auf Herdentiergenuß ihre Kraft übersteigt.

Und von den vielen tausend Besuchern des Salon Riehl trat keiner als Zeuge auf.

Auch das ist zu verstehen. Was die Anklage verbot, verbot die Zeugenschaft. Und dann — vielleicht wäre durch ihre Enthüllungen der Bruch, den zu schonen in ihrem Interesse liegt, noch krasser zu Tage getreten, und das klare Licht der Öffentlichkeit hätte sie in eine Beleuchtung gerückt, die ihre „Respektabilität" für das Diesseits des Bruchs gefährden konnte. Sie sind und bleiben die Ungenannten, die Namenlosen, denen man Verschwiegenheit schuldet; der Staatsschild deckt sie zu und entzieht sie vorwitzigen, verwegenen Augen.

Ja, für die Männer des „konstanten Bedarfs", die Schöpfer, Ernährer, Erhalter dieser Institutionen „verschwiegener Freuden", ziemt es sich nicht, ihrem Helfer und Freund, dem Staat gegenüber zu treten als Kläger, als Zeuge, dem Staat, der sie nie zu Beklagten macht, dem Schützer der Benjamiten.

Ob Österreichs männliche Männer jetzt wohl den Mut finden werden, gegen die Schmach ihres eignen Geschlechts aufzutreten, gegen die Staatsgepflogenheit, die Männer niedriger Lüsternheit, gemeiner Schamlosigkeit, diese Asketen der Seele als den Typus Mann hinzustellen, als den Mann an sich zu erfassen, und in seinem Namen die dunkeln Elendswinkel barbarischer Sklaverei als „Freudenhäuser" zu tolerieren?[1])

[1]) Von einer öffentlichen Versammlung, die der Allgemeine österreichische Frauenverein zu der Sache einberief, haben wir schon in der vorigen Nummer berichtet. Frau Rosa Mayreder sprach in dieser Versammlung gegen das Prinzip der staatlichen Reglementierung, es wurde eine scharfe Resolution gefaßt und eine Petition beschlossen. Auch der Bund österreichischer Frauenvereine hat am 15 November eine Petition an die Ministerien des Innern und der Justiz gesandt, in welcher Abschaffung der tolerierten Häuser, Verfolgung des Mädchenhandels und der Kuppelei, Maßnahmen zur Verhütung der gewissenlosen Ansteckung bei Geschlechtskrankheiten sowie erweiterter und verbesserter Jugendschutz gefordert wird. (S. Zentralblatt des Bundes österreichischer Frauenvereine. Januar 1907 S. 7 f.) D. R.

Oder wird „die Wissenschaft" kommen, die zu der heillosen Verirrung und Verwirrung schon so reichlich das Ihrige getan hat, und beteuern, Eiterbeulen seien durchaus notwendig, um einen so großen Organismus wie den Staatsorganismus gesund zu erhalten, ja stellen sie sich nicht von selber ein, so müsse man sie künstlich züchten? Werden die Männer der Wissenschaft sich wieder hinter das eherne Muß verschanzen, die eherne Notwendigkeit, die über dem Manne liegt und ihn niederzwingt — das Mannesmuß der „tolerierten Häuser"?

Wir Deutschen haben übrigens kein Recht so zu fragen im Sinne einer sittlichen Forderung, einer Erwartung. Wir haben vor unserer eignen Tür zu kehren. Wir haben auch unsere öffentlichen Häuser, unsere Kasernierung und Reglementierung, der Salon Riehl mit all seinen Schrecknissen, seinem Jammer, seinen langsamen Lustmorden, er findet sich bei uns in derselben Gestalt in erklecklicher Anzahl. Wir haben dieselben Vertuschungen, dieselben Verschwiegenheiten, dieselben jähen, blitzartigen Enthüllungen, deren Wirkungen verpuffen, verfliegen. Wir haben dieselben Prinzipien des Männerschutzes und der Frauenentwürdigung, wir haben denselben Bruch mit dem Menschenrecht mit all seinen unsagbar entmenschenden Folgen. Wir haben dieselbe Belastung des Mannes mit der ganzen Feigheitsrüstung der Ausbeutung der Not, des Versklavtseins, des Verkommenseins unglücklicher Frauen, wir haben dasselbe Abschieben jeder Verantwortlichkeit von den Schultern des Hauptakteurs in den düstern Nachttragödien, wir haben dasselbe Sich-Stützen des Mannes auf den Staat in seinem gedanken- und seelenlosen Benjamitentum.

Wohl gibt es Männer unter uns, die diese geschützte Männerschmach tief empfinden, aber energisches Handeln, ein Sturmlauf und immer neuer Sturmlauf auf tolerierte Häuser, Kasernierung, Reglementierung, diese Feste männlicher Feigheitserniedrigung, bis sie endlich zusammenbricht, liegt ihnen fern. Vielleicht ist ihre Zahl zu gering, und dann, die meisten haben andere Dinge zu denken und zu tun, Politik zu treiben, d. h. den Staat als Männerstaat zu bestellen, — die Frauen in ihm mögen das Schlepptau ihrer kleinen Kähne befestigen, wo immer sie wollen, sie zählen nicht; und da die Frauen nicht zählen, sehen diese Leute der großen Politik absichtlich über die Männerschmach hinweg, die aus den von den belasteten Männern selbstgeschaffnen und selbstgewollten Beziehungen zum Weibe stammt.

Wo finden wir bei unsern großen Politikern, den wärmsten und ehrlichsten Vaterlands- und Volksfreunden, den großen Sozialreformern eine Ergriffenheit, eine Entrüstung, wenn, wie es oft genug geschieht, das Bild eines Salon Riehl vor ihrem scharfen, schnell erfassenden Geistesauge sich aufdrängt, eine Fauststimmung des tiefsten Menschheitsjammers, die die Peter-Altenberg-Stunde überdauert und sich in Handeln umsetzt, das nicht ruht, es habe denn sein Ziel erreicht?

Und Deutschlands Frauen?

Der Salon Riehl verkörpert eine Weltanschauung, die im Prinzip die Frau als Mensch, der seinen Zweck in sich trägt, vernichtet. Und der staatlich konzessionierte Salon Riehl verkörpert — von den Formfehlern abgesehen, die hin und wieder dazu führen, daß einzelne der Gattung ausgeschaltet werden — die Weltanschauung des Staates, des Vaterlandes der Frauen, mithin ihrer Väter, ihrer Gatten, ihrer Brüder, ihrer Freunde, ihrer Lehrer, ihrer Berufskollegen — — —

Die Frauen müßten aus seltsamem Holze geschnitzt sein, einem Holze, an dem gekreuzigt zu werden sie wahrlich verdienten, ertrügen sie ein Leben unter dem Fluche

und Druck, der Erniedrigung einer solchen Auffassung ihres Daseinszweckes. Schon der Selbsterhaltungstrieb der Seele drängt sie von diesem Verzicht auf jeden Persönlichkeitswert zurück, und dieser Selbsterhaltungstrieb hat sie auch dahin geführt, an der Hand der Wissenschaft das Gebiet jener ehernen Notwendigkeit zu durchforschen, unter deren Druck der Mann die freie, stolze, auf sich selbst gestellte, liebegeadelte Sinnlichkeit so völlig verloren hat, daß er zum Bettler geworden ist, der der Staatshilfe nicht entbehren kann.

Und siehe da! Die Notwendigkeit löst sich auf, sie ist Trug und Täuschung. Sie ist ein schwerer, dunkler Menschheitstraum, ein Alp, dessen Riesenfänge sich in die Völker gekrallt haben, als wäre er Wirklichkeit, Wahrheit, ein Allgewaltiger und des Menschen Gebieter. Nun kommt es darauf an, ob das Erkennen auch den Willen zum Handeln gebiert, ob schließlich das Handeln selbst zu einer Schnur wird, die nie abbricht.

Zur Zeit des Prozesses Riehl ging die Nachricht durch die Zeitungen, ein Mädchenhändler sei verhaftet worden, der mit einer Anzahl Mädchen auf dem Wege nach Lübeck war, fast gleichzeitig berichteten die Blätter, in einem Leipziger „Salon" habe eine junge Dame einem Herrn heimlich eine Adresse zugesteckt, die Adresse der Eltern einer jungen Wiener Schauspielerin, die nach Leipzig engagiert worden war, nun aber spurlos verschwunden sei. Das alles sind Zeichen, die auf Deutschlands Frauen einwirken müssen, daß sie den Kampf noch intensiver aufnehmen, ruhelos, rastlos.

Ein neuer Reichstag tritt zusammen. Die Frauen verstehen das, was ihn am lebhaftesten beschäftigen wird und muß, wohl zu würdigen. Dennoch, ja gerade deshalb müssen sie versuchen, den Reichstag zu dem Verständnis, zu der Erkenntnis zu bringen, daß es eine Sache des Reiches ist, den Flecken vom Schilde des Staates zu tilgen, der die Gerechtigkeit zerfrißt.

Dänemarks Frauen haben es durchgesetzt, daß der Staat den Rechtsbruch aufgehoben und sich dem Recht als einer unteilbaren Einheit zugewendet hat. Dänemark hat die Reglementierung der Prostitution aufgehoben; es hat dem Mann die bisher gewährte geschlechtliche Vormundschaft entzogen, es hat ihn mündig, selbstverantwortlich gemacht, es hat die Frau sich selbst zurückgegeben und damit jeden Vorwand zur Versklavung unmöglich gemacht.

Sollten die Frauen Deutschlands nicht zu leisten vermögen, was die Frauen Dänemarks geleistet haben?

Dichtung und Maschinenzeitalter.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Wer den Katalog der Meunier-Ausstellung in der Hand gehabt hat, die im Januar des vorigen Jahres in Berlin veranstaltet wurde, der hat vielleicht auch das Gedicht von Wildenbruch überflogen, das bei der Eröffnung der Ausstellung als Prolog diente. Dies Gedicht nämlich und die Ausstellung — das war ein merkwürdiger und interessanter Gegensatz. Hatte die deutsche Literatur der bildenden Kunst ihrer Zeit, dem Lebenswerk Meuniers nichts Besseres gegenüber zu stellen? Dort ein Erfassen des von der modernen Arbeit geformten Menschen, ein Miterleben des Arbeitsvorgangs und seiner Rückwirkung auf den Arbeiter, das dem Beschauer selbst die Spannungen und Entladungen, den ganzen Rhythmus dieser Bewegungen durch die Muskeln rieseln ließ. Bei dem Dichter viel Pathos und Worte, und doch nichts weiter als die Verblüffung und das Überwältigtsein eines kalt staunenden Besuchers. Er hat bei seiner Verherrlichung der Arbeit auch nicht eine einzige Wendung gefunden, die einem Meißelhieb, einer Linie Meuniers an Wahrheit und Ausdruck sich auch nur näherte.

Diese merkwürdige Erscheinung verlockt zum Nachdenken. Sie legt es nahe, eine Frage von kulturwissenschaftlichem und psychologischem Interesse aufzuwerfen: Wie stellt sich die Dichtung zum Maschinenzeitalter, zu unserer technischen Entwicklung, zu den eigentlichen geschichtlichen Triebkräften der Zeit, zu dem neuen Menschentypus, an dem wirtschaftliche Kultur arbeitet? Wie stellt sie sich zu den wirtschaftlichen Lebensaufgaben, die den Menschen der Zukunft beschieden sein werden?

Die Antwort ist vielleicht nach zwei Seiten hin wichtig und interessant. Sie gibt Aufschluß darüber, wie weit die Menschen in ihrem innersten Kulturempfinden diese Entwicklung bejahen, wie weit sie in die neuen Verhältnisse hineingewachsen sind und sich nicht nur äußerlich, sondern auch mit ihren Wertideen darin heimisch gemacht haben. Aller Kunst liegt eine Bewertung der Dinge zugrunde. Was einem Menschen in irgend einer Weise innerlich nahe tritt, was ihm zu einem Augenblick der Lebenssteigerung verhilft, das versucht er künstlerisch festzuhalten. Darum können wir an der Kunst messen, ob sich unser Volk mit dem Geschick, das die Maschine ihm vorgeschrieben hat, innerlich ausgesöhnt hat. So gut, wie man sagt, die Landschaft sei eine Seelenstimmung und damit meint, daß sie sich mit anderen seelischen Werten zu einem bestimmten inneren Erlebnis verbindet, so gut kann natürlich auch ein moderner Hochofen oder ein Walzwerk zu einer Seelenstimmung werden, und erst von dem Augenblick an hat es eine Schönheit. Also wir betrachten, wie Hermann Grimm, die Dichtung als Geschichtsquelle und fragen, ob unsere Zeit ihrem Schicksal, das Maschinen-

zeitalter zu sein, mit der Zukunftsfreudigkeit gegenübersteht, die etwa durch die sozialistische Politik weht, oder ob sich die Dichter statt dessen hinter die Weltstadt zurückziehen, um dort verlorene oder noch zu entdeckende Paradiese zu suchen.

Die Entwicklung, die aus Deutschland einen Industriestaat machte, dauert jetzt sechs bis acht Jahrzehnte. Während dieser Zeit hat die Dichtung der Industrie abwechselnd näher und ferner gestanden. Unter der Einwirkung politischer, sozialer, geistiger Entwicklungen kommt in drei Generationen eine sehr entschiedene Annäherung zustande, die jedesmal ganz neuer Art ist. Zuerst mit dem jungen Deutschland und den Achtundvierzigern, dann in der Generation, für die Julian Schmidt das Wort ausgab: „die Kunst muß das deutsche Volk bei der Arbeit aufsuchen", und schließlich im modernen Naturalismus, der zeitlich Hand in Hand geht mit einer neu erwachenden politisch-sozialen Tendenzdichtung.

Wie waren Arbeit und Arbeiter beschaffen, als die erste Vereinigung von Poesie und Arbeit entstand? Es ist die kritische Zeit des aufsteigenden Industriestaates, die Zeit, in der die Großindustrie für die Massen noch Saat auf Hoffnung war und nur wenigen, ganz einzelnen erst die Früchte in den Schoß fielen. Die Maschine schuf Elend, das Elend der Hausindustrie, die sie zum Tode verurteilte, das Elend des Fabrikarbeiters, der den großen neu entstehenden Kapitalmächten hilflos und rechtlos gegenüberstand, mit Weib und Kind einer Ausbeutung verfallen, die keine Grenzen kannte, als die Grenzen menschlicher Lebenskraft überhaupt. Neben diesen Massen von elenden, gedankenlosen Sklaven der Maschine, wie sie vor allem die aufstrebende Textilindustrie um ihre Zentren scharte, hatten die wenigen wohlgeschulten Metallarbeiter, die mit den ersten Lokomotiven den Kampf gegen die englische Konkurrenz beginnen, wenig zu sagen. Im ganzen lagen die Dinge noch so, daß der Arbeiter in seiner Lebenshaltung als ein *Opfer* der Großindustrie dastand, die sich in rücksichtslosem Selbstbehauptungskampf empor ringt.

Die politische Bewegung wächst nicht ausschließlich aus diesen Zuständen heraus; sie knüpft vielmehr auch an geistige, philosophische Entwicklungen an, aus denen man neue Maßstäbe für die Betrachtung von Individuum und Gesellschaft gewinnt, Maßstäbe, an denen gemessen die bestehenden Zustände als unerträglich empfunden werden. Franz von Baader, der Philosoph der Romantik, veröffentlicht schon 1835 eine Flugschrift über das „Mißverhältnis der Vermögenslosen oder Proletairs". Er verlangte vom Staat eine Regelung der Verhältnisse der Arbeiter, nicht im Sinne des alten Polizeistaates aus politischer Vorsicht oder als Wohltat, sondern im Sinne des modernen Staates als ein jedem Bürger zustehendes Menschenrecht. Und für dieses politische Recht begeisterten sich alle, die sich in jener Zeit des Arbeiters annahmen. Die Arbeiter sind die Masse des rechtlosen Volkes. Was in ihrem Leben interessant ist, das ist das *Elend*, die unerhörte *Ausbeutung*, die *Armut*. Man sah in der Arbeitermasse einerseits, dem Kapitalismus andererseits nur einen ungeheuren, nie dagewesenen, empörenden Gegensatz von Arm und Reich. Die Entstehung der modernen Gesellschaftsklassen, die nicht mehr im Sinne der alten patriarchalischen Zustände von Schutz und Fürsorge sich gegenüberstanden, sondern als Parteien mit grundverschiedenen Interessen: von dieser Seite in diesen ihren Wirkungen wird die moderne Arbeit zunächst interessant. Treitschke macht darauf aufmerksam, wie damals in den Niederungen der Literatur, z. B. in den harmlosen Volks- und Jugendschriften jenes armen Dresdener Schullehrers Gustav Nieritz, ein tiefer sozialer Groll zur herrschenden

Stimmung wird, die immer die Reichen als hartherzig und faul, die Armen als fleißig und tugendhaft erscheinen läßt.

Für diese politisch-soziale Seite der neuen technischen Entwicklung begeisterten sich die Dichter. Es war 1834, als Wienbarg in den ästhetischen Feldzügen dem jungen Deutschland die Worte widmete: „Die neueren Schriftsteller sind von der sicheren Höhe herabgestiegen; sie machen einen Teil des Publikums aus; sie stoßen sich mit der Menge herum, sie ereifern sich, freuen sich, lieben und zürnen; sie schwimmen mitten im Strom der Welt. Die Schriftstellerei ist kein Spiel schöner Geister, kein unschuldiges Ergötzen, keine leichte Beschäftigung der Phantasie mehr, sondern der Geist der Zeit, der unsichtbar über allen Köpfen waltet, ergreift des Schriftstellers Hand und schreibt im Buch des Lebens mit dem ehernen Griffel der Geschichte. Sie können nicht mehr so zart und ätherisch dahinschweben; die Wahrheit und Wirklichkeit hat sich ihnen zu gegenwärtig aufgedrungen, und mit dieser, das ist Schicksals Aufgabe, mit dieser muß ihre Kraft so lange ringen, bis das Wirkliche nicht mehr das Gemeine, das dem Ideellen feindlich Entgegengesetzte ist."

Ein neuer Realismus also sollte die Dichtung durchdringen; das Leben der Zeit sollte ihr großer Gegenstand sein. Sie sollte sich dem Volke nähern, seinem Kampf und seiner Sehnsucht eine Stimme sein.

Der Realismus des jungen Deutschland bestand aber nur in der Gesinnung, aus der die Dichtung hervorwuchs, nicht in der künstlerischen Stellung zum Leben. Inhalt der Dichtung sollten die großen öffentlichen Interessen sein. Man ruft die Dichtung zum Bundesgenossen im politischen Kampf; man stellt ihr die Frage, die Friedrich von Sallet ausgesprochen hat:

Für Fürsten Macht, für Volkes Recht?
Für Geistes Licht, für Pfaffendünkel?
Republikaner oder Knecht?
Ja oder nein, nur kein Gemunkel.
Entweder, oder!

Dieses Entweder — oder war nicht ganz ehrlich. Schon die Form, in der man die Frage ausspricht, zeigt deutlich, was von dem Dichter erwartet wird. Er soll nicht dem Tyrannen die schwelgerische Muße würzen; er soll ihm das Gewissen schärfen. Der Platz des Dichters ist beim leidenden, unterdrückten, kämpfenden Volk.

So kommt die Dichtung zum Arbeiter. Sie findet bei ihm nur, was sie sucht. Sie sucht, um mit Wienbarg zu reden, „die heilige Armut" oder, um Heines pathetisches Wort zu brauchen, „die saure Hand des ehrlichen Mannes". Sie sucht die Hütte: „Aus Hütten einzig kommt das Heil der Welt", sagt Herwegh, „Unschuld und Hunger teilen drin ein Bette". Also sie sucht die Hütte, in der Edelmut, Treuherzigkeit, ehrenfeste Menschen wohnen, der Kern des Volkes. Und sie will diesen Menschen, die von gewissenlosen, arbeitsscheuen Machthabern ausgebeutet und hingeopfert werden, die Botschaft bringen: „Wir haben lang' genug geliebt, wir wollen endlich hassen".

Die Dichtung findet, was sie sucht; das heißt, sie sah, was sie sehen wollte. Man kann es kurz in die Worte fassen: Elend, Tugend und schließlich die Wut des zu lange Mißhandelten und Getretenen. Die ganze Arbeiterdichtung der Zeit wirkt mit ein paar Motiven: sie schildert das Elend des Volkes als Elend des armen Mannes

ſchlechthin, als Elend der abſterbenden Induſtrieen, der Weber, der Klöppler. Sie ſucht die Tüchtigkeit, die Kernhaftigkeit des Volkes im Gegenſatz zu der wachſenden Verderbnis der oberen Klaſſen, weil das Volk der Jungbronn neuer nationaler Kraft ſein ſoll, und ſchließlich, ſie predigt den politiſchen Kampf.

Und da iſt es charakteriſtiſch: beim Induſtriearbeiter findet ſie nur die Mühſal. Man hätte meinen können, daß in dieſer bedeutungsvollen, zukunftsträchtigen Zeit der entſtehenden Großinduſtrie etwa der Menſch in ſeiner Herrſchaft über die Elemente den Dichter in ſeiner Großartigkeit berührt haben müßte, ſo wie er Meunier berührte, als er ſeine Arbeitergeſtalten ſchuf. Aber die Zeit kennt dieſe Töne gar nicht.

„Da kommen geſchlichen,
Vermagert, verblichen,
Aus den Fabriken der Reichen,
Aus den Gehöften ihrer Treiber
Die Männer, die Weiber,
Ein langer, langer Zug
Von Leichen.

So heißt es in Karl Becks „Liedern vom armen Manne“. Die Arbeiter ſind in der Dichtung die Opfer der Zeit, Menſchen, an deren Schickſal ſich das ſoziale Mitleid und die politiſche Wut entzündet. Sie ſind noch nicht die ſtolzen Bataillone, mit denen die wirtſchaftlichen Eroberungen der Zukunft gemacht werden. Und die Arbeit, welche die neue Zeit an die Stelle des alten Handwerks ſchiebt, ſie iſt eine Geißel, ein Fluch. Die induſtrielle Entwicklung gilt als ein Unglück. In der Tendenzdichtung der Zeit pulſiert die blinde Wut, die in derſelben Zeit zum äußerſten gereizte Arbeiter trieb, Maſchinen zu zertrümmern.

Die Dichtung kehrt mit Vorliebe bei den wirklichen Opfern dieſer Entwicklung ein, bei den hausinduſtriellen Webern, den Klöpplern. Der Induſtriearbeiter, von dem in der Dichtung der vierziger Jahre am meiſten die Rede iſt, iſt der ſchleſiſche Weber:

Ein Fluch dem König, dem König der Reichen,
Den unſer Elend nicht konnte erweichen,
Der die letzten Groſchen von uns erpreßt,
Der uns wie Hunde erſchießen läßt!
Wir weben, wir weben.

Und ich erinnere auch an jenes den deutſchen Frauen gut bekannte Gedicht von Luiſe Otto über die Klöppler des Erzgebirges:

Seht ihr ſie ſitzen am Klöppelkiſſen,
Die Wangen bleich und die Augen rot?

Iſt der Arbeiter nichts anderes als der ſchmählich unterdrückte, ausgepreßte Hungerleider, ſo treten die induſtriellen Machthaber, die Vertreter des Großkapitals, in der Dichtung nur in der Rolle von Blutſaugern auf, die vielleicht beſtenfalls einmal in Tropfen ſchenken, was ſie in Eimern genommen, die kalten Herzens das Volk zum Opfertod für die Induſtrie heranſchleifen. Die „Lieder des armen Mannes“ ſind mit einem Vorwort an das Haus Rothſchild verſehen, in dem das ſoziale Pathos ebenſo ergreifend, wie die ſoziale Naivetät komiſch wirkt:

Du bist der Sünder nicht allein;
Ich weiß es. Aber im Felsgestein,
Das goldgeschwängert, doch kalt und hart
Hinein in unser Elend starrt,
Bist du, o Herr, die höchste Spitze,
Drum treffen dich des Dichters Blitze.
Du saßest beredt im Lehrerstuhle,
Es lernten die Reichen in Deiner Schule.
Sie sind verwildert; du hast es geduldet,
Sie sind verworfen, du hast es verschuldet.

Wo der Dichter den Arbeitern ein Selbstbewußtsein leiht, da ist es nicht das Selbstgefühl, das aus dem Verhältnis zu seiner Arbeit entsteht, sondern es ist das rein politische Selbstgefühl des kämpfenden Volkes. Der Heizer, der in dem bekannten Gedicht Freiligraths den König und die Königin den Fluß hinunter fährt, empfindet die Macht, die durch seine Hand die peitschenden Räder regiert, nur deshalb, weil es zugleich die Macht ist, mit einem Druck, einer Bewegung, das Deck mit der verhaßten Gesellschaft in die Luft zu sprengen.

Auch in den Kulturbildern der Zeit, die etwa der Roman gibt, herrscht kein Vertrauen zu dem neuen Wesen der Arbeit. Die schöpferischen Kräfte in der technischen und sozialen Entwicklung bleiben dem Dichter verschlossen. Die Menschen der Zeit sind ihm Epigonen, keine Pioniere. Man sieht nur die Erschütterung, das Untergehende, nicht das Neue, das sich gewaltig vorbereitet. Der Hohlheit und matten Verzagtheit der oberen Schicht weiß der Dichter nur eins gegenüberzustellen: das Idyll ländlicher Verhältnisse. Die Volkskraft erscheint ihm vermählt mit der Vergangenheit, mit den patriarchalischen Lebensformen des Bauerntums. Wo man die Arbeit in ihrer reinsten, volkserhaltenden, edlen Bedeutung verherrlichen wollte, greift man zur Dorfgeschichte. In Immermanns Oberhof, in Auerbachs Dorfgeschichten haben wir das Beste, was der Realismus der Zeit künstlerisch geleistet hat.

Es liegt fast eine Ironie darin, daß die Verkünder einer neuen sozialen Ordnung, die doch ihrem Wesen und ihrer Berechtigung nach durchaus die Entwicklung zum Industrievolk voraussetzte, daß diese Apostel neuer Volksrechte die Gültigkeit ihrer Ideale von Volkskraft und Volkstüchtigkeit an den Vertretern der alten Wirtschaftsorganisation darlegten. Man wird, um politisch fortschrittliche Ideale zu stützen, unwillkürlich wirtschaftlich konservativ.

Wenige haben aus dieser Generation der Revolutionäre das wirklich Treibende der neuen Zeit gefühlt und ihre Zukunft da gesucht, wo sie wirklich war, von diesen wenigen als Hervorragendster Geibel. Wohl hat auch z. B. Karl Beck hier und da die Zeit der Maschine und des Verkehrs enthusiastisch gegrüßt:

Diese Schienen — Hochzeitsbänder,
Trauungsringe, blank gegossen,
Liebend tauschen sie die Länder,
Und die Ehe wird geschlossen.

Aber bei keinem bricht ein so männlich selbstbewußter, entwicklungsfroher Optimismus durch, wie der, mit dem Geibel 1847 die junge Zeit grüßt. Sein Gedicht an „Die junge Zeit" ist vielleicht die erste großzügige Glorifikation des Maschinenzeitalters.

In tauſend Schmieden bei der Eſſen Brande
Gießt ſie das Erz und ſchweißt in Eiſenbande
Die weiten Länder, die ihr untertan;
Vom müden Saumroß, das ſich wundgetragen,
Nimmt ſie das Joch und ſchirrt vor ihrem Wagen
Den Dampf, den wilden Rieſen an.

Die Knechtung der Elemente, die Überwindung des Raumes — dieſe gewaltigen Momente der menſchlichen Entwicklung ſind hier in der ganzen Großartigkeit ihrer kulturellen Konſequenzen ſo kräftig hingeſtellt, wie lange nicht wieder. Und der ein wenig altmodiſch ängſtlich lautende Schluß:

Und doch — muß ich ſo ganz verſenkt dich ſchauen
In Stoff und Wucht — beſchleicht mit leiſem Grauen
Mir oftmals eine Furcht das Herz.
Du möchteſt einſt im Rauche deiner Eſſen,
Im Trotze deines Rieſenwerks vergeſſen,
Daß droben Einer ſitzt auf ew'gem Thron — — —

— dieſer Schluß iſt vielleicht doch nur die etwas zu ſehr ins Theologiſche gewendete Formulierung einer Gefahr, die wir alle als die Kehrſeite dieſer in „Stoff und Wucht“ ſieghaften Zeit empfinden.

* * *

Wir folgen dem Gang der Entwicklung zu einem neuen Höhepunkt. Die Dichter der Revolution Freiligrath, Herwegh, Prutz treten zurück. Was ſie im Sturme gewinnen wollten, entglitt ihren Händen. Auf den Barrikaden hatte man die Kunſt mit dem Leben des Volkes vermählen wollen; das war nicht gelungen. Es zeigte ſich, daß nur der große Moment, die leidenſchaftliche Stimmung die Brücke geſchlagen hatte; im eigentlichſten Sinne hatte die Dichtung das Volk der neuen Zeit noch nicht gefunden.

Als ſich unſere deutſche Litteratur aus der Reſignation des bleiernen Jahrzehntes, wie man wohl die Zeit von 1850—1860 genannt hat, herausarbeitete, ſchlug ſie verſchiedene Wege ein. Die einen löſten die Dichtung ganz und gar aus ihrer Verknüpfung mit den Zeittendenzen und begnügten ſich mit der Freiheit, die im Reiche der Träume blüht. Die andern, und das iſt die große und entſcheidende Gruppe, haben aus dem Fiasko des demokratiſchen Enthuſiasmus wenigſtens ein ſtarkes nationales Pflichtgefühl gerettet und begeben ſich mit friſchem Mute an einen Neubau über den Trümmern.

Julian Schmidt hat die Weisheit dieſer Männer von 1860 in den beſonnenen Worten ausgeſprochen: „Die erſte Phaſe der Revolution konnte auf den Ernſt der Kunſt nicht glücklich wirken; denn ſie war nichts anderes, als ein ins Große getriebener politiſcher Dilettantismus.“ Man braucht dieſe Anſchauung der Bewegung von 1848 nicht durchaus zu teilen, um doch die Richtigkeit des künſtleriſchen Urteils in folgenden Bemerkungen zuzugeben: „Nicht die Erſetzung der Liebesempfindungen durch Freiheitsempfindungen in der Lyrik, der Anekdoten aus dem Privatleben durch Anekdoten aus Revolutionszeiten im Drama, der Salonmenſchen durch Bauern im Roman macht die Wiedergeburt der Poeſie; dieſe muß ſich vielmehr von innen heraus geſtalten.“ Die Sehnſucht alſo nach einer neuen Ehrlichkeit, einem echten Naturalismus in der Dichtung

fand sich in der politischen Poesie jener Zeit nicht befriedigt. Und wie man in der Politik lernte, daß die stolzen Ideale von der Freiheit und dem Völkerfrühling zur machtlosen Phrase werden, wenn man sie nicht mit den Bedingungen der wirtschaftlichen Entwicklung zusammenschließt, so lernt auch die Dichtung den eigentlich aufbauenden, eigentlich schöpferischen Mächten im nationalen Leben in die Werkstatt sehen. Sie lernt es nicht an der Gegenwart, noch nicht dadurch, daß sie aus sich heraus eine neue künstlerische Betrachtung der Welt und des Lebens entfaltet; sie lernt es zunächst dadurch, daß sie sich an der Geschichte orientiert. Und so sucht der Dichter zum zweiten Male das Volk bei der Arbeit auf.

1855 erschien Gustav Freytags Roman „Soll und Haben." Ein zwiefaches Interesse an der Arbeit hat diesen Roman geschaffen. Das große historisch-politische Interesse für das Gesamtleben des Volkes, den großen Organismus der nationalen Produktion, für das Ineinandergreifen der verschiedenen Stände, ihre Bedeutung für die nationalen Leistungen, das ist das eine. Und dann kommt dazu diese Verklärung der bürgerlichen Alltäglichkeit, die aus einem spezifisch deutschen Lebensgefühl kommt, wenn freilich auch der neue Mut zu ruhiger Tüchtigkeit, das neue, sichere Selbstbewußtsein des arbeitenden Volkes die historische Grundlage dafür war.

So finden wir in Soll und Haben einerseits die großen Verhältnisse der Volkswirtschaft; wir finden einen neuen Realismus des volkswirtschaftlichen und politischen Denkens, dem die Größe des Staates in erster Linie in einer gesunden Organisation des wirtschaftlichen Lebens zu bestehen scheint. Von dieser neuen Auffassung der geschichtlichen Gegenwart aus, die sich mit konservativen Ideen schließlich immer noch ganz gut verträgt, giebt Freytag eine Verherrlichung des Bürgertums, wie sie in dieser Form in der deutschen Litteraturgeschichte noch nicht da war. Sie steht neben Schillers Glocke, neben Hermann und Dorothea als Zeugnis eines neuen Volks mit komplizierteren wirschaftlichen und sozialen Aufgaben. Die Stände treten als handelnde Personen auf, nicht so, wie zuweilen im Entwicklungsroman der Romantik, sondern in ihrer vollen historischen Bestimmtheit, in der ganzen plastischen Greifbarkeit ihres geschichtlichen Lebens.

Und dieses andere Interesse Gustav Freytags an der Arbeit, die echt deutsche Liebe zum Kleinen und Alltäglichen, läßt ihn sich mit gemütlichem Behagen in die kleinen Details des bürgerlichen Berufslebens versenken. Mit Recht hat man auf ihn das Urteil zurückgewendet, das er selbst einmal über Fritz Reuter ausgesprochen hat: „Hunderttausende haben durch ihn das Bewußtsein erhalten, wie tüchtig und brav ihre Existenz ist, wieviel Wärme, Liebe und Poesie auch in ihrem mühevollen Leben zu Tage kommt."

In der Verbindung dieser zwiefachen künstlerischen Auffassung der Arbeit, der Anteilnahme des Historikers an dem ganzen Volk und seiner Gliederung, an den Klassen als den Trägern der großen volkswirtschaftlichen Funktionen — und der Anteilnahme des Gemütsrealisten, der das kleine Leben des Alltags immer wieder neu entdeckt, in der Verbindung dieses zwiefachen künstlerischen Interesses beruht Freytags Bedeutung als Darsteller der Arbeit.

Man kann wohl sagen, daß er Schule gemacht hat. Und doch sind seine Zeitgenossen und Nachfolger, auch solche, die größere Dichter waren als er, der Arbeit immer nur von der einen oder der andern Seite künstlerisch nahe getreten. Der weite Horizont der sozialen Entwicklung versinkt z. B. bei Wilhelm Raabe. Er ist

geradezu ein Feind der neuen Zeit, ihrer Eisenbahnen und Maschinen. Er flüchtet in die stillen Winkel und Gassen, in denen noch die Originale gedeihen. Da sucht er das Volk bei der Arbeit auf, der Arbeit der alten Zeit, des kleinen Handwerks und kleinen Handels. Und das ist auch im wesentlichen Otto Ludwigs Stellung in seiner Dachdeckergeschichte. Wohl hat er die Beziehung des Menschen zu seiner Arbeit tiefer ausgeschöpft, mannigfaltiger und vielseitiger mit dem persönlichen Leben verknüpft, als irgend einer vor ihm. Die Arbeit bedeutet hier wirklich zugleich Schicksal. Der Kirchturm ist die eigentliche Heimat des Schieferdeckers, der natürliche und selbstverständliche Schauplatz aller bedeutsamen Lebensmomente. Aber dieser Kirchturm steht doch nicht da, wo der Arbeitertypus der neuen Zeit heranwächst. Er ist eigentlich zeitlos und geschichtslos. Das Handwerk in seiner volkswirtschaftlichen und sozialen Lage im Fluß der technischen Entwicklung, dies Moment spielt hier kaum hinein.

Ich sagte, die Zeitgenossen Freytags haben alle nur eine Seite in dem Verhältnis von Mensch und Arbeit ausgeschöpft: entweder die ganz intim persönliche — dann kehrt man mit Vorliebe bei den Vertretern der alten Arbeit, des Handwerks ein — oder aber die soziale. Die großen sozialdramatischen Momente in der Geschichte der deutschen Arbeit sind es gewesen, die Friedrich Spielhagen gefesselt haben. Er hat versucht, die großen politischen Tageskämpfe wieder im Roman zu bewältigen, jenen Wandel der Zustände und Anschauungen von der Alternative „Hammer oder Ambos" zu dem neuen Programm „Hammer und Ambos". Aber er hat für den neuen großen Inhalt keine neue Form zu finden versucht. Wir erleben die Zeitgeschichte in seinen Romanen gewissermaßen wie eine parlamentarische Debatte. Dem neuen politischen Realismus steht hier ein künstlerischer Konventionalismus gegenüber. Die Klassenkämpfe, die sozialen Entwicklungsvorgänge, die Spielhagen schildert, werden in ihren Repräsentanten nicht Fleisch und Blut, vielmehr nur Intellekt. In den Reden der Helden wird die Arbeiterfrage vor uns aufgerollt. Wir begreifen sie nicht in den Menschen selbst, die uns gegenübertreten. Diese Menschen handeln und empfinden nicht in organischem Zusammenhang mit dem sozialen Boden, aus dem sie erwachsen. Sie werden vielmehr durch gewisse Ideen und Theorien, deren Träger sie sein sollen, mechanisch hin und her bewegt.

Aber immerhin, der Versuch war doch gemacht, das große Leben des Tages für den Roman zu erobern, und dieser Versuch führte auch geschichtlich aus dem Patriarchalismus Freytags heraus in die eigentlichen großen Probleme des Maschinenzeitalters hinein. Das war sicher außerordentlich wertvoll und für die Folgezeit fruchtbar, und man darf bei der Einschätzung Spielhagens nicht vergessen, daß es kaum denkbar ist, eine so gewaltige soziale Veränderung mit einem einzigen Sieg künstlerisch zu erobern.

Was Spielhagen nicht gelungen ist, gelang einem anderen, der als Künstler eine ganz eigene Erscheinung ist, dem Ingenieur Max Eyth. Vielleicht ist auch seine Kunst, wie die Schriftstellerei Max Maria von Weber's, der in den sechziger Jahren reizvolle und von künstlerischem Temperament erfüllte Darstellungen aus der Welt der modernen Arbeit gab, zunächst von dem Wunsch geschaffen, dem Riesenkampf der modernen Technik Freunde und verständnisvolle Zuschauer zu gewinnen. Aber Max Eyth ist über diesen rein populärwissenschaftlichen Zweck und damit über den mehr journalistischen als künstlerischen Charakter hinausgewachsen, den Max Maria von Webers Aufsätze tragen. In allen Dingen der Form ein Mann der alten Schule, ist er in bezug auf seinen Stoff und die Anschauung seines Stoffes der erste Dichter

der modernen Technik. Einer, der die Poesie des Dampfpfluges und des Maschinenraums eines Dampfschiffes entdeckt hat, den die atemraubende Spannung eines Momentes wie ein Tunneldurchstich in seiner grandiosen kulturellen Bedeutung zum Dichter macht, und der das Montieren einer Lokomotive in wuchtigen Versen besingt. Und mehr als das: ein Verkünder jenes stolzen Optimismus, der sich bewußt ist, daß all diese technischen Siege etwas Großes, Freudiges, Heilschaffendes sind, einer, der an die lebensteigernde Macht dieser Siege glaubt und nichts nachdrücklicher bekämpft als sentimentales Rückwärtsschauen zu den alten Lebensidealen. Und der doch weiß, wie er das in der schönen Widmung seines Buches „Hinter Pflug und Schraubstock" an seine Mutter ausspricht — daß in diesem modernen Kampf kein wirklich wertvolles inneres Besitztum, kein Kulturgut verloren zu gehen braucht:

Es hat Dir nie so recht gefallen.
Gefahren sahst Du allerorten
Und wußtest kaum, weshalb Du weinst.
Nun sieh, aus diesen Sorgen allen
Ist dieses Büchlein nur geworden
Und ich bin heute noch wie einst.

Max Eyth repräsentiert, wie gesagt, als Künstler noch die alte Schule, so durchaus modern seine dichterischen Interessen und seine Stoffgebiete sind. Er ist verhältnismäßig wenig berührt, nur leise gestreift von der litterarischen Richtung, deren Bedeutung für die dichterische Auffassung der Arbeit und des Arbeiters wir nun zu würdigen haben. Ich meine den modernen Naturalismus. (Schluß folgt.)

Schweres Schweigen.

Kämst du doch! Mir ist so bang
Nach deinem lieben Angesicht,
Nach deiner Stimme liebem Klang.
Schon schwand des Tages blasses Licht.
Bald kommt die Nacht, — die Nacht ist lang,
Und Schmerz und Sehnsucht schlafen nicht.

O daß du kämst! In Schweigen geht
Mein Tag, der ohne Laut begann. —
Mir bangt, du kämest wohl zu spät
Und fändest meine Seele dann
So tief verstummt, daß mein Gebet
Selbst nicht mehr Worte finden kann.

Melanie Ebhardt.

Aus den Papieren einer dänischen Offizierswitwe.

(Aus dem Jahre 1800.)

Von

P. Fr. Riſt.

Autoriſierte Überſetzung von Mathilde Mann.

Nachdruck verboten.

Tagebuchaufzeichnungen.

Januar.

Am 12. Januar fingen mein Mädchen und ich an, die 19½ Pfund Flachs aufzuſpinnen, die ich ſchon lange liegen hatte.

13. war ich mit meinen Kindern bei Madame Otteſen.

14. tranken Amitzbölls aus Kjeldkjaer den Tee bei mir.

17. war mein Geburtstag und gleichzeitig mein Hochzeitstag mit meinem ſeligen Mann; war bei Madame Otteſen eingeladen, die Kinder gingen aber allein mit Johanne hin.

20. aß ich allein bei Landrats.

21. fing ich mit dem Sticken eines Neſſeltuches an, das ich verkaufen will.

22. bekam ich 4 Klafter Tannenholz, das per Klafter 1 Taler 8 Schilling koſten ſoll, erhielt etwas Garn aus Uldum.

24. ſchrieb nach Chriſtiansfeld und beſtellte 10 Lot rotes Baumwollgarn, 1 Lot Tamburin für Frau Mutterspach und ſandte dazu 1 Taler ein. War bei Hjelm, trank dort Kaffee, Tee und aß zu Abend.

25. reiſte mein Schwiegervater zur Stadt, um ſeine zukünftige Frau zu beſuchen. Ich ſuchte ihn des Morgens um 5½ Uhr vor ſeiner Abreiſe bei Krafts auf. Er meinte, ich könne nicht wohl auskommen, worauf ich ihm erwiderte, daß ich mich nicht für zu gut halte, um für andere zu arbeiten.

27. brachte der Poliziſtenfrau 2 Pfund Hede zum Spinnen. Lieh 1 Pfund Butter bei Hjelm.

28. kam die Hebamme aus Uldum zurück und brachte mir die frohe Nachricht, daß meine Schwägerin am 25. mit zwei geſunden Knaben niedergekommen ſei, von denen der eine nach meinem ſeligen Manne Geert und der andere nach dem verſtorbenen Bruder meines Schwiegervaters Hans genannt wurde. Mutter und Kinder ſind wohl.

31. von Madame Otteſen 1 Pfund Kaffeebohnen und 1 Pfund Zuckerkandis zum Geſchenk erhalten.

Februar.

Am 1. war ich mit meinen Kindern bei Frau Mutterspach eingeladen.

2. erhielt die 2 Pfund Garn von der Poliziſtenfrau, war aber mäßig geſponnen, bezahlte 12 Schilling dafür. War zum Tee bei Madame Otteſen, Johanne war auch mit.

3. Brief von meinem Bruder Jakob, er ſchrieb, daß er beim Regiment wohl inſtalliert wäre, daß er aber der Jüngſte dort ſei. Franco.

5. erhielt ich von Amitzböll von den Zinſen meiner Kinder 15 Taler, ſandte ſelbigen Tages 4 Pfund Garn zum Weber und 4 Lot rotes Baumwollengarn und lieferte das Tuch, das ich geſtickt hatte, an die Händlerin ab.

7. fuhr ich mit meinen Kindern im Schlitten nach Kjeldkjaer.

8. kam geſtern zurück, erhielt von Madame Amitzböll auf Taarup einen Puter und einen Beutel mit Backpflaumen für einen Kopfputz, den ich ihr machen ſoll.

9. war Leutnant Krabbe, meines ſeligen Mannes Regimentskamerad und guter Freund bei mir, ſchrieb an Graf und Gräfin Sponeck, an meine Schweſter, Meyer und Willemoſe und meine Schwägerin in Kopenhagen, welche (d. h. die Briefe) Leutnant Krabbe mitnahm.

11. begann ich mit dem Sticken eines Kopfputzes für Madame Otteſen. Erhielt meine Tücher vom Weber, im ganzen 18, lieh 5 Taler von Madame Otteſen.

13. erhielt 5 Pfund gefärbtes Garn aus Horſens, ſchnitt am ſelbigen Tage Madame Otteſens geſticktes Kleid zu und nähte den ganzen Tag daran.

15. trank die Landrätin Tee bei mir und brachte Zeug zu einem Kopfputz mit, den ich für ſie anfertigen ſoll.

17. beendete Madame Otteſens Kopfputz. Sie gab Johanne 2 Mark 8 Schilling Trinkgeld.

22. beendete den Kopfputz der Landrätin, Johanne bekam 1 Mark Trinkgeld. Erhielt meine Penſion, im ganzen 32 Taler 3 Mark. Schrieb einen Gratulationsbrief an meinen Schwiegervater und ſeine zukünftige Frau. Franco.

25. bekam Butter aus Taarup, bekam Gerſtgrütze aus Gjödinggaard, ein Ferkel und ein Huhn aus Uldum.

28. War zu Ball auf Sophieminde. Die Oberſtin Krabbe erkrankte heftig und kam nicht. Wir kamen um 4½ Uhr des Morgens nach Hauſe. Um Mitternacht trat böſes Wetter mit Sturm und Schneetreiben ein.

Martii.

Den 2. brachte ich der Frau des Poſtboten Jep 8 Pfund Hede zum Spinnen. Schrieb an meinen Bruder in Aalborg. Bezahlt.

4. begann ich damit, zwei von den Töchtern des Probſtes im Nähen, Sticken uſw. zu informieren, ſoll monatlich 4 Mark für jede haben. Am ſelbigen Tage fing ich mit der Stickerei für Frau Mutterſpach an. Wuſch ein weißes rundes Mullkleid und einen eben ſolchen Rock für Fräulein Kaas, die Hofdame in Horſens, erhielt dafür eine Bezahlung von 1 Taler 2 Mark für das Kleid und 5 Mark für den Rock.

7. waren Ohlgaards und Hjelms kleine Kinder zum Tee bei mir, und war hier große Luſtigkeit und Spiel. Madame Otteſen war auch hier, ſie meinte, ich ſei das größte Kind von allen.

9. kamen Grönlunds aus Kallerup und brachten Zeug zu einem Kittel für ihren Enkel mit, den ich nähen ſollte. Selbigen Tages erhielt ich 3 Taler, 5 Mark 8 Schilling, die ich noch für meine Uhr zu gut hatte.

12. bekam ich den Kopfputz für Kjeldkjaer fertig.

14. waren Amitzbölls aus Taarup hier, tranken Tee und Kaffee bei mir.

15. wuſch ich einen pailleſarbenen Taftrock für Fräulein Kaas in Horſens, bekam ein Kleid für Madame Stallknegt zu nähen, beendigte einen Hut und einen Kopfputz für ſie.

17. kam Leutnant Niſſen aus Kolding und Fredericia. War in Geſellſchaft beim Landrat. Leutnant N. meinte, das Regiment meines Bruders würde nach Holſtein kommandiert werden.

18. kam der Kronprinz mit Gemahlin hier durch. Sie aßen beim Landrat zu Mittag. Ich war bei Madame Otteſen.

19. Zwickeln in ein paar Strümpfe für die Probſtin geſtickt, ein Kleid fertig genäht. 2 Scheffel Roggen aus Uldum erhalten.

22. kam der Kronprinz mit Gemahlin hier durch, ſie aßen beim Landrat. Selbigen Tages kamen Amitzbölls zu mir. Sie brachte mir Butter mit, ungefähr 8 Pfund.

23. Brief von meinem Bruder Jakob, daß er mit den Küraſſieren hier durchkommen und einige Tage hier bleiben würde. Bekam ein Kleid für Madame Stalknegt fertig. Sandte zwei Forellen zu 3 Mark zu Sölling, bezahlte für das Räuchern 10 Schilling.

24. Die Kleider für meine Kinder fertig gemacht, in der Nacht mein eigenes Kleid und meinen Mantel fertig genäht, obwohl es Feiertag war.

25. Von Madame Otteſen 9 Taler geliehen. Einen Haſen vom Landrat bekommen, eine Haube für Madame Hanſen gemacht.

26. kam das Regiment am Abend gegen 9 Uhr, ich ſetzte viele Lichter in die Fenſter, als ſie kamen, weil es dunkel und ſehr ſtürmiſch war. Als mein Bruder Jakob und der Ritt-

meister vorüber ritten, löste sich meine Haube und all mein Haar fiel herunter. Mein Bruder kam um 11½ Uhr, er liegt im Quartier bei Frau Mutterspach. Er war groß und stark, meinte, ich sei zu blaß.

27. war Rittmeister v. R. als alter Bekannter bei mir. Sie bleiben zirka 8 Tage. Selbigen Tages hörten die Kinder des Pfarrers für diese Zeit mit ihrem Unterricht auf. Erhielt von Madame Ottesen 1 Pfund Kaffeebohnen und 6 Pfund Weizenmehl geschenkt.

28. fuhr ich im Schlitten mit meinem Bruder Jakob und Herrn v. R. zu Ball nach Uldum! als wir aber eine halbe Meile weit gekommen waren, mußten wir wegen des bösen Wetters und Schneetreibens umwenden. Sie blieben bei mir zu Abend, und waren wir sehr vergnügt und lustig.

29. Herr v. R. nahm mit meinem Bruder zu Mittag vorlieb bei mir. Am Abend brannte die mit Heu gefüllte Scheune des Landrats ab. Madame Ottesen schaffte mit meines Bruders Jakob Hülfe ihr Gold, Silberzeug und Leinen zu mir hinüber, sie selbst und ihre Tochter kamen zu mir, blieben die Nacht und nahmen ihr Gold mit nach Hause. Der Rittmeister rettete die drei Pferde des Landrats und seine Stute.

30. kam Herr v. R. des Morgens zu mir. Er ist größer als mein seliger Mann. Selbigen Tages erhielt Madame Ottesen ihr Silberzeug wieder, mein Mädchen brachte es ihr hin. Am Abend war Gesellschaft beim Landrat, wo ich auch war. Herr v. R. begleitete mich nach Hause und scherzte über mein langes Haar.

31. war hier eine Schlittenpartie, obwohl es der letzte Tag im Monat März war. Herr v. R. fuhr mich, und mein Bruder Jakob fuhr Fräulein von Mutterspach. Wir kamen erst nach Mitternacht zurück. Morgen marschiert das Regiment. Ich konnte in der Nacht nicht schlafen und befand mich sehr schlecht.

April.

Den ersten. Ungefähr um 9 Uhr des Vormittags kamen sie zu mir, um Lebewohl zu sagen, während Madame Ottesen bei mir war. Herr v. R. erzählte mir, sein Vorname sei Thuerecht. Am Mittag desselbigen Tages ritten sie in Schnee und Regen an meinem Fenster vorüber, ich stand dort mit den Kindern. Am Abend waren beide (d. h. die Kinder) mit meinem Mädchen bei Hjelms. Großer Gott! wie einsam ich mich fühlte!

3. vom Probst Bezahlung für den Unterricht seiner beiden Töchter erhalten, dieselbe betrug 1 Taler 2 Mark; heute fingen wir wieder an. 12 Taschentücher für Baron Juel fertig genäht.

7. Mit Herrn Sölling abgerechnet, er behielt bei mir zu gut 4 Taler 2 Mark.

5 Pfund Fleisch à 6 Schilling	1	Mark	14	Sch.
1 Pfund Talg	0	„	6	„
7 Pfund Ochsenfleisch à 5 Sch	2	„	3	„
2 Pfund Weizenmehl à 10 „	1	„	4	„
Ein Gericht Blumenkohl . .	0	„	15	„

27. waren Amitzbölls hier in der Stadt und nahmen die Kinder bis zum Montag in ihrem Wagen mit. Selbigen Abends war große Gesellschaft bei Frau von Mutterspach, ich war bei Madame Ottesen.

— — — — — — — — — —

Briefe.

Glückstadt, den 3. März 1801.

Wohledle und wohlgeborene Wittib Louise von A.

Am 1. hujus erhielt ich Ihren sehr freundschaftlichen Brief, den ich hiermit Ihrem Wunsche zufolge baldigst beantworte, indem ich Ihnen gleichzeitig für das mir bewiesene Vertrauen danke. Daß Sie seit längerer Zeit keinen Brief von Ihrem Herrn Bruder erhalten haben, kann ich nur aus den unten angeführten Gründen erklären, indem er in seiner augenblicklich weniger günstigen Situation nicht mit Erklärungen hat vor Sie treten wollen. Die noch immer nicht ganz aufgeklärte Sache zwischen Ihrem Herrn Bruder und Rittmeister v. R. hat den Offizieren des Regiments vielen Kummer bereitet. Auf Ihren ausdrücklichen Wunsch und Ihr Verlangen werde ich hiermit die Ehre haben, über die Natur und die Beschaffenheit der Sache zu berichten.

Am 28. Januar waren die Offiziere des Regiments hier in Veranlassung des Geburtstages Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen versammelt, und nach der Festlichkeit des Tages begaben sich einige nach dem Posthofe, um den Tag zu beschließen. Hier angekommen,

wollte Herr Rittmeiſter v. R. ſich nicht mit ins Zimmer begeben, ſondern wollte nach Hauſe gehen und auch die anderen Kameraden veranlaſſen, ein Gleiches zu tun, worüber Ihr Herr Bruder ſehr ärgerlich zu werden ſchien. Er fragte Herrn von R., ob er ihn für ein Kind halte, worauf Herr v. R. verneinend antwortete, indem er hinzufügte, daß es ſeine Pflicht als älterer Kamerad ſei, die Saat der Tugend in die Herzen der Jugend zu ſtreuen. Hierüber entſtand ein Disput zwiſchen dem Rittmeiſter und Ihrem Herrn Bruder, der ſich in einem ſehr erregten Zuſtand befand, ſo daß er gegen Herrn v. R. aufbrauſte und ſich dergeſtalt vergaß, daß er ihn vor die Bruſt ſchlug und ſagte, er (der Rittmeiſter) ſei nicht der, für den er ſich ausgäbe. Der Rittmeiſter wandte ſich ſofort um und entfernte ſich zu aller Verwunderung ſchleunigſt. Alle Anweſenden waren ſich darüber klar, daß Ihr Herr Bruder einen Vorwand geſucht habe, um Herrn v. R. zu beleidigen, deswegen hat es großes Staunen erregt, daß dieſer für beſagte Beleidigung keine Satisfaktion geſucht hat. Die ganze Sache, über die in der Garniſon viel hin und her geredet worden iſt, beruht vorläufig noch auf ſich, indem Ihr Herr Bruder, zwei Tage ſpäter, wahrſcheinlich auf Herrn v. R.'s Veranlaſſung, zum Fouragemagazin in Itzehoe kommandiert worden iſt, wo er ſich jetzt aufhält. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich geſtehen, daß Ihr Herr Brnder ſein Benehmen nicht zu bereuen ſchien, er war nur traurig darüber, in dieſen Kriegszeiten vom Regiment fortzumüſſen. Herr Rittmeiſter von R. hat, obwohl er bis dahin in großem Anſehen als Kavalier und erfahrener Offizier geſtanden, weswegen ſein Benehmen in dieſer Angelegenheit ſehr zu bedauern iſt, in einer ſpäteren Verſammlung der Offiziere des Regiments unter Major v. C.'s Präſidio, in welcher ihm eine Erklärung über ſeine Uneinigkeit mit dem Sekondeleutenant abgefordert wurde und man ihn darüber zur Rede ſtellte, daß er über dieſen keine Klage eingereicht habe, obwohl er ſich ſo arg gegen den Reſpekt verſündigt hatte, ſammt, weshalb er nicht, indem er ihm ſeine Sekundanten zuſandte, ſeine Ehre und ſeinen Körper geſchützt habe, die Erklärung abgegeben: 1. daß er nicht gegen den Sekondeleutenant Klage geführt habe, weil er einen guten Freund nicht gern ins Unglück bringen wolle, 2. daß es ſich um eine Privatangelegenheit gehandelt habe, und daß Se. Majeſtät der König in dieſen unruhigen Zeiten ſeinen Pallaſch nötig habe, um die Ehre des Landes zu ſchirmen, weswegen ſeine eigene Ehre zurückſtehen müſſe. — Hiermit erklärten die Herren ſich einverſtanden. Weiter habe ich Ihnen nichts zu vermelden, gnädige Frau. Ich habe mit der erſten Gelegenheit an Ihren Herrn Bruder in Itzehoe geſchrieben und ihm den Empfang Ihres geehrten Briefes mitgeteilt, ſowie ihn infolge des darin geäußerten Wunſches gebeten, Ihnen baldigſt Nachricht zukommen zu laſſen.

Ich bin in tiefſter Ehrfurcht, meine gnädige Frau,

Ihr ganz ergebener Diener
Georg Sigismund v. B.

Itzehoe, den 5. März 1801.

Gute Schweſter!

So muß ich denn das Band des Schweigens brechen, das ich zwiſchen dich und mich geknüpft hatte. Es war mein Wunſch, daß du nicht wiſſen ſollteſt, wie dein Bruder gehandelt, bis der Stempel der Ehre ſein Tun geprägt hatte. Aber leider hat alles für mich eine traurige Wendung genommen. Du ſchreibſt, daß du nun die ganze Affäre mit Herrn v. R. erfahren haſt, aber du ſetzeſt mir ſo hart zu, da ſollſt du denn auch die ganze Wahrheit wiſſen. Oft habe ich Luſt gehabt, ihm meine Meinung zu ſagen, aber der Reſpekt, den man vor dem Vorgeſetzten und dem an Jahren ſo viel Älteren hat, hielt mich zurück. An jenem Abend, als mein Blut von dem genoſſenen Wein erhitzt war, doch ohne daß ich, wie meine Kameraden bezeugen können, berauſcht war, ſprach ich mich ihm gegenüber aus. Er verſtand mich ſehr wohl und ging ſeiner Wege, ohne ſich zu verteidigen. In der Zeit, die verfloſſen iſt, ſeit wir aus B. marſchierten, was nun wohl elf Monate her ſein mag, hat Herr v. R. jeden Tag deinen Namen in ſeinem Mund gehabt und mit großem Enthuſiasmus von dir gehört, ja häufig deine Briefe an mich geleſen. Mehr als einmal hat er mir geſagt, er wünſche, daß du ſeine Braut

ſeieſt, und er hege keinen ſehnlicheren Wunſch, als der Vater deiner Kinder zu ſein und mich Bruder zu nennen. Wie konnte ich da anders glauben, als daß er es ehrlich meine. O, meine geliebte Schweſter, wie gern hätte ich euch nicht in einem glücklichen Heim vereint geſehen! Welche Freude lag für mich nicht in dem Gedanken, dich frei von Sorgen um das tägliche Brod zu wiſſen! Aber es ſollte nicht ſein! Seit einiger Zeit hat er ſich von mir zurückgezogen, ja, was ſchlimmer iſt, er hat dem Kornet von Schl. bei jeder Gelegenheit im Regiment den Vorzug gegeben und es ſich deutlich anmerken laſſen, daß er nicht daran denke, ſich zu verehelichen. Ich kann dir nicht alle die Beweiſe aufzählen, aus denen man erſehen kann, daß er nicht mehr an dich denkt, denn es ſind deren viele. Dies alles war nicht allein mir eine Enttäuſchung, die ich wohl zu tragen gewußt hätte, ſondern es war auch für die Offiziere des Regiments eine Quelle des Amüſements, da ſie längſt die Neigung unſeres Rittmeiſters für meine Schweſter obſerviert hatten, wodurch gleichſam ein Schatten auf ſie fiel. Aber, meine teure, geliebte Luiſe, hauptſächlich vermeinte ich, daß dieſe ſeine Treuloſigkeit dir ein Gegenſtand ſchrecklicher erneuter Sorge werden müſſe; denn ich glaubte bemerkt zu haben, daß du, die ich von dem anſtrengenden Nähen ſo überarbeitet fand, gleichſam in einer aufflackernden Liebe zu Herrn v. R. wieder auflebteſt, was für deine jungen Jahre weit beſſer paßte, denn als Wittib unſres teuren, ach ſo früh verblichenen Geert dazuſitzen. Alle dieſe ſchmerzlichen Gefühle ſtürmten an jenem Abend auf der Straße auf mich ein, als ich vermeinte, er behandele mich wie einen Knaben, ich vergaß meine untergeordnete Stellung und fügte ihm eine ſchwere Beleidigung zu. Nun glaubte ich, daß er mich fordern würde, daß er ſich wie ein Offizier betragen und mich ſo behandeln werde, wie es einem Offizier geziemt. Statt deſſen hat er, der ein guter Freund des Generals iſt, mich auf verächtliche Weiſe aus der Garniſon hierher ſchicken laſſen. Ich hoffe, daß du mich nicht verachten wirſt. Denn ſelbſt, wenn er dieſe Ehrenſache nicht mit der Waffe in der Hand ausfechten will, ſondern es dahin bringt, daß ich die mir gebührende Strafe erhalte und meiner Stellung verluſtig gehe, ſo ſoll er dadurch ſeine Ehre nicht retten, denn die halte ich in meiner Hand.

Da ich nicht geſinnt war, dir über dieſe Angelegenheit zu ſchreiben, bis ſie beendet ſei, ſo habe ich geſchwiegen. Es betrübt mich von Herzen, dir, meiner teuren Schweſter, Sorge und Kummer zu bereiten. Hier lebe ich ſehr ſtill und bin bei niemandem geweſen. Mein Dienſt iſt auf dem Magazin, wo viel zu tun iſt.

Grüße die Kinder und Johanne, gleichwie du nicht vergeſſen mußt, beim Landrat und bei Mutterspachs von mir zu grüßen, wo ſie wohl nichts von alledieſem wiſſen. Grüße auch unſre Couſins auf Uldum und auf Kjeldkjaer.

Dein dich liebender Brüder
Jakob.

Glückſtadt, den 13. März 1801.

Wohledle und Wohlgeborene
Frau Louiſe Auguſta v. A.

Zur Erwiderung Ihres Briefes vom 9. d. M. greife ich ſofort zur Feder, um Sie von der Sorge zu befreien, von welcher Ihr Schreiben zeugt. Wiſſen Sie denn, daß Sie Ihres Bruders wegen ganz außer Sorge ſein können. Selbſt wenn er mir das von Ihnen angedeutete Duell aufzwingen und noch fernerhin Gelegenheit zum Streit mit mir ſuchen ſollte, ſo will ich aus verſchiedenen Gründen kein Kartell Ihres Bruders annehmen noch ihm eines ſenden, und werde ich wohl imſtande ſein, ein ſolches zu vermeiden, ohne ſeinen Namen und Ruf als ehrliebender Offizier zu ſchädigen. Ich bitte Sie, zu verzeihen, daß ich mich in dieſen unruhigen Zeiten gezwungen ſehe, dieſe Zeilen in aller Eile zu ſchließen und erbitte mir Ihre gütige Erlaubnis, in einem ſpäteren Schreiben dieſe für mich ſo ſchwierige Sache zu beleuchten.

Ihr ehrfurchtsvoll ergebener
Friedrich Wilhelm Thuerecht v. R.

Glückſtadt, den 21. März 1801.

Meine liebe Frau von A.

Verzeihen Sie, daß ich Sie ſo vertraulich anrede. Ihr Ihrer ſo würdiges Schreiben

vom 17. d. M. habe ich richtig erhalten und danke Ihnen herzlich dafür. Daß Sie niemals an meiner Ehre als Mann und Offizier gezweifelt haben, war mir ein großer Troſt, und da gleichzeitig ein ſo freundlicher und ermunternder Ton durch Ihren Brief ging, ſo hat er mich veranlaßt, Ihrem Herrn Bruder zu ſchreiben und ihm die Beweggründe zu meiner Handlungsweiſe auseinander zu ſetzen, die er bis dahin nicht zu verſtehen gewußt hat.

Mein Leben gehört meinem Vaterlande; erſt wenn dies deſſen nicht mehr bedarf, kann ich ſelber darüber verfügen, nicht um es in einem Zweikampf mit einem edlen, hoffnungsvollen Jüngling aufs Spiel zu ſetzen, ſondern um es zur Erfüllung einer Hoffnung hinzugeben, die mich niemals verläßt.

Ich verbleibe Ihr Ihnen herzlich ergebener

Friedrich Wilhelm Thuerecht v. R.

Glückſtadt, den 22. März 1801.

Herrn Sekondeleutnant Jakob v. R.

Sie werden ſich vielleicht verwundern, wenn Sie ein Schreiben von mir erhalten. Etwas, was Sie infolge Ihres ganzen Benehmens nicht haben erwarten können, nur Ihre Jugend, nur die freundlichen Briefe Ihrer Schweſter an mich haben mich bewogen, Ihnen umſtehendes Promemoria zu ſenden. Ich ſchenkte Ihnen bis dahin das Vertrauen eines älteren Bruders und zog mich nur ein wenig zurück, als unſere Kameraden anfingen, meine Gefühle für Ihre Frau Schweſter als Veranlaſſung zu unſerer Freundſchaft hinzuſtellen. Ihre Frau Schweſter aber, mein guter Jakob, darf nicht in die leider oft recht leichtfertige Unterhaltung der jungen Offiziere hineingezogen werden. Als der jetzt drohende Krieg anfing, für Ernſt angeſehen zu werden, vermeinte ich, daß die Zeit nicht gut gewählt ſei, um das Leben einer ſchon hart geprüften Frau an die oft wechſelvollen Verhältniſſe eines Kriegers zu knüpfen. Ich beſchloß deshalb zu warten, bis ſich der Ausfall des Krieges entweder für oder gegen mein Glück erklärte, denn ich bin, wie Sie wiſſen, ohne großes Vermögen und auch außerdem nicht mehr ſehr jung. Was nun? Ihr Bruder (und ihr möchte ich von allen Menſchen am wenigſten Kummer und Sorge bereiten) zwingt mich durch ſeinen zügelloſen, jugendlichen Sinn mit dem Degen in der Hand gegen ihn aufzutreten und vielleicht ein Menſchenleben zwiſchen ſie und mich kommen zu laſſen oder — meinen Kameraden meine Ehre preiszugeben.

In der Hoffnung, daß eine Gelegenheit dem Feinde gegenüber zeigen möge, daß es mir nicht an Mut in der Bruſt fehlt, wählte ich das Letztere, meinend, daß die Zeit Ihren jugendlichen Blick erhellen und Sie Ihre Fehler gegen mich erkennen laſſen möge, wenn Sie nicht als derjenige daſtehen wollen, der mich von ihr trennt, die bald mein größtes irdiſches Glück ſein wird. Und gerade ſie ſandte mir jetzt ihre herrlichen Briefe, in denen ſie mich bat, ihres jungen Bruders zu ſchonen. Not kennt kein Gebot, mein guter Jakob, und ich habe mit dieſem Brief gerade das getan, was ich nicht tun wollte, ich habe Ihnen um ihretwillen geſchrieben; der allmächtige Gott leite Ihn, daß Er handele wie ein Ehrenmann und Er ſoll dann, trotz des Vorgefallenen in mir Seinen alten Freund und Vorgeſetzten finden.

Friedrich Wilhelm Thuerecht v. R.

Itzehoe, den 27. März 1801.

Liebe, teure Schweſter!

Ich teile dir in aller Eile mit, daß ich deine beiden Schreiben erhalten habe. Ich will mich nicht damit aufhalten, dir zu ſchildern, mit welchen Gefühlen ich deine flehenden Worte las, die mir die Tränen in die Augen lockten, denn ich konnte dazumalen nicht ſo handeln, wie du es freundlich von mir erbateſt. Jetzt aber iſt es anders. Einliegender Brief von Herrn v. R. wird dir alles erklären. Du wirſt begreifen, mit welchen Gefühlen ich ſeine männlichen Worte las. Ach, wie ſehr habe ich mich in der Beurteilung dieſes ſo edlen und herrlichen Mannes geirrt! Wie habe ich mich in der Blindheit meiner Jugend irre leiten laſſen! Wahrlich, geliebte Louiſe, heute ſteht alles in dem roſigſten Lichte vor mir. Ich habe ſofort an v. R. geſchrieben und mich ihm gegenüber ausgeſprochen, ebenſo an den Major, dem ich mit-

teilte, daß ich Herrn v. R. jetzt ſchriftlich Satisfaktion gegeben habe, was er den Offizieren des Regiments unterbreiten wird. Was ſoll ich weiter tun? — Noch eine angenehme Neuigkeit kann ich dir mitteilen, nämlich, daß ich am 23. von dem Dienſt auf dem Magazin entbunden und zu den hier ſtehenden leichten Dragonern des Leibregiments verſetzt worden bin. Ich meldete mich in Anbetracht deſſen ſofort beim Generalmajor, der mich freundlich empfing und mich bat, ſelbigen Tages bei ihm zu ſpeiſen. Er klopfte mich auf die Schulter, als ich ging und ſagte: „Ihr ſollt heißes Blut haben, Herr v. A., das kann gegen den Feind, dem wir jetzt entgegengehen, von Nutzen ſein, in Friedenszeiten aber müſſen Sie ſich beherrſchen lernen.“

Als ich nach Hauſe kam, lag da ein glückſeliger Brief von dem edlen v. R. an mich, von ihm, der das Glück meiner, deiner und der Kinder Zukunft iſt. — —

Man erzählt, daß heute Marſchordre nach der Grenze gekommen iſt, und daß der Kampf wahrſcheinlich in der Gegend von Hamburg ſtattfinden werde; nur einen Kummer habe ich noch, daß ich nun nicht unter v. R.'s Kommando kämpfen werde, wovon er und ich früher ſo häufig ſprachen.

Jetzt Lebewohl für heute, meine gute Schweſter, du wirſt bald wieder von mir hören.

Dein Bruder Jakob.

* * *

Major Friedrich Wilhelm Thuerecht v. R. und Louiſe Auguſte v. A., Witwe des Premierleutnants Gert von S. wurden am 3. Auguſt 1803 in der Kirche zu Uldum ehelich verbunden.

Die Malerinnenvereinigung im Berliner Künſtlerhauſe.

Von

Anna T. Plehn.

Nachdruck verboten.

Dieſe Frauen beweiſen lobenswürdige Tapferkeit, indem ſie immer wieder vor die Öffentlichkeit treten, die ihnen doch bisher mit ſo wenig Verſtändnis oder Teilnahme entgegenkam. An dieſer Stelle iſt ſchon wiederholt von ihnen die Rede geweſen. Ebenſo wie vor zwei und vier Jahren haben ſie ſich auch jetzt wieder in demſelben kleinen Raum des Berliner Künſtlerhauſes (Bellevueſtraße 3) für die Zeit vom 5. Januar bis 1. Februar mit ihren Werken eingerichtet. Eine vornehme, vom Senſationellen freie Darbietung.

Es ſind zwei neue Namen in die Gemeinſchaft aufgenommen: Cary Booth und Guſtava Iſelin-Haeger.

Cary Booth ſtellt Nadelmalereien von ganz beſonderer Art und Würde aus. Es iſt nichts, wofür man das Wort Stickerei im gebräuchlichen Sinn anwenden könnte, auch nichts, was ſich in die Anſprüche der Dekoration geſchmeidig einfügte. Denn ob auch dieſe Pflanzendarſtellungen mit ganz einfachen Mitteln hergeſtellt ſind, die das Material, mit dem ſie gearbeitet wurden, mit erfreulicher Offenheit darlegen, ſo iſt doch das Bildhafte, das Lebendige an den Motiven ſo gewahrt, daß man von eigentlichem Gebrauch dieſer Stoffe notwendig Abſtand nehmen muß. Sie wirken wie Bilder an der Wand, mit der unerhörten Leuchtkraft und dem Prangen, das Seidenfäden in vollem Licht aufnehmen und zurückſtrahlen. Die Künſtlerin wählt mit Vorliebe dieſe einzeln wachſenden, ſich ſtolz aufrichtenden Stengel, die ganze Reihen von Blüten und Blättern, nach beſtimmtem Geſetz verteilt, feierlich in die Höhe halten.

Sie stilisiert nicht, d. h. sie dünkt sich nicht geschickter als die Natur, sondern sie folgt gefügig den feinen Bewegungen der Umrisse, und indem sie den Faltungen und dem Bewegen der Blumenkronen nachgibt, verteilt sie ihre Stichlagen mit Mannichfaltigkeit. Wie die Fäden sich dadurch im Licht ordnen, nehmen sie verschiedene Farbenschattierungen an. Man glaubt viele wechselnde Nuancen zu sehen, und doch ist es ein und derselbe Seidenfaden, der die ganze Blüte hergab. Je nachdem man den Standpunkt wechselt, so ändert sich die Beleuchtung. Partien, die im Dunkel lagen, werden hell, andere treten zurück. Alles kommt darauf an, wie eben der Stich geführt wird. Das aber ist das künstlerische Geheimnis. Wenn man Fräulein Booth selbst darum fragt, so antwortet sie, „nun, das versteht sich eben von selbst". Sie hat keine Gründe anzuführen, dies Tun baut sich auf der Empfindung auf.

So wie diese Reihen von Lilien, Fingerhut und andere Blumen immer auf demselben schlichten Grunde eines grobfädigen weißen Leinens leuchtend dastehen, könnte man sie nicht auf Portieren oder gar Rückenkissen anbringen. Sie wären dafür zu lebendig. Ordnete man sie dagegen als Fries an einer Wand entlang, so wären sie an ihrem rechten Ort. Sie wären da zugleich das Naturabbild und die wirksame Schaustellung eines prunkenden Materials, allen denen, die selber mit Nadel und Seidenfäden umgehen, ein mahnendes Vorbild, daß es nicht auf die Häufung der Farben und Stichlagen ankomme, sondern auf eine kluge Zurückhaltung im Anordnen. Man denkt an japanische Künstlerhände bei diesen seltenen Arbeiten und doch verraten sich in der Art des Anschauens der Pflanzenvorbilder europäisch bestimmte Augen.

Gustava Haeger, wie wir sie bisher nannten, so lange sie Berlinerin war, hat nun ihrem Namen den ihres Gatten angefügt und ist nach Basel übergesiedelt. Sie gab einige Zeichnungen, die nur eben eine Andeutung ihrer Art sind. Ein skizzenhafter Strich, der doch etwas intim Persönliches an den Gestalten festhält. Sie gibt diesmal ein musizierendes Paar und einige Aktstudien.

Den seidenen Blumenstudien ihrer Schwester gegenüber liegt die Wand, an der Esther Booth ihre Gemälde von allerlei Gartenecken und Baumlaubgewirr aufgehängt hat. Dies hier ist nicht die Vereinzelung, kein klarer Umriß des isolierten Gewächses. Die Rosen wuchern und drängen sich im Gezweig, purpurne und weiße Stauden umsäumen einen Weg, Kastanienäste mit ihrem fingernden Laub neigen sich wie greifend herab. Der Raum dehnt sich zwischen den Gruppen, die Luft streicht hindurch, und eine ernste doch volle Farbe modelliert energisch die Körperlichkeit dieser Pflanzenwelt. Recht vernehmlich spricht sich da ein Unterschied aus, wenn man von einer Wand zur anderen blickt. Er ist begründet durch die beiden Arten von Material. Dort hieß es sich ans Einzelne halten, Beziehungen zu Raumvorstellungen sorgfältig vermeiden, hier dagegen sollten die Möglichkeiten der Farbe, die Suggestionsfähigkeit aller Pinselmanöver ganz ausgenutzt werden.

Die Landschaft vertritt fast allein Eva Stort. Und sie ist so Landschafterin sans phrase, daß mich dünkt, man sah noch nie eine Staffagefigur bei ihr. Keineswegs weil der Mensch sie nicht interessiert. Im Gegenteil. Sie zeichnet viel nach dem Modell. Aber im Freien scheint ihr die Bewegung, die durch Figuren in die Motive käme, überflüssig oder gar störend zu sein. Sie will sich ganz dem stillen Wachsen und Ragen der Bäume, dem flachen Hinbreiten des Landes, dem in die Ferne nach dem Horizont zu Gleiten von Flüssen widmen. Ihre Auffassung hat etwas Einfaches und Starkes. Sie gibt Raumweiten und ein festes, starkes Dastehen von Bäumen, an denen etwas von Persönlichkeiten haftet. So an dieser über und über blühenden Kastanie mit ihrem noch ganz lichten Grün, das von dem Weiß so energisch gezeichnet wird. Im Hintergrund die helle Wand des Charlottenburger Schlosses von der Gartenseite, das sich auch in andern Bildern wiederholt. Das alles sind Landschaften, denen man den jahrelangen Verkehr mit der Natur ansieht. Ein Freilicht, das nicht aus Ausstellungssälen stammt, keine Manieren noch falsche Stimmung, sondern ein zielbewußtes, auf sich selbst ruhendes Auseinandersetzen mit dem Wirklichen. Mir scheint, daß wenn diese Landschaften auch gerade heute durch

die Abwesenheit jeder Prätension von den meisten übersehen werden, sie doch zu denen gehören, die einmal um dieser herzlich wirkenden Sachlichkeit willen doppelt geschätzt werden müssen.

Clara Siewert, die sich gerade jetzt mehr als je mit der Zeichnung beschäftigt, hat zwei Malereien früherer Jahre zur Ausstellung gesandt. Sie sind als Darstellungen des Tageslichtes und der Lampenbeleuchtung von einander unterschieden, aber wie immer bei dieser Künstlerin liegt der Hauptakzent auf dem seelischen Leben der dargestellten Menschen. Mann und Frau bei der Lampe (die man nicht sieht). Sein Kopf sich abhebend von dem Blau, das als letzte Tageshelle durch die Fensterscheiben kommt, und das alles, was von der Lampe beschienen wird, in dieses merkwürdige Rot verwandelt, welches allein um diese Tagesstunde aus dem Streit der entgegengesetzten Lichtarten entsteht. Der melancholisch grüblerische Ausdruck der Frau, die starr auf ihre Handarbeit sieht, läßt erraten, wie weit ihre Seele von diesem engumgrenzten Raum ist. Das forschende Auge des Mannes ruht auf ihr. Es möchte verstehen, möchte helfen und es findet doch nicht einmal den Weg zu ihrem beharrlich ausweichenden Blick. Es sind große malerische Schönheiten in dem Verwischen und Verschleiern mancher Formen durch die Kämpfe zwischen Hell und Dunkel, in dem Ausgleich zwischen dem Blauen und dem Rötlichen. Und daß neben diesem formal Künstlerischen das Recht der Empfindung so stark betont ist, dünkt mich heute, wo viele dem Maler das Vermögen zu fabulieren ganz abstreiten wollen, besonders willkommen. Es wird eben so entschieden in Anspruch genommen in dem zweiten Bilde, wo im hellen Tageslicht ein nervöses Sorgenkind sich zu der Mutter geflüchtet hat, die mit traurig verstehendem Blick zu dem Mädchen herunter sieht, die kraftlos und ängstlich zusammengekrümmt auf dem Sopha liegt. Auch hier das Malerische mit dem Schildernden Hand in Hand. Die von der Helligkeit umflossenen Formen ernstlich darauf angesehen, wie sie sich in Wahrheit dem Auge darstellen, nichts unterstrichen, nichts verdeutlicht, und doch zeigt sich das Erlebnis so klar wie die Erscheinung. Gerade die Genauigkeit des Sehens hat dies für oberflächliche Augen Verborgene offenbart.

Olga von Boznanska geht mit ihren Pinseln gelassener, meisterhafter um. Ihre Art zu sehen ist eine verwandte. Doch beschränkt sie sich auf das Porträt, sie vermeidet das Weiträumige. Kaum gibt sie ganze Figuren. Aber das Gesicht allein ist ein weites Arbeitsfeld für den Psychologen. Es ist wundervoll, wie Fräulein von Boznanska mit feinabgestuften, gedämpften und weich in einanderfließenden Tönen das Leben eines Kopfes, einer Menschlichkeit malt. Wie sie das Visionäre in hellen Augen, umrahmt von den im ganz Hellen modellierten Lidern zum Ausdruck bringt.

Hedwig Weiß gab einige Blumenstilleben, die zugleich etwas von Raumstimmung ausdrücken. Das Diskretwerden alles Farbigen, so daß Blau und Rot nicht mehr feindliche Mächte sind, sondern jedes von ihnen umfangen von tausend Nuancen, die man nicht grau nennen kann, weil sie zu machtvoll dafür sind, und die doch in jenen lebhafteren Geschwistern den Übermut dämpfen. Sehr merkwürdig eine jedenfalls Jahre zurückliegende Rosenstudie, aufs intimste studiert, in der lauter warme Töne, Rot und Braun, die Stelle dessen einnehmen, was die Malerin heute mit Blau und Grau macht. Eine feine Baumstudie und die kleine farbige Zeichnung eines Mädchens, die schwer und traumhaft den Kopf sinken läßt, endlich eine Figur in märchenhaft blumigem Kleid, in eine winterliche Umgebung hineingestellt — das sind die Dinge, die diesmal von Hedwig Weiß und ihrem Phantasieleben Kunde geben.

Laut geht es ganz gewiß in diesem Raum nicht zu. Aber er enthält eine Fülle des Guten und des Feinen. Wo sind die verstehenden Seelen, die es zu schätzen wissen? Wo sind unter Frauen die, welche die Leistungen weiblicher Künstlerkraft besonders freudig und besonders dankbar begrüßen?

Die Schlüsselgewalt der Ehefrau.

Von

Amtsrichter Dr. Ernst Goldmann.

Nachdruck verboten.

In alter wie in neuer Zeit ist der Schlüsselbund ein Attribut der Hausfrau. Die Schlüssel machen die Herrschaft der Frau über Küche und Keller, über Boden und Speisekammer, über Schränke und Truhen sichtbar. Der Maler, der das Bild einer richtigen Hausfrau malt, vergißt den Schlüsselbund am Gürtel nicht. In früheren Jahrhunderten, als man es noch liebte, die wichtigen Schritte des Lebens in feierliche Formen zu kleiden, gebrauchte man die Schlüssel geradezu als Symbol für die Herrschaft im Haushalt. Bei den Römern der alten Zeit wurde die Übergabe des Hausregiments an die Frau durch eine förmliche Überreichung der Schlüssel vollzogen, und die Scheidung der Ehe durch den Mann fand sinnlichen Ausdruck in der Rückforderung der Schlüssel. Aus diesem symbolischen Gebrauche der Schlüssel hat sich für ein wichtiges Recht der Hausfrau die Bezeichnung Schlüsselgewalt oder Schlüsselrecht gebildet.

Unter der Schlüsselgewalt versteht man das Recht der Frau, innerhalb ihres häuslichen Wirkungskreises die Geschäfte des Mannes zu besorgen und ihn zu vertreten. Alle Rechtsgeschäfte, die innerhalb dieses Wirkungskreises von der Frau vorgenommen werden, gelten als im Namen des Mannes vorgenommen und verpflichten ihn unmittelbar. Das Recht der Schlüsselgewalt ist von großer Bedeutung für das eheliche Leben und für den geschäftlichen Verkehr. Die Kenntnis dieses Rechts ist für alle Eheleute und für eine Menge von Geschäftsleuten notwendig und nützlich, sie ist aber nur wenig verbreitet. Es ist deshalb wohl angebracht, die gesetzlichen Bestimmungen über die Schlüsselgewalt einmal vor einem größeren Kreise zu erörtern. Bevor wir diese Erörterung beginnen, wollen wir noch einen Blick auf die geschichtliche Entwicklung des Schlüsselrechts werfen.

Das Schlüsselrecht hängt mit der Leitung des ehelichen Hauswesens zusammen, die nach uralter Sitte der Ehefrau zusteht. Bei allen Kulturvölkern hat die Frau schon in frühester Zeit das Hauswesen unter sich gehabt, und alle Veränderungen der Sitte haben diesen Brauch nicht zu ändern vermocht. Die Beschreibung, welche Schiller vom Wirkungskreise der Hausfrau in seinem Liede von der Glocke gibt, paßt heute so gut, wie sie zur Zeit des Dichters und wie sie vor Tausenden von Jahren gepaßt hat. Und wenn nicht alles trügt, so wird die Herrschaft der Frau im ehelichen Haushalt auch in Zukunft fortbestehen, solange es überhaupt noch eine Ehe gibt.

Was Sitte und Gewohnheit ist, ist aber noch nicht Recht. Zum Rechte wird die Sitte erst, wenn die Rechtsordnung sie als ein Recht anerkennt. Der Schlüsselgewalt ist diese Anerkennung erst in der Neuzeit zuteil geworden. Die Frau konnte

einen Rechtsanspruch auf die Schlüsselgewalt erst erlangen, nachdem sie von den Fesseln der Geschlechtsvormundschaft befreit worden war. Nach dem alten deutschen Rechte standen alle Angehörigen des weiblichen Geschlechts ihr Leben lang unter Vormundschaft; ihr Vormund war der Vater oder das Oberhaupt der Sippe. Sie konnten weder Verträge schließen noch Geschäfte treiben, weder Dienste annehmen noch Grundeigentum erwerben; sie konnten nicht einmal selbständig heiraten, sondern wurden von ihrem Vater oder von ihrer Sippe verheiratet. Selbst durch die Heirat wurde die Frau nicht mündig, sie trat vielmehr infolge der Eheschließung unter die Vormundschaft ihres Mannes.

Die Befreiung der Frau von der Geschlechtsvormundschaft begann in Deutschland erst mit dem Eindringen des römischen Rechts, also in der Zeit von 1450 bis 1550. Im römischen Rechte war diese Vormundschaft schon seit tausend Jahren beseitigt, dort stand die Frau betreffs ihrer Geschäftsfähigkeit dem Manne im wesentlichen gleich. Die römische Rechtsanschauung wurde aber nicht ohne weiteres in allen Gauen Deutschlands übernommen, sie hat sich vielmehr nur allmählich in langsamen Fortschritten durchgesetzt. In einzelnen Rechtsgebieten galten noch bis in unsere Zeit hinein gewisse Überbleibsel der alten Geschlechtsvormundschaft, und für das ganze Deutsche Reich ist die Gleichstellung der Frau mit dem Manne im Punkte der Geschäftsfähigkeit erst durch das Bürgerliche Gesetzbuch vom 18. August 1896 ausgesprochen worden.

Hand in Hand mit der Aufhebung der Geschlechtsvormundschaft ging die Entwicklung der Schlüsselgewalt zu einem anerkannten Rechte der Ehefrau. Schon das Allgemeine Landrecht für die Preußischen Staaten von 1794 und andere Gesetzbücher dieser Zeit erkannten ein Recht der Frau auf die Vertretung des Mannes in den Haushaltungsgeschäften an, und diesen Gesetzbüchern hat sich das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich angeschlossen. Die Regelung, welche der Schlüsselgewalt im Bürgerlichen Gesetzbuche zuteil geworden ist, wird voraussichtlich für eine lange Zeit maßgebend bleiben, und wir beschränken deshalb die Einzelbesprechung auf die Bestimmungen dieses Gesetzbuchs.

I.

Die Schlüsselgewalt gehört zu den allgemeinen Rechtswirkungen der Ehe, sie ist eine Folge der ehelichen Lebensgemeinschaft. Wer sich die Stellung der Frau als Inhaberin der Schlüsselgewalt klarmachen will, geht deshalb am besten von den Regeln aus, welche das Gesetz über die eheliche Lebensgemeinschaft im allgemeinen aufstellt.

Die Ehe läßt sich äußerlich betrachtet mit einem Gesellschaftsverhältnis vergleichen, wie denn das Preußische Landrecht ausdrücklich noch von einer „ehelichen Gesellschaft“ sprach. Der Mann und die Frau sind die Mitglieder dieser Gesellschaft, ihr Haupt aber ist der Mann. Die Bevorrechtung des Mannes findet sich in den Gesetzen aller Kulturvölker, und das Bürgerliche Gesetzbuch hat sie als „der natürlichen Ordnung des Eheverhältnisses entsprechend“ übernommen. Dem Manne steht deshalb nach § 1354 des Bürgerlichen Gesetzbuches die Entscheidung in allen das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten zu; d. h. die Frau hat sich dem Willen des Mannes zu fügen, soweit es sich nicht etwa um Angelegenheiten handelt, welche die Frau ganz allein angehen. Diese Vorherrschaft das Mannes hat nur eine Schranke: er darf sein Recht nicht zum Nachteil der Frau mißbrauchen. Stellt seine

Entscheidung bei einer Meinungsverschiedenheit sich als ein Mißbrauch seines Rechtes dar, so braucht die Frau ihr nicht Folge zu leisten.

Die Juristen unterscheiden bei jeder Gesellschaft das Verhältnis der Gesellschafter unter einander von dem Verhältnisse nach außen. Diese Unterscheidung muß auch bei der ehelichen Gesellschaft gemacht werden. Der Mann ist sowohl im Innenverhältnis wie nach außen hin das Haupt der Ehe. Im Innenverhältnis zeigt sich sein Vorrecht z. B. darin, daß er den Wohnort, die Wohnung und den Zuschnitt des Hauswesens bestimmt. Er entscheidet darüber, wie die Wirtschaft einzurichten und wie sie zu führen ist; er befindet darüber, was angeschafft und wieviel ausgegeben werden soll. Die gesamte Lebensführung in der Familie unterliegt seiner Entscheidung. Diesem bedeutenden Rechte stehen aber auch bedeutende Pflichten gegenüber. Der Mann hat nämlich die gesamten Lasten des Ehestandes zu tragen, er hat gemäß § 1360 des Bürgerlichen Gesetzbuches der Frau nach Maßgabe seiner Lebensstellung, seines Vermögens und seiner Erwerbsfähigkeit Unterhalt zu gewähren.[1])

Im Innenverhältnis erleidet die Machtstellung des Mannes nur dadurch eine Einschränkung, daß das Gesetz der Frau die Leitung des Hauswesens übertragen hat. Der § 1356 bestimmt:

> Die Frau ist, unbeschadet der Vorschriften des § 1354, berechtigt und verpflichtet, das gemeinschaftliche Hauswesen zu leiten.

Hier wird also uralter Sitte gemäß ein sehr wichtiger Teil der Eheangelegenheiten in die Hände der Frau gelegt. Aber auch hier ist bei Meinungsverschiedenheiten der Wille des Mannes entscheidend; das folgt aus den Worten „unbeschadet der Vorschriften des § 1354." Denn nach § 1354 steht dem Manne, wie schon gesagt, die Entscheidung in allen gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu. Falls also der Mann die Leitung des Hauswesens durch die Frau in irgend einem Punkte nicht billigt, so hat sich die Frau seiner Bestimmung zu fügen, es sei denn, daß sein Verhalten einen Mißbrauch seiner Rechte bedeutet. Selbst die Ausnahmevorschrift in § 1356 zeigt wieder, daß das Haupt der Ehe der Mann ist.

Auch nach außen hin hat der Mann kraft Gesetzes die führende Stellung. Er ist es, der die geschäftlichen Angelegenheiten besorgt und die Ehegemeinschaft vertritt. Die Anschaffungen, welche erforderlich sind, um den Hausstand einzurichten und zu erhalten, sind seine Sache. Als Beispiele seien das Mieten der Ehewohnung und die Anstellung der Hausbediensteten genannt. Die Frau hat nicht einmal die Befugnis, den Mann bei der Besorgung dieser Angelegenheiten zu vertreten. Nimmt sie solche Geschäfte ohne besondere Vollmacht wahr, so entsteht daraus keine Verpflichtung für den Mann, er braucht ihre Abmachungen nicht gegen sich gelten zu lassen. Die Frau hat also grundsätzlich weder das Recht, die gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu besorgen, noch das Recht, den Mann bei der Besorgung solcher Angelegenheiten zu vertreten.

Aber auch im Außenverhältnisse ist die Vorherrschaft des Mannes durch eine gesetzliche Ausnahme eingeschränkt. Diese Ausnahme steht im Zusammenhange mit dem

[1]) Auch nach dem in Österreich geltenden Rechte ist die Vorherrschaft des Mannes mit der Pflicht zum Unterhalte verbunden. Das österreichische Gesetzbuch bestimmt in § 91: „Der Mann ist das Haupt der Familie. In dieser Eigenschaft steht ihm vorzüglich das Recht zu, das Hauswesen zu leiten; es liegt ihm aber auch die Verbindlichkeit ob, der Ehegattin nach seinem Vermögen den anständigen Unterhalt zu verschaffen und sie in allen Vorfällen zu vertreten."

Rechte der Frau auf die Leitung des Hauswesens, sie bildet gewissermaßen eine Ergänzung dieses Rechts. Es ist die Schlüsselgewalt der Ehefrau. Darüber sagt § 1357 Absatz 1 wörtlich:

> Die Frau ist berechtigt, innerhalb ihres häuslichen Wirkungskreises die Geschäfte des Mannes für ihn zu besorgen und ihn zu vertreten. Rechtsgeschäfte, die sie innerhalb dieses Wirkungskreises vornimmt, gelten als im Namen des Mannes geschlossen, wenn nicht aus den Umständen sich ein anderes ergibt.

Wir wollen uns diese Berechtigung der Frau etwas näher ansehen, um zunächst ihren Inhalt und dann ihre Grenzen kennen zu lernen.

II.

Wer den Wortlaut des § 1357 sorgfältig prüft, bemerkt sogleich, daß auch hier wieder die Vorherrschaft des Mannes in der Ehe zum Ausdruck gebracht ist. Denn nach § 1357 sind es seine, des Mannes Geschäfte, welche die Frau besorgt, wenn sie innerhalb ihres häuslichen Wirkungskreises tätig ist. Auch bei der Ausübung der Schlüsselgewalt handelt sie nur als Vertreterin des Mannes. Das muß man festhalten, wenn man die Rechtsstellung der Frau innerhalb der Schlüsselgewalt wirklich verstehen will.

Wir wollen auch hier das Innenverhältnis und das Außenverhältnis scheiden. Ihrem Manne gegenüber hat die Frau das Recht und die Pflicht, innerhalb ihres häuslichen Wirkungskreises seine Geschäfte zu besorgen. Sie ist auf der einen Seite berechtigt, alle erforderlichen Maßnahmen ohne den Mann zu treffen, auf der anderen Seite aber auch verpflichtet, die Interessen des Mannes bestmöglich wahrzunehmen. Die Geschäftsbesorgung kann in rein tatsächlichen Leistungen oder in Rechtshandlungen, z. B. im Abschlusse von Rechtsgeschäften, bestehen; überall muß die Frau das Beste des Mannes im Auge haben. Bei der Erfüllung dieser Pflicht hat sie diejenige Sorgfalt anzuwenden, welche sie in ihren eigenen Angelegenheiten anzuwenden pflegt (§ 1359). Auch hat sie dem Manne Rechnung zu legen. Schädigt sie den Mann aus Vorsatz oder grober Fahrlässigkeit, so muß sie ihm mit ihrem Vermögen für den Schaden aufkommen.

Viel wichtiger als diese Pflichten gegenüber dem Manne sind die Wirkungen der Schlüsselgewalt gegenüber der Außenwelt. Das Gesetz ermächtigt die Frau, den Mann innerhalb ihres häuslichen Wirkungskreises gegenüber jedem Dritten zu vertreten. In dieser Vertretungsmacht liegt der Schwerpunkt der Schlüsselgewalt. Denn die Frau ist dadurch berechtigt, in gewissem Umfange über das Vermögen ihres Mannes in seinem Namen zu verfügen und ihn durch Rechtsgeschäfte zu verpflichten. Sie bedarf innerhalb ihres häuslichen Wirkungskreises niemals der sonst erforderlichen Einwilligung des Ehemannes, um einen Vertrag rechtswirksam abzuschließen. Auch macht es keinen Unterschied, ob sie ihre Willenserklärungen ausdrücklich im Namen des Mannes abgibt oder ob nur die Umstände ergeben, daß sie in seinem Namen handelt: in jedem Falle wird allein der Mann durch ihre Erklärungen berechtigt und verpflichtet, die Rechtsgeschäfte gelten einfach als im Namen des Mannes vorgenommenen. Das Gesetz stellt eine Vermutung dahin auf, daß die Frau, wenn sie Geschäfte des häuslichen Wirkungskreises erledigt, nur als Vertreterin ihres Mannes handelt, daß sie dabei nicht

ſich, ſondern ihren Mann verpflichten will. Wenn die Frau Fleiſch, Milch oder Brot auf Borg entnimmt, wenn ſie einen Tapezierer mit der Anbringung von Gardinen oder Vorhängen beauftragt, wenn ſie Hausrat anſchafft oder ausbeſſern läßt, ſo hat nicht ſie, ſondern der Mann die Rechnung zu bezahlen. Dabei iſt es gleichgiltig, ob ihr der Mann das erforderliche Geld vorher gegeben hat oder nicht. Wird die Rechnung nicht gutwillig bezahlt, ſo darf der Gläubiger nicht die Frau, ſondern nur den Mann verklagen. Dieſe Ordnung der Dinge erklärt ſich daraus, daß der Ehemann die Laſten der Ehe zu tragen hat, wie ſchon erwähnt worden iſt.

Das Geſetz hat aber die Machtſphäre der Frau noch erweitert. Es geſtattet der Frau, innerhalb jener Grenzen die Geſchäfte des Mannes auch im eigenen Namen zu beſorgen. Sie braucht die häuslichen Einkäufe nicht notwendig als Vertreterin ihres Mannes vorzunehmen, ſie kann dieſe und ähnliche Geſchäfte auch im eigenen Namen vornehmen und doch von ihrem Manne verlangen, daß er ihr dieſe Verpflichtungen abnehme oder ſie ſchadlos halte. Sie kann alſo das Fleiſch oder das Brot oder die Arbeit des Handwerkers mit ihrem eigenen Gelde bezahlen und hinterher Erſatz von dem Ehemanne beanſpruchen. Sie kann auch Haushaltungsſchulden auf eigene Rechnung machen und dann Bezahlung der Schulden vom Manne fordern. Sie wird dieſen Weg wählen und wählen müſſen, wenn der Mann ſelbſt keinen Kredit genießt, während ſie für ihre Perſon als zahlungsfähig gilt. In ſolchem Falle wird der Händler oder der Handwerker von der eine Ware entnehmenden oder eine Arbeit beſtellenden Frau verlangen, daß ſie ſelbſt die Schuld übernehme, und die Frau kann dieſem Verlangen ruhig Genüge tun; denn auf Grund ihres Schlüſſelrechts kann ſie vom Manne die Übernahme der Verbindlichkeiten oder den Erſatz ihrer Auslagen beanſpruchen. Vorausgeſetzt iſt dabei freilich, daß der Mann überhaupt noch etwas beſitzt; ſonſt wird die Frau zur Ernährerin ihres Mannes, wie denn § 1360 Abſatz 2 ſagt:

> Die Frau hat dem Manne, wenn er außer ſtande iſt, ſich ſelbſt zu erhalten, den ſeiner Lebensſtellung entſprechenden Unterhalt nach Maßgabe ihres Vermögens und ihrer Erwerbsfähigkeit zu gewähren.

Die Geſchäftsbeſorgung im eigenen Namen gilt aber geſetzlich als Ausnahmefall; im Zweifel handelt die Frau als Vertreterin des Mannes und verpflichtet ihn unmittelbar gegenüber dem Dritten. Nur dann, wenn es ſich aus den Umſtänden ergibt, z. B. wenn es ausdrücklich ſo ausgemacht wird, iſt anzunehmen, daß die Frau im eigenen Namen gehandelt und zunächſt nur ſich ſelbſt verpflichtet hat. Das beſagt die Schlußwendung der mitgeteilten Stelle des § 1357. Dieſe Regelung entſpricht nicht nur dem Schutzbedürfnis der Frau, ſondern auch dem Bedürfnis des Geſchäftsverkehrs. Geſchäftsleute, Handwerker, Dienſtboten und Arbeiter dürfen mit der Frau innerhalb ihres häuslichen Wirkungskreiſes ruhig Verträge ſchließen und darauf vertrauen, daß der Ehemann für dieſe Verpflichtungen aufkommt. Alle dieſe Perſonen ſind der Prüfung überhoben, ob der Mann mit den Einkäufen und Beſtellungen der Frau einverſtanden iſt oder nicht. Die Vorſchrift des § 1357 dient alſo auch der Sicherheit des Geſchäftslebens.

Für die Verpflichtung des Mannes macht es nach dem Geſagten keinen erheblichen Unterſchied, ob die Frau als ſeine Vertreterin oder im eigenen Namen handelt; er muß die Haushaltungsſchulden in beiden Fällen bezahlen. In anderen Beziehungen aber ergeben ſich Unterſchiede. Es ſoll nur auf einen dieſer Unterſchiede aufmerkſam

gemacht werden. Handelt die Ehefrau im eigenen Namen, so muß sie voll geschäftsfähig sein, um sich wirksam verpflichten zu können. Das ist nicht nötig, wenn sie nur in Vertretung ihres Mannes handelt, weil sie sich dann ja nicht selbst verpflichtet. Demzufolge kann eine minderjährige Ehefrau durch Bestellungen, die sie in Vertretung des Mannes macht, den Mann rechtswirksam verpflichten, während sie sich selbst wegen ihrer Minderjährigkeit nicht rechtswirksam verpflichten kann.

III.

Wir haben gezeigt, welche Rechte und Pflichten die Schlüsselgewalt der Ehefrau gegenüber ihrem Ehemanne und gegenüber der Außenwelt gibt, haben aber noch nicht genauer untersucht, auf welche Angelegenheiten sich das Schlüsselrecht eigentlich erstreckt. Das Gesetz bezeichnet das Geltungsgebiet dieses Rechtes mit den Worten „innerhalb ihres häuslichen Wirkungskreises." In den Rahmen der Schlüsselgewalt fallen also diejenigen Geschäfte des ehelichen Gemeinlebens, welche eine Ehefrau innerhalb ihres häuslichen Wirkungkreises zu erledigen pflegt. Der Gesetzgeber hat es bei dieser sehr allgemein gehaltenen Angabe bewenden lassen, weil eine auf alle Fälle passende Aufzählung nicht möglich ist; er vertraut darauf, daß diejenigen Behörden, welche das Gesetz anzuwenden haben, die richtigen Grenzen im einzelnen Falle schon finden werden. Sicher ist, daß der Begriff „häuslicher Wirkungskreis" über den Begriff des gemeinschaftlichen Hauswesens (§ 1356) hinausgeht. Die Inhaberin des Schlüsselrechts ist deshalb nicht auf die Geschäfte des Haushalts im engeren Sinne beschränkt; sie kann auch andere Geschäfte vornehmen, die zum Ressort der Ehefrau zählen, z. B. die Anschaffung ihrer eigenen Kleidung und der Kleidung ihrer Kinder. Hervorgehoben sei, daß auch die Annahme des weiblichen Dienstpersonals zu den Obliegenheiten der Frau gehört. Die beste Definition über den Umfang der Schlüsselgewalt hat das Reichsgericht in einer Entscheidung vom 31. Mai 1905[1]) gegeben. Danach erstreckt sich die Schlüsselgewalt auf „alle den ehelichen Aufwand betreffenden Besorgungen, deren besondere Beschaffenheit nach der bestehenden Sitte auf eine Erledigung durch die Frau hinweist." Sitte und Gewohnheit geben also den Maßstab dafür ab, was zum häuslichen Wirkungskreise der Frau gehört. Da die Sitten und Gewohnheiten wechseln, so ist dieser Maßstab veränderlich. Dazu kommt, daß bei den verschiedenen Schichten und Klassen der Bevölkerung verschiedene Sitten herrschen, auf die Rücksicht genommen werden muß. Mit dieser relativen Bestimmung des Umfangs der Schlüsselgewalt müssen wir uns begnügen, weil sich ihre Grenzen nicht absolut angeben lassen.

Diese Bestimmung des Begriffs bedarf jedoch einer Einschränkung, welche sich aus dem Rechtsverhältnisse der Ehegatten zu einander ergibt. Die Frau hat bei der Ausübung des Schlüsselrechts zu berücksichtigen, daß sie nicht ihre eigenen Geschäfte, sondern die ihres Mannes besorgt. Deshalb darf sie nicht willkürlich ohne Maß und Ziel solche Geschäfte abschließen, sondern muß sich nach der wirtschaftlichen Lage und der Lebensstellung des Mannes richten. Sie muß in dem Kreise bleiben, der ihr durch die Bedürfnisse und das Budget ihres Hauswesens gezogen ist. Dabei kommt es freilich nicht darauf an, ob das von der Frau besorgte Geschäft im Einzelfalle zur

[1]) Abgedruckt in der amtlichen Sammlung der Entscheidungen Band 60 Seite 80.

Befriedigung eines wirtschaftlichen Bedürfnisses notwendig ist. Kauft sie sich z. B. ein Kleid oder einen Hut, so ist dieser Kauf nicht deshalb unzulässig, weil sie das Kleid oder den Hut zur Zeit nicht gerade nötig hatte. Es kommt vielmehr nur darauf an, auf welchem Fuße die Eheleute überhaupt leben, auf den tatsächlichen Zuschnitt ihres Hauswesens und die damit zusammenhängende äußere Gestaltung ihres Lebens. Die Anschaffungen der Frau müssen, wie das Kammergericht einmal gesagt hat, der äußeren Lebensführung, dem Auftreten der Ehegatten und den hieraus entspringenden Bedürfnissen entsprechen. Gleichgiltig ist, ob der Zuschnitt des Hauswesens, der ja vom Willen des Mannes abhängt, in einem richtigen Verhältnisse zu den Einkünften des Mannes steht. Der Ehemann darf sich den Gläubigern gegenüber nicht darauf berufen, daß seine Lebensführung nicht seinem Einkommen entspreche. Auch dann, wenn er zur Zeit der fraglichen Anschaffungen gar kein Einkommen gehabt hat, muß er die Anschaffungen der Frau bezahlen, wofern sie nur dem damaligen Zuschnitte des Hauswesens angemessen waren. Sonst würde ja eine starke Unsicherheit im Geschäftsverkehr entstehen, weil die Geschäftsleute keinen Maßstab hätten um festzustellen, ob die Ehefrau in den Grenzen des Schlüsselrechts gehandelt hat. Die Geschäftsleute kennen die Vermögensverhältnisse des Ehepaares gewöhnlich nicht, sie müssen sich deshalb an die sichtbare Gestaltung des Hauswesens halten, und diese Gestaltung bestimmt demgemäß die Grenzen der Schlüsselgewalt. Aus diesem Gesichtspunkte hat das Oberlandesgericht Karlsruhe in seinem Urteil vom 14. Mai 1901 [1]) einen Ehemann verurteilt, 650 Mark für Luxusteppiche zu bezahlen, welche seine Frau gekauft hatte, weil diese Anschaffung der Lebenshaltung des Ehepaares entsprach. Denselben Standpunkt nimmt das Reichsgericht in der Entscheidung vom 31. Mai 1905 ein, die wir bereits angeführt haben. In diesem Streitfalle hatte die klagende Firma der Gattin eines Kammer- und Standesherrn im Laufe von etwa 5 Jahren Kleidungsstücke, Kleiderstoffe und Putzwaren für rund 20 000 Mark geliefert. Sie hatte darauf 10 300 Mark gezahlt erhalten und klagte den Rest gegen den Ehemann ein, welcher weitere Zahlungen abgelehnt hatte. Der Beklagte erhob u. a. den Einwand, daß die Bestellungen seiner Frau sich nicht in den Grenzen des Notwendigen gehalten hätten; die Frau habe sogar in derselben Zeit noch von anderen Geschäften Kleider bezogen, für die er bereits große Summen bezahlt habe. Er machte ferner geltend, daß sein Jahreseinkommen zur Zeit der Anschaffungen nur 10 000 Mark betragen hätte. Der Beklagte wurde dennoch zur Zahlung der Klagesumme verurteilt, weil die Ausgaben der Frau der Lebensführung dieser Ehegatten entsprochen hätten und das Einkommen des Mannes daneben gleichgiltig sei. Es wurde nämlich festgestellt, daß der Beklagte im Besitze einer aus fünf Gütern bestehenden Standesherrschaft war, daß er neben seinem Haushalt auf einem Landschlosse noch einen zweiten Haushalt in Berlin geführt, daß die Frau mit seinem Einverständnisse kostspielige Reisen unternommen hatte und daß er mit ihrem Bekleidungsaufwand im allgemeinen bekannt gewesen war, ohne ihm zu widersprechen. Danach standen die Ausgaben der Frau für ihre Kleidung in einem angemessenen Verhältnis zur Lebenshaltung des Ehepaares, und der Mann mußte ihre Einkäufe als verbindlich gegen sich gelten lassen.

Die Grenzen der Schlüsselgewalt bestimmen sich also nach dem tatsächlichen Zuschnitte der ehelichen Lebenshaltung, so wie er sich der Außenwelt kundgibt. Ent-

[1]) Vgl. Entscheidungen der Oberlandesgerichte von Mugdan-Falkmann Band 3 Seite 13.

ſprechen die von der Frau beſorgten Geſchäfte dieſem Zuſchnitte, ſo wird der Mann durch ihre Abmachungen verpflichtet; überſchreiten ſie dieſes Maß in erheblicher Weiſe, ſo entſteht daraus keinerlei Haftung und Verbindlichkeit für den Mann.

IV.

Die Schlüſſelgewalt iſt, wie ſchon einmal geſagt wurde, eine Rechtsfolge der ehelichen Lebensgemeinſchaft, und das Bürgerliche Geſetzbuch behandelt ſie deshalb unter dem Titel „Wirkungen der Ehe im Allgemeinen“. Daraus folgt, daß die Schlüſſelgewalt der Ehefrau unabhängig von dem Güterrecht iſt, worin die Eheleute leben. Die Ehefrau hat das Schlüſſelrecht ohne Rückſicht darauf, ob ſie mit dem Manne nach dem geſetzlichen Güterrecht oder in Gütertrennung oder in Gütergemeinſchaft lebt. Wo nach den Vorſchriften des Güterrechts die Einwilligung des Ehemannes erforderlich iſt, damit eine Handlung der Ehefrau rechtswirkſam wird, erteilt ſich die Ehefrau dieſe Genehmigung auf dem Gebiete der Schlüſſelgewalt ſelbſt.

Das Schlüſſelrecht hängt auch nicht davon ab, ob die Ehefrau Vermögen in die Ehe einbringt oder nicht; auch der mittelloſen Ehefrau ſteht das Recht in vollem Umfange zu. Ebenſowenig übt es Einfluß, wenn die Ehefrau einen ſelbſtändigen Erwerb hat, wenn ſie ein Gewerbe oder ein Handelsgeſchäft betreibt, oder als Arbeiterin Geld verdient. Auch in dieſen Fällen wird lediglich der Mann verpflichtet, wenn die Frau im Rahmen der Schlüſſelgewalt Geſchäfte beſorgt. Die Ärztin, die Lehrerin, die Geſchäftsinhaberin, die Kontoriſtin, die Handelsfrau und die Hebamme brauchen alſo Anſchaffungen für den ehelichen Haushalt und für ihre Bekleidung nicht aus ihrer eigenen Taſche zu bezahlen, ſie können die Gläubiger ſtets an ihren Ehemann verweiſen.

Die Schlüſſelgewalt endet mit der Auflöſung der Ehe, weil mit der ehelichen Lebensgemeinſchaft die Vorausſetzung der Schlüſſelgewalt in Wegfall kommt. Das Schlüſſelrecht geht alſo mit dem Tode des Mannes und der Scheidung der Ehe unter. Wie aber ſteht es in dem Falle, daß die Eheleute getrennt von einander leben, ohne geſchieden zu ſein? Beſteht die Schlüſſelgewalt weiter, wenn die Frau einen abgeſonderten Haushalt führt? Muß der Mann auch bei ſolchem getrennten Leben die Anſchaffungen der Frau zu ihrer Ernährung und Bekleidung bezahlen?

Daß die Beantwortung dieſer Frage nicht ganz einfach iſt, läßt ſich ſchon daraus entnehmen, daß die Gerichte ganz entgegengeſetzte Entſcheidungen darüber gefällt haben. Im Geſetze ſelbſt hat dieſe praktiſch ſehr wichtige Frage keine ausdrückliche Regelung gefunden, ſo daß man ſie aus dem Geiſte des Geſetzes heraus löſen muß. Betrachten wir zunächſt die Löſungen, welche bisher von Seiten der Gerichte verſucht worden ſind.

Das Oberlandesgericht Hamburg und das Landgericht Altona haben ſich in zwei Entſcheidungen aus den Jahren 1901 und 1903[1]) dahin ausgeſprochen, daß die Schlüſſelgewalt nicht weiter beſtehe, ſobald die Ehegatten ihre Hausgemeinſchaft aufheben. Sie erblicken in der Hausgemeinſchaft eine weſentliche Vorbedingung für das Schlüſſelrecht der Ehefrau und folgern dies aus dem Zuſammenhang zwiſchen den §§ 1356 und 1357. Das Oberlandesgericht Hamburg hält dieſe Löſung für richtig,

[1]) Vgl. Entſcheid. der Oberlandesgerichte Band 2 Seite 368 und Deutſche Juriſten-Zeitung Jahrgang 1903 Seite 456.

obwohl in dem ihm zur Beurteilung vorgelegten Falle die Hausgemeinschaft von dem Manne gegen den Willen der Frau aufgehoben worden war.

Einen anderen Standpunkt nimmt das Landgericht Düsseldorf in einem Urteile des Jahres 1903 ein[1]) Hier wird ausgesprochen, daß bei einem Getrenntleben der Ehegatten die Ehefrau selbst sich nicht auf ihr Schlüsselrecht berufen dürfe, daß aber dritte Personen, die der Ehefrau in gutem Glauben Kredit gegeben hätten, in ihrem guten Glauben geschützt werden müßten. Das Landgericht Düsseldorf macht also für den Fall des Getrenntlebens einen Unterschied zwischen dem Innen- und dem Außenverhältnis, indem es im Innenverhältnis den Fortbestand des Schlüsselrechts leugnet, ihn aber im Außenverhältnis unter gewissen Bedingungen anerkennt. Hat der Gläubiger gewußt, daß die Hausgemeinschaft des Ehepaares aufgehoben war, so kann er keine Ansprüche gegen den Mann aus der Schlüsselgewalt herleiten. Hat er es nicht gewußt, so darf er sich zur Befriedigung seiner Ansprüche aus Geschäften mit der Frau unmittelbar an den Mann halten. Danach steht auch das Düsseldorfer Landgericht grundsätzlich auf dem Standpunkt, daß die Schlüsselgewalt mit der Trennung der Ehegatten endigt; es macht eine Einschränkung nur zu Gunsten des guten Glaubens und Vertrauens im Geschäftsverkehr.

Eine ganz entgegengesetzte Entscheidung hat das Landgericht Elberfeld am 29. April 1904 verkündet.[2]) Nach dieser Entscheidung folgt aus dem Getrenntleben nicht die Aufhebung der Schlüsselgewalt, weil nicht die häusliche Gemeinschaft, sondern die Ehe an sich die Grundlage dieses Rechts der Frau bildet. Wir halten diese Ansicht für die richtige. Die Schlüsselgewalt hängt natürlich mit der Leitung des gemeinschaftlichen Hauswesens durch die Frau zusammen; die häusliche Gemeinschaft ist aber nicht die unerläßliche Vorbedingung für die Schlüsselgewalt. Denn wäre dies der Wille des Gesetzgebers gewesen, so hätte er den Wortlaut des § 1357 anders gestaltet und ihn dem Wortlaut des § 1356 angepaßt. Der § 1357 sagt nicht, daß die Frau berechtigt sei, die Geschäfte des Mannes innerhalb des gemeinschaftlichen Hauswesens zu besorgen, sondern daß sie innerhalb ihres häuslichen Wirkungskreises dazu befugt sei. Dieser Ausdruck hat einen anderen Inhalt als der Ausdruck „gemeinschaftliches Hauswesen"; er will überhaupt nur die Art der Geschäfte bezeichnen, welche die Frau mit der Wirkung, den Mann zu verpflichten, vornehmen kann, nicht eine räumliche Grenze ihres Wirkungskreises festsetzen. Deshalb binden Geschäfte der Frau, die zu ihrem häuslichen Wirkungskreis gerechnet werden, den Mann auch dann, wenn die Gatten getrennt leben. Zu Gunsten dieser Auffassung lassen sich auch noch andere Gründe anführen; ihre Entwicklung würde aber unsere Leser ermüden. Nur darauf sei noch hingewiesen, daß die Unterhaltspflicht des Mannes, welche organisch mit dem Schlüsselrecht zusammenhängt, beim Getrenntleben der Ehegatten fortdauert, gleichviel wer der schuldige Teil ist. Wenn aber die Unterhaltspflicht nicht durch die Trennung beendet wird, muß folgerichtig auch die Schlüsselgewalt bestehen bleiben.

Der Mann hat also für die Schulden aufzukommen, welche die getrennt von ihm lebende Ehefrau macht, indem sie Lebensmittel, Kleidungsstücke und Haushaltsgegenstände für sich und die Kinder anschafft. Die Gläubiger müssen ihre Ansprüche gegen den Mann geltend machen. Ausgeschlossen ist es natürlich auch bei dieser Sachlage

[1]) Vgl. Deutsche Juristen-Zeitung Jahrgang 1905 Seite 272.
[2]) Vgl. Deutsche Juristen-Zeitung Jahrgang 1905 Seite 1072.

nicht, daß die Frau solche Rechtsgeschäfte in ihrem eigenen Namen abschließt und sich dadurch in eigener Person verpflichtet. Diesen Willen kann sie dem Dritten, mit dem sie verhandelt, ausdrücklich zu erkennen geben; der Wille kann aber auch aus den begleitenden Umständen geschlossen werden. Die Trennung der Ehegatten an sich ist noch kein Umstand solcher Art, sie kann aber zu einem solchen Umstande werden. Wenn sich z. B. die Frau vom Manne entfernt hat, jeden Verkehr mit ihm abbricht, und nichts mehr von ihm wissen will, wenn sie ferner eigene Mittel oder Hilfsquellen zum Leben besitzt, so wird man annehmen müssen, daß sie ihre Bedürfnisse auf ihre eigene Rechnung anschaffen will. Diese Sachlage muß aber für den Dritten klar erkennbar sein, weil sonst die Sicherheit des geschäftlichen Verkehrs leiden würde.

V.

Zu Beginn des II. Abschnitts dieser Besprechung haben wir darauf hingewiesen, daß die Frau auch innerhalb der Schlüsselgewalt nur die Geschäfte des Mannes besorgt und daß dem Manne auch hier die letzte Entscheidung zusteht. Die Vertretungsmacht der Frau ist nur eine Art Unterherrschaft, die Oberherrschaft liegt beim Manne. Demgemäß verordnet der zweite Absatz des § 1357:

> Der Mann kann das Recht der Frau [zur Geschäftsbesorgung und Vertretung] beschränken oder ausschließen.

Das Gesetz gibt dem Manne diese Befugnis nicht nur, um seine Stellung als Haupt der Ehegemeinschaft zu wahren, sondern auch um ihn vor den Gefahren zu schützen, die ihm durch eine unpraktische oder leichtsinnige Ehegenossin bereitet werden können. Da er aus den Rechtsgeschäften, welche die Frau auf Grund ihrer Schlüsselgewalt abschließt, mit seinem Vermögen haftet, so kann er durch verschwenderische Anschaffungen der Frau in die mißlichste Lage geraten; ein Beispiel bietet der erwähnte, vom Reichsgericht behandelte Fall. Deshalb gibt das Gesetz dem Ehemanne das Recht, der Frau die Geschäftsbesorgung ganz oder teilweise zu verbieten. Verbietet er ihr die Vornahme solcher Geschäfte, so ist das Verbot *gegenüber der Frau* unmittelbar und sofort wirksam. Fügt sie sich nicht, so haftet sie dem Manne für allen Schaden mit ihrem eigenen Vermögen. Schädigt sie ihn hartnäckig weiter, so kann der Mann die Scheidung beantragen (§ 1568 des Bürgerlichen Gesetzbuchs).

Gegenüber dritten Personen kann sich der Mann nur dadurch schützen, daß er die Beschränkung oder Ausschließung der Schlüsselgewalt bekannt macht. Denn der gutgläubige Dritte, welcher der Frau weiter Kredit gibt, muß geschützt werden. Die Beschränkung oder Ausschließung ist daher gegenüber der Außenwelt nur dann wirksam, wenn sie entweder in das vom Amtsgericht geführte Güterrechtsregister eingetragen oder dem Dritten im einzelnen Falle bekannt geworden ist. Zuständig für die Eintragung ist dasjenige Amtsgericht, in dessen Bezirke der Mann seinen Wohnsitz hat; verzieht der Mann in einen anderen Bezirk, so muß die Eintragung im Register dieses Bezirks wiederholt werden. Die Eintragung erfolgt auf den bloßen Antrag des Mannes; eine vorherige Anhörung der Frau findet nicht statt. Die Eintragung wird vom Amtsgericht in den dazu bestimmten Blättern bekannt gemacht. Auch darf jedermann das Register einsehen. Steht der Mann unter Vormundschaft, so kann sein Vormund die Eintragung in das Register erwirken.

Ist die Beschränkung oder Ausschließung der Schlüsselgewalt nicht im Register eingetragen, so muß sie der Gläubiger doch gegen sich gelten lassen, wenn sie ihm

sonstwie bekannt geworden ist. Der Mann kann seine Maßnahmen jedem Dritten mündlich oder schriftlich mitteilen oder durch ein Zeitungsinserat bekannt geben. Der letztgenannte Weg ist in weiten Kreisen beliebt; nicht selten liest man Inserate, worin der Mann davor warnt, seiner Frau etwas zu borgen, weil er für nichts aufkomme. Einen sicheren Schutz gewährt solche Ankündigung dem Manne aber nicht, weil er im Streitfalle doch immer beweisen muß, daß der Gläubiger das Inserat wirklich gelesen hat — ein Beweis, der oft genug nicht zu erbringen ist. Aus diesem Grunde ist der Weg der unmittelbaren Mitteilung oder der Eintragung in das Güterrechtsregister vorzuziehen, wenn der Mann seine Haftung aus der Geschäftsbesorgung der Frau ausschließen will.

Bemerkt sei noch, daß ein solches Zeitungsinserat sehr vorsichtig abgefaßt sein muß, weil es dem Ehemanne eine Strafverfolgung wegen Beleidigung seiner Ehefrau zuziehen kann. Wenn die Fassung des Inserats geeignet ist, in den Lesern die Meinung zu erwecken, daß das unwirtschaftliche oder verschwenderische Gebahren der Frau den Mann genötigt habe, ihr die Schlüsselgewalt zu entziehen, so stellt das Inserat die Frau bloß und kränkt ihre Ehre. Sie kommt in den Ruf einer leichtsinnigen Person, und ihr Kredit wird gefährdet. Eine solche Herabwürdigung braucht die Frau sich nicht gefallen zu lassen; das hat das Reichsgericht in einem Urteil vom 9. Januar 1905 [1]) ausdrücklich ausgesprochen. Die Frau kann den Mann daraufhin wegen Beleidigung verklagen; wird der Mann verurteilt, so wird dieser Richterspruch in denselben Zeitungen veröffentlicht, welche das Inserat des Mannes gebracht haben. Eine Beleidigung liegt nach dem Reichsgerichtsurteil schon vor, wenn das Inserat lautet:

> „Warnung. Ich erkläre hiermit, für Schulden meiner Ehefrau Maria geb. Schulze in keiner Weise aufzukommen. Karl Müller."

Danach stellen sich die meisten Inserate dieser Art, die man in den Zeitungen liest, als Beleidigungen der Ehefrauen dar; es wird aber gewiß nur selten vorkommen, daß eine Frau ihren Mann deshalb zur Rechenschaft zieht. —

Das Recht des Mannes zur Beschränkung und Ausschließung der Schlüsselgewalt hat gesetzliche Grenzen. Der § 1357 sagt nämlich weiter folgendes:

> Stellt sich die Beschränkung oder die Ausschließung als Mißbrauch des Rechtes des Mannes dar, so kann sie auf Antrag der Frau durch das Vormundschaftsgericht aufgehoben werden.

Die Ehefrau kann also zwar nicht verhindern, daß ihr der Ehemann das Schlüsselrecht ganz oder teilweise entzieht, sie kann aber die Wiederaufhebung dieser Maßnahme durch Anrufung des Vormundschaftsrichters erreichen, wenn die Maßnahme ein Mißbrauch der eheherrlichen Rechte war. Der Richter, welcher in diesem Falle zu einem „Ehe-Kadi" wird, prüft die Sachlage und ordnet, wenn die Beschwerde der Frau begründet ist, die Aufhebung der Beschränkung oder der Ausschließung des Schlüsselrechts an. Gegen seine Entscheidung haben beide Beteiligte das Rechtsmittel der sofortigen Beschwerde. Wenn die aufhebende Entscheidung des Richters rechtskräftig geworden ist, wird der Vermerk im Güterrechtsregister wieder gelöscht und damit auch nach außen hin das Schlüsselrecht in seinem früheren Umfange wiederhergestellt.

Ob diese Schutzmaßregel zugunsten der Ehefrau dem Schutzbedürfnis genügt, läßt sich schwer feststellen, weil eine Anrufung des Vormundschaftsrichters in Sachen

[1]) Mitgeteilt in der amtlichen Sammlung der Entscheidungen Band 60 S. 12 folg.

der Schlüsselgewalt bisher nur ganz selten vorgekommen ist. Man darf aus dieser Tatsache wohl schließen, daß mißbräuchliche Beschränkungen oder Ausschließungen der Schlüsselgewalt bisher nur sehr wenig vorgekommen sind.

Die Frau kann einem solchen Mißbrauche übrigens auch im Wege der Klage beim Landgericht entgegenwirken. Sie kann auf Herstellung des ehelichen Lebens klagen und mit dieser Klage gleichzeitig die Wiederherstellung ihres Schlüsselrechts verfolgen. Von diesem Prozeßwege wird sie aber nur Gebrauch machen, wenn der Mann sich bereits von ihr getrennt hat und die Wiedervereinigung ohne Grund ablehnt. Auch dann aber ist die Anrufung des Vormundschaftsrichters als der einfachere und leichtere Rechtsweg vorzuziehen.

Die Stellung der deutschen Philosophie der Gegenwart zur Frauenfrage.

Von

Dr. phil. Maria Raich.

Nachdruck verboten.

Die Philosophen bezeichnen die Höhen des geistigen Lebens. Sie heben das Einzelne aus seiner relativen Isoliertheit in den großen gedanklichen Zusammenhang empor und verleihen ihm so Bedeutsamkeiten, die es als Einzelnes nicht besitzt.

Auf sie richtet sich daher der fragende Blick, wenn das Ohr ein bedeutungsvolles Wort vernehmen möchte.

Aber nicht um Philosophie als die letzte umfassendste Synthesis alles Seienden kann es sich hier handeln.

An die Philosophen der Gegenwart als Psychologen und Ethiker wenden wir uns vielmehr: welche Wege weisen sie dem Weibe, wie verstehen sie seine Seele, wie bewerten sie sein Erwachen zu neuem Leben und neuen Forderungen?

Bei Simmel und Joël, Paulsen, Wundt, Eduard von Hartmann, Münsterberg und Ziegler werden wir Antwort auf diese Fragen suchen, um dann einen kurzen Blick rückwärts auf die philosophischen Koryphäen des 19. Jahrhunderts: Kant, Fichte, Schleiermacher, Schopenhauer und Nietzsche zu werfen.

Simmel.

In der Beschreibung und Analyse der weiblichen Psyche ist Simmel sich vollkommen bewußt, daß es sich dabei nicht um die Totalität, sondern im besten Fall um die Majorität der Frauen handeln kann. Und das wollen auch wir im Laufe der ganzen Ausführungen gegenwärtig haben, daß die Gesamtheit der Frauen keine solche Einheitlichkeit im Gegensatz zur männlichen Psyche bietet.

Wenn Simmel hervorhebt, daß die Frauen unter sich einheitlichere Wesen sind und von einander weniger als die Männer abweichen, so ist das ganz richtig. Die Frauen, die keine ausgesprochene Individualität besitzen, fühlen sich einander eben als Frauen näher, als es entsprechend unter den Männern der Fall ist. Jedoch glaube

ich nicht, daß man auf dieser Basis ein stärkeres Solidaritätsgefühl bei den Frauen mit Simmel annehmen darf. Dasselbe im eigentlichen Sinne des Wortes fehlt eher den Frauen, und dieser Mangel stellt sich z. B. den weiblichen Berufsorganisationen hemmend in den Weg. Ich möchte behaupten, daß das Solidaritätsgefühl einen stärkeren Grad der Selbstachtung und der gegenseitigen Achtung voraussetzt. Auf der Basis der Gleichartigkeit und der mangelnden Distanz erwächst es nicht. Und so ist das Solidaritätsgefühl unter den Frauen, die sich so leicht duzen, wohl viel geringer, als unter den sich kühl behandelnden Männern.

Und nicht nur unter sich sind die Frauen einheitlicher, sondern auch in sich: die psychischen Eigenschaften der Frau sind nicht zu selbständiger Existenz spezialisiert und bilden vielmehr ein unzertrennliches Ganzes. Ihr Vorstellungsleben beruht auf der Kontiguitätsassoziation: es assoziieren sich räumlich und zeitlich benachbarte Vorstellungen.

Das Gefühlsleben überwiegt bei der Frau, begünstigt durch die Menge und Unklarheit der Vorstellungen. Das größere Ineinander der Vorstellungen ermöglicht, daß gleichzeitig eine größere Anzahl von ihnen im Bewußtsein ist; daher die Schnelligkeit und Sicherheit des weiblichen Urteils in verwickelten Verhältnissen. Den Frauen die Logik absprechen zu wollen, ist eine unwahre Trivialität, meint Simmel: vielmehr überraschen sie oft durch „die Schärfe und Unbarmherzigkeit ihrer Folgerungen" und die schnelle Einsicht in eine logische Konsequenz. Oft schleichen sich bei ihnen materiale Irrtümer in die Prämissen ein, aber sie schließen formal meistens logisch. Allerdings hat die Wahrheit keinen selbständigen, von ihren praktischen Folgen unabhängigen Wert für sie. (Simmel, „Zur Psychologie der Frau". Ztschr. f. Völkerpsychologie, Bd. XX, Heft I.)

Man kann hinzufügen, daß bei manchen Frauen in der Tat auch das Evidenzgefühl matt und stumpf ist. Sehr interessant ist in dieser Beziehung die von Lombroso und Ferrero in ihrem gemeinsamen Werk „La donna delinquente, la prostituta e la donna normale" hervorgehobene Tatsache, daß die Verbrecherinnen so oft ihre Schuld auch angesichts der offenbarsten Schuldbeweise („innanzi alle prove più luminose e eloquenti") bestreiten, während der Verbrecher meist, wenn er seine Lügen durch den Tatbefund unmittelbar widerlegt sieht, die Schuld gesteht. Die Verbrecherinnen fühlen oft nicht die Wahrheit (sentono pocissimo la verità) und vermögen nicht, sich den geistigen Zustand der Überzeugung vorzustellen, den die angehäuften Beweise in ihren Richtern erzeugen. Die Logik der Tatsachen bedeutet keine Macht für sie. Die Autosuggestion kommt hinzu: kraft mehrfacher Wiederholungen werden die Lügen für sie selbst zu halben Wahrheiten.

Die Vorstellung folgt im undisziplinierten und undifferenzierten weiblichen Geiste widerstandslos ihrem natürlichen Expansionsbestreben. Dieselbe Undiszipliniertheit und Undifferenziertheit erklärt den impulsiven Charakter des weiblichen Gefühls- und Willenslebens: jeder Impuls breitet sich ungehindert aus und nimmt die ganze seelische Energie in Anspruch. So steht er, wie die einzelne Vorstellung, in engster Verknüpfung mit den übrigen; daher die Unfähigkeit, das Einzelne „in seinem reinen Fürsichsein vorzustellen und zu beurteilen", d. h. die Subjektivität und der Mangel an Sachlichkeit. Wenn die Frauen sich für eine Idee begeistern, so geschieht es immer nur durch eine Person oder ein greifbares Ereignis oder ein konkretes Symbol hindurch.

Und wiederum aus derselben Quelle der mangelnden Differenziertheit ergibt sich das Unvermögen der Abstraktion. Alle Abstraktion ist ja eine Zusammenfassung des vielen Einzelnen zu einem höheren Allgemeinen und beruht daher auf vorangegangener Differenzierung.

Die Individualität in der Frau ist nicht ausgebildet; sie findet in sich keinen Halt und ist anlehnungsbedürftig. Daher das Streben der Frau nach Sitte, die ihr Schutz gewährt und das Anlehnungsbedürfnis an den Mann, ihr unbedingtes Sichgeben und Gehorchen.

Die Einheitlichkeit und Ganzheit im Wesen der Frauen ermöglicht ihnen Anpassungen, die dem Manne schwer oder gar nicht gelingen: es ist ihnen leicht, ihren ganzen seelischen Habitus gleichsam auf einen andern Ton zu stimmen. —

Simmels Untersuchung will rein psychologisch sein und also die Frage, ob der weiblichen seelischen Verfassung eine innere Notwendigkeit und Unabänderlichkeit zukommt oder ob sie zum großen Teil entwicklungsfähiges Produkt gewisser Lebensbedingungen ist, unerörtert lassen. Uns interessiert aber gerade diese Frage, und wir können auch eine unbeabsichtigte Antwort darauf bei Simmel finden. Was den gegenwärtigen Durchschnittstypus der Frau anbetrifft, so beschreibt ihn Simmel richtig und fein, nur ist seine Erklärung zu ausschließlich intellektualistisch. Die Neigung der Frauen zur Übertreibung erklärt er zum Beispiel, wie schon erwähnt, dadurch, daß die Vorstellung im undisziplinierten Geiste widerstandslos ihrem natürlichen Expansionsbestreben folgt. Das ist ganz richtig: das kritische Vermögen ist noch unentwickelt, das Objektive wird vom Subjektiven nicht genügend unterschieden, jede aufsteigende Vorstellung prüfungslos in den Zusammenhang aufgenommen und leicht für die der Wirklichkeit entsprechende gehalten. Auf diese Weise entsteht das unbewußte Übertreiben. Beim halbbewußten Übertreiben kommt aber meines Erachtens ein praktisches Moment bestimmend hinzu, die intellektualistische Erklärung allein reicht in diesem Fall nicht aus: oft übertreiben die Frauen in ihren Aussagen, Erzählungen und Klagen, um „mehr Eindruck" zu machen, was einmal die Eitelkeit befriedigt und eventuell die Hilfeleistung zur Folge hat. Diesen Frauen fehlt das intellektuelle Gewissen. Daher legen sie alle Pflichten und Einschränkungen, die dasselbe auferlegt, ohne weiteres in dem Augenblicke bei Seite, wo sie praktisch ohne sie besser auskommen. Daher werden sie oft unlogisch, nicht, weil sie nicht logisch sein können, sondern weil sie es nicht sein wollen.

Neulich hatte ich in einem Konfektionsgeschäft bei der Anprobe zum so und so vielten Mal Gelegenheit, einen solchen Fall zu beobachten. Das Mädchen, das mich bediente, von gewinnendem Äußeren, höflich und gewiß nicht dumm, sündigte mit der größten Unverfrorenheit und Ruhe gegen den Satz des Widerspruchs, indem sie zu gleicher Zeit behauptete, daß a = b und non b ist und sich überhaupt nicht im geringsten durch ihre Aussage, die sie vor einem Augenblick gemacht hatte, gebunden fühlte. Unter ihrer äußerlichen Höflichkeit war es nicht schwer, ihre tiefe Gleichgiltigkeit gegen ihren Dienst und die Interessen des Käufers zu durchschauen. In ihrem eignen Interesse war es aber, die Geschäftsleitung zu „decken", und das geschah dadurch, daß sie mich durch ihre kraß einander widersprechenden Aussagen sprachlos machte. Gewiß war sie sich ihrer Widersprüche bewußt, aber mit ihnen kam sie besser aus. Diesem Wesen von so ausgesprochener logischer Gewissenlosigkeit gegenüber fühlte ich mich augenblicklich vollkommen ohnmächtig; wie sollte ich sie widerlegen oder ihr etwas beweisen, wenn sie logische Bindungen nicht anerkennen wollte.

Dasselbe praktische Moment ist ausschlaggebend, wenn eine Frau bei einer persönlichen Auseinandersetzung vom Hundertsten ins Tausendste kommt, Vorkommnisse, die in keiner Beziehung zum Gegenstand des Gesprächs stehen, erwähnt und alles ihr über den Gegner respektive die Gegnerin Bekannte an den Haaren herbeizieht.

Gewiß ist das mit durch eine intellektuelle Undiszipliniertheit, das intellektuelle Unvermögen, sich auf einen scharf umgrenzten Gegenstand zu beschränken, verursacht, ebenso wie durch jene geistige Undifferenziertheit, die sie veranlaßt vom Einzelnen gleich auf das Ganze überzuspringen. Es kommt aber meines Erachtens als wesentlich hinzu, daß diese Frauen nicht beweisen, sondern kränken wollen, daher nehmen sie Bezug auf alles, was die betreffende Person kränken kann.

Gehören diese und ähnliche Geisteszüge zum Wesen des Weibes? Ist dasselbe entwicklungsunfähig? Ist die weibliche Psyche in ihrer typischen Gestalt ein Ewigkeitstypus?

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Simmel dem Weibe einen ziemlich niedrigen geistigen Typus vindiziert; jedoch spricht er nicht von einem unveränderlichen Dauertypus, sondern von der niedrigen Entwicklungsstufe. Und so bleibt auch der Vergleich mit den Tieren und den niederen Völkern nicht aus: „Erwähnen will ich nur, daß das auffallende Ahnungsvermögen der Frauen, wie es auf den schnelleren, weil unkritischeren Funktionen des Assoziationsmechanismus beruht, so doch zugleich auf die niedrigere Stufe des Spürsinnes hinweist, durch den sich Tiere und niedere Völker auszeichnen." (a. a. O. S. 15.) —

Nun, die ehemaligen Naturvölker sind zu zivilisierten Völkern geworden, die Männer haben sich von der niederen zur höheren Entwicklungsstufe unter der Gunst der Verhältnisse emporgearbeitet. Das Weib aber, das im Naturzustande sich geistig nur unerheblich vom Manne unterschied, hat in ihren geistigen Zügen Ähnlichkeit mit denjenigen psychischen Eigenschaften zurückbehalten, welche auf der primitiven Stufe ihr mit dem Manne gemeinsam waren: die Lebensbedingungen des Weibes blieben Jahrhunderte hindurch ohne wesentliche Veränderungen. Sie ändern sich jetzt, in unserer Zeit, und bestreiten wollen, daß auch die Frau sich dabei ändern wird, hieße doch vom Prinzip der Entwicklung für sie allein eine Ausnahme machen. —

Die Annahme einer Veränderung der weiblichen Psyche finden wir hin und wieder bei Simmel: „Wenn einmal die Erwerbs- und sonstige Tätigkeit der unverheirateten Frauen eine dem jetzigen Zustand gegenüber erweiterte sein wird, so wird eine Veränderung ihres Gefühlslebens von ganz unberechenbaren Folgen daraus hervorgehen. Denn der Umstand, daß sie jetzt so viel Zeit haben, ihren Gefühlen nachzuhängen, trägt gewiß wesentliches zu deren Macht und Tiefe bei". „Das äußerliche Moment des Zeithabens für die Unverheirateten, sogar auch in den mittleren Ständen, bewirkt gewiß viele der Unterschiede des weiblichen und männlichen Gefühlslebens." Und ferner: „Die Steigerung der Kultur zeigt ihre Wirkung, die Einheitlichkeit des weiblichen Wesens zu vermindern". (a. a. O.)

Daß die Persönlichkeit gerade im weiteren sozialen Kreise sich entfaltet, hat Simmel im allgemeinen in einer soziologischen Studie nachgewiesen: der engere Kreis hemmt das selbständige Leben der Persönlichkeit. An Beispielen aus dem Leben der Pflanzen, Tiere, Naturvölker und verschiedener sozialer Gruppen der zivilisierten Völker zeigt Simmel, wie die Ausbildung der Individualität Schritt hält mit der wachsenden Ausbildung durch die Kultivierung, resp. mit der Erweiterung des sozialen Kreises. In roheren Zeiten sind die Individuen eines Stammes einander sehr gleich. Später werden sie verschiedener; zu gleicher Zeit wächst aber die Annäherung an den fremden Stamm. „Erweitert sich der Kreis, in dem wir uns betätigen und dem unsere Interessen gelten, so ist darin mehr Spielraum für die Entwicklung unserer Individualität." (Simmel, Über soziale Differenzierung, Kap. 3: Die Änderung der Gruppe und die Ausbildung der Individualität.) Das Günstigste für die letztere ist aber die gleichzeitige Hingabe an die Familie und an eine große Kulturgemeinschaft: die erste bietet den Halt, die zweite einen größeren Betätigungsraum; die erste stellt Anforderungen an den ganzen Menschen, die zweite verlangt eine einseitige Leistung. Eingeschlossen in einen engen Familienkreis dient der Mensch nur der Person, den persönlichen Interessen, kennt nur das Persönliche. Erst als aktives Mitglied eines größeren sozialen Kreises kommt er über das bloß Persönliche hinaus: die Masse der Personen verdichtet sich für ihn zum objektiven, sachlichen Interesse. Ähnlich wirkt der Beruf, auch er hebt aus der Sphäre des Personalen in die des Unpersönlichen empor. Das eigene Persönlichkeitsgefühl erstarkt nicht im personalen kleinen sozialen Kreis, wie es zunächst scheint, sondern es entfaltet sich grade durch die Wechselwirkung mit einem weiteren Kreise, denn eine Fülle von Anregungen, ein Erleben von Verschiedenartigem, der Wechsel der Eindrücke und Einflüsse ist dazu erforderlich. (a. a. O.)

Auf diese theoretische Grundlage können sich unsere Forderungen nach Erweiterung des Wirkungskreises der Frau stützen, und von ihr aus eröffnen sich uns günstige Aussichten in die Zukunft.

* * *

Wies Simmel darauf hin, daß die veränderten Lebensbedingungen manches an der Frau ändern werden, so möchte er doch an dem spezifisch Weiblichen festhalten. Daher wirft er die Frage nach einer weiblichen Kultur auf.

Es ist klar, daß die Befriedigung der Frauenbestrebungen zunächst persönlichen Wert haben wird, indem zahlreiche weibliche Individuen in ihrer Bildung und Betätigung zu Vollpersönlichkeiten werden. Sie werden die Kultur leben, sie quantitativ vermehren, werden sie sie aber auch qualitativ bereichern können? das ist die Frage.

Ihre Voraussetzung liegt in der Unterscheidung zwischen der subjektiven und der objektiven Kultur und in der Auffassung der letzteren als in ihrem „Inhalt und Sinn ganz unabhängig von dem Wie-sehr und Wie-oft ihrer Darstellung an Individuen" und „in ihrer inneren sachlichen Bedeutung über sie (die Einzelnen) hinausragend". (Simmel, Weibliche Kultur. Neue Deutsche Rundschau, Mai 1902.)

Wird von Frauen bloß nachgeschaffen oder auch geschaffen?

Simmel ist der Ansicht, daß die bisherige Kultur, mit Ausnahme ganz weniger Provinzen, z. B. der Hauswirtschaft, durchaus männlichen Charakter trägt, und daß der schöne Gedanke einer menschlichen Kultur historisch nicht realisiert ist.

„Die Art, nicht nur das Maß unserer Kulturarbeit wendet sich an spezifisch männliche Energien, männliche Gefühle, männliche Intellektualität." „Die Spezialisierung, die unsere Berufe und unsere Kultur überhaupt charakterisiert, ist ganz und gar männlichen Wesens." In den Formen derselben wird die weibliche Bewährungsart nie einen ihr adäquaten Ausdruck finden. Es sollen daher nicht alle männlichen Berufe den Frauen eröffnet, resp. innerhalb mancher Berufe ihnen nur angemessene Leistungsarten überlassen werden. So im Gebiete der industriellen Handarbeit, aber auch der Medizin und der Geschichtsforschung. Die Diagnose wie Therapie hängen vielfach von dem Nachfühlen des Zustandes des Patienten ab. Infolge der Einheitlichkeit ihrer Psyche und des Vorherrschens des Gefühls darin, vermag die Frau viel leichter nachzufühlen, sich in ein anderes Wesen hineinzuversetzen. Das unmittelbar instinktive oder auf Aussagen des Patienten beruhende Wissen wird sich bei der Frau schneller einstellen, tiefer durchdringen, umfassender und treffender sein. Analoges gilt von der Geschichtswissenschaft, wo es so viel auf die nachfühlende Phantasie und das sich einfühlende Verständnis ankommt.

Auf diese und ähnliche Weise würde die Frau, meint Simmel spezifisch weibliche Beiträge zur objektiven Kultur leisten. —

Aber handelt es sich in den von Simmel angeführten Beispielen wirklich um etwas spezifisch Neues, originell Produziertes? — doch nur solches fällt eigentlich ins Bereich jener objektiven weiblichen Kultur, welche gegen das Wie-viel und Wie-sehr vollkommen gleichgiltig bleibt. Nein, es handelt sich vielmehr um Leistungen, die von den Männern bis jetzt auch ausgeübt worden sind und gar nicht schlecht. Die Frauen werden sie in diesem oder jenem individuellen Fall besser ausüben. Weshalb aber soll dieses Gebiet nicht dem Wetteifer weiblicher und männlicher Individualitäten überlassen bleiben?

Wie ich einerseits in den von Simmel erwähnten Leistungen eigentlich nichts originell Weibliches oder spezifisch Neues zu sehen vermag, so vermag ich auch nicht die gegenwärtige Kultur als spezifisch männlich zu bezeichnen, ebensowenig, wie ich in der männlichen und weiblichen Psyche etwas dem Wesen nach verschiedenes erblicke. Nicht von der Gattung und der Art der weiblichen Leistung erwarte ich Wertvolles, sondern von der individuellen menschlichen Leistung.

Ich bin der Ansicht, daß wir nur einen geistigen Typus kennen, aber in verschiedenen Stadien seiner Entwicklung. Diesen Typus auf seiner Höhe repräsentiert historisch der Mann, daher nennen wir ihn „männlicher Typus". Denselben Typus auf seiner niedreren Entwicklungsstufe repräsentierte bis jetzt die Frau.[1]) Was gibt uns die Berechtigung zu behaupten, daß wir es in beiden mit einem geistigen Typus zu tun haben? Der Umstand, daß die geistigen Eigenschaften des Weibes in diejenigen des Mannes übergehen können, und wir in der Tat keine andere Entwicklungsrichtung als diese kennen. Sie sind von einander nicht spezifisch verschieden, wie es etwa auf dem neutralen Sinnesgebiete die spezifischen Sinnesenergien von einander sind: die Seh- und Gehörsorgane, die Seh- und Gehörszentren im Gehirn mögen sich noch so verfeinern, das Gehör wird nie zum Gesicht werden. Ganz anders verhält es sich mit den Eigenschaften der weiblichen Psyche.

[1]) Wir haben oft genug ausgesprochen, daß wir diese Auffassung nicht teilen, wollten ihr jedoch selbstverständlich das Recht auf Äußerung an dieser Stelle nicht bestreiten. D. R.

Entweder wir gebieten ihnen Stillstand; gesetzt, dieser Fall wäre möglich. Dann bleiben sie das, was sie sind: „weiblich". Oder die Lebensbedingungen sind ihrer Entwicklung günstig, dann werden sie sich in der Richtung der „männlichen" psychischen Eigenschaften entfalten; empirisch ist uns eine andere Möglichkeit nicht angedeutet.

Freilich meint Simmel solche Andeutungen gefunden zu haben. Sie scheinen mir aber sehr ephemer, kaum fixierbar und nicht lebensfähig zu sein.

„In einigen Bildern von Dora Hitz, in Radierungen von Käthe Kollwitz, und einigen frühen von Kornelie Wagner ist eine Gesamtstimmung, die ich nie an einer männlichen Produktion gefühlt habe. Mit Worten läßt sich dieser Unterschied nicht beschreiben." (a. a O.) Also etwas, wie gesagt, sehr Ephemeres, Unfixierbares. Es ist merkwürdig, daß diese weiblich-seelische Eigenart sich bis jetzt in den objektiven kulturellen Gebilden nicht reifer, kräftiger und umfassender offenbart hat, waren doch die Lebensbedingungen der Frau in mancher Hinsicht „spezifisch weiblich". Andererseits darf Simmel, wenn er ihrer sicher ist, nicht ihre Übertönung im Verlaufe weiterer Entwicklung befürchten.

Gegenwärtig besteht allerdings unzweifelhaft ein Unterschied zwischen der männlichen und der weiblichen Psyche, sie repräsentieren verschiedene Entwicklungsstufen, entstanden unter dem Einfluß verschiedener Lebensbedingungen. Und da jede Entwicklungsstufe, auch die des Kindes, Eigentümlichkeiten und zwar vielfach reizvolle bietet, so tritt uns die weibliche Psyche als ein unvergleichlicher Wert entgegen. Nicht anders ist es mit den Seelenäußerungen eines Kindes, jedoch versuchen wir nicht das Kind um dieser Werte und Reize willen auf der Kindesstufe zurückzuhalten, wir sehen auch nicht passiv seinem seelischen Wachstum zu, sondern suchen für dasselbe möglichst günstige Bedingungen zu schaffen.

Es kann dagegen eingewendet werden: Kinder wird es immer geben und hiermit auch die in der Kindheit zum Ausdruck gelangenden Werte und Reize. Entfaltet sich aber die weibliche Psyche in der Richtung der männlichen, oder vielmehr der allgemein menschlichen, dann gehen uns unersetzbare Reize und Werte unwiederbringlich verloren.

Ich kann darauf nur eins antworten: auch meinem Wertempfinden würde eine reife weibliche Eigenart neben der männlichen Eigenart, eine weibliche und männliche Kultur in ihrer gegenseitigen Ergänzung und Bereicherung mehr als eine allgemein menschliche Kultur entsprechen: die individuellen Offenbarungsmöglichkeiten scheinen innerhalb zwei spezifisch verschiedener Kreise, des weiblichen und des männlichen, zahlreicher als innerhalb eines allgemein menschlichen Kreises. Jedoch sind sie auch innerhalb des letzteren unendlich groß. Auch wird die Mutterschaft, die gelebte oder geistig antizipierte, gewiß stets eine Nuance des Weiblichen mit sich führen. Diese Nuance am Allgemeinmenschlichen wird sich nie verlieren, ihr wohnt aber meines Erachtens nicht die Fähigkeit inne, eine weibliche Kultur zu schaffen. —

Betrachten wir jetzt die Eigenschaften der weiblichen Psyche, wie sie die Gegenwart aufweist, im einzelnen, um zu zeigen, daß die Entwicklung sie zum „männlichen" Typus führen wird.

Die Einheitlichkeit der weiblichen Seele bedeutet einen Schlummerzustand verschiedener seelicher Kräfte und Eigenschaften. Sobald die einzelnen von ihnen mehr zur Tätigkeit angeregt werden, werden sie in sich klarer und unabhängiger werden und auch die Kristallisierung anderer herbeiführen. Geht doch allgemein der Entwicklungsprozeß von der Integrierung zur Differenzierung. Freilich kann die Einheitlichkeit auf der höchsten Stufe wieder erreicht werden, aber dann als Harmonie verhältnismäßig selbständiger und in sich klarer Bestandteile.

Alle Eigenschaften der weiblichen Seele lassen sich unter zwei, das Überwiegen des Gefühls und den Mangel an Differenzierung, zusammenfassen. Was an jenem das Primäre ist und was mit der Mutterschaft eng verknüpft zu sein scheint, das wird bleiben und jene weibliche Nuance hervorbringen, von der oben die Rede war. Das-

jenige aber, was durch die Unklarheit der Vorstellungen und Gedanken, durch die Armut an Interessen und Eintönigkeit der Betätigung verursacht wurde, die Überwucherungen des Gefühlslebens der Frau, das wird allmählich verschwinden, sobald ihre Gedankenwelt und ihr Wirkungskreis sich erweitern werden.

Ist das niedere intellektuelle Leben des Menschen durch die Kontiguitätsassoziationen charakterisiert, das höhere dagegen durch die Ähnlichkeitsassoziationen, d. h. finden die Vorstellungsverbindungen mehr nach sachlichen Gesichtspunkten, als nach Zufälligkeiten ihres Zusammentreffens in Raum und Zeit statt, so ist nicht begreiflich, weshalb die Frau diesem Gesetze nicht unterstellt sein sollte.

Was ihre Subjektivität und den damit zusammenhängenden Mangel an intellektuellem Gewissen, wie auch ihre vielfache Gelegenheitsmoral anbetrifft, so ist das auch nichts Definitives. Sie muß aus dem engen Häuslichkeitskreis hinaus und teilnehmen an den sozialen, politischen, kulturellen Interessen des größeren Ganzen, dann wird sich auch an ihr jenes Wachstum von den subjektiven Werten, dem Eudämonismus und Utilitarismus zum Energismus und der Anerkennung objektiver Werte vollziehen, das im Wesen der seelischen Energien, ganz abgesehen davon, ob männlicher oder weiblicher, liegt.

In dem schon einmal genannten Buch von Lombroso und Ferrero findet man einen interessanten Hinweis, daß die Eigentumsverbrecherinnen im besten Fall das Bewußtsein eines persönlichen Vergehens, einer persönlichen Schuld, nie aber das Bewußtsein eines Vergehens gegen die Gesellschaft oder den Staat haben.

Gewiß, auch die ehrliche Durchschnittsfrau hat eine persönliche, subjektive Auffassung des Eigentums. Sollte man in dieser Subjektivität eine zum Wesen des Weiblichen gehörende Eigenschaft sehen? Ist dieselbe nicht vielmehr kulturgeschichtlich vollkommen erklärlich? Die Frauen führen ja ein Privatdasein; über die öffentlichen Angelegenheiten sind sie nicht genügend orientiert, was Wunder, daß sie in ihrem Denken, Fühlen und Wollen persönlich und subjektiv bleiben. Sie werden aber lernen objektiv zu sein: von der Subjektivität kennen wir keine andere Entwicklungsrichtung als zur Objektivität und Sachlichkeit, wie von der Unklarheit der Vorstellungen keine andere als zur Klarheit, von der Undifferenziertheit und Undisziplinierheit zur Differenziertheit, Disziplinertheit und Selbstbeherrschung, vom Mangel an ausgebildeter Individualität zu ihrer Ausbildung. Und da eine solche Entwicklungsrichtung in den seelischen Energien liegt und geschlechtslos ist, so dürfen wir vom Allgemein-Menschlichen sprechen, ohne uns damit aus dem Gebiet der Tatsachen der Erfahrungswelt in das rationalistischer Abstraktheiten zu begeben.

Es wird behauptet, daß gerade die Mutterschaft die Frau für alle Ewigkeit an das Persönliche und Subjektive bindet. Nun, auch bei dem seelischen Wachstum über das Persönliche und Subjektive hinaus handelt es sich nicht um seine Preisgabe. Es handelt sich vielmehr um ihre Einschränkung und ihre Hebung in das Objektive und Sachliche. Beides schließt sich nicht aus, sondern ergänzt einander.

Man vergleiche die Liebe der Mutter mit der des Vaters zum Kinde.

Wenn es auch wahr ist, daß im Manne Geschlechtsgefühle, im Weibe Mutterschaftsgefühle vorwiegen, wenn das Tragen, Gebären und Ernähren des Kindes einen Gefühlsreflex mit sich führt, der dem Vater abgeht, so sind doch die meisten Männer innigliebende Väter. Während man aber bis zum Überdruß von der Mutterliebe spricht und schreibt, übertreibt man die Differenz zwischen der Mutter- und Vaterliebe und verschweigt die erzieherische Bedeutung des Vaters, die gerade darauf beruht, daß er nicht nur subjektiv und persönlich, sondern auch objektiv und sachlich ist.

Wenn das Kind oft an der Mutter mehr als am Vater hängt, so ist das mit durch äußere Gründe bedingt: die Mutter bleibt länger mit dem Kinde zusammen als der Vater, der seinem Beruf außerhalb des Hauses nachgeht. Sie ist es, die das Kind wartet und pflegt, aber auch sie, die dem Kinde meist seinen Willen tut, es ver-

wöhnt und verhätschelt. Ihre Liebe ist impulsiver, ausdrucksfähiger, sentimentaler, was leichter den Eindruck der Innigkeit macht, als die besonnenere, disziplinierte, aber nicht weniger tiefe Liebe des Vaters. Den Verlust des Kindes betrachtet der Vater meist nicht weniger schmerzerfüllt als die Mutter, nur ist er gewohnt, seine Affekte zu beherrschen, und die Berufspflichten lassen ihm keine Zeit, dem Schmerze nachzuhängen, was wiederum nach außen den Eindruck der Kälte erweckt.

Und weiter: die großen männlichen Philanthropen, Gesetzgeber und Arbeiter auf dem sozialreformatorischen Gebiet, waren und sind sie nicht auch durch das Mitleid zu den Menschen geleitet, von ihm ergriffen? Spannen sich nicht tausend Verbindungsfäden zwischen ihnen und der leidenden Menschheit von Person zu Person? Und werden sie in ihrer Tätigkeit nicht „sachlich" und „objektiv", gerade im Interesse der Personen? Wächst nicht das Objektive aus dem Subjektiven empor? Gewiß, das Objektive und Sachliche verselbständigt sich zu einem Reich für sich. Aber das Band zwischen ihm und dem Persönlichen reißt nie ab. Können doch die objektiven Werte, einmal vom Wertbewußtsein erfaßt, zum Persönlichsten und Subjektivsten werden. Daher soll unser Streben dahin gehen, nicht die Subjektivität und die Objektivität, persönliche und sachliche Kultur unter dem Männer- und Frauengeschlecht zu verteilen, sondern sie in jeder Persönlichkeit vereinigt zu sehen, dann wird jener schöne Gedanke einer menschlichen Kultur, der historisch noch nicht realisiert ist, seine immer vollere Verwirklichung finden. — —

Kehren wir zu Simmel zurück.

Wenn man seine beiden Aufsätze „Zur Psychologie der Frau" und „Weibliche Kultur" vergleicht, so findet man, daß er im ersteren mehr die Kontinuität des geistigen Typus vom weiblichen zum männlichen betont, während er im letzteren von einem absoluten Unterschied spricht, von der „Absolutheit der innerlichen Unterschiedenheit". Gegen den Schluß scheint aber der Aufsatz gemildert zu sein. Es wird klar, daß es sich nicht um die Schaffung einer weiblich originalen Kultur handelt, sondern um einen weiblichen Akzent, eine weibliche Nuance, denn das Fundamentale, wie auch unzähliges Einzelnes wird die weibliche Kultur stets mit der männlichen gemeinsam haben. (S. 513).

Auch die folgenden Worte Simmels können wir begrüßen: „Es ist eine der feinsten Aufgaben des Seelenlebens, die Tatsache und den Reiz von Unterschieden auf dem Boden erheblicher Gleichheit zu kultivieren und zu fühlen."

„So absolut und sinnfällig . . . . wird innerhalb objektiven Kulturschaffens die weibliche Tonart sich nicht von der männlichen abheben. Wir werden viel sensibler für die Nuancen werden müssen . . . ., wenn bei einer weiblichen Kultur die volle Stärke des Reizes, den die Spannweite zwischen dem männlichen und weiblichen Prinzip entfaltet, weiter leben soll." —

Wir entfernen uns also im Grunde genommen von Simmel nicht sehr weit, wenn wir doch am Gedanken einer *menschlichen* Kultur mit einer leisen weiblichen und männlichen Nuance festhalten. (Fortsetzung folgt.)

Zur Jahresfeier der Januarkonferenzen im Preussischen Kultusministerium.

Von

Helene Lange.

Am 25. und 26. Januar hat sich die Konferenz gejährt, die der preußische Kultusminister zur Reform des höheren Mädchenschulwesens einberufen hatte.

Die Konferenz ist von allen Beteiligten als ein Ereignis von schwerwiegender Bedeutung aufgefaßt worden. Sie bedeutete einen völligen Umschwung der Auffassung, die im preußischen Kultusministerium bisher über Mädchen- und Frauenbildung maßgebend gewesen war. Sie war für uns *das* Ereignis, sie wirkte wie eine Eruption.

Heute wollen manche behaupten, daß auf dem Kraterkegel Asche liege. Heute herrscht bei gut orientierten Persönlichkeiten die Stimmung: „Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe?" Und die Fama schleicht um und will wissen, daß die von einer für ihre Aufgabe mit großer Sorgfalt ausgewählten Lehrplankommission in intensivster Arbeit hergestellten Lehrpläne einer gründlichen „Elementarisierung" unterworfen seien ... Und Stadtrat Ziehen in Frankfurt a. M., der gleichfalls zu dieser Lehrplankommission gehörte, hat sich bei Gelegenheit der Erörterung über die Begründung sechsklassiger Gymnasialkurse in Frankfurt *gegen* das Abwarten der Reform ausgesprochen, „von der er nicht viel erwarte ..." Das gibt zu denken.

Woher diese allgemeine Unsicherheit?

Plötzliche Bekehrungen haben ja immer etwas Beängstigendes. Und es ist eine alte Geschichte, daß große Anläufe sich nur zu leicht an baumwollenen Widerständen brechen. Ist auch hier irgendwo ein solcher zu suchen?

Wer die preußische höhere Mädchenschule im letzten Jahre mit aufmerksamem Auge verfolgt hat, wird auf Indizien dafür stoßen.

Die höhere Mädchenschule hat zwei Jahre hindurch das Glück gehabt, in Stephan Waetzoldt einen gründlich erfahrenen Fachmann als Dezernenten im Kultusministerium zu haben, einen Fachmann, der in der kurzen Zeit seiner Wirksamkeit sich mit nie rastender Energie für eine wirkliche höhere Mädchenbildung eingesetzt hat. Und was dabei an provisorischen Maßnahmen nach dieser Richtung hin getroffen werden konnte, war seines Interesses und seiner tätigen Förderung sicher. So z. B. die Einführung des mathematischen Unterrichts, mit der man während seiner Amtszeit mehrfach an höheren Mädchenschulen vorging und vorgehen durfte.

Es macht daher stutzig, wenn gerade angesichts der in Aussicht gestellten Reform die Zeichen sich mehren, daß man trotz aller Versicherungen die Spuren Waetzoldts verläßt und zu beseitigen sucht. An einer großen königlichen Anstalt in Berlin wird in die Stelle der an eine andre Anstalt versetzten Mathematiklehrerin in kurzem eine

— Neusprachlerin rücken, ein Ersatz, der an einer höheren Knabenschule absolut undenkbar wäre. Ein Fachmann, der ausscheidet, kann hier nur durch einen andren von gleichen Fakultäten ersetzt werden; eine solche Schule würde man niemals in die Lage versetzen, irgend welches Unterrichtsfach nicht durch völlig qualifizierte Fachkräfte besetzen zu können.

Man zerbricht sich den Kopf, um die sachlichen Gründe — andere vorauszusetzen, wäre doch durchaus unstatthaft — zu finden, die den neuen Dezernenten zu solchem seltsamen Vorgehen bewogen haben. Und da ergiebt sich nur eine Möglichkeit. Sie hängt eng mit dem System zusammen, das man vor und nach Waetzoldt bei der Besetzung des Dezernats für das höhere Mädchenschulwesen befolgt hat: wie Karl Schneider wehen Angedenkens, so ist auch der neue Dezernent Theologe und Seminarmann. Und die beim Seminarbetrieb sich einprägende Maxime: Jeder Lehrer ist durch jeden andren Lehrer zu ersetzen, denn jeder Lehrer muß in allen Elementarfächern elementar unterrichten können — scheint so zu Fleisch und Blut geworden zu sein, daß ihre Befolgung auch bei der Besetzung von Stellen an höheren Mädchenschulen keinerlei Bedenken erregt. Warum kann eine Neusprachlerin nicht auch einmal — ach nein, Mathematik wird sie wohl nicht geben können, aber elementares Rechnen tut ja dieselben Dienste in der „höheren" Mädchenschule — und schließlich auch wohl im Lehrerinnenseminar. Dafür kann denn andrerseits auch einmal eine Mathematiklehrerin Religion oder Französisch übernehmen; das „Mädchen-für-alles-System" in unserer Lehrerinnenbildung ist eben recht bequem.

Solche kleinen Vorkommnisse haben ihr Gutes. Sie lenken den Blick auf Prinzipienfragen. Das kluge Regiment Waetzoldts ließ für Zeiten vergessen, daß die höhere Mädchenschule überhaupt nicht in das Ressort gehört, in dem sie sich augenblicklich befindet: in das Ressort für das Elementarschulwesen. Das Regiment des neuen Dezernenten macht solch ein Vergessen unmöglich; es stellt die vollen Konsequenzen ins Licht, die aus diesem Mißverhältnis erwachsen. Daß für die Zukunft noch viel schwerere drohen, ist bereits im ersten Artikel des Januarhefts der „Frau" berührt worden. Der Augenblick, der den Apfel reif zur Teilung erscheinen läßt, der unser Schulwesen in eine weltliche und eine kirchliche Hälfte spaltet, dieser Augenblick darf das höhere Mädchenschulwesen nicht mehr im jetzigen Ressort finden, oder man kann das „höhere" — bis jetzt nur ein epitheton ornans — auch in Zukunft einfach streichen.

Und darum sei wieder und wieder darauf hingewiesen: die höhere Mädchenschule muß hinüber in das Ressort für höhere Schulen. Nur wenn sie nach den dort herrschenden Prinzipien gestaltet wird, ist sie sicher, in dem Geist geleitet zu werden, der sie nicht nur äußerlich, ihren Lehrzielen nach, sondern auch in ihrem inneren Charakter zu einer höheren Bildungsanstalt macht. Nur dann haben wir eine Garantie dafür, daß sich die Hoffnungen, die sich an die Januarkonferenz knüpften, wirklich erfüllen. Hier handelt es sich um den Lebensnerv der „höheren" Schule, da müssen alle andren Rücksichten schweigen. Darum darf die Regierung auch sicher sein, daß in diesem Punkt die Frauen und Männer der höheren Mädchenschule fest zusammenstehn werden.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Aus der Tagespresse.

* **Die deutsche Zeitung** hat einmal wieder ihre Fähigkeit bewiesen, aus den Äußerungen der Frauenbewegung herauszulesen, nicht was darin steht, sondern was Herrn Friedrich Lange paßt. In einem Artikel, den der Herausgeber persönlich zeichnet, beschäftigt sie sich mit dem Leitartikel des Januarheftes der „Frau". Es macht diesem ebenso temperamentvollen wie geschickten Herrn Vergnügen, aus dem Artikel „Praktische Politik", Pessimismus und Verzagtheit herauszudeuten mit einer Umkehrung seines Sinnes, die im ersten Augenblick einfach verblüffend ist. Er identifiziert die Herausgeberin fröhlich mit dem resignierten Wort der Parabel Marie Ebner-Eschenbachs: „Wir segeln im Kreise," das sie zitiert, und gleitet elegant über den Satz hinweg, in dem die Verfasserin ausdrücklich sagt, daß zu solcher Resignation in der Frauenbewegung kein Grund wäre, und daß nur der dazu kommen könnte, der die ganze Weite, Tiefe und Fruchtbarkeit der in der Frauenbewegung beschlossenen Fragen nicht versteht. Und ebenso übersieht er, daß das ermüdende „Segeln im Kreise" „jedes Jahr dieselben Stürme gegen dieselben Widerstände, dieselben Widerlegungen derselben Einwände" doch nur in der leider nun einmal besonders hervorragenden Begriffsstutzigkeit gewisser Kreise deutscher Männer begründet ist, darin z. B., daß die deutsche Zeitung heute noch mit so tausendmal bekämpften und durch die ganze Entwicklung der Frauenbewegung so durchaus widerlegten Argumenten kommt, wie der „Unweiblichkeit" der Frauenbewegung u. dgl. Übrigens sind die Bemerkungen, die sich diesmal die deutsche Zeitung zu diesem Punkt leistet, so besonders geschmackvoll und scharfsinnig, daß wir uns nicht versagen können, sie tiefer zu hängen:

„Alles Beste und Schmeichelhafteste, was wir in aufrichtiger Achtung für Helene Lange und die namhaften unter ihren Mitarbeiterinnen zum Lobe sagen können, verdanken sie einem Versehen der Natur. Denn sie wirken männlich, erscheinen auch im persönlichen Eindruck so und bezahlen das Anerkenntnis ihrer männlichen Tüchtigkeit mit dem schweigenden Fortfall aller weiblichen Eindrucksfähigkeit."

Es ist zwar nicht ganz klar, wer eigentlich zu dem „Fortfall aller weiblichen Eindrucksfähigkeit" schweigt. Jedenfalls ist es aber ein ganz bequemer Kunstgriff, sich der Anerkennung tüchtiger Leistungen bei Frauen dadurch zu entziehen, daß man sie einfach als männlich bezeichnet. Wenn umgekehrt alle subjektiven und unlogischen Leistungen als „weiblich" gestempelt werden sollen, so können wir nicht umhin, dem Artikel der „Deutschen Zeitung" in diesem Sinne einen eminent weiblichen Charakter und den „schweigenden Fortfall aller männlichen Tüchtigkeit" zu bestätigen.

Bildungswesen.

* **Zum Medizinstudium der Frauen** hat Geh. Rat von Bergmann kürzlich folgende Äußerung getan:

„Ich kann mich in der Beantwortung Ihrer Frage über die Frau als Arzt sehr kurz fassen. Ich bin ein ausgesprochener Gegner des Studiums der Medizin von Frauen. Weder körperlich noch geistig sind sie ihm gewachsen. Solange die Frauen nicht die Köche und die Schneider aus ihrem Gewerbe zu drängen vermögen und wenigstens diese Gewerbe als ihr Monopol in Anspruch nehmen, werden sie auch neben den Ärzten nur ein kümmerliches Leben führen. Wäre es möglich, die Geschlechtsunterschiede aufzuheben, so könnten die Frauen vielleicht gute Ärzte werden; aber das geht eben nicht. Gute wissenschaftliche Arbeiten können Frauen gewiß leisten; die Kämpfe aber mit den Erregungen, Verantwortungen und Verzweiflungen eines Arztes will ich ihnen nicht zumuten. Denn dazu schätze ich die Frauen viel zu hoch."

Der gefeierte Chirurge bestätigt damit nur die Stellung, die er von jeher zum Frauenstudium eingenommen und so hartnäckig und tatkräftig vertreten hat, daß er eine Säule des Widerstandes gegen die Immatrikulation gewesen ist. Was die Begründung seiner Stellungnahme betrifft, so kann man ihr nicht gerade wissenschaftliche Schärfe,

Tiefe und Objektivität nachrühmen. Man müßte einmal alle die Fälle zusammenstellen, in denen Männer aus angeblich zu großer Ehrfurcht den Frauen ihren Beruf nicht „zumuten" möchten. Übrigens hat Prof. Lassar in einem Artikel der Magdeburger Zeitung eine Antwort auf dieses Gutachten gegeben, die von einer anderen Einschätzung des ärztlichen Berufs ausgeht. Da heißt es:

Von einer unerschöpflichen Fülle wechselnder Lebenserscheinungen angeregt, in steter und liebevoller Beziehung zur Mitwelt, in freier Selbstbestimmung kaum anderem als dem eigenen Gewissen untertan, gilt der medizinische Stand mit vollem Recht als ein bevorzugter. Das empfinden auch die Frauen. Sie wollen nicht ausgeschlossen sein von einer Berufsart, die so mannigfache Anlockung bietet, und die sie ihrer eigenen Natur nach für sich ganz vorzugsweise geeignet halten. Nun gilt als der erste Satz für jedes ärztliche Tun und Lassen das Gebot: Non nocere! Fragen wir uns deshalb, was es schaden soll, wenn eine Anzahl Mädchen und Frauen überhaupt oder insbesondere Medizin studieren, so läßt sich selbst bei aller prophylaktischen Vorsicht ein greifbarer Nachteil nicht erblicken. Zwar könnten wir Ärzte fürchten, unter solchem Zuwachs zu leiden. Wir müßten glauben, unter dem Mitbewerb Einbuße an Ansehen und Einkommen zu erfahren. Jedoch denken wohl alle von der edlen Gesinnung der deutschen Ärzteschaft zu hoch, um solche Erwägung ernst zu nehmen. Was würde man von den Malern meinen, die einer Rosa Bonheur oder Angelika Kaufmann den Pinsel hätten entwinden wollen, damit ihnen selbst die Aufträge nicht geschmälert werden.

Die Kreuzzeitung widmet in einem Artikel vom 30. Dezember 1906 „Die Entwicklung des Frauenstudiums" dem Medizinstudium folgende Bemerkungen:

Der Zudrang zum Studium der Medizin scheint trotz allem, was zu seiner Förderung von den Freunden des Frauenstudiums und den Frauenrechtlerinnen dafür geredet und getan wird, nachzulassen. In Berlin sind es 94, die sich dafür eingeschrieben haben. Liegt diese Erscheinung zum Teil wohl in den äußeren Schwierigkeiten, die sich dem Fortkommen einer Ärztin bei uns in Deutschland bis jetzt entgegenstellen, so mag auch manche entmutigende Erfahrung ihrer Vorgängerinnen die junge Studentin vor der Wahl dieses Berufes gewarnt haben. So manches sich für das ärztliche Studium der Frau anführen ließe, sind ihm doch bei den besten Gaben und dem festesten Wollen viele Frauen ihrer natürlichen körperlichen und auch seelischen Veranlagung nach auf die Dauer nicht gewachsen. Vielleicht kommt es indessen im Interesse des weiblichen Geschlechts zur Einführung besonderer Veranstaltungen und erleichternder Vorschriften für den Beruf einer Frauen- und Kinderärztin.

In diesen Bemerkungen ist geradezu alles falsch. Erstens läßt das Medizinstudium tatsächlich nicht nach, sondern es nimmt zu. Von den 254 an deutschen Universitäten immatrikulierten Studentinnen sind fast die Hälfte, nämlich 116 Medizinerinnen. Wenn diese Zunahme in den Frequenzziffern der Berliner Universität nicht so stark zum Ausdruck kommt, so hängt das damit zusammen, daß hier der Ausschluß nicht genügend qualifizierter Ausländerinnen besonders die medizinische Fakultät betroffen hat; ferner, daß die ordentlichen Studentinnen die süddeutschen Universitäten vorziehen, an denen sie immatrikuliert werden und vor allem, daß in Berlin die Frauen ja zu den wichtigsten medizinischen Vorlesungen von den betreffenden Dozenten nicht zugelassen sind. Was das Fortkommen betrifft, so ist es wohl augenblicklich, nach der Versicherung vieler Ärztinnen, für die Frauen, die einem sich immer stärker entwickelnden Bedürfnis entsprechen, fast leichter wie für die Männer, Praxis zu finden. Und schließlich — inwiefern „besondere Veranstaltungen und Vorschriften" für Frauen- und Kinderärztinnen erleichternd wirken sollen, ist ganz unerfindlich. Könnten sie doch höchstens das Studium erleichtern, nicht aber die Berufserfüllung. Ja, würden sie doch, indem sie das Studium erleichterten, die Berufserfüllung mühsamer und schwieriger machen und, was in niemandes Interesse liegen kann, den Ärzten eine Konkurrenz der Minderwertigkeit schaffen.

* **Die Gymnasialbildung der Mädchen** wird jetzt in Sachsen von mehreren Seiten her entschieden in Angriff genommen. Von Ostern 1907 ab erschließt Dresden seine Gymnasien und sein Realgymnasium von der Tertia aufwärts den Mädchen. Zugleich werden den städtischen höheren Mädchenschulen Gymnasialkurse zur Vorbereitung auf den Übergang zum Knabengymnasium angegliedert, und ein staatliches Mädchengymnasium wird von der Stadt beim Kultusministerium beantragt werden.

* **Ein städtisches Realgymnasium für Mädchen** mit sechsklassigem Kursus soll in Frankfurt a. M. gegründet werden.

* **Die Realgymnasialkurse in Königsberg,** die zuerst vom Kultusminister brüsk abgelehnt wurden, sind nun doch bewilligt. Gleichzeitig hat sich der Minister wegen der Form der Ablehnung bei dem Oberbürgermeister von Königsberg entschuldigt und die Verantwortung dafür abgelehnt. Es scheint also irgend ein Dezernent plus catholique que le pape oder büreaukratischer als sein Chef verfahren zu sein. Die sechsklassigen Kurse werden am 1. April ins Leben treten.

* **Die Einführung der obligatorischen Mädchen-Fortbildungsschule** in Mainz ist gesichert.

* **Ausdehnung der Fortbildungsschule.** Nach der Erklärung eines Regierungsvertreters im oldenburgischen Landtag ist der Erlaß eines Reichsgesetzes zu erwarten, daß die statutarische Pflicht zum Besuch der Fortbildungsschule auch auf gewerbliche Arbeiterinnen ausdehnen soll. Damit würde eine oft gerügte und beklagte Lücke im § 120 der G. O. ausgefüllt werden. Jetzt kann durch Ortsstatut der obligatorische Besuch der Fortbildungsschule zwar auf männliche Arbeiter unter 18 Jahren und auf weibliche Handelsangestellten im gleichen Alter, aber nicht auf Arbeiterinnen ausgedehnt werden.

Berufliches.

* **Für die kgl. Seminardirektorin** in Preußen — die erste, die es bis jetzt gibt, — ist ein Gehalt von 3000—4200 Mark vorgesehen. Der Staat macht also durch die Anstellung weiblicher Direktoren gar nicht zu verachtende Ersparnisse.

* **Als Assistenzärztin am städtischen Krankenhaus** zu Frankfurt a. O. ist Frl. Elisa Görca angestellt.

* **Eine Kellnerinnen-Union,** die ihre Tätigkeit über ganz Deutschland erstrecken soll und die Hebung des Kellnerinnenstandes, Stellungsnachweis, Gewährung von Rechtsschutz und Schaffung eines Kellnerinnenheims in die Hand nehmen will, hat sich in Leipzig gebildet.

* **Ein Heim für die weiblichen Beamten der Post-, Telegraphen- und Fernsprechverwaltung** ist in Paris eröffnet worden. Gründer des Heims ist eine aus ehemaligen Ministern, Abgeordneten und höheren Verwaltungsbeamten bestehende Vereinigung, die zu diesem Zwecke eine Aktiengesellschaft mit einem Kapital von 200 000 Fr. (8000 Aktien zu 25 Fr.) gegründet hat. Mehr als 100 000 Fr. sind der Gesellschaft zudem geschenkweise zugewendet worden, und 300 000 Fr. hat sie von einem Kreditinstitute zu billigem Zinsfuß geliehen. Die Gesellschaft will den in Paris wohnenden weiblichen Angestellten der Post-, Telegraphen- und Fernsprechverwaltung gegen mäßiges Entgelt bequeme Wohnungen und, durch eine Tochtergesellschaft, gesunde Kost verschaffen. Das soeben eingeweihte Haus, Rue de Lille 41, ist ein schönes Gebäude in modernem Stil mit sechs Stockwerken und 111 Zimmern. Das Haus hat Zentralheizung, und in jedem Stockwerk befinden sich Badeeinrichtungen. Die Zimmer sind mit einem Bett, einem Schrank, einer Garderobe, einem Toilettentisch, einer Chaiselongue, einem Tisch und zwei Stühlen ausgestattet. Der Mietspreis beträgt 18 bis 35 Franks monatlich. Im Erdgeschoß befindet sich eine Halle, ein riesiger Restaurationssaal und ein Lese- und Arbeitssaal. Im Kellergeschoß sind die Küchen untergebracht. Der Arbeits- und Lesesaal ist nicht nur den in dem Gebäude wohnenden Beamtinnen, sondern — gegen einen monatlichen Beitrag von 50 Cts. — allen weiblichen Angestellten der Post-, Telegraphen- und Fernsprechbehörden zugänglich. Das Restaurant darf auch von Frauen, die der Verwaltung nicht angehören, besucht werden; man erhält dort für 85 Cts. ein vollständiges Mahl, bestehend aus Vorspeise, einem Fleischgang, Gemüse und Nachtisch nebst Wein und der üblichen Zugabe an Brod. Männer haben keinen Zutritt.

Arbeiterinnenfrage.

* **Zur Statistik der gewerkschaftlichen Arbeiterinnenorganisation in Deutschland.** Die nachfolgenden Tabellen, welche Nr. 31, Jahrgang 1906, des „Korrespondenzblattes der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands" enthält, spiegeln die steigende Beteiligung der Arbeiterinnen an den neutralen Gewerkschaften wider. Die folgenden Ziffern geben neben der Mitgliederzahl der Gewerkschaften insgesamt die Zahl der in ihnen organisierten Arbeiterinnen an, und zwar seit dem Jahre 1891.

Jahr	Zentralverbände	Mitgliederzahl im Jahresdurchschnitt insgesamt	davon weibliche
1891	62	277 659	—
1892	56	237 094	4 355
1893	51	223 530	5 384
1894	54	246 494	5 251
1895	53	259 175	6 697
1896	51	329 230	15 265
1897	56	412 359	14 644
1898	57	493 742	13 481
1899	55	580 473	19 280
1900	58	680 427	22 844
1901	57	677 510	23 699
1902	60	733 206	28 218
1903	63	887 698	40 666
1904	63	1 052 108	48 604
1905	64	1 344 803	74 411

* **Eine Konferenz zur Förderung der Arbeiterinneninteressen** wird am 1. und 2. März in Berlin abgehalten werden. Das Kultusministerium hat die Räume in der Bauakademie am Schinkel-

platz in Berlin dazu bewilligt. An den Vorarbeiten, die seit mehreren Wochen im Gange sind, beteiligten sich Vertreter der Zentralstelle für Arbeiterinnenorganisation des Verbandes fortschrittlicher Frauenvereine, des Zentralrates der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine, des Gesamtverbandes der katholischen erwerbstätigen Frauen und Mädchen. Vertreten sind ferner in dem vorbereitenden Ausschuß die Arbeiterinnenschutzkommission des Bundes Deutscher Frauenvereine, das Bureau für Sozialpolitik, die Gesellschaft für Soziale Reform, sowie Einzelpersonen, die sich durch sozialpolitische Arbeiten um die Arbeiterinnenfrage verdient gemacht haben, wie Gertrud Dyrenfurth, Dr. Alice Salomon, Helene Simon, Dr. Robert Wilbrandt. Das Programm wird einige für alle Arbeiterinnen besonders wichtige Fragen enthalten, wie die Lohnfrage, die berufliche Ausbildung, das Wahlrecht der Arbeiterinnen zu den Krankenkassen, Gewerbegerichten, Arbeitskammern und das volkswirtschaftlich besonders brennende Problem: Fabrikarbeit und Mutterschaft. Zur Übernahme der Referate haben sich hervorragende nationalökonomische Kräfte bereit erklärt. Alle die Konferenz betreffenden Anfragen sind zu richten an die Schriftführerin Frau Else Tiktin, Berlin W., Kurfürstenstraße 88.

Soziales.

* **Der Lyzeumklub in neuer Gestalt.** Der Lyzeumklub hat in seiner Generalversammlung vom 31. Dezember beschlossen, im Einvernehmen mit der englischen Gesellschaft seine finanziellen Beziehungen zu ihr neu zu regeln. Einem Antrag des Vorstandes gemäß wird der Klub die zu seinem Betrieb erforderlichen Räume, zwei Etagen und Ladenräume, Berlin W., Potsdamerstraße 118b von der englischen Gesellschaft mieten und im übrigen unter selbständiger finanzieller Verwaltung stehen. Damit ist der Klub auch in bezug auf seine materiellen Grundlagen ein deutsches Unternehmen geworden, während er natürlich im übrigen seine freundschaftlichen internationalen Beziehungen und damit den eigenartigen Charakter, den er seit seiner Gründung getragen hat, durchaus beibehält.

* **Schule und Brot.** Die bekannte Nationalökonomin Frl. Helene Simon hat in einer (im Verlag von Leopold Voß, Hamburg) soeben veröffentlichten Studie den Gedanken obligatorischer Schulkinderspeisungen eingehend in seiner sozialen Tragweite und prinzipiellen Bedeutung erörtert. Im Anschluß an einen Vortrag, den sie in einer Versammlung des Berliner Frauenvereins hielt, wurde die Frage unter reger Beteiligung hervorragender Sozialpolitiker, wie des Lehrers Agahd und des Stadtrats Münsterberg, lebhaft diskutiert. Es ist nach dem Verlauf dieser Diskussion anzunehmen, daß die von Frl. Simon gegebene Anregung von weiten Kreisen sowohl der städtischen Verwaltung, der Wohlfahrtsvereine wie auch vor allem der Lehrer und Lehrerinnen aufgenommen und verfolgt werden wird.

* **Reichsfonds für die Witwen- und Waisenversicherung.** Nach § 15 des Zolltarifgesetzes vom 25. Dezember 1902 ist der auf den Kopf der Bevölkerung des Deutschen Reichs entfallende Nettozollertrag für die daselbst bezeichneten Waren, welcher den nach dem Durchschnitte der Rechnungsjahre 1898 bis 1903 auf den Kopf der Bevölkerung entfallenden Nettozollertrag derselben Waren übersteigt, zur Erleichterung der Durchführung einer Witwen- und Waisenversorgung zu verwenden, sowie für Rechnung des Reiches vorläufig anzusammeln und verzinslich anzulegen. Dieser Zollertrag für das Rechnungsjahr 1907, dessen Feststellung erst am Jahresschlusse erfolgen kann, wird auf 48 Millionen geschätzt. Für das Etatsjahr 1906 ist er mit 22 Millionen eingesetzt. Die Regelung der Ansammlung und verzinslichen Anlegung ist eingeleitet.

* **Armenpflegerinnen in Leipzig.** In Leipzig ist eine Auslegung der revidierten Städteordnung durchgesetzt, nach der Frauen zur städtischen Armenpflege zuzulassen sind.

* **Drei Monate Gefängnis wegen Nichtbeschaffung einer Hebamme.** Ein bedauerliches Urteil ist vor kurzem in Hanau gefällt worden. Die Frau eines Maurers hatte keine Hebamme zur Geburtshilfe angenommen. Das sonst lebensfähige Kind kam nun bei der Geburt ums Leben. In der Begründung des Urteils wurde ausgeführt, die Angeklagte habe sich bei der Geburt bewußt in einen hilflosen Zustand versetzt, damit eine ihr gesetzlich obliegende Pflicht vernachlässigt und somit den Tod ihres Kindes verschuldet. Das Urteil kommt beinah auf Bestrafung der Armut heraus und rechtfertigt die Behauptung, unsere Justiz sei Klassenjustiz, in bedauerlichster Weise.

* In den leitenden Ausschuß eines **Hauptvereins für Armenpflege und Wohltätigkeit** zu Breslau wurden 3 Frauen gewählt.

Sittlichkeitsfrage.

* **Die ethischen und sozialen Wirkungen der Sittenpolizei** kennzeichnet folgendes Vorkommnis, das aus Halle berichtet wird: Ein junges Mädchen,

Schneiderin, hatte ein Verhältnis mit einem Studenten und war durch Denunziation unter Sittenkontrolle gekommen. Sie wurde polizeilich gezwungen, ein öffentliches Haus auf dem „Schlamm" (so heißt der Stadtteil, in dem sich die öffentlichen Häuser befinden) zu beziehen. Sie hielt es dort nicht aus und faßte den Entschluß, von Halle weg in einen Ort der Umgebung zu ziehen, wo sie ihre frühere Arbeit als Schneiderin wieder aufnahm. Von der Sittenkontrolle aber konnte sie sich nicht befreien. Bei jedem Gang nach Halle zum Zweck von Einkäufen mußte sie sich bei der Polizei an- und abmelden. Einmal unterließ sie diese Abmeldung und wurde vom Schöffengericht zu einer Woche Haft verurteilt. Sie meldete die Berufung an.

Als nun die Sache vor das Landgericht kommen sollte, kam das Mädchen, das unterdessen nach Berlin übersiedelt war und mit der Prostitution nicht mehr das geringste zu tun hatte, auf einen Tag nach Halle und meldete bei der Sittenpolizei, daß sie bei ihrer Schwester übernachten werde. Die Polizei aber ordnete an, sie müsse, da sie noch unter Kontrolle stehe, in einem öffentlichen Hause auf dem Schlamm übernachten.

Einem Rechtsanwalt gelang es dann, dies zu verhindern und bei der Strafverhandlung den Freispruch für das Mädchen zu erlangen.

* **Gegen die Kasernierung.** Wie uns mitgeteilt wird, haben 22 Stadthannoversche Frauenvereine sich gegen die beabsichtigten polizeilichen Maßnahmen für eine Kasernierung der Prostitution in bestimmten Straßen verbunden und den betreffenden Behörden, der Königl. Regierung, der Königl. Polizei und dem Magistrat folgende Eingabe übersandt:

Eingabe an die Königl. Regierung, die Königl. Polizei und Magistrat.

Bei Gelegenheit der durch die Gesellschaft z. B. d. G. am 2. Dezember 1906 einberufenen Versammlung wurde öffentlich bekannt gegeben, daß die Königl. Polizei beabsichtige, die Prostitution in besonderen Straßen zu lokalisieren.

Deshalb erachten es die unterzeichneten Vorstände von Frauenvereinen für ihre Pflicht, noch einmal im Namen der Frauen, und nun öffentlich, ihre Stimme gegen diese Maßnahmen zu erheben. Sie verweisen auf ihre bereits am 20. Oktober 1906, als die Möglichkeit einer Kasernierung in der Tagespresse erörtert wurde, an die Königl. Regierung und die Königl. Polizei gesandte diesbezügliche Petition. Obwohl jetzt von einer Kasernierung abgesehen werden soll und nur eine Lokalisierung beabsichtigt scheint, halten sie dennoch ihre in der Petition aufgeführten Gründe in vollen Umfang aufrecht.

Als Frauen protestieren sie noch einmal gegen die vermeintliche Sicherheit, die ihnen aus dem Verderben anderer erwachsen soll.

Sie protestieren gegen den Wahn, als biete die Einsperrung in polizeilich bewachte Straßen den Gesunkensten ihres Geschlechtes Schutz vor Ausbeutung.

Sie protestieren gegen das ungleiche Maß, mit welchem Mann und Frau, sowie die reiche und arme Prostituierte gemessen wird.

Sie protestieren gegen die soziale Ungerechtigkeit, welche arme Stadtgegenden entwertet, um der Genußsucht der Reichen willen.

Sie protestieren gegen den Irrtum, welcher glaubt, die Prostitution konzentrieren und dadurch unschädlich machen zu können. Das zusammengedrängte Laster wird kondensiert und bildet den gefährlichsten Herd der Ansteckung. Es führt zum moralischen und gesundheitlichen Ruin der Bevölkerung.

Sie protestieren gegen den Versuch, das Laster zu sanieren, der, weil im tiefsten Grunde unmoralisch, stets erfolglos bleiben wird.

Sie protestieren gegen die Anschauung, die, die Gesetze der Natur verkennend, das Laster für ein notwendiges Übel hält.

Sie protestieren endlich gegen die schmachvolle Einschätzung der Männer, welche solche Maßnahmen als notwendig erscheinen läßt.

Die Unterzeichneten wissen, daß eine Königl. Regierung (Königl. Polizei, hoher Magistrat) in schwieriger Lage nur das Beste will, und hoffen daher, daß ihre Bitte, die sich auf Erfahrungen an vielen Orten stützt, nicht ungehört verhallen wird.

Der Vorstand
des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes.

Der Vorstand
der Ortsgruppe Hannover des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes.

Der Vorstand
des Vereins christlicher Lehrerinnen.

Der Vorstand
des Vereins Volkswohl Hannover-Linden.

Der Vorstand
der Ortsgruppen Hannover I und II des Vereins preußischer Volksschullehrerinnen.

Das Komitee
der Fortbildungsschulen Hannover- und Lindener Frauenvereine.

Der Vorstand
der Abteilung Hannover des Verbandes akademisch gebildeter und studierender Lehrerinnen.

Der Vorstand
des Lehrerinnen-Krankenvereins Hannover-Linden.

Der Vorstand
der Ortsgruppe Hannover des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins, Sektion für höhere und mittlere Schulen.

Der Vorstand
des Frauenbildungsvereins Hannover.

Der Vorstand
der Ortsgruppe Hannover des Katholischen Frauenbundes.

Der Vorstand
des Evangelisch-Reformierten Frauenvereins Hannover-Linden.

Der Vorstand
des Zweigvereins Hannover der Abolitionistischen Internationalen Förderation.

Der Vorstand
der Ortsgruppe Hannover des Gewerkvereins der Heimarbeiterinnen Deutschlands für Kleider- und Wäschekonfektion und verwandte Berufe.

Der Vorstand
der Ortsgruppe Hannover des Gewerkvereins der Heimarbeiterinnen verschiedener Berufe.

Der Vorstand
des Frauenvereins für dürftige, verehelichte Wöchnerinnen.

Der Vorstand
des Vereins zur Förderung weiblicher Bildung.

Der Vorstand
des Vereins christlicher junger Mädchen.

Der Vorstand
des Arbeiterinnenvereins Hannover-Linden.

Der Vorstand
des Evangelischen Arbeiterinnenvereins.

Der Vorstand
des Katholischen Arbeiterinnenvereins Hannover-Linden.

Der Vorstand
des Vereins Freundinnen junger Mädchen.

Die rechtliche Stellung der Frau.

* **Die Frauen und der politische Kampf.** An der Wahlbewegung haben diesmal auch die Frauen der bürgerlichen Parteien regen Anteil genommen. In Wahlaufrufen, von Parteien einberufenen Versammlungen und bei ähnlichen Gelegenheiten sind sie auch von den Parteien selbst zur Mitarbeit aufgefordert. Auch in kleineren Städten hat man im Drang der erregten Zeit die Vorurteile überwunden, die der politischen Betätigung der Frauen sonst wohl entgegen stehen. Die Itzehoer Nachrichten z. B. brachten einen sehr temperamentvollen Appell an das politische Interesse der Frauen. Ebenso hat ein Aufruf der Königsberger Zeitung sich an die Frauen gewendet, in München haben die Jungliberalen eine Versammlung einberufen, in der Frl. Ika Freudenberg über die Stellung der Frauenbewegung zur politischen Lage sprach. Die Frauen ihrerseits haben eine verschiedene Taktik befolgt. Sie haben sich zum Teil darauf beschränkt, nur zur eigentlichen Wahlparole: Kolonialpolitik und Zentrum ihren politischen Überzeugungen entsprechend Stellung zu nehmen, und der Wirkung dieser Hilfe, die sie den Parteien leisten, auch zur Förderung besonderer Frauenforderungen zu vertrauen. Von dieser Taktik geht der Verein Frauenbildung-Frauenstudium in einem Aufruf an seine Mitglieder aus. Andrerseits aber sind die Frauen auch mit eigenen Forderungen in den Wahlkampf eingetreten und haben diese in einzelnen Fällen sogar zur Bedingung ihrer Hilfeleistung gemacht. Der Verein für Frauenstimmrecht hat in einem Aufruf die Frauen zur Vertretung solcher spezifischen Frauenforderungen im Wahlkampf aufgefordert, ebenso stellte der Wahlaufruf eines in Frankfurt a. M. zusammengetretenen Komitees den Kampf gegen das Vereinsrecht und für die politische Gleichberechtigung an erste Stelle, ohne jedoch die Beteiligung an der Agitation davon abhängig zu machen, ob die betreffenden Kandidaten sich zur Unterstützung solcher Forderungen bereit erklären. Durchgehend haben sich die Frauen der in der bürgerlichen Frauenbewegung vertretenen Kreise auf die Seite der Kandidaten gestellt, welche die Regierung im Kampf für die Kolonialpolitik unterstützen werden. Insofern hat die deutsche bürgerliche Frauenbewegung allerdings, obgleich sie als solche keine politische Parole ausgeben konnte, einmütig politisch Partei ergriffen. Jedenfalls haben die Ereignisse der letzten Wochen dazu beigetragen, die Frauen enger mit dem nationalen Leben zu verknüpfen. Insofern werden sie für uns Frucht bringen.

* **Zum kirchlichen Frauenstimmrecht.** Einen ebenso ungewöhnlichen wie erfreulichen Eindruck gibt eine Bekanntmachung der Mennonitengemeinde zu Emden mit folgender Unterschrift:

Der Kirchenrat der Mennoniten-Gemeinde zu Emden.

Dr. theol. J. G. Appeldoorn, Prediger.
B. Brons jr., J. van Bolhuis-Smeding, D. C. J. Lindemann, M. Schnedermann, Diakonen.
Anna van Delden, Johanne Schneider, geb. Swart, Friederike Brons, geb. ten Doornkaat-Koolman, Gemeindevorsteherinnen.

Wir drucken diese Namen ab, um an den für so viele noch Entsetzen erregenden Anblick des Wortes „Gemeindevorsteherin" zu gewöhnen. —

Der Jahresbericht der Friedensgemeinde zu Bremen für das Jahr 1906 enthält folgenden Passus über das aktive Frauenstimmrecht:

Am lebhaftesten zeigten sich die Meinungsverschiedenheiten, als der Vorstand die Einführung des Frauenstimmrechtes bei Pastorenwahlen empfahl. Und doch handelte es sich nur um einen sehr bescheidenen und nach der Meinung vieler sehr berechtigten Wunsch unserer Frauen, die so viel für die Kirche tun und mit besonderer Treue zur Kirche sich halten. Nur den selbständigen Frauen, also nicht den Ehefrauen, nur denen, die das 30. Lebensjahr vollendet und ihren Beitrag für die Kirche im Vorjahre bezahlt haben, sollte beratende und beschließende Stimme in denjenigen Konventen erteilt werden, die sich mit der

Pastorenwahl beschäftigen. Einige Konventsmitglieder wünschten auch für die Ehefrauen das gleiche Recht oder gar für alle Frauen die vollen Rechte der männlichen konventsberechtigten Gemeindeglieder. Andre hatten schwere Bedenken auch gegen den beschränkten Antrag des Vorstandes. Schließlich wurde dieser mit mehr als der erforderlichen Zweidrittelmajorität angenommen.

* **Die Entscheidung über das politische Frauenstimmrecht in Italien** ist, wie das nicht anders zu erwarten war, zu ungunsten der Frauen ausgefallen. Dem Kassationshof in Rom wurden die beiden Urteile des Gerichtshofes von Ancona und des Appellhofes von Venedig vom Juli v. J. vorgelegt, worin den Frauen in Italien das Stimmrecht zuerkannt wurde; der Oberstaatsanwalt Senator Quarta erklärte, der § 24 der Verfassung spreche gegen das gefällte Urteil, denn wenn die Frauen zum Stimmrecht zugelassen würden, wäre es unbegreiflich, warum sie dann nicht auch, wie dies allen Staatsangehörigen zusteht, Zivil- und Militärämter bekleiden sollten. Allerdings seien unter dieser Kategorie auch die Frauen einbegriffen, aber der Sinn der Worte „politische Rechte" bedeute, daß das weibliche Geschlecht Anspruch habe auf individuelle Freiheit, Unantastbarkeit des eigenen Heims usw., aber nicht auf solche Rechte, die mit den Amtsobliegenheiten und Befugnissen des Staates im engsten Zusammenhang stehen. Dementsprechend wurde das Urteil gefällt, daß Frauen durch das Gesetz als vom Stimmrecht ausgeschlossen zu betrachten seien.

* **Ein österreichischer Verein für Frauenstimmrecht**, der kürzlich gegründet wurde, hat die Genehmigung der Statthalterei nicht erlangt. § 30 des österreichischen Vereinsgesetzes vom 15. November 1867 verbietet „Frauen und Minderjährigen" Mitglieder politischer Vereine zu sein, und die Statthalterei hat den Frauenstimmrechtsverein als politischen Verein definiert.

Totenschau.

* **Josephine Butler**, die Begründerin der abolitionistischen Bewegung in England, ist am 30. Dezember in hohem Alter gestorben. Ihr Werk und ihre Bedeutung ist in dieser Zeitschrift (Oktober 1901) schon eingehend gewürdigt worden. England hat es ihr zu verdanken, daß es von der Schmach der Reglementierung verschont geblieben ist. Sie hat ihren Kampf aufgefaßt als religiöse, politische und soziale Mission. Als religiöse, denn sie sah in der Reglementierung die Verleugnung und Geringschätzung sittlicher Reinheit; als politische, denn die Reglementierung erschien ihr als Eingriff in die bürgerliche Freiheit des einzelnen; als soziale, denn sie kämpft gegen die Herabwürdigung ihres Geschlechts. Ihr Name wird nicht nur in der Geschichte der Frauenbewegung, sondern in der Entwicklungsgeschichte der menschlichen Ethik unvergessen sein.

Versammlungen und Vereine.

Der Gewerkverein der Heimarbeiterinnen Deutschlands

behandelte in seiner letzten Hauptvorstandssitzung auch den Bericht der Berliner Handelskammer über „die Heimarbeit in Berlin". Man kam überein, daß der Bericht von Bedeutung sei, soweit er Material über die Produktionsverhältnisse in den betreffenden Industrien bringe, daß jedoch die Erhebungen über die Arbeitsverhältnisse nur bedingte Wertschätzung beanspruchen könnten. Sie beruhten lediglich auf Auskünften von Arbeitgebern, Unternehmern und Zwischenmeistern, und die angeführten Lohnlisten charakterisierten nur die Verhältnisse ganz vereinzelter Betriebe. Was die Beurteilung der Reform der Hausindustrie betrifft, so war der Vorstand mit der Handelskammer dahin einig, daß er das Heil der Heimarbeitenden keineswegs in der Abschaffung der Heimarbeit sieht. Er steht nach wie vor auf dem Standpunkt, daß durch Ausdehnung der Arbeiterversicherungsgesetzgebung auf die Hausgewerbetreibenden sowie durch Besserung der Lohnverhältnisse auf der Basis von Mindeststücklohntarifen die Heimarbeit zu einer zwar dem Umfange nach beschränkten, dafür aber gesunden Form der Erwerbstätigkeit unseres Volkes umgestaltet werden könne und werden müsse.

Pflegestation für Frauen.

(Abteilung des Berliner Frauenvereins.)

Vom 1. Oktober 1905 bis zum 30. September 1906 sind in der Pflegestation für Frauen, Bülowstr 14, I 107 Kranke verpflegt worden, und zwar 33 unverheiratete, 74 verheiratete Frauen und Witwen. Von diesen ist für 21 der vorgeschriebene Zuschuß von 2 Mk. 50 Pf. täglich von einer Kasse bezahlt, 78 haben einen kleinen Beitrag zu den Kosten ihrer Verpflegung geleistet, während 8 ganz und gar aus den Mitteln des Vereins erhalten worden sind. Die Zahl der Pflegetage betrug 1279 — davon entfallen 58 auf die vollständig vom Verein unterhaltenen Kranken —, die der ausgeführten Operationen insgesamt 90 (70 kleinere und 20 große), darunter 2 Total-Exstirpationen, 8 Laparotomieen, 9 Colporrhaphieen, 1 Alexander Adams-Operation; 10 Ent-

bindungen haben stattgefunden. An Unterleibsentzündung sind außerdem 7 Kranke, an Blasenleiden 1 und an Neurasthenie 1 Patientin behandelt worden.

Seit dem Bestehen der Anstalt haben dort im ganzen 1432 kranke Frauen Verpflegung und ärztliche Behandlung gefunden.

In der seit dem 1. Oktober 1897 mit dem Berliner Frauenverein in Verbindung stehenden Poliklinik für Frauen, jetzt Gleditschstr. 48, Gartenhaus pt. (früher: Alte Schönhauserstr. 23/24), sind vom 1. Oktober 1905 bis zum 30. September 1906 718 neue Patientinnen behandelt worden. Die Zahl der Konsultationen belief sich im letzten Rechnungsjahr auf 3173. Seit Eröffnung der Poliklinik (am 18. Juni 1877) haben dort im ganzen 30 797 kranke Frauen ärztlichen Rat und Beistand gesucht.

Behandelnde Ärztinnen sind Frls. DDrs. med. Franziska Tiburtius, Frau Dr. med. Ploetz, Agnes Hacker, Alice Profé und Margarete Breymann, unter Assistenz verschiedener jüngerer Kolleginnen.

Bücherschau.

„Meine Kinderjahre“. Biographische Skizzen von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin, Verlag von Gebr. Paetel. „Mit einer Macht des Erinnerns, die nur das hohe Alter kennt, lebt die Kindheit vor mir auf, aber nicht wie ein kräftig ausgeführtes Gemälde auf hellem Hintergrund; in einzelnen Bildern nur, die deutlich und scharf aus dem Dämmer schweben,“ so kennzeichnet die Greisin in dem Vorwort die Art der Erinnerungen, die sie hier gibt. Mögen aber diese Bilder auch nur einzelne sein, es hat sie doch die Hand einer großen Dichterin ergriffen und in all ihrer Schlichtheit so plastisch und warm eines nach dem andern hingestellt, daß wir aus ihnen so gut wie aus einer lückenlosen und einheitlich aufgebauten Biographie das Werden einer starken und reinen Seele erkennen. Es entspricht der überlegenen, liebenswürdigen Objektivität von Marie Ebner-Eschenbach, daß das Milieu ihrer Kindheit ihr Interesse fast noch mehr in Anspruch genommen hat, als die Wege des eigenen inneren Lebens. In der Verteilung des subjektiven und des objektiven Elementes in diesen biographischen Bildern sieht man wieder die merkwürdige Harmonie in der Dichterin Natur, die von Anfang an jedem sein Recht und seinen Raum zugewiesen hat. Lebendige, auch kulturgeschichtlich interessante Skizzen aus dem Wiener Theaterleben der vierziger Jahre wechseln mit ebenso feinen und eindrucksvollen Bildern aus dem Familienleben in der österreichischen Aristokratie jener Zeit. Und alles kennzeichnet eine seltene starke Wahrhaftigkeit. Nur die ganz großen Menschen haben den Takt für Mitteilungen über sich selbst; das ist es, was einem bei diesem einfachen Buch wieder so recht zum Bewußtsein kommt. Und noch etwas anderes wirkt fast rührend, das ist die Güte und Gerechtigkeit einer Natur, die auch für den kleinsten Dienst ein dankbares Gefühl und auch für den unscheinbarsten Vorzug eine zarte Empfänglichkeit und Anerkennung hat, für alles Unzulängliche aber das lächelnde Verzeihen eines ganz sicheren Optimismus.

„Das Mädchen von Lille“. Roman von Georg Hirschfeld. S. Fischer Verlag, Berlin 1907. Georg Hirschfeld hat mit seiner Psychologie und künstlerischer Vornehmheit ein Motiv durchgeführt, das in der modernen Literatur nicht selten behandelt ist: die Ehe zwischen einem lebenskräftigen und lebensdurstigem Manne und einer allzu zarten Frau, deren erste Anziehungskraft in dem feinen geistigen Reiz der Krankheit bestand. Indem er diesem Reiz nachgiebt, wird der Held des Romans schuldlos schuldig. Denn seine Natur erträgt die ihr aufzwungene Lebensenthaltung nicht, und er erliegt der Liebesmacht einer reinen, kraftvollen, ihm an Lebensdrang ebenbürtigen Frau, die zu ihm ins Haus kommt. Seine Schuld rächt sich dadurch, daß sein Kind, von seinen Beziehungen in häßlicher und gemeiner Form unterrichtet, an diesem Wissen und an dem Schmerz um die abgöttisch geliebte Mutter zugrunde geht. Es ist vielleicht eine Frage der vom Künstlerischen unabhängigen subjektiven menschlichen Auffassung solcher Geschehnisse, ob es möglich ist, daß die beiden Menschen über diese doppelte Schuld und die geschlossenen Augen dieser beiden Toten hinweg sich doch noch die Hand reichen mit dem Entschluß, ihr Leben zu leben. Georg Hirschfeld gibt seinem Romane diesen Ausgang. Die innere Begründung dieser Möglichkeit ist jedoch nicht so zwingend, daß man ihm darin ganz und gar zu folgen vermag.

„Haus im Glück“. Ein Roman von Heinrich Pontoppidan. Aus dem Dänischen übertragen von Mathilde Mann. 2 Bände. Inselverlag, Leipzig 1906. Dieses für unser jetziges literarisches Augenmaß recht umfangreiche Buch ist einer der interessantesten Entwicklungsromane der modernen Zeit und auf jeden Fall ein sehr bedeutendes Dokument. Das „auf jeden Fall“ kommt einem unwillkürlich in die Feder, weil die starke Eigenart des Romans nicht von vornherein jedem verständlich sein wird und man sich denken könnte, daß dieser und jener aus dem deutschen Lesepublikum den Wegen des Helden nur mit Kopfschütteln und Widerstreben zu folgen vermöchte. In dieser Entwicklung steckt nämlich nichts von literarischer Tradition. Es wird uns ein Mensch gezeigt, der uns durchaus seine eigenen Rätsel aufgibt und es uns durch keinerlei Verwandtschaft mit schon geprägten Heldentypen leicht macht, ihn zu verstehen. Hans Sidenius ist ein aus der Reihe geratener Abkömmling einer streng konservativen, freudlosen und pflichtbewußten dänischen Pfarrerfamilie. Sein Lebensgang gestaltet sich in absichtlicher, feindselig hartnäckiger Opposition gegen die Lebensideale seines Elternhauses, ein Kampf, der um so heißer, unerbittlicher und radikaler geführt wird, je fester das Erbe seines Geschlechtes schließlich doch in allen Tiefen seines Wesens verankert ist. Ein feiner Deuter dieses

Romans hat mit Recht für ihn die Formel gefunden in den Worten Fausts: „Könnt ich Magie von meinem Pfad entfernen.“ Es gelingt dem Hans im Glück auf die Dauer nicht, sich sein Schicksal mit der robusten Pietätlosigkeit zu gestalten, die des Jünglings größte Kraft und das Geheimnis seiner Erfolge ist. Schließlich wird seine Seele doch die Beute von Sorge, Schuld und Mangel, und die Weltentsagung, die das Lebensprogramm seines Geschlechtes gewesen ist, wird auch für ihn der Weisheit letzter Schluß. — Die äußeren Lebensmächte, unter deren Einfluß sich sein Schicksal gestaltet, kommen aus der wirtschaftlichen und geistigen Kultur des modernen Dänemark, deren Wesen in einer reichen Fülle einzelner und typischer Figuren anschaulich dargelegt wird. Hans im Glück ist wirklich ein Buch von internationaler Bedeutung.

„Aus der Welt der Arbeit“. Gesammelte Schriften von Max Maria von Weber. Herausgegeben von Maria von Wildenbruch geb. von Weber. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. Unsere Zeit, die ihr lebhaftes Interesse für die Poesie der Technik durch die Beachtung zeigt, die sie den Schriften eines Max Eyth schenkt, wird sich der Gelegenheit freuen, dem Manne wieder zu begegnen, der zuerst „Die Poesie der Schiene“ entdeckte. Wer in den Sechziger Jahren jung war, weiß noch, mit welcher Wärme die kleinen kulturgeschichtlich-technischen Novellen von Max Maria von Weber aufgenommen wurden, die zuerst die Verklärung der Arbeit, die uns bei einfachen, naturgemäßen Formen so selbstverständlich dünkt, auf die Welt der Technik ausdehnten. Sie sind hier in einem stattlichen Bande vereinigt, dem ein Vorwort von Ernst Wildenbruch und eine biographische Skizze von Max Jähns ein gutes Geleit geben. Sie lassen zugleich die soziale Wirksamkeit des Mannes erkennen, der „den Menschen erkannte hinter all dem tosenden Eisenlärm“, der „das Wohl und Wehe all dieser Unscheinbaren, Unsichtbaren, dieser ‚Arbeiter‘ tief mitfühlend in sich aufnahm“, dessen fachwissenschaftliche Schriften gerade für die in dem so gefährlichen und verantwortlichen Maschinendienst beschäftigten Unterbeamten wesentliche Verbesserungen bewirkten. Wer „Eine Winternacht auf der Lokomotive“, „Der Bergsturz“, „Eine Katastrophe“ liest, erkennt, was dieser Mann, der jahrzehntelang in einflußreichen Stellungen wirkte, für den Arbeiter empfand und bedeuten mußte. Sein seltenes Erzählertalent verrät den künstlerischen Einschlag, den der Sohn von Karl Maria von Weber mit ins Leben bekommen hatte.

„Ein unmöglicher Mensch“. Von Adeline Gräfin zu Rantzau. Berlin 1906, Verlag von Martin Warneck. Dieser Roman ist weniger als Kunstwerk wie als Kulturdokument bedeutsam. Es ist auch nicht rein künstlerisches Interesse, das ihn geschaffen hat. Vielmehr ist er ein Bekenntnis und ein Waffengang in einem bedeutsamen Kampfe der Gegenwart. Eine Frau, die mit Leib und Seele in den Anschauungen und Traditionen des preußischen Adels steht und die doch dem Werden der neuen Zeit mit offener Empfänglichkeit gegenübersteht, versucht die Aufgaben des Adels innerhalb unserer gegenwärtigen sozialen Kämpfe zu formulieren. Sie weiß, daß die Zeit über Privilegien hinwegschreitet, wenn sie nicht immer wieder durch tatsächliches Verdienst um die allgemeine Kultur neu erworben werden. Und so gibt sie dem Adel die Mission, die einst Bettina von Arnim in ihrem Buche an den König auf sich genommen hatte: König und Volk wieder zu versöhnen im Geist einer von christlicher Nächstenliebe und wirklicher Gerechtigkeit beherrschten Kultur. Wenn auch kaum ein Kenner unsrer modernen Verhältnisse der Verfasserin zu folgen vermöchte in dem Glauben, daß der Klassenkampf durch ideale Gesinnungen und ein neues menschlich persönliches Vertrauen beizulegen sei, so ist doch das Buch in seinem Kern von der Gesinnung erfüllt, die vielleicht dem Adel, den ehemals führenden Kreisen des Volkes, helfen könnte, wieder eine positive Bedeutung für unsere Kultur zu gewinnen. Was das Buch als Frauenbuch vor allem interessant macht, das ist, daß sich in dieser Heldin, „dem unmöglichen Menschen“, der Gedanke der Frauenbewegung befestigt und zum sozialen Programm entwickelt, vor allem nach der Richtung der gleichen Moral. In der Geschichte der deutschen Frauenbewegung wird dieses Buch als ein Dokument für das Eindringen ihrer Gedanken in bestimmte Kreise des Volkes einmal eine Rolle spielen; und als solches begrüßen wir es im Namen der Sache, der vielleicht bald die Frauen aller Parteien gemeinsam dienen werden.

„Kettenträger“. Roman von L. Frei. „Concordia“ Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock, Berlin W. Das Buch führt, wie etwa Holländers „Weg des Thomas Truck“ oder Adele Gerhards „Antonie van Heese“ in den modernen Kampf zwischen Sozialismus und Individualismus oder, konkreter gesagt, in das Schicksal eines erlesenen Menschen von feiner Sensitivität und deutlichem Distanzbewußtsein, den doch ein starker Zug, sei es Mitleid, sei es einfach Lebensdrang zu den Massen, in die sozialen Kämpfe zieht, weil sie nun einmal die Lebenswellen der Zeit am höchsten steigen lassen. Den es dorthin zieht und der dann schließlich doch wunden Herzens die Schranken seines eigenen Wesens erkennen muß. Zu solchen Romanen gehört eine weitreichende Beherrschung des Gedankenmaterials, aus dem sich diese Entwickelungen aufbauen, der Fragen, um die es sich in diesem Kampfe handelt. Darin liegt wiederum eine Schwierigkeit für die künstlerische Gestaltung. Es ist schwer, für dieses Vielerlei von intellektuellen Angelegenheiten, die beständig Explikationen fordern, einen künstlerischen Stil zu finden. Es hängt damit zusammen, daß die Künstler, die sich an diese Probleme wagen, meist mehr schriftstellerische als gerade dichterische Talente sind, oder daß der Roman nur Form bleibt, und was dahinter steckt, als eigentlicher Gehalt, ist eine philosophische oder soziologische Studie. Nur ganz Starken dürfte es gelingen, dieses vielmaschige Strommetz von Gedanken mit lebendigem Wasser zu füllen. Und so wird man sich auch in diesem Roman eher durch seinen Inhalt, die geistigen Kämpfe, mit denen er jedem modernen Menschen ein Stück der eignen Seele spiegelt, gefesselt, als durch seine künstlerische Form befriedigt fühlen. Auch die Komposition eines so vielgestaltigen Lebensausschnittes ist eine ungeheure Aufgabe, die zu bewältigen bisher der Romantechnik überhaupt noch nicht gelungen ist.

„Die Begründerinnen der deutschen Frauenbewegung“. Von Anna Plothow. Mit 24 Illustrationen. Leipzig, Verlag von Friedrich Rothbarth, G. m. b. H. „Schon jetzt tritt mehr und mehr die Frauenbewegung auch bei uns in Deutschland aus dem Stadium des Kampfes in das friedlicher Kulturentwicklung, für das beide Geschlechter ihre besten geistigen und sittlichen Kräfte einzusetzen beginnen, weil nur durch gemeinsames Wirken das letzte Ziel erreicht werden kann: die Höherentwicklung der Menschheit“. Mit diesen Worten beschließt Anna Plothow den Band, den sie den Begründerinnen der deutschen Frauenbewegung gewidmet hat. Wenn man dem optimistischen „mehr und mehr“ seine relative Bedeutung läßt, so hat sie recht. Und eben darum ist es wohl angebracht, gerade jetzt auf die Zeit der wirklichen Kämpfe zurückzuweisen und dem Geschlecht, das „nichts mehr von Josef weiß“, die Tage des ersten harten Ringens wieder vorzuführen. Mit warmem Verständnis und pietätvollem Sinn werden Luise Otto-Peters, Auguste Schmidt, Henriette Goldschmidt, Anna Schepeler-Lette, Jenny Hirsch, Luise Büchner, Henriette Schrader, Lina Morgenstern, Gräfin Butler-Haimhausen, Hedwig Dohm, Mathilde Weber, Henriette und Franziska Tiburtius, Gertrud Guillaume-Schack, Anna Simson, Jeannette Schwerin in ihrer eigenartigen Tätigkeit uns vorgeführt, und schließlich noch die neueren Richtlinien nachgezogen, in denen die große Bewegung verlaufen ist. Das Buch sollte besonders von den Frauenvereinen empfohlen und in seiner Verbreitung gefördert werden; die töricht-geringschätzigen Worte, die man von Unwissenden über die vor uns Kämpfenden manchmal hören kann, werden sich dann doch vielleicht weniger breit machen.

„Über den Tag hinaus“. Novellen von Laura Frost. Berlin 1907 bei Schwetschke und Sohn. Wir verdanken der Schriftstellerin schon eine ganze Reihe sehr beachtenswerter Arbeiten. Der Dom zu Königsberg, Johanna Schopenhauer, die Persönlichkeit Friedrich Nietzsches und das so viel gelesene und sehr geschätzte Buch „Aus unsern vier Wänden, ein Buch für Mütter“ haben ihr eine geachtete Stellung in der Literatur verschafft. Mit diesem neuen Buch tritt Laura Frost zum ersten mal auch als Novellenschreiberin an die Öffentlichkeit. Von einer so ernsten, tiefen Natur, wie sie aus allen ihren Werken spricht, durfte man keine leichte Unterhaltungslektüre erwarten. So sind denn auch die sechs Novellen der Schilderung von Frauencharakteren gewidmet, denen das Leben schwere Wunden schlägt. Mit feinem Verständnis werden Fragen behandelt, die wohl jede ernst denkende Frau sich vorgelegt hat. Das tragische Geschick der betrogenen Frau, die dennoch mit unendlicher Liebe ihren Mann zu halten sucht, behandelt die erste Novelle. Ungemein fesselnd ist in der zweiten Erzählung „Überwunden“ die Natur der Heldin geschildert, die durch ihr übergroßes Zart- und Ehrgefühl ihr eigenes und das Glück des geliebten Mannes zerstört, indem sie nicht an seine Liebe glaubt, die er nicht so zeigen kann, wie er sie fühlt. Nach einem entsagungsvollen Leben führt der Lebensabend die spröden Naturen doch noch zu einander. Von großem Interesse ist die vierte Novelle „Illusionen“, sie behandelt das Schicksal einer jungen Frau, die von der Welt nichts kennt und von dem offenen Bekenntnis ihres Gatten niedergeschmettert wird. Auf ihre in voller Unkenntnis gestellten Fragen antwortet er: „wenn man so alt wird wie ich, ehe man heiratet, hat man alles erlebt“. Zu ihrem Gatten führt sie der Gedanke zurück, daß er wahr gewesen sei, und Wahrheit das Größte ist, das alle Fehler überstrahlt. Das Gegenstück zu dieser Novelle ist die letzte der Sammlung: „Zertreten“, welche den Fehltritt der Frau als unsühnbar hinstellt und den tragischen Untergang der edel angelegten Natur schildert. Über den Tag hinaus, an dem man dies Buch in die Hand genommen und die einzelnen Novellen mit steigendem Interesse gelesen hat, wird es seinen Wert behalten und wieder gelesen und durchdacht werden. Ebenso wie „Aus unsern vier Wänden“ die junge Mutter in das Leben und Denken des Kindes einführt, werden die ernsten Probleme, welche das neue Buch behandelt, der Frau von großem Wert für das Verständnis weiblicher Charaktere sein. P. B.

„Grillparzer und das neue Drama“. Eine Studie von Dr. E. Lessing. München und Leipzig, R. Piper & Co. Weshalb wir an dieser Stelle auf diese literargeschichtliche Studie besonders aufmerksam machen? Wegen der interessanten und die bisherige Grillparzer-Forschung an Feinheit sehr übertreffenden Behandlung und Deutung der Libussa, jenes Dramas, in dem Grillparzer seine Auffassung von dem Verhältnis der Geschlechter mit einer künstlerisch ebenso konkreten wie philosophisch tief begründeten Formel gegeben hat. Die eigentümliche böhmische Sage vom Mägdekrieg, an die Grillparzer anknüpft, hat ja auch das junge Deutschland gefesselt, gerade im Zusammenhang mit ihren Theorien über die Emanzipation des Weibes. Grillparzer hat nach der Deutung dieser Studie die Wirkung der Geschlechter auf- und miteinander in die Formel gefaßt: Gefühl, Verstand, Rückkehr zum Gefühl, d. h. Überwindung des weiblichen Prinzips durch das männliche, aber eine Überwindung, bei der die Besiegte den Sieger innerlich gewinnt. Für die Betrachtung der Frauenfrage kann es nichts schaden, wenn hier und da einmal wieder darauf hingewiesen wird, daß alle diese Probleme eigentlich keine neuen sind, sondern schon so manche Lösung gefunden haben, die tiefer reicht, als moderne Schlagworte. Da heißt es denn auch oft mit dem Goetheschen Wort: „Das alte Wahre, faß' es an“.

„Der tote Fall“. Ein Roman von Per Hallström. Autorisierte Übertragung von Franzis Maro. Leipzig, Inselverlag 1905. An einem seltsamen Motiv zeigt Per Hallström seine feine und weitreichende psychologische Kunst. Der brutale, aber erfinderische Abenteurer, der den toten Wasserfall wieder lebendig macht und damit das Bild weiter Landschaften ganz und gar verändert, das ist mit ebenso eindringender Kunst gezeichnet, wie die Bestürzung der Bewohner, die aus Jahrhunderte alten Wohnungs- und Ernährungsverhältnissen mit einem Schlage herausgerissen und auf eigene Füße und eigene Kraft gestellt werden. Zuweilen streift der Ton dieser Erzählung, die uns in eine wunderbare und entlegene Welt führt, an Selma Lagerlöf. Aber vielleicht würde, wenn man ihre Art neben die des Per Hallström stellt, er als der weibliche und sie als der männlich empfindende Künstler wirken.

„Tolstoibuch". Ausgewählte Stücke aus den Werken Leo Tolstois. Herausgegeben von Dr. Heinrich Meyer-Benfey. Mit Tolstois Bildnis. Berlin, Franz Wunder, 1906. Als Zweck seines Buches bezeichnet der Herausgeber, den Leser zu gründlicherer Beschäftigung mit den Werken Tolstois zu veranlassen. Es ist natürlich nicht leicht, aus dem ungeheuren Bücherschatz von Tolstois gesammelten Werken das solchem Zweck Dienende herauszugreifen. Es wird gerade bei Tolstoi, der dem Zentralproblem des Lebens von so verschiedenen Seiten nahe kommt, die Bedeutung der einzelnen Stücke für diesen und jenen Leser eine durchaus verschiedene sein. Der Herausgeber hat wohl den sichersten Weg gewählt, um wenigstens den meisten etwas ihnen Verständliches und sie näher Berührendes zu geben; er hat vor allem dem Dichter Tolstoi das Wort gegeben; der Ethiker, Sozialpolitiker, Philosoph tritt hinter dem Dichter zurück oder, besser gesagt, spricht vor allem durch ihn. Jedenfalls spürt man in der Auswahl einen Kenner, dem der Prophet des Ostens Vertiefung und Bereicherung seines persönlichen Lebens gebracht hat.

„Goethes Briefwechsel mit einem Kinde", herausgegeben von Jonas Fränkel. 3 Bände, verlegt bei Eugen Diederichs, Jena. (Preis brosch. 6 Mark, in Leinwand geb. 9 Mark.) Die vom Diederichsschen Verlag mit gewohnter Sorgfalt besorgte Ausgabe enthält sehr willkommene Zugaben. Der erste Band bringt eine orientierende Einführung des Herausgebers sowie ein Bild von Bettina; der zweite ein Jugendbildnis von Bettina, der dritte einige Facsimile sowie einen Anhang, der die Originalkorrespondenz zwischen Bettina und Goethe sowie Goethes Mutter enthält, soweit diese noch erreichbar war. Ein Teil dieser Briefe wird hier überhaupt zum ersten Mal veröffentlicht, sie sind durch das Entgegenkommen der Direktion des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar zugänglich gemacht worden. Da die Ausgabe außer diesen Beilagen und einer Reihe von Anmerkungen des Herausgebers auch die Bilder der Originalausgabe reproduziert (Goethes Zimmer im elterlichen Hause in Frankfurt a. M.; eine Reproduktion der Originalzeichnung zu Goethes Denkmal im Weimarer Museum und Goethe auf dem Totenbett nach einer Zeichnung von Friedrich Preller), so dürfte sie allen übrigen Ausgaben den Rang ablaufen.

„Goethe im Gespräch". Herausgegeben von Franz Deibel und Friedrich Gundelfinger. Inselverlag, Leipzig 1906. Die etwa 400 Seiten dieses Buches genügen für eine Auswahl des Gewichtigsten, Bedeutendsten und Verständlichsten aus Goethes Gesprächen, die ja in der Sammlung von Biedermann viele Bände ausfüllen. Eine Einleitung, die vor allem die nötigen Erläuterungen über Goethes Partner in seinen Gesprächen gibt, erfüllt ihre Aufgabe durchaus. Die Auswahl ist mit Geschmack und Verständnis getroffen.

„Hans Georg Portner". Eine alte Geschichte von August Sperl. 6. Auflage. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1906. Die Auflagezahl beweist, daß der Erzähler Freytagscher Schule einen breiten Leserkreis gefunden hat; er dankt das wohl dem Umstande, daß er den bekannten und vertrauten Ton als ein echter Jünger weiter gesungen und mit lebendigen neuen Worten und Bildern zusammengefügt hat.

„Absatzquellen für Schriftsteller". Verlag der Feder, Berlin W. 30, Elßholzstraße 5. Preis 1,50 Mark, gebd. 2 Mark. — Das Buch enthält eine Liste von 1000 für Schriftsteller in Betracht kommenden Zeitschriften und Zeitungen, zum größten Teil mit Angabe der Honorar- und Mitarbeiter-Bedingungen. In dem Nachweis ist angegeben, an welche Redaktionen verschiedene Arten von Manuskripten zu senden sind. Das angegebene Adressenmaterial ist sehr reichhaltig.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

Strasburger, Egon Hugo. Kinderlieder für das Volk. 1—20. Tausend. Verlag: Mannheimer Aktiendruckerei A.-G., Mannheim.

Thorne, Guy. Als es dunkel war. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Clara Koeller. Zum Besten der deutschen Seemannsmission. Brosch. 4,50 Mark, elegant geb 5,50 Mark. Wismar i. M. 1906, Verlag von Hans Bartholdi.

Wolkonski, Fürstin Marie Nikolajewna. Memoiren. Mit Vorwort und Beilagen, herausgegeben vom Fürsten M. J. Wolkonski. Aus dem Russischen von E. von Gütschow. Leipzig. Verlag von B. Elischer, Nachfolger

Wrangell, F. von. Rußlands innere Lage. Leipzig. Georg Wiegand 1905 Preis brosch. 50 Pfg.

Zuccoli, Luciano. Italienisches Reiterleben. Satirischer Roman. Deutsch von Joachim Grafen von Oriola. Mit Illustrationen von Carl Becker. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt 1904.

Kleine Mitteilungen.

„Arbeitsstätte für arbeitslose Familienväter und -Mütter", N. Schulstraße 27. Nicht um Almosen, wohl aber um Arbeit für die zahlreichen arbeitslosen ortsangehörigen Familienväter jeden Standes und jeder Religion bittet der Vorstand. Ordentliche Leute werden zu allen einschlägigen Tischlerarbeiten, Botengängen, Rohrstuhlflechten, häuslichen Arbeiten, wie Teppichklopfen, und zu Gartenarbeiten überwiesen. Insbesondere sind Aufträge für die öffentliche Schreibstube (Abschriften, Briefe, Zirkulare, Listen, Adressen usw.) sehr erwünscht. Die Arbeiten werden sauber und billig ausgeführt. Frauen werden als Wäscherinnen, Aufwärterinnen und dergl. nachgewiesen. Der Verein hat jetzt ein großes Lager von lackierten Möbeln (Kleider- und Garderobenschränke, Vertikows, Spiegelspinden, Kommoden, Bettstellen), welche von arbeitslosen Tischlern hergestellt sind und preiswert verkauft werden. Der Vorstand bittet bei Bedarf auch daran denken zu wollen.

Erhöhter Wohlgeschmack gebackenen Fisches. In der jetzigen fleischarmen Zeit gewinnen, berechtigter Weise, die guten und wohlfeilen Seefische eine stetig wachsende Bedeutung für die Volksernährung; der Einkauf nimmt, je mehr die Fischnahrung bekannt und geschätzt wird, größeren Umfang an. Dem entsprechend mehren sich auch die Rezepte für ihre Zubereitung, und in der Tat läßt besonders die Seefischverwendung eine ebenso vielgestaltige Bereitung zu wie das Fleisch; es gibt eigentlich kaum eine Form dafür, die nicht ebenso gut für Seefisch geeignet wäre. Gebraten, gebacken, gedünstet; Koteletts,

Filets, Pudding, Auflauf, Pastete, Falscher Hase usw. alles ist mit und aus Fisch zu machen möglich, alles ist, gut bereitet, wohlschmeckend. Wohl bekannt ist es uns nun, daß häufig der Einwand erhoben wird: Seefisch, besonders paniert gebratener, schmeckt oft „so flau". Fast immer liegt das nun nach unserer Erfahrung, an der Vorbereitung des Fisches. Sehr wenige Menschen marinieren die rohen Fischstücke richtig, ehe sie sie mit Panade umgeben. Um aber wirklichen Wohlgeschmack zu bekommen, sollte jeder auf diese Weise zu bereitende Fisch, sei es nun See- oder Rotzunge, Seelachs, Seehecht oder Cabliau in Scheiben, gut gesäubert erst einige Stunden mit Zitronensaft beträufelt, mit Pfeffer und Salz bestreut, Zwiebelscheiben dazwischen geschichtet, fest zugedeckt, kühl hingestellt werden. Dann trockne man ihn ab, wälze die Stücke in Mehl, wende sie in mit Öl verquirltem Ei um und paniere sie in Semmel, der man etwas geriebenen Parmesan-Käse beimischen kann. Nach obiger Klage ergaben angestellte Versuche außerdem, daß ein bedeutend erhöhter und verfeinerter Wohlgeschmack erreicht wird, wenn sowohl der Fischmarinade, als auch dem verquirlten Ei einige Tropfen Maggi-Würze zugesetzt werden. Ganz bestimmt kann, wird der Fisch in dieser Weise vorbereitet, später von „fadem Geschmack" nicht mehr die Rede sein.

Hanna Engelken-Crüsemann.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:

Berlin W. 35, Genthinerstr. 16, Gh. I.
Sprechstunden Wochentags von 11—3 Uhr, Sonnabends 11—1 Uhr.

1. Zum 1. April wird an eine höhere Privatmädchenschule in einer Stadt Mitteldeutschlands eine Oberlehrerin, eventuell Lehrerin mit vertiefter Bildung gesucht. Bevorzugt würde Befähigung für die Fächer Deutsch und Geschichte, doch könnte eventuell eine andere Einrichtung getroffen werden. Anfangsgehalt 2000 Mark, eventuell Beitrag zur Pensionskasse.

2. Zum 1. April wird an ein Pensionat in Hessen-Nassau eine evangelische oder katholische Lehrerin gesucht (wissenschaftlich (oder für Sprachen geprüft. Unterricht hauptsächlich für Ausländerinnen. Aufsichtsstunden zirka 2 bis 3 Nachmittage. Französin und Engländerin im Hause. Gehalt 800 bis 1000 Mark bei freier Station.

Höhere Mädchenschule, Selekta,

Vorbereitungsklasse für das Seminar,
Lehrerinnen-Seminar mit eigener Übungsschule,
Vorbereitung zur Ergänzungsprüfung.

Turnkurse, auch zur Ausbildung von Turnlehrerinnen.

SW., Dessauerstrasse 24
(nahe dem Anhalter, Potsdamer und Ringbahnhofe).

Frau Klara Kessling
Vorsteherin.
1—2, Freitags 1—4.

Praktische Frauenkurse

Im I. Quartal 1907 werde ich für Damen zwei Kurse über:

Vermögensverwaltung und Kapitalanlage

lesen.

I. Kapitalanlage in Wertpapieren. (Montag vormittags 10—11½. Beginn 21. Januar.)
II. Kapitalanlagen in Geschäften, Hypotheken, Versicherungen und Banken. (Freitag ½11—12 Uhr. Beginn 18. Januar.) Anmeldungen und Prospekte bei der Redaktion des Plutus, Charlottenburg, Goethestr. 69.

Georg Bernhard
Herausgeber des Plutus.

Kurse zum Studium der Englischen Sprache

veranstaltet mit sechs englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Prospekte durch den Vorstand 16 Wyndham Place, Bryanston Square London W. Pensionspreis 18 Schillinge in geteiltem, 24 Schillinge in Privatzimmer. Aller Unterricht, einschliesslich Vorträge und Phonetischer Kursus, 10 Schillinge per Woche. Nach Absolvierung des vollen viermonatlichen Kursus Prüfung und Zeugniserteilung.

Nur Lehrerinnen werden zugelassen.

3. An einer städtischen, katholischen Volksschule am Rhein ist zu Ostern des Jahres eine Lehrerinnenstelle zu besetzen. Diensteinkommen: a) für einstweilig angestellte Lehrerinnen 1100 Mark Gehalt und 250 Mark Mietsentschädigung, b) für endgültig angestellte Lehrerinnen 1200 Mark Gehalt, 350 Mark Mietsentschädigung und neun Alterszulagen von je 120 Mark. Lehrerinnen mit bestandenem Turnexamen werden bevorzugt.

4. Nach Westdeutschland werden zum 1. April an eine höhere Privat-Mädchenschule zwei erfahrene, wissenschaftlich geprüfte Lehrerinnen gesucht. Bedingung im Ausland erlernte Sprachkenntnisse und Erteilung des Rechenunterrichts. Gehalt 1500 Mark.

5. In eine Universitätsstadt Mitteldeutschlands wird zum 1. April eine wissenschaftliche Lehrerin für Mittelstufe gesucht. Gehalt 1200 Mark, bei guten Leistungen steigend. Französisch Bedingung. Ebendaselbst eine Oberlehrerin für die Fächer Mathematik und Naturwissenschaften, oder Deutsch, Religion, Geschichte. Gehalt nach Übereinkunft. Pensionskasse.

6. Gesucht für Universitätsstadt in Mitteldeutschland für Ostern eine Oberlehrerin für Französisch und Englisch. Gehalt 1900 bis 2400 Mark. Anrechnung auswärtiger Dienstzeit, sowie Studienzeit.

7. Gesucht für eine Anstalt mit Pensionsberechtigung zu Ostern eine Lehrerin für Musik (Geige und Gesang) und Turnen. Anfangsgehalt 1200 Mark, freie Wohnung in der Anstalt, die mit 360 Mark als pensionsfähige Zulage angerechnet wird; steigend alle 3 Jahre um 200 Mark bis 2200 Mark beziehungsweise 2400 Mark. Anrechnung auswärtiger Dienstjahre.

8. Gesucht nach Berlin für eine höhere Privatmädchenschule eine erfahrene Lehrerin für die 1. Klasse. 24 Stunden wöchentlich. Gehalt 1400 Mark

9. Gesucht für kleinere Stadt im Regierungsbezirk Kassel für eine neu zu gründende Familienschule von 16 bis 20 Kindern besserer Stände, die für die Realien die Volksschule besuchen, eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin für den französischen, englischen, deutschen und Rechenunterricht Eventuell Latein. Später Aussicht auf Anstellung an der Volksschule vorhanden. Grundgehalt 1200 Mark einschließlich Wohnungsvergütung. Mit Latein 1350 Mark. 24 Stunden wöchentlich.

10. Nach Westdeutschland wird zum 1. April eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin für eine Privatmädchenschule gesucht. Hauptsächlicher Unterricht in Deutsch und Realien, besonders Naturkunde. Anfangsgehalt 1100 bis 1200 Mark, bei längerer Dauer des Engagements steigend und Einkauf in eine Pensionskasse.

11. Gesucht für sofort eine Oberlehrerin oder erfahrene, tüchtige Dame für Oberstufe für städtische höhere Mädchenschule in Universitätsstadt. 17 Stunden wöchentlich in Klasse 2 und 4. 37 Schülerinnen. Deutsch und Französisch notwendig.

12. Nach Middelburg (Kapkolonie) wird in die Familie eines deutschen Arztes zu 2 Mädchen von 9 und 6 Jahren eine evangelische, musikalische Erzieherin, wenn möglich über 30 Jahre alt, gesucht. Angabe der Gehaltsansprüche bei freier Hinreise erbeten; Rückreise nach Übereinkunft.

13. Zum 1. April ist die Stelle einer für höhere Mädchenschulen geprüften Lehrerin, welche auch das Handarbeitsexamen gemacht und schon einige Jahre unterrichtet hat, an einer höheren Mädchenschule in Norddeutschland zu besetzen. Gehalt 1200 Mark. Nach fester

Comenius-Seminar

Bonn a. Rh. G. m. b. H.

Lehrerinnen-Bildungsanstalt mit Internat, Übungsschule und Kindergarten

Dreijähriger Kursus zur Vorbereitung auf die Lehrerinnenprüfung für mittlere und höhere Mädchenschulen nach staatlich genehmigtem Reformlehrplan

Zweijähriger Kursus zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen

Beginn der nächsten Kurse: Ostern 1907

Prospekte und nähere Auskunft durch die Vorsteherin

***Fräulein Helene L. Klostermann**, Riesstr. 1*

Höhere Handelsschule für Mädchen

(Cölner Verein weiblicher Angestellter),

Cöln am Rhein.

Aufnahmebedingung: Die abgeschlossene Bildung der 10klassigen höheren Töchterschule. Aufnahmeprüfung.

Zweck der Anstalt: Gründliche theoret.-prakt. Ausbildung für **angesehene, gutbesoldete** kaufm. Stellungen, sowie wirtschaftliche und soziale Selbständigkeit.

Lehrgang zweijährig: a). **Sämtliche** theoret. und praktische **kaufm. Fächer** einschl. Wirtschafts- und Betriebslehre, Geld-, Kredit-, Bankwesen, Handelsgeographie usw. b) **Sprachen.** c) **Allgemeine Fächer:** Aufsatz, deutsche, franz., engl. Stenographie, Kalligraphie, Maschinenschreiben usw. — Ausw. Damen wird passende Unterkunft vermittelt.

Auskunft, Prospekt und Jahresbericht durch Direktor Riepe, Klapperhof 28. **Der Direktor. Das Kuratorium.**

Gartenbauschule für gebildete Frauen

„Rheinfried", Eltville a. Rhein

gibt Gelegenheit zur Ausbildung als Berufsgärtnerin. 12 Gewächshäuser, grosse Formobstplantage usw, handelsgärtnerischer Betrieb. Alles Nähere durch Prospekte.

Gertrud Schwedler, Hanna Koch, geprüfte Gärtnerinnen und Leiterinnen der Rheinfriedschule.

Gymnasialkurse für Frauen zu Berlin.

Die Anstalt nimmt 15jährige Mädchen auf, die das Pensum der höh. Mädchenschule nachweisen können. Der Kursus ist vierjährig. Preis bei realgymnas. Vorbildung 300 M. jährlich; bei humanistischer entsprechend höher. Näheres durch Prospekt.

Meldungen und Anfragen sind zu richten an die **„Gymnasialkurse für Frauen", Berlin SW 14, Kleinbeerenstr. 16.**

Sprechstunde der Leiterin Dienstags und Freitags 5—6 in der Kgl. Augustaschule, Kleinbeerenstr. 16.

Martha Strinz.

Schriftsteller!!!

Übernehme Verlag und Druck von **Romanen, Gedichten, Dramen** usw. bei **außerordentlich billiger** Preisberechnung. Verlag von **Ed. Philipp,** Arnstadt.

Anstellung Grundgehalt 1200 Mark, Wohnungsgeld 200 Mark, 10 Alterszulagen à 100 Mark nach je 3 Jahren.

14. Zum 1. April wird in eine größere Stadt in Ostdeutschland eine Oberlehrerin für Deutsch und Französisch gesucht. Für letzteres Fach könnte auch Geschichte oder Geographie oder Physik treten. Anfangsgehalt 2500 bis 2700 Mark.

15. Für eine adlige Familie in der Neumark wird zu sofort eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, evangelische Erzieherin für 3 Mädchen von 9, 11 und 13 Jahren gesucht. Gehalt 900 bis 1200 Mark. Im Ausland erlernte Sprachen erwünscht, doch nicht Bedingung.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Nur Mitglieder des Vereins werden berücksichtigt. Dieselben haben sich als solche durch Einsendung ihrer Beitragsquittung für das laufende Vereinsjahr auszuweisen.

Beitrittserklärungen sind zu richten an die Geschäftsstelle des Vereins, Berlin W. 35, Genthinerstraße 16, Gh. I, dagegen Aufträge, Stellengesuche und Kommissionsgebühren an die Zentralleitung.

Damen-Pensionat.

Internationales Heim, Berlin SW., Hallesche-Strasse 17 I, dicht am Anhalter Bahnhof, bietet älteren und jüngeren Damen für kürzere und längere Zeit einen **angenehmen Aufenthalt** in der Reichshauptstadt. Monatlicher Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 65 Mk., bei eigenem Zimmer von 80 Mk. an. Passanten von 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. pro Tag Pension. Beste Referenzen stehen zur Verfügung.

Frau **Selma Spranger**, Vorsteherin.

Pracht-Unterröcke

direkt aus der Fabrik

in Zanella, plissiert und warm gefüttert per Stück Mk. **5.—**

in Moiré, feinste Qualität mit 3 aufgesetzten Volants, in allen Farben . . . . . per Stück Mk. **7.—**

in Alpacca mit entzückenden Besätzen, 3 aufgesetzten Volants, in allen Farben . . per Stück Mk. **4.—**

Entzückende Frisur-, Panama- und Alpacca-Spitzenröcke

in voller Weite zu den denkbar billigsten Preisen liefert prompt

Edgar Brambeer

Juponfabrik BERLIN N. Dänenstr. 3

Versand überall hin. Telephon Amt 3. 7325.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.

Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1000 Mk. jährl.

Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.

Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Sprach- u. Handelsinstitut für Damen

von Frau **Elise Brewitz,**

BERLIN W., Potsdamer-Strasse 90.

Ausb. als Buchhalterin, Korrespondentin, Sekretärin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin. Vierteljahrs-, Halbjahrs- und Jahreskurse. • Musterkontor. **Silb. Medaille.** • Neue Kurse: Anf. Jan., April, Juli, Okt. • **Pension im Hause.**

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für **Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner** usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

! **Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen** !
! : : : : : : : : **und Zeitschriften der Welt** : : : : : : : : !

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da anderenfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Digitized by Google

Berliner Boerse für Volkswirthschaft
Herausgeber: Dr. Ludwig Pollack.
Erscheint wöchentlich 1 Mal. Preis pro Quartal 1 Mark 50 Pf.

Verlag von Ludwig Pollack, Berlin W., Potsdamerstrasse 134.
Druck von Gebrüder Pollack, Berlin W., Potsdamerstrasse 134.

Insertionspreis: 20 Pf. pro Petitzeile.
Beilagen werden nach Uebereinkunft beigefügt.
Insertionsaufträge werden in der Expedition, Potsdamerstrasse 134, entgegengenommen.

Abonnements werden in der Expedition, Potsdamerstrasse 134, sowie von allen Buchhandlungen und Postanstalten entgegengenommen.

Für die Redaction verantwortlich: Dr. Ludwig Pollack, Berlin W., Potsdamerstrasse 134.

Nachdruck ohne Quellenangabe verboten.

Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen,

14. Jahrg. Heft 6 März 1907

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Vom Individualismus in der Erziehung.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Zu der Zeit, als noch die Wildermuth ſchrieb und man naiv genug war, ſich an ihrem geſunden Wirklichkeitsſinn zu erfreuen, muß die Frage vom Individualismus in der Erziehung weniger die Theoretiker, — denn auf dieſe gab man noch nicht ſo viel wie heutzutage — als die Praktiker im Familienleben beſchäftigt haben. Ottilie Wildermuth ſcheint nicht viel davon gehalten zu haben, wenigſtens kommen bei ihrer Veranſchaulichung dieſer Methode Erzieher und Erziehungsobjekte ſchlecht fort. Da iſt der junge Profeſſor, der nur den Winken der Natur folgen will und der Meinung iſt, jede Erziehung werde verkehrt, die der Richtung der Kinder widerſtrebt. Seine ſieben Kinder, die er alle nach ihrer Eigentümlichkeit erziehen will, machen ihm zwar den Kopf warm genug. Der eine Junge hat die Eigentümlichkeit, daß er nur arbeiten kann, wenn es vollkommen ſtill um ihn iſt; die Eigentümlichkeit des andern iſt, den ganzen Tag zu ſingen und zu pfeifen, wenn er nicht zur Abwechslung auf einer Kindergeige kratzt oder die Mundharmonika bläſt. Das eine Töchterchen liebt es, ihre Puppen hübſch anzuziehen, ſie zu Bett zu legen und einen ordentlichen Haushalt mit ihnen zu führen; der Schweſter Lieblingsbeſchäftigung iſt dagegen, die Puppen ſplitternackt auszuziehen und auf dem Boden herumzuwerfen. Nr. 5, vermutlich ein künftiger Maler, bekundet ſeinen Beruf dadurch, daß er abwechſelnd in Kreide und Kohle Tiſche und Wände mit Gemälden verſieht. Nr. 6 hat die vorherrſchende Eigenſchaft, alles zu eſſen, was er erreichen kann und zu ſchreien nach dem, was er nicht erreicht. Der Jüngſte endlich zeigt eine hervorragende Begabung im Schreien und Heulen. Er

ſchreit, wenn man ihn anſieht und nicht anſieht, wenn man ihn auskleidet oder anzieht, wenn er keine Spielſachen hat oder die Spielſachen, die man ihm gab, nicht die rechten ſind.

Die Geſamtſtimmung dieſes Haushalts mit den ſieben ihrer Individualität überlaſſenen Kindern weiß die Wildermuth ſehr anſchaulich darzuſtellen. Vater Profeſſor rettet ſich in ſeine Klaſſe, ſeine Studierſtube oder die Kneipe. „Der rechte Zeitpunkt war, ſchien es, noch nicht gekommen, wo er die Eigentümlichkeiten ſeiner Kinder zu einem günſtigen Erfolge ausbilden konnte; inzwiſchen wollte er noch zuſehen, was die Natur für einen Gang mit ihnen nehme.“ Die arme Frau aber läuft beſtändig mit betäubtem Kopf unter dem wilden Heer umher und hat nur eine Sehnſucht: die nach der Nacht, wo das unruhige Volk endlich zur Ruhe gebracht iſt, obwohl es in neuerer Zeit der Eigentümlichkeit der Älteſten widerſtrebte, ſich mit den Kleinen zu Bett legen zu laſſen. Die mancherlei Eigentümlichkeiten dieſer ſieben laſſen ſie denn auch durchs Examen fallen, aus der Lehre laufen uſw.; fünf von den eigentümlich Erzogenen müſſen nach Amerika ſpediert werden, wo der eine als Kaminkehrer mit allerlei Nebenämtern fungiert, der andere als Oberkellner, der dritte als Hausknecht.

Die kleine Geſchichte gibt ganz die Auffaſſung wieder, die viele bewußt oder unbewußt vom Individualismus in der Erziehung haben. Individualiſtiſche Erziehung iſt ihnen eigentlich gleichbedeutend mit keiner Erziehung, mit einem einfachen Gewährenlaſſen. Bei der richtigen Anwendung des Begriffs kommt etwas ganz anderes heraus: die richtige individualiſtiſche Erziehung im Hauſe jenes Profeſſors würde die Schreier und Störenfriede ebenſo wie den Jungen, der abſolute Stille um ſich verlangt, zu der Einſicht gebracht haben, daß ſie nicht allein auf der Welt ſeien und damit erſt die Grundlage geſchaffen haben, auf der eine wirkliche individualiſtiſche Erziehung einſetzen kann. Oder es ſei, um dieſe Betrachtung aus der Sphäre der Ottilie Wildermuth in die Höhe Goetheſcher Weltweisheit zu heben, an die Worte der Natalie in Wilhelm Meiſter erinnert: Es ſcheint mir nötig, „gewiſſe Geſetze auszuſprechen und den Kindern einzuſchärfen, die dem Leben einen gewiſſen Halt geben. — — Wie ich die Menſchen ſehe, ſcheint mir in ihrer Natur immer eine Lücke zu bleiben, die nur durch ein entſchieden ausgeſprochenes Geſetz ausgefüllt werden kann.“

Treten wir nach dieſem kleinen Präludium nun einmal dem modernen Schlagwort von der individualiſtiſchen Erziehung näher.

Es hat eine gewiſſe Beunruhigung in die Familie getragen. Auch ſparſame Mütter kaufen ſich „Das Jahrhundert des Kindes“ und leſen beängſtigt alle die vollklingenden Forderungen von dem „Recht des Kindes“ und der Selbſtbeſcheidung des Erziehers. Auf jeder Seite ſteht ein paarmal das Wort Individualismus. Was bedeutet das nun eigentlich, ins Praktiſche überſetzt?

Die individualiſtiſche Forderung kann etwas Zwiefaches bedeuten. Sie kann ſich auf das Verhältnis von Erzieher und Kind beziehen und den Erzieher im Sinne von Rouſſeaus Ausſpruch: „Alles iſt gut, wie es aus der Hand der Natur hervorgegangen iſt, alles entartet unter der Hand des Menſchen“ verpflichten, ſich von jeder bewußten Einwirkung auf das Kind zurückzuhalten. Die individualiſtiſche Forderung kann ſich aber auch auf das Erziehungsziel beziehen und bedeuten: Erziehe das Kind zur Selbſtbehauptung und erziehe es dazu, wie der beliebte Ausdruck heißt, „ſein eigenes Leben zu leben“.

Sehen wir uns den Individualismus als pädagogisches Prinzip erst einmal in der ersten Bedeutung an: Der Erzieher soll das Kind sich entwickeln lassen, soll sich zurückhalten, ja sich ausschalten. Er soll das Kind die Richtung seines Werdens gewissermaßen selbst suchen lassen, nicht sie ihm vorzeichnen. Das Kindesalter — das ist eine beliebte Formulierung dieser Forderung — ist eine Stufe menschlicher Entwicklung, die mit all ihren Erscheinungen des Willens, der Neigungen, der Instinkte genau so wertvoll und so berechtigt ist, wie die des Erwachsenen. Woher, als aus der Tatsache seiner bloßen brutalen Macht über das Kind nimmt der Erzieher das Recht, es nach *seinem* Willen, *seinen* Neigungen zu formen, zu verlangen, daß das Kind *seinem* Ideal gleiche?

In dieser Behauptung steckt ein Sophisma. Fassen wir die Aufgabe des Erziehers auch nur dahin zusammen, daß er dem Kinde *helfen* soll zu werden, so setzt doch eben diese Hilfe schon voraus, daß er eine Vorstellung von der Richtung und dem Ziel dieses Werdens hat. Und denken wir über die psychologischen Bedingungen und Möglichkeiten einer solchen erziehlichen Hilfe nach, so müssen wir uns jenes anderen Wortes aus dem Wilhelm Meister erinnern: „Wenn wir die Menschen nur nehmen, wie sie sind, so machen wir sie schlechter; wenn wir sie behandeln, als wären sie, wie sie sein sollten, so bringen wir sie dahin, wohin sie zu bringen sind", d. h. wir können auch in der Erziehung des Kindes nicht anders verfahren, wir können ihm nicht anders helfen, die besten Möglichkeiten seiner Natur zu verwirklichen, als wenn wir nicht von dem ausgehen was es *ist*, sondern von dem, was es *sein sollte*.

In dieser doppelten Hinsicht ist also die Forderung des Individualismus in der Erziehung zu korrigieren. Der Erzieher *kann* sich nicht in dem Sinne ausschalten, daß er überhaupt darauf verzichtet, aus dem Kinde etwas machen zu wollen, daß er es, so wie es ist, in der *Gesamtheit* seiner Instinkte und Neigungen für berechtigt und in seiner Art für vollkommen hält — dann macht er es wie gesagt *schlechter*. Aber — und damit kommen wir zu dem *positiven* und berechtigten Inhalt des pädagogischen Individualismus: der Erzieher muß *aus dem Kinde selbst* das Ziel seines Werdens zu bestimmen versuchen. Er hat die Pflicht, das Kind selbstlos, vorurteilsfrei zu studieren, und seine Erziehung dann ganz in den Dienst dieser Erkenntnis des Kindes und in den Dienst dessen zu stellen, was das Kind seinen Anlagen nach werden *kann*. In dieser Hinsicht sind alle Ansprüche des Individualismus an die Selbstverleugnung des Erziehers berechtigt und beherzigenswert.

In den allerwenigsten Familien ist von dieser Rücksicht auf das Kind, von diesem selbstlosen Dienst an der Entwicklung des Kindes die Rede. Die wenigsten Erzieher besitzen die Selbstbeherrschung und Selbstkontrolle, um wirklich ihr ganzes Verhalten dem Kinde gegenüber oder in Gegenwart des Kindes danach einzurichten, was diese Eindrücke dem Kinde schaden oder nützen. Wenn man für die Summe dessen, was in unserer durchschnittlichen Familienerziehung den Kindern verboten oder befohlen wird, ein gemeinsames Prinzip sucht, so heißt dieses Prinzip vielleicht: die Bequemlichkeit der Erwachsenen. Diese Bequemlichkeit kann natürlich gerade so gut zu dem laisser faire jenes falsch verstandenen Individualismus führen, den uns die kleine Geschichte von Ottilie Wildermuth so hübsch veranschaulicht, wie zum Gegenteil, zu einem Übermaß von Verboten, die weiter keinen andern Sinn haben, als dem Vater oder der Mutter ihre Ruhe zu sichern. Das Gewöhnliche wird eine Mischung von beiden Methoden sein: Freiheit, auch erziehlich bedenkliche Freiheit, wenn Vater oder Mutter das Kind

ſchnell loswerden wollen oder beſonders guter Laune ſind, und Strenge, wenn das Gegenteil der Fall iſt. Bei dieſer Willkür, die in der Bequemlichkeit und Oberflächlichkeit der häuslichen Erziehungspraxis wurzelt, wird der Konflikt zwiſchen dem Eigenwillen des Kindes und dem Willen der Erwachſenen zum Teil überhaupt erſt geſchaffen. Im Grunde nämlich hat das Kind ſelbſt eine gewiſſe Neigung zum *Geſetz*, zu geregelten Lebensformen. Es legt ſich oft ſelbſt Geſetze auf und befolgt ſie dann ſogar mit einer gewiſſen Pedanterie. Sobald irgend eine Forderung mit einer gewiſſen Konſequenz in ſein Leben eingreift, ſich als ein für allemal geltendes Geſetz dem Kinde begreiflich gemacht hat, hört die Auflehnung, das Gefühl des Zwangs und der Vergewaltigung ganz von ſelbſt auf. Gilt dies Gebot aber *einmal* und dann wieder *nicht*, ſo fühlt ſich das Kind nicht von dem *Gebot*, ſondern von der Willkür des Erwachſenen abhängig. Dieſe Willkür aber iſt eine beſtändige Reibungsfläche für ſeinen Eigenwillen, ſie reizt zur Auflehnung, ſie drängt ſich als Zwang auf, als Ausdruck einer rein perſönlichen Abhängigkeit, gegen die ſich gerade in einem tüchtig veranlagten Menſchen alles auflehnt. Die modernen Eltern ſind ſo furchtbar beſorgt, ihre Kinder nicht aufzuregen, ſie vor allem zu ſchützen, was ihre Nerven ſchwächen und reizen könnte. Wenn ſie nur einmal ernſthaft darüber nachdächten, wie viel Anlaß zu Aufregung, wie viel Gelegenheit zu unabläſſiger Reibung ihre eignen Inkonſequenzen geben. Nichts macht das Leben des Kindes ja ſo voll Unruhe, Unſicherheit und Enttäuſchungen. Nichts wirft es ſo hin und her zwiſchen Hoffnungen, die nicht erfüllt werden können, vergeblichen Wünſchen, Erfahrungen, die nicht zueinander paſſen und unbegreiflichen Eindrücken. Solche Willkür gibt dem Kinde aber auch ein gewiſſes Recht, ſich nur vor den Augen und in Gegenwart der Autorität an das Gebot gebunden zu halten; es fühlt eben durch, daß die Erwachſenen dies oder jenes nur um ihrer ſelbſt verbieten, und fühlt ſich auch nur um der Erwachſenen willen verpflichtet zu gehorchen. Das heißt, ſein Gehorſam iſt in dieſem Fall eher etwas Schlechtes als etwas Gutes, im beſten Falle aber ſittlich wertlos.

Gefährlicher noch als dieſe Prinzip- und Willenloſigkeit in der Erziehung iſt freilich *die* Konſequenz, die das Kind in eine ſeiner Natur fremde Bahn zwingen will, ſei es, daß Eltern zu wenig feinfühlig, zu gleichgültig, ſei es, daß ſie zu eigenwillig und ehrgeizig ſind. Daß unſere Zeit gegen die ſeeliſche Mißhandlung, denen Kinder in ſolchen Fällen ausgeſetzt ſein können, hellſehend und empfindlich geworden iſt, das macht ſie wirklich zum Jahrhundert des Kindes. Es gibt unter Müttern und „Fräuleins“ ſolche ruheloſen Pädagogen, die es ſich ſchuldig zu ſein glauben, das Kind unausgeſetzt mit ihrer Direktion zu begleiten. Mrs. Perkins Stetſon macht da in ihrem Buch „Kinder-Kultur“ eine hübſche Bemerkung: „Wir hemmen des Kindes Handlungen, die natürliche Folge ſeiner Gedanken und Gefühle, ſo unabläſſig, daß jene rührende Geſchichte von dem kleinen Mädchen, das ſagte, daß es Marie heiße, wohl wahr ſein kann. ‚Und wie heißeſt du noch?‘ fragte man ſie. ‚Laßdas‘, ſagte ſie — ‚Marie Laßdas‘. — Wir ſchicken dem Intellekt beſtändig ſeine Impulſe zurück und gewöhnen ihn an ſo unabläſſige Entmutigungen ſeiner natürlichen Initiative, daß er allmählich aufhört, das individuelle Betragen zu leiten.“ Das Produkt dieſer „Laß das“-Methode, zu der das ebenſo unaufhörliche „Tue das“ die Ergänzung bildet, iſt dann ſchließlich die Sorte Kinder, die immer mit der Frage „Was ſoll ich jetzt machen“ herumlaufen, Quälgeiſter, die ſich Eltern oder „Fräuleins“ ſelbſt herangezogen haben. Es ſind die Menſchen, die auch ſpäter im Leben Opfer jedes fremden

Willens sind, die weder die Lust, noch die Fähigkeit zur Herrschaft über ihren Willen jemals wieder gewinnen. Es sind die Trägen, denen das „Laß das" so in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß sie dann im Leben auch wirklich „alles lassen".

Gerade gewissenhafte Eltern kommen heute leicht in die Gefahr, zuviel erziehen zu wollen. Sie sehen aus jeder Äußerung des Kindes die Notwendigkeit irgend welcher erziehlichen Maßnahmen herauswachsen. Das Theoretisieren über Erziehung, überhaupt die Vollkommenheit der Methoden, die ganze medizinische, pädagogische, psychologische Literatur, die das Jahrhundert des Kindes über das Kind ausgeschüttet hat, das alles kommt dazu, um den Müttern die gesunde Harmlosigkeit zu nehmen. Es gibt schließlich nichts mehr, was nicht wissenschaftlich beobachtet und gedeutet wäre, woran nicht die verschiedensten Ratschläge geknüpft, worin nicht irgend welche Gefahren für Leib und Seele gefunden wären. Und so läßt denn diese pädagogische Wachsamkeit das Kind keinen Augenblick in Frieden, um so weniger, als nun noch die moderne Angst dazu kommt, vielleicht kostbare Genialitäten oder wenigstens Originalitäten nicht richtig zu erkennen und zu pflegen. Die große Gefahr, der die Kinder von pädagogisch eifrigen Müttern unter dem Einfluß der modernen Geniesucht ausgesetzt sind, ist die, über ihre vielleicht ganz einfachen und gesund-kindlichen Anlagen hinaus gesteigert zu werden. Das kann sich darin äußern, daß man unbegabten Mädchen durchaus Gymnasialbildung geben zu müssen meint, oder in verstiegenen Kunsterziehungs-Experimenten, oder in all den feineren und schwerer zu definierenden Versuchen, aus dem Kind etwas Apartes machen zu wollen. Die Gefahr, durch eine zu banale Erziehung geniale Anlagen zu zerstören, ist wirklich nicht so sehr naheliegend, aber vielleicht zerstört man durch zu viel Bewußtheit und zu ängstliche Pflege des Aparten die natürliche ungezwungene Einfachheit eines gesunden Menschenkindes, und das ist beinahe schlimmer.

Bei all diesen Anweisungen freilich, dem Kinde bei weiser Leitung von weitem doch den Frieden seines Tages nicht durch die Tue das- und Laß das-Methode zu stören, sieht mich das gequälte Auge so mancher Großstadtmutter an, die in enger Wohnung, in stetem Hin- und Hergehetze zwischen Küche und Kinderstube zu einer Art Polizeistimmung kommt, der die Aufrechterhaltung der äußeren Ordnung als erste Grundlage des Familienglücks und der Familienreputation erscheint. Dem Vater seinen Mittagsschlaf zu sichern, die von unten herauf- und von oben herunterschickenden Mitbewohner in friedlicher Stimmung zu erhalten, damit keine Kündigung erfolge, erscheint ihr dringender, als die komplizierten Vorschriften eines Erziehungssystems anzuwenden, das für Leute mit Landhäusern — Rousseau braucht ja sogar für seinen Emil nebst Erzieher ein eigenes Landhaus — ausgesonnen scheint. Und so mag denn auch von solcher Mutter oft genug dasselbe gelten, wie von jener Professorin mit den sieben Eigentümlichen: daß sie den ganzen Tag herumläuft wie im Taumel und den Augenblick herbeisehnt, wo sie ihre Schar sicher im Bett hat.

Wer selbst in der Kleinstadt oder auf dem Lande aufwuchs, der vermag erst die ganze Verkümmerung im Leben eines Großstadtkindes zu ermessen. Der köstlich verwilderte Kleinstadtgarten, in dem man toben und tollen und auch wieder träumen und lauschen kann, wo man allein sein kann, wirklich allein, ohne einen Erwachsenen plötzlich in die Welt hineinbrechen zu sehen, für die er viel zu stumpf und alltäglich geworden ist, der Hausboden, auf dem das Kind Schätze ganzer Generationen ahnt und zu finden weiß, das Wäldchen, in dem man den letzten Mohikaner in Szene

setzt — wo ist das Ersatzmittel für alle diese Paradiese für das arme Großstadtkind? Wo anders als an der Hand von Büchern kann es seiner Phantasie die köstlichen ziellosen Spaziergänge verschaffen, die im lauschigen Blattwerk oben auf dem Kirschbaum oder auf dem Rasen des Hausgartens so ganz von selbst kommen? Eine der kräftigsten Quellen für die Entwicklung eines gesunden Individualismus sprudelt dem Großstadtkinde nicht.

Und um vom Hause zu einem andren, gleich bedeutsamen Faktor in der Erziehung des Kindes überzugehen, zur Schule: auch hier ist das Großstadtkind im Nachteil. Nicht in bezug auf seine intellektuelle Entwicklung, wenigstens scheinbar nicht. Der Großstadtabiturient legt in der Prüfung zweifellos weit mehr Gewandtheit und scheinbare Urteilsreife an den Tag als der ungelenke, geistig schwerfällige Schüler des Kleinstadtgymnasiums; und doch wird es häufig so auskommen, wie bei jenem hohen Beamten, der dem geistig abgestumpften und unproduktiv gewordenen Großstadtfreunde antworten konnte: „Wir haben eben auf unsrem Gymnasium unsren Verstand geschont; darum hatten wir ihn später!"

Im ganzen zwar hat das Schulidyll der Kleinstadt auch eine starke Einbuße erlitten. Die selige Zeit, wo die Schule Hauptaktionsplatz für all die kleinen, den Kindern so unendlich wichtigen harmlosen Komplotte war, wo all das närrische, heimliche, gesetzlose Wesen ihr einen Schimmer der Romantik gab, den nur der Umstand störend beeinträchtigte, daß nebenbei auch manchmal gelernt werden mußte, diese selige Zeit ist auch für die Kleinstadt vorüber. Die „Tue das" und „Laß das"-Methode ist in ihrer schlimmsten Form, in der Form ein- und aufdringlicher Fragen, aus denen man die dem Lehrer passende Antwort herauszufinden hat, auch hier eingezogen. Es ist wahr, wir verstanden manches nicht, und haben wohl den Vers: „Soweit die deutsche Zunge klingt Und Gott im Himmel Lieder singt", dahin ausgelegt, daß der liebe Gott nur über Deutschland zu singen pflege. Aber es überkam uns ein ganz frommes nationales Gefühl dabei, und wir fanden diesen Vorzug vor den Franzosen ganz gerecht. Und dies kleine Mißverständnis war dem Emporwachsen der Kinderseele in der ihr gemäßen Richtung gewiß weniger schädlich, als der Formalstufenaufbau, bei dem das arme Gedicht und das arme Kind aus der Analyse in die Synthese, von dieser in die Assoziation, in das System und endlich in die Methode oder Funktion gehetzt wird. Wir waren nicht unterm Rad.

Unterm Rad! Ein alter Professor hat einmal auf die Frage, woher es doch käme, daß die Jungen heute weniger Lust zum Lernen hätten und auch weniger leisteten, tiefsinnig gesagt: „Das kommt von den Fortschritten der Pädagogik". Es liegt in dieser Ausbildung der pädagogischen Technik etwas Vernichtendes für alles Spontane, Unberechnete, in diesem Vorbedenken die Gefahr, daß das Unerwartete, auf das die Musterlektion dann plötzlich bei dem Kinde stößt, als unbequem und störend übergangen wird. Diese bis in die Einzelheiten hinein festgelegten Lehrpläne, nach denen alle Kinder nolens volens mitgeschleift werden, bieten immer weniger Raum für die kleinen Extravaganzen, das gelegentliche Abweichen von der glatt vorgezeichneten Straße, worin doch die Reize des Schullebens liegen. Und die Vorzüglichkeit und Pflichttreue der Lehrer gestattet dem Kinde immer weniger, sich unberechtigten Ansprüchen durch die selbsterhaltende Unaufmerksamkeit zu entziehen. Es wird schließlich den ausgefahrenen Weg durch alle Stationen mittraben, unlustig und mit halber Kraft, aber doch als leidlich brauchbares Schulkind.

Vielleicht scheint es manchem, als gerate ich selbst in das Fahrwasser jenes Individualismus, den wir hier kritisieren wollen, jener Ordnungswidrigkeit à tout prix, jener prinzipiellen Feindseligkeit gegen jeden Zwang. Keineswegs. Aber wozu uns der moderne Individualismus helfen kann, das ist die Grenze zu finden zwischen dem Gebiet des seelischen Lebens, innerhalb dessen das Kind den Erzieher braucht und dem anderen, auf dem es für sich sein muß, und nur aus sich selbst wächst. Und wenn wir dabei in Widersprüche geraten, hier etwas zugeben, dort etwas bestreiten, hier die Gefahr in dieser und dort in entgegengesetzter Richtung sehen, so entspricht das nur der Vielfältigkeit des Lebens überhaupt, das sich nicht unter eine einzige einheitliche praktische Theorie zwingen läßt.

* * *

Aber, wie schon zu Anfang gesagt worden ist, die individualistische Forderung hat noch einen andern Sinn: sie bezieht sich zugleich auf das Erziehungsziel, auf das Lebensideal, das man dem Kinde einprägen soll. Dieses Lebensideal soll individualistisch sein. D. h. das Kind soll zur Selbstbehauptung erzogen werden, es soll dazu erzogen werden, Wert auf sein Ich, auf die Entfaltung seiner Persönlichkeit zu legen, und von der Gesamtheit zu verlangen, daß sie dies Recht achtet. Man soll es, wie die Redensart heißt, einen „großzügigen, befreienden Egoismus" lehren.

Um für diese Forderung das rechte Maß zu finden, können wir nichts Besseres tun, als sie aus der Sprache des Key-Nietzschetums in die weniger anspruchsvolle, aber auch weniger zur Selbsttäuschung verleitende Sprache Herders zu übersetzen:

> Vergiß dein Ich; dich selbst verliere nie!
> Nichts Größres konnt' aus ihrem Herzen dir
> Die reiche Gottheit geben, als dich selbst.

Das ist das Programm des echten Individualismus; des Individualismus, den wir getrost dem Kinde als Lebensideal aufstellen, zu dem wir es, soweit das an uns liegt, hinführen sollten.

Die wichtigste Vorbedingung dafür scheint mir im Kindesalter zu sein, daß das Kind im Erwachsenen, in den Eltern, den Erziehern ein Höheres und Besseres findet als sich selbst, daß es die Ehrfurcht empfinden lernt, die sich dann auf das ganze Daseinsproblem erstreckt, und auf das, was als immaterieller Wesenskern dahinter steht. Nur die Anschauung des Guten und Großen wirkt im Kinde den Glauben daran und legt den Grund zu jenem: Vergiß dein Ich!

Nun ist es unzweifelhaft, daß gerade in diesem Punkt von den Eltern aus Sorglosigkeit viel gesündigt wird. Viele Eltern und Erzieher freilich sind eben ethisch unter dem Normalmaß, und ein Kinderauge sieht sofort, wenn sie etwa durch Stelzengehen dem abhelfen wollen. Aber auch sittlich hochstehende Eltern unterschätzen die Bedeutung der Ehrfurcht für ihr Kind; die Verehrung ist mehr auf ihrer Seite als auf der ihrer kleinen Hausgötzen. Nun gibt es aber für die Entwicklung des Kindes nach innen hinein nichts Schlimmeres als die Respektlosigkeit, das nil admirari; es wird arm an Idealen, und nur eines nimmt immer größere Dimensionen an: sein kleines Ich.

Wenn so die Ehrfurcht vor dem, was über, unter und um uns ist, wie in Goethes pädagogischer Provinz das innerste Motiv für das Zurücktreten des eignen

Ich beim Kinde werden soll, so versteht es sich von selbst, daß die tausend Gelegenheiten des täglichen Lebens, bei denen es gilt, gefällig zu sein, abzugeben, zu helfen, nicht unbenutzt bleiben dürfen. Kinder sind Kinder, und nach heiligen Augenblicken, die sie am liebsten in sich selbst verschließen, in die sie den profanierenden Blick des Erwachsenen nicht hineinschauen lassen mögen, kommt die gewöhnliche Tagesethik wieder zur Geltung, bei der das „Wie du mir, so ich dir", bei der auch das brutale Recht des Stärkeren seine Rolle spielt und das „Ich" durchaus nicht vergessen wird. Es ist ja überhaupt der psychologische Grundirrtum, der in der individualistischen Erziehungstheorie steckt, daß sie meint, aus dem Egoismus ein sittliches Ideal machen und zum Egoismus erziehen zu sollen. Bei der Mehrzahl der Menschen braucht man den Egoismus als Motiv wahrlich nicht zu stärken, da gilt der schöne, ohne weiteres einleuchtende Spruch von Wilhelm Busch:

Tugend will ermuntert sein,
Bosheit kann man schon allein.

Und die feinen Naturen, die in Gefahr sind, sich von den andern ausplündern und mißbrauchen zu lassen, die vielleicht einer Erziehung zum Egoismus *wirklich* bedürften, an denen versagt sie, die können wir durch Erziehungstheorien doch nicht schützen.

Aber nicht nur deshalb, weil die Fähigkeit, sein Ich zu vergessen, die Grundbedingung aller Entwicklung über sich selbst hinaus ist, nicht nur um der tiefen Wahrheit des Bibelwortes willen: wer sein Leben *verliert*, der wird es finden — auch aus rein äußerlich praktischen Gründen muß die Erziehung zum Egoismus ihren Zweck verfehlen. In der Welt, in die das Kind hinaustritt, herrschen soziale Gesetze, allgemeine Willensrichtungen, die kein einzelner Mensch zu seinen Gunsten ohne weiteres brechen kann. Selbstbehauptung ist im sozialen Leben an die Fähigkeit der Anpassung gebunden. Wer nicht den Willen und die Elastizität zu dieser Anpassung mitbringt, der vergeudet seine Kräfte in unfruchtbaren und nutzlosen Kämpfen.

Und nun die Ergänzung dieses „Vergiß dein Ich". Sie heißt:

— — — — Dich selbst verliere nie;
Nichts Größ'res konnt aus ihrem Herzen dir
Die reiche Gottheit geben, als dich selbst.

In der geistigen Welt wird nur *der* Mensch überhaupt eine Spur hinterlassen, einen eignen positiven Wert beitragen, der etwas für sich ist. Jeder Mensch kann und soll etwas für sich sein. Die Bedingung dazu aber heißt: innere Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit. Unsere Zeit macht es den Menschen unendlich schwer, diese Treue gegen sich selbst zu halten. Sie trägt an jeden einzelnen eine solche ungeheure Masse von Eindrücken, Anschauungen, Einflüssen jeder Art heran, daß die Ansprüche, die an unsere Aufnahmefähigkeit gestellt werden, alle geistige Kraft verzehren. Bei dieser Massenhaftigkeit der Anregungen ist es fast unmöglich, sie zu verarbeiten. Die Folge ist: Tausende von Menschen, die doch mittun wollen, begnügen sich mit Schlagworten, verlieren sich an Modeströmungen. Gerade darin liegt die große innere Unwahrhaftigkeit, die Wurzellosigkeit unserer modernen Kultur.

Wie schützen wir die Kinder vor dieser Gefahr? Es ist eine der wesentlichen Aufgaben der Schule, das Gefühl für diese innere Wahrhaftigkeit zu wecken, das

intellektuelle Gewissen zu erziehen, den Kindern die Kraft der Selbstbeschränkung in geistiger Hinsicht zu geben. Man sollte als Leitmotiv aller intellektuellen Bildung gerade im Hinblick auf die Kulturgefahren unserer Zeit das Wort aus dem Faust aufstellen:

Such er den redlichen Gewinn,
Sei er kein schellenlauter Tor.

Dazu gehört allerdings ein Stück Entsagung seitens der älteren Generation. Die muß der heranwachsenden Jugend die Pflicht gegen die eigenen Überzeugungen, die Pflicht zu geistiger Gewissenhaftigkeit erleichtern, auch wenn diese Pflicht die Menschen der Zukunft von denen der Vergangenheit trennt. Es kommt in dem Verhältnis von Eltern und Kindern immer der Augenblick, wo diese Trennung der Überzeugungen und Anschauungen eintreten muß, weil eben jede Generation in gewissem Sinne über die andere hinauswächst. Um diese Notwendigkeit zu verstehen und ihre Tragik zu überwinden, dazu braucht es weitblickende, tiefgebildete Eltern, weitblickende, tiefgebildete Mütter. In den vielen Schüler- und Jugendromanen unserer Zeit spielt diese unüberwundene Tragik ihre Rolle. In Hjalmar Söderbergs Roman: „Martin Birks Jugend" ist wohl die ergreifendste Stelle die, wie die Mutter dem davonziehenden erwachsenen Sohn nachschaut: „Sie fühlte, daß sie ihn verlieren würde, wie die Mütter immer ihre Söhne verlieren." Und was sie nur „fühlt", darüber denkt der Sohn nach. „Wie hatte das Verhältnis zwischen ihnen so werden können, wie es jetzt war? Für sie war er noch immer ein kleines Kind. Als er zuerst anfing, mit ihr über seine religiösen Zweifel zu sprechen, stellte sie sich, als glaubte sie, daß das etwas wäre, was er von außen hatte, von schlimmen Kameraden oder aus einem schlechten Buche. Dann war es dahin gekommen, daß er mit ihr von nichts anderem sprechen konnte, als von den alltäglichsten Dingen, von Hemden und Socken und Knöpfen, die angenäht werden sollten. Wenn ihr Gespräch einmal auf ein ernsteres Gebiet kam, behandelten sie sich gegenseitig wie kleine Kinder. Und ohne daß er es wollte oder es merkte, bis es schon zu spät war, konnte er dabei etwas Überlegenes im Tone annehmen, das sie verletzte, so daß nach einem solchen Gespräch beiden ein Stachel im Herzen blieb."

„Dich selbst verliere nie." Das ist ein Wort, das für das kleine Kind noch keine Bedeutung haben kann; für den heranwachsenden Menschen ist es das höchste Gebot. Sich gegen jeden Eingriff zu wehren in der großen Zeit seiner werdenden Persönlichkeit, kehrt er nicht selten alle Stacheln nach außen. Dann ist es Zeit, ihm die Schonung seiner Individualität zu zeigen, die dem kleinen Kinde oft in zu weitgehendem Maße zuteil ward. Um das zu tun, um den Werdeprozeß einer Eigenart geduldig und liebevoll zu ertragen und zu fördern, dazu bedürfen wir weitblickender, tiefgebildeter Eltern, weitblickender, tiefgebildeter Mütter.

Das Problem der Witwen- und Waisenversorgung.

Von

Alice Salomon.

Nachdruck verboten.

Die Praxis der Armenpflege führt uns auch ohne tiefgründige theoretische Erwägungen zu dem Ergebnis, daß die Arbeiterversicherungsgesetze bisher nur auf einem Gebiet ganze Arbeit getan haben. So groß der Segen der Alters-, Invaliden- und Krankenversicherung für die Arbeiterklasse ist, so viel Not und Leid dadurch den versicherten Familien erspart wird — der Schutz, den der Versicherungszwang verleiht, findet seine Grenze in dem Augenblick größter Schutz- und Hilfsbedürftigkeit der Arbeiterfamilie: in dem Augenblick, in dem der Tod den Versicherten abruft.

Wird dem durch Krankheit oder Invalidität erwerbsunfähigen Mann eine Rente, ein Krankengeld gezahlt, das wenigstens einen teilweisen Ersatz für den ausfallenden Lohn gibt, so erlischt diese Einnahmequelle, sobald der Familienvater stirbt. Die Witwe und die Waisen bleiben zurück, ohne Anspruch auf irgend welche Einkünfte zu haben. Nicht die Arbeitsunfähigkeit, sondern der Tod des Ernährers bedeutet für die Arbeiterfamilie Nahrungssorgen. Und man kann daher mit einer gewissen Berechtigung bei einseitiger Beurteilung der ökonomischen Verhältnisse sagen, daß es für Frau und Kinder besser ist, ein hoffnungslos kranker, siecher Mann bleibt am Leben als er stirbt; ein Zustand, der nicht nur unter rein menschlichen, sondern auch unter volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten beklagenswert ist. Der einzige Versicherungszweig, der auch eine nennenswerte Hilfe für die Familienangehörigen des Versicherten vorsieht, ist die Unfallversicherung. Es gilt daher heut in den besitzlosen Klassen als ein „Glück", wenn ein Familienvater nicht durch natürliche Todesursachen, wie Krankheit und Alter, sondern wenn er durch einen Unfall ums Leben kommt.

In Arbeiterkreisen bringt der Tod für die Hinterbliebenen nicht nur Kummer und Trauer, sondern auch Sorge und Elend. Er zwingt in den meisten Fällen Frauen, deren Beruf bis dahin — wenigstens während einer ganzen Reihe von Jahren — in der Versorgung des Haushalts, der Erziehung der Kinder lag, einen Erwerb zu ergreifen. Und da die Frauen keinen Beruf erlernt hatten, oder das in der Jugend Gelernte — ohne Übung — wieder vergessen haben, so müssen sie irgend einen schlecht gelohnten Gelegenheitsverdienst ergreifen, um sich und die Kinder „schlecht", aber „recht" durchzuschlagen. Im konkreten Fall bedeutet das, daß eine Frau in der Stadt die Wahl hat, ob sie in der Fabrik von morgens um 7 Uhr bis abends um 7 Uhr irgend welche mechanischen, stumpfmachenden und körperlich anstrengenden Handreichungen tun, ob sie bei fremden Leuten waschen und reinmachen, oder ob sie das Heim zur Werkstatt machen, ob sie Heimarbeit übernehmen will. Entscheidet sie sich für das erstere, so muß sie darauf verzichten, auch nur im bescheidensten Umfange ihre eigentlichen Mutterpflichten zu erfüllen. Eine Mutter, die für ihre Kinder durch außerhäusliche Erwerbsarbeit Brot verdient, kann ihnen nicht im gewöhnlichen Sinne Mutter sein. Vielleicht wird sie ihre Kinder vor Hunger schützen können. Aber es ist ihr nicht möglich, sie den Einflüssen der Straße zu entziehen. Sie kann sie nicht vor Verwahrlosung, vor Verführungen aller Art bewahren. Das Hauswesen entbehrt jegliche Pflege; die Kinder wachsen ohne Fürsorge auf, an Körper, Geist und Seele

vernachlässigt. Besser noch, die Mutter bleibt daheim, und *versucht* wenigstens, ihren Kindern Mutter und Vater zugleich zu sein. Es gibt kaum noch Gegenden — nicht einmal abgeschiedene ländliche Distrikte —, in denen nicht irgend eine Hausindustrie den Frauen die Möglichkeit bietet, im eigenen Heim Erwerbsarbeit zu tun. Die Heimarbeit erscheint daher auch den Frauen im Augenblick der Verwitwung als erster Rettungsanker. An diese elastischere Erwerbsart klammern sie sich an, weil sie keinen anderen Weg sehen, auf dem sie all ihren Pflichten gerecht werden können. Zu jedem Preis nehmen sie Arbeit ins Haus, und sind froh, wenn sie ihre Arbeitskraft nur überhaupt in Geld umsetzen können. Um sich dann schnell genug zu überzeugen, daß die Heimarbeit längere Arbeitsstunden von ihnen fordert, als irgend eine andere Arbeitsart — und ihnen einen Lohn gibt, der nicht einmal zur Befriedigung der nackten Existenzbedürfnisse *eines* Menschen geschweige denn für die Erhaltung einer Familie hinreicht. Und so gehen sie schließlich alle den Weg, von dem sie nie wieder zu selbständiger Lebensführung zurückkehren: den Weg zum Armenpfleger, der ihnen das Gnadenbrod — aus öffentlichen Mitteln, Unterstützungsgeldern — reichen soll. Und nicht besser liegen die Verhältnisse in landwirtschaftlichen Bezirken für die Witwen freier Landarbeiter. Ihnen fehlt es nicht nur an einer Gelegenheit zu ausreichendem Erwerb — in dörflichen Gemeinden pflegt auch die Armen- und Waisenversorgung beinahe völlig zu versagen, so daß eine Familie nach dem Tod des Ernährers oft bitterer Not preisgegeben ist. Die Berichte der öffentlichen Armenverwaltungen enthalten denn auch die Geschichte tausendfältigen Witwenelends, die Geschichte einer sich täglich wiederholenden, vorauszusehenden Not, für die bisher noch keine vorbeugende Fürsorge getroffen worden ist.

In Deutschland, dem Lande der Sozialgesetzgebung, ist es begreiflich, daß man angesichts eines so verbreiteten allgemeinen Mißstands die Hilfe der *Gesetzgeber* anruft, daß man die Hinterbliebenenfürsorge in den Kreisen der Arbeiter durch eine *Zwangsversicherung* zu ordnen hofft. Gehört doch zum eisernen Bestand sozialpolitischer Erkenntnis die Einsicht, daß die besitzlosen handarbeitenden Klassen selbst bei sparsamster Wirtschaftsführung nicht imstande sind, aus eigener Kraft für Zeiten der Arbeitslosigkeit, der Not vorzusorgen. Eine Witwen- und Waisenversicherung wird als Krönung der deutschen Versicherungsgesetzgebung in weiten Kreisen der Bevölkerung gefordert.

* * *

Immerhin wäre das Problem einer staatlichen Witwen- und Waisenversicherung wohl kaum seiner Lösung erheblich näher gerückt, wenn die Regierung sich nicht im Kampf um das Zolltarifgesetz mit Versprechungen verpflichtet hätte. Um die Belastung der besitzlosen Klassen durch die Lebensmittelzölle auszugleichen, verhieß der Reichskanzler am 15. Mai 1901 dem Reichstag, daß gewisse Überschüsse aus den neuen Zolleinnahmen zur Hebung der Wohlfahrtseinrichtungen im Reich und zugunsten der weniger günstig gestellten Klassen der Bevölkerung verwendet werden sollten. Ein Antrag *Trimborn*, der das Zollgesetz mit der Schaffung einer Witwen- und Waisenversicherung völlig verquickte, wurde dann im Juli 1902 als § 15 des Zolltarifgesetzes vom 25. Dezember 1902 angenommen. Die Bestimmung lautet:

„Der auf den Kopf der Bevölkerung des Deutschen Reiches entfallende Nettozollertrag der nach den Tarifstellen 1 (Roggen), 2 (Weizen), 102, 103 (Schafe), 105 (Schweine), 107 und 107a (Fleisch) und 160 (Mehl) des Zolltarifs (§ 1) zu verzollenden Waren, welcher die nach dem Durchschnitt der Rechnungsjahre 1898 bis 1903 auf den Kopf der Bevölkerung entfallenden Nettozollerträge derselben Waren übersteigt, ist zur Erleichterung der Durchführung einer Witwen- und Waisenversorgung zu verwenden.

Über diese Versicherung ist durch ein Bundesgesetz Bestimmung zu treffen. Bis zum Inkrafttreten dieses Gesetzes sind diese Mehrerträge für Rechnung des Reiches anzusammeln und verzinslich anzulegen. Tritt dieses Gesetz bis zum 1. Januar 1910 nicht in Kraft, so sind von da ab die Zinsen der angesammelten Mehrerträge sowie die eingehenden Mehrerträge selbst den einzelnen Invalidenversicherungs-Anstalten nach Maßgabe der von ihnen im vorhergehenden Jahre aufgebrachten

Versicherungsbeiträge zum Zwecke der Witwen- und Waisenversicherung der bei ihnen Versicherten zu überweisen.

Die Unterstützung erfolgt auf Grund eines vom Reichsversicherungsamte zu genehmigenden Statuts."

Graf Bülow hatte bei der Beratung dieses Antrags mitgeteilt, daß die verbündeten Regierungen im Interesse einer verbesserten und gesicherten Fürsorge für die Hinterbliebenen der arbeitenden Klasse dieser Forderung zustimmen würden.

Somit ist durch die Annahme des Zolltarifgesetzes die Entscheidung über die Einführung der Witwen- und Waisenversicherung gefallen, ohne daß eigentlich ein Kampf um diese so wichtige Frage geführt worden ist; vielleicht auch, ehe sich die leitenden und verantwortlichen Kreise über einheitliche Prinzipien für Ausführung dieses Beschlusses geeinigt hatten. Es ist daher nicht zu verwundern, daß trotz der Vorarbeiten, die im Reichsamt des Innern für eine Gesetzesvorlage über die Witwen- und Waisenversicherung gemacht werden, ein Entwurf noch immer nicht veröffentlicht ist.

Trotzdem dürfte es angebracht sein, daß die bei der Verwirklichung des Problems zumeist Beteiligten, die Frauen, sich rechtzeitig darüber schlüssig werden, was sie überhaupt von der Gesetzgebung fordern und erwarten können; für welchen Personenkreis ein Versicherungszwang zu wünschen ist, in welcher Höhe die Unterstützungen bemessen werden können und wie die Mittel für diesen Versicherungszweig aufzubringen sind.

Man wird der Beantwortung dieser schwierigen Fragen wenigstens um einen Schritt näher kommen, wenn man die Hinterbliebenenfürsorge zunächst aus dem Bereich theoretischer Erwägungen heraus in das Bereich des praktisch Erprobten versetzt; wenn man feststellt, was heute bereits in Deutschland auf dem Gebiet der Witwen- und Waisenversorgung geschieht.

Wenn der Lohn eines Mannes ausreichen soll, um ihn und seine Familie nicht nur während der Zeit seiner Arbeitsfähigkeit zu ernähren, sondern auch um ihn im Alter zu unterhalten, um seine Kinder zu versorgen, bis sie selbst erwerbsfähig sind, so müssen während der Dauer der Erwerbsfähigkeit Sparrücklagen gemacht werden. Häufig geschieht dies auch in der Form einer freiwilligen Alters- resp. Todesversicherung. Doch sind die Einnahmen in weiten Bevölkerungsschichten nicht groß genug — doch ist die Einsicht in die Notwendigkeit einer solchen Vorsorge zu wenig verbreitet, als daß ohne staatlichen Zwang, ohne obrigkeitliche Ordnung auf diese Weise in erheblichem Umfange für die Witwen und Waisen gesorgt würde.

Und das trifft nicht nur für die handarbeitenden Klassen zu. Auch im Mittelstand, selbst in geistig führenden Kreisen trifft der Tod des Familienvaters, des Ernährers die Angehörigen meist so unvorbereitet, stehen Witwen und Waisen den wirtschaftlichen Aufgaben so hilflos gegenüber, als ob der Tod nicht ein natürliches Ereignis sei, als ob man diese Möglichkeit niemals ins Auge gefaßt hätte. „Die Menschen sterben — seit hunderttausend Jahren schon — und doch wird fast in jedem Fall der Tod mit solchem Erstaunen, so unvorbereitet aufgenommen, als ob die Menschheit sich noch immer nicht mit dem Gedanken des Sterbenmüssens vertraut gemacht hätte."

Der Staat selbst hat sich denn auch auf den Boden der Tatsachen gestellt. Er rechnet damit, daß eine Fürsorge für die Witwen und Waisen von seiten der einzelnen Familienväter nicht in ausreichendem Maße zu erwarten ist, und er reicht die Hand, um die Hinterbliebenenversorgung in die Wege zu leiten. Zunächst für seine eigenen Angestellten: für die Beamten und das Militär.

Der Beamte, der auf Lebenszeit angestellt ist, von dem man den Einsatz der ganzen Arbeitskraft erwartet, soll auch von seinem Arbeitgeber, dem Staat, für sein ganzes Leben sichergestellt werden. Man zahlt ihn deshalb niedriger als freie, nicht beamtete Personen; sein Gehalt bleibt meist hinter den Preisen zurück, die auf dem Arbeitsmarkt für ähnliche Leistungen und gleiches Können erzielt werden. Aber der

Staat als Arbeitgeber garantiert seinem Beamten dafür dauernde Beschäftigung, ein Ruhegehalt für die Zeit der Arbeitsunfähigkeit, eine Pension für seine Witwe und seine erwerbsunfähigen Kinder. Das Witwen- und Waisengeld, auf das die Hinterbliebenen der Beamten Anspruch haben, ist daher als „aufgeschobene Gehaltszahlung" bezeichnet worden.

Die Leistungen der öffentlichen Körperschaften für die Angehörigen ihrer Beamten reichen im allgemeinen nur gerade aus, um die Hinterbliebenen vor bitterster Not zu schützen. Von einer standesgemäßen Versorgung ist man namentlich in den Kreisen der höheren Beamten noch weit entfernt. Das soll nur mit wenigen Beispielen ziffernmäßig belegt werden.

Die Witwen der deutschen Reichsbeamten und der preußischen Staatsbeamten der Zivilverwaltung haben nach dem Reichsgesetz vom 7. Mai 1897 resp. nach dem preußischen Gesetz vom 20. Mai 1889 Anspruch auf ein Witwengeld in der Höhe von $^{40}/_{100}$ der Pension, die der Verstorbene bezogen hat, oder zu beziehen berechtigt gewesen wäre, wenn er am Todestage in den Ruhestand versetzt worden wäre. Das Ruhegehalt der Beamten selbst beträgt nach vollendetem zehnten, jedoch vor vollendetem elften Dienstjahr $^{1}/_{4}$ des Diensteinkommens und steigt bis zu $^{3}/_{4}$ des Diensteinkommens, die im 50. Dienstjahr erreicht werden. Nach dieser Pension wird das Witwengeld berechnet, das mindestens 216 Mark und höchstens 3000 Mark betragen soll. Die Witwe eines Beamten, der ein Gehalt von 6000 Mark bezog, würde daher eventuell — falls er nur zehn Jahre im Dienst war — 600 Mark Pension jährlich beziehen. Witwen von Staatsministern und von Beamten der ersten Rangklasse, die bis zu 36 000 Mark Gehalt haben, erhalten eine Pension von 3000 Mark. Man kann sich vorstellen, daß Frauen aus diesen Kreisen — mit hochgeschraubter Lebenshaltung —, die dann allein auf diese Summe angewiesen sind, unter die „verschämten Armen" gerechnet werden müssen. Das Waisengeld beziffert sich bei Halbwaisen, deren Mutter zum Bezug einer Witwenpension berechtigt ist, auf ein Fünftel der Witwenpension für jedes Kind; bei Vollwaisen auf ein Drittel der Witwenpension.

Die oben angeführte Witwe des Beamten, der 6000 Mark bezog — das kann unter Umständen ein Landrat, ein Oberregierungsrat, ein Landgerichtsdirektor sein —, würde also, falls sie drei unmündige Kinder hat, eine Witwen- und Waisenpension von zusammen nur 960 Mark beziehen. Man bedenke, wie sie unter diesen Umständen der Aufgabe gerecht werden kann, die Kinder „standesgemäß" zu erziehen! Und wenn es immerhin ein außergewöhnlicher Fall ist, wenn ein Beamter nach zehnjähriger Dienstzeit stirbt, so erhöht sich die Pension nach 30jähriger Dienstzeit des Mannes schließlich auch nur auf 1200 Mark für die Witwe und 240 Mark für jedes Kind; das wäre für Frau und drei Kinder zusammen 1920 Mark. Außerdem ist in Betracht zu ziehen, daß das Gehalt bei einem großen Teil der höheren Beamten erheblich unter 6000 Mark zurückbleibt,[1]) daß der angenommene Fall noch keineswegs zu den ungünstigsten gehört.

Witwen- und Waisengelder dürfen zusammen niemals mehr als die Pension des verstorbenen Beamten betragen. Das Recht auf den Bezug des Witwen- und Waisengeldes erlischt für jeden Berechtigten mit dem Tode oder der Verheiratung, außerdem für jede Waise mit dem 18. Lebensjahr.

In ähnlicher Weise werden die Witwen und ehelichen Kinder von Offizieren unterstützt. Die Witwen von Personen des Soldatenstandes vom Feldwebel abwärts erhalten jährlich 216 Mark, gleichviel, welchem Jahrgange der Ehemann zur Zeit des Todes angehörte; das Waisengeld beträgt für Halbwaisen 44 Mark, für Vollwaisen 72 Mark jährlich.

Die Witwen- und Waisenversorgung der Universitätsprofessoren ist in Preußen in der Weise geregelt, daß die Witwe eines ordentlichen Professors 1650 Mark und

[1]) In Preußen beziehen Landräte 3600—6600 Mark Gehalt, Amtsrichter und Landrichter 3000 bis 6600 Mark, Regierungs- und Oberregierungsräte 4200–7200, Landgerichtsdirektoren 5100 bis 7200 Mark Gehalt.

die eines außerordentlichen Professors 1300 Mark erhält. Das Waisengeld einer Doppelwaise beträgt 720 Mark, und 480 Mark für jede weitere Doppelwaise. Eine Halbwaise bezieht 480 Mark, jede weitere Halbwaise 300 Mark.

Außerordentlich verschieden ist die Fürsorge für die Witwen und Waisen der Kommunalbeamten geordnet. In Preußen erhalten nach dem Kommunalbeamtengesetz vom 30. Juli 1899 die Witwen und Waisen der pensionsberechtigten Beamten der Stadtgemeinden — sofern nicht mit Genehmigung des Bezirksausschusses etwas anderes festgelegt ist — Pensionen nach den für die Hinterbliebenen der unmittelbaren Staatsbeamten geltenden Vorschriften unter Zugrundelegung des von dem Beamten erdienten Pensionsbetrages. Dabei tritt an die Stelle der für das Witwengeld vorgeschriebenen Höchstsätze der Betrag von 2000 Mark.

Es kann angesichts dieser Zahlen keinem Zweifel unterliegen, daß bei aller Bedeutung, welche die Pension im einzelnen Fall haben mag, wenn sie die Familie auch vor dem Hunger schützt, die Beamtenfrauen nach dem Tode ihres Mannes meist zu einer völligen Änderung ihrer Lebensweise gezwungen sind, daß sie entweder einen Erwerb suchen oder auf die Unterstützung und Hilfe von Verwandten angewiesen sind, oder daß sie sich an eine geradezu kulturwidrige Bedürfnislosigkeit gewöhnen müssen.

Unter ganz anderen Gesichtspunkten hat man die Fürsorge für die Witwen und Waisen der Arbeiterklasse zu ordnen versucht. Noch weniger als in anderen Schichten reicht bei den Arbeitern der Lohn für Ersparnisse aus, die ihnen aus eigener Kraft eine genügende, eine überhaupt nur erwähnenswerte Vorsorge für die Witwen und Waisen ermöglichen würden. Aber bei der oft wechselnden Tätigkeit, bei der nicht auf die Dauer berechneten Anstellung des Arbeiters kann die Versorgung der Witwe und der Waisen nicht von einzelnen Arbeitgebern erwartet oder verlangt werden. Nur die Gesamtheit der Unternehmer könnte für die Gesamtheit der Arbeiter verpflichtet, für die Versorgung der Angehörigen der Arbeiter verantwortlich gemacht werden, ebenso wie der Staat die Gesamtheit der Arbeitgeber für die Pflege kranker und erwerbsunfähiger Arbeiter heranzieht, nicht den einzelnen, in dessen Betrieb der Arbeiter zufällig krank oder invalide wird. Die Versicherung aller Personen, für die gleiche Gefahren, gleiche Möglichkeiten der Hilfsbedürftigkeit vorhanden sind, unter Heranziehung aller, die diesen einzelnen zur Hilfeleistung verpflichtet sind, könnte allein eine gerechte und durchführbare Grundlage für die Versorgung der Witwen und Waisen der Arbeiterklasse abgeben. Nur durch das Prinzip der größten Zahl, durch die Zusammenfassung vieler, durch die Verteilung des Risikos sind brauchbare Wahrscheinlichkeitsrechnungen möglich.

Tatsächlich sind denn auch Versuche zur Fürsorge für Arbeiterwitwen auf dem Wege der Versicherung hauptsächlich für solche Gruppen von Arbeitern gemacht worden, die einer gleichmäßigen oder gleichartigen Gefahr für ihr Leben ausgesetzt sind, und zwar gehen diese Versuche von dem Gedanken aus, daß die gefährdeten Personen oder ihre Arbeitgeber zur Versicherung, d. h. zur Vorsorge durch das Gesetz gezwungen werden müssen, damit alle an dem Nutzen der Versicherung teilnehmen und alle zu ihren Lasten beitragen.

In erster Linie sind die Knappschaftskassen zu nennen, die von jeher eine Witwen- und Waisenfürsorge gewährt haben. Im Jahre 1900 wurden in Deutschland von ihnen an fast 60 000 Witwen über $6^2/_3$ Millionen Mark, also durchschnittlich an jede 112 Mark ausgezahlt, und an 46 585 Waisen über $2^3/_4$ Millionen Mark, im Durchschnitt also fast 60 Mark.[1]) Es erhält also durchschnittlich im Monat eine Witwe etwa 9,50 Mark, eine Waise etwa 5 Mark. Auch das neue Berggesetz vom 19. Juni 1906 hat die Witwen- und Waisenfürsorge geregelt. Es verlangt in § 172a unter den Leistungen der Kassen eine Pension für die Witwe auf Lebenszeit oder bis

[1]) Vergl. „Die Witwen- und Waisenversicherung" von Professor Dr. Stier-Somlo in der „Zeitschrift für die gesamte Versicherungswissenschaft".

zur Wiederverheiratung, eine Beihilfe zur Erziehung der Kinder verstorbener Mitglieder bis zur Vollendung des vierzehnten Lebensjahres. Die Bemessung der Witwenpension erfolgt durch die Satzung.

Neben den Knappschaftskassen wird von großen staatlichen Betrieben, insbesondere von den Transportbetrieben[1]), für die Witwen und Waisen der Arbeiter gesorgt. Die preußische Eisenbahnverwaltung hat seit 1891 eine allgemeine Witwen- und Waisenversicherung eingeführt. Ähnliche Einrichtungen bestehen bei den übrigen deutschen Eisenbahnverwaltungen. Darüber hinaus geht das Herzogtum Sachsen-Koburg und Gotha, das am 1. April 1906 eine Hinterbliebenenversorgung für alle staatlichen Arbeiter und Angestellten eingeführt hat. Auch die unständigen, die Saisonarbeiter, sind dabei eingeschlossen. Die Unterstützung der Hinterbliebenen tritt bei den unständigen Arbeitern nach 15 Jahren, bei den ständigen nach 10 Jahren — eventuell vom vollendeten 21. Lebensjahre an — ein. Auch die Kinder aller verstorbenen ständigen Arbeiterinnen des Staates, sowohl eheliche wie uneheliche, was besonders hervorgehoben werden muß, haben Anspruch auf Unterstützung, falls die Mutter ganz oder überwiegend den Lebensunterhalt der Kinder bestritt. Beiträge der Bediensteten werden in Gotha nicht gefordert, allerdings erhalten sie auch keinen Rechtsanspruch, während die Straßenbahn- und Salinenarbeiter Badens auf Grund von Beiträgen einen solchen erwerben.

Auch viele große Stadtverwaltungen haben für die Angehörigen der Arbeiter ihrer Betriebe eine Versicherung oder Versorgung eingeführt; vielfach in der Weise, daß die Hinterbliebenen der städtischen Arbeiter eine Rente erhalten, ohne daß die Arbeiter zu Beiträgen herangezogen werden. In München, Erlangen und Nürnberg besteht dagegen ein Versicherungszwang für die städtischen Arbeiter.

Am weitesten und ausreichendsten ist aber die Hinterbliebenenfürsorge durch das Unfallversicherungsgesetz für die ihr unterstehenden Arbeiter resp. deren Angehörige geregelt. Hinterläßt ein Arbeiter, der durch einen Unfall stirbt, Witwe und Kinder, so erhält die Witwe, ferner jedes Kind bis zu seinem zurückgelegten 15. Lebensjahr eine Rente von je 20 Prozent des Jahresarbeitsverdienstes des verstorbenen Ernährers. Die Rente darf insgesamt 60 Prozent des früheren Arbeitsverdienstes nicht übersteigen. Im Falle der Wiederverheiratung erhält die Witwe eine Summe in Höhe von 60 Prozent des Arbeitsverdienstes des Mannes als einmalige Abfindung.

Die Frau eines Arbeiters, die mit zwei jungen Kindern zurückbleibt, würde demnach regelmäßig einen Betrag beziehen, der fast $^2/_3$ der Einnahme ausmacht, über welche die Familie zu Lebzeiten des Mannes während seiner Arbeitsfähigkeit verfügte; und es gibt tatsächlich zahlreiche Frauen, die auf diese Weise eine absolut auskömmliche Versorgung finden, die eventuell, da die Rente nicht an die Beibehaltung des Aufenthaltsorts geknüpft ist, imstande sind, an einem kleinen Ort sich eine behagliche Existenz zu gründen. Ich selbst habe eine Familie gekannt, die, als ihr eine Unfallrente im Betrag von etwa 60 oder 70 Mark monatlich bewilligt wurde, von Berlin fort in einen kleinen Landort zog, die dort mit den zur Verfügung stehenden Mitteln eine hübsche Wohnung mieten konnte und bei den auf dem Lande billigeren Lebensmitteln die Kinder gut zu ernähren und zu erziehen vermochte. Auf Anraten einer Berliner Wohlfahrtseinrichtung hat diese Familie, zuerst versuchsweise, dann in größerem Umfang, erholungsbedürftige Arbeiter gegen einen mäßigen Pflegesatz bei sich aufgenommen und schließlich aus diesem Betrieb erhebliche Nebeneinnahmen erzielt, durch die sowohl die Lebenshaltung als auch das soziale Niveau der Familie bedeutend gehoben wurde. Man kann daher wohl sagen, daß dieser Zweig der Versicherungsgesetzgebung eine so ausreichende Hinterbliebenenversorgung geschaffen hat, daß für den betroffenen Kreis ein standesgemäßes Auskommen der Witwen und Waisen, eine dem gewohnten Klassenbedarf entsprechende Lebenshaltung gesichert ist.

---

[1]) Düttmann, Witwen- und Waisenversicherung, im Staatslexikon, II. Aufl., 1904, Band V, Seite 1355.

Zum Schluß muß noch erwähnt werden, daß einige industrielle Großbetriebe für ihre Angestellten und Arbeiter eine Witwen- und Waisenversorgung eingeführt haben. Da aber derartige Wohlfahrtseinrichtungen eine starke Bindung des Arbeiters an das Unternehmen voraussetzen, pflegen derartige Wohlfahrtseinrichtungen einzelner Unternehmer sich keiner großen Beliebtheit unter den Arbeitern zu erfreuen.

Faßt man die immerhin sehr beträchtliche Zahl von Beamten, Angestellten staatlicher und städtischer Betriebe und von Arbeitern zusammen, deren Witwen und Waisen schon heut über eine gesetzlich geregelte Versorgung verfügen können, so ergibt sich daraus, daß eine Witwen- und Waisenversicherung des Deutschen Reichs, wie sie durch das Zolltarifgesetz vorgesehen ist, keineswegs etwas absolut Neues zu schaffen hätte, daß sie keineswegs für alle Arbeiterkategorien neu eingeführt werden müsse, sondern daß für ganze Gruppen bereits vorgesorgt ist, wenn auch auf sehr verschiedene Weise in bezug auf Art und Höhe der Unterstützungen. Es ergeben sich ferner daraus Fingerzeige, inwieweit Frauen darauf rechnen können, durch ein Gesetz über eine allgemeine Witwen- und Waisenversicherung für sich und ihre Kinder sichergestellt, vor Not geschützt zu werden.

* * *

Wenn man nach diesen Feststellungen mit der dahin präzisierten Frage an das Problem von neuem herantritt, so muß man sich klarmachen, daß vorläufig nur für die „Arbeiterklassen im Sinne der Versicherungsgesetze" eine Witwen- und Waisenversicherung ins Auge gefaßt ist, und daß auch für diesen Kreis, der keineswegs den für eine solche Versorgung wünschenswerten Personenkreis völlig umschließt, im besten Fall nur auf die Gewährung von Renten gerechnet werden kann, die zur Befriedigung der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse erforderlich sind. Müssen sich doch die Kosten einer solchen Einrichtung so hoch stellen, daß die Abgrenzung des zu versichernden Personenkreises und die Bemessung der Renten nicht von der Frage der Aufbringung der Mittel losgelöst, nicht getrennt davon behandelt werden kann. Der Staatssekretär des Innern hat am 14. Januar 1904 erklärt, es habe sich aus den Vorarbeiten des Reichsamts für eine Gesetzesvorlage bereits folgendes ergeben:

Selbst wenn die Witwen- und Waisenversicherung auf die allerschmalste Grundlage gestellt wird, auf eine Grundlage, die noch etwas Nennenswertes für die Witwen und Waisen bedeutet, so sei ihre Einführung ohne Erhöhung der bisherigen Beiträge der Arbeiter und Arbeitgeber zu Versicherungszwecken undenkbar. Auch die durch das Zolltarifgesetz vorgesehenen Einnahmen werden wahrscheinlich nur möglich machen, daß den tatsächlich erwerbsunfähigen Witwen Renten gezahlt werden.

Und am 3. Februar 1906 teilte Graf Posadowsky mit, daß die verbündeten Regierungen die im Reichsamt des Innern ausgearbeitete Denkschrift begutachtet haben und daß sie jetzt versicherungstechnisch geprüft werde. „Aber," so fuhr er in seiner Rede fort, „um Ihnen einen Begriff zu geben, was eine Witwen- und Waisenversicherung ungefähr kosten würde, wenn sie nicht auf einer sehr schmalen Grundlage errichtet wird, möge Ihnen folgendes dienen. Wenn der Witwe als Jahresrente im Durchschnitt die Hälfte der Invalidenrente gewährt wird, auf welche der verstorbene Ehemann bei seinem Tode Anspruch hatte und für jede Waise bis zum vollendeten 14. Jahre ein Drittel hiervon als Waisenrente vorgesehen würde, so kostet die Witwen- und Waisenversicherung schon annähernd ebensoviel wie die Invalidenversicherung."[1])

Was dieser Ausspruch bedeutet, ist daran zu ermessen, daß nach den Berechnungen des Reichsversicherungsamtes während des Jahres 1905 von der Invalidenversicherung 160 Millionen Mark an Entschädigungen gezahlt worden sind. Demgegenüber beträgt die Summe, die auf Grund der neuen Zolleinnahmen für die einzuführende Witwenversicherung in den Etat von 1906 eingestellt worden ist, nur 22 Millionen Mark.

[1]) Vergl. Stenographischen Bericht des Reichstages, 11. Legislaturperiode, II. Session, S. 980.

Will man daher eine Versicherung schaffen, die für den versicherten Personenkreis wirklich von Bedeutung ist, die nicht nur Hoffnungen erweckt, ohne sie zu erfüllen, die nicht nur eine Sicherheit vorspiegelt, sondern sich auch im Augenblick der Not als verläßliche Hilfe erweist, so wird man zunächst den Geltungsbereich des neuen Versicherungszweiges eng ziehen müssen. In diesem Sinne haben sich denn auch verschiedentlich Stimmen in der Fachpresse erhoben.

Auf Grund der Tatsache, daß Witwen im Gegensatz zu verheirateten Frauen fast in demselben Umfange erwerbstätig sind wie ledige weibliche Personen, daß alleinstehende Witwen sich oft sogar mit größerem Erfolg ihren Unterhalt verdienen als ledige Frauen; daß die schlechte Lage von Witwen ganz überwiegend durch die Sorge für den Unterhalt von Kindern bedingt ist, wünschte Düttmann[1]) die Gewährung von Renten auf invalide Witwen und auf Witwen, die Kinder im fürsorgebedürftigen Alter haben, zu beschränken. „Man wird die Unterstützung von arbeitsfähigen Witwen, welche nicht durch die Fürsorge für Kinder in der Ausnutzung ihrer Arbeitskraft verhindert sind, vielleicht überhaupt nicht für eine Aufgabe der Arbeiterversicherung ansehen und Zwangsbeiträge dafür erheben dürfen. Denn der Witwe des Arbeiters, die durch die Ausübung einer Erwerbsfähigkeit ihren Lebensunterhalt erwerben kann, darf recht wohl zugemutet werden, daß sie sich aus eigener Kraft durchschlage."

Und noch weiter hat Sophie Susmann diese Gedanken in der „Sozialen Praxis" ausgeführt.[2]) Sie fordert die Versicherung in erster Linie für die Halbwaisen. Denn die gesunde alleinstehende Witwe bedarf der Unterstützung nicht. Sie steht nicht schlechter da als die ledige Arbeiterin. Für alte erwerbsunfähige Witwen wird zum Teil schon jetzt durch die Invalidenversicherung gesorgt. Die Vollwaisen könnten aber unter der Fürsorge der Gemeinden bleiben, da schwerlich durch eine Reichsversicherung mehr für sie geschehen würde, als durch die kommunale Waisenpflege. Das Drückende der Unterstützung aus öffentlichen Mitteln pflege von Kindern nicht empfunden zu werden. Völlig hilflos sind aber heut Witwen, die unmündige Kinder zu versorgen haben. Es ist daher dringendste Aufgabe der Reichsversicherung, für die vaterlosen Waisen eine durchgreifende Hilfe zu schaffen. „Nicht nur um der Kinder willen — denen es zum Glück in unserer Zeit niemals an Anwälten für ihr Wohl fehlt, sondern vor allem um ihrer Mütter willen, die heute nicht Mütter sein, die den besten Teil ihres Wesens nicht ausleben dürfen, sondern die aufgehen müssen in der Sorge für das tägliche Brot, das sie doch nicht zur Genüge für die Ihren heranschaffen können, — deren Ehrgefühl leidet, da sie gezwungen sind, die öffentliche Armenpflege in Anspruch zu nehmen und die nicht selten, wenn der Verdienst nicht ausreicht, gerade durch ihre Mutterliebe auf Abwege geraten, durch sie in Versuchung geführt werden, für ihre Kinder zu betteln und Schlimmeres zu tun."

Sophie Susmann führt weiter aus, daß in einer normalen Ehe der Mann die Existenzmittel für die Familie erwirbt, und dadurch der Frau ermöglicht, sich vorwiegend der Fürsorge für die Kinder zu widmen. Stirbt die Frau, so nimmt man als selbstverständlich an, daß der Mann nicht noch den Posten der Frau übernehmen und für seine Kinder sorgen kann. Je nach seinem Einkommen bringt er sie gegen Entgelt besser oder schlechter unter. Vonseiten des Staates oder der Gesellschaft für diese Kinder zu sorgen, erscheint deshalb nicht dringend, weil der Mann meist nach kurzer Zeit wieder heiratet und dies auch tun würde, wenn seine Kinder genügend versorgt wären, während bei einer Witwe mit Kindern eine zweite Ehe keineswegs häufig ist.

Stirbt jedoch der Mann, so verlangt man von der Frau, bei der man im allgemeinen geringere Leistungsfähigkeit voraussetzt, die doppelte Leistung; sie soll

---

[1]) Vergl. Arbeiterwohl 1901 S. 74 und 1902 S. 1 ff., Soziale Praxis XI S. 613—616 und Artikel Witwen- und Waisenversicherung im Staatslexikon. 2. Auflage. 1904. Band V, S. 1358—1360.

[2]) Bd. XIII, Nr. 2 und 3 und Bd. XV, Nr. 21.

ihren Mutterberuf treu erfüllen und zugleich die Ernährerin ihrer Kinder sein. Nicht einmal zeitweise nimmt der Staat ihr die Fürsorge für die Kinder ab, damit sie ruhig ihrer Arbeit nachgehen kann — ganz und gar in Anstalten würden die meisten Mütter ja, zu ihrer Ehre sei's gesagt, die Kinder gar nicht geben wollen. Die Einrichtung von Krippen, Kinderhorten überläßt er der Privatwohltätigkeit; und was diese leistet, ist meist dem Bedürfnis gegenüber völlig unzureichend. So entstehen denn die Verhältnisse, die das Verlangen nach einer Witwen- und Waisenversorgung in erster Linie hervorgerufen haben, und für diesen Personenkreis sollte denn auch die Hilfe zunächst eingeleitet werden.

Stier-Somlo [1]) kommt zu einem ähnlichen Ergebnis. Lieber soll einer geringeren Zahl von Witwen eine einigermaßen befriedigende Rente zuteil werden, als vielen ein lächerlich minimales Almosen. „Die Gruppe der Empfangenden muß so eng sein, daß die Leistungen nicht auf ein gar zu kümmerliches Minimum herabsinken." Um eine annähernde Berechnung der für eine Versicherung in Betracht kommenden Witwen zu geben, sei angeführt, daß im Jahre 1895 in Deutschland 3 720 255 invalidenversicherungspflichtige verheiratete Männer gezählt wurden. Durch die auf diesen Kreis entfallenden Sterbefälle würden jährlich etwa 52 880 Frauen verwitwen. Dehnt man also die Witwenversicherung auf den der Invalidenversicherung unterstellten Kreis aus, so würde die Zahl der rentenberechtigten Frauen im ersten Jahre so groß sein, jährlich würden etwa ebensoviele neue Rentenberechtigte hinzukommen, während nur eine kleine Anzahl Witwenrenten durch den Tod erlöschen würden. Man hat die Zahl der in Betracht kommenden Witwen daher für das zehnte Jahr auf 445 000, für das fünfzehnte Jahr auf 623 000 berechnet. Die Zahl der Waisen würde sich noch beträchtlich höher stellen. Wollte man all diesen Frauen und Kindern durch die Versicherung auch nur den notdürftigsten Unterhalt sichern, so würden mehrere hundert Millionen Mark alljährlich erforderlich sein. Stier-Somlo wünscht deshalb nur Renten für die Bedürftigsten, die derart festzustellen sind, daß man eine rechtliche Formel für sie findet, welche die Höchstgrenze des jährlichen Erwerbes und die Zahl und das Alter, möglicherweise auch die Gesundheitsverhältnisse der von der Witwe mitzuernährenden Kinder als Merkmale annimmt.

* * *

Auch über die Höhe der zu gewährenden Unterstützungen gehen die Wünsche und Ansichten stark auseinander. Die Urheber des § 15 des Zolltarifgesetzes haben 100 M. als jährliche Rente für die Witwe, 33⅓ M. für jede Waise in Aussicht genommen. Düttmann hat vorgeschlagen, das Witwengeld auf 40 Prozent, das Waisengeld für das erste Kind, wenn nicht gleichzeitig Witwengeld gezahlt wird, auf 30 Prozent, sonst stets auf 20 Prozent der Invalidenrente anzusetzen, die der Verstorbene bezog oder zu beanspruchen gehabt hätte, wenn er zur Zeit des Eintritts des Todes erwerbsunfähig geworden wäre. Witwen- und Waisengeld sollen nur bis zum Betrage der Invalidenrente gewährt werden.

Vor einer zu niedrigen Ansetzung der Renten muß unter allen Umständen gewarnt werden. Die Invalidenrenten sind nach den geltenden Bestimmungen so niedrig bemessen, daß ohne ihre Erhöhung dieser Maßstab zur Gewährung völlig unzureichender Unterstützungen führen würde. Und auch eine Summe von 167 Mark jährlich für eine Frau mit zwei Kindern, wie sie der oben angeführte Vorschlag vorsieht, würde vielleicht in kleinen ländlichen Gemeinden, in armen Gegenden mit niedriger Lebenshaltung und billigen Preisen eine gewisse Bedeutung haben; in großen Städten würde sie hinter den Unterstützungen zurückbleiben, die heut von der Armenverwaltung an Witwen mit Kindern gezahlt werden können. Wenn neben der Witwenrente die Heranziehung der öffentlichen Armenpflege notwendig bleibt, wäre materiell für die Bedürftigen wenig

[1]) Vgl. a. a. O. S. 676.

gewonnen, und ideell gar nichts, denn das entwürdigende „Bitten" bleibt dann den Frauen doch nicht erspart.

Sophie Susmann macht deshalb den außerordentlich beachtenswerten Vorschlag, die Kommunen, die durch eine staatliche Hinterbliebenenversicherung in ihren armenpflegerischen Aufgaben entlastet würden, zu den Kosten der Renten heranzuziehen, damit diese in der wünschenswerten Höhe normiert werden könnten. Das würde gleichzeitig ermöglichen, daß die Renten den Bedingungen der einzelnen Ortschaften angepaßt würden in Stadt und Land, Großstadt und Kleinstadt.

Die Frage der Aufbringung der Mittel, die schon gestreift wurde und die größte Schwierigkeiten macht, ist von den verschiedensten Seiten diskutiert worden. Selbst bei größter Einengung des Kreises der Rentenberechtigten werden so erhebliche Summen notwendig sein, daß die neuen Zolleinnahmen, die das Rad ins Rollen brachten, nur eine geringfügige Bedeutung haben. Ohne Heranziehung der Arbeitgeber und Versicherten wird die Organisation unmöglich sein. Nur durch ein Zusammenwirken all dieser Faktoren, von Reich und Kommunen, Arbeitgebern und Arbeitern wird sich die Frage der Finanzierung regeln lassen, und zwar scheint eine Angliederung an die Invalidenversicherung die wünschenswerteste Form der Verwaltung zu sein. Es könnte von ihr ohne Schaffung eines neuen Apparats, ohne tiefgreifende organisatorische Änderungen der neue Versicherungszweig übernommen werden.[1]) Ein weiter Personenkreis wäre zu den Lasten der Versicherung herangezogen; eine Erhöhung der Beiträge — etwa um 15 Prozent, wie vorgeschlagen worden ist — würde beträchtliche Einnahmen schaffen. Allerdings würde eine Erhöhung der bisherigen Leistungen der Invalidenversicherung notwendig sein, wenn ein brauchbarer Maßstab für die Bemessung der Witwen- und Waisengelder gewonnen werden soll.

Aber ist es berechtigt, Beiträge von der gesamten Arbeiter- und Unternehmerklasse zu beanspruchen, wenn nur bestimmte Personengruppen — etwa die Witwen, die Kinder zu versorgen haben — Vorteil daraus ziehen sollen? Sind die deutschen Arbeiter, sind die Arbeitgeber in Industrie und Landwirtschaft überhaupt imstande, weitere Lasten für den neuen Versicherungszweig auf sich zu nehmen? Gerade dieser Einwand ist während langer Jahre mit Erfolg gegen die Forderung nach einer Witwenversicherung vorgebracht worden und dürfte auch in nächster Zeit wieder in die Diskussion gezogen werden.

Zweifellos kann die Belastung der Arbeiterschaft keine ernsthaften Bedenken erregen. Denn im letzten Grunde, im Resultat wird die Versicherung doch nicht eine Steuer, sondern eine Hilfe für die Arbeiterklasse bringen. Der Gesamtheit der Arbeiter wird doch nicht genommen, sondern gegeben. Gewiß braucht man nicht zu vergessen, daß von einzelnen wohl etwas gefordert wird, was andere erhalten sollen. Aber wenn wir überhaupt den Gedanken des Staats, der Solidarität anerkennen, so muß man auch unter den Arbeitern von den Starken und Bevorzugten verlangen, daß sie für die Schwächeren und Benachteiligten mit eintreten. Schließlich ist es doch nicht Verdienst, sondern Glück, wenn ein Familienvater lange genug lebt, um seine Kinder heranwachsen zu sehen, um sie versorgen zu können; Glücks genug, um ein Opfer zu rechtfertigen; und die Sicherheit, für den Todesfall die Angehörigen vor Not geschützt zu wissen, dürfte von den Arbeitern hoch genug veranschlagt werden. Ein Familienvater, der auch nur einen Funken von Verantwortlichkeit für die Seinen in sich spürt, dürfte sie mit keiner Beitragsleistung zu teuer erkauft finden; auch wenn sich schließlich herausstellt, daß seine Familie von dem — nach menschlichen Berechnungen doch für alle möglichen — Unglück verschont bleibt, und er sozusagen „umsonst", „für andere" gezahlt hat. Jede Versicherung beruht eben auf Gegenseitigkeit, und es liegt für die Arbeiter kein Grund vor, bei der Fürsorge für ihre Witwen und Waisen das Prinzip des gemeinsamen Risikos auszuschließen, das sich in den anderen Versicherungszweigen durchaus bewährt hat.

[1]) Vgl. Stier-Somlo a. a. O. S. 680.

Unendlich viel schwieriger ist die Frage der Heranziehung der Unternehmer zu behandeln. Verschiedene Autoren halten es für ganz ausgeschlossen, Beiträge für die Versicherung von Witwen und Waisen von den Unternehmern zu erheben, wohl unter dem Gesichtspunkte, daß diese in keinem direkten Abhängigkeits- und Arbeitsverhältnis zu irgend welchen Unternehmern stehen. Demgegenüber könnte man erwidern, daß nicht die Witwen und Waisen, sondern daß die Arbeiter selbst versichert werden sollen für den Fall ihres Todes, für die Sicherstellung von Summen zur Unterhaltung ihrer Hinterbliebenen, die normalerweise der Familienvater aus seinem Einkommen zurücklegen sollte. Und unter diesem Gesichtspunkte wäre die Belastung der Unternehmer zweifellos zu rechtfertigen, eine Belastung, die kaum zu umgehen wäre, wenn die Witwen- und Waisenversicherung — wie verschiedentlich gefordert — an die Invalidenversicherung angegliedert würde. Die Arbeitseinnahmen eines Mannes müssen nicht nur hinreichen, um seinen Unterhalt zu decken, sondern — das ist eine selbstverständliche Forderung — auch, um eine neue Generation von Arbeitern heranzubilden. Genügen sie hierfür nicht, so treiben die Arbeitgeber Raubbau an der arbeitenden Bevölkerung. Ein Arbeitszweig, in dem die gezahlten Löhne nicht ausreichen, um die Arbeiterschaft als Ganzes zu erhalten, d. h. also auch, um eine neue Generation mit heranzuziehen, ist ein parasitisches Gewerbe, das die Zukunft des Volkes zerstört oder gefährdet. Reicht der Lohn der Arbeiter nicht dafür aus, daß sie aus eigener Kraft — durch Sparrücklagen — die Erziehung ihrer Kinder für den Fall sicherstellen können, daß sie der Tod zu früh hinwegrafft — und das war zweifellos bisher der Fall — so müssen die Löhne der Arbeiter in irgend einer Form derart erhöht werden, daß ihnen die Erfüllung dieser Aufgaben ermöglicht wird. Die staatlich erzwungene Übernahme eines Teils der neuen Versicherungskosten von seiten der Unternehmer in Landwirtschaft und Gewerbe würde deshalb eine Lohnerhöhung bedeuten, die sich als notwendig erwiesen hat. Sind doch die Käufer der Ware Arbeitskraft verpflichtet, für die Erhaltung der Arbeitskraft — auch bei einer neuen Generation — Sorge zu tragen.

* * *

Der Fortschritt ist auf dem Weg; nichts kann ihn aufhalten. Die Witwen- und Waisenversorgung ist eine Aufgabe, deren Lösung sich der neue Reichstag, die Regierung nicht mehr lange entziehen kann. Zwar wird die Schwierigkeit des Problems zunächst nur für einen verhältnismäßig engen Kreis von Frauen eine Versorgung möglich machen, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß bei vielen die Wünsche und Bedürfnisse nach einer Hinterbliebenenversorgung unerfüllt bleiben werden. Aber unter allen Umständen werden auch die Frauen gut daran tun, ihre Forderungen dahin zu formulieren, daß Wenigen etwas Ganzes geboten wird, eine Hilfe und Unterstützung, die mehr als ein bloßer Name ist. Wir sollten uns zunächst darauf beschränken, etwa nach den Susman'schen Vorschlägen die Gewährung von Renten an Arbeiterwitwen, die Kinder zu versorgen haben, zu verlangen. In Bezug auf die Höhe der Unterstützung scheinen die Düttmann'schen Pläne — sofern man eine Erhöhung der Invalidenrenten voraussetzt — die annehmbarsten. Für eine Witwe mit drei Kindern würde darnach wenigstens der volle Betrag der Invalidenrente, die allerdings zur Zeit noch zu niedrig bemessen ist, erreicht. Die Aufbringung der Mittel wäre — bei Angliederung an die Invalidenversicherung — durch Arbeitgeber und Arbeiter unter Heranziehung von Reich und Kommunen in der oben angegebenen Weise zu bewirken.

Bei einer solchen Regelung der Angelegenheit werden die Frauen des Mittelstandes zunächst die Hoffnung aufgeben müssen, für sich selbst Vorteile aus der durch das Zolltarifgesetz entfachten Agitation und Bewegung zu ziehen. In den Kreisen, denen sie angehören, wird man nach wie vor das Streben darauf richten müssen, durch eigene Initiative, durch private Versicherung die Frauen und Kinder für den Fall, daß der Ernährer stirbt, sicher zu

stellen. Es ist gewiß richtig, daß die Fürsorge des Staates sich in umfassendem Maß den besitzlosen Klassen zuwendet, während auch der Mittelstand — sowohl kleine Beamte, wie Handwerker und Kaufleute — vielfach mit schweren Sorgen zu kämpfen haben, die ihnen von keiner Seite erleichtert werden. Aber so notwendig auch für diese Schichten der Bevölkerung ein Versicherungszwang wäre — angesichts der Tatsache, daß gerade im Mittelstand die Frauen beim Tode des Mannes fast immer völlig hilflos zurückbleiben —, so ist darauf doch zunächst nicht nur aus materiellen, sondern auch aus prinzipiellen Gründen nicht zu rechnen.

Man wird sich auch in Deutschland daran gewöhnen müssen, nicht alles vom Staat zu erwarten.

Die einzige Forderung, die neben dem Verlangen nach einer Witwenversorgung für die Arbeiterklasse Aussicht auf Erfolg hat, und die auch von den Frauen propagiert werden sollte, ist die nach einer besseren, wirklich standesgemäßen Versorgung der Beamtenwitwen. Im übrigen aber wird man die Frauen darauf verweisen müssen, selbst für die Sicherstellung ihrer Zukunft einzutreten, vor allem, indem sie ihre Männer zu einer privaten Lebensversicherung bestimmen. Bei der Verheiratung einer Tochter sollten Eltern es sich zur Pflicht machen, über die augenblickliche „Versorgung" hinaus an die Zukunft ihres Kindes zu denken, indem sie den Verlobten resp. den Ehemann zum Eingehen einer Versicherung veranlassen. Welcher hoffnungslosen Verzweiflung, welcher unbeschreiblichen Hilfslosigkeit gerade die Frauen des Mittelstands beim Tode des Ernährers ausgesetzt sind, das hat in krasser Weise eine Veröffentlichung der „Gartenlaube" festgestellt. In dem Buch „Vor den wirtschaftlichen Kampf gestellt", das auch in diesen Blättern besprochen worden ist, haben solche Frauen geschildert, auf wie unwürdige Weise sie versuchen mußten, Gelegenheitsverdienste zu finden, um sich durchzuschlagen, wie sie sich auf Grund der verschiedenartigsten Beschäftigungen eine Existenz zusammenflickten, die fast immer den Stempel des Untergeordneten, des Notdürftigen trug. An diese Kreise, die immerhin über größere Bildungsmöglichkeiten, über einen weiteren Gesichtskreis verfügen als die Arbeiterklasse, muß die Forderung gerichtet werden, mehr als bisher für die Zukunft vorzusorgen, nicht nur mit den besten Lebenschancen zu rechnen.

* * *

Aber ist denn die Versicherung für diese Kreise von Frauen — und ist sie überhaupt für die Frauen der richtige Weg, um sich für die Wechselfälle des Lebens, um sich gegen die Not zu schützen, die durch den Tod des Vaters über eine Familie gebracht werden kann? Muß man nicht unter frauenrechtlerischen Gesichtspunkten eine Witwenversorgung überhaupt ablehnen und hoffen, durch eine bessere Erziehung der Frauen zur Erwerbstätigkeit auch die verheirateten Frauen zur Erhaltung einer Familie in den Stand zu setzen?

Gewiß könnte man bei einseitiger Verfolgung des Gleichberechtigungsgedankens zu einer solchen Stellungnahme gelangen. Wer die rechtliche Gleichstellung der Frau erhofft auf Grund gleicher Leistungen von Mann und Frau, wer das Können der Frau an dem des Mannes mißt, der muß notwendig jeden Schutz der Frau, jede für Mann und Frau verschiedene Gesetzgebung ablehnen. Der muß die Erfüllung frauenrechtlerischer Forderungen erhoffen auf Grund gleichartiger Erfolge von Mann und Frau im Berufsleben. Er muß an erster Stelle in das Programm der Frauenbewegung die Forderung schreiben: Sorgt dafür, daß die Frauen im selben Umfang wie Männer der Erwerbstätigkeit nachgehen, daß auch die verheiratete Frau berufstätig ist, daß sie ebenso wie der Mann zu den Kosten des Familienhaushalts, der Kindererziehung beiträgt. Die ökonomische Selbständigkeit der Frau, ihre Fähigkeit, sich durch eigene Arbeit zu ernähren, und eventuell auch einige Kinder durchzubringen, das ist das natürliche Ziel, dem ein einseitiger Feminismus in konsequenter Verfolgung des Gleichheitsgedankens zustreben muß. In solchem Programm könnte für die

Forderung einer Witwenversorgung kein Raum sein. Sie müßte abgelehnt werden, wie denn auch der Gedanke des Arbeiterinnenschutzes — ja sogar des Wöchnerinnenschutzes — von Vertretern dieses Feminismus abgelehnt worden ist.[1])

Wer aber in der Frauenbewegung ein Mittel sieht, um die Frauen zur Nutzbarmachung ihrer besonderen Eigenschaften und Fähigkeiten zu erziehen, wer glaubt, daß die Frauen für die Gesamtkultur eigenartige, unersetzliche Werte schaffen können, die weniger auf dem Gebiet der Gütererzeugung als in der Pflege des Persönlichen liegen, für den gewinnt die Witwenversicherung eine besondere Bedeutung. Denn unter diesem Gesichtspunkt ist die Berufsausbildung der Frau wohl notwendig, damit sie nach eigener Wahl ihre Lebensaufgabe suchen kann, damit sie nicht um der Versorgung willen heiraten muß. Aber die Berufsausübung während der Ehe ist kein allgemein gültiges Ideal, die ökonomische Selbständigkeit der Ehefrau durch eigenen Erwerb erscheint für ihre rechtliche und soziale Gleichstellung nicht notwendig, weil in den meisten Fällen die Frau innerhalb der Familie, durch Pflege und Erziehung der Kinder mehr und besseres für die Gesamtkultur leisten kann als in der Ausübung eines Berufes, weil es daher nur darauf ankommt, durch die Frauenbewegung die Gleichwertigkeit dieser weiblichen Leistungen zur rechtlichen und gesellschaftlichen Anerkennung zu bringen. Die Bewertung der Hausfrauenarbeit, der ausgeübten Mutterschaft, der Erziehungsaufgabe als einer Kulturleistung, die der Schaffung materieller Werte durchaus nicht nachsteht, muß von den Anhängern dieser Richtung in der Frauenbewegung gefordert werden. Es muß den Frauen das Ziel gesteckt werden, daß jede Kraft die bestmögliche Verwendung sucht, und das ist nur durchführbar, wenn auch die Tätigkeit, in der die Mehrzahl der Frauen ihr Bestes leisten kann, bewertet und bezahlt wird, wenn die Ausübung des Mutterberufs mit ökonomischer Selbständigkeit zu vereinen ist. Man hat deshalb gefordert, daß der Frau ein rechtlicher Anspruch auf einen bestimmten Teil des Einkommens ihres Ehemanns eingeräumt werde als Entgelt dafür, daß die Ausübung der Familienpflichten die Frau von eigener Erwerbsarbeit zurückhält oder sie in ihrer Erwerbsfähigkeit jedenfalls beschränkt.

In Fortführung dieses Gedankens muß auch eine Witwenversicherung oder Versorgung in die Kette frauenrechtlerischer Forderungen aufgenommen werden. Solange man der Frau andere Aufgaben in der Familie stellt als dem Mann, solange man sie dadurch für Jahre der außerhäuslichen Berufsarbeit entzieht oder ihr diese erschwert, solange muß man auch konsequenterweise damit rechnen, daß eine Witwe sich und besonders ihre Kinder nicht aus eigener Kraft durchbringen kann, daß sie unter ungünstigeren Bedingungen auf den Arbeitsmarkt tritt als ein Mann oder als eine Frau, die der Berufsarbeit ohne längere Unterbrechungen nachgehen konnte. Die Witwen- und Waisenversicherung würde einen Ausgleich schaffen für die Einbuße an Erwerbsfähigkeit, die sich bei der Ehefrau aus der Ausübung der ihr durch Natur, Sitte und Recht auferlegten Aufgaben ergibt.

---

[1]) Es sei daran erinnert, daß bei Erlaß des dänischen Fabrikgesetzes vom Jahre 1901 der gesetzliche Schutz der Arbeiterinnen, der im Gesetzentwurf vorgesehen war, an dem Widerspruch der Frauenrechtlerinnen scheiterte, die sich um der Gleichstellung der Geschlechter willen gegen jeden besonderen Schutz der Frauen erklärten, sich sogar bis zu einer Befehdung des Wöchnerinnenschutzes, der schließlich gerettet wurde, verstiegen. Und ähnlich haben englische Frauenrechtlerinnen in den Jahren 1894/95 den angestrebten Schutz der Wöchnerinnen bekämpft und einen verhängnisvollen Sieg errungen. (Vgl. Soz. Praxis X. Jahrgang, Nr. 28 und 33.)

Opfernde Liebe.

Erzählung

von

Marie Tyrol.

Nachdruck verboten.

„Es war einmal ein kleines Mädchen, dem waren Vater und Mutter gestorben, und es war so arm, daß es kein Kämmerchen mehr hatte, darin zu wohnen —“

„Und kein Bettchen um darin zu schlafen — nicht, Großmutti?“ fiel der kleine Günther, mit leuchtenden Augen, ein.

Die Erzählende, eine schmächtige Frau mit noch reichem, grauem Haar und feinen Gesichtszügen, denen die Jahre wenig anzuhaben vermocht hatten, nickte. Sie saß mit ihren Enkelkindern auf dem großen Sofa im Eßzimmer, den siebenjährigen Günther zu ihrer Rechten, während sich das um weniges jüngere Lottchen an ihre linke Seite schmiegte. Die Jüngste, die kleine Erna, saß auf ihrem Schoß, und Frau Elditt strich dem Kinde mit der schön geformten Hand von Zeit zu Zeit beschwichtigend über die weichen, blonden Löckchen. „Und denkt euch,“ fuhr sie mit ihrer wohlklingenden Stimme fort, „das kleine Mädchen hatte endlich garnichts mehr als die Kleider auf dem Leib und ein Stückchen Brot in der Hand —“

Obwohl Günther und Lottchen es sich selbst ausgebeten hatten, daß die Großmutter ihnen das Märchen von den Sterntalern erzählen sollte, fühlte Frau Elditt doch, daß sie diesmal nicht ganz dadurch gefesselt waren. Trotzdem erzählte sie weiter.

„Und wie das Kind so dastand und garnichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel und waren lauter harte, blanke Taler. Und ob es gleich sein Hemdchen weggegeben, so hatte es ein neues an und das war von allerfeinstem Leinen, und da sammelte es die Taler hinein —“

„Und war reich sein Lebenlang“, schloß Lottchen schnell und glitt vom Sofa herab.

Dann schoß sie wie ein Pfeil durch das von dem milden Licht des scheidenden Apriltages erfüllte Zimmer. Ihr rotes Hängerkleidchen flog beim Laufen um sie her, und die langen, braunen Haare fielen in ihr hübsches, erglühendes Gesicht. „Fang mich, Günther!“ rief sie mit heller Stimme.

Und dann jagten sie beide so wild im Zimmer umher, daß sich Frau Elditt recht erleichtert fühlte, als das Kindermädchen eintrat.

„Elise — Elise!“ Günther und Lottchen flogen auf ihre Wärterin zu und schmiegten sich jubelnd in die Falten ihres sauberen, hellen Kattunkleides.

Dann sahen sie zu, wie das Mädchen die große Gaslampe über dem Eßtisch anzündete und warteten auf das mit einem leisen Knall verbundene Emporschlagen der Flamme. Als Elise aber eine Decke aus Wachstuch über das untere Ende des Tisches breitete, waren sie ein wenig enttäuscht. „Was, wir sollen schon Abendbrot essen?“

Aber das Mädchen band ihnen trotz ihres Widerstrebens, die kleinen Servietten mit der bunten Kante um, und bald verzehrten sie ihr Abendbrot mit bestem Appetit, während es großer Überredung von Seiten der Großmutter bedurfte, um klein Erna zu veranlassen, ihr Milchsüppchen löffelweise zu sich zu nehmen.

Günther und Lottchen waren eben im Begriff, ihrer Lebhaftigkeit wieder die Zügel schießen zu lassen, als Schritte im Nebenzimmer ertönten, und ein schlanker, hochgewachsener Mann in der Türöffnung erschien.

„Väterchen," riefen die Kinder, wie aus einem Munde.

„Bleibt nur ruhig, ihr kleinen Wilden, ich komme zu euch!" Doktor Valentini ging um den Tisch herum und beugte sein sympathisches, von einem schon ein wenig ergrauten blonden Bart umrahmtes Gesicht zu jedem seiner Kinder nieder. Dann drückte er seiner Schwiegermutter die Hand.

„Ich komme eben von einem Patienten aus Westend, Mama. Für heute ist alles glücklich erledigt."

Die Gegenwart des Vaters beschwichtigte die Wildheit der Älteren, und klein Erna zeigte sich geneigter, ihr Süppchen zu Ende zu essen. Trotzdem war es sichtbar, daß er das Vertrauen aller besaß. Als die Teller abgeräumt waren, holte Lottchen ihr Malbuch herbei, um dem Vater zu zeigen, was sie am Nachmittag ausgetuscht hatte. An der Lokomotive, die zu Günthers Eisenbahnzug gehörte, war ein Rad verbogen, das Doktor Valentini gerade machen mußte, und klein Erna wollte von ihm auf die Kniee genommen werden. Als er dann die kleine Gesellschaft zu Bett schickte, machte sich kaum ein Widerstand bemerkbar. Erna trippelte an Elisens Hand aus dem Zimmer, und die älteren Geschwister folgten gehorsam.

Frau Elditt wollte, ihrer Gewohnheit gemäß, mit hinausgehen, um ihre Lieblinge beim Auskleiden zu überwachen. Aber ihr Schwiegersohn bat sie, noch einen Augenblick bei ihm zu bleiben. Er sah ihr dabei forschend in das blasse, ein wenig abgespannte Gesicht. „Die Kinder haben dich wohl wieder tüchtig in Atem gehalten, Mama? Ich fürchte, das dauernde Zusammensein mit ihnen wird doch etwas zu viel für dich!" Eine feine Röte stieg in ihre schmalen Wangen. „Du weißt, wie glücklich es mich macht, wenn die Kinder sich ganz so geben, wie es ihnen ums Herz ist! Laß mich jetzt noch eine halbe Stunde zu ihnen — nachher essen wir zusammen Abendbrot. Ich habe heute Kiebitzeier für dich —"

„Wie schade!" Doktor Valentini stand hinter einem der den Tisch umgebenden Stühle, dessen hohe Lehne er mit seinen muskulösen Händen umfaßte. Seine klugen Augen wichen Frau Elditts Blicken aus. „Ich bin heute zum Abendbrot nämlich nicht zu Hause, Mama. Kollege Fischer hat mich eingeladen — er sieht heute ein paar Bekannte bei sich. Morgen wollen wir uns die Kiebitzeier aber gut schmecken lassen!" Dann zog er ihre Hand an die Lippen. „Ich muß mich jetzt schon von dir verabschieden, Mama. Ich soll schon um acht bei Fischers sein, und bis dahin heißt es noch, Toilette machen!"

Frau Elditt hatte die Kinder zu Bett gebracht. Sie saß nun allein vor dem zierlich gedeckten Eßtisch. Der kleine Teekessel, unter dem das blaue Spiritusflämmchen hin und herzuckte, summte. Vor ihr standen sorgfältig ausgewählte Leckerbissen, die dazu bestimmt gewesen waren, den meist schwachen Appetit des vielbeschäftigten Hausherrn anzuregen. Die Abendstunden, die sie mit ihrem Schwiegersohn zusammen zuzubringen pflegte, waren der heute Vereinsamten zum innersten Bedürfnis geworden, besonders während der letzten Zeit, als der durch den Tod seines heißgeliebten Weibes, der einzigen Tochter Frau Elditts, schwergebeugte Mann sich endlich wieder dem Leben zugewandt hatte. Es gab ja auch immer vieles zwischen ihnen zu besprechen, hauptsächlich der Kinder wegen, über deren Erziehung und Pflege sie im regsten Austausch standen.

Es wäre für die Alternde, die das sechszigste Lebensjahr bereits vollendet hatte, eine allzu schwere Aufgabe gewesen, ihren kleinen Enkeln die Mutter zu ersetzen, wenn sie nicht eine so feste Stütze an deren Vater gefunden hätte. Sie wußte es, was er für sie bedeutete, und sie vermißte ihn jetzt sehr. Trotzdem haderte sie mit sich selbst, daß sie ihm die kleine Zerstreuung, die ihm die Gesellschaft bot, nicht von Herzen gönnte! Was fand er denn bei ihr? Sie war eine alte Frau, deren ganzer Interessenkreis von den Kindern ausgefüllt wurde.

Aber warum es ihn jetzt gerade so häufig zu Fischers zog? Gewiß, es waren gute, lebensfrohe Menschen, aber bis zu diesem Frühling schien die Beziehung zwischen ihnen und Frau Elditts Schwiegersohn nicht über eine gewisse oberflächliche Freundschaftlichkeit hinaus gedeihen zu wollen. Und nun brachte Felix binnen vierzehn Tagen schon zum zweitenmal den Abend bei ihnen zu!

Angeregt durch einen eiferſüchtigen Argwohn, begann die einſame Frau nach einem beſonderen Umſtande zu forſchen, der auf das ſie befremdende, häufige Zuſammenſein ein klärendes Licht werfen konnte.

Und da tauchte, wie ein Geſpenſt aus dem Dunkel, eine Äußerung in ihrem Gedächtnis auf, die Felix neulich ſelbſt gemacht hatte. Frau Fiſcher hatte ſeit einiger Zeit eine Couſine bei ſich zum Beſuch. Wenn dieſe Verwandte nun jung und anziehend war, und wenn Felix um ihretwillen den Verkehr im Hauſe des Kollegen ſo eifrig pflegte?

Wie ein Schlag durchfuhr es die einſam Grübelnde. Eine erſchreckende Möglichkeit ſtand plötzlich vor ihr. Noch war ihr die Vorſtellung nie genaht, daß Felix einmal einer anderen die Stelle ihres toten Kindes einräumen könnte. Sein Schmerz um die Verlorene hatte ihn jahrelang ſo ganz ausgefüllt, daß es Frau Elditt wie ein Unrecht erſchienen wäre, den Gedanken an eine zweite Heirat auch nur aufkommen zu laſſen. Aber in letzter Zeit war er ein Freierer, ein Lebensfreudigerer geworden. Was ihr bisher nicht im Bereich der Möglichkeit zu liegen ſchien, kam ihr jetzt nicht mehr unwahrſcheinlich vor. Und wenn es einmal eintrat — vielleicht nicht in dieſem Falle, denn ihre Vermutungen waren allzu unbeſtimmt — ſondern ſpäter, in noch fern abliegender Zukunft, was wurde dann aus ihr? In namenloſem Schmerz um die einzige Tochter hatte ſie deren Kinder an ihr verarmtes Herz genommen und in der Sorge für die Verwaiſten Halt und Vergeſſen geſucht. Nach langem Ringen war ihr endlich Troſt geworden, mehr als ſie erwartet, überreich — ſollte ihr dieſer Troſt von einer Fremden, Unerprobten wieder genommen werden? Die letzten Jahre hatten die Kräfte ihrer Seele und ihres Leibes — ſie war Tag und Nacht um ihre Lieblinge geweſen und hatte alles an ihnen getan, was eigentlich die ungebrochene Widerſtandskraft einer jungen Mutter erfordert hätte — aufs höchſte angeſpannt. Noch ein Verzichten, wie das vor drei Jahren, als ſie vor Klärens offenem, mit Frühlingsblumen gefülltem Grabe geſtanden hatte, und ſie war gebrochen —

Aber warum quälte ſie ſich mit haltloſen Vermutungen? Es würde ja alles beim alten bleiben! Felix hatte ihr kein Recht gegeben zu glauben, daß er die Treue gegen ſeine verſtorbene Frau nicht länger bewahren wollte, und ſie ſelbſt würde auch in Zukunft für ihre Lieblinge die Beſte, die Einzige bleiben.

Aber obwohl allmählich eine gewiſſe Beruhigung über ſie kam, war ſie doch zu erregt, um noch einen Biſſen über die Lippen zu bringen. Selbſt die Blutorange, die ſchon, in zierliche Teilchen zerlegt, auf ihrem Teller lag, ließ ſie unberührt. Sie ſtand auf und erteilte die Weiſung, den Tiſch abzuräumen.

Nach dem Abendbrot pflegte ſie mit ihrem Schwiegerſohn in deſſen Arbeitszimmer ein paar Stunden zuzubringen. Obwohl ſie heute allein war, ließ ſie doch das Gas in dem behaglichen Raum anzünden, und nahm, wie immer, auf einem bequemen Schaukelſtuhl Platz. Aber der Genoſſe, der ſonſt, nicht weit von ihr, vor ſeinem großen, den Erker füllenden Schreibtiſch ſaß, leſend und Notizen machend, zuweilen auch mit ihr plaudernd, fehlte heute. Sie durchblätterte die Zeitungen, ohne rechtes Verſtändnis für das, was ſie las. Sie fühlte ſich ermüdet von den Anſtrengungen des langen Tages, weit müder als ſonſt. Das Alter, das ſie über ihren vielen lieben Pflichten zu vergeſſen pflegte, nahte ihr wohl doch mit immer ſchnelleren Schritten. Sie ſuchte die beängſtigenden Gedanken, die ſie zurückgedrängt hatte, und die nun wieder in ihr aufſtiegen, mit aller Kraft zu unterdrücken.

Ihre Blicke ſchweiften durch das Zimmer und blieben an dem Bücherſchrank haften, den Felix vor kurzem angeſchafft hatte. Auch der große, beinahe das ganze Zimmer füllende Teppich lag noch nicht lange an ſeiner Stelle. Zu Klärens Zeiten war es weit einfacher geweſen. Der Wohlſtand in der Häuslichkeit war ſeither ſichtlich gewachſen.

Kläre — —

Sie ſah die tote Tochter jetzt, im vollen Reize blühenden Lebens, ganz deutlich vor ſich, das liebliche, von rotgoldenem Haar umgebene Geſicht, aus dem die lachenden, dunklen Augen hell leuchteten! Hier, auf dem kupferfarbenen Plüſchſofa, ihr gerade gegenüber, hatte Kläre oft geſeſſen, zärtlich an ihres Mannes Schulter

geſchmiegt. Sie hatte immer heiter und glücklich ausgeſehen, bis in der Qual der letzten Stunden der Tod einen herben Zug in das erblaßte Antlitz grub. — Das ganze Weſen der früh Verſtorbenen war Sonnenſchein geweſen. Frau Elditt hatte das empfunden, als ſie den Gatten früh verlor, und die kleine Kläre ihr alles ſein mußte. Damals ſiedelte ſie aus ihrem weſtpreußiſchen Heimatſtädtchen nach Charlottenburg über, wo ihre Schweſter mit einem wohlhabenden Fabrikanten verheiratet war. Die Nähe von Berlin ſollte Kläre ſpäter die Gelegenheit zur Ausbildung bieten. Die Rückſicht auf die Tochter war für Frau Elditt in ihrer Witwenſchaft allein ausſchlaggebend geweſen. Um dem Kinde die mangelnden Geſchwiſter zu erſetzen, und ihm die Knappheit der äußeren Mittel weniger fühlbar zu machen, nahm ſie Penſionärinnen ins Haus, obwohl ſie, von ihrem Manne verwöhnt, eine große Scheu vor dem Umgehen mit Fremden hatte. Sie machte es auch möglich, daß die Tochter ſpäter ihr hübſches Maltalent ausbilden konnte. Als Kläre mit ihren Studien fertig war, gab ſie Malſtunden, und Frau Elditt mußte ſich ſchonen und pflegen und nur für die Tochter da ſein. Das ging ſo einige glückliche Jahre hindurch, bis, anläßlich einer ernſteren Erkrankung der Mutter, Felix Valentini ins Haus kam. Die Tage der Sorge zogen vorüber, und wenige Monate ſpäter war Kläre des jungen Arztes Braut. Das Glück fiel ihr in den Schoß — ſie hatte nichts dazu getan. Frau Elditt empfand das überquellende Beſeligtſein ihrer Tochter aus tiefſtem Herzen mit. Doch betrachtete ſie die junge Häuslichkeit, die ſich die Verlobten gründeten, ſo ſehr ſich Kläre das auch wünſchte, nicht als ihr dauerndes Heim. Sie hauſte allein in einer kleinen Wohnung, die der ihrer Kinder gegenüber lag. Und dieſe Zurückhaltung brachte ihr eine köſtliche Frucht — das volle Vertrauen ihres Schwiegerſohnes. Nie kam es zwiſchen den beiden zu einem Kampf um ſtrittige Rechte. Als dann die Kinder geboren wurden, und die junge Frau der Mutter bedurfte, erſchien es allen ſelbſtverſtändlich, daß Frau Elditt immer ausſchließlicher bei Valentinis weilte. Das Leben in der Familie, das nun drei Generationen umſchloß, wurde von Jahr zu Jahr reicher und inniger. Und da brach unerwartet die Nacht des Leides herein. Bei der Geburt der kleinen Erna ſtarb die blühende, lebensvolle junge Frau. Der Gatte und die Mutter hatten ſie ſorglich gehütet, niemand durfte ſich eines Fehlers zeihen. Es war ein unabwendbares Schickſal, das, mit allem herzzerreißenden Elend, das es mit ſich führte, getragen werden mußte.

Als Frau Elditt und ihr Schwiegerſohn von dem Kirchhof in Weſtend heimkamen, wo ſie an einem hellen Vorfrühlingsabend, beim erſten Geſange der Vögel, ihr Liebſtes hatten in die Erde ſinken ſehen, bat er ſie, bei ihm zu bleiben und für Kläres Kinder zu ſorgen. Und ſie, ſo ſchwach ſie ſich fühlte, wies den Bittenden nicht ab. All ihr Glück war zerbrochen, ihr Leben verheert, aber ſie hatte nun eine Pflicht, an die ſie ſich klammern konnte. Trotz ihrer leiblichen und ſeeliſchen Zartheit hatte ſie in ſchweren Tagen immer Stärke bewieſen, ſie war daran gewöhnt, ſich liebend für andere zu opfern. So gelang es ihr auch, der neuen, nicht leichten Aufgabe zu genügen. Die kleine Erna war erſt wenige Tage alt, ein zartes Pflänzchen, das jeder Luftzug ſchädigen konnte. Die alternde Frau mußte, um der Kleinen willen, jede eigene Bequemlichkeit daran geben, ſie mußte ſelbſt die Ruhe ihrer Nächte opfern, um das Leben des ſchwächlichen Kindes zu erhalten. Aber in ihrem heißen Wunſche zu nützen ſpürte ſie keine eigene Müdigkeit. Und ſie hatte die Genugtuung zu ſehen, daß ſich Erna im Laufe der Zeit nicht weniger günſtig entwickelte als die anderen Kinder. Eine beruhigte Zufriedenheit zog allmählich in die verdüſterte Häuslichkeit ein, ein gedämpftes, ſtilles Glücksgefühl, wie es aus der Trauer emporwächſt. Frau Elditt und ihr Schwiegerſohn lebten nur für die Kinder, in denen ihre einzige Hoffnung für die Zukunft beſchloſſen war.

„Frau Gerichtsrat möchten doch mal zu Günther kommen — der Junge iſt aufgewacht und will nicht wieder einſchlafen. Er verlangt durchaus nach Frau Gerichtsrat!“ Eliſe war mit raſchen energiſchen Schritten ins Zimmer gekommen und ſcheuchte die Einſame aus ihren Gedanken auf.

Kläres Erſtgeborener war der Großmutter Liebling, an dem ihr Herz vielleicht am innigſten

hing. Der liebe Junge, was mochte er nur haben? Sie hätte noch einmal nach den Kindern ſehen ſollen!

Eilig folgte ſie Eliſe in das große, nach dem Hof hinausliegende Schlafzimmer, das ſie mit den Enkeln teilte. Ein Nachtlämpchen erhellte den ſtillen Raum, in dem die weißlackierten, kleinen Bettſtellen in einer Reihe an der Wand ſtanden.

„Großmutti, liebes Großmutti" — Günther hatte ſich in ſeinem Bett emporgerichtet und ſtreckte Frau Elldit die Arme entgegen. Sein kleines Geſicht ſah erregt und ernſt aus.

„Was iſt dir, mein Liebling?" Die Großmutter beugte ſich über ihn und zog den kleinen, zitternden Körper an ſich.

„Großmutti, ich habe ſo deutlich geträumt — von der toten Mutti — ſie war hier bei mir! Sie ſaß an meinem Bett, und wir haben zuſammen geſpielt — mit den Gardeküraſſieren, weißt du, mit den neuen, die Vater mir geſtern mitgebracht hat! Und auf einmal wollte Mutti fortgehen, und ich war ſo furchtbar traurig darüber. Und als ich aufwachte, wußte ich auf einmal, daß Mutti geſtorben iſt —!"

Günther war das einzige von den Kindern, in dem noch eine beſtimmte Erinnerung an die Tote lebte. Aber er hatte aus eigenem Antrieb ſchon lange nicht mehr von ihr geſprochen. Auch er ſchien nahe daran zu ſein, die Mutter zu vergeſſen. Um ſo mehr fühlte ſich Frau Elldit jetzt durch das plötzliche Aufflackern der Erinnerung in ihm betroffen. Günther hatte von allen Kindern Klärens das tiefſte Gemüt.

Sie nahm neben ſeinem Bettchen Platz und ſprach beſchwichtigend auf ihn ein. „Morgen iſt Sonntag, Günther, und dann gehen wir ſchon Vormittags in den Schloßpark und füttern die wilden Enten —"

„Ja, das wollen wir, Großmutti —"

Sie faßte ſeine kleine, ſchmale Hand und ſtreichelte ſie. Dann begann ſie zu erzählen, vom Sommer, der nun bald wieder kommen würde, und von der Reiſe nach Göhren, die ſie alle, wie im vergangenen Jahr, zuſammen machen wollten. Nach einer kleinen Weile merkte ſie, daß er eingeſchlafen war.

* * *

Es wurde in dieſem Jahre mit Macht Frühling. Die Aprilſonne, die Tag für Tag an dem von einem warmen Wind immer aufs neue erhellten Himmel ſtand, entſandte heiße Strahlen. Drunten in der Schloßſtraße entwickelten ſich die Blättchen an den Sträuchern der Anlagen auffällig ſchnell, und die Frühlingsblumen ſchloſſen, wie in Eile, ihre Kelche auf.

In der Valentini'ſchen Wohnung war es jetzt ſchon zu früher Morgenſtunde licht und warm. Bis in die fernſten Winkel drang der goldene Sonnenſchein.

An einem hellen Vormittage ſtand Frau Elldit in ihrem weichen, grauen Morgenkleide, vor dem Eßtiſch und muſterte das feine, goldgeränderte Porzellan, das zu Klärens Ausſtattung gehört hatte, und das Eliſe heute, auf ihre Anordnung, aus dem Buffet nehmen mußte.

„Es fehlt noch eine Salatſchüſſel, Eliſe —"

„Ich ſuche ſchon, Frau Gerichtsrat!"

Die Herrin zählte unterdeſſen einen Stoß Teller durch, der vor ihr ſtand. Wieviel Teller brauchen wir doch? Zweimal wechſeln wir das Porzellan, und wenn Lindenhagens auch kommen, ſind wir acht Perſonen —

Sie verzählte ſich immer wieder. Ihre Gedanken ſchweiften unruhig hin und her. Heute, beim Frühſtück, hatte Felix ihr eröffnet, daß er zum Abend Fiſchers und ihren Gaſt, Fräulein von Weſthoff, eingeladen hätte. Auch ein junger Kollege ſowie Frau Elldits Schwager und deſſen Tochter ſollten kommen.

„Ich mußte mich doch einmal bei Fiſchers revanchieren, Mama," hatte der Hausherr geſagt, „und heute paßt es mir und ihnen am beſten. Ich denke, es wird dir auch recht ſein. Nicht wahr, du machſt alles beſonders hübſch? Aber ich weiß ja, daß ich mich auf dich verlaſſen kann!"

Er war bei dieſer Auseinanderſetzung etwas verlegen und erregt geweſen. Frau Elldit hatte es deutlich bemerkt. Auch fiel es ihr auf, daß er ihr ſeine Abſicht, die Bekannten einzuladen, erſt im letzten Augenblick kundgab. Er war am Abend zuvor wieder mit Fiſchers und Fräulein von Weſthoff zuſammen geweſen. Sie hatten im Theater des Weſtens den Zigeunerbaron geſehen, und Felix, der ſonſt Operetten ſo gar nicht liebte, behauptete, ſich

herrlich amüſiert zu haben. Und heute dieſes neue Beiſammenſein im eigenen Hauſe!

Frau Elditt hatte es ſich in den letzten vierzehn Tagen immer wieder zu beweiſen geſucht, daß der lebhafte Verkehr mit Fiſchers nichts weiter auf ſich hätte, daß er ſich aus dem natürlichen Bedürfnis des kaum vierzigjährigen Mannes, ſich wieder dem Leben zuzuwenden, vollauf erklären ließe. Aber heute ſtieg der quälende Verdacht, daß etwas Beſonderes, Folgenſchweres ſich vorbereite, doch von neuem in ihr auf — drohend deutlich wie noch nie.

„Hier iſt die Salatſchüſſel, Frau Gerichtsrat —“

„Nein, das iſt eine Gemüſeſchüſſel, Eliſe! Ich meine die große Schale aus geſchliffenem Glas.“

Eliſe begann von neuem zu ſuchen, und es kam der Herrin ſo vor, als wenn das Mädchen heute peinigend langſam wäre. Wenn ſie doch mit ihren wirren Gedanken hätte allein ſein können!

Da klingelte es draußen.

„Frau Gerichtsrat werden ſehen, daß heute noch Beſuch kommt!“ Eliſe ſtieg von ihrem Tritt herunter, mit deſſen Hilfe ſie die oberſten Fächer des Buffets durchſucht hatte.

„Ich empfange heute niemand —“

„Auch wenn Fräulein Lindenhagen kommt, ſoll ich Fräulein nicht annehmen?“

„Wenn Dora kommt, iſt es etwas anderes, das wiſſen Sie ja, Eliſe!“

Frau Elditt wünſchte ſehnlichſt, daß ihre Nichte ſie heute nicht aufſuchen möchte. Aber wenige Augenblicke ſpäter ſchleppte ſich Dora Lindenhagen, auf ihre Krücken geſtützt, mühſam ins Zimmer. Lottchen und Erna, die im Nebenzimmer geſpielt hatten, trippelten hinter ihr her.

Dora war ein Mädchen im Anfang der zwanziger Jahre, mit einer verkümmerten Geſtalt und einem feinen, blaſſen Geſicht, das die Ähnlichkeit mit Frau Elditt nicht verleugnete, und das hübſch hätte ſein können, wenn ein Zug krankhafter Verbitterung es nicht entſtellt hätte.

Lottchen ſprang um die junge Tante herum.

Dora ließ ſich ſchwerfällig auf einen Stuhl am Eßtiſch fallen. „Guten Morgen, Tante Clementine!“ Sie rang nach Luft und fuhr ſich mit der abgezehrten Hand nach der blaſſen Stirn. „Der Frühling iſt wirklich etwas Abſcheuliches! Ich bin hundemüde von der Hitze und habe Kopfſchmerzen, daß mir die Gedanken vergehen — Wenn du mir einen Gefallen tun willſt, Tante Clementine, ſchick' die Kinder aus dem Zimmer!“

Ein Ausdruck der Mißbilligung zeigte ſich auf Frau Elditts Zügen. Eliſe erhielt aber doch den Auftrag, die kleinen Mädchen hinauszuführen. Lottchen ging widerwillig, ſie hatte neugierig die Krücken der Tante betaſtet, die immer ihr höchſtes Intereſſe erregten.

„Gottſeidank!“

„Aber Dora —“

„Was willſt du, Tante Clementine? Ich bin eiferſüchtig auf die törichten, kleinen Geſchöpfe. Wenn ſie nicht wären, könnteſt du bei uns leben, und ich hätte dann endlich einen Menſchen um mich, an dem ich wirklich hänge! Ja, ich hänge an dir, Tante Clementine, und ich könnte, mit dir zuſammen, ein ganz erträgliches Daſein führen! Aber ſo vereinſamt wie ich bin, iſt mir das Leben zur Laſt —“

Frau Elditt ſah das junge Mädchen mit einem bekümmerten Blick an. Reue begann ſich in ihr zu regen. Sie hätte ſich um das arme, junge Geſchöpf mehr kümmern ſollen. Dora war das einzige Kind ihrer verſtorbenen Schweſter, die auch nur eine Tochter gehabt hatte. Frau Elditt ſtrich leiſe über das dunkle, ſich an den Schläfen kräuſelnde Haar Doras hin. „Liebe Dora,“ ſagte ſie ſanft, „du weißt, daß du ſo nicht ſprechen darfſt!“

„Es tut mir leid, daß ich dir wieder vorgeſtöhnt habe, Tante Clementine!“ Doras kluge Augen ruhten prüfend auf der vor ihr ſtehenden Frau, deren hohe, ſchlanke Geſtalt ſich in den aufreibenden, letzten Jahren ſichtlich vorn übergeneigt hatte. „Du ſiehſt garnicht gut aus, Tante — wirklich, beängſtigend elend!“ Das feine, blaſſe, von vollem grauem Haar umrahmte Geſicht, das ſo lange einen unverwüſtlichen Schimmer von Jugendlichkeit bewahrt hatte, erſchien an dieſem Vormittage tatſächlich verwandelt. Jeder Reiz war daraus wie hinweggewiſcht, es war das Antlitz einer alten Frau. „Ja, Tante Clementine, du mußt dich mehr ſchonen, es hilft nichts — die

Gören reiben dich ſonſt auf! Aber was habt ihr heute hier vor? Das ganze Buffet iſt ausgeräumt — ihr wollt doch nicht etwa eine Geſellſchaft geben?"

„Felix hat Fiſchers und ihren Logierbeſuch, ein Fräulein von Weſthoff, zum Abend eingeladen," verſetzte Frau Elditt, nicht ohne Verlegenheit. „Ich ſollte herüberſchicken und fragen, ob ihr nicht auch kommen wolltet?"

„Ich kann dir ſchon jetzt ſagen, daß wir nicht erſcheinen werden. Papa hat heute ſeinen Kegelklub, und den gibt er, wie du weißt, um keinen Preis auf, und ich habe zu ſtarke Kopfſchmerzen, abgeſehen davon, daß ein verkümmertes Geſchöpf, wie ich, überhaupt nicht in Geſellſchaft gehört" —

„Aber Kind —"

„Warum ſoll ich die Wahrheit durchaus nicht ausſprechen, Tante Clementine? Mir iſt heute übrigens wirklich ſehr ſchlecht, ſonſt würde ich vielleicht doch kommen und mir Fräulein von Weſthoff anſehen. Papa meint nämlich, daß Felix die Weſthoff heiraten wird —"

In Frau Elditts ſchmales Geſicht ſtieg eine glühende Röte. „Wie kannſt du nur ſo etwas nachſprechen, Kind! Felix wird Kläre nie vergeſſen, er heiratet überhaupt nicht mehr."

Frau Elditts Behauptung wurde in ſehr zuverſichtlichem Ton ausgeſprochen. Aber ſie glaubte ſelbſt nicht, was ſie ſagte. In den letzten Wochen war ihr Vertrauen auf Felixs Treue gegen die Tote langſam zerbrochen. Doch erreichte ſie ihre Abſicht, ihrer Nichte jede weitere Behandlung des peinlichen Themas unmöglich zu machen. Die Unterhaltung ſchleppte ſich noch ein paar Minuten fort. Das Mitleid, das ſich kurz zuvor in der alten Frau ſo warm geregt hatte, war nun erſtickt von ihrer eigenen Not. Frau Elditt hatte nur noch den einen Wunſch, daß Dora bald gehen möchte.

Nach einer kleinen Weile erhob ſie ſich denn auch mühſam. Frau Elditt begleitete ſie bis an die Entreetür, ihr ſo äußerlich eine Rückſicht erweiſend, die ſie ſich innerlich nicht mehr abzuringen vermochte.

Dann wandte ſie ſich den Vorbereitungen für den Abend wieder zu. Aber auch hier war ſie nicht recht bei der Sache. Sie gab Eliſe und der Köchin widerſprechende Aufträge. Immer wieder hörte ſie Dora in Gedanken ſagen: Papa meint, daß Felix die Weſthoff heiraten wird — und es war ihr, als ſollte ſie zuſammenbrechen.

Während des gemeinſamen Mittageſſens wagte ſie ihren Schwiegerſohn nicht recht anzuſehen. Obwohl ein ſchwerer Vorwurf gegen ihn in ihrem Herzen brannte, war es ihr doch ſo, als hätte ſie etwas gegen ihn auf dem Gewiſſen. Soviel aber bemerkte ſie, trotz ihrer innerlichen Erregung, daß er ſich in Gedanken viel mit dem Empfang der Gäſte beſchäftigte. Die Kinder, die um ſieben ſchlafen zu gehen pflegten, ſollten heute bis acht Uhr aufbleiben. Frau Elditt ſetzte dem anfangs einen leiſen Widerſtand entgegen. Was gingen Fiſchers die Kinder an, um die ſie ſich ſonſt nie gekümmert hatten? „Fräulein von Weſthoff hat mich häufig nach unſerer kleinen Geſellſchaft gefragt," ſchnitt Felix ihren Widerſpruch ab, „ich möchte ſie ihr zeigen."

Von ſieben Uhr ab drückten ſich die Kinder — Günther in ſeinem blauen Matroſenanzug, die beiden Mädchen in weißen Kleidchen, die Frau Elditt ſelbſt mit bunter Seide ausgenäht hatte — im Salon herum. Sie wurden müde und unartig vom Warten. Frau Elditt, etwas erſchöpft von den ungewohnten Vorbereitungen, ſaß auf dem Sofa, mit ihren Gedanken kämpfend und in qualvoller Spannung.

Der Hausherr ging im Zimmer umher und legte hier und da ſelbſt ordnende Hand an. Einer Jardiniere mit blühenden Hyazinthen, die er noch gegen Abend beſorgt und auf die blank polierte Platte des kleinen Sofatiſches geſtellt hatte, gab er in letzter Stunde auf einer abſeits ſtehenden Etagere einen anderen Platz. „Der Duft dürfte den Damen hier denn doch etwas zu ſtark werden, Mama —"

Die weiße Weſte, die er angelegt hatte, gab ihm ein feſtliches Ausſehen, und ſeine Züge, die lange Zeit immer denſelben troſtlos müden Ausdruck getragen, waren ſichtlich freudig belebt. Frau Elditt hätte ſich ſonſt über dieſe Wandlung gefreut, heute aber erregte ſie ihr eine ſchmerzliche Empfindung.

Endlich ertönte das lange erwartete grelle Läuten der elektriſchen Glocke. Draußen

klangen fremde Stimmen durcheinander. Dann traten die Gäste ein. Frau Doktor Fiſcher, eine üppige, blaſſe Blondine, die hübſch geweſen wäre, wenn ihr Geſicht nicht allzu ſehr das Gepräge nüchterner Alltäglichkeit getragen hätte, war die erſte. Ihr kleiner, lebhafter, dunkelhaariger Mann folgte ihr auf dem Fuß.

Frau Ellditt, die für Fiſchers nie etwas Beſonderes übrig gehabt hatte, und deren Gefühle für ſie in letzter Zeit nicht wärmer geworden waren, begrüßte ſie ein wenig froſtig, und die Kinder drückten ſich flüſternd in ihrer Ecke zuſammen.

„Mama, erlaube, daß ich dir Fräulein von Weſthoff vorſtelle —“

Es durchzitterte die Frau vom Kopf bis zu den Fußſpitzen. Sollte ſie jetzt wirklich Klärens Nachfolgerin kennen lernen? Die Blicke mit ängſtlich forſchendem Ausdruck hebend, ſah ſie ſich einem Mädchen von jugendlichem, anziehendem Äußeren gegenüber, und zwei tiefe blaugraue Augen blickten in die ihrigen. Was ſich auch gegen Hilde von Weſthoff in ihr regen mochte, ſie fühlte doch ſofort, daß ſie ihr ſympathiſch war.

Vielleicht beide von dem Wunſch beſeelt, etwas Näheres von einander zu erfahren, kamen ſie bald in ein Geſpräch, und Frau Ellditt hörte, daß Hildens Vater Gerichtspräſident in einer weſtfäliſchen Stadt war, daß ihre ältere Schweſter jetzt für ihn ſorgte, und daß die Mutter nicht mehr lebte. Hildens ganze Art ſich zu äußern, hatte etwas Charaktervolles, und doch war ihr Weſen wohltuend abgetönt.

Die Unterhaltung zwiſchen Hilde und Frau Ellditt währte aber nicht lange, denn Doktor Valentini nahm ſeine beiden kleinen Mädchen bei der Hand und ſtellte ſie ſeinem jungen Gaſt vor. Günther mußte Fräulein von Weſthoff ſeinen ſchönſten Diener machen. Jedoch nur Lottchen, die in ihrer Natürlichkeit jedem Fremden zutraulich entgegenkam, zeigte ſich von vorteilhafter Seite. Günther reckte ſeinen kleinen Körper verlegen hin und her und war, aus Schüchternheit, unartig, während klein Erna, als die neue Tante ſie auf den Schoß nahm, ein Mäulchen zog und hinausgebracht werden mußte. Auch die anderen Kinder wurden bald aus dem Zimmer geſchickt.

Trotz des ſympathiſchen Eindrucks, den Fräulein von Weſthoff auf ſie machte, empfand Frau Ellditt eine gewiſſe Genugtuung darüber, daß ihre Lieblinge, mit Ausnahme Lottchens, der jungen Fremden nicht mit offenen Armen entgegen kamen. Die Großmutter war aus ihren Herzen doch nicht ſo leicht zu verdrängen.

Bald darauf ging man zu Tiſch. Fräulein von Weſthoff, die ein junger unverheirateter Arzt führte, deſſen Erſcheinen ſich etwas hinausgezögert hatte, ſaß zur Linken des Hausherrn.

Im hellen Gaslicht konnte Frau Ellditt die Züge des jungen Mädchens noch deutlicher als zuvor erkennen. Ohne ſchön zu ſein, hatte Hilde ein vornehmes, reizvolles Geſicht, das reiches, warm gefärbtes braunes Haar in bauſchigem Bogen umgab. Ihre blaſſe, klare Geſichtsfarbe hob ſich wirkungsvoll von dem dunkelblauen Tuchkleide ab, das ihre ebenmäßige Geſtalt umſchloß. Der anziehende Eindruck, den ſie Frau Ellditt von Anbeginn gemacht, verſtärkte ſich noch. Hilde von Weſthoff ſchien ganz dazu geeignet, einem reifen Manne eine tiefe, ruhige Neigung einzuflößen. Felix war ſehr aufmerkſam gegen ſeinen jungen Gaſt, und wenn es für ihn in jedem Falle ausgeſchloſſen geweſen ſein würde, jemand in auffälliger Weiſe den Hof zu machen, ſo bemerkte Frau Ellditt auch durchaus nichts, was auf ein tieferes Einverſtändnis zwiſchen den beiden hätte hindeuten können.

Die Laſt von ihrer Bruſt wich mehr und mehr, ſie wurde immer unbefangener und heiterer. So waren ihre eigenen Befürchtungen, die Vermutungen anderer doch hinfällig und töricht geweſen? Ihr anfangs etwas ſteifes und froſtiges Weſen löſte ſich in herzliche Freundlichkeit auf. Ein leiſes Rot belebte ihr blaſſes Geſicht, und ihre immer noch ſchönen, dunklen Augen glänzten. Ihre urſprüngliche Sympathie für Fräulein von Weſthoff gewann jetzt ganz den Sieg in ihr. Nach Tiſch ſetzte ſie ſich neben die junge Fremde und ſprach mit ihr über die Kinder. Hilde hatte Lottchen am beſten gefallen. „Es iſt wirklich ein ſchönes Kind“, ſagte ſie, „und ſo warmherzig und natürlich!“

Felix stand hinter dem Stuhl seines jungen Gastes. Als er Hildens Äußerung hörte, leuchtete sein Gesicht.

Dann wurde die Unterhaltung allgemeiner, und schließlich forderte der Hausherr zum Musizieren auf.

Frau Ellditt sah ihn erschreckt an. Seit Klärens Tod war keine Taste auf dem Pianino berührt worden. Frau Fischer, die eine recht hübsche Stimme hatte, sollte singen, aber sie entschuldigte sich mit einer leichten Heiserkeit. Dann bat Felix Fräulein von Westhoff, etwas vorzuspielen.

Hilde warf einen fragenden Blick auf die Dame des Hauses, deren innere Ablehnung ihr nicht entgangen war, und Frau Ellditt sah sich daraufhin genötigt, sich der Bitte ihres Schwiegersohnes anzuschließen. Was blieb ihr anderes übrig? Auch war es ihr, wenn heute zum erstenmal wieder Musik im Hause ertönen sollte, entschieden lieber, Fräulein von Westhoff spielen als Frau Fischer, deren oberflächliche musikalische Darbietungen sie kannte, singen zu hören.

Hilde setzte sich ans Pianino und trug ein paar kleine Stücke von Schumann vor. Die Anmut ihrer Haltung trat während des Spielens besonders deutlich zu Tage. Sie hatte keine bedeutende Technik, aber einen auffallend schönen Anschlag, dem man es anmerkte, daß sie durch und durch musikalisch war.

Frau Ellditt bewegte das Spiel ganz besonders. Sie erhob sich, um Hilde zu danken. Aber Felix war ihr zuvorgekommen. Als sie sich Hilde näherte, stand er vor der jungen Fremden, hielt ihre Hand in der seinen und sprach warm und herzlich zu ihr. Dabei begegneten sich die Blicke der beiden. Es war nur ein kurzes Grüßen, aber es offenbarte Frau Ellditt, daß es doch einen tiefen, verborgenen Zusammenhang zwischen dem Mann und dem Mädchen gab, ein gemeinsames, wenn auch wohl noch nie geäußertes Hoffen auf künftiges Glück. In Hilde von Westhoff hatte ein umgestaltendes Schicksal doch die Schwelle der stillen Häuslichkeit überschritten.

Frau Ellditt erschrak bis ins innerste Herz. Die Worte freundlichen Dankes, die sie bereits auf den Lippen gehabt, blieben unausgesprochen. Es machte ihr Mühe, ihren Hausfrauenpflichten bis zum Aufbruch der Gäste zu genügen. Sie wußte nicht mehr recht, was die anderen redeten, die Worte schwirrten für sie ungesondert durcheinander. Die Gegenwart ging für sie in der Zukunft unter, deren Herannahen sie fühlte.

In Gedanken sah sie schon die Fremde an Klärens Stelle im Hause walten. Und für sie war ihr Kind noch nicht tot — Kläre stand in diesen erregenden Augenblicken so lebensvoll vor ihr, so zum Fassen deutlich! Ob der Mann, der sie so heiß geliebt hatte, sich ihrer nicht mehr erinnerte? Immer wahrnehmbarer trat seine Neigung zu dem fremden, jungen Mädchen jetzt hervor, als hätten die herbsüßen Klänge der Schumann'schen Musik das vorzeitig ans Licht gelockt, was er wohl aus Rücksicht auf andere, aus eigenem Schamgefühl, noch zu verbergen trachtete.

Als er Hilde zu später Stunde Lebwohl sagte und ihr dafür dankte, daß sie in sein Haus gekommen war und seinen Kindern ein so freundliches Interesse entgegengebracht hatte, hörte Frau Ellditt in seiner Stimme ganz deutlich den warmen, dunklen Unterton mitschwingen, den er einst für Kläre gehabt hatte — und nur für sie.

Dann kam eine schlaflose Nacht für Frau Ellditt.

Die Kinder schlummerten süß und fest, keine Sorge um einen ihrer Lieblinge bedrückte sie. Es war eine brennende Eifersucht auf das fremde, junge Mädchen, an dem sie keinen Makel hatte entdecken können, was die mit heißen Tränen Ringende quälte. Sie empfand sie um Klärens willen, die erst jetzt ganz für ihren Mann sterben würde, um der Kinder willen, denen sie sich so völlig hingegeben hatte. Wenn Hilde Felixs Frau wurde, hatten sie wieder eine Mutter, und sie, die Klärens Kinder über alles liebte, mußte in den Schatten treten.

* * *

„Noch ein Stückchen Brot, Großmutti, noch ein einziges, für das allerkleinste Entchen," sagte Lottchen und hob die braunen Augen bittend zu Frau Ellditt auf, ihr einen mit Brotresten gefüllten kleinen Korb aus der Hand ziehend.

Frau Elditt und die Kinder ſtanden auf einer der kleinen Brücken im Schloßpark und fütterten die Wildenten, die auf der ſtillen, mit Waſſerroſenblättern bedeckten Fläche des Teiches ihr Weſen trieben. Günther und Lottchen waren unermüdlich, das Brotkörbchen wanderte unausgeſetzt von einem zum anderen, während klein Erna, auf Eliſens Arm, mit großen Augen zuſchaute und laut aufjauchzte, wenn eines der winzigen, mit gelbem Flaum bedeckten Tierchen wirklich ein Stückchen Brot fand. Auch die großen, braungefiederten Enten mit den grünen, metalliſch glänzenden Köpfen waren recht poſſierlich, beſonders wenn ſie badeten, und das Waſſer in großen Tropfen um ſie aufſpritzte.

Die Kinder brachten jetzt den Spätnachmittag immer im Schloßgarten zu. Frau Elditt begleitete ſie meiſtens, doch wenn ſie eine Weile mit ihnen zuſammen geweſen war, ſonderte ſie ſich öfter von ihnen ab. Sie hatte Eliſe geſagt, daß ſie ſich nicht friſch fühlte, und die verſtändige, treue Perſon ſorgte, ſo gut ſie konnte, dafür, daß die Herrin wirklich eine Stunde der Ruhe fand. Es war ihr ſelbſt aufgefallen, daß die Frau Gerichtsrat in letzter Zeit angegriffen ausſah.

Auch heute, als das Brot endlich verfüttert war, wollte ſich Frau Elditt von den Kindern trennen. Wie immer, fiel ihr das nicht ganz leicht. Günther, an dem ihr ganzes Herz hing, war ſehr von ihr verwöhnt worden, und Lottchen, in ihrem kindiſchen Eigenwillen, fand es ſelbſtverſtändlich, daß alles nach ihren Wünſchen ging. Aber ſchließlich machte ſich Frau Elditt doch frei. Sie ging nun, zwiſchen weiten, grünen Raſenflächen, dem hinteren Teil des Parks zu. Zurückblickend, ſah ſie Lottchens rotes Kleidchen und Günthers hellen Matroſenanzug hier und da durch die Büſche ſchimmern. Hinter einander herlaufend, haſchten ſich die beiden und ſchienen wieder ganz befriedigt zu ſein.

Es war nun anfangs Mai, und des Frühlings Herrlichkeit hatte ſich voll entfaltet. Der Park prangte in reichem, zartgrünem Blätterſchmuck. Die Blüten des Faulbaumes ſtrömten ihren betäubend ſüßen Duft aus, und die erſten Dolden an den hohen Fliederſträuchern färbten ſich blau. Die gebeugte Frau, die in ſchlichtem ſchwarzem Kleide auf den Parkwegen dahinſchritt, ohne auf die ihr Begegnenden zu achten, vernahm das helle Singen der Vögel, von dem das Gebüſch ringsum wiedertönte, ſpürte den reinen, friſchen Luftzug des Maiabends, der ſo erquickend und voll Leben war, nur mit den äußeren Sinnen. Ihr Herz trug ſchwer an ſeiner verborgenen Laſt.

Drei Wochen waren nun ſeit jenem Abend vergangen, an dem Hilde von Weſthoff zum erſtenmal Felixs Häuslichkeit betreten hatte. Seither war ſie noch zweimal dageweſen. Einmal hatte ſie ſich, auf Felixs Anregung, zum Kaffee bei Frau Elditt angemeldet, und geſtern war ſie gekommen, um ihren Abſchiedsbeſuch zu machen. Heute Abend reiſte ſie in ihre weſtfäliſche Heimat zurück. Ob ſie nicht bald wiederkehren würde — für immer?

Frau Elditt glaubte beſtimmt, daß ihr Schwiegerſohn ſich mit der Abſicht trug, um des Mädchens Hand zu werben. Die verhängnisvolle Entſcheidung war wohl ganz nahe. Vielleicht erfolgte ſie, noch ehe Hilde abreiſte, vielleicht zog es Felix auch vor, ſchriftlich um das Jawort zu bitten. In den letzten Wochen war er offenbar in erregter, auf und niedergehender Stimmung geweſen, wie einer, der zwiſchen Hoffnung und Zweifeln ſtand. Er ſchien jetzt weder ſeine Neigung zu Hilde noch die Wünſche für die Zukunft, die er an die Perſon des Mädchens knüpfte, vor Frau Elditt verleugnen zu wollen. Vielleicht hätte er, wenn ſie ihm entgegengekommen wäre, offen mit ihr über das, was ihn bewegte, geſprochen, aber ſie vermochte es nicht. Und ſo ſchwieg er, ohne es ihr zu verbergen, wie häufig er mit Hilde zuſammenkam.

Und jedesmal, wenn ſie es erfuhr, wachte ein brennender, eiferſüchtiger Schmerz von neuem in ihr auf. Sie hatte in dieſen Wochen viel mit ſich gekämpft, und ihr heißes, eigenwilliges Herz doch nicht dauernd zur Ruhe zu zwingen vermocht.

Immer wieder ſagte ſie ſich, daß dem Manne, der ſo viel verloren hatte, ein neues Glück tief von nöten war. Und die Kinder? Kein anderer konnte ſich ſo ganz in ſie hineindenken, ſo ausſchließlich ihnen leben, wie ſie ſelbſt es in den letzten Jahren getan hatte, kein anderer würde ſie ſo lieb haben — das

wußte sie. Aber sie war eine alte Frau, deren Leben sich abwärts neigte. So weh das tat, sie mußte mit der Zeit rechnen, da sie nicht mehr bei ihnen sein konnte. Und sie kam dann zu dem schmerzlichen Schluß, daß sie eine Mutter brauchten. Trotzdem aber schien ihr der Gedanke kaum erträglich, daß sie einer Fremden den lieben, heiligen Namen geben würden, mit dem die stammelnden Lippen der beiden Ältesten einst die tote Kläre gegrüßt hatten. — —

Von innerer Unruhe getrieben, war Frau Elditt weit umhergegangen. Sie hatte sich dem äußeren Rande des Schloßgartens genähert, wo er an weite, mit gelbem Löwenzahn und braunrot blühendem Sauerampfer bedeckte Wiesen stieß, auf denen Pferde weideten. An dem gelb getünchten, mit Epheu umrankten Teehäuschen am Ende des Parkes vorüber wandte sie sich nun langsam wieder dem Schloß zu.

Einen Seitenweg verfolgend, entdeckte sie eine von Hollundergebüsch wie von einer natürlichen Laube umgebene Bank und ließ sich darauf nieder. Sie fühlte sich müde. Um der Kinder willen war sie meist viel auf den Füßen — allzu viel vielleicht für ihre abnehmende Kraft.

Nun hatte die Mattigkeit sie überwältigt und ihre innere Erregung gedämpft. Die letzten Wochen voll Unruhe, in der fürchtende Erwartung ihr kaum einen Augenblick inneren Friedens gelassen hatte, in denen sie unausgesetzt bemüht gewesen war, äußerlich gelassen zu bleiben, und das, was für andere ein Glück sein mochte, nicht als ein Unglück für sich selbst zu betrachten, lagen wie unter einem Schleier hinter ihr. Und doch wußte sie, daß die jüngste Vergangenheit für sie unendlich qualvoll gewesen war, daß sie die schwer erkämpfte Ruhe des letzten Jahres ganz und gar von ihr gescheucht hatte.

Vielleicht war es auch für sie am besten, wenn die Entscheidung schon heute fiel. Und doch wünschte sie, sie möchte noch nicht fallen! So lange das bindende Wort nicht gesprochen war, blieb ihr eine letzte, schwer zu rechtfertigende Hoffnung, daß es nie gesprochen werden würde, daß sie die Kinder auch weiter für sich behalten dürfte, daß alles beim alten blieb. Sie wußte es nun, daß sie während des letzten Jahres auf ihre Weise glücklich gewesen war, obwohl Kläre im Grabe schlief —

Die sinnende Frau hatte die Abschätzung für das Verrinnen der Zeit ganz und gar verloren. Sie, die sonst von steter Sorge um die Kinder Erfüllte, dachte nicht daran, daß ihre Lieblinge wohl schon daheim mit dem Abendsüppchen warteten. Der Streifen Sonnenlicht, der, durch die Äste einer Ulme gleitend, dicht vor ihren Füßen lag, wurde immer breiter und goldgesättigter. Das Schwirren der Insekten verstummte, und von dem vielstimmigen Vogelkonzert war nur noch das Rufen eines fernen Kuckucks übrig geblieben.

Frau Elditt hörte es auch nicht, daß sich jemand mit den schnellen Schritten eines Suchenden ihrem verborgenen Platz näherte. Die Augen dieses Einen leuchteten befriedigt auf, als er sie entdeckte, und er kam eilig auf sie zu.

„Da bist du ja endlich, Mama! Ich suche dich schon seit einer halben Stunde! Elise sagte mir, daß du im Schloßpark bist — ich konnte dich aber durchaus nicht finden."

In jähem Schreck war sie zusammengezuckt — Felix stand vor ihr. Er lüftete den Hut und fuhr sich mit dem Taschentuch über die erhitzte Stirn. Sein Atem ging schnell, und aus seinen Zügen leuchtete eine glückvolle Erregung. „Ich komme eben von Hilde, Mama. Wünsche mir Glück — seit einer Stunde ist sie meine Braut!"

So war es also da, das Erwartete, so lange heimlich Gefürchtete, und sie sollte ihn, der ihr totes Kind sein einziges, heißgeliebtes Weib genannt hatte, beglückwünschen, weil er eine andere an sein Herz nehmen durfte? Ihr zu ihm emporgerichtetes Antlitz war jäh erbleicht. Kein Wort kam über ihre zitternden Lippen. Die trostlosen, ohnmächtigen Tränen des Alters stürzten ihr aus den Augen.

„Um Gotteswillen, Mama!" Er blickte sie voll höchster Besorgnis an. Mit aufdämmerndem Verständnis für das, was in ihr vorging, zog er ihre Hände, wie um Vergebung bittend, an die Lippen.

Dann setzte er sich zu ihr, und sein Arm umschlang sie. Mit der doppelten Sorge des Arztes und des liebevollen Sohnes, suchte er

ſie zu beruhigen. „Ich hätte es dir nicht gleich ſagen ſollen, Mama, ich hätte dich vorbereiten müſſen! Eigentlich war es ja vorauszuſehen, daß es dich ſehr bewegen würde.“

In wachſender, ſchmerzvoller Verlegenheit blickte er vor ſich nieder, auf den im Schein der Abendſonne wie Gold leuchtenden Kies. „Mama“, ſetzte er dann langſam und gedämpft hinzu, „glaube ja nicht, daß ich Kläre vergeſſe, weil ich jetzt glücklich bin — das iſt ganz unmöglich, auch wenn ich nicht meine lieben Kinder hätte, die mich ſtündlich an ſie erinnern! Ich bin keiner von denen, die vergeſſen können — ich denke, das weißt du! Als ich damals um Kläre warb, da war es Frühling für mich, und der Frühling, das ſehen wir auch jetzt wieder, läßt ſich mit nichts anderem vergleichen. Aber es gibt auch ſchöne Spätſommertage, und die ſind für mich nun gekommen, und mein Herz ſchließt ſich ihnen dankbar auf. Ich bin auch feſt davon überzeugt, Kläre würde meine Wahl billigen, wenn ſie darum wüßte. Hilde wird den Kindern eine gute Mutter ſein. Du haſt mir doch früher auch geſagt, daß Hilde dir ſympathiſch iſt, Mama“ —

„Sie iſt gut und aufrichtig, Felix, davon bin ich feſt überzeugt!“ Das Sprechen machte Frau Elditt noch Mühe, aber der erſte Anſturm ichſüchtigen Schmerzes war überwunden. Sie dachte an ihn, der mit der zärtlichen Beſorgnis eines Sohnes neben ihr ſaß, und der nach ihrer Zuſtimmung verlangte. Sie durfte ihm die erſte Stunde neuen Glückes nicht trüben. „Gott gebe euch, dir und Hilde, reine Freude an eurer Liebe und laſſe euch lange und glücklich beieinander, mein lieber Sohn!“

Wieder küßte er ihre Hände, in heißem, ſtummem Dank.

Sie ſaßen noch eine Weile, in beredtem Schweigen, Seite an Seite, bis ihre gegenſätzlichen Gefühle, ſeine erregt glücklichen und ihre erregt ſchmerzlichen, ſich aneinander ſänftigten, und ſie ſich innerlich näher kamen. Dann mahnte Felix zum Aufbruch. Er wollte Hilde Abends noch auf den Bahnhof bringen, und die Kinder erwarteten die Großmutter.

Die Sonne war eben untergegangen, aber ſie hatte ein ſtrahlendes Leuchten am Himmel zurückgelaſſen, deſſen Widerſchein auf der im Frühlingsſchmuck prangenden Erde lag.

Während ſie dem Ausgang des Schloßgartens zugingen, blieb Felix auf einer der das Waſſer überſpannenden, gewölbten Brücken ſtehen. Sein freudiges Gehobenſein hatte ihn von der Arbeitsdumpfheit, die ſonſt auf ihm lag, befreit und die Aufnahmefähigkeit ſeiner Sinne erhöht, ſo daß die Schönheit des Bildes, das ſich ihm bot, ſich ihm gewaltſam aufdrängte und ihn feſthielt.

Von Baumgruppen und üppig wucherndem Strauchwerk umgeben, lag die Waſſerfläche, hier tief in das Grün einſchneidend, dort ſich maleriſch verengend, wie ein Spiegel, über den flüſſiges Gold rinnt, vor ſeinen Blicken da. Im Hintergrunde, ſcheinbar ganz nahe, ragte das Schloß empor, mit ſeinem langgeſtreckten Unterbau und ſeiner hohen Kuppel, die ſich in feſten Umriſſen von dem leuchtenden Himmel abhob. Und ein zweites Schloß tauchte aus dem goldſchimmernden Waſſer empor, das erſte grüßend, und das wunderſame Licht des jungen Frühlings ſchwebte über allem.

„Das iſt ja wunderſchön, Mama — und ich bin immer daran vorübergegangen, ohne es zu ſehen! Das kommt, wenn man nur der Arbeit lebt, wie ich in den letzten Jahren! Aber nun wird es wieder anders werden. Hilde hat Künſtleraugen, die ſich an allem freuen, und die alles ſehen. Wenn wir verheiratet ſind, führe ich ſie auch hierher —“

„Wann wollt ihr denn heiraten, Felix?“

„Ich hoffe, daß es Anfang Auguſt dazu kommt. Dann nehme ich mir Ferien, und wir können eine längere Hochzeitsreiſe machen.“

„Unterdeſſen werde ich die Kinder hüten. Und wenn ihr zurückkommt“ — es zuckte ſchmerzlich um Frau Elditts blaſſen Mund — „eine kleine Wohnung iſt ja bald geſucht und gefunden — allzu weit von euch darf ſie natürlich nicht ſein — denn mich ſo ganz von den Kindern zu trennen — das —“

„Aber wo denkſt du hin, Mama?“ fiel er ihr ins Wort, „du bleibſt natürlich für immer bei uns! Ich habe ſchon mit Hilde darüber geſprochen, und ſie iſt ganz meiner Meinung. Wir laſſen dich nicht fort — Hilde wird dich brauchen, Mama, denn im Umgehen mit Kindern hat

sie ja noch gar keine Erfahrung! Ohne dich finden wir uns nicht zurecht —"

Sie drückte seine Hand, die fest in der ihren ruhte. „Wir haben ja noch Zeit, uns alles zu überlegen, Felix", entgegnete sie ausweichend. Aber es war ihr doch so wie einem aus dunklem, dumpfem Grabgewölbe Emporsteigenden, dem plötzlich warme, belebende Sonnenluft entgegenschlägt.

Niemand würde von ihr verlangen, daß sie sich von ihren Lieblingen trennte. Die Zukunft erschien ihr plötzlich in einem helleren, hoffnungsvolleren Licht.

(Schluß folgt.)

Die Kunstausstellung im Lyzeumklub.

Von

Anna L. Plehn.

Nachdruck verboten.

Seitdem einige deutsche Künstlerinnen sich geachtete Namen und Respekt bei jedermann gesichert haben, hört man von neuem die Ansicht vertreten, daß besondere Frauenausstellungen überflüssig seien. Die Kunst sei nur eine, und die Werke von Männern und Frauen gehörten zusammen, damit man sie an einander messen könne. Auch anläßlich der Frauenausstellung des Lyzeumklubs in Berlin ist dergleichen geäußert worden, und da es eine Frau war, die diese Meinung in einer großen Tageszeitung vertrat, so besteht vielleicht eine doppelte Veranlassung, auf das Thema einzugehen.

Mir scheint nämlich, daß der Zeitpunkt noch keineswegs gekommen ist, wo die Frauen auf diese Art des Hervortretens verzichten können. Es ist wahr, von der Mehrzahl der Künstlerinnen, um die es sich diesmal handelt, sind schon wiederholt Werke in den großen Sommerausstellungen, sei es am Lehrter Bahnhof, sei es am Kurfürstendamm, gesehen worden. Aber jeder, der unter der Hand von den Dingen hört, die bei solchen Gelegenheiten zwar nicht in die Öffentlichkeit dringen, aber dafür mit um so mehr Bitterkeit in den Ateliers besprochen werden, weiß, daß von einzelnen Ausnahmen abgesehen, die Frauen noch keineswegs immer gern von den männlichen Kollegen willkommen geheißen werden. Nur ganz wenige können mit Sicherheit auf Annahme rechnen.

Jeder sieht, was angenommen wurde, aber keine, der es widerfährt, spricht gern von einer Ablehnung. Ist einmal viel Raum vorhanden, so haben mit guten Arbeiten auch solche Frauen Chancen, die noch kein Aufsehen gemacht haben. Bei Platzmangel müssen sie aber ganz gewiß zurückstehen, oft hinter solchen männlichen Kollegen, die nichts als bessere Verbindungen vor ihnen voraus haben. Es hieße mehr von einer Jury verlangen, als in der Regel Menschenart ist, wenn man erwarten wollte, daß die Herren, die in ihr die Macht haben, ganz und gar nicht Partei für die Männer nehmen sollten.

Dazu kommt noch ein anderes. Jeder weiß, wie in großen Bilderansammlungen kleine, feine Dinge leiden müssen. Wie viele werden sich z. B. der sehr diskreten Bildchen von Agathe Herrmann aus den letzten Sezessionsausstellungen erinnern? Der Zug der Zeit geht mehr als je eher nach dem, was auffällt und packt, als zum bescheidenen Abwägen. Für Talente der letzten Art kann man es fast unmöglich nennen, sich unter den Äußerungen eines oft heftigen Impressionismus und neben plakatmäßig dekorativen Malereien, die auf Fernwirkung berechnet sind, günstig bemerkbar zu machen. Das sind Werte von so verschiedener Art, daß sie nicht harmonieren können.

Hier wie überall muß das Zurückhaltende leiden. Keineswegs bilden die genannten Eigenschaften Kennzeichen aller Malerei männlicher Künstler. Aber viele rechnen sie sich zum Ruhm, und sie geben den großen Ausstellungen häufig das Gepräge.

Ebenso wenig kann man für alle Frauenkunst die feine Mäßigung, das bescheiden Zarte in Anspruch nehmen. Wir wissen, daß weibliche Malerinnen oft mit resoluter Kraft wirtschaften, daß sich einzelne sogar mit Ostentation derber Mittel bedienen. Aber ebenso sicher ist es, daß bei sehr vielen gerade das Bemerkenswerte eine Intimität der Auffassung ist, die sehr leicht übertrumpft werden kann. Diese werden in kleineren Räumen als die der großen Glaspaläste und bei einer beschränkten Zahl der Katalognummern mehr zu ihrem Vorteil wirken.

Endlich aber ist eine Ausstellung nicht nur die Arena, in der man sein künstlerisches Können produziert, sie ist zugleich eine Veranstaltung mit dem sehr praktischen Zweck einer Verkaufsgelegenheit. Und da der Existenzkampf der weiblichen Künstlerin ein so schwerer zu sein pflegt, so ist es eine unbedingte Notwendigkeit, daß es Gelegenheiten gibt, die wohlhabenden Frauen die Ehrenpflicht recht nahe legen, sich als Kunstmäcene zu erweisen und strebenden Geschlechtsgenossinnen zu helfen. Denn sie ringen für uns alle. Sie sind die Pioniere für Frauenfähigkeit, deren Taten ganz ohne weiteres am ersten einleuchten.

Bei der Ausstellung im Lyzeumklub — es ist eine Genugtuung, das aussprechen zu können — ist die Anerkennung solcher Pflicht anläßlich eines sehr kraß liegenden Falles von seiten einer Reihe von Frauen willig und tatkräftig geübt worden. Ein ungewöhnliches Talent kann dadurch vielleicht der Betätigung seiner Kunst erhalten bleiben.

Von den Ausstellerinnen hat Cornelia Paczka-Wagner sich als plastisch bildende Künstlerin und als Malerin beteiligt. Die Bronze einer weiblichen Figur zeigt die weiche Form und die schwermütige Grazie, die in manchen Malereien und Zeichnungen der Künstlerin vorherrschte. Aber sie hat als ein Besonderes die sehr wirksame und einfache Betonung von Richtungsgegensätzen. Das Neigen des Hauptes, das Strecken des Arms, Gegenbewegungen gegen das lässige Halten des Körpers. Das ist ein Aufschwung zu neuer Kraft und Herbigkeit. Man vergleiche die Plastik mit dem Gemälde „Arme Seelen", das schon vor einigen Jahren entstand. Dieser Respekt vor der Strenge des Wirklichen ist auch in dem neueren Gemälde, das eine Abendbeleuchtung zeigt, die Feld, Baum und rote Hausdächer in Glut taucht und noch ein Streiflicht für Hand und Gesicht eines Mädchens übrig behält. Die steht im Schatten eines Balkondachs und faßt einen grünglasierten Krug. Das schattige Blau des Kleides, die zwischen Schwarzgrün und Smaragd schwankenden Töne des angestrichenen Holzwerks geben mit dem blitzenden Effekt des kalten Hellgrüns am Krug einen starken und sehr willkommenen Gegensatz gegen das brennende Rot und Gelb. Es ist eine höchst gesunde und von Wahrheit prunkende Farbe und doch nüancenreich und darum den Augen angenehm. Innerhalb der Ausstellung kann sich dieser Lebendigkeit der Farbe, wie mir scheint, die Wiesenlandschaft von Anna Gerresheim gleichstellen. Auch da Gesundheit und eine Frische von Nuancen, die sich gegenseitig heben, obgleich es keine Glanzeffekte gibt. Ein Rasen, zwei weiß-schwarze Kälber darin, eine Sommerluft darüber, in allem die muntere Energie des Tagesscheins.

Dazu nenne ich das Stilleben von Martha Dehrmann und eine ihr Kind stillende Mutter unter dem Jasminbusch von Hedwig Weiß. Der Lindenzweig im Glas von Martha Dehrmann hat es mir angetan. Das zierlich Schwankende der Blätter ist da mit den verlängerten Spitzen der Herzblätter, und doch ist es fein und luftumschwebt ohne indiskrete Verdeutlichung.

Nicht auf das Lichte gestimmt ist die Farbe von Alice Trübner. Es ist eher etwas Dumpfes darin, trotz eines starken Pfaublau im Vordergrund. Gezeichnet und in den Tönen balanciert ist dies Interieur mit gewohnter Meisterschaft. Ein bürgerliches Zimmer, keins nach modernem Geschmack. Eine Blumenrankentapete, eine gerafffte Tüllgardine, das schwarze Pianino dicht daneben gerückt und zum Spaß — und um der Überschneidung mehrerer grader Linien willen — eine Puppe vor die Tasten

gesetzt. All der vielen Einzelheiten wird der Pinsel mit großer Gelassenheit Herr. Man sieht kaum, wie er geführt wurde, und jedes Ding steht vor oder hinter dem andern an seinem Platz. Das ist garnicht so häufig, daß es keine besondere Erwähnung verdiente. Auch gefällt bei dem Bilde die Selbständigkeit der Künstlerin gegenüber der Auffassungsart ihres Gatten, die sich nicht immer in gleichem Grade bewährt hat. Ein anderes Interieur von Ilse Schütze-Schur hat auch viel ernste Sachlichkeit der Beobachtung und einen ruhigen Ton. Farbig ist es bestimmt von dem vorherrschend kalten Rot und Grün nebst dem durch die Stellung im Hintergrund gedämpften Schwarz eines Männeranzuges und im Gegensatz dazu die warmroten Häuser, die durch das Fenster hereinschauen. Fast etwas zu körperhaft für die Entfernung, will mir scheinen, aber um so mehr ist zu beachten, wie dennoch die rosenverzierte Kaffekanne ganz vorn sehr rund und nah dem Beschauer entgegenkommt, trotz der Konkurrenz, die ihr die Außenwelt ganz hinten im Bild macht. Es ist jedenfalls ein kräftiges und deutlich abgestuftes Disponieren in dieser Malerei. —

Nicht alle wollen sich so an das Raumgefühl wenden. Etwas Abgeflachtes, Gobelinhaftes findet sich oft. Ida Gerhardi hat trotzdem in ihrem Männerporträt Charakter und Lebendigkeit. Ein grauhaariger Herr, weltmännisch, fast ein wenig Stutzer. Haar und Farbe des Anzugs sind verwandt. Die weiße Weste giebt eine Nuance, welche die übrigen hebt, und die lichtumspielte Gesichtsfarbe ist gedämpft und mit dem Grauen eher verschmolzen, als ihm entgegengesetzt. Die Farbe ist bei aller Zurückhaltung ein Wesentliches, aber sie tut der Bedeutung des Menschlichen keinen Schaden. Eher könnte man das von den geschmackvollen Farbenspielen von Dora Hitz und Julie Wolfthorn sagen. Sie malen beide schlanke, elegante Damen. Bei Dora Hitz spielen blaue, violette, rosa Pastellstriche ringelnd durcheinander, flimmern und zittern in gedämpfter Helle, sammeln sich nur an bestimmter Stelle zu deutlicherer Sonderung. Diese Stelle liegt jedenfalls dem Gesicht fern. Dies Wichtigste steht in diskretem Halblicht. Darum könnte es noch das deutlichste Gepräge des Individuellen tragen. Aber wie viele moderne Porträtisten vermeidet Dora Hitz das lieber, als daß sie es forcierte. In der Bewegung gedämpfter Farbigkeiten sieht sie das Künstlerische. Julie Wolfthorn hat andere Töne. Sie liebt Türkise und Ovale. Auch sie dämpft und verschleiert, flieht das Ursprüngliche. Findet harte Deutlichkeiten gemein und setzt nur hin und wieder eine Kleinigkeit mit Nachdruck hin.

Zum Grauen neigen in den Bildern, die sie hier haben, Gertrud Bock und Sophie Schneider. Aber sie modellieren kräftiger, charakterisieren genauer als die beiden vorhin Genannten. Marie Lübbes gibt ein überaus zartes Stilleben mit Delikatesse und doch Prägnanz in der Farbe. Ich nenne noch die blühende Wiese von Agathe Herrmann und den Kirchhof von Laura Heymann, der auch so ein Gewirr durcheinander wachsender Unklarheiten ist, aus denen sich die deutlicher gezeichneten weißen Rosenmassen kräftig herausheben. Esther Booth hat einen grünumwachsenen Teichspiegel, Eva Stort eine sonnige Allee, deren sonnenbeschienene Seite sich energisch von der schattigen trennt. Sophie Wolf sandte ein breitflächig ernst gemaltes Stilleben.

Unter den Zeichnerinnen nenne ich zuerst Elisabet Richter. Sie hat sich mit ihren Landarbeitertypen schnell bekannt gemacht. Eine Sprache der deutlichen Linie und bestimmten Silhouette. Wie Mädchen im Schreiten Kartoffeln in die Erde werfen, wie ein Bursche mit weitvorgreifendem Arm Korn zusammenrafft. Überall zeigt sich die Liebe zu der Menschenart und zu ihrer Tätigkeit. Eine originelle Kraft, die sich von impressionistischen Zeitmoden nicht aus der Bahn bringen läßt. Die neben dem echten Impressionismus in ihrer Eigenart gut besteht. Von Erna Frank sah ich zum ersten Mal eine Zeichnung. Mit hellem, zartem Strich und Ton folgt sie sehr präzis und intim den Zügen eines Frauenkopfes, den Bau des Körperlichen so gut damit erläuternd wie die Leidensschrift, die in den Zügen steht. Käte Kollwitz unterstützte das Unternehmen mit einer Pastellzeichnung. Eine Pariser Arbeiterkneipe. Ein Rot und ein Grün stehen sich leuchtend gegenüber, dazwischen wogt es braun und grau, und aus dem Flimmer einer unsicher erleuchteten Atmosphäre heben sich die

Typen fragwürdiger Existenzen. Daneben einige radierte Frauenköpfe und eine von diesen sprühenden großen Kohlezeichnungen einer deutschen Frau aus dem Volk; ähnliche sind schon in der Schwarz-Weiß-Ausstellung der Sezession bewundert worden. Clara Siewert sandte ein paar schon bekannte Lithographien. Sie ist gerade mit ihrer Hauptkraft für eine Separatausstellung im Kunstsalon Casper (Behrenstraße 17) tätig, auf die ich hiermit hinweise. Neben Radierungen, deren Technik sie seit kurzem handhabt, sind sehr verschiedenartige Zeichnungen in vielfacher Mischung von Aquarellmalerei, Feder- und Bleistiftzeichnung zu sehen. Sehr zarte Andeutungen, zuweilen sehr Besonderem, Tiefem von Menschenbewegung und Ausdruck zur Anschauung verhelfend. Auch Märchenbilder und Phantastik von aparter starker Wahrheit.

Dichtung und Maschinenzeitalter.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten. (Schluß von Seite 276.)

Wir verstehen unter Naturalismus mehr als das Ringen um eine gewisse, durch keine Konvenienz eingeschränkte Ehrlichkeit und Schärfe der Weltwiedergabe, jenes Ringen, dessen wachsenden Erfolg wir wohl seit den vierziger Jahren in der Entwicklung der künstlerischen Ausdrucksfähigkeit beobachten können. Wir verstehen vielmehr unter Naturalismus die Kunst, die aus einer ganz bestimmten modernen Lebensanschauung herauswächst. In dieser Lebensanschauung hat die Naturwissenschaft die entscheidende Nuance gegeben: der am Entwicklungsgedanken geschulte moderne Mensch hat seine Augen eingestellt auf die Verknüpfungen eines einzelnen Lebens mit der Allgemeinheit, auf die Art seines Zusammenhängens mit der Gesamtheit. Er sieht es verflochten mit einer unübersehbaren Fülle von Lebenstatsachen, erschaffen in einer unendlichen Kette von Eindrücken und Reaktionen, bis in die letzte feinste Äußerung hinein ein notwendiges Produkt der Gesellschaft. Vom Boden dieser neuen Weltbetrachtung aus lernt auch die Kunst Neues sehen und darstellen. Die Gesichtspunkte, von denen aus das Leben sinnvoll, begreiflich wird, erscheinen ihr an anderen Stellen, als wo sie die Vergangenheit gesehen hatte. Auch die Kunst wird sich der Züge besonders gern bewußt, die den einzelnen als Pflanze seines sozialen Bodens kennzeichnen; auch sie stellt neue Fragen an den Menschen und die Dinge und beantwortet sie, auch auf Kosten der hergebrachten ästhetischen Gefälligkeit.

Dazu kommt dann die neue soziale Bewegung. Der Arbeiter tritt mehr und mehr in den Vordergrund des politischen Kampfes. Auf ihn konzentriert sich das öffentliche Interesse. Eine unaufhaltsam sich steigernde weltwirtschaftliche Bewegung beginnt die Mittelstände zwischen Großkapital und Lohnarbeiter zu zermalmen. Und diese Lohnarbeiter kommen nicht mehr als die verhungerten Opfer, sondern als der neue Menschen-

typus, als der durch seine Masse, seine wirtschaftliche Bedeutung, seine politische Schulung in vieler Hinsicht ausschlaggebende Teil der Bevölkerung. Sie kommen nicht als die stumpfsinnigen, gedankenlosen Sklaven, die ihre Arbeit mechanisch ableisten, sondern als Leute, die auch den Weltmarkt übersehen und ihre Stellung im Volksganzen kennen. Sie kommen mit der Weltanschauung, die man aus den neuen Arbeitsweisen, aus der ungeheuren Zentralisation des industriellen Lebens ableitet: die Massen sind das geschichtlich Entscheidende, die Herrscher, die Handelnden. Sie bringen einen mächtigen neuen Optimismus in die Auffassung der modernen Arbeit hinein. Sie ist es ja, die herrliche neue Möglichkeiten bringt; sie ist die soziale Befreierin.

Im Fluß dieser doppelten, dieser geistigen und sozialen Entwicklung kommt die Kunst wieder zum Arbeiter, oder richtiger gesagt, tritt die Arbeit der Kunst wieder gegenüber. In Frankreich haben Naturalismus und moderne Arbeit sich schnell gefunden. Gleich in seinen standard works, in Zolas „Assommoir" und „Germinal" wendet er sich dem Arbeiter zu. In Deutschland vollzieht sich die Entwicklung ganz anders. Der Dichter fühlt in dem Ganzen der industriellen Entwicklung das Nivellierende; er fühlt in der Herrschaft der Masse den Untergang des Individuellen, in Stoff und Wucht die Erstickung des Geistigen. Der mächtige Konflikt, den die technische Entwicklung in unserem geistigen Leben geschaffen hat, der Konflikt zwischen Individualismus und Sozialismus, zwischen Aristokratie und Demokratie, die Kunst wird ihn — der Natur der Sache nach — am schwersten überwinden. Gerade als naturalistische Kunst mit dem lebhaften und deutlichen Gefühl für das organisch Echte, bodenwüchsig Starke, ist sie eher geneigt, sich von diesen traditionslosen, uniformierten Massen, die der Industrialismus in den Großstädten zusammentreibt, als dem kulturfeindlichen, Geisttötenden zurückzuziehen. Und so wächst in ganzen literarischen Gruppen oder Parteien unserer Zeit aus diesem Gegensatz zur Technik eine neue Freude an den primitiven Arbeits- und Daseinsformen.

Der Säemann — wie oft hat ihn die bildende Kunst im letzten Jahrzehnt gemalt, modelliert, lithographiert!

Immer seh ich dich so, mein Vater,
Als Säemann,
Immer so mit festem Schritt
Über den frisch gepflügten dampfenden Acker hin,
Wie von heimlicher Musik
Aus der Tiefe der Erde begleitet,
Von segnenden Winden umsungen
Aus des Himmels leuchtender Höhe — — —

so singt die moderne Lyrik, und als Symbol der zukunftsfroh schaffenden, auf eigene Kraft gestellten Arbeit behauptet der Bauer seinen Platz. Sogar in der sozialistischen Lyrik. In einer Gedichtsammlung „Fackeln der Zeit" von Ludwig Lessen, findet sich eine solche Glorifikation der Arbeit im Bilde des pflügenden Bauern:

Die Pflugschar gleißt wie Gold und Blut,
Die Schollen rollen breit und braun,
Die Gäule wiehern hell vor Mut.
Von Zeit zu Zeit der Bauer ruht,
Sein Werk zu schau'n.

So ſchafft er, bis die Sonne ſinkt
Und feucht die erſte Dämm'rung fällt.
Ein grauer Nebelſchwaden ſchwingt
Vom Boden auf, wächſt, dehnt ſich, ſchlingt
Sich rings ums Feld.

Und rieſengroß der Bauer ſteht
Im Nebel da, er wächſt im Raum,
Das Gäulepaar zerfließt, zergeht,
Der Pflug zerflattert und verweht —
War es ein Traum?

Und wie's im Nebel dort zerrinnt,
Da wird mir's klar, wen ich geſchaut:
Die Arbeit war's, die ſorgt und ſinnt,
Die wild umjauchzt vom Frühlingswind,
Ihr Feld bebaut.

Die Arbeit war's! Der Zukunft Feld
Lag brach, eh' es ihr Fuß betrat.
Sie ruht nicht aus, bis ſie's beſtellt.
Ihr Acker iſt die ganze Welt —
Er harrt der Saat.

In der ſogenannten Heimatkunſt ſucht man nicht wie einſt das Idealiſche und vor Korruption Bewahrte, ſondern das noch nicht Abgeſchliffene, Wurzelhafte, Kernige. Schöne und kräftige Bilder der Arbeit hat dieſe Heimatkunſt geſchaffen, ſolche wie etwa das Viehaustreiben in der Uhl oder die prachtvolle Skizze des Knechtezuges in der Sammlung „Holſteinſche Landleute" von Helene Voigt-Diederichs. Da iſt nicht ein ſchwächliches Flüchten, wie in der alten Dorfgeſchichte, ſondern das geſunde Bewußtſein von einer Kraft, die ſich durch alle verflachenden Einflüſſe der neuen Zeit hindurchringen wird und die ihnen ſchließlich das Gleichgewicht zu bieten vermag.

Doch es iſt ja nicht eigentlich dieſe Seite der Dichtung, die uns intereſſiert. Unſere Aufmerkſamkeit gehört ihr nicht dort, wo ſie ſich der Großinduſtrie gegenüber zu behaupten ſucht, ſondern da, wo ſie ſich ihr nähert, wo ſie Fabrik und Maſchine künſtleriſch entdeckt, der Induſtrie ihre Schönheit abzugewinnen verſucht.

Da gilt nun im allgemeinen die Wahrheit: die Dichtung iſt noch nicht in vollem Maße modern geworden, noch nicht ſo aufgegangen in den neuen ſozialen Bedingungen, daß wir ſagen können, unſere neue politiſch-wirtſchaftliche Kultur hat ſchon ihre Dichtung. Es liegt ja im Weſen der kapitaliſtiſchen Geſellſchaftsordnung, daß ſie zugleich einer ganz weltfernen geiſtigen Ariſtokratie die Exiſtenzbedingungen geſchaffen hat, daß ſie wenigen ein Leben von höchſtem Reiz und Raffinement ermöglicht, in dem man ſich vom Lärm der Straße ganz fernhalten kann. Die größte Kunſt unſerer Zeit iſt aus der Exkluſivität dieſer Geſellſchaft erblüht, eine neue Romantik, deren Weſen und Dichtung durch die Reaktion gegen Stoff und Wucht, gegen die Brutalität der wirtſchaftlichen Kämpfe beſtimmt iſt.

Und doch finden wir hier und da wegweiſende Anfänge zu einer Verſchmelzung der Dichtung mit der neuen Arbeit und den neuen ſozialen Verhältniſſen. Der grandioſeſte Verſuch ſind Hauptmanns „Weber", ein Verſuch, im Drama zu geſtalten, was im ſozialen Leben Ereignis geworden war: die Maſſe leidet und handelt, nicht mehr der

einzelne; die Masse ist stärker als der einzelne; durch die Zugehörigkeit zu ihr kommt auch ihm sein Schicksal, nur in der Zugehörigkeit zu ihr kann er handeln.

Aber in gewisser Hinsicht ist Hauptmann unmodern; er schildert die Weber von 1844, die Opfer des Kampfes zwischen Fabrik und altem Betrieb, wie Max Kretzer in „Meister Timpe" die Vernichtung des Handwerks durch den Großbetrieb geschildert hat. Das soziale Temperament, von dem sein Drama erfüllt ist, ist das der vierziger Jahre. Der Unternehmer ist der Blutsauger; die Arbeiter sind Enterbte, sind wehrlose Opfer; sie handeln nur aus dumpfen Instinkten, herdenmäßig dem zufälligen Eindruck folgend. Sie sind noch nicht die Intelligenz und Willen gewordene Masse, wie der moderne Arbeiterstand. In diesem Geschlecht kraftloser, nur in letzter Notwehr handelnder Menschenscharen war für den intelligenten Führer noch gar kein Boden. Sie zerstören wohl einmal in Wut und Verzweiflung eine Fabrik; aber helfen können sie sich doch nicht. Man hat mit Recht gesagt, daß das Volksdrama der Zukunft diesem Kollektivkörper einen Kopf geben müsse, einen lebendigen, starken, intelligenten Willen, der sich in einem Führer verkörpert. Ein solches Drama gibt es noch nicht; all das Dramatische, das den Schauplatz unseres sozialen Lebens dauernd in Atem hält, über die Bühne ist es noch nicht geschritten.

Bedeutsam aber ist Hauptmanns Fähigkeit, die Arbeit als persönliche Lebensmacht zu erfassen. Freilich ist in diesen stumpfen Lastträgern keine Stätte für das mit der Arbeit verbundene Schöpfergefühl, dem Goethes schöne Verse Ausdruck geben:

Der du an dem Webstuhl sitzest,
Unterrichtet, mit behenden Gliedern
Fäden durch die Fäden schlingest, alle
Durch den Taktschlag an einander drängest,
Du bist Schöpfer, daß die Gottheit lächeln
Deiner Arbeit muß und deinem Fleiße.

Aber doch ist die Arbeit das Feste, Bestimmende des Lebens, der Inbegriff aller Pflicht, der letzte Hort aller persönlichen Würde. Es ist ein psychologisch feiner Zug, daß der alte Hilse sich in dem Augenblick, wo um ihn die Steinwürfe der aufständischen Weber und die Salven der Soldaten prasseln und die Welt aus den Fugen zu gehen scheint, zu seinem Webstuhl flüchtet, um seiner selbst gewiß zu bleiben — ein Zug, den, si parva licet componere magnis, Emil Ertl in seinem anmutigen Wiener Weberroman wieder aufnimmt, wenn auch ins ehrsam Spießbürgerliche gewendet.

Um Hauptmann gruppieren sich die Vertreter der Großstadtdichtung. Man kann Fontane hier nicht nennen; denn er hat die moderne Arbeiterfrage nie berührt, und er hat auch die Beziehungen tiefer seelischer Anteilnahme zu Technik und Industrie nicht gehabt, die ihm die Fabrik zu einer Seelenstimmung hätten machen können. Er sucht in der Großstadt eigentlich doch wieder das kleine Milieu, nicht den Sturm der großen Ereignisse. Und auch Heinrich Seidel ist hier kaum zu nennen. Der tüchtige Ingenieur, der die große Halle des Anhalter Bahnhofs in Berlin gebaut hat, hat sich doch nicht eigentlich als Sohn des Maschinenzeitalters gefühlt. Er hat wohl gelegentlich über die Bedeutung der Maschine für die bildende Kunst vorwärts weisende Einsichten ausgesprochen, so wenn er in der kleinen Novelle Penelope die Maschine das einzige moderne Produkt nennt, das Stil hat, weil „jeder einzelne Teil seine

Beſtimmung möglichſt klar und ſchön ausdrückt". Auch ſeine Lebenserinnerungen enthalten ein paar anſpruchsloſe Zeugniſſe dafür, daß ihm z. B. die Spannung und der Triumph des techniſchen Erfinders bewußt iſt, der die von ihm erfundene ſpielende Bewältigung von Rieſenlaſten als beſchwingendes Körpergefühl mit erlebt. Und ein ganz intereſſantes Beiſpiel zu dem Kapitel Arbeit und Rhythmus iſt das Gedicht:

Weiße Roſe, weiße Roſe!
Träumeriſch
Neigſt du das Haupt.
Weiße Roſe, weiße Roſe,
Balde
Biſt du entlaubt — —

weil es zum Rhythmus des Schraubenſchneidens gedichtet iſt. Aber eigentlich iſt es dem mecklenburgiſchen Paſtorenſohn doch viel wichtiger, daß er einmal ein wirkliches Beutelmeiſenneſt entdeckte, als daß er eine hydrauliſche Lokomotive-Schiebebühne erfand. Auch in liebenswürdigen Scherz- und Gelegenheitsgedichten für Technikerfeſte hat Seidel zuweilen ſeine Kunſt und ſeine Arbeit in Beziehung gebracht; aber ſein eigentliches Lebenspathos ſucht und findet er in dieſer Arbeit nicht.

In den Großſtadtbildern der Modernen jedoch, die ſich als Friedrichshagener Gemeinſchaft um Hauptmann ſcharten, ragen die Fabrikſchornſteine empor. Bei Wilhelm Bölſche in älteren Romanen, bei dem Dichterphiloſophen Bruno Wille erſteht das Häuſermeer im Norden Berlins mit ſeinen wie vorgeſchobene Poſten ins Feld herausgeſtellten Fabriken. Dem Eindruck eines Bildes von Meunier — oder auch dem Deutſchen Hans Baluſchek, an deſſen Gemälde „Heimkehr" man denken könnte — kommt Bruno Willes Gedicht „Entzauberung" nahe:

Dort drüben liegt ſie — rieſenbreit erſtreckt —
Und vielgezackt zum Wolkengrau gereckt —
Die ſteinern fahle Stadt — von hunderttauſend
Tagwerken murrend und erbrauſend.
Ein Dunſt umhüllt die Dächer rußig, bleiern:
Der Schlote Ausgeburt — die noch nicht feiern
Und doch ſchon murmeln von der Veſperſtunde,
Die düſtern Türme mit dem Glockenmunde.
Wie dort der Häuſerwall, der Vorſtadt-Rumpf,
Aus fünfgezeilten Fenſtern ſtumpf
Hinüberſtarrt — zum braunen Ackergrund,
Wo — ſchmutzigrot die Mauern —
Zwei qualmende Fabriken kauern.
Horch, die Maſchine heult das Veſperzeichen!
Da rinnt aus dem Fabrikentor
Ein langer Zug von Arbeitsvolk
Den Ackerweg dahin — zur Stadt.
Und ſieh, die Häuſerſtirnen rötet matt
Der Abendwolken Widerſchein.
Auf einmal quillt der Feuerball herein
Aus einem Wolkenriß und überflutet
Die Landſchaft, daß ſie golden glutet.
O Zaubertat! die Stadt mit ihrem Dunſt
Liegt nun verklärt, von Purpurduft umfloſſen,
Ein Berg, um den in ungeſtümer Brunſt
Aus grauem Dorn blutrote Roſen ſproſſen.

Und ſieh nur, wie die Scheibenzeilen ſtrahlen,
Mit rotem Blitz das Sonnenfeuer malen —
Wie alle Häuſer, alle Fenſteraugen,
Mit heißem Durſt die Purpurquelle ſaugen
Und ſaugend immer lichter ſich verklären —
Als ob ſie fluchbeladene Schlöſſer wären,
Die für ein karges Veilchen von der böſen
Verwünſchung ſich erlöſen. —

Es iſt vor allem die Lyrik, die ſich mit dem Leben der Zeit erfüllt und ihrem Schritt ſich raſcher anſchmiegt. Aber ſie als der unmittelbarſte Eindruck der Teilnahme am Leben des Tages bleibt vielfach in der Tendenz ſtecken. Über der Arbeiterdichtung der Gegenwart flattert immer noch das Banner des politiſchen Kampfes; ein rein künſtleriſches Intereſſe an dem Lebensausſchnitt Menſch und Maſchine iſt noch ſelten.

Freilich hat z. B. Detlev von Liliencron, der ein ſtarkes künſtleriſches Empfinden für das Weſen der Maſſe, für den von Tauſenden erlebten großen Moment hat, hier und da einmal einen Sieg der modernen Arbeit gefeiert, wenn er lautmalend die Impreſſion des Blitzzuges wiedergibt, wenn er den Stapellauf eines Rieſenſchiffes in markigen Verſen begleitet:

Hat der Teifun dich ins Chaos gezogen,
Renner der See, getroſt in den Kampf!
Feſt ſind die Rippen, ein Erzring, gebogen;
Trotze und ſiege im wüſten Geſtampf!
Treu ſtehen Mannſchaft und Offiziere,
Und oben ſteht eiſern im ſchmalen Reviere
Der Kommodore in Giſcht und Dampf.

Bald bricht die Sonne durch ſanftes Geſäuſel,
Es blitzt und glitzert das heilige Meer.
Wie der Delphin im Briſengekräuſel,
Ziehſt du zielſicher fernhin und fernher.
Hoch deinen Erbauern, den kühnen Erkundern,
Deinen Erfindern von techniſchen Wundern,
Mächtiger Mittler im Weltverkehr.

Hoch aller Arbeit, die raſtlos gehämmert
All deine Herrlichkeit, all deine Pracht,
Die ſich, am Platz ſchon, wenn es noch dämmert,
Den Schweiß erſt trocknet in ſinkender Nacht.
Bring' Glück, bring' Segen, das ſei dir beſchieden,
Bring' unſern Ufern Freude und Frieden,
Fröhliche Menſchen und fremdreiche Tracht.

Aber ſeinem ganzen Temperament nach ſteht der niederdeutſche Edelmann, der leidenſchaftliche Offizier doch der Induſtrie fern, und in ſeinen Verſen, zumal in der ziemlich hohlen Schlußſtrophe lebt mehr ſoldatiſch-patriotiſches Pathos als die Lebensſteigerung, die aus dem Einfühlen in den Arbeitsvorgang entſteht.

Die eigentlichen Dichter der Arbeit ſollten wir heute in den Reihen der ſozialiſtiſchen Proletarier ſuchen. Da ſtehen Menſch und Maſchine ſich nahe, da be-

kommen Dampfwalze und Baggermaschine, Lokomotive, Webstuhl und Hochofen etwas Persönliches; ihre Funktionen können zum Bilde eigener Empfindungen, zum Symbol eigener Hoffnungen, ihr Anblick kann für den Menschen zum poetischen Erlebnis werden. Solche Bilder finden sich in der sozialistischen Lyrik Karl Henckells, aber sie sind doch matt und von geringer Wucht. Stärker sind jüngst erschienene Gedichte von Franz Diederich „Die Hämmer dröhnen", aber freilich auch nicht mehr als ein Versuch, bei dem das Ringen um gewaltige, weite Perspektive umspannende Worte manchmal reichlich schwülstig, ja brutal wirkt:

Die Hämmer dröhnen

Ein Riesenknäul von Straßen wirr und wild.
Die Welt drängt an: von tausend Seiten stößt
In grauen Nebeln tosendes Gewühl.
Das Herz der Welt schlägt seinen grimmsten Takt.
Woher . . . Wohin . . . Wozu? Ein Hohngelächter
Hetzt eine Menschheit. Taumelnd sinkt die Not . . .

Ein Tor springt auf: Lärm bricht aus weitem Saal.
Stickdunstdurchzitternd. Schweiß und Atem schwer.
Ein Rädersausen. Riemen hin und her.
Großglühende Ofen. Menschenleiber nackt.
Klirrndes Gestänge. Schieben, Knirschen, Wälzen.
Gleißende Weißglut. Funken prickeln zuckend,
Sternsprießend auf in heißer huschender Saat.
Und Hämmer fallen laut und wieder laut.
Der Boden schüttert: die Gewalt befiehlt.
Stahl, lebe! stampft die Macht und spendet Kraft,
Und jeder Hammerschlag weckt Lebensglut.
Seele und Odem dringt ins Werk, und jeder
Dröhnende Klang schöpft aus der Ewigkeit.
Jahrtausend-Tausende verbünden sich,
Geist schmilzt zu Geist, und ohne Geist ist nichts.
In jedem Funken, der dem Stahl entsprüht,
Glüht weltenalte Schöpfungsgröße auf.
In jedem Walzengang und Hammerschlag
Hallt unermeßlich ferner Menschentat
Echo herauf. Aus tiefverhülltem Dunkel
Klimmt einstgeboren Asche längst Gewordnes.

In Feuerschößen läuternd neugezeugt,
Taucht leuchtend aller Werke Neugeburt
In immer wunderbarer großem Glanz
Ins Leben ein, dem seine Kraft entstammt.
Und Leben ist, was einen Raum erfüllt:
Der Tod, der Leben löscht, ist nur ein Schein,
Nur Hülle, die geheimnisvoll das Leben
Zu neuen Formen aus der Form erlöst
Und lichterkämpfend in das All verzweigt.
Das Leben siegt, — in seinen Diensten front
Der Tod am Werdenden, und alle Tat
Birgt heilig-tief den Keim, der innentreibend
Zu neuem Werk die Schale mächtig sprengt.

Aber wo nicht das politische Temperament der Impuls des Dichters ist, wo nicht das politische Selbstgefühl die Arbeit verklärt, da hat sie dem Dichter doch wenig zu sagen. Die unter dem Titel „Deutsche Arbeiterdichtung" publizierten Bändchen enthalten poetische Gelegenheitserzeugnisse des sozialistischen Journalismus und gehören nicht zur Literatur, wie denn überhaupt die künstlerische Unproduktivität der Sozialdemokratie eine ganz auffallende Erscheinung ist. Und wirkliche Arbeiterdichtung, von Arbeitern gibt es wenig. Die Gedichte eines Schorndorfer Eisenarbeiters, die jüngst erschienen sind, könnten gerade so gut von einem Bäcker oder einem Primaner sein, so sehr bewegen sie sich in den herkömmlichen Bahnen der mittelmäßigen Hauslyrik. Die Romane eines deutschen Arbeiters in New York — Hugo Bertsch —, die kürzlich Adolf Wilbrandt herausgegeben: „Die Geschwister" und „Bob der Sonderling", behandeln philosophische und religiöse, der Arbeit fernliegende Weltanschauungsfragen. Dagegen findet man in den von Paul Göhre veröffentlichten Memoiren des Arbeiters Karl Fischer, die kein literarisches Dokument sein sollen und doch künstlerisch so interessant sind, Ansätze zu einer dichterischen Betrachtung und Verklärung der Arbeit. Sie sind doppelt reizvoll dadurch, daß dieser Arbeiter, literarisch ganz traditionslos, seine Erzählung aus einem ganz naiven Verhältnis zur Arbeit und den Arbeitsgeräten heraus ausschmückt und alte volkstümliche Formen dichterischen Spiels mit den Dingen, z. B. die alliterierende Aufzählung, mannigfach verwendet. So gestaltet er den Bericht über eine große Inventuraufnahme auf einem Bau sehr eindrucksvoll:

> Da wurden alle Gerätschaften auf dem großen Bau gezählt und notiert, jeder Baum und jedes Brett und jedes Stück Holz und jeder Kasten und jede Karre, jeder Kübel und jede Kiste, jeder Bock und jeder Bogen, jeder Riegel und jede Rinne, jede Leiter und jede Leine, jeder Haken und jede Hacke, jeder Hammer und jede Haspel, jede Winde und jedes Wagscheid, jeder Bohrer und jedes Beil, jedes Brecheisen und jeder Bolzen usw.

Alles in allem aber: Dichtung und Maschinenzeitalter haben sich noch nicht versöhnt. Die vornehme Literatur hat sich vom sozialen Leben zurückgezogen, und die in der modernen Arbeit stehen, sind noch zu sehr erfüllt von dem Kampf um die politische Selbstbehauptung, um ihr Verhältnis zur Arbeit ästhetisch erfassen zu können.

Aber vielleicht hat Karl Henckell recht, wenn er — in Versen, die freilich künstlerisch nicht sehr viel versprechen und denen die greuliche Aufschrift „Moderne Musen" zu einem fatalen omen in principio wird — am Ende dieses Kampfes die Möglichkeit einer Versöhnung zwischen künstlerischer und technischer Kultur ahnt:

Sind erst die Tage
Der Not vollbracht,
Dann wird zur Sage
Die wüste Schlacht.

Dann wird zum Bilde
Der wilde Streit
Im Kunstgefilde
Der Seligkeit.

Ward lebenseigen
Das neue Gut,
Wird Kampf zum Reigen,
Zum Spiel die Wut.

Die Stellung der deutschen Philosophie der Gegenwart zur Frauenfrage.

Von

Dr. phil. Maria Raich.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung von Seite 303.)

Joël.

In seinem Aufsatz „Die Frauen in der Philosophie“ („Philosophenwege“) berührt auch Joël die Frage nach der schöpferischen Fähigkeit der Frau, und das Ergebnis, zu dem er für das Gebiet der Philosophie kommt, ist: „es gab nie eine große Philosophie, und die Philosophie des Weibes als Selbstausdruck weiblichen Wesens ist immer noch ungeschrieben.“

Und doch haften der Philosophie, meint Joël, manche Eigentümlichkeiten an, die sie der Frau stets zugänglich machten. Die Erfolge der Emanzipation werden die Chancen der Frau in dieser Beziehung eher vermindern als erhöhen, für die Philosophie bedeutet das Schulwesen weniger, die originale schöpferische Kraft mehr. Der Beruf ist auch geeignet der Philosophie zu entfremden. Der Mangel an fachmännischer Ausbildung mag als Erklärung für die geringe und qualitiv nie das Höchste erreichende Betätigung der Frau an der Wissenschaft gelten, schreibt Joël: Philosophie aber ist ein Garten mit freien Toren, in ihrem Bereich werden auch Autodidakten unsterblich, ein Schuster wie Jakob Böhme oder ein Steinmetz wie Sokrates können darin ihr ewiges Wort reden. Ihre einzige Voraussetzung ist die denkende Seele. —

Für die weite Vergangenheit mag es zutreffend sein, daß das Philosophieren nur eine denkende Seele voraussetzte, obwohl die Philosophie eigentlich nie ganz traditionslos auftrat. In der Regel ist ein umfassendes Wissen dazu nötig. Freilich kann man das Wissen sich selbst unter Schwierigkeiten erwerben; sie sind für eine Frau tausendfach so groß, wie für einen Mann. Aber abgesehen davon, daß seine soziale Stellung *als Mann* ihm ganz andere Möglichkeiten nahe legt, ihn mit den der produktiven Betätigung günstigen Suggestionen umgibt, hat der Mann seinen höheren Entwicklungstypus für sich.

Auf der Stufe des Volksgesanges, wo die psychologische Differenziertheit zwischen Mann und Weib minimal ist, sollen die Frauen bei vielen Völkern dichterisch mindestens ebenso produktiv sein, wie die Männer. (S. Simmel, Weibliche Kultur, S. 509.)

Das gibt zu denken. Wurde vielleicht das Weib später in die ihrer geistigen Produktivität ungünstigen Daseinsbedingungen hineingedrängt?

Wenn wir auch annehmen müssen, daß die Männer auf sie die geistigen Eigenschaften bis zu einem gewissen Grade vererben, so ist es eben nur bis zu einem gewissen Grade der Fall, und es liegt die Vermutung nahe, daß die Geisteshöhen erst dann für die Frau erreichbar werden, wenn die geistigen Qualitäten, vor allem die Aktivität, durch die Frauen in den Frauen gehoben werden.

Der Mann in der führenden selbständigen Stellung wurde ja von Anfang an durch die Anforderungen, die die Verhältnisse an ihn stellten, durch seine Tätigkeit und ihre wechselnden Bedingungen gerade auf die Aktivität und Produktivität hin dressiert, während das Weib in seiner ausübenden Beschäftigung, die meistens im geschützten Hause, also unter sich gleichbleibenden Bedingungen verlief, die von ihr Gehorsam, Geduld und Hingebung verlangten, gerade auf die entgegengesetzten Eigenschaften der Passivität und Unselbständigkeit eingeübt wurde. Was Wunder, daß sie darin ähnliche „Genialität" zeigt, wie der Mann in seiner Selbständigkeit und Produktivität!

Diese Erklärung scheint mir die wahrscheinlichste zu sein. Die gewiß sehr feine von Simmel, daß der weiblichen Produktivität die männliche Kultur mit ihren männlich ausgeprägten Formen hemmend im Wege steht, stößt abgesehen davon, was gegen die weibliche Kultur im ersten Abschnitt von mir hervorgehoben worden ist, noch auf ein Bedenken: wenn die schöpferischen Kräfte zur Hervorbringung eines Inhalts vorhanden wären, so hätten sie sich doch auch eine adäquate Form geschaffen, statt an der fremden männlichen zu scheitern. Es wird ja vielfach an der Frau gerade ihr Formsinn hervorgehoben. Joël ist z. B. der Ansicht, daß die Frau sich objektiv nur in den formalen Wissenschaften betätigen kann. — Wenden wir uns wieder zur spezielleren Frage: die Frau in der Philosophie.

Alles, was Joël zur Begründung der Wesensverwandtschaft des Weibes mit der Philosophie anführt, ist meines Erachtens wenig stichhaltig: „Es liegt in der Situation, wie in der Natur des Weibes etwas, das der Philosophie entgegenzukommen, das eine Wesensgemeinschaft zu begründen scheint, die das Weib und die Philosophie in gewissem Grade Hand in Hand gehen heißt. Gegenüber dem heißen Manneskampf des praktischen Lebens bringt das Weib und die Philosophie den Frieden, die milde Ruhe sinniger Anschauung, die Leben weniger schafft als empfängt, spiegelnd aufnehmen, teilnehmend verstehen will."

Es ist doch auf den ersten Blick klar, daß diese „Wesensgemeinschaft" recht äußerlicher Natur ist. Der Frieden und die Ruhe des Weibes fließt aus ganz andern Quellen als der der Philosophie: ihr Friede ist der *vor* der Unruhe, vor dem Kampfe, in ihm schlummern noch die Gegensätze und die Möglichkeiten dazu. Der Friede der Philosophie dagegen ist der *nach* der Unruhe; ihre Ruhe ist die der inneren Verklärung, die die Gegensätze und den ganzen Reichtum des Seins in sich aufgenommen und versöhnt hat.

Die Philosophie soll ferner das Leben weniger schaffen als empfangen, wie das Weib.

Das kann auch nicht zugegeben werden: die philosophische Konzeption ist eine gewaltige Schöpfung. Will man auf ihr Verhältnis zur Wirklichkeit das Bild „spiegelnd aufnehmen" oder „empfangen" anwenden, so fällt es *innerhalb* der Kategorie des *produktiv* Hervorgebrachten, während es in bezug auf das Weib das Wesen eines rein *passiven* Aufnehmens und Widerspiegelns der Wirklichkeit ausdrückt.

Und weiter heißt es bei Joël: das Weib und die Philosophie streben selbstlos zu sein und die Bedeutung des Seins und Lebens zu erhöhen. Im allgemein Menschlichen begegnen sich das Weib und die Philosophie (a. a. O., S. 90 f.). Wiederum ein unhaltbarer Vergleich: die Selbstlosigkeit des Weibes ist personaler, die der Philosophie objektiver, sachlicher Natur. Das Weib erhöht die Bedeutung des Seins und Lebens, indem sie es *lebt*, die Philosophie, indem sie es *denkt*.

Unter dem Satz: im allgemein Menschlichen begegnen sich das Weib und die Philosophie, gestehe ich mir gar nichts denken zu können.

Erst auf S. 113 stoßen wir auf einen in der fraglichen Hinsicht richtigen, der ursprünglichen Absicht Joëls aber widersprechenden Gedanken: „Das Weib und die Philosophie sind zunächst einander fremd, ja feindlich. Die Philosophie atmet ganz im Denken, das Weib lebt ganz in der Empfindung. Die Philosophie sucht nur das Allgemeine, das Weib stets das Persönliche."

Weder das bisherige Leben noch die historische Lebensverfassung der Frau weisen Züge auf, die ihr die philosophische Produktion besonders nahe gelegt hätten, und Joël kann seine Behauptung, als befände sich die Frau in besonders günstiger Lage gerade der Philosophie gegenüber, nicht aufrecht erhalten. Vielleicht werden in der Tat die Erfolge der Emanzipation die Chancen der Frau auch in dieser Beziehung erhöhen. —

Aus der geschichtlichen Erfahrung stellt Joël fest, daß die Frauenliteratur nicht produktiven, nicht sachlich-spezialistischen oder historischen Charakter trägt, sondern einen monographischen, persönlich dienenden: Übersetzung, Herausgabe, Popularisierung, Verherrlichung oder kritische Charakteristik einzelner Denker, vielfach unter unmittelbarem männlichen Einfluß, das sind die Leistungen der Frauen. Dieser schriftstellerische Charakter des Weibes bleibt sich in Jahrtausenden gleich (a. a. O., S. 141). Die Frauen können philosophisch, aber keine Philosophinnen sein. Das Denken ist ihnen ein bloßes Instrument im Dienste ihrer Ideale. Daher können sie freilich als Kämpferinnen für diese Ideale, als Führerinnen sozialer Praxis Großartiges leisten. Die weibliche Philosophie war auch in der Antike nichts Selbständiges, sondern leistete im besten Falle etwas innerhalb der Philosophenschulen. „Mag man ruhig zugestehen, daß sich das rezeptive Talent der Frauen oft größer gezeigt als das der Männer, — die echte Wissenschaft ist produktiv" (S. 141). Schriften haben die antiken Philosophinnen nicht hinterlassen. Was überliefert ist, ist eine Fülle von Namen in der Glorie eines überschwenglichen Lobes. „Sie waren Talente, begabte Schülerinnen, treffliche Interpretinnen" (S. 112). Die Philosophie des Mittelalters lebt innerhalb von Klostermauern. Die Frau wirkt auch in dieser Zeit anregend, aber nicht produktiv.

Und im 18. Jahrhundert in Frankreich, so schildert Joël weiter, paßten das Weib und die Philosophie wie nie wieder sich gegenseitig an: „das Weib wird philosophisch und die Philosophie weiblich." Das 19. Jahrhundert ward das des Mannes: an Stelle der Herrscherin des französischen Salons tritt das deutsche Mannweib der Romantik, geistsprühend, aber auch unproduktiv. — So hatte das Weib keine Philosophie, und wird keine haben, meint Joël, weil das Element des Weibes das Gefühl ist; das Gefühl aber ist subjektiv, einheitlich, empfangend, nicht bauend und schöpferisch.

Und doch heißt es in den „Philosophenehen" (S. 187) bei Joël in bezug auf Giordano Bruno: „Er will die Liebesglut über die Sinne hinaus ins Geistige emporschlagen lassen. Der grenzenlose Überschwang der Liebe macht ihn zum Philosophen, und Liebe ist ihm die Gottheit selbst." — Es ist ein traditionelles Dogma, daß das Gefühl unproduktiv ist. Ich glaube, man könnte eher behaupten, daß das Gefühl als solches weder die geistige schöpferische Kraft hemmen noch sie hervorbringen kann: es kommt vielmehr darauf an, ob es sich mit der Aktivität verbindet oder nicht, und in welcher Konstellation anderer geistiger Eigenschaften es auftritt. Das Gefühl ist ebensowenig notwendig unproduktiv, wie das Denken notwendig produktiv ist. War doch der Philosoph Schleiermacher ein Gefühlsmensch, was ihn nicht hinderte produktiv zu sein. Und wiederum hebt Joël selbst hervor, daß in den romantisch gestimmten Philosophen das Gefühl lebhaft mitspielte.

Solange die Frauen Trägerinnen nur passiver Gefühle bleiben, solange die intellektuellen Substrate ihrer Gefühle verschwommen und undifferenziert sind und sie in ihrem ganzen psychischen Habitus auf die Unselbständigkeit, Unoriginalität, Unaktivität eingeübt und eingestellt werden, solange werden sie in ihrer Literatur und auf der ganzen Linie ihrer Betätigungen sich unproduktiv zeigen. Wenn die Entwicklung sich aber in der oben angedeuteten Richtung vollziehen wird, dann werden auch die Gefühlsmenschen unter den Frauen Originales leisten, dann werden die Frauen „bauend und schöpferisch", nicht nur empfangend und nachfühlend werden.

Joël möchte nicht für einen Feind der Emanzipation gelten: die Tore der Wissenschaft sollen den Frauen gastfreundlich geöffnet werden, aber darauf geschrieben stehen: „Laßt alle Hoffnung auf die höchsten Kronen fahren. Doch seid ihr bereit zu dienen, so tretet ein. Laßt euch nicht blenden durch bestandene Examina: die Wissenschaft liegt jenseits aller Examina und lacht ihrer. Und wiederholt es euch täglich: das fleißigste Lernen, das beste Verstehen, das reichste Wissen macht noch nicht die Wissenschaft." (165.)

Nein und tausend Mal nein! Laßt nicht alle Hoffnung auf die höchsten Kronen fahren, sondern strebt und glaubt, darin liegen mächtige Hebel der Entwicklung! Daß die Wissenschaft jenseits aller Examina liegt, daß sie nicht im Verstehen, fleißigen Lernen und Wissen besteht, das ist klar, und das brauchen wir uns nicht täglich zu wiederholen. Trotz aller Mißtrauensvoten, welche nur eine Hemmung, die überwunden werden muß, mehr sind, gilt es seinen Posten zu behaupten und eingedenk zu sein, daß „Schlecht ist der Soldat, der nicht hofft, ein General zu werden", wie ein russisches Sprichwort sagt. —

Man blättere in der Sammlung von Gutachten „Die akademische Frau". Dort spricht die überwiegende Zahl der Experten von den „Ausnahmen" unter den Frauen, die hervorragend sind und denen freie Bahn unter allen Umständen gewährt werden soll. Und meistens heißt es ferner: die Ausnahmen bestätigen ja nur die Regel der allgemeinen intellektuellen Minderwertigkeit des Weibes. „Ausnahme" ist auch so ein Wort, um ein Problem oder eine unangenehme Tatsache aus dem Bewußtsein zu schaffen. Für die Frauenbewegung haben aber diese Ausnahmen, wie ich meine, eine große prinzipielle Bedeutung: sie zeigen, daß der weibliche Geist der Entfaltung und der Höhen fähig ist. Wäre die geistige Minderwertigkeit des Weibes organisch mit ihrem Geschlecht verbunden, so wären die immerhin im Laufe der Geschichte sehr zahlreichen Ausnahmen unmöglich.

Daß die Produktivität des Weibes mit der Veränderung ihrer Daseinsbedingungen und ihrer Lebensstellung auch allgemeiner geweckt und gesteigert werden wird, das unterliegt keinem Zweifel. Freilich nicht von heute auf morgen ist es möglich: Jahrhunderte haben daran gearbeitet, das Weib unselbständig, unproduktiv, in ihrem Typus stabil zu machen, Jahrzehnte um Jahrzehnte wird es bedürfen, um andere Qualitäten am Weibe zu züchten und seinen etwas erstarrten Durchschnittstypus in Fluß zu bringen.

So wird wohl der fruchtbare Boden für das Emporsteigen eines weiblichen Genies geschaffen.

* * *

Wenden wir uns einer andern Seite des Problems zu. Durch die genialen Menschen allein kann die Kultur ebensowenig existieren, wie ohne sie. Das von den Genies oder überhaupt den führenden Geistern Geschaffene muß Wurzeln schlagen, muß gelebt werden. In der Sphäre der philosophischen Reflexion gilt es gewiß mit Recht, daß jede Norm, jeder objektive Wert ihren Schwerpunkt und ihre Bedeutung in sich selbst haben, ganz unberührt von der Tatsache, ob und durch wie viele sie befolgt und gelebt werden. Im Gebiete des Volkslebens mit seinen Realaufgaben und Realwerten können wir mit jener Maxime nicht auskommen. Hier kommt es vielmehr sehr wohl darauf an, *wie viele* die Kulturträger sind, in wie vielen Menschen ein Rechtssatz Zustimmung, eine sittliche Norm Befolgung, ein Gedanke Verständnis gefunden haben. Hier kommt es neben der Höhe auf die *Breite* der Kultur an. Der wahre Volkswohlstand liegt nicht im Reichtum der oberen Zehntausend; die wahre Kultur eines Volkes wird an ihrem Niveau *und* ihrer Verbreitung gemessen.

Auf diesem Standpunkt hat das Weib das Recht auf Bildung und Arbeit, ganz abgesehen davon, ob sie führt oder geführt wird. Indem sie, je nach den individuellen Lebensbedingungen sich diese oder jene Bildung aneignet, wird sie zur Trägerin und

zur Verbreiterin der Kultur. — Empfiehlt Joël der Frau, aller Hoffnung auf die eigentlich wissenschaftliche Betätigung zu entsagen, so findet er wenigstens einen warmen Ton als Anwalt der Frauenbildung: „wenn wir der Wissenschaft die zwar nicht schöpferische, aber helfende, teilnehmende, anregende Kraft des Weibes erhalten und erhöhen wollen, wenn wir in den Müttern, die sich so oft als Verheißungen bedeutender Söhne gezeigt haben, die ganze Menschheit heben wollen, wenn wir die heute wie man sagt, bedrohte Ehe retten wollen, retten als wahre Gemeinschaft, wenn wir uns selbst retten wollen vor dem Verfall in blasierte, genüßliche Sterilität oder vor der lähmenden Haremskultur, wenn wahrhaft menschliche Kultur unser ganzes Leben durchdringen soll, wenn unsere ganze Moral nicht eine elende Phrase sein soll und wir jedem Menschen als Menschen das Recht auf Entfaltung gönnen, dann müssen wir auch dem Weibe die Tore der Bildung öffnen, bis zum höchsten hinauf".

Zu diesen Worten hätten wir wahrlich nichts hinzuzufügen.

* * *

Was den Einzug der Frau in das Berufsleben anbetrifft, so ist es nach Joël eine Tatsache, die nicht zu Jubelrufen, sondern zu Besorgnissen Veranlassung gibt: das Weib wird zum Kuli, zum Arbeitstier des Mannes werden, von ihm in die untergeordneten Berufe hineingedrängt. „Die weibliche ‚Handwerktätigkeit' und ‚Maulwurfsarbeit' wird kommen, das neue Zeitalter der Dienstbarkeit der Frau bricht an mit der Emanzipation." Im Beruf, wie in der Wissenschaft ist die Vollhöhe dem Weibe durchaus versagt, daher: „es trete ein in den Beruf, aber es gehe nicht auf in ihm, wie der Mann; es nehme den Beruf als Stütze, aber es wachse über ihn hinaus in seinem höheren Allgemeinberuf als Weib." Zu seiner Vollhöhe sei das Weib nur im Gebiete der Bildung, auch der höchsten, berufen, darin liege auch sein innerer sicherster Schutz gegen alle Sklaverei. —

Gewiß fordern die Frauen Zulassung zur höheren Bildung. Aber sie allein kann die vielverzweigte Frauenfrage nicht lösen. Nicht alle sind zur höheren Bildung befähigt, und außerdem ist dieselbe bei den gegebenen sozialökonomischen Verhältnissen nur wenigen zugänglich. Wie sollen diese wenigen die übrige Frauenmasse von Stenographistinnen, Schreibmaschinistinnen, Verkäuferinnen usw. vor der Sklaverei schützen können?

Das vermag wohl die soziale Gesetzgebung wirksamer zu tun!

Wenn Joël davon spricht, daß die Emanzipatoren das Weib den Weg der Sklaverei führen, so klingt es so, als ob die Frauenbewegung nicht neben den geistigen noch die tiefsten ökonomischen Wurzeln hätte, sondern als ob sie nur von einigen müßigen Frauen und Männern inszeniert worden wäre, (veränderte ökonomische Lebensbedingungen erwähnt Joël allerdings, aber scheint sie doch nicht für wesentlich zu halten), als ob sie ausschließlich im Zeichen des freien Wollens und nicht auch des harten Müssens stünde, als ob das Weib von den Emanzipatoren aus dem Paradies entführt worden ist und nicht vielmehr auch bis jetzt vielfach ein Kuli gewesen wäre. Die Emanzipation will das Weib zum Selbstbewußtsein wecken. Oder ist ein selbstvergessenes Kulitum besser als ein zum Selbstbewußtsein geweckes?

Und was hat es mit dem Rat an das Weib, in den Beruf einzutreten, aber in ihm nicht aufzugehen, in diesem Zusammenhange auf sich? Haben die Führerinnen der Emanzipationsbewegung dem Weibe geraten, in irgend einem subalternen Berufe aufzugehen? Nur eine verheiratete Frau hat übrigens einen „höheren Allgemeinberuf als Weib". Sie und die Unverheiratete haben einen allgemein *menschlichen* Beruf, grade wie der Mann; von da aus gilt die Mahnung, im Spezialberuf nicht völlig aufzugehen, für sie *alle*. Eine gewisse Hingebung erfordert freilich jeder Spezialberuf. Es ist ganz natürlich, daß den Frauen, die doch als Anfängerinnen im Berufsleben auftreten, vorläufig vorwiegend subalterne Berufe zufallen, zumal die Selbständigkeit und Sachlichkeit sich erst in ihnen entwickeln muß. Die Übel der Übergangszeit müssen

Digitized by Google

hingenommen werden. Um so intensiver soll aber der Kampf mit friedlichen Mitteln um verkürzte Arbeitszeit und ausreichende Entlohnung werden. Mit dem sich steigernden Berufsleben der Frau erwachsen der sozialökonomischen und sozialpolitischen Gesetzgebung neue Aufgaben.

Ein paradiesischer Zustand kann dem arbeitenden Weibe nicht geboten werden, aber auch hinter sich hat es ihn nicht gehabt. Werden die Arbeitszeit und der Arbeitslohn vernünftig geregelt, dann können auch die subalternen Berufe mit Nutzen von Frauen ausgefüllt werden. Sie werden sie materiell auf eigene Füße stellen, was nicht ohne günstigen Einfluß auf ihre ganze seelische Verfassung bleiben kann.

* * *

Man darf nicht annehmen, daß die Frauenbewegung Uniformierungstendenzen hat, im Gegenteil: das allgemeine Niveau soll gehoben, die Individualität aber soll dabei beachtet, gepflegt, geschätzt werden.

Und unter vielen Variationen der weiblichen Individuen wird gewiß auch jenes Weib, von welchem Lou Andreas-Salomé ein Bild im Umriß gibt, Platz finden, dessen Charakteristik Joël „psychologisch das Beste, Innerlichste, das zur ganzen Frauenfrage gesagt worden ist", nennt. Jedoch grade der Umstand, daß Joël in der Besprechung der Frauenfrage sagt, er zitiere aus dem „Mensch als Weib" von Lou Andreas-Salomé nur deswegen nicht, weil er diesen Aufsatz „ganz hierher setzen möchte", scheint mir zu zeigen, daß er die Härte der sozialen Probleme zu wenig beachtet. Jenes Weib von Lou Andreas-Salomé ist eine künstlerische Vision, die vereinzelt ihre Verwirklichung finden mag. Aber was soll man mit einem Weibe mit den Zügen des „genießenderen" Menschen, des Menschen „jeder Lebensfreude und einer lebenatmenden Selbstsucht" im Alltag des Lebens und des Kampfes anfangen?

Dieses Weib will in fruchtbarer Gegend ruhen, in der Blüte seines physischen Daseins, wie eine Ceres fruchtbringend, lebenzeugend in voller schöpferischer Kraft, lachend und freudig in eigner Selbstbehauptung und Selbstherrlichkeit — das dionysische Weib. Eine in sich geschlossene, eigene Welt, im engsten Zusammenhange mit dem geheimnisvollen Grund aller Dinge. Und dann zeigt uns Lou Andreas dasselbe Weib gleichsam in einem reiferen Alter: ernster, geistiger. Nicht von der reflektorischen Geistigkeit, sondern von der unmittelbaren, intuitiven. Noch immer „das undifferenzierte Stück Natur" „in einem geheimnisvollen Zusammenschluß aller Dinge", aber ernst: „in einer großen Sammlung und Stille der Seele".

Etwas mystisch ist das Innenleben dieses Weibes, das selbstherrlich ist und sich behauptet, das sich hingibt und demutsvoll zeigt nicht aus Armut und Mangel, sondern aus Reichtum und Fülle, das kniet nicht vor dem Manne, sondern „für ihn und sich". (Lou Andreas-Salomé: „Der Mensch als Weib". Neue Deutsche Rundschau. X. März 1899.)

Ein Gedicht in Prosa. Seien wir der Dichterin dankbar dafür. Im Alltag des Lebens und auf dem etwas steinigeren Wege können uns aber die Dichterin und ihr Weib nicht begleiten. Dort wird in der Tat für die Frau ohne Stimmenmehrheit und heiße Geisteskämpfe, die Lou Andreas-Salomé so gering schätzt, wohl nicht viel erreicht werden.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Die Frauenbewegung in der Tagespresse.

* Die Reichstagswahlen haben vielfache Veranlassung zur Erörterung der Frauenbewegung in der Presse gegeben. Die reaktionären Zeitungen haben es an geschmackvollen Freundlichkeiten für die an der Wahlagitation teilnehmenden Frauen nicht fehlen lassen, indem sie zugleich die Frauen der eigenen Kreise zur Betätigung patriotischer Gesinnungen innerhalb der vier Wände energisch aufriefen. In der „Staatsbürgerzeitung" erschienen auch Blüten solches weiblichen Patriotismus. Da hieß es z. B.

„Anspornen zum politischen Handeln, nicht selbst politische Rechte fordern. Kein Wahlrecht der Frau!

Aber das Recht der Frau, am politischen Leben von Herzensgrund teilnehmen zu dürfen, hochhalten, die Freude mitempfinden, wenn Gutes geschaffen wird für unser Deutschland, wenn hervorragende Männer erstehen, um durch Wort und Tat Thron und Reich zu stützen.

Möge es an solchen Männern im kommenden Deutschen Reichstag nicht fehlen.

Wir Frauen wollen das Ausführen der politischen Arbeit gern Männern überlassen. Das Häuflein Frauenrechtlerinnen wird freilich nicht nachlassen mit Fordern von „Rechten", arme, abgehetzte Weiber werden von den Sozialdemokraten nach wie vor aufgestachelt werden; sie werden mitschreien nach Rechten und besseren Zeiten, aber sie bleiben an Zahl gering.

Wir wollen andere Arbeit tun. Wir haben unser Vaterland lieb, wir wünschen seine Größe und Frieden nach außen und im Innern. Ja, wir sehen die Volksschäden und wünschen in vielem Besserung. Vor allem auch wünschen wir, daß unsere Söhne einst einem glücklichen, stolzen Vaterlande ihre Kräfte widmen können, und darum wollen wir Mütter unser Teil mit helfen „In unserm Wissen und Bereich". (Chamisso.)"

Die Verfasserin, die sich am Schluß auf den Schöpfer des Worts: „Darfst mich niedre Magd nicht kennen" beruft, hält es offenbar nicht für möglich, daß „Wissen und Bereich" der Frauen im Laufe von 100 Jahren etwas weiter geworden sein könnten. Es ist doch auch schade, wenn soviel warme Gesinnung und sogar Einsicht in die „Volksschäden" sich damit begnügt, den „königstreuen Männern" zuzusehen, wenn sie Thron und Reich stützen. Da machte es eine Frau Wirtin im Höchst-Ulsinger-Wahlkreise anders. Da verweigerte nämlich der Wirt einen schon bewilligten Saal für eine politische Versammlung mit der Begründung: „Betreffs der Versammlung . . . . . bedaure ich, dieselbe nicht abhalten lassen zu können, da ich sonst mit meiner Frau unangenehme Familienverhältnisse erleben muß." Die Frau Wirtin hatte also anscheinend andere politische Ansichten als ihr Gatte und wußte sie zur Geltung zu bringen.

Von der Moral unserer Gegner, von der der Wahlkampf so mancherlei schöne Zeugnisse brachte, sei noch ein Stück aus der „Deutschen Tageszeitung" zitiert. Zu dem Selbstmord einer jungen Konservatoristin, die schön gewesen sein soll, äußert dieses Blatt:

Verschiedene Blätter sprechen inbezug hierauf von einer „Tragödie". Wir sehen darin nichts Erhebendes und Erschütterndes, nur etwas Trauriges, tief Trauriges: eins von den vielen Kennzeichen dafür, daß die sogenannte „moderne" Bewegung bei Mann und Weib auf nichts weiter als auf Verkehrung der gesunden natürlichen Empfindungen hinausläuft. Immerhin verstehen wir es noch einigermaßen, wenn ein von der Mutter Natur grausam vernachlässigtes Weib, das nicht die mindeste Aussicht auf Heirat hat, also seinen eigentlichen Beruf schon von vornherein verfehlt hat, sich beizeiten nach einem anderen, allenfalls auch künstlerischen Beruf umsieht. Wie aber ein hübsches Mädchen ohne innere Notwendigkeit, d. h. ohne sehr starkes Talent und einen unwiderstehlichen Schaffensdrang in den Beruf der „Künstlerin" gedrängt werden kann — das ist eben nur aus der „modernen Bewegung" zu erklären, welche die Natur auf den Kopf stellen, das Perverse als das Normale, das Niedrige als das Hohe ausgeben möchte. Ach, wenn doch die vielen, namentlich weiblichen Opfer dieser Bewegung endlich deren Wahnsinn erkennen wollten! Wer, wie ein hübsches Mädchen, die Möglichkeit, die Macht hat, durch sich selbst zu beglücken und beglückt zu werden und das „Schöne" als lebendiges Wesen zu erzeugen, der sollte doch auf den verhältnismäßig armseligen Abglanz der Schönheit, den die Bühne im besten Falle bieten könnte, stolz lächelnd ver-

zichten. Was ist aller Schein gegen die Wirklichkeit, aller Beifall der Menge gegen das Glück der treuen Liebe, alle Kunstbetätigung, zumal die lediglich nachschaffende, gegen die Kunst, die das Leben selbst zum Gegenstande hat: die harmonische Lebensführung!

Es ist immerhin segensreich, daß solche Gegner über die Höhe ihres ethischen Standpunkts der Frauenbewegung gegenüber keinen Zweifel lassen. Danach kann man denn den Wert ihrer Gegnerschaft leicht einschätzen. Daß talentlose Leute keine künstlerischen Berufe erwählen sollen, ist selbstverständlich, aber die Einschätzung der Ehe, die der Verfasser verrät, wenn er nur der äußeren Schönheit „die Macht zu beglücken und beglückt zu werden", zuschreibt, die scheint uns eben „das Niedrige für das Hohe auszugeben".

Bildungswesen.

* **Zur Mädchenschulreform in Preußen** ist folgende **Erklärung** in der Tagespresse veröffentlicht worden:

Da in eingeweihten Kreisen mit immer größerer Stärke die Befürchtung auftritt, daß bei der bevorstehenden Neuregelung des höheren Mädchenschulwesens in Preußen der Charakter der höheren Mädchenschule als einer höheren Lehranstalt wieder zweifelhaft bleiben wird, so haben sich die unterzeichneten das höhere Mädchenschulwesen Preußens umfassenden Vereine zu folgender Erklärung zusammengeschlossen:

Die Unterzeichneten halten es für die unerläßliche Grundlage einer Neugestaltung des höheren Mädchenschulwesens, daß die höhere Mädchenschule in jeder Beziehung zu den höheren Lehranstalten gerechnet, derselben Abteilung des Ministeriums unterstellt wird, der die höheren Knabenschulen unterstehen, und den Bedingungen einer höheren Lehranstalt voll entspricht. Mit der Erfüllung dieser Forderung steht und fällt nach Ansicht der Unterzeichneten der Erfolg der in Aussicht genommenen neuen Lehrpläne.

Allgemeiner Deutscher Lehrerinnenverein.
Helene Lange, Vorsitzende.

Deutscher Verein für das höhere Mädchenschulwesen.
Direktor Dr. Raßfeld, Vorsitzender.

Preußischer Verein öffentlicher höherer Mädchenschulen.
Direktor Jökel, Vorsitzender.

Vereinigung von Direktoren öffentlicher höherer Mädchenschulen.
Direktor Dr. Gerth, Vorsitzender.

Dieser Erklärung schließen sich an:

Allgemeiner Deutscher Frauenverein
Helene Lange, Vorsitzende.

Verein Frauenbildung — Frauenstudium
Adelheid Steinmann, Vorsitzende.

* **Realgymnasialkurse.** Zu den im vorigen Heft erwähnten Gründungen städt. Realgymnasialkurse in Frankfurt a. M. und in Königsberg ist noch zu bemerken, daß die Königsberger Kurse leider nicht sechs-, sondern nur vierjährig sein werden, und daß die Stadt Frankfurt gleichfalls kein sechsklassiges Realgymnasium gründet, sondern die fünfklassigen Realgymnasialkurse der Abt. Frankfurt des Vereins Frauenbildung — Frauenstudium Ostern 1908 übernimmt. Die Stadt hat schon für 1906 oder 1907 dem Verein eine Subvention von je 11 500 Mark gewährt.

* **Der Fortbildungsschulzwang für weibliche Angestellte** wird in Nauen, Aschersleben und Kolberg vom 1. April ab eingeführt werden.

* **Frauenstudium in Frankreich.** Die Zahl der weiblichen Studenten an französischen Universitäten betrug im Jahre 1906 2264. Sie verteilten sich auf die Fakultäten folgendermaßen: Jura 86, Medizin 721, Pharmazie 64, Philosophische Fächer 1393.

* **Eine Frauenuniversität** ist in Tomsk in Sibirien, vorläufig mit nur zwei Fakultäten (philosophisch und historisch) eröffnet worden.

Berufliches.

* **Der Rücktritt der badischen Fabrikinspektorin** hat naturgemäß in Frauenkreisen allgemein großes Aufsehen gemacht. Dr. Marie Baum war ganz besonders geeignet — das hat sie durch ihre amtliche Tätigkeit wie durch ihre ausgezeichneten sozialwissenschaftlichen Studien bewiesen — die Einrichtung der weiblichen Fabrikinspektion in ihrem ganzen Wert zu zeigen. Ihr Rücktritt ist für die Frauenbewegung ein Schlag von tiefer Bedeutung. Oder richtig ausgedrückt: Die Umstände, die zu ihrem Rücktritt geführt haben. Daß sie ihr Amt nicht weiterführt, wenn ihr lediglich ihres Geschlechtes wegen und gegen die ursprünglichen Intentionen im Ministerium des Innern von ihren Vorgesetzten eine Sonderstellung in der Rangordnung der Inspektionsbeamten aufgezwungen werden sollte, ist als ein moralisches Opfer für den Gedanken der Gleichwertung der Frauenarbeit nicht hoch genug anzuerkennen. Wir glauben unseren Lesern kein zuverlässigeres Bild von den Vorgängen in der badischen Fabrikinspektion geben zu können, als durch den Abdruck einer Zuschrift von Professor Max Weber-Heidelberg an die „Frankfurter Zeitung" (24. Jan.):

Heidelberg, 23. Jan.

Nachdem ein Mitglied der badischen Fabrikinspektion es für angezeigt gehalten hat (Frankfurter Zeitung Nr. 22, erstes Morgenblatt), sich über den Austritt von Fräulein Dr. Baum öffentlich zu äußern, scheint mir ein weiteres Schweigen anderer um so weniger am Platz, als die Mitteilung des Herrn Fabrikinspektor Dr. Föhlisch — wie ich

selbstverständlich annehme, gegen seine Absicht — irreführend ist und den Kern des Sachverhalts direkt verdeckt. Meine Kenntnis des letzteren rührt, um dies klar zu stellen, davon her, daß ich zweimal in die Lage kam, von der Fabrikinspektorin um eine rein objektive Begutachtung der sachlichen Begründetheit ihrer Gesuche an das Ministerium gebeten zu werden. Ich konnte in beiden Fällen ihr Vorgehen nur unvermeidlich finden. Ich bemerke endlich noch ausdrücklich, daß ich eine Zustimmung der Fabrikinspektorin zu den nachfolgenden Ausführungen nicht eingeholt habe und es mir auch gleichgültig ist, ob sie eine solche erteilen würde. Denn ich beabsichtige nicht etwa, sozusagen als „Kavalier" für sie einzutreten — was sie sich vermutlich sehr verbitten würde — sondern es handelt sich mir um gewisse allgemeine sachliche Konsequenzen, die aus dem Vorgang zu ziehen sind. Um diese klarzulegen, ist allerdings ein Eingehen auch auf die wenig erfreulichen Anlässe der beiden Entlassungsgesuche unvermeidlich.[1])

Es ist nicht richtig, daß — wie ein ununterrichteter Leser nach den Ausführungen des Herrn Dr. Föhlisch annehmen wird — die Fabrikinspektorin eine größere Selbständigkeit dem Vorstand der Fabrikinspektion, Herrn Dr. Bittmann, gegenüber, für sich, im Unterschiede zu anderen Beamten, zu „erzwingen" versuchte und daß das Mißlingen dieses Versuches ihren Austritt zur Folge gehabt habe. Sie hatte sich selbstverständlich durchaus mit derjenigen Gleichstellung mit den anderen, dem Vorstand ebenso wie sie selbst untergeordneten, Kollegen zu begnügen, welche bis zum Frühjahr 1906 ohne jeden sachlichen Schaden bestand. Eben diese Gleichstellung aber hielt Herr Dr. Bittmann damals, also nachdem die Beamtin sich als solche, nach Herrn Dr. Föhlischs Worten, „dienstlich außerordentlich bewährt" hatte, für angemessen ihr zu entziehen. Von anderen, dem Wesen nach ähnlichen Änderungen wurde der in jeder Behörde selbstverständliche Grundsatz, daß eine etwa erforderliche Vertretung des Chefs von den Beamten nach dem Dienstalter versehen würde, umgestoßen, und es wurde sie — aber nur sie — in diesem Falle auch im Dienst jüngeren, also im Amt unerfahreneren und (wie ich beifügen möchte) bisher doch auch in keiner Weise mit solchen Leistungen, wie sie sie aufzuweisen hat, hervorgetretenen Kollegen dienstlich unterstellt. — Sie ihrerseits beantragte nun in einer Eingabe an das Ministerium lediglich die Abstellung des für sie unerträglichen Zustandes, daß sowohl bei solchen Stellvertretungsfällen, als auch außerhalb dieser, unter der Form sogenannter „Korreferate", diese jungen Herrn in die Lage kamen, die Entwürfe der dienstälteren Fabrikinspektorin sachlich zu ändern und stilistisch durchzukorrigieren, eine Gelegenheit, von der sie nicht ungern Gebrauch machten. Sie verlangte also nicht einmal Gleichstellung mit den jüngeren Kollegen, sondern lediglich Sicherung ihrer eigenen Tätigkeitssphäre gegen die Folgen einer, lediglich um ihres Geschlechts willen erfolgten, Zurücksetzung.

Das Ergebnis war, daß Herr Dr. Bittmann sie in leidenschaftlichster Form mit rein persönlichen Beleidigungen überschüttete, um alsdann, als die Inspektorin beim Ministerium Remedur beantragte, die wesentlichen Teile seiner Äußerungen abzuleugnen und sein Verhalten als Erteilung einer „dienstlichen Rüge" zu deuten. Um alsdann diese letztere zu motivieren, trug er ihr den Inhalt eines Aufsatzes vor, in welchem Dinge, wie: daß sie im Hause dieses oder jenes Beamten nicht verkehre, daß, wie einer ihrer jüngeren Kollegen zu Protokoll gegeben habe, sie diesen auf der Straße nicht freundlich genug gegrüßt habe und dergl. als Belastungsmaterial figurierten. — Die Fabrikinspektorin forderte ihre Entlassung. Sie glaubte jedoch, jede noch so berechtigte persönliche Empfindung zurückstellen zu sollen, nachdem das Ministerium ihre vorhin erwähnten sachlichen Anträge in einer neuen Dienstanweisung als berechtigt anerkannt zu haben schien.

Alsbald aber mußte sie die Erfahrung machen, daß auch diese Verfügung vom Vorstande und ihren männlichen Kollegen dahin interpretiert wurde (formell mit Recht), daß sie im Stellvertretungsfall nach wie vor eventl. der einseitigen Korrektur ihrer dienstjüngeren Kollegen unterstehe. Bezüglich eines anderen Punktes gab der Vorstand überdies in der Sitzung ihren Kollegen die „dienstliche Anweisung", die Verfügung des Ministeriums in Bezug auf sie nicht zu befolgen. — Sie erbat und erhielt daraufhin vom Ministerium die Erlaubnis, auf jenen nicht erledigten Punkt ihres Gesuchs nach einiger Zeit zurückzukommen. Sie tat dies Mitte Dezember in einer neuen Eingabe. Das Ergebnis war wiederum, daß der Vorstand, Herr Dr. Bittmann, diesmal in Anwesenheit der Beamten und zweifellos wohl überlegt, sie mit persönlichen Beschimpfungen bedachte, dergestalt, daß der Minister nach Besprechung des Falles eine dienstliche Ahndung in Aussicht stellte. Die Fabrikinspektorin beharrte jedoch auf ihrem erneut eingereichten Entlassungsgesuche. — Dies ist in den wesentlichen Punkten der Hergang.

Der andere Ton und vor allem der andere Geist, der unter Wörishoffer in der Fabrikinspektion herrschte, hing wahrscheinlich nicht, wie die Ausdrucksweise des Herrn Dr. Föhlisch den Leser vermuten lassen kann, mit der Krankheit seiner allerletzten Lebensjahre zusammen. Im Gegenteil: es bewährte sich gerade auf der Höhe seiner langjährigen glänzenden Leitung die Fähigkeit seiner vornehmen Natur, durch andere und weniger subaltern geartete Mittel, als durch „den Zwang bureaukratischer Usancen", von dem Herr Dr. Föhlisch euphemistisch spricht, die Einheitlichkeit des Wirkens der Behörde zu wahren. Solche „Usancen", wie die hier geübten, entsprechen auch der alten Tradition des badischen Beamtentums keineswegs. Sie sind ein Importartikel. Ich erinnere mich recht lebhaft des grenzenlosen Erstaunens, in welches meine badischen Verwandten, zum Beispiel der so früh verstorbene frühere Staatsanwalt Jolly gerieten, wenn ich ganz unbefangen von persönlichen Erlebnissen auf

[1]) Wie ich der Sicherheit halber ausdrücklich bemerke, bin ich gänzlich unbeteiligt an den Zeitungserörterungen, über die sich, wie ich sehe, Herr Dr. Bittmann in etwas ungewöhnlicher Form beschwert. Meinerseits habe ich im Sommer vorigen Jahres der „Frankfurter Zeitung" eine Besprechung des Buchs von Fräulein Dr. Baum geliefert, aus welcher die unmittelbar Beteiligten (aber nur diese) Kenntnis und innere Stellungnahme zu den schon damals spielenden Konflikten herauslesen konnten (und auch sollten), die sich aber natürlich jedes Angriffs peinlich enthielt.

preußischen Bureaus der damaligen Zeit (vor 15 bis 20 Jahren) erzählte. Und die Schuld dafür, daß die Fabrikinspektorin Dr. Baum sich in die heutige badische Inspektion nicht zu schicken vermag, liegt absolut nicht an irgend welcher Besonderheit ihrer mir ziemlich genau bekannten Charaktereigenschaften, von denen man nur wünschen kann, daß sie ihr mit recht vielen unserer Beamten gemeinsam sein mögen. Sie hat, wie ich den anerkennenden Worten des Herrn Dr. Föhlisch hinzufügen möchte, wohl etwas mehr vom Leben gesehen, als die meisten ihrer männlichen Kollegen. Und sie hat insbesondere gerade in der straffen Disziplin, welcher auch selbständige und verantwortliche Stellungen, wie sie sie im großindustriellen Geschäftsleben inne gehabt hat, aus Gründen sachlicher Notwendigkeit unterstehen müssen, sich bewährt. —

Die Schuld liegt, zum einen Teil, offensichtlich in der Persönlichkeit des Herrn Geheimen Rat Dr. Bittmann. — —

Zum andern aber, und das ist der mich an dieser ganzen bedauerlichen Angelegenheit wesentlich interessierende Punkt, liegt sie in gewissen sachlichen Fehlern, die bei der Gestaltung der Stellung der Fabrikinspektorin gemacht worden sind. Das Ministerium des Innern hat Fräulein Dr. Baum persönlich stets das größte, und, wie ich weiß, dankbar empfundene Wohlwollen entgegengebracht. Allein es hat — zweifellos in bester Absicht — geglaubt, gewissen „Vorurteilen", oder sagen wir besser gerade heraus: der männlichen Geschlechtseitelkeit, eine Konzession machen zu müssen, indem es sich für die Anschauung gewinnen ließ, eine staatliche Behörde dürfe — „nach außen", wie man sagte — nur durch männliche Beamte vertreten werden, und indem es deshalb die Wiederbeseitigung der für die sachlichen Interessen des Dienstes absolut unschädlichen Gleichstellung der Beamten beider Geschlechter zuließ. Dem Ministerium ist dabei offenbar ganz entgangen, daß das praktische Ergebnis jenes „Prinzips" und der auf ihm beruhenden „neuen Dienstanweisung" ja gerade das Umgekehrte ist: Gerade nach außen, in der allerdings recht anstrengenden und daher von den männlichen Beamten ihr sehr bereitwillig mitüberlassenen Revision der Fabriken „repräsentiert" heute auch die Fabrikinspektorin den Staat, den Fabrikanten und sonst Beteiligten gegenüber. Gerade im Innern der Behörde, im Verhältnis der Kollegen untereinander, sind, wie das Vorstehende ergibt, der männlichen Geschlechtseitelkeit jene Konzessionen zu Gute gekommen. Und überdies sind, ganz natürlicher Weise und wie auch der Erfolg gezeigt hat, die Empfindungen, denen man jene Konzessionen machte, gerade dadurch erst recht geweckt worden und haben den Bruch herbeigeführt. Findet sich für diese Stelle eine Beamtin von ähnlicher Tüchtigkeit, so muß sich der Vorgang, wenn man von jener Differenzierung der Geschlechter wirklich nicht abgehen will, seiner Zeit in ganz ähnlicher Weise wiederholen. Denn eine, lediglich um ihres Geschlechts willen und ohne Rücksicht auf ihre Leistungen deklassierte Beamtin wird nie die unentbehrliche Arbeitsfreude im Beruf haben. Die Differenzierung nach dem Geschlecht muß jeden Versuch mit der Anstellung weiblicher Beamten von vornherein diskreditieren, und es ist daher dringend zu wünschen, daß er nunmehr überhaupt unterbleibt. Man muß das Experiment mit der weiblichen Fabrikinspektion in Baden meines Erachtens als gescheitert ansehen — aber freilich sich darüber klar sein, woran es gescheitert ist.

Max Weber.

* **Lehrerin und kommunale Schulverwaltung.** Der Berliner Volksschullehrerinnenverein hat mit eingehender Begründung folgende Bitte an die städtische Schuldeputation gerichtet:

„Die Städtische Schuldeputation von Berlin wolle bei der auf Grund des Schulunterhaltungsgesetzes vom 28. Juli 1906 vorzunehmenden Umwandlung der Schuldeputation eine entsprechende Zahl von Berliner Volksschullehrerinnen zu Mitgliedern der Schuldeputation wählen und dem V. V. V. gestatten, ihr für diese Wahlen Vorschläge zu unterbreiten."

* **Um eine Schulärztin** hat der Schöneberger Lehrerinnenverein beim Magistrat petitioniert. Der Petitionsausschuß hat diese Petition dem Magistrat zur Erwägung überwiesen.

Soziale Fürsorge.

* **Die deutsche Zentralstelle für Volkswohlfahrt.** In einer Versammlung deutscher Wohlfahrtsvereine, die von dem Vorsitzenden des Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke einberufen war, hat man sich mit dem vorliegenden Statut der Zentralstelle eingehend beschäftigt. Von Seiten der an dieser Konferenz beteiligten Frauen, Frl. Paula Müller und Frl. Helene Lange, wurde die Wählbarkeit von Frauen für Vorstand und Beirat dringend gefordert. Eine Kommission, die von der Versammlung eingesetzt, die Wünsche der Vereine behufs Änderung der Statuten formulieren sollte, hat sich infolgedessen für die Wählbarkeit der Frau ausgesprochen.

* **Die Wahl von Frauen zu Mitgliedern des Armenamtes** in Frankfurt a. M. ist nunmehr Tatsache geworden. Frau Anna Edinger und Frau Julie Roger sind in die Zentralbehörde der städtischen Armenverwaltung gewählt.

* **Die Zahl der Waisenpflegerinnen** in Nürnberg ist verdoppelt worden. Sie beträgt jetzt 120.

* **In den städtischen Wohlfahrtsausschuß von Brüssel** ist das erste weibliche Mitglied gewählt worden.

Die rechtliche Stellung der Frau.

* **Das Braunschweigische Vereinsrecht** gestattet den Frauen jetzt die Beteiligung an bezw. den Zusammenschluß zu Vereinen mit erziehlichen und sozialen Zwecken. Vor einigen Jahren erhob sich ja bekanntlich die Frage, ob Frauen an der Versammlung des Gustav Adolf-Vereins teilnehmen dürften.

* **Frauenstimmrecht in Holland.** Die Staatskommission für die Revision der Verfassung hat ihren Bericht nunmehr herausgegeben. Unter den Abänderungsvorschlägen findet sich u. a. die Einführung eines Proportionalwahlsystems und das Frauenstimmrecht.

* **Eine große Kundgebung für das Frauenstimmrecht** fand am 9. Februar in London statt. Die Anregung dazu ging diesmal nicht von den unliebsam bekannten Suffragists der Social and Political Ligue aus, sondern von der über ganz England verzweigten Organisation für Frauenstimmrecht. Zirka 200 Vereine nahmen an der Demonstration teil. Man versammelte sich im Hyde Park und zog im Zuge nach Exeter Hall, wo eine Versammlung gehalten wurde. Unter den Demonstrierenden war unter andern Lady Francis Balfour.

* **Das Frauenstimmrecht in Schweden.** Am 16. Januar ist dem Reichstag die Regierungsvorlage zur Wahlrechtsreform zugegangen. Trotz der energischen Agitation der Frauen aller Parteien, in diese Reformvorlage das Frauenstimmrecht aufzunehmen, — es war eine Petition von zirka 150 000 Unterschriften eingereicht — hat die Regierung die Forderung nicht zu der ihrigen gemacht. Damit ist auch wenig Aussicht, sie als Amendement in der Kammer noch in den Entwurf hineinzubringen.

Personalnachrichten.

* **Frau Marie Loeper-Houselle,** die Herausgeberin der Zeitschrift „Die Lehrerin" und zweite Vorsitzende des Allg. deutschen Lehrerinnenvereins feierte am 11. Februar ihren 70. Geburtstag. Wir haben die Persönlichkeit und das Wirken dieser Vorkämpferin des Lehrerinnenstandes schon in unserer Zeitschrift (Februarheft des II. Jahrgangs) eingehend zu kennzeichnen versucht. An dieser Stelle können wir die Bedeutung der Jubilarin für die Entwicklung des Lehrerinnenstandes nicht besser zusammenfassen, als mit den Worten einer Adresse, die ihr von den Zweigvereinen des Allg. deutschen Lehrerinnenvereins überreicht ist:

„In dankbarer Liebe gedenken Ihrer, hochverehrte Frau Loeper, heute an Ihrem 70. Geburtstag Tausende von deutschen Lehrerinnen. Sie denken Ihrer in dem Bewußtsein, daß durch die Arbeit Ihres Lebens der deutsche Lehrerinnenstand zu einer tieferen Auffassung seiner erziehlichen Aufgaben und Ziele, zu einem klareren Bewußtsein seiner Bedeutung, zu einer geschlosseneren, mutigeren Vertretung seiner äußeren Stellung geführt worden ist.

Besonders aber gedenken Ihrer die Zweigvereine des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins. Was die Wärme Ihrer Persönlichkeit, die unermüdliche Freudigkeit Ihres Strebens, die Entschiedenheit Ihrer Überzeugungen seit dem Tage von Friedrichroda bis heute für die Entwicklung unseres großen Bundes bedeutet hat, das ist in unser aller Herzen lebendig."

Versammlungen und Vereine.

Erste Deutsche Konferenz zur Förderung der Arbeiterinnen-Interessen.

Das Programm der ersten deutschen Konferenz zur Förderung der Arbeiterinnen-Interessen (1. und 2. März in Berlin, in den Räumen der Königl. Bau-Akademie am Schinkelplatz 6) ist jetzt definitiv festgestellt. Die Verhandlungsstunden sind von 9½—1 Uhr Vormittag und 3—7 Uhr Nachmittag. Der Vormittag des ersten Konferenztages soll dem Kern der gesamten Arbeiterinnenfrage, der Lohnfrage, gewidmet werden. Das erste Referat darüber hat Dr. Alice Salomon übernommen, während die bekannte Sozialpolitikerin Helene Simon das Korreferat halten wird. Am Nachmittag des gleichen Tages kommt die inhaltlich mit dem ersten Thema innig zusammenhängende Frage der „fachgewerblichen Ausbildung der Arbeiterin" zur Sprache, die von der badischen Fabrikinspektorin Dr. Marie Baum behandelt werden wird.

Am zweiten Konferenztage soll Vormittags das Thema „das Wahlrecht der Arbeiterin" mit den Unterabteilungen a) zu den Krankenkassen, b) zum Gewerbegericht, c) zu den Arbeitskammern erörtert werden. Die kurzen Referate über diese drei Einzelfragen liegen in den Händen von Dr. Margarete Bernhard, Dr. Elisabeth Jaffé von Richthofen, der ehemaligen badischen Fabrikinspektorin, und Professor Harms-Jena. Der Nachmittag des zweiten und letzten Tages endlich soll der Frage gewidmet sein, der man im großen Publikum sicherlich das meiste Interesse entgegen bringen wird, der Frage nach der Vereinbarkeit von Fabrikarbeit, Mutterschaft und Hausfrauenpflicht. Das Thema „Die Fabrikarbeiterin als Hausfrau und Mutter" wird einmal von Frau von Gordon, der Vorsitzenden des Verbandes der katholischen erwerbstätigen Frauen und Mädchen, behandelt, während als 2. Referent Prof Dr. P. Mayet über „Die Mutterschaftsversicherung" sprechen wird.

Männer und Frauen aller Stände, welche sich für die Arbeiterinnenfrage interessieren, werden um ihr Erscheinen und um ihre Beteiligung an den Beratungen gebeten. Eintrittskarten zu 1 Mark sind an der Tageskasse erhältlich.

Auskunft über alle die Konferenz betreffenden Angelegenheiten erteilt die Schriftführerin Frau Else Tiktin, Berlin W., Kurfürstenstr. 88.

Verein Frauenstreben Berlin.

Die Abteilung Berlin des Vereins Frauenbildung-Frauenstudium (Vorsitzende Frau Sera Proelß), die seit kurzem dem Allg. Deutsch. Frauenverein angehört, hat sich in einen Verein „Frauenstreben" verwandelt und seine Verbindung mit dem Verein Frauenbildung-Frauenstudium aufgegeben.

Musikgruppe Berlin

(Musiksektion des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnen-Vereins.)

Die Unterrichtsvermittlung der Musikgruppe Berlin (Musiksektion des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins) soll nicht nur den praktischen Interessen ihrer Mitglieder dienen, sondern vor Allem einem wirklichen Bedürfnisse des Publikums entgegenkommen. — Wie schwer ist es oft für Kreise, die mit der Musikwelt keine Fühlung haben, geeignete Lehrkräfte zu finden! Wie manches Talent ist schon durch ungenügenden und verkehrten Unterricht vernichtet, wie viel Lust und Liebe zur Musik für immer getötet!

Da die Musikgruppe nur Künstlerinnen und Lehrerinnen aufnimmt, die Zeugnisse über gründliche Studien bei ersten Meistern besitzen, oder den Nachweis langjähriger pädagogischer Erfahrung erbringen, so ist tatsächlich dem Publikum vollgültige Garantie für Erwerbung einer wirklich tüchtigen Lehrkraft geboten. Die Inanspruchnahme der Vermittlung ist vollkommen kostenlos.

Nähere Auskunft über dieselbe erteilt schriftlich jederzeit, mündlich Montag 3½—5 Uhr Frau Helene Burghausen-Leubuscher, 1. Vorsitzende der Musikgruppe, W. 30 Luitpoldstr. 43 I.

Der Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus

veranstaltet vom 2. bis 6. April 1907 im Baracken-Auditorium der Berliner Universität wieder einen wissenschaftlichen Kursus zum Studium des Alkoholismus. Der Besuch des Kursus ist unentgeltlich. Programme sind zu erhalten von Frau Gerlen-Leitgebel, Friedenau, Cranachstraße 63 oder von der Geschäftsstelle des Verbandes, Berlin W., Emserstr. 23.

Ostdeutscher Frauentag.

Das Protokoll des 2. Ostdeutschen Frauentages in Elbing ist für 20 Pfg. bei den unterzeichneten Mitgliedern des Ausschusses erhältlich.

M. Schnee, Vorsitzende, Bromberg, Johannisstr. 18.
Frau Lina Frank, Langfuhr-Danzig, Heiligenbronner Weg 7.
M. Kosser, Posen O. 5, Bachstr. 1.
M. Poehlmann, Tilsit, Fabrikstr. 83.
E. von Roy, Königsberg-Pr., Tragheimer Kirchenstraße 71.
E. Spaencke, Graudenz, Marienwerderstr. 25.

Wiesbadener Burenhilfsbund.

Unsern Mitgliedern und Freunden erlauben wir uns, über unsere Arbeit im vergangenen Jahre Folgendes zu berichten:

Grundsatz war für uns lediglich die Witwen und Waisen der Buren zu unterstützen. Es geschah dies in folgender Weise. Wir versandten an die Waisenhäuser in Langlaagte und Ladybrand Kleidungsstücke und Stoffe und zwar, laut Kassenbericht im Werte von 1031 Mark. Unser verehrtes Vereinsmitglied Fräulein E. Tafel in Wernigerode hat die Anfertigung der Kleidungsstücke übernommen und in musterhafter Weise ausgeführt. Ihr sind wir zu ganz besonderem Danke verpflichtet. Bekanntlich hat Fräulein Emily Hobhouse das Spinnen und Weben in Südafrika als Hausindustrie eingeführt. Ihr halfen wir, indem wir Strickmaschinen, Wollkratzen und Spinnräder im Werte von 2686,90 Mark an ihre Adresse expedierten. Diese Industrie blüht auf und die Burenfrauen und Mädchen fertigen schon recht hübsche Sachen an, die zu vorteilhaften Preisen in den größeren Städten Absatz finden.

Alle unsere Einkäufe machten wir bei deutschen Firmen, und unsere Sendungen wurden nur auf deutschen Schiffen nach Südafrika und zwar durch Güte der Firma Rettenmayer-Wiesbaden, der Köln-Düsseldorfer Gesellschaft und der Ost-Afrika-Linie bis zu den Südafrikanischen Häfen, frei, sofern keine Sendung mehr als ein Kubikmeter groß war, und die Gaben unserer Mitglieder und Freunde haben dem deutschen Landsmann in der Heimat Verdienst verschafft. Wer den Witwen und Waisen half, unterstützte den deutschen Landsmann. Wir haben nicht verfehlt, unseren Empfängern in Südafrika jene Firmen zu nennen, die uns lieferten und sie gebeten, wenn einmal bessere Zeiten dort eintreten, an unsere Lieferanten zu denken. Das ist tatsächlich schon geschehen, was wir zu unserer besonderen Genugtuung hiermit feststellen.

Zu erwähnen ist noch, daß die Schweiz sich an der Liebesarbeit kräftig beteiligte. Auch sie sandte eine große Anzahl von Spinnrädern an Fräulein Hobhouse, sowie namhafte Geldbeträge. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß dieses kleine Land bei weitem größere Barmittel aufbrachte im vorigen Jahre, als das Deutsche Reich.

Die Lage in Südafrika bleibt unverändert schlecht. Obgleich Gold in noch nie dagewesenen Mengen gefördert wird, so hat doch das flache Land keinen Vorteil davon. Das Metall geht nach England, der Lohn an Ausländer.

Aber die Burenfrauen und Mädchen leisten redliche Arbeit. Wir haben sie vor der Gefahr gerettet, im Sumpf der Großstädte unterzugehen, und wir wünschen unsere Arbeit für sie und die Waisen fortzusetzen. Daher bitten wir herzlich, uns auch im Jahre 1907 nicht vergessen zu wollen. Die Zahl der Waisen beträgt etwa 32 000, wovon 15 000 keine Unterkunft haben.

Dr. Emil Coester, Vorsitzender,
Graf A. von Bothmer, Schriftführer.
Götz, Kgl. niederländischer Major a. D.

Buchhandlung

Buchhandlung, Betrieb, der Bücher und andere Druckerzeugnisse (Zeitschriften, Musikalien, Landkarten, Kunstblätter) vertreibt. Die Buchhandlung ist Sortimentsbuchhandlung, wenn sie Bücher verschiedener Verleger führt, Verlagsbuchhandlung, wenn sie nur eigene Verlagswerke vertreibt. Die Sortimentsbuchhandlung ist Kommissionsbuchhandlung, wenn sie die Bücher auf Kommission, Barsortimentsbuchhandlung, wenn sie sie gegen bar bezieht. Die Buchhandlung ist Detailbuchhandlung, wenn sie Bücher an das Publikum verkauft, Grossobuchhandlung, wenn sie Bücher an Buchhandlungen verkauft. Die Buchhandlung ist Antiquariatsbuchhandlung, wenn sie alte Bücher verkauft, Exportbuchhandlung, wenn sie Bücher ins Ausland verkauft, Reisebuchhandlung, wenn sie Bücher auf Reisen verkauft. Die Buchhandlung ist Leihbuchhandlung, wenn sie Bücher gegen Entgelt verleiht, Lesebuchhandlung, wenn sie Bücher gegen Entgelt zum Lesen gibt. Die Buchhandlung ist Modebuchhandlung, wenn sie Bücher verkauft, die gerade Mode sind, Schundbuchhandlung, wenn sie Bücher verkauft, die Schund sind, Pornographiebuchhandlung, wenn sie Bücher verkauft, die Pornographie sind. Die Buchhandlung ist Kolportagebuchhandlung, wenn sie Bücher durch Kolportage vertreibt, Versandbuchhandlung, wenn sie Bücher durch Versand vertreibt, Abzahlungsbuchhandlung, wenn sie Bücher gegen Abzahlung verkauft. Die Buchhandlung ist Kommissionsbuchhandlung, wenn sie Bücher auf Kommission bezieht, Barsortimentsbuchhandlung, wenn sie Bücher gegen bar bezieht. Die Buchhandlung ist Detailbuchhandlung, wenn sie Bücher an das Publikum verkauft, Grossobuchhandlung, wenn sie Bücher an Buchhandlungen verkauft. Die Buchhandlung ist Antiquariatsbuchhandlung, wenn sie alte Bücher verkauft, Exportbuchhandlung, wenn sie Bücher ins Ausland verkauft, Reisebuchhandlung, wenn sie Bücher auf Reisen verkauft. Die Buchhandlung ist Leihbuchhandlung, wenn sie Bücher gegen Entgelt verleiht, Lesebuchhandlung, wenn sie Bücher gegen Entgelt zum Lesen gibt. Die Buchhandlung ist Modebuchhandlung, wenn sie Bücher verkauft, die gerade Mode sind, Schundbuchhandlung, wenn sie Bücher verkauft, die Schund sind, Pornographiebuchhandlung, wenn sie Bücher verkauft, die Pornographie sind. Die Buchhandlung ist Kolportagebuchhandlung, wenn sie Bücher durch Kolportage vertreibt, Versandbuchhandlung, wenn sie Bücher durch Versand vertreibt, Abzahlungsbuchhandlung, wenn sie Bücher gegen Abzahlung verkauft.

künstlerisch folgerichtig. Aber das hindert nicht, daß er rein psychologisch unglaubhaft bleibt. Es fällt von diesem Abschluß aus ein Licht rückwärts auf die ganze seelische Entwicklung und zeigt uns — was dank der sehr feinen und zart verfahrenden Erzählkunst des Verfassers uns zuerst kaum bewußt wird — die beherrschende Tendenz so vieler dieser Kindheitsgeschichten: die Steigerung ihres Helden ins Übersensitive, krankhaft Nervöse. Trotzdem enthält das Buch in der Grundanlage aller dieser kindlichen Verhältnisse zur Mutter, zum Vater, zur Schule tiefe Wahrheit und viele mit großer dichterischer Kunst gestaltete intim erfaßte Einzelerlebnisse des Kindes von typischer Bedeutung.

„Nadeshda Bachini". Roman von Gerhard Duckama Knoop. Egon Fleischel u. Co. Berlin 1906. Gerhard Duckama Knoop ist als Verfasser der Aphorismen-Sammlung Sebald Soekers Vollendung interessanter wie als Romanschriftsteller. Auch in diesem Roman ist die gedankliche Feinheit das Beste und Eindringlichste. Die Menschen bewegen sich in einer Art von Bannkreis, in dem die Luft dünner und die Dinge wesenloser sind. Die Diskretion der Darstellung wird geradezu zum Prinzip erhoben, aber sie stützt sich eher auf ein sich Zurückziehen vor der Wucht und formlosen Nachdrücklichkeit der Dinge, als auf eine Herrschaft über sie. Immerhin ist der Typus, den Duckama Knoop in der modernen Literatur repräsentiert, interessant genug: sein Talent ist wie ein Strom, der sein Gefälle in tausend Windungen abschwächt.

„Briefe der Frau Jeanette Strauß-Wohl an Börne". Eingeleitet und erläutert von E. Mentzel. Mit einem Bildnis von Jeanette Strauß-Wohl nach einer Originalzeichnung von L'Allemand aus dem Jahre 1832. Berlin, F. Fontane & Co. 1907. (Preis 7,50 Mark.) Die Veröffentlichung der Briefe von Jeannette Wohl schließt eine wesentliche Lücke in der Börneliteratur. Hat doch Börnes Freundin in den letzten zwei Jahrzehnten seines Lebens geradezu alles für ihn bedeutet. Für den Menschen wie für den Schriftsteller. In Frau Wohls Nachlaß fand sich ein gewöhnliches Gesindebuch, das Börne mit seinem Signalement versehen und dessen erste Seite er folgendermaßen ausgefüllt hatte: Trat in Dienst wann? 15. Januar 1818. Bei wem? Frau Wohl. Auf wie lange? Auf ewig. In welcher Eigenschaft? Als Freund. Trat aus wann? An seinem Sterbetage. Und dem Schriftsteller war sie so sehr alles, daß Brandes geradezu sagen darf: Er richtete seine ganze Schriftstellertätigkeit an sie. Sie war ihm die Abbreviatur des idealen Publikums, für das er schrieb. — Die Bedeutung dieser Briefe, die rückhaltlos und einfach, ohne jede Prätension, die Schreiberin selbst wiedergeben erhellt daraus ohne weiteres. Sie befanden sich mit dem gesamten Börne'schen und Strauß-Wohl'schen geistigen Nachlaß im Besitz der Familie Schnapper-Arndt in Frankfurt. Der 1904 verstorbene Dr. Gottlieb Schnapper-Arndt, dessen Gedächtnis das Buch gewidmet ist, gab die Richtschnur für die Behandlung des Stoffes. Die Fremdheit, mit der wir heute den Kämpfen und Idealen der Zwanziger und Dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts gegenüber stehen, die Entlegenheit auch der Quellen machte eine Menge von Erläuterungen nötig, die, 465 an der Zahl, der Ausgabe angehängt sind. Wer weniger bibliographische als rein menschliche Interessen bei der Lektüre verfolgt, wird verstehen, wie Börne in einem seiner vertraulichen Briefe sein Gefühl für Jeanette mit einer Stelle in der „Neuen Héloise" erklären kann: „Es ist jene rührende Vereinigung von lebendiger Empfänglichkeit und unveränderlicher Milde, jenes so zärtliche Mitleid mit den Leiden anderer, jener sichere Verstand und auserlesene Geschmack, der eine Folge der Seelenreinheit, mit einem Worte, die Anmut der Empfindungen ist, die ich bei Ihnen anbete."

„Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande". Von Heinrich Seidel. Zweiter und dritter Band. (Gesammelte Schriften Band 18 und 19.) Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin. (Preis in Leinen mit Goldschnitt à 4 Mark.) Von Heinrich Seidels noch kurz vor seinem Tode vollendeten und zum Druck gegebenen Werk „Reinhard Flemmings Abenteuer" sind die beiden Schlußbände vom Cotta'schen Verlag ausgegeben worden. Was den ersten Band liebenswürdig machte, die frische Schilderung eines Jungenlebens in der herrlichen Freiheit und der Poesie mecklenburgischer Dörfer und Kleinstädtchen, davon findet sich auch in den beiden neuen Bänden genug. Daß das einfache Motiv mit viel naiver Romanhaftigkeit versetzt und damit unverhältnismäßig in die Länge gezogen ist, muß man freilich in Kauf nehmen.

„Gustel". Roman von E. Bely. Mit Illustrationen von H. Binde. Kürschners Bücherschatz. Hermann Hillger Verlag. Berlin. Leipzig. (Preis 20 Pfennig.) „Gustel" gehört zu den besten Volkserzählungen, die E. Bely geschrieben hat, und es war ein guter Gedanke, sie in der Kürschnerschen Sammlung weiten Kreisen zugänglich zu machen. (Bekanntlich hat „Die Frau" sie zuerst veröffentlicht.) Die alte, oft so trübe Geschichte von dem unehelichen Kinde findet hier durch die schlichte brave Güte des Mannes, der die Mutter heiratet, eine freundliche Lösung.

In ganz andere Gesellschaft führt uns E. Bely's:

„Die Eine heirat' ich mal . . .", das im gleichen Verlag erschien. Nicht aus der Volksschicht, die in derber Geradheit auf sich selbst steht, stammt der Held; in der ungesunden Atmosphäre abhängiger Dienerschaft, als „Kastellansbub" in einem fürstlichen Schloß ist er groß geworden, immer „untertänigst" an die Wand gedrückt. Und nicht „der Zorn des Proletariers" ist in ihm groß geworden, sondern die Sucht, mühelos zu genießen, das Leben, und vor allem die Frauen. Und nach der Melodie: Eine sopp i und eine lieb i und eine heirat i mal, denkt er sich sein Leben vergnüglich einzurichten. Aber mit unbarmherziger Konsequenz rächt sich das Leben an dem ewig Treulosen. Die internationale Gesellschaft in Bad Nauheim und auf Sizilien, die die Stätte seiner Liebesaffären wird, ist gut getroffen.

Kleine Mitteilungen.

Heim des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins zu Berlin

(Charlottenburg, Grolmanstr. 34/35).

Das Heim des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, das sich bis jetzt Potsdamerstr. 40 befand, ist nach Grolmanstr. 34/35 verlegt. Wir entnehmen dem Jahresbericht des Vorstandes (Elly von Siemens, Vorsitzende, Charlottenburg, Berlinerstr. 36, Frl. Emma Nerenz, Schatzmeisterin, Berlin W. 62, Lutherstr. 11) diese Verlegung betreffend, folgendes:

„Wir haben die dritte und vierte Etage des komfortabel eingerichteten Hauses Grolmanstraße 34/35, zwischen Kurfürstendamm und Savigny-Platz gelegen, zum 1. April 1907 gemietet. Im Gegensatz zu den bisher innegehabten Räumen glauben wir, daß die neue Wohnung und deren Lage den Ansprüchen der Pensionärinnen in jeder Beziehung genügen wird; sie erhalten helle, freundliche, teilweise nach dem Garten zu gelegene Einzelzimmer, einen für vierzig bis fünfzig Personen ausreichenden Speisesaal mit anschließendem großen Salon, und zur Bequemlichkeit befindet sich im Hause ein selbsttätiger Lift.

Das neue Heim ist auf bequeme Weise mit der inneren und äußeren Stadt verbunden, sowohl durch die Nähe des Stadtbahnhofs Savigny-Platz als auch durch die elektrischen Linien des Kurfürstendamms. Die Vergrößerung des Heims ermöglicht die Aufnahme von zirka vierzig Pensionärinnen; wir hoffen, daß es infolgedessen nicht nur einem größeren Kreise zugute kommt, sondern auch in wirtschaftlicher Hinsicht rentabler wird, und zwar mit dem Ziel und Streben der Selbsterhaltung."

Prospekte sind durch die Leiterin des Heims, Frau Bodeck, zu erhalten. Sprechstunden täglich von 4—5 Uhr.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

Allgenstaedt, Luise. Skizzen aus dem Schwesterleben. Schwerin i. M. Verlag von Fr. Bahn. 2,50 Mark.

Christaller, Helene. Magda. Geschichte einer Seele. Suevia-Verlag. Jugenheim a. d. Bergstraße, 2,40 Mark.

— Wer aber nicht hat .... Novelle. Suevia-Verlag. Jugenheim a. d. Bergstraße. 1906.

Clarus, Dr. Hermann. Der Hochverräter. Drama in 5 Aufzügen. Leipzig. Verlag von Max Spohr. Broschiert 1,50 Mark, kart. 1,90 Mark.

Endrulat, Endrus. Die Laura rief! Minden i. W. J. C. C. Bruns Verlag. Brosch. 3,50 Mark, geb. 4,50 Mark.

Frey, Ernst. Zugvogel. Skizzen. Aus der Heimat und übern Ozean. Zürich 1906. Arnold Bopp. Geb. 3 Mark, brosch. 2 Mark.

Foerster, Carl. Die Kunst des Sparens in Familie und Haushaltung nebst Wegweiser auf den Pfaden der Sparsamkeit. Köln a. Rh. J. P. Bachem. Geb. 1,20 Mark.

Gebhardt, Florentine. Mein Leben. Gesammelte Gedichte. Verlag R. Zacharias. Magdeburg-A.

Grethlein's Praktische Hausbibliothek. Wäsche-Näherei für Haus und Beruf von Hulda Friedrich. Leipzig. Konrad Grethlein's Verlag.

Gummert, Dr. med. Ludw. u. Frau Clara Stryowski-Baedeker. Beiträge zur Reform der Frauenkleidung. Essen-Ruhr. G. D. Baedeker. Verlagsbuchhandlung.

Harraden, Beatrice. Katharine Frensham, Roman Minden i. W. J. C. C. Brun's Verlag. Broschiert 3,50 Mark. geb. 4,50 Mark.

Helenius, Dr. Matti und Frau Alli Trygg Helenius. Gegen den Alkohol. Leipzig und Berlin. Verlag von B. G. Teubner. 80 Pf.

Henschke U. u. M. Deutsches Lesebuch für die weibliche Jugend. Dritte Auflage. Leipzig. Verlag von Theodor Hofmann.

Realgymnasiale u. gymnasiale Kurse für Mädchen in BONN.

Ostern 1907 Beginn eines neuen Kursus. Auswärtigen Schülerinnen wird gute **Pension** nachgewiesen. **Anfragen** und **Anmeldungen** an Oberlehrer **Dr. Weegmann** oder **Fräulein Gottschalk, Bonn.**

Suche für meine 15jährige Tochter, Realgymnasiastin in Mainz, **Gefährtin,** welche höhere Lehranstalt besucht.

Zu erfragen

L. Buckfath, Alzey, Rheinhessen.

L. O. Grienwaldts

bildmäßige Copien nach Photographien i. Verstorbener in Kohledruck finden hohe Anerkennung.

Bremen, Wall 86.

Damen-Pensionat.

Internationales Heim, Berlin SW., Hallesche-Strasse 17 I, dicht am Anhalter Bahnhof, bietet älteren und jüngeren Damen für kürzere und längere Zeit einen **angenehmen Aufenthalt** in der Reichshauptstadt. Monatlicher Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 65 Mk, bei eigenem Zimmer von 80 Mk an. Passanten von 2.50 Mk bis 4.50 Mk pro Tag Pension. Beste Referenzen stehen zur Verfügung.

Frau Selma Spranger, Vorsteherin.

In Dresden

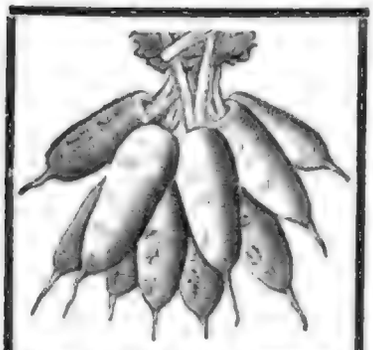
ist **wegen Todesfalls** eine kleine, **sehr vornehme** und seit langen Jahren im Besitz der Familie befindliche Fremden-Pension (Villa im Garten an der schönsten Strasse des engl. Viertels), mit **vorzüglichem Inventar** und stets **bei hohen Preisen** von einem **allerersten Publikum** besetzt, für 15 000 M. zu verkaufen. Ernste Reflekt. belieben ihre Off. unt. **P. K. 26** d. Geschäftsstelle d Allgem. Rundsch. für Fremden- u. Familien-Pensionen in Berlin W. 50, einzureichen.

Pestalozzi-Fröbelhaus 11. Kyffhäuserstr. 20. Berlin.

Seminar-Koch- und Haushaltungsschule: Hedwig Heyl.

Anmeldung für: Ausbildung von Hauswirtschaftlichen und Haushaltungslehrerinnen und Lehrerinnen für häusliche Krankenpflege. Fachkurse nach Prospekt.
Hauswirtschaftliche Erziehung und Pensionat für junge Mädchen (zum April) schon jetzt erwünscht. Vorsteherin Frl. **Martin.**

Digitized by Google



Jetzige Jahr sehr billig Blumen- und Gemüsesamen, Obstbäume, Rosen

Hauptkatalog umsonst.

Peterseim 'S Gärtnereien G. m. b. H. Erfurt.

Herzog, E. Vor dem Kadi. Lustige Funken aus Morgenland und Abendland. Berlin W. 35. „Harmonie" Verlagsgesellschaft für Litteratur und Kunst. (Brosch. 2 Mark, geb. 3 Mark.)

Hey, Gertrud. Margherita. Thüringer Sang aus alter Zeit. Verlag R. Zacharias. Magdeburg.

Heyl, Hedwig. Das A B C der Küche. Berlin SW. 48. Carl Habel Verlagsbuchhandlung.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:

Berlin W. 35, Genthinerstr. 16, Gh. I. Sprechstunden Wochentags von 11—3 Uhr, Sonnabends 11—1 Uhr.

1. Gesucht für eine neu zu gründende Erziehungsanstalt aufs Land in der Nähe Berlins eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, evangelische Lehrerin, zirka 30 Jahre. Gehalt bei freier Station 100 Mark monatlich. Einkauf in Pensionskasse.

2. Für eine Kuratoriumsschule in der Lausitz werden für Ostern zwei für höhere Schulen geprüfte Lehrerinnen gesucht. 27 bis 29 Stunden wöchentlich Kombinierte Klassen, zirka 30 Mädchen von 6 bis 14 Jahren. Gehalt 1100 Mark.

3. Eine erfahrene wissenschaftliche Lehrerin, die auch imstande ist, den Gesangsunterricht im Seminar, vielleicht auch Turnen zu erteilen, wird für eine Anstalt mit Pensionsberechtigung gesucht. Gehalt 1600 bis 2400 Mark, dazu freie Wohnung und Anrechnung der Dienstjahre.

4. Gesucht für eine städtische höhere Töchterschule in Norddeutschland eine Schulvorsteherin und zwei Lehrerinnen. Für erstere Grundgehalt 1800 Mark, 300 Mark Mietsentschädigung und Alterszulagen à 100 Mark. Für die Lehrerinnen 1050 Mark, 120 Mark Mietsentschädigung und 100 Mark Alterszulagen.

5. An eine höhere Privatmädchenschule in Pommern wird zum 1. April eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, evangelische Lehrerin gesucht. Besondere Kenntnis des Französischen nötig. Gehalt 1200 bis 1400 Mark.

6. An eine höhere Privatmädchenschule in Westdeutschland wird zum 1. April eine evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht. Gehalt 1300 Mark.

7. An eine höhere Privatmädchenschule in Mitteldeutschland wird zum 8. April eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht. Gute naturwissenschaftliche Kenntnisse Bedingung. Gehalt 1300 Mark.

Höhere Mädchenschule, Selekta,

Vorbereitungsklasse für das Seminar,

Lehrerinnen-Seminar mit eigener Übungsschule,

Vorbereitung zur Ergänzungsprüfung.

Turnkurse, auch zur Ausbildung von Turnlehrerinnen.

SW., Dessauerstrasse 24 (nahe dem Anhalter, Potsdamer und Ringbahnhofe).

Frau Klara Hessling Vorsteherin. 1—2, Freitags 1—4.

Kurse zum Studium der Englischen Sprache

veranstaltet mit sechs englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Prospekte durch den Vorstand 16 Wyndham Place, Bryanston Square London W. Pensionspreis 18 Schillinge in geteiltem, 24 Schillinge in Privatzimmer. Aller Unterricht, einschliesslich Vorträge und Phonetischer Kursus, 10 Schillinge per Woche. Nach Absolvierung des vollen viermonatlichen Kursus Prüfung und Zeugniserteilung.

Nur Lehrerinnen werden zugelassen.

Gartenbauschule für gebildete Frauen

„Rheinfried", Eltville a. Rhein

gibt Gelegenheit zur Ausbildung als Berufsgärtnerin. 12 Gewächshäuser, grosse Formobstplantage usw., handelsgärtnerischer Betrieb. Alles Nähere durch Prospekte.

Gertrud Schwedler, Hanna Koch, geprüfte Gärtnerinnen und Leiterinnen der Rheinfriedschule.

Gymnasialkurse für Frauen zu Berlin.

Die Anstalt nimmt 15jährige Mädchen auf, die das Pensum der höh. Mädchenschule nachweisen können. Der Kursus ist vierjährig. Preis bei realgymnas. Vorbildung 300 M. jährlich; bei humanistischer entsprechend höher. Näheres durch Prospekt.

Meldungen und Anfragen sind zu richten an die **„Gymnasialkurse für Frauen", Berlin SW 14, Kleinbeerenstr. 16.**

Sprechstunde der Leiterin Dienstags und Freitags 5—6 in der Kgl. Augustaschule, Kleinbeerenstr. 16.

Martha Strinz.

Schriftsteller!!!

Übernehme Verlag und Druck von **Romanen, Gedichten, Dramen** usw. bei **außerordentlich billiger** Preisberechnung. Verlag von **Ed. Philipp,** Arnstadt.

Verein für Familien- und Volkserziehung in Leipzig,

gegründet 1871. Vorsitzende: Frau Henriette Goldschmidt, Weststr. 16 II.

Erziehungs- und Bildungsanstalten.

a) **Volkskindergärten** (Weststr. 16, Querstr. 20). b) **Handfertigkeitsunterricht** für Schulkinder. c) **Seminar für Kindergärtnerinnen** f. d. Familie u. zur Leitung von Kindergärten. d) **Lyceum** in drei Abteilungen. 1. Wissenschaftliche Vorträge und Lehrkurse (Allgemeine Fortbildung) 2. Berufsbildung (Erzieherinnen für die Familie, Lehrerinnen an Kindergärtnerinnenseminaren). 3. Lehrkurse in Zeichnen und Modellieren.

Prospekte werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Pensionat im Vereinshause Weststr. 16.

Was tun doch die Kinder wohl lieber, geschwinder,
Als nahe beim Hause, im lieblichen Garten
Zu bauen, zu pflegen, zu gießen, zu warten. (Fr. Fröbel.)

Lyceum.

Lehrkurse:
Deutsche Sprache u. Literatur, Stilistische u. Vortragsübungen, Politische u. Kulturgeschichte, Kunstgeschichte, Naturwissenschaften und Mathematik, Volkswirtschaftslehre, Ethik.

Sprachkurse:
Französisch, Englisch, Italienisch, Lateinisch.

Erziehungslehre und Methode Fr. Fröbels, Methodik des Elementarunterrichts. Praxis im Kindergarten und in der Schule. Geschichte der Pädagogik, Gesundheitslehre.

Anfragen sind zu richten an die Leiterin des Lyceums, **Frl. Dr A. Gosche,** Weststr. 16 I.

Modellierklasse.

Der Erziehungsberuf ist der Kulturberuf der Frau. Er erfordert Wissenschaft und Kunst, das Kennen und das Können. (H. Goldschmidt.)

Seminar.

Unterrichtskurse:
Deutsche Grammatik u. Literatur, schriftliche u. Leseübungen, Geschichte der menschlichen Arbeit und Bürgerkunde, Botanik und Zoologie. Rechnen u. Geometrie. **Erziehungslehre** und Methode Fr. Fröbels, Methodik d. Elementarunterrichts, Praxis im Kindergarten und in der Schule. Geschichte der Pädagogik, Gesundheitslehre, Handfertigkeit und Handarbeit. Französisch und Englisch ist fakultativ.

Anfragen sind zu richten an die Leiterin des Seminars, **Frl. H. Kolbe,** Weststr. 16 p.

Digitized by Google

8. In eine adlige Rittergutsbesitzersfamilie Norddeutschlands wird zum 1. April eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, evangelische Erzieherin für die einzige 10jährige Tochter gesucht. Musikalische Kenntnisse erwünscht. Gehalt 600 bis 800 Mark.

9. An eine höhere Privatmädchenschule in einer größeren Stadt Mitteldeutschlands wird zum 1. April eine erfahrene, evangelische Oberlehrerin eventuell Lehrerin für Deutsch gesucht. Erwünscht wäre Unterricht in Französisch und Geographie auf der Oberstufe.

10. An einer städtischen höheren Mädchenschule in Pommern wird zum 1. April eine Oberlehrerin für Mathematik und Naturwissenschaften gesucht. Anfangsgehalt 1800 Mark, 9 Alterszulagen von drei zu drei Jahren von je 150 Mark. Wohnungsgeldzuschuß 250 Mark.

11. Zum 1. April wird an einer städtischen Mittelschule in der Provinz Hannover eine wissenschaftlich geprüfte, evangelische Lehrerin gesucht. Grundgehalt 1800 Mark, Alterszulagen 150 Mark, Wohnungsgeld 240 Mark. Lehrerinnen, welche die französische oder englische Sprache im Ausland erlernt haben, erhalten außerdem eine nicht pensionsfähige, persönliche Zulage von 150 Mark.

12. In einem aufblühenden Badeorte Rügens ist eine seit 21 Jahren bestehende kleine Privatschule unter günstigen Bedingungen abzugeben. Nähere Auskunft wird gern erteilt.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Nur Mitglieder des Vereins werden berücksichtigt. Dieselben haben sich als solche durch Einsendung ihrer Beitragsquittung für das laufende Vereinsjahr auszuweisen.

Beitrittserklärungen sind zu richten an die Geschäftsstelle des Vereins, Berlin W. 35, Genthinerstraße 16, Qu. I, dagegen Aufträge, Stellengesuche und Kommissionsgebühren an die Zentralleitung.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt von

Rudolf Lechner & Sohn Verlagsbuchhandlung, Wien

bei, den wir besonders zu beachten bitten.

Pracht-Unterröcke

direkt aus der Fabrik

in Zanella, plissiert und warm gefüttert per Stück Mk. 5.—

in Moiré, feinste Qualität mit 3 aufgesetzten Volants, in allen Farben . . . . . per Stück Mk. 7.—

in Alpacca mit entzückenden Besätzen, 3 aufgesetzten Volants, in allen Farben . . per Stück Mk. 4.—

Entzückende Frisur-, Panama- und Alpacca-Spitzenröcke

in voller Weite zu den denkbar billigsten Preisen liefert prompt

Edgar Brambeer

Juponfabrik BERLIN N. Dänenstr. 3

Versand überall hin. Telephon Amt 3, 7325.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.

Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1000 Mk. jährl.

Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.

Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Sprach- u. Handelsinstitut für Damen

von Frau Elise Brewitz,

BERLIN W., Potsdamer-Strasse 90.

Ausb. als Buchhalterin, Korrespondentin, Sekretärin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin. Vierteljahrs-, Halbjahrs- und Jahreskurse. • Musterkontor. Silb. Medaille. • Neue Kurse: Anf. Jan., April, Juli, Okt. • Pension im Hause.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Besichtigung der Anstalten jeden Dienstag für Haus I von 10—12 Uhr für Haus II von 11—1 Uhr.

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Haus II. gegründet 1885:

Seminar-Koch- und Haushaltungs-Schule: Hedwig Heyl: Curse für Koch- und Haushaltungslehrerinnen.

PENSIONAT.

Curse in allen Zweigen der Küche und Haushaltung für Töchter höherer Stände, für Bürgertöchter.

Kochcurse für Schulkinder.

Ausbildung zur Stütze der Hausfrau und Dienstmädchen.

← **Auskunft** über Haus II erteilt Frl. O. Martin. →

Haus I.
gegründet 1870:

Seminar
für
Kindergärtnerinnen
und
Kinderpflegerinnen.

Cursus
für
junge Mädchen zur Einführung in den häuslichen Beruf.

Curse
zur
Vorbereitung
für
soziale Hilfsarbeit.

Pensionat:
Victoria-Mädchenheim.
Kinderhort.
Arbeitsschule.
Elementarklasse,
Vermittlungsklasse,
Kindergarten,
Säuglingspflege,
Kinderspeisung
laut Specialprospect.

Anfragen
für Haus I sind zu richten
an Frau **Clara Richter.**

Im XVI. Jahrgange erscheint: * * Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses * *
Expedition im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Quartals und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutschland 2,50 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu richten.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. — Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

Die Frau
Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit
Herausgeberin: Helene Lange
Verlag von Wilhelm Moeser Buchhandlung in Berlin W. 30, Motzstraße 33
Jährlich 12 Hefte. Preis vierteljährlich 3 Mk.
Jahrgang XVIII. 1910/11

Zu zwei Schule Reformen auf Förderung der Arbeitsfreudigkeit.

Gertrud Bäumer.

Wenn man die Frage aufwirft, was Kinder eigentlich von der Schule mitbringen, wenn sie sie verlassen, so kann man sagen: Kenntnisse, Fertigkeiten, Gewohnheiten, Gesinnungen, Ideale. Aber man kann auch sagen: Arbeitsfreudigkeit. Denn das ist ja das Wesentliche, was die Schule ihnen geben soll, daß sie Freude an der Arbeit haben, daß sie Arbeit als Lebensinhalt empfinden, daß sie Arbeit als Glück empfinden. Und wenn man sie fragt, was sie in der Schule gelernt haben, so werden sie antworten: Rechnen, Lesen, Schreiben, Singen, Turnen, Religion, Heimatkunde, Geschichte, Naturkunde, Zeichnen, Handarbeit. Aber sie werden nicht antworten: Arbeiten. Denn das ist ja das Selbstverständliche, das Notwendige, das Natürliche, das Unbewußte, das, was sie nicht als Lernen empfinden. Und doch ist es das Wichtigste, was sie lernen. Denn es ist das, was sie fürs Leben brauchen. Es ist das, was sie nicht nur in der Schule brauchen, sondern was sie ihr ganzes Leben brauchen. Es ist das, was sie nicht nur für sich brauchen, sondern was sie für ihre Familie, für ihren Beruf, für ihre Gemeinde, für ihr Vaterland brauchen. Es ist das, was sie nicht nur für ihr Glück brauchen, sondern was sie für ihre Pflicht brauchen. Es ist das, was sie nicht nur für ihre Freude brauchen, sondern was sie für ihre Arbeit brauchen.

Und wenn man sie fragt, was sie in der Schule gelernt haben, so werden sie antworten: Rechnen, Lesen, Schreiben, Singen, Turnen, Religion, Heimatkunde, Geschichte, Naturkunde, Zeichnen, Handarbeit. Aber sie werden nicht antworten: Arbeiten. Denn das ist ja das Selbstverständliche, das Notwendige, das Natürliche, das Unbewußte, das, was sie nicht als Lernen empfinden. Und doch ist es das Wichtigste, was sie lernen. Denn es ist das, was sie fürs Leben brauchen. Es ist das, was sie nicht nur in der Schule brauchen, sondern was sie ihr ganzes Leben brauchen. Es ist das, was sie nicht nur für sich brauchen, sondern was sie für ihre Familie, für ihren Beruf, für ihre Gemeinde, für ihr Vaterland brauchen. Es ist das, was sie nicht nur für ihr Glück brauchen, sondern was sie für ihre Pflicht brauchen. Es ist das, was sie nicht nur für ihre Freude brauchen, sondern was sie für ihre Arbeit brauchen.

sieht, um die Notwendigkeit augenblicklich erforderlicher Reformen einzusehen; daß man die Bedeutung solcher Reformen für größer oder geringer, für wesentlicher oder unwesentlicher halten kann und doch darin übereinstimmen, daß sie als die nächsten Schritte notwendig sind. Dieser Beweis einer breiten Öffentlichkeit gegenüber bedeutet eine Leistung, für die wir den Veranstaltern der Konferenz, in erster Linie der Zentralstelle für Arbeiterinnenorganisation (Vorsitzende: Frl. Margarete Friedenthal), sehr dankbar sein können.

Es ist selbstverständlich, daß ein solcher Beweis nicht mühelos, ja daß er auch nicht rein auf dem Wege tatsächlicher Verständigung zustande kommt. In einer öffentlichen Versammlung finden natürlich viele Zutritt, denen es von vornherein nicht auf die Feststellung der gemeinsamen Ziele, sondern denen es auf einen Machtkampf um die nicht gemeinsamen ankommt. Ein solcher Machtkampf ist denn auch zu verschiedenen Punkten des Programms der Konferenz ausgefochten worden und die Einheitlichkeit der Resolutionen hier und da nicht der Ausdruck wirklichen Übereinkommens aller, sondern durch Majoritätsbeschlüsse gegen heftig kämpfende Minoritäten erreicht. Immerhin aber hat auch das natürlich einen Wert, daß sich schließlich die Majorität einer ad libitum zusammengesetzten Versammlung doch auf den Boden der praktischen sozialen Reform stellte, den die Resolutionen durchweg einnehmen, und daß sich die Konferenz nicht durch die zum Teil sehr energisch vertretenen Forderungen, die über das zur Zeit praktisch Erreichbare hinausgingen, von diesem Boden verdrängen ließ.

Für alle in der sozialen Arbeit stehenden und mit der sozialpolitischen Literatur vertrauten Teilnehmer der Konferenz mußte selbstverständlich die Diskussion interessanter und wertvoller sein als die Referate, so vorzüglich diese auch durchweg ihre Aufgabe lösten.

Die Konferenz hatte ihren Stoff unter drei Gesichtspunkten zusammengefaßt; die ersten drei Referate beschäftigen sich mit der Lohnfrage, die drei weiteren mit der Frage des Rechtes der Arbeiterinnen auf gesetzliche Interessenvertretung und die beiden letzten mit dem Problem: Mutterschaft und Fabrikarbeit und allen Maßnahmen, die getroffen werden müssen, um die Vereinigung dieser beiden Berufe zu erleichtern.

Im ganzen hat sich diese Einteilung als zweckmäßig erwiesen. Vielleicht war die Tagesordnung doch noch etwas zu stark belastet, vor allen Dingen deshalb, weil die Beurteilung all dieser Fragen ein in höherem Sinne sozialpolitisch sachverständiges Publikum voraussetzen mußte. Denn es war natürlich gar nicht möglich, daß die Referate selbst Laien die Aufklärung über die einschlägigen Fragen vermittelten, die notwendig war, um die Zweckmäßigkeit der Vorschläge wirklich einsehen oder bestreiten zu können. Im ganzen hatte deshalb die Konferenz mit der Schwierigkeit zu kämpfen, sich gegen sehr weitgehende, nicht genügend durchdachte Vorschläge zu wehren, die manche vom Ehrgeiz der „Fortschrittlichkeit" Ergriffene, in den bei solchen Gelegenheiten der soziale Enthusiasmus leicht ausmündet, in die Resolution hineinzubringen versuchten. So wollte z. B. ein Antrag von Fräulein Lischnewska die Forderung der Festsetzung von Mindestlöhnen in der Heimarbeit ohne weiteres auch auf alle Fabrikarbeiterinnen ausdehnen. Bis zu einem gewissen Grade wird die Gefahr des Dilettantismus ja aber auch bei solchen Veranstaltungen nicht auszuschließen sein, auch schon deshalb, weil die Arbeiterinnenfrage ihrer Natur nach gar nicht in einem Fachgebiet liegt, das sich leicht übersehen und beherrschen läßt, sondern in die verschiedensten Fachgebiete z. B. des Unterrichtswesens, der Medizin usw. hineinreicht. Immerhin wäre

es vielleicht doch geraten, für eine spätere Konferenz die Themen noch mehr einzuschränken und zu spezialisieren, womit allerdings dann auch wieder die Konferenz an allgemeinem Interesse und propagandistischer Wirkung einbüßen würde.

Die Referate standen durchweg auf gleicher Höhe wissenschaftlichen Könnens und auf dem gleichen hohen Temperaturgrade sozialen Empfindens.

Zu dem ersten Gegenstande, die Lohn- und Lebenslage der Arbeiterinnen und die Mittel, sie zu heben, sprachen Fräulein Dr. Alice Salomon, Fräulein Helene Simon und die badische Fabrikinspektorin Fräulein Dr. Marie Baum. Alice Salomon beleuchtete die Ursachen der geringeren Entlohnung der Frauenarbeit mit der für sie charakteristischen Fähigkeit, trockenen Daten, nüchternem Zahlenmaterial die Leuchtkraft ihrer tatsächlichen Lebensbedeutung zu geben. Sie skizzierte die auch in ihrem Buche über die Frauenlöhne angeführten Gründe der niedrigeren Entlohnung der Frauenarbeit, um zum Schlusse das Fazit zu ziehen: „Nicht die schlechtbezahlte Arbeit wird von Frauen gemacht, sondern die von Frauen gemachte Arbeit wird schlecht bezahlt". Helene Simon erörterte dann mit der wissenschaftlichen Präzision, die ihre Arbeiten kennzeichnet, die Mittel, diese Ungleichheit der Entlohnung gewerblicher Frauenarbeit zu beseitigen. Neben den oft erörterten Mitteln zur Erhöhung der Löhne, nämlich dem staatlichen Arbeiterinnenschutz, der gewerblichen Organisation, besprach sie in einem dritten Teile ihres Referates auch die Maßnahmen, durch welche die Kaufkraft der Löhne erhöht werden kann. Sie betrachtet in erster Linie die stärkere Entwicklung der Konsumgenossenschaften als ein solches Mittel und betonte weiterhin die Notwendigkeit hauswirtschaftlicher Fortbildung, durch welche die Arbeiterin instand gesetzt wird, ihr Einkommen oder das Einkommen der Familie in rationellerer Weise zu verwerten. Die Richtlinien für eine gesunde Entwicklung der gewerblichen Frauenarbeit zeigte Helene Simon in ihren Ausführungen zu der folgenden für ihre Auffassung der weiblichen Kulturaufgaben charakteristischen These:

Durch den gesetzlichen Ausschluß der Arbeiterin von ungeeigneten Verrichtungen wird die Grundlage für eine neue Arbeitteilung zwischen den Geschlechtern angebahnt. Dem Arbeitsausschluß müssen positive Maßnahmen entsprechen. Die Entwicklung besonderer weiblicher Anlagen muß unterstützt werden durch angemessene gewerbliche Vorbildung in technischen Fortbildungsschulen, durch Stärkung der produktiven weiblichen Leistungsfähigkeit. Alsdann wird sich allmählich eine Arbeitteilung ergeben können, für die nicht die Lohnunterbietung, sondern besondere weibliche Geeignetheit entscheidend ist.

Damit ist eine Aufgabe gestellt, deren Lösung innerhalb der Großindustrie deshalb schwierig erscheint, weil der technische Fortschritt im ganzen seine eigenen Wege geht, und die Gelegenheiten zu spezifischer produktiver Frauenarbeit eher vermindern als erweitern wird. Immerhin liegt auf der Hand, daß die geringere physische Kraft der Frau nur dann sie dem Manne gegenüber nicht in Nachteil bringt, wenn sie aufgewogen wird von spezifischen, durch sorgfältige Ausbildung entwickelten Fähigkeiten, die sie in diesen und jenen Verrichtungen dem Manne überlegen machen.

Einen neuen Gesichtspunkt, der in der üblichen Behandlung dieser Fragen noch verhältnismäßig wenig hervorgetreten ist, brachte auch Dr. Marie Baum in ihrem Referat über die gewerbliche Ausbildung der Arbeiterinnen. Sie betonte nämlich, daß es vor allen Dingen auf eine Regelung des weiblichen Lehrlingswesens ankäme, um dem Dilettantismus der Frauenarbeit zu steuern. Gerade weil die Neigung der Eltern dahin geht, für einen voraussichtlich nur als Durchgangsstadium dienenden Beruf nicht viele Mittel und keine lange Ausbildungszeit anzuwenden, müßte der

Zwang zu einer fachmäßigen Ausbildung von außen kommen, d. h. die Handwerkskammern müßten sich die Regelung des weiblichen Lehrlingswesens sowohl in den vorwiegend von Frauen ausgeübten Berufen, wie auch in den vorwiegend männlichen angelegen sein lassen. Ebenso müßte auch das höhere gewerbliche Fachschulwesen Frauen zugänglich gemacht werden, damit sie auch zu den industriellen Werkmeister- und Aufsichtsposten Zutritt haben können. Marie Baum berührte sich in diesen Forderungen mit der Anschauung Naumanns, daß im Grunde doch noch mehr darauf ankommt, daß wir einen Stab qualifizierter Frauen in den höheren technischen Berufen haben als in den akademischen.

Die von den drei Referentinnen ausgeführten Gedanken und die sich aus ihnen ergebenden Forderungen wurden in folgender Resolution zusammengefaßt:

1. Resolution.

Als demnächstige praktische Forderungen zur Hebung der Lohnlage und Lebenshaltung der Arbeiterinnen fordert die Konferenz:

I. Staatshilfe.

a) Kürzung der Arbeitszeit. Zunächst den 10 Stundentag.
b) Erweiterung des Schwangeren- und Wöchnerinnenschutzes mit entsprechend ausgedehnter Krankenkassenunterstützung.
c) Schutz der Arbeiterinnen in Hausindustrie und Heimarbeit, und zwar:
   1. durch Einführung von Mindestlöhnen.
   2. Durch Unterstellung der Hausindustrie unter die Gewerbe-Aufsicht.
   3. Ausdehnung der Arbeiter-Versicherung-Gesetze auf die Heimindustrie.

II. Selbsthilfe.

Die Konferenz tritt für die gewerkschaftliche und genossenschaftliche Organisation der Frauen ein.

a) Als Vorbedingung der Selbsthilfe fordert die Konferenz vom Staate die Gewährung und Sicherung der Koalitionsfreiheit.
b) Zur Förderung der Selbsthilfe verlangt die Konferenz die gesetzliche Regelung des Tarifvertrages.

III. Vorbildung.

Die Konferenz hält es ferner für nötig, den Mädchen, ganz unabhängig davon, ob sie vorübergehend oder dauernd beruflich tätig sind, eine den Anforderungen des Berufslebens entsprechende, der männlichen gleichwertige Vorbildung zu gewähren. Auf diesem Wege kann erreicht werden, daß die Arbeiterin nicht mehr auf Grund allgemein geringerer Leistungen in ihrer Eigenschaft als Frau niedriger entlohnt wird als der Mann.

Unter diesem Gesichtspunkte fordert die Konferenz obligatorischen weiblichen Fortbildungsunterricht, bis zum vollendeten 18. Lebensjahre unter Benutzung der Tagesstunden für die Lehrstunden, ebenfalls Heranziehung der weiblichen Lehrlinge zu den fakultativen Gesellen- und Meisterprüfungen.

Auch fordert die Konferenz, unabhängig davon, ob das Mädchen später Hausfrau und Mutter wird oder nicht, einen obligatorischen hauswirtschaftlichen Unterricht, damit die Arbeiterin in jeder Lebenslage ihren Lohn in wirtschaftlicher Weise anzuwenden imstande ist.

Ein lebhafter Kampf entspann sich in der Diskussion über die Frage der Fachorganisation und insbesondere über die Frage, ob weibliche oder gemischte Gewerkschaften das Erstrebenswerte seien. Es steht da die pädagogische und taktische Bedeutung der ausschließlich weiblichen Organisation der Einsicht gegenüber, daß ja natürlich das letzte Ziel der Zusammenschluß von Männern und Frauen in gemischten Organisationen sein muß. Und im wesentlichen war auch wohl der Gegensatz zwischen den

Anhängern von weiblichen und denen von gemischten Organisationen auf den Gegensatz von Praxis und Theorie oder, vielleicht richtiger gesagt, den Gegensatz zwischen der Anpassung an ein Augenblickstadium und der Arbeit für ein fernes Ziel zurückzuführen. Bei den Arbeiterinnen selbst, die sich in der Diskussion äußerten, herrschte die Anschauung vor, daß sie in den Männerorganisationen zunächst doch nur sehr wenig zur Geltung kommen und, auch wenn die Männer ihre prinzipielle Anerkennung des Gedankens der gemeinsamen Organisation noch so sehr betonen, eine untergeordnete Rolle spielen würden. Es ist ohne Zweifel richtig, daß augenblicklich die Frauenorganisationen die Aufgabe haben und sie zum Teil ja wohl auch erfüllen, in den Frauen das Selbstgefühl und die Selbständigkeit zu schulen, durch die sie nachher zu wirklich fähigen Mitgliedern der Männerorganisationen werden. Es ist immerhin beachtenswert, wenn Marie Baum in ihrer Untersuchung über die Fabrikarbeiterin in Karlsruhe die Beobachtung mitteilt, daß sich bei Frauen in einer vorzugsweise von männlichen Arbeitern besetzten Fabrik viel weniger Berufsbewußtsein entwickelt als in Fabriken mit vorzugsweise weiblicher Arbeiterschaft. Für die Gewerkschaften wird das in verstärktem Maße gelten. Frauen, die überhaupt mit einem unentwickelten Berufsbewußtsein in die Organisation eintreten, werden in der Männerorganisation nur die Rolle von Statisten spielen. Andererseits ist natürlich auch zu berücksichtigen, daß bei der Bedeutung der Gewerkschaften für die Regelung des Arbeitsvertrages, z. B. für den Abschluß von Tarifverträgen, die gemeinsame Organisation der in denselben Arbeiten beschäftigten Männer und Frauen auch praktisch wünschenswert ist. Im ganzen werden die Vorzüge der beiden Organisationsformen sich überhaupt theoretisch nicht leicht zutreffend gegeneinander abwägen lassen, weil die wirklichen Bedingungen, von denen im Einzelfall diese Vorzüge abhängen, so sehr mannigfaltiger Art sind.

Mit dem Recht der Arbeiterin auf gesetzliche Interessenvertretung, dem Wahlrecht für Krankenkassen, Gewerbegerichte, Arbeitskammern, beschäftigten sich am zweiten Verhandlungstag die Referate von Frl. Dr. Bernhard, Frau Dr. Jaffé von Richthofen, Herrn Professor Dr. Harms. Es war ein charakteristisches — und im Grunde ein bedauerliches Zeichen für das geringere Interesse der Frauen für die unpersönlicheren politischen Dinge, daß dieser Vormittag den geringsten Besuch aufwies. Und doch wäre es den Referenten gewiß gelungen, auch Fernstehenden den spröden Stoff dieser so eminent wichtigen Fragen nahe zu bringen. Vor allem das Referat von Frau Dr. Jaffé von Richthofen zeigte, daß man eine Sache sowohl scharf wie eindringlich darstellen kann, ohne sich des agitatorischen Plakatstils zu bedienen, durch den manche der Diskussionsrednerinnen zu wirken versuchten. Ihre Forderungen legte die Versammlung in der folgenden Resolution nieder:

2. Resolution.

Die Konferenz fordert zur Sicherung und Hebung der Rechtslage der Arbeiterinnen

I. bei den Krankenkassen:

daß bei der bevorstehenden Reform der Versicherungsgesetzgebung die Selbstverwaltung der Krankenkassen ihrer kulturfördernden Wirkung wegen in vollem Umfang aufrecht erhalten bleibt, und daß bei den beiden anderen Versicherungszweigen gleiche Rechte für Arbeiter und Arbeiterinnen vorgesehen werden; und daß große zentralisierte Krankenkassen geschaffen werden;

II. bei den Gewerbegerichten:

daß den Arbeiterinnen das aktive und passive Wahlrecht zuerkannt wird, nach Maßgabe der den Arbeitern zustehenden Rechten;

III. bei den Arbeitskammern:

a) die baldige Einrichtung von gesetzlichen Interessenvertretungen für die lohnarbeitenden Klassen. Diese Interessenvertretungen (Arbeitskammern) sollen sich aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern in gleicher Zahl zusammensetzen;
b) daß allen Arbeiterinnen für die Arbeitskammern auf der Basis voller Gleichberechtigung mit den Arbeitern das aktive und passive Wahlrecht eingeräumt wird;
c) daß die Arbeitskammern als selbständige Organisationen ins Leben gerufen werden, da — von anderen Gründen abgesehen — beim Anschluß an die Gewerbegerichte das Wahlrecht der Frauen nach den zurzeit herrschenden Auffassungen nicht durchführbar wäre.

Pfarrer Bayer erklärte sich namens des Verbandes katholischer erwerbstätiger Frauen und Mädchen gegen das passive Wahlrecht der Frauen zu den Gewerbegerichten. Das Gespenst des „politischen Rechts", oder mehr wohl noch der Gedanke einer eventuell über Männer zu Gericht sitzenden Frau hatte also seine Schrecken noch nicht für alle Miteinberufer der Konferenz verloren.

Um so erfreulicher war die Entschiedenheit, mit der Frau Emmy Gordon, die Vorsitzende dieses katholischen Verbandes, in ihrem Referat über „Die Fabrikarbeiterin als Hausfrau und Mutter" einen alten Programmpunkt in der Stellung des Zentrums zur Frauenfrage ablehnte: den Gedanken eines Verbots der Fabrikarbeit der Ehefrauen.

Schon im Rahmen des ersten Gegenstandes der Konferenz wurde die Prinzipienfrage angeschnitten, die vielleicht von allen im Interessenkreis der Arbeiterinnenkonferenz liegenden Prinzipienfragen die größte praktische Bedeutung hatte, nämlich die Frage nach der Vereinigung von Beruf und Mutterschaft. Sowohl Lily Braun als Fräulein Lischnewska vertraten bei verschiedenen Gelegenheiten mit größter Entschiedenheit das Zukunftsideal, für das sie bekannt sind, das Ideal der voll berufstätigen Mutter, allerdings ohne damit bei den Arbeiterinnen selbst ein sehr lebhaftes Echo zu finden. Zum Teil lag das vielleicht daran, daß die Sozialdemokratinnen nur in geringer Zahl vertreten waren und die offizielle Instruktion erhalten hatten, sich nicht redend zu beteiligen. Aber im ganzen kam sicher auch die unbefangene, durch keine Doktrin getrübte Anschauung der schwer belasteten Frau des Volkes darin zum Ausdruck, daß die Arbeiterinnen als ein zwar von ihnen selbst als utopisch bezeichnetes, aber doch heiß ersehntes Lebensideal die Befreiung der verheirateten Frau von der Fabrik bezeichneten. In der Argumentation für die volle Erwerbstätigkeit der Mutter verstieg sich nur Fräulein Lischnewska zu emphatischen Äußerungen über den sittlichen Wert jeder vollen Erwerbstätigkeit und der damit errungenen ökonomischen Freiheit, Äußerungen, die eine hinter mir sitzende Arbeiterin mit der Bemerkung kommentierte: „Na, die sollte mal acht Wochen Glühstrümpfe verpacken". Fräulein Dr. Salomon sprach in der Diskussion mit Recht ihr Befremden darüber aus, daß jemand noch von dem sittlichen Wert der Arbeit zu reden wage angesichts von Zuständen, die sie durch das Beispiel einer Arbeiterin illustrierte, die 38 Jahre lang Tag für Tag 11 Stunden hintereinander nichts tut als Schweißblätter sortieren.

In der Diskussion, die sich an das Thema des letzten Tages anschloß, wurde natürlich diese Prinzipienfrage ganz besonders heftig umstritten. Die Vertreterinnen

des Ideals „volle Erwerbsarbeit und Mutterschaft" sahen die Möglichkeit dafür durch die Einrichtung von Hausgenossenschaften gegeben und erleichterten sich die Verteidigung ihres Standpunktes dadurch, daß sie von der Überflüssigkeit des „Familienherdes" und des „individuellen Kotelettes", nicht aber von der Überflüssigkeit der individuellen Kindererziehung sprachen. Bei den Arbeiterinnen selbst kam in der Diskussion die ursprüngliche Mütterlichkeit ihres Empfindens gerade an diesem Punkte sehr lebhaft und erfrischend zum Ausdruck. Die Äußerung einer einzigen, die Proletarierin kenne ihr Kind nicht und habe gar nicht die Fähigkeit, es zu erziehen, rief allgemeinen entschiedenen Protest hervor. Um so lebhafter war die Zustimmung immer, wenn von der starken Belastung des Familieneinkommens durch die persönlichen Bedürfnisse des Mannes, vor allem durch seinen Alkoholverbrauch gesprochen wurde. Man hatte aus allen Äußerungen der Arbeiterinnen, auch den spontanen Zurufen und Beifallskundgebungen, sehr stark den Eindruck, wie sehr die Arbeiterinnenfrage doch im allereigentlichsten Sinne eine Frauenfrage ist, ja wie man hier wohl mit größerem Rechte als in höheren Berufsschichten von einer Hörigkeit der Frau reden kann. Immer wieder wurde den Vorschlägen zur Aufbesserung der Verhältnisse in der Frauenarbeit entgegengehalten, daß die Hauptsache und das eigentlich Wünschenswerte doch höhere Männerlöhne und die Verwendung eines größeren Prozentsatzes des männlichen Einkommens für die Familie und nicht für den eigenen Verbrauch, vor allem den Alkoholkonsum, wäre.

Charakteristisch war auch die Stellung der Arbeiterinnen zu einem Vorschlage, den Professor Mayet in seinem Referat über die Mutterschaftsversicherung vertrat, dem Vorschlag der Stillprämien. Die Entgegnungen der Arbeiterinnen zeigten allerdings ganz klar alle Bedenken, die einer solchen Einrichtung entgegenstehen. Vielleicht entspricht es nicht dem Zweck der Stillprämie und auch wohl nicht der Auffassung der meisten Arbeiterinnen, wenn eine von ihnen es für unwürdig erklärte, sich eine Mutterpflicht bezahlen zu lassen. Aber die Gefahr, daß durch die Gewährung von Stillprämien auch solche Frauen zum Stillen verleitet werden, bei denen es weder im Interesse der Ernährung des Kindes noch im Interesse der Gesundheit der Mutter liegt, diese Gefahren traten doch klar zu Tage. Übrigens ging Herr Professor Mayet in seiner Einschätzung der Bedeutung des Stillens für die Gesundheit des Kindes auch entschieden zu weit, ja er kam zu nahezu grotesken Behauptungen, um zu empfehlen, die Stillprämien auch noch über ein Jahr nach der Geburt des Kindes weiter zu zahlen. Die Stellung der Versammlung zu der Frage, wie der gewerblichen Arbeiterin die Erfüllung der Mutterschaft erleichtert werden kann, wurde in folgender Resolution niedergelegt:

3. Resolution.

Die erste deutsche Konferenz zur Förderung der Arbeiterinnen-Interessen steht auf dem Standpunkt, daß die Mutterschaft der Fabrikarbeiterinnen eines genügenden Schutzes ermangelt. Die gesundheitsschädigenden Einflüsse, welche für die Allgemeinheit der Arbeiterinnen im Fabrikbetrieb bestehen, wirken in erhöhtem Maße ungünstig auf die schwangere Frau und auf das werdende Kind. Zu diesen ungünstigen Vorbedingungen tritt der Umstand, daß der Säugling infolge der baldigen Wiederaufnahme der Arbeit der Mutter die Brustmilch entbehren und sich mit minderwertigen Surrogaten begnügen muß. Die starke Beteiligung der Frau an der Fabrikarbeit unter den gegenwärtigen Arbeitsbedingungen führt ferner dahin, daß sie ihren Hausfrauenpflichten, sowie ihren Aufgaben als Mutter der heranwachsenden Jugend gegenüber nicht genügend nachkommen kann. Die Nachteile berechtigen trotzdem nicht zu dem

Versuche, die verheiratete Frau und Mutter aus der Fabrik auszuschließen, da es in den überwiegenden Fällen die wirtschaftliche Not ist, welche die Frauen zur Erwerbsarbeit drängt.

Zur Verminderung der allseitig anerkannten Schäden fordert die erste deutsche Konferenz zur Förderung der Arbeiterinnen-Interessen:

1. ausgedehnte Schutzmaßnahmen für die Schwangeren und Wöchnerinnen der ehelichen und unehelichen Kinder.
2. Direkte und indirekte Maßnahmen, welche der Fabrikarbeiterin die Verbindung von Beruf, Hausfrauenpflichten und Mutterschaft erleichtern.

I.

Zum Schutze der Schwangeren und Wöchnerinnen fordert die Konferenz die Einführung einer staatlichen Mutterschaftsversicherung nach folgenden Grundsätzen:

1. Die reichsgesetzliche Krankenversicherungspflicht werde auf die land- und forstwirtschaftlichen Arbeiter, sowie auf die Dienstboten, die Heimarbeiter und Hausindustriellen beiderlei Geschlechts ausgedehnt.
2. Der Schutz der Krankenversicherung werde auf die im Haushalt der Kassenmitglieder lebenden Angehörigen allgemein ausgedehnt unter angemessener Minderung der ihnen im Vergleich mit den Mitgliedern zu erweisenden Leistungen.
3. Die im Krankenversicherungsgesetz bereits vorhandenen Ansätze zu einer Mutterschaftsversicherung werden zu einer wirkungsvolleren Mutterschaftsversicherung ausgestaltet, indem diese völlig der Krankenversicherung eingegliedert wird, ohne daß bei der Beitragsleistung ein Unterschied zwischen männlichen und weiblichen, verheirateten und unverheirateten Kassenmitgliedern gemacht werde.
4. Die Leistungen der Mutterschaftsversicherung sollen bestehen in:
   a) Unterstützung auf 6 Wochen vor und 6 Wochen nach der Entbindung bei gesetzlicher Arbeitsruhe und bei Ersatz des Lohnbetrages, von dem die Beiträge gezahlt werden, in voller Höhe für weibliche Mitglieder, für weibliche Angehörige in Höhe des ortsüblichen Lohnes erwachsener weiblicher Personen;
   b) freier Gewährung der Hebammendienste und der ärztlichen Behandlung bei Schwangerschaftsbeschwerden;
   c) Gewährung freier Hauspflege im Bedarfsfalle nach Ermessen des Kassenvorstandes;
   d) Gewährung von Stillprämien in Höhe von 25 Mark an diejenigen Mütter, welche nach 3 Monaten noch stillen und von weiteren 25 Mark an solche, die nach weiteren 3 Monaten noch stillen; jedoch darf, falls der Arzt das Stillen untersagt, die Prämie nicht gewährt werden.
5. Die Kassen sollen berechtigt sein, Mittel darzuleihen oder aufzuwenden zur Gründung, Betreibung oder Unterstützung von Beratungsstellen der Mütter von Säuglingen, von Schwangeren, Wöchnerinnen-, Mütter- und Säuglingsheimen, sowie zur Gewährung von Beihilfen zur Säuglingsernährung.
6. Die Vorschriften der Gewerbeordnung betreffend völlige obligatorische Arbeitsruhe der Schwangeren und Wöchnerinnen sind in Einklang mit den Bestimmungen der Mutterschaftsversicherung zu bringen.
7. Bei einer späteren Vereinheitlichung der deutschen Versicherungsgesetzgebung sind die Aufgaben der Mutterschaftsversicherung zu berücksichtigen. Das Reich ist zu einen Zuschuß zu verpflichten.

II.

Zur Erleichterung der Verbindung von Fabrikarbeit und Mutterschaft sind außer der Mutterschaftsversicherung noch folgende direkte und indirekte Maßnahmen als wichtigstes anzustreben:

1. Verkürzung der Arbeitszeit.
2. Weite Einschränkung der Frauenarbeit in besonders gesundheitsschädlichen Industrien.
3. Ausbildung der jungen Mädchen in Hauswirtschaft und Kinderpflege entweder in der I. Klasse der Volksschule oder in der obligatorischen Fortbildungsschule.
4. Förderung der Einrichtung von Krippen oder Kinderhorten in erster Linie durch die Kommunen, durch Vereinstätigkeit oder auf genossenschaftlicher Grundlage.

5. Zur Erleichterung der hauswirtschaftlichen Tätigkeit der beruflich arbeitenden Frau müßten eine Reihe moderner Einrichtungen auch dem Arbeiterhaushalt nutzbar gemacht werden, wie Zentralheizung, bequeme Wasch- und Bade-Einrichtungen in den Arbeiterhäusern, Erleichterung des Kochens durch Gas, Elektrizität oder die Kochkiste usw. Wertvolle Ansätze zu diesen Einrichtungen finden sich in einzelnen Häusern von Arbeiter-Baugenossenschaften und wären bei fortschreitenden Wohnungsreformen noch mehr zu berücksichtigen.

In einem Schlußantrag, dem die Versammlung nach dem Verlauf der Konferenz einstimmig zustimmen konnte, wurde dann die Einreichung der Vorschläge an den Reichstag, das Reichsamt des Innern, die Ministerien und Landtage der Bundesstaaten beschlossen. Es wurde ferner das vorbereitende Komitee in einen permanenten Arbeitsausschuß verwandelt und die Einberufung einer zweiten Konferenz zur Förderung der Arbeiterinneninteressen in zwei Jahren beschlossen. Der Verlauf der Konferenz rechtfertigt es, diesen Beschluß als einen durchaus erfreulichen anzusehen.

Die Ursachen der ungleichen Entlohnung von Männer- und Frauenarbeit.

Von

Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner.

Nachdruck verboten.

Von den verschiedenen Gesichtspunkten, unter denen die Frauenarbeit betrachtet werden kann, darf im Augenblick wohl keiner auf größeres und allgemeineres Interesse rechnen, als der, von dem aus sich die Frage aufrollt, warum Frauen für die gleiche oder wenigstens annähernd gleiche Arbeit meist sehr viel geringeren Lohn erhalten, als der Mann. „Es ist dies", wie der bekannte englische Nationalökonom Professor Edgeworth einmal bemerkt hat, „eine Frage, die nicht nur durch ihren Einfluß auf das gesamte Wirtschaftsleben von höchster praktischer Bedeutung ist, sondern auch von einem abstrakteren Gesichtspunkt aus beträchtliches theoretisches Interesse verdient; ergibt sich doch das Paradoxon, daß Unternehmer für ziemlich gleichwertige Produktionsfaktoren sehr verschiedene Preise zu zahlen bereit sind".

Es ist das Verdienst von Dr. Alice Salomon, die exakten und brauchbaren Mitteilungen, die in der volkswirtschaftlichen Literatur über die erwähnte Frage vorliegen, aus der Fülle unwissenschaftlichen und unbrauchbaren Materials ausgesondert und an der Hand der so gewonnenen breiten Unterlage das Problem des Frauenlohns in Deutschland zum ersten Mal leidenschaftslos und ohne das falsche Pathos gewisser Frauenrechtlerinnen behandelt zu haben.[1])

Das Bestehen einer ungleichen Entlohnung von Männer- und Frauenarbeit setzt die Verfasserin bereits im Titel ihrer Arbeit als tatsächlich vorhanden voraus. Skeptische Leser könnten sich hierdurch zu der berühmt gewordenen Aufforderung veranlaßt

[1]) Vergl. Alice Salomon: Die Ursachen der ungleichen Entlohnung von Männer- und Frauenarbeit. Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen. Herausgegeben von Gustav Schmoller und Max Sering. Heft 122.

sehen, die König Karl der Zweite von England einstmals an die Royal Society richtete, sie möge doch erst die Vorfrage beantworten, ob die näher aufzuklärenden Verhältnisse auch wirklich existierten.

Trotz ihrer sich schon im Titel dokumentierenden Überzeugung von der tatsächlichen Ungleichheit der männlichen und weiblichen Löhne, entzieht sich Dr. Salomon der Beantwortung dieser Vorfrage aber keineswegs. Im Gegenteil widmet sie der Feststellung der Lohn- und Gehaltsunterschiede in Industrie, Landwirtschaft, Handel, im Postfach und im Lehrerstand den umfangreichsten Teil ihrer Arbeit, um erst nach der unumstößlichen Konstatierung der in jedem der genannten Erwerbszweige bestehenden Differenzen zwischen den Männer- und Frauenlöhnen den Gründen der überall wiederkehrenden Erscheinung näher nachzuforschen und erst am Schluß zu allgemein gültigen Ergebnissen zu gelangen.

Innerhalb des Rahmens der Gesamtuntersuchung nimmt die Erörterung der Lohnunterschiede in der Industrie und ihrer Ursachen den breitesten Raum ein, schon allein aus dem rein äußerlichen Grunde, weil der Verfasserin auf diesem Gebiet das ausgiebigste und zuverlässigste Material in Gestalt von Enquêten, Gewerbeinspektionsberichten und Einzeluntersuchungen zur Verfügung stand, dann — und mit Recht — aber auch wohl aus der Erwägung heraus, daß die moderne Industrie-Arbeiterinnenfrage mehr als alle anderen sich an bestimmte Gruppen von Arbeitern knüpfenden Probleme, eine Lohnfrage ist.

Gleich am Eingang stellt die Verfasserin an der Hand zahlreicher Beispiele aus dem In- und Auslande fest, daß in den meisten Industriezweigen eine deutlich hervortretende Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen besteht, die im großen und ganzen darauf hinausläuft, daß die Frauen selbst bei nominell gleicher Beschäftigung technisch einfachere und einen geringeren Aufwand an Muskelkraft erfordernde Arbeit leisten, als die Männer, und daß die Arbeit beider Geschlechter, auch wo sie tatsächlich gleichartig ist, nicht als gleichwertig bezeichnet werden kann.

Die Ungleichheit der Löhne ist in fast allen Fällen auf eine Ungleichheit der Leistungen zurückzuführen. Diese erste Feststellung führt nun aber zu der weiteren Frage, ob die Löhne auch in angemessenem Verhältnis zu der Verschiedenartigkeit des Geleisteten stehen? Konnte die Frage nach der Gleichwertigkeit männlicher und weiblicher Leistungen auf dem Gebiete der Industrie ohne große Schwierigkeit von der Verfasserin mit einem glatten „Nein" beantwortet werden, so erwuchs ihr eine ungleich schwerere Aufgabe in der Beantwortung des Problems, ob die geringere Entlohnung der Frau im richtigen Verhältnis zu ihrer geringeren Leistungsfähigkeit stehe.

In dieser Frage zu einem völlig objektiven und gerechten Resultat zu gelangen, ist hauptsächlich aus dem Grunde äußerst schwierig, weil zwischen zwei ganz oder teilweise verschiedenen Leistungen ein Vergleich eigentlich ausgeschlossen erscheint. Dennoch wagt die Verfasserin den Versuch, und es gelingt ihr an einer Anzahl hauptsächlich der englischen Industrie entnommenen Beispiele beweiskräftig darzutun, daß obgleich es Ausnahmefälle gibt, doch im großen und ganzen die Leistung der Frau nach einem besonderen Maßstab bezahlt, anders als die Arbeit des Mannes bewertet wird.

An die Feststellung dieser Tatsache reiht sich mit logischer Konsequenz die Frage nach den Gründen der geringeren Bewertung und Bezahlung der Frauenarbeit. Ehe die Verfasserin aber zu der Erörterung dieser übergeht, begiebt sie sich auf eins der schwierigsten Gebiete der theoretischen Nationalökonomie, die Frage der Lohnbildung als solcher.

Es sind wohl eigentlich die von der herrschenden Nationalökonomie anerkannten wesentlichsten Grundsätze der Lohntheorie überhaupt, zu denen sich Alice Salomon bekennt. Man kann im ganzen ihre Auffassung vom Arbeitslohn als Konkurrenzpreis und Produkt aus Angebot an und Nachfrage nach Arbeit annehmen. Ebenso ist es berechtigt, den Klassenbedarf der Frauen, den Unterschied und Gegensatz zwischen Individualbedarf und Familienbedarf als wesentliche Ursache der Differenz zwischen Männer- und Frauenlohn zu betrachten.

Von zwei Gesichtspunkten aus hätte sich die Arbeit aber noch vertiefen lassen, aus einem allgemeinen und dem speziellen des eigenen Gedankengangs der Verfasserin.

Von dem allgemeinen Gesichtspunkte aus würde sich das Lohnproblem nur als ein besonderer Fall der Preistheorie darstellen. Es ließe sich dann an ihr zeigen, daß zwischen Objekt und Preis nirgends eine feste Beziehung besteht, sondern beide Teile durch historische Tatsachen bestimmt werden, die den entscheidenden Ausgangspunkt für alle Preis- und Lohnbildungsprozesse darstellen, daß es einen „gerechten Preis" so wenig wie einen „gerechten Lohn" theoretisch geben kann. Diese Auffassung muß auch für das Lohnproblem noch mehr betont werden, als die Verfasserin es tut. Nähert man sich wie sie dem „ehernen Lohngesetz", so hat das allerdings die Konsequenz, zu einem Optimismus zu führen, der in der Erhöhung der Bedürfnisse eine fortdauernd steigende Lohnhöhe für die Arbeiterin ermöglicht sieht, während die historische Auffassung zu mehr pessimistischen Ansichten führen muß, weil sie das Beharrungsgesetz auch für das wirtschaftliche Leben als geltend konstatiert.

Der spezielle Gesichtspunkt ist das Verhältnis des Lohnproblems zur sogenannten Grenznutzentheorie,[1]) welche der Verfasserin, wie sie in ihrem Geleitwort sagt, die Anregung zur Untersuchung über die Bestimmungsgründe der ungleichen Entlohnung von Männer- und Frauenarbeit gegeben hat. Im Geleitwort heißt es auch: „In gewissem Umfang hat sich die Annahme, daß das Gesetz des Grenznutzens die Ursachen der ungleichen Entlohnung von Mann und Frau bei gleicher Arbeit erhellen würde, als zutreffend erwiesen." Nun geht aber die Verfasserin in ihrem Buche überhaupt nicht auf die Fragen und Grundgedanken der Grenznutzentheorie mehr ein, so daß die Worte in der Einleitung kaum motiviert erscheinen. Ob allerdings die Grenznutzentheorie mit ihrer Verklausulierung des gesunden Menschenverstandes beim Wertproblem gerade für die Lohnfrage als historische und wirtschaftliche Machtfrage mehr gesagt hätte als psychologische Selbstverständlichkeiten, kann auch dem fraglich erscheinen, der sie nicht unbedingt ablehnt.

Aus den allgemeinen Lohnbestimmungsgründen leitet die Verfasserin die besonderen Bestimmungsgründe der ungleichen Entlohnung von Mann und Frau ab und kommt zu dem Schluß, daß nicht das große Angebot der ungelernten weiblichen Arbeit an sich es ist, das den Lohn so niedrig hält, sondern „dies im Zusammenhang mit der kurzen Dauer der weiblichen Erwerbstätigkeit, der geringen Leistungsfähigkeit und Übung in der Arbeit, dem niedrigen Klassenbedarf, die für die ungelernte weibliche Arbeit einen anderen Lohnmaßstab, als für die ungelernte männliche herbeiführen."

Es ist interessant, daß die Resultate, zu denen Alice Salomon in bezug auf die Frauenarbeit in der Industrie und ihre Entlohnung auf Grund sorgfältigster Durchforschung eines großen internationalen Materials gelangt, fast in allen Punkten die gleichen sind, zu denen eine auf ein sehr viel engeres Gebiet beschränkte, im Jahre 1904 erschienene Studie über die Frauen im englischen Druckereigewerbe[2]) kommt.

In der angezogenen Arbeit findet sich mehr als einmal die Feststellung, daß die angebliche Gleichheit von Männer- und Frauenarbeit häufig nur eine scheinbare ist. „Die nominell gleiche Arbeit ist tatsächlich nicht immer die gleiche" heißt es z. B. auf S. 44, und zwar sind es durchweg die Männer, welche die schwerere, Frauen, welche die leichtere Arbeit tun.

Als Nachteile der Frauenarbeit für den Unternehmer und zugleich Bestimmungsgründe für den niedrigen Frauenlohn im englischen Druckereigewerbe werden folgende genannt:

1. Die Frau hat weniger technische Geschicklichkeit, als der Mann und ihre Verwendungsmöglichkeit ist daher geringer.

---

[1]) Die Grenznutzentheorie ist eine nationalökonomische Theorie, welche den Wertbegriff rein subjektiv-psychologisch zu erklären versucht.

[2]) Macdonald, Ramsay J.: Women in the Printing Trades. A sociological Study. With a preface by Prof. F. Y. Edgeworth. London 1904 P. S. King & Son.

2. Sie hat weniger Körperkraft und ist häufiger als der Mann gezwungen, wegen Krankheit oder häuslicher Pflichten die Arbeit zu unterbrechen. Sie bringt daher auch weniger zustande, als ein Mann.

3. Sie gibt häufig die Arbeit genau in dem Augenblicke auf, wenn sie am meisten leistet; oder allgemeiner ausgedrückt, eine Schar weiblicher Arbeiter ist häufigerem Wechsel in bezug auf den Personalbestand unterworfen, als eine gleich große Schar männlicher Arbeiter.

Das englische Druckereigewerbe zeigt weder einen außergewöhnlich hohen Prozentsatz, noch eine besonders rasche Zunahme weiblicher Arbeitskräfte. Es weist vielmehr in ziemlich normaler Weise die Hauptprobleme die Frauenarbeit in der modernen Industrie auf.

Gerade aus diesem Grunde rechtfertigten aber die dort gewonnenen Resultate, die seinerzeit auch von mir ausgesprochene Annahme, daß sie für die gewerbliche Frauenarbeit von allgemeiner Bedeutung seien.[1])

Alice Salomons Buch hat diese Annahme im vollsten Maße bestätigt. Die für das englische Druckereigewerbe geltenden Bestimmungsgründe des niedrigen Frauenlohns finden sich mit geringen Abweichungen hier und da in allen Industriezweigen wieder, in denen weibliche Arbeitskräfte in nennenswerter Zahl beschäftigt sind. Ja, es ist anzunehmen, daß wenn die Verfasserin dem Einfluß von Sitte und Herkommen auf Frauenarbeit und Frauenlohn in den verschiedenen Gewerben etwas weiter nachgeforscht hätte, sie auch nach dieser Richtung hin die Erfahrungen in der englischen Druckerei zu allgemein gültigen erhoben hätte.

Die von außerordentlich sachkundigen Forschern geleitete und ausgeführte englische Enquête legt nämlich gerade dem Schwergewicht der Tradition, das an der Frauenarbeit hängt, ihr die Beweglichkeit nimmt und die Lohnhöhe herabzieht, besondere Bedeutung bei. So berichtet sie z. B., daß man von den Druckereiarbeiterinnen nichts häufiger hören könne, als Bemerkungen wie: „Das ist Männerarbeit. Warum? Das wissen wir nicht, aber es ist Männerarbeit, und darum tun wir sie nicht." Charakteristisch für die gleiche Tatsache ist ferner die Antwort, die eine Arbeiterin einem Unternehmer gab, welcher ihr anbot, gegen hohen Lohn Buchdeckel zu verzieren: „Ich kenne meine Stellung, und ich werde den Männern ihre Arbeit nicht fortnehmen." Aber auch auf der Unternehmerseite spielen ähnliche Motive häufig mit. „Konservative Anschauungen über die Sphäre des Weibes und falsche Ritterlichkeit bestimmen die Ansichten gewisser Unternehmer darüber, was eine Frau tun darf", heißt es auf Seite 52. Analogiefälle hätten sich sicher mit Leichtigkeit auch in anderen Ländern und anderen Industriezweigen nachweisen lassen.

Das, was die beiden Untersuchungen unterscheidet, modifiziert aber doch im Grunde ihr Endresultat nicht. Denn hier wie dort „erscheint die ungleiche Entlohnung von Mann und Frau unter den gegebenen wirtschaftlichen, sozialen und rechtlichen Verhältnissen nicht mehr als die Ungeheuerlichkeit, als die man sie oft bezeichnet hat, nicht mehr als die willkürliche Unterdrückung der Frau durch den Mann, sondern als eine gesetzmäßige Erscheinung des Wirtschaftslebens, die sich notwendig aus den Bedingungen der Frauenarbeit entwickelt hat."

Alice Salomon beschränkt ihre Untersuchung aber nicht auf das Gebiet der Industrie, sondern sie geht nunmehr dazu über, nachzuprüfen, wie weit die Lohnbildung in den anderen Frauenberufen, und damit für die Gesamtheit aller arbeitenden Frauen, ebenfalls von den im Gewerbe beobachteten Bestimmungsgründen abhängt.

Für die Landwirtschaft, für die verhältnismäßig sehr wenig Material vorhanden war, gelangt sie zu dem Schluß, daß hier in erster Linie der herkömmliche niedrige Bedarf der Frau, sicher aber auch ihre geringere Leistungsfähigkeit (ein Frauenarbeitstag soll nach den Leistungen auf $^2/_3$ Männerarbeitstag zu rechnen sein) Grund der niedrigen Frauenlöhne sei und daher eine deutlich wahrnehmbare Analogie zu den Verhältnissen in der Industrie zu konstatieren sei.

[1]) Vergl. Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. Band XXI. Heft 3. S. 736 ff.

Im Handelsgewerbe ist es schwieriger, zu allgemein gültigen Schlußfolgerungen zu gelangen, einmal weil eine zwar großen Teils mechanische, aber doch immerhin geistige Arbeit schwerer meßbar ist, als eine rein körperliche, zweitens weil die sehr verschiedenartige soziale Stellung der Handelsgehilfinnen zweifellos die Löhne beeinflußt, endlich weil die Handelsangestellten auch in ihrer Tätigkeit in verschiedene Gruppen zerfallen, deren Gehaltsverhältnisse sich streng von einander scheiden.

Für die obere Schicht der Handelsgehilfinnen, die Bureauangestellten, stellt Alice Salomon fest, daß die niedrigen Frauengehälter in einer den Männern unterlegenen Leistungsfähigkeit und diese wiederum in der verschiedenen Ausbildung der Geschlechter ihren Grund haben, die bei der Frau auf Einseitigkeit, beim Manne auf allseitige kaufmännische Durchbildung hinausläuft.

Die Tatsache, daß der kaufmännische Beruf für das Mädchen meist nur ein Provisorium bis zur Zeit der Ehe, für den Mann aber Lebensaufgabe ist, wirkt ferner drückend auf den Frauenlohn ein. Im Verhältnis zur Entlohnung der Männerarbeit kann aus allen diesen Gründen die Entlohnung der weiblichen Bureauangestellten, nach Ansicht der Verfasserin, keineswegs als ungerecht, sondern durchaus als ihren Leistungen entsprechend bezeichnet werden. Die Verfasserin folgert hieraus mit Recht, daß die Lohnbildung des weiblichen Bureaupersonals sich anders gestalten muß, als auf dem industriellen Arbeitsmarkt, und daß hierbei Faktoren ins Spiel kommen, die bei der Lohngestaltung der Industriearbeiterin keine Geltung haben. Diese Faktoren findet sie einmal für gewisse Teilarbeiten in der Überlegenheit der einseitig ausgebildeten Frau über den vielseitig ausgebildeten Mann, vor allem aber darin, daß der Mann, mit dem die weibliche Bureauangestellte infolge ihrer durchschnittlich sehr kurzen Berufsdauer konkurriert, der junge Kaufmann ist, der ebenso wie sie nur Individualbedarf fordert und erwirbt. Endlich dürfte auch die Tatsache, daß die weiblichen Bureauangestellten meist höheren Gesellschaftskreisen entstammen, als die männlichen, einen weiteren Grund für ihre höheren Lohnforderungen abgeben.

Im Gegensatz zur Bureauangestellten gilt für die Verkäuferin wiederum die gleiche Regel, die für die Industriearbeiterin gefunden wurde. Die niedrige Bezahlung die ihr zu teil wird, beruht nicht nur auf schlechteren Leistungen, sondern die Frau wird auch nach einem anderen Maßstab bezahlt, als der Mann. Ihre geringere Entlohnung erscheint auch hier als gesetzmäßige Erscheinung, die nur durch Änderung der ihr zu Grunde liegenden Ursachen umgewandelt werden kann.

Einen neuen Gesichtspunkt bringt diejenige Kategorie weiblicher Erwerbstätiger in die Lohnfrage hinein, bei denen sich die Lohnbildung nicht in freier Konkurrenz, sondern nach allgemeinen gesetzlich festgelegten Normen vollzieht — die Beamten.

Der Eigenart des Beamtentums entsprechend, richtet sich das Gehalt des Beamten in erster Linie nach dem durchschnittlichen Bedürfnis der Gruppe, der er angehört, es ist nicht ein Entgelt für Einzelleistungen, sondern für die Bereitstellung seiner Lebensarbeit; es steigert sich mit dem Dienstalter und durch Rangerhöhung, die allerdings zum Teil auch von den Leistungen abhängt. Alle diese Bestimmungsgründe haben natürlich auch auf die weiblichen Beamten Anwendung, von denen zwei Hauptgruppen zu unterscheiden sind: die eigentlichen Staatsbeamtinnen in Post- und Bahndienst und die Lehrerinnen.

Über die Frau im Postdienst lag eine eingehende österreichische Untersuchung vor, aus deren Material Alice Salomon ihre Schlußfolgerungen zieht. Die Tatsache, daß sowohl in Österreich als auch in Deutschland die männliche und weibliche Entlohnung meist stärker differiert, als die entsprechenden Leistungen, sucht sie dadurch zu erklären, daß der Staat erstens die auf Individualbedarf beruhenden Bedürfnisse der Frauen niedriger einschätzt, als die auf einen Familienbedarf gegründeten der Männer, ferner aber der Ansicht ist, daß die Frau sich nicht mit ihrer ganzen Persönlichkeit für den Beruf einsetzt, was sich vor allem in ihrer gegenüber der männlichen sehr viel kürzeren Berufsdauer zeigt, die teils auf Eheschließung, teils auf frühe Dienstunfähigkeit zurückzuführen ist. Endlich spielt auch noch das ungeheure Angebot an weiblichen

Arbeitskräften und die schwerere Versetzbarkeit der Frau bei der niedrigen Gehaltsnormierung mit. Alles in allem kommt die Verfasserin zu dem Schluß, daß die Ursachen der niedrigen Entlohnung der Beamtinnen ganz die gleichen sind, welche auch für andere Gebiete der Frauenarbeit Geltung haben und daß auch hier nur eine Umgestaltung von Grund aus eine Änderung herbeiführen könne.

Im Gegensatz zu allen vorher betrachteten arbeitenden Frauen hat allein die Lehrerin sich aus dem unentwickelten Stadium der Frauenarbeit in ein höheres erhoben. Dennoch ist sie in bezug auf die Gehaltsbildung nicht viel besser gestellt, als ihre Schwestern im niedrigen Staatsdienst, in Handel, Landwirtschaft und Industrie. Ihr Gehalt ist gleich dem der Postbeamtin ein Beamtengehalt und unterliegt daher den gleichen Bestimmungsgründen, ihre Arbeit aber ist gelernte Arbeit, und daher doch einer anderen Bewertung unterworfen. Die starke Konkurrenz mit dem Manne in der sie steht, macht die Unterschiede in der Entlohnung beider doppelt augenfällig. Bei der Gehaltsnormierung tritt immer wieder hervor, daß die Bedürfnisse der Lehrerin niedriger als die des Lehrers angesetzt werden, daß nur bei dem Lehrer überhaupt an die Möglichkeit der Eheschließung gedacht wird. Die ungünstigere Behandlung der deutschen Lehrerin zeigt sich durchschnittlich nicht nur im Grundgehalt, sondern auch in der Mietsentschädigung und in gewissem Sinne auch in der Alterszulage. Neben der niedrigen Bedürfniseinschätzung kommt gerade bei der Lehrerin in betracht, daß die Lehrerin oft zu einer Zeit, wo sie ihre Bezahlung noch nicht zum Lebensunterhalt braucht, für ein verhältnismäßig niedriges Entgelt zu arbeiten bereit ist und dadurch lohndrückend wirkt.

Andrerseits ist nicht zu leugnen, daß Volksschullehrerinnen wie Lehrerinnen für höhere Schulen zum großen Teil durch Schuld des Staates mit geringerer Vorbildung in ihren Beruf treten, als die männlichen Kollegen. Ein weiteres lohndrückendes Motiv sieht Alice Salomon in dem Kampf der Lehrer gegen den Eintritt der Frau in den Schuldienst.

Alles in allem sind es auch bei der Lehrerin die gleichen Gründe, wie bei in anderen Berufen stehenden Frauen, die ihre Entlohnung auf niedriger Stufe halten. Auch hier sind geringeres Bedürfnis, Überangebot und mangelnde Vorbildung entscheidende Instanzen. Bei der Lehrerin läßt die Verfasserin auch das Moment, das sie sonst etwas zu stark hat zurücktreten lassen, das Herkommen, als von größerer Bedeutung gelten. Sie gibt zu, daß bei dieser Berufsgruppe doch eine Ursache der niedrigen Bezahlung darin liegt, daß die Frau Frau ist.

Alice Salomons Buch mag von frauenrechtlerischem Standpunkte niederdrückend erscheinen, indem es zu der Schlußfolgerung Anlaß gibt, es geschieht der Frau auf wirtschaftlichem Gebiete kein Unrecht, es geschieht ihr nach Verdienst. Diese deprimierende Erkenntnis, die der Frauenbewegung den agitatorisch höchst bedeutsamen Appell an das Gerechtigkeitsgefühl, das Vertrauen nehmen könnte, durch Aufklärung etwas zu erreichen, darf aber nicht nur niederdrückend wirken, sondern muß wie jede Wahrheit, die uns neue Arbeit zuweist, auch Zuversicht und Arbeitsfreudigkeit erwecken. Der Appell an das Gerechtigkeitsgefühl wird oft verhallen, aber wirkliche Leistungen müssen Beachtung erzwingen. Wenn die Frauen jetzt anfangen aus dem Stadium übertriebener Forderungen fortzuschreiten, wenn aus der utopischen eine wissenschaftlich begründete Frauenbewegung wird, dann ist der Augenblick gekommen, wo mit der inneren Berechtigung der Forderung auch die Möglichkeit der Erfüllung gegeben ist. Und der Weg zu diesem Ziele liegt vor allem in der Vertiefung der Vorbildung für den Beruf und in dessen Auffassung nicht als vorübergehende Beschäftigung, sondern als wirkliche Lebensarbeit.

Die Grazie der deutschen Frau.

Von

Anna T. Plehn.

Nachdruck verboten.

Wenn es weiter fortgeht wie in den letzten Jahren, dann wird man bald nicht mehr verstehen, woher einmal das Wort vom „plumpen Michel“ kam. Auch sind ja schon die hundert Jahre vorüber — oder vielmehr schon ein paar mehr — die nach Goethe vergehen sollten, bis man sagen könnte: es sei lange her, seit die Deutschen Barbaren waren. Darum ist heute auch so viel von Stil und Anmut der Bewegung die Rede. Allerdings pflegt man nicht grade diejenigen Eigenschaften zu besitzen, von denen man am meisten spricht. Aber wenn auch heute Gefälligkeit der Haltung und des Auftretens noch nicht überall vorhanden ist, bald schwebt ganz gewiß die deutsche Frau mit „Musenschritt und Grazientanz“ durchs Leben.

Kann man doch heute keine illustrierte Zeitung umblättern, ohne das große Thema erörtert zu finden. Überall begegnet man photographischen Aufnahmen von Kunsttänzen. Quadrillen, die in den Tanzstunden der Hofgesellschaft geübt werden, nehmen die Stelle ein, die sonst von Posen und Gruppenvorführungen der Frei-Tanzschule von Isadora Duncan ausgefüllt wurden.

Das Blatt umgewendet, und man sieht gewiß eine Aufnahme nach den Spiel- und Liedreigen, die Jacques Dalcroze einmal in Darmstadt aufführen ließ, wenn man Glück hat, trifft man auch auf das pretenziöse Wort vom kalisthenischen Spiel.

Zu guterletzt kam ganz vor kurzem wieder eine amerikanische Dame und ließ durch die Zeitungen verkünden, daß nun auch die deutsche Frau anfangen solle, im selben Sinn wie schon lange die amerikanische, Körperkultur zu treiben. Sie müsse sich zur Herrin ihres Körpers machen, keine Bewegung dürfe ohne das Bewußtsein von ihrer Bedeutung ausgeführt werden. Wir erfahren also, daß bei allem, was wir getrieben „wie Essen und Trinken frei, eins, zwei, drei dazu nötig sei“.

Körperkultur — ein überredendes Wort. Schönere, harmonischere, würdevoller bewegte Menschen. Wir denken zugleich an all die Bestrebungen, den Menschen wieder naturgemäßer und gesunder zu machen, auch der Frau das Gewissen zu schärfen, daß sie in Sport und Spiel sich kräftige, sich lange jung und leistungsfähig erhalte.

Aber es wird doch ein Zweifel erlaubt sein, ob all die Anstalten, die jetzt gemacht werden, die erhoffte Wirkung hervorbringen. Wenn man schon den Kindern sagt, daß sie keine Bewegung ausführen sollen, über deren Bedeutung sie sich nicht klar sind, wenn man sie daran erinnert, daß um auf ein Ding hinzudeuten die Bewegung im Oberarmgelenk beginnen, sich dann auf Unterarm, Hand und zuletzt auf den Finger übertragen müsse, so fürchte ich, daß durch solche Überlegung alle kindliche Unbefangenheit verloren gehen wird. Und wenn sie sich erst gewöhnen, den Kopf bald auf diese

bald auf jene Schulter zu neigen, den einen Arm zu erheben, wenn sie den andern sinken lassen, auf Kommando zu lächeln oder ernst zu blicken, so ist nur zu bald die kleine Komödiantin fertig.

Denn diese Vorführungen enden, wie besonders die Übungen von Dalcroze zeigen, immer mehr oder minder bei der Schauspielerei. Man muß nur Text und Inhalt dieser Reigenlieder prüfen, die in der im übrigen so verdienstlichen Zeitschrift Kind und Kunst[1]) Band 3 veröffentlicht wurden. Im einen wird die vollkommenste Anleitung gegeben, wie man sich recht geziert und töricht betragen kann:

In des Saales weitgeöffnete Türen
Tritt mit stolzem Lächeln,
Setz dich mit gesuchten Manieren,
Affektiert dann beginne dich zu fächeln;
Bis sich ein Tänzer verbeugt,
Zum Walzer die Harrende lade:
Dann nur nicht Freude bezeugt —
Nein, steif den Kopf nur geneigt,
Als wär's 'ne Gnade.

So geht es noch eine ganze Weile weiter mit der Anweisung, die von den Kindern sicher mit Vergnügen befolgt wird.

Allerdings folgt in der zweiten Strophe das Gegengift. Da darf das Kind sich natürlich kindlich und lustig betragen. Aber sicherlich sitzt die erste Bewegungsreihe als die ungewohnte, sonderbare, zum Lachen reizende fester. Sie wird auch unaufgefordert von den Teilnehmerinnen am Reigen häufiger wiederholt werden und bei allen Freundinnen Nachahmung finden.

Was aber soll man vom Tanzlied des Hochzeitspaares sagen, das ebenfalls durch die entsprechende Mimik unterstützt wird.

Hier ist die Jungfer Braut, wir grüßen sie fein.
Wird sie bald nun getraut? Wird sie glücklich sein?
O senke deinen Blick! (Sie tut es.)
Der große Tag ist da.
O vertrau' dem Geschick und dem Liebesglück,
Geh zum Traualtar mit dem Kranz im Haar,
Geh zum Traualtar und sage: Ja (Ja)
Der Herr Bräutigam, ist er schon da?
Wird er sagen: Ja? (Er sagt ja) . . . .
Und sie werden ein Pärchen . . . .

Solche Spiele auszudenken mag man den Kindern selbst überlassen, wo sie dann mit weniger Wichtigkeit aufgeführt auch weniger banal heraus kommen, besonders aber die kleinen Köpfe nicht so sehr verdrehen werden, als wenn sie von Lehrern eingeübt werden.

Ich will gewiß nichts gegen Tanz und Reigen sagen, aber für die Körperausbildung und um Bewegungsfreiheit zu erzielen, halte ich doch mehr von dem Freiturnen, von Balanzierübungen und vor allem von dem anspruchslosen Bewegen im einfachen Schulkleid, als von Schaustellungen in griechischen Gewändern, die man den Mädchen bei solchen Gelegenheiten anzieht.

---

[1]) Verlag Alexander Koch, Darmstadt.

Vor allen Dingen fragt es sich aber, ob Vorschriften darüber, wie man sich bewegen soll, ob das beständige Denken an Haltung und Gebärde jene freie Natürlichkeit erzielen wird, die schließlich doch das eigentliche Wesen der Schönheit ausmacht. Wenn es auch unmodern ist, Schiller zu zitieren, so möchte man hier gleich ganze Seiten aus seinen Ausführungen über Anmut und Würde hersetzen. Jedenfalls aber wird man mir einen Satz anzuführen erlauben: „Zur Anmut muß sowohl der körperliche Bau als der Charakter beitragen; jener durch seine Biegsamkeit, Eindrücke anzunehmen und ins Spiel gesetzt zu werden, dieser durch die sittliche Harmonie der Gefühle."

Der Charakter soll zur Anmut beitragen! Seinen Anteil aber vergißt man völlig bei jenen Maßnahmen, durch bloße Gelenkigkeit — also die Übung des Körpers — ein schönheitsgemäßes Auftreten hervorzurufen. Man will allenfalls in kümmerlicher Weise durch Wissen nachhelfen. Man sagt der Frau oder besser schon dem Kinde, durch welche Stellungen sie scheinbar jene freie Heiterkeit darstellen kann, welche man besitzen muß, um ohne Überlegen durch bloßes Auftreten von einer gebildeten, beruhigten Seele Zeugnis abzulegen.

Im besten Falle aber wird die so geübte Erziehung nur ein sehr äußerliche und ein sehr einseitiges Resultat erzielen. Man denke, daß es wirklich gelänge, nach einem Schema die Bewegungen einer ganzen Generation zu regeln. Es brauchte nur durchgesetzt zu werden, daß wirklich die Schlanken und die Untersetzten, die Feurigen und die Phlegmatischen nach derselben Regel ihre Glieder zu führen lernten, daß sie alle die Schönheitsprinzipien so auswendig wüßten oder sie vielmehr in ihre Instinkte aufgenommen hätten, daß Arm, Fuß und Torso diesem zur zweiten Natur gewordenen Antrieb unweigerlich gehorchten — um dann mit einem Male einzusehen, welche Automatenwelt man geschaffen hätte. Wie man die Natur entseelt und der Mannichfaltigkeit beraubt hätte. Welche lächerlichen Widersprüche würden außerdem dem Blick des feineren Beobachters offen daliegen. Unter dieser angelernten Gelenkigkeit und scheinbaren Beredsamkeit des Bewegens würde jede starre, leere Seele noch unerfreulicher sich verraten, als wenn sie wenigstens mit dem äußeren Schein uns verschonte. Stille Zurückhaltung aber würde unter der von außen aufgezwungenen Konvention des sich immer Ausgebens und Betätigens noch mehr verlieren und vielleicht an ihrem eigenen Wesen Schaden leiden. Denn die lange Gewohnheit eines auch nur äußerlichen Tuns ist eine Macht, die schließlich auch ins Innere dringt und dort wirkt. Ihr Einfluß muß abbröckelnd, zerstörend wirken, wo es als Fremdes, Aufgezwungenes kommt.

Warum findet man so oft ausdrucksvolles Bewegen und Verhalten da, wo man einen Charakter anerkennen muß? Sieht man doch Menschen ohne besondere Einflüsse ihre äußere Erscheinung, ihr Schreiten und ihre Gebärdensprache ändern, wenn sie sich innerlich entwickeln. Anmut entfaltet sich oft im Alter, wo Ruhe und Klarheit der Kampfpreis einer Lebensarbeit ist. Würde kommt mit wohlbestandenen Erfahrungen. Man kann nicht umhin, Schillers Bezeichnungen zu wiederholen, seinen Ausführungen immer wieder beizupflichten, weil er so unbedingt recht hat, und weil er der so unendlich tiefere Menschenkenner war als jene Ästhetikpädagogen, welche über Ursachen hinweggehen wollen und nur den Symptomen ihre Aufmerksamkeit zuwenden.

Gymnastik und Tanzunterricht werden nur die eine Hälfte der Erziehung zur Anmut vollbringen können. Und sie sollten sich diesen Erfolg nicht dadurch gefährden, daß sie Ausdrucksmomente in ihren Kreis hineinziehen, die nun einmal von inner-

lichen Kräften abhängig sind. Die so erfreuliche wie nützliche Bildung des Körperlichen würde sonst notwendig zur Dressur. Das Kind soll lernen, seine Glieder gebrauchen. Jede Bewegung, jede Arbeit, jedes Spiel mit so geringem Kraftaufwande wie möglich leisten. Die Umwege vermeiden, wenn es mit den Gliedern nach einem Ziele hin will. Dazu müssen die Muskeln gestärkt und alle mit einander gleichmäßig ausgebildet werden. Dann wird ihnen von selbst ein angemessenes Tragen des Körpers zur Notwendigkeit werden. Die Gesundheit, die aus solchem Tun entspringt, wird sich in Freudigkeit umsetzen, und diese wird ganz von selbst aus jeder Stellung hervorleuchten.

Das alles zu erreichen ist eine so große Aufgabe, daß es überflüssig erscheint, noch weitere Ziele zu stecken. Man kann es getrost der Charakterbildung überlassen, ihr Amt im Sinne Schillers zu vollziehen, um jene gesunden, kräftigen, natürlichen Bewegungen des normal gewachsenen Körpers mit dem Gehalt an Seele zu füllen, der mit ihnen im Verein die Anmut ausmacht.

Man sagt es den germanischen Völkern nach — und also wird es auch für die deutsche Frau zutreffen — daß sie stärkere Individualisten sind als andere Nationen. Daß sie sich schwerer in Regeln fügen. Sicher und gern nur in eigenen Wegen gehen Gerade darum ist vielleicht die deutsche Frau weniger geneigt gewesen, sich einem Schönheitsgesetz des Bewegens zu unterwerfen. Sie erschien oft linkisch oder steif, wenn ihr Charakter nicht entwickelt genug war, ihrem Körper einen persönlichen Kanon des Verhaltens vorzuschreiben. Einen Rhythmus, der sich als Notwendiges, als Ausdruck dieser bestimmten Persönlichkeit anzeigte. Vielleicht ist es aber gerade diese Leistung, die von der deutschen Frau der Zukunft gefordert wird. Eine schwerere Aufgabe als die, welche anderen Kulturnationen auferlegt wurde, die sie willig erfüllten. Die heitere Leichtigkeit der Französin, ihre Fähigkeit zu erraten, was der andere gern hört, entzückt uns. Aber wir finden sie ungefähr eine wie die andere in ihrer Grazie des Gehens und Sprechens. Schließlich erscheinen uns diese niedlichen Konventionen als eine Schranke, welche uns von dem trennt, was wir erst das Menschliche nennen würden. Das Ideal deutscher Anmut wäre Darstellung der Persönlichkeit. Und zwar nicht aus irgend welcher Schulung heraus. Nicht als Folge beständiger Aufmerksamkeit auf die Art, wie man sich gibt. Sondern als notwendige Betätigung eines ganzen Menschen, der körperlich und seelisch ein Eigenwesen ist.

So würden also die Bestrebungen, welche die Entwicklung und den Wert der Frau steigern wollen, dazu beitragen, in einem tiefen und wirksamen Sinne den ästhetischen Wert ihres Auftretens nach außen zu heben. Je mehr sie als Menschen sind, desto mehr wird das Auftreten dieser heute noch versprengten Schaar dazu wirken, jenes mindere Ideal einer bloß konventionellen Grazie nach dem Maß schätzen zu lassen, das ihm zukommt. Um so weniger aber dürfen die Frauen sich ein äußeres Getue mit einer ästhetischen Erziehung gefallen lassen, das heute nur darum sehr an der Tagesordnung ist, weil man die Einsicht vom Besseren noch nicht gefaßt hat. Man nennt das Bessere zwar den Feind des Guten. Aber es muß gekannt und anerkannt werden, um sich durchzusetzen. Sonst kann es auch umgekehrt kommen, und die geringere Erscheinung nimmt für lange Zeit den Platz ein, weil die höhere ihn ihr nicht mit Energie streitig macht.

Opfernde Liebe.

Erzählung

von

Marie Tyrol.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 386.)

„Ob Frau Elditt wohl auch nach Doktor Valentinis Wiederverheiratung im Hause ihres Schwiegersohnes bleiben wird?“ fragten sich alle, die an den Beteiligten einen näheren Anteil nahmen. Das Für und Wider wurde in verschiedenem Sinne erörtert. „Ich fände es empörend, wenn Felix der Tante, die so viel für ihn und die Kinder getan hat, jetzt den Stuhl vor die Tür setzte“, erklärte Dora Lindenhagen ihrer langjährigen Pflegerin, Fräulein Bornemann, gegenüber. „Die gute, alte Dame täte klug daran, beizeiten von selbst zu gehen, ehe es zu Reibereien mit Hilde kommt“, äußerte Frau Doktor Fischer im Kreise ihrer Bekannten. „Eine fremde Schwiegermutter mitzuheiraten, das ist denn doch ein wenig viel verlangt! Und Hilde ist, schon durch die Stellung ihres Vaters, ein etwas verwöhntes Mädchen. Aber sie kann in ihrer ruhigen Weise sehr bestimmt sein und wird sich ihre Rechte sicher nicht schmälern lassen —“

Wenn man Frau Elditt danach fragte, wie sie ihr Leben künftig gestalten würde, gab sie ausweichende Antworten, während Doktor Valentini mit großer Entschiedenheit erklärte, seine Schwiegermutter bliebe nach wie vor bei ihm.

Mitte Juni ging Frau Elditt mit ihren Enkeln auf längere Zeit nach Schlachtensee, wo ihr Schwager Lindenhagen ein hübsch gelegenes, kleines Landhaus besaß. Dora, die wegen ihrer Bewegungsunfähigkeit das Bedürfnis hatte, öfter ihren Wohnsitz zu wechseln, pflegte einen Teil des Sommers in der Villa zu verleben und lud ihre Tante und die Kinder diesmal dringend zu sich ein. „Du weißt, daß du mir eine wirkliche Freude machst, wenn du kommst, Tante Clementine“, hatte sie gesagt. „Zu Hause bist du einstweilen überflüssig. Felix will in der Wohnung einiges für seine Frau verändern lassen. Es ist sein gutes Recht, aber dir würde es schwer werden, es mitanzusehen, denn die ganze Einrichtung war doch Klärens Werk. Laß Felix und Hilde ohne dein Beisein heiraten! Wenn sie von der Hochzeitsreise zurückkommen, kannst du mit den Kindern ja zu ihnen ziehen. Einstweilen ist es am besten für dich, du bleibst so weit als möglich aus der Schußlinie! Und wenn du mich auf ein paar Monate besuchst, tust du ein gutes Werk. Ich habe ja bis jetzt nie etwas Ordentliches von dir gehabt.“

Doras Anerbieten kam entschieden aus warmem Herzen. Doktor Valentini war auch dafür, daß seine Schwiegermutter es annahm. Und bei Günther und Lottchen gab das Eselfuhrwerk den Ausschlag, das Dora im Frühling von ihrem Vater zum Geschenk erhalten hatte.

„Wir müssen in Tante Doras Eselfuhrwerk spazieren fahren, Großmutti,“ erklärte Günther, der in diesem Falle sichtlich eigenwillige Regungen an den Tag legte, immer wieder, „wir müssen“! Seine begehrlich leuchtenden Augen besiegten den letzten Widerstand in Frau Elditt, die gern in die völlige Einsamkeit geflüchtet wäre.

An einem heißen Julimorgen fuhr sie mit ihren Enkelkindern und der treuen Elise nach Schlachtensee heraus, in das weißgetünchte, mit wuchernden Kletterrosen überzogene Bauernhäuschen, das Lindenhagens gehörte.

Und es war eine schöne Zeit. Anfangs freilich kam es zu einigen Reibereien zwischen Dora und ihren kleinen Verwandten. Wenn die Leidende unter den duftenden Kiefern des Gartens auf ihrem Stuhl lag, tummelten sich die Kinder allzu viel in ihrer Nähe. Sie respektierten es nicht, wenn Dora Kopfschmerzen hatte. Und das von ihnen bevorzugte Automobilspiel, darin bestehend, daß alle drei durch den Garten liefen und unermüdlich „töff, töff“ schrieen, bis sie heiser waren, brachte das junge Mädchen fast zur Verzweiflung. Aber Dora

bemühte ſich, es nach Kräften zu verbergen, wie gemartert ſich ihre reizbaren Nerven bisweilen fühlten, denn ſie wollte ſich in keinem Fall um die Geſellſchaft ihrer Tante bringen.

Das Eſelfuhrwerk gab auch immer wieder Gelegenheit zur Verſöhnung. Es machte Dora ſichtlich Vergnügen, mit den Kindern und ihrem Groom darin Ausflüge in die Umgegend zu unternehmen. Günther und Lottchen lernten kutſchieren — ſie brannten förmlich darauf.

So lange Doktor Valentini noch zu Hauſe war, beſuchte er die Seinigen öfter. Sonntags, auch wohl noch einmal in der Woche, erſchien Herr Lindenhagen, um nach ſeiner Tochter zu ſehen.

Die heitere Atmoſphäre, die ſie umgab, war Frau Elditt auch tief notwendig, denn es kamen immer wieder Stunden für ſie, in denen die kaum vernarbte Wunde in ihrem Inneren von neuem aufbrach. Felix' Hochzeitstag nahte heran und rief die Erinnerung an jenen anderen Hochzeitstag in ihr wach, da ihre blühende Tochter an der Seite desſelben Mannes vor dem geſchmückten Altar der Luiſenkirche geſtanden hatte, und als ſie die glücklichſte der Mütter geweſen war. Dann trafen Anſichtskarten von den Neuvermählten ein, deren kurze Mitteilungen ein inniges Beglücktſein verrieten, und Frau Elditt mußte jener Hochzeitsreiſe gedenken, die Felix vor nun elf Jahren mit ihrer verſtorbenen Tochter gemacht hatte. Damals war er noch ein Anfänger geweſen, deſſen Mittel nur dazu reichten, um Kläre den Harz zu zeigen. Aber wie ſehnlich hatte ſie ſelbſt, die ſo garnicht daran gewöhnt war, ohne ihre Tochter zu ſein, auf die Rückkehr der jungen Gatten gewartet! Und diesmal bangte ihr vor der Heimkunft. Waren ſie erſt zurück, dann mußte es ſich entſcheiden, ob ein dauerndes Zuſammenleben mit ihnen für ſie möglich war. Bis jetzt wußte ſie nur, daß Felix und Hilde den beſten Willen dazu hatten, ihr gerecht zu werden. Aber ſich von dem warmen, jungen Leben zu trennen, das ſie, die Alternde, ſo tröſtlich umgab, das ſchien Frau Elditt, die in dieſen Sommerwochen die Kinder ganz für ſich hatte und ſich immer feſter an ſie klammerte, faſt eine Unmöglichkeit. Wenn ihre Lieblinge ihr genommen wurden, dann blieb ihr wohl nichts anderes als der Tod in der Einſamkeit — —

Am erſten September kehrten die jungen Gatten von ihrer Nordlandfahrt zurück. Ein paar Tage darauf, an einem lichten Spätſommerabend, erſchienen ſie unvermutet in Schlachtenſee, beide geſund und ein wenig gebräunt ausſehend und durchdrungen von einem Gefühl beglückender Zuſammengehörigkeit, das ſich nicht laut äußerte, das ſich aber durch jede Miene, jedes Wort der ängſtlich geſpannten Aufmerkſamkeit Frau Elditts verriet.

Die Großmutter hatte die Kinder auf Hildens Ankunft vorbereitet und ſie immer wieder ermahnt, der neuen Mutter ſchon bei der erſten Begrüßung den ihr jetzt zukommenden Namen zu geben. Sie taten das auch, aber ſelbſt Lottchen war befangen und zurückhaltend. Vielleicht hatte gerade das viele Vorbereiten auf dieſe erſte Begegnung den Kindern die Unbefangenheit geraubt. Hilde ſchien etwas zu vermiſſen. Wie ein Schatten flog es über ihr glückverklärtes, anmutiges Geſicht hin, und ihre ſchönen, blaugrauen Augen ſahen fragend zu Frau Elditt hinüber.

Dieſe wich Hildens Blick aus. Sie war ſich keiner Schuld an dem Benehmen der Kinder bewußt. Oder beſtand ihre Schuld in der Empfindung der Genugtuung darüber, daß ihre Enkel der, die trotz des Muttersnamens eine Fremde für ſie war, die ihnen noch nichts gegeben, noch nichts geopfert hatte, fremd begegneten?

„Übermorgen kommſt du mit den Kindern nach Hauſe, nicht wahr, Mama?“ äußerte Felix beim Abſchied. „Für Günther iſt es Zeit, daß er wieder regelmäßig Unterricht nimmt!“

„Ja, wir kommen, wenn du es wünſcheſt,“ gab ſie, etwas gepreßt, zurück.

Sorgen und Befürchtungen der Zukunft wegen machten Frau Elditt während der nächſten Tage unruhig und körperlich elend.

An einem trüben, herbſtlichen Abend langte ſie mit den Enkeln wieder in der Schloßſtraße an. Die Kinder hatten ihre Hütchen mit roten Ebereſchenbeeren geſchmückt, und die beiden Älteſten ſchleppten einen mit Birnen gefüllten Korb, den ihnen Dora zum Abſchied gegeben, jubelnd die Treppe zu der väterlichen Wohnung

empor. An der Schwelle ſtand Hilde — Felix war zu einem Kranken gerufen worden — und eine aufrichtige Freude leuchtete aus ihren Augen.

Die Wochen vergingen. Im Schloßgarten, den Frau Elldtt mit ihren Enkeln nach wie vor häufig beſuchte, begann ſich das Laub zu färben. Dann lag es am Boden, wie ein Teppich aus Gold und Purpur und gelblichem, an den Frühling gemahnenden Grün gewirkt. Und die Tage wurden kürzer, der Sonnenſchein erſchien fahler, bis der November mit ſeiner Lichtloſigkeit und mit ſeinem unaufhörlichen, nebelartigen Sprühregen kam.

Mehr als zwei Monate lebte Frau Elldtt nun ſchon mit den jungen Gatten zuſammen. Bis jetzt war zwiſchen ihr und Hilde alles gut. Frau Elldtt konnte weder ihr noch Felix irgend einen Vorwurf machen. Auch ſie ſelbſt durfte ſich das Zeugnis geben, daß ſie ſich ſtreng in ihren Schranken hielt. Aber in den Stunden völliger Aufrichtigkeit gegen ſich ſelbſt geſtand ſie es ſich doch ein, daß ihr die rechte, innere Befriedigung fehlte. Es waren eben doch Schranken für ſie vorhanden — da, wo ſie früher ganz nach eigenem Belieben geſchaltet hatte. Ihrem Wunſch entſprechend, war man dahin einig geworden, daß Hilde den Haushalt führte und für die Bedürfniſſe ihres Mannes ſorgte, während Frau Elldtt die Pflege der Kinder nach wie vor allein überwachen ſollte. Jedoch in Wirklichkeit ließ ſich der eine Pflichtenkreis nicht ſo ſtreng von dem anderen ſondern, wie man gedacht hatte. Es gab ein Grenzgebiet, wo beide ineinander übergingen, und es mußten gegenſeitig Rückſichten genommen werden, die beſonders Frau Elldtt, die an Alleinherrſchaft Gewöhnte, an Erfahrung Überlegene, manchmal ſchwer ankamen.

Immer öfter zog ſie ſich in die Kinderſtube zurück, beſonders abends, wenn die jungen Gatten traulich beieinander ſaßen und es ihnen anzumerken war, wie ſie immer inniger zuſammenwuchſen. Dann, wenn heiße, beglückte Liebe ihnen, ohne daß ſie es wußten, aus den Augen leuchtete, ſtieg in der alten Frau ein bitteres Wehgefühl auf, das ſie zwang, die Einſamkeit zu ſuchen. Das Bild ihrer toten Tochter wurde dann allzu lebendig —

Es dauerte ziemlich lange, ehe die Kinder Hilde näher kamen. Vielleicht war Frau Elldtt in dieſer entſcheidenden Zeit bewußt und unbewußt allzu ſehr darauf bedacht, ſie, den einzigen Beſitz, den ihr Herz noch auf Erden hatte, ausſchließlich an ſich zu feſſeln.

Dann begann Lottchen ſich der Mutter ein wenig zu nähern. Das liebenswürdige, aber wilde und unſtete Kind wurde durch ihre ſanfte, feſte Art günſtig beeinflußt. Hilde lehrte es allerhand Kunſtfertigkeiten, und die Kleine ſaß geduldig neben ihr, mit einer Näh- oder Flechtarbeit beſchäftigt, während ihr das braune Haar beim eifrigen Niederbeugen tief in das roſige Geſicht fiel.

Hilde war durch und durch wahrhaftig. Obwohl ſie nicht darüber ſprach, merkte es ihr Frau Elldtt im Laufe der Zeit doch an, daß ſie manches in ihrer Erziehungsweiſe nicht billigte. Die Großmutter hatte die Kinder, aus übertriebener Angſtlichkeit, allzu ſehr verweichlicht. Felix, zu glücklich darüber, daß er die Mutterloſen in liebevollen Händen wußte, hatte Frau Elldtt, wenn er mit einzelnem auch nicht ganz einverſtanden war, doch nach Belieben ſchalten laſſen. Hilde begann, wenn auch in rückſichtsvoller Weiſe, gegen manche ihr unzweckmäßig erſcheinende Verwöhnung anzukämpfen.

Dennoch kam es in den erſten Monaten zu ausgeſprochenen Meinungsverſchiedenheiten, zu einem wirklichen Kampf um die Erziehung der Kinder nicht. Dann warf die Weihnachtszeit ihren verklärenden Schimmer auf das noch ungefeſtigte Zuſammenleben und ſchloß die Herzen aller in Liebe gegeneinander auf. Hildens Takt, ihr liebevoller Sinn, zeigten ſich gerade jetzt im hellſten Licht, und Frau Elldtt fühlte ſich, trotz aller wehmütigen Empfindungen, die ſich in den Weihnachtstagen in ihr regten, von der Güte der jungen Frau im Innerſten bewegt.

Aber im neuen Jahr trübte ſich der häusliche Himmel bald. Die kleinen Mädchen hatten ſich eine heftige Erkältung zugezogen. Doktor Valentini, der fürchtete, daß Keuchhuſten bei ihnen im Anzuge wäre, wünſchte Günther, mit deſſen Fortſchritten der Lehrer nicht recht zufrieden war, der Anſteckung wegen von den Schweſtern fern zu halten.

Der Knabe hauſte nun in einem neben dem Schlafzimmer der Eltern gelegenen Stübchen. Wider Erwarten verloren die kleinen Mädchen den heftigen Huſten bald, und die Großmutter rechnete feſt darauf, ihren heiß vermißten Liebling jetzt wieder ganz in ihre Gewalt zu bekommen.

Da erklärte der Vater, daß Günther auch ferner in ſeiner Nähe ſchlafen ſollte. „Es iſt wirklich beſſer ſo, Mama, du wirſt es auch einſehen! Das Kinderzimmer reicht für euch alle nicht mehr aus, und Hilde und ich ſtehen früher auf als du und die kleinen Mädchen. Günther muß ſich daran gewöhnen, um acht Uhr fertig zu ſein, denn Oſtern ſoll er auf die Schule kommen. Der häusliche Unterricht iſt nicht mehr das Rechte für ihn!"

Von Schreck und Überraſchung überwältigt, entgegnete Frau Elditt nichts, aber ihr Herz pochte heftig, und das Blut ſchoß ihr jäh ins Geſicht. Sie machte es ſich nicht klar, daß das, was jetzt eingetreten war, wohl auch ohne Felix' Wiederverheiratung im Laufe der Zeit hätte eintreten müſſen. Sie führte die getroffene Änderung einzig auf Hildens Einfluß zurück, und ihr ganzes Innere geriet in Empörung. Man hatte ſie getäuſcht, als man ihr verſprach, die Kinder nach wie vor ganz in ihrer Obhut zu laſſen! Ihre Lieblinge, die ſie behütet und groß gezogen hatte, ſollten ihr nun doch entfremdet werden! Sie empfand das als eine Grauſamkeit, und eine wachſende Erbitterung ſtieg in ihr auf.

Es gelang ihr um ſo weniger dagegen anzukämpfen, als ſie mit dem Taſtgefühl heißer, eiferſüchtiger Liebe merkte, wie die Bande zwiſchen ihr und den Kindern ſich jetzt wirklich lockerten. Die jungen Herzen neigten ſich Hilde, ohne daß ſie etwas Beſonderes dazu tat, mehr und mehr zu. Sie ließ den Kindern größere Freiheit, und bei ihr waren Kraft und geiſtige Fülle, bei ihr war die Jugend.

Als der Winter ſich dem Frühling zuneigte, hing Lottchen bereits mit Schwärmerei an der neuen Mutter, und Erna, die in der älteren Schweſter ihr Vorbild ſah, gab ihr wenig darin nach.

Günther allein hielt es immer noch mehr mit der Großmutter. Er war, als der Älteſte, am innigſten von ihrem ganzen Weſen durchdrungen worden. In ihm allein lebte eine von Frau Elditt jetzt auf jede Weiſe genährte Erinnerung an ſeine erſte Mutter. Die Vereinſamende, die ihn innerlich ſtets bevorzugt hatte, begann das nun auch nach außen hin zu tun. In allen kleinen Streitigkeiten, die zwiſchen den Geſchwiſtern ausbrachen, ſtand ſie, auch ungerechterweiſe, auf ſeiner Seite.

Einmal, als ſich Frau Elditt und Hilde kurz vor Tiſch mit den Kindern im Eßzimmer befanden, nahm Günther Lottchen ein Bilderbuch fort, das ihr gehörte. Alle Bitten der Kleinen, ihr das Buch zurückzugeben, blieben erfolglos, und als ſie es dem Bruder entreißen wollte, ſtieß er mit den Füßen nach ihr. Nun wurde auch ſie tätlich. Frau Elditt, die ſich wieder auf Günthers Seite ſtellte, ermahnte Lottchen, doch artig zu ſein und dem Bruder das Buch zu laſſen. Aber die Kleine, im Gefühl ihres Rechts, dachte nicht daran, und der Streit nahm ſeinen Fortgang.

Da trat der Vater ins Zimmer. Seine Nähe genügte ſonſt, um die kleinen Zwiſtigkeiten der Kinder ſofort zu erſticken. Aber ſie hatten ſich diesmal zu ſehr erhitzt. Trotz des väterlichen Zurufs fuhr Günther fort nach ſeiner Schweſter zu ſtoßen, und dieſe zerrte mit ihren derben Händchen an ſeinem vollen, lockigen Blondhaar.

Der Vater mußte die beiden mit Gewalt voneinander trennen. Nun ſtanden ſie ſich, heftig atmend, gegenüber und ſahen ſich aus feindſelig blitzenden Augen an.

„Wer von euch hat ſchuld an dem Streit?" fragte Doktor Valentini in ziemlich ſcharfem Ton.

„Lottchen iſt immer ſo eigenwillig, ſie reizt Günther und tut ihm nichts zu Gefallen", ſagte Frau Elditt, in dem Beſtreben ihrem Liebling beizuſtehen.

Da wandte ſich Hilde, die ſich bis jetzt abſichtlich nicht eingemiſcht hatte, an ihren Mann. „Es ſcheint, als wenn der ganze Hergang Mama nicht recht klar geworden iſt! Günther hat ſeiner Schweſter das Bilderbuch fortgenommen und es ihr, trotz ihrer Bitten, nicht wiedergegeben. Günther verdient eine Strafe."

„Er ſoll heute bei Tiſch nicht miteſſen! Das Bilderbuch bekommen beide Kinder einſt-

weilen nicht, bis ſie gelernt haben, ſich zu vertragen", entſchied Doktor Valentini. „Geh aus dem Zimmer, Günther!"

Der Kleine, das glühende Geſicht trotzig zu Boden geſenkt, entfernte ſich ſchweigend.

Die anderen ſetzten ſich zu Tiſch. Lottchen war anfangs etwas betreten, dann aber begann ſie lebhaft zu plaudern. Doktor Valentini und Hilde taten, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Frau Elditt berührte kaum einen Biſſen. So alſo ließ Felix ſich ſchon von ſeiner Frau beeinfluſſen, daß er auf ein Wort von ihr hin eine Strafe über den Knaben verhängte, die deſſen reizbares Ehrgefühl tief verletzen mußte! Und Lottchen, die doch auch gegen den Bruder gefehlt hatte, ging ganz leer aus? Was ſie ſelbſt über den Streit der Kinder dachte, fiel garnicht mehr ins Gewicht. Sie war eine einſichtsloſe alte Frau, die Günther verzog, und über die man in zweifelhaften Fällen zur Tagesordnung überging.

Nach Tiſch wünſchten Felix und Hilde Frau Elditt in beſonders herzlicher Weiſe geſegnete Mahlzeit, als wenn ſie etwas an ihr gut machen wollten. Aber die Verletzte, deren Herz von Weh und Empörung erfüllt war, überſah die Annäherung. Sie ging zu ihrem verbannten Liebling ins Kinderzimmer.

Günther ſtand am Fenſter und ſtarrte auf den Hof hinaus. Das Eſſen, das Hilde ihm hineingeſchickt hatte, war unberührt geblieben.

„Mein guter Junge", Frau Elditt umfaßte den ſchlanken, hochaufgeſchoſſenen Knabenkörper, „beruhige dich doch nur! Der Vater hat es nicht ſo ſchlimm gemeint." — Da warf ſich Günther an die Bruſt der Großmutter und brach in heftiges Weinen aus. Weder ein Wort der Anklage noch der Verteidigung kam über ſeine Lippen. Zum Eſſen ließ er ſich jedoch, trotz der Bitten der Großmutter, nicht überreden.

Dann ſänftigte ſich ſeine Erregung allmählich. Frau Elditt mußte ihm eine Geſchichte erzählen, und er hörte ruhig zu.

Frau Elditt glaubte beſtimmt, Günther würde es der Mutter nachtragen, daß ſie beim Vater zu ſeinen ungunſten geſprochen hatte. Zu ihrer Verwunderung war das aber nicht der Fall. Hilde hatte es verſtanden, das, was ſie dem Knaben angetan, unvermerkt wieder gut zu machen. Sie war in ihrem Umgang mit den Kindern meiſt behutſam und liebevoll geweſen, ſeit jenem Vorfall bemühte ſie ſich noch mehr, es zu ſein.

Auch Günther ſuchte jetzt immer häufiger die Nähe der Mutter. Frau Elditt bemerkte es wohl, aber es ſchien ihr, als wenn das Kind es vor ihr verbergen wollte, um ſie nicht zu kränken. Es war ein früh entwickeltes Seelenleben in dem Knaben, der ſich jetzt hierhin und dorthin gezogen fühlte. Er litt ſichtlich unter dieſem Hin und Her.

* * *

Es war ein Märznachmittag voll Leben und Sonnenglanz. Der Himmel ſchimmerte in kriſtallener Bläue, an jeder Hecke, auf jedem Stückchen Raſen ſproßte junges Grün.

Selbſt der an den Charlottenburger Friedhöfen vorüberführende Fürſtenbrunner Weg, auf dem Frau Elditt, ganz in Schwarz gekleidet, langſam dahinſchritt, ſah in dem verklärenden Licht des erſten Frühlings weniger öde als ſonſt aus. Der friſche Wind grüßte die Dahinſchreitende wie ein Hauch des Lebens, aber ſie ſpürte nichts davon. Klärens Todestag jährte ſich heute zum viertenmal, und Frau Elditts Gedanken weilten in der Vergangenheit. In früheren Jahren hatte ihr Schwiegerſohn ſie immer ſchon am frühen Morgen aufgefordert, mit ihm das Grab der Dahingeſchiedenen zu beſuchen. Heute ging ſie den Weg der Erinnerung zum erſtenmal allein. Felix hatte den Tag, der ihm einſt ſein Liebſtes geraubt, augenſcheinlich vergeſſen, und ſie war ſeinem Gedächtnis abſichtlich nicht zu Hilfe gekommen.

In einer der Gärtnereien, die den nahen Friedhöfen ihr Beſtehen verdankten, kaufte Frau Elditt eine mit weißen Blüten bedeckte Azalee. Dann betrat ſie den Gottesacker durch die Hauptpforte.

Rechts von der ſchlichten Kapelle lag, an einem der breiteren Wege, von einem ſchmiedeeiſernen Gitter umgeben, Klärens letzter Ruheplatz. Frau Elditt war verhältnismäßig lange nicht draußen geweſen, und das Grab entbehrte des Schmuckes. Die Kränze, die im Winter darauf gelegen hatten, waren von der ſorgenden

Hand des Gärtners entfernt worden, um dem Epheu, der den Hügel zu überziehen ſtrebte, nicht die Luft zu nehmen.

Frau Elditt preßte den Blumentopf, ſo tief es gehen wollte, in die warme, gelockerte Erde. Dann ſetzte ſie ſich auf der Bank neben dem Grabe nieder und überließ ſich von neuem ihren Gedanken. Der Frühlingstag hatte zahlreiche Beſucher auf den Friedhof hinausgelockt, und mancher Blick traf die ſympathiſche Erſcheinung der ſchwarzgekleideten Frau, die das von reichem Silberhaar umgebene Haupt tief geſenkt hielt. Die Sonne beſchien ſie, die erſten Vögel ſangen — gerade ſo, wie es vor vier Jahren geweſen war, als Kläre zur letzten Ruhe gebettet wurde und es der beraubten Mutter erſchienen war, als wenn ſie ihr Herz mit der Toten begruben. Aber dies Herz lebte heute noch, es rang und kämpfte noch immer —

Nicht nur um das Andenken derer in ſich lebendig werden zu laſſen, die ſie noch immer vermißte, und deren liebliches, glückliches Bild nie in ihr erblaſſen konnte, war Frau Elditt heute hinausgewandert, ſondern mehr noch, um an ſtiller, geheiligter Stätte Einkehr in ſich ſelbſt zu halten, und wenn möglich zu einem Entſchluß zu kommen. Die letzte Zeit war reich an Kampf und Unerquicklichem geweſen. Das Ringen um die Kinderherzen von ihrer und Hildens Seite hatte, ſo ſehr ſich auch beide darum mühten, den äußeren Frieden aufrecht zu erhalten, nicht recht zur Ruhe kommen wollen. Wenn die junge Frau auch anfangs zweifellos den aufrichtigen Willen gehabt hatte, Frau Elditts Rechte nicht zu ſchmälern, ſo war ſie doch ein Menſch von Fleiſch und Blut. Jetzt liebte ſie die Kinder, die ſie Mutter nannten — war es ihr da zu verdenken, daß ſie die jungen, eindrucksfähigen Seelen, die ſich ihr immer mehr erſchloſſen, ihre Prägung aufdrücken und ſie mit den Anſchauungen einer neuen Zeit erfüllen wollte? Auch Frau Elditt kämpfte, wenngleich mit geringem Erfolg, täglich, ſtündlich um ihren eigenen Einfluß. Die Kinder fühlten es und litten darunter. Wenn ſie nicht ernſtlich gefährdet werden ſollten, mußte ſich ihre Erziehung wieder einheitlich geſtalten. Und was ſie brauchten, was ſie unbewußt verlangten, das fanden ſie bei der Mutter in viel reicherem Maß als bei Frau Elditt, trotz aller ihrer Liebe. Die alternde Frau hatte ſich lange gegen dieſe Erkenntnis gewehrt, nun aber war ſie da und verlangte nach einem Bekenntnis durch die Tat. Wenn ſie die Kinder wirklich lieb hatte, mußte ſie gehen — ſchon aus dem Grunde, weil, da ſie zu Günther, die Mutter jedoch mehr zu Lottchen hielt, ſich eine dauernde Feindſeligkeit zwiſchen den Geſchwiſtern feſtzuſetzen drohte. Was Frau Elditt lange ſchon unklar empfunden hatte, das ſtand nun als eine Notwendigkeit unbarmherzig deutlich vor ihr.

Und doch, der Schauder vor dem Verzicht, den ſie ſich ſelbſt abringen ſollte, war noch größer als die früher von ihr empfundene Angſt, daß andere ſie von ihren Lieblingen trennen könnten. Sie allein wußte es, wie lieb ihr die Kinder waren. Sie hatte es erfahren, wie weh es tut, wenn das Schickſal das Liebſte fordert, aber das Herz ſelbſt zu tötlichem Darben zu verurteilen — in dieſer Stunde fühlte ſie es, daß das noch ſchwerer war. Und ein plötzlicher Widerſtand brach aus den Tiefen ihres Weſens gegen das hervor, was ihr noch vor wenigen Augenblicken als eine heilige, wenn auch ſchwere Pflicht erſchienen war. Nein, rief es in ihr, ich laſſe die Kinder nicht! Ich habe ſie mit meiner letzten Kraft groß gezogen — ſie wären verkümmert ohne mich! Hilde und ich wollen weiter kämpfen, unerbittlich, ſchonungslos, und wo die größere Liebe iſt, da wird ſchließlich der Sieg ſein. Ihre Augen verdunkelten ſich, ihre Lippen preßten ſich feſt auf einander.

Da fielen ihre Blicke auf das Kreuz zu Häupten des Hügels. Klärens Name, ihr Geburts- und Todestag ſtanden in goldenen Buchſtaben darauf verzeichnet. Eine kurze, und doch ſo inhaltsreiche Lebensgeſchichte! Mit achtundzwanzig Jahren dahingegangen — aus vollem Glück —

Wie hatte Frau Elditt ihr einziges Kind von dem erſten Atemzuge, den es tat, bis zum letzten geliebt und behütet! All' ihr Tun war nur von dem einen Beſtreben erfüllt geweſen, Kläre zu dienen, ihr zu nützen. Opfer auf Opfer hatte ſie lächelnd gebracht und es nicht empfunden. Und dann waren Klärens Kinder

an die Stelle der Verſtorbenen getreten. Ihr ganzes Leben — opfernde Liebe! Und jetzt an der Schwelle des Alters ſollte es anders werden? Es durchbebte die ſinnende Frau. Sollte ſie jetzt noch ihr ganzes Weſen verleugnen und ſich, zum Unheil der Kinder, den Platz im Hauſe ihres Schwiegerſohnes ertrotzen, auf den ſie früher, als Kläre lebte, heiter verzichtet hatte? Trotz des Aufbäumens ihrer Gefühle wußte ſie doch, daß es nur einen Weg für ſie gab.

Mit Augen, in die heiße Tränen ſchoſſen, blickte ſie auf den grünbezogenen Hügel nieder, auf dem die blütenbedeckte Azalee leiſe im Winde ſchwankte. Schlaf ruhig unter den Frühlingsblumen, mein liebes Kind! Als du lebteſt, habe ich dir alles gegeben, was ich dir geben konnte — jetzt gebe ich um deinetwillen mehr auf, als eigentlich in meiner Kraft ſteht. Deine heißgeliebten Kinder laſſe ich einer anderen, damit ſie in Frieden und Glück aufwachſen, deine Kinder, die ich ebenſo liebe wie ich dich liebte —

Das Herz tat ihr weh, aber der Kampf in ihr hatte doch einen feſten Entſchluß ausgelöſt.

Langſam trat ſie den Heimweg an. Als ſie ſich der Hauptpforte wieder näherte, ſah ſie einen offenen Wagen ſchnell heranrollen. War es Felix, der darin ſaß? Es ſchien ihr ſo. Da ſie ihm jetzt nicht begegnen wollte, ſchlug ſie ſchnell einen Seitenpfad ein.

Zu Hauſe angelangt, ſchloß ſie ſich, nach ihrer Gewohnheit, ſelbſt die Entreetür auf. Sie tat es leiſe und vorſichtig, um niemand auf ihre Rückkehr aufmerkſam zu machen.

Nachdem ſie abgelegt hatte, ging ſie durch den langen Korridor ins Kinderzimmer. Es war leer — ſie bemerkte es mit einem Gefühl der Erleichterung. Auf ihrem Nähtiſchchen, das vor einem der Fenſter ſtand, lag ein Brief. Zerſtreut las ſie die Adreſſe und wollte ihn wieder beiſeite legen. Als ſie aber Doras krauſe, unſichere Schriftzüge erkannte, öffnete ſie den Umſchlag doch.

„Liebſte Tante Clementine", ſchrieb das junge Mädchen, „denke dir, Papa iſt auf den klugen Gedanken gekommen, daß wir nach Italien reiſen ſollen — du und ich und meine arme, geplagte Bornemann! Es ſoll ſchon in acht Tagen losgehen. Ich bin hergekommen, um ſelbſt mit dir zu ſprechen, da ich dich aber nicht zu Hauſe getroffen habe, hinterlaſſe ich dir dieſe Zeilen. Du mußt mitkommen, ich bin entſchloſſen, es auf jeden Fall durchzuſetzen. Ach, Tante Clementine, wieviel Schönes werden wir ſehen — du und ich, ohne die Gören! Zum erſtenmal danke ich Gott — nämlich dafür, daß ich geſunde Augen und ein empfängliches Herz habe. Bringe mir noch heute Abend deine Antwort. Du kannſt dir denken, wie ich warte!

In alter Anhänglichkeit

deine Dora!"

Frau Ellditt brauchte ein paar Augenblicke, um den Inhalt des Briefes zu erfaſſen. Dann wurde es ihr klar, um was es ſich handelte, und daß ſie reiſen würde. Dora ſollte diesmal keinem Widerſtand begegnen. Vielleicht konnte ſie über der Sorge für das junge Mädchen die Liebesſorgen vergeſſen, die ſie einer anderen überlaſſen mußte. Wenn ſie Doras Vorſchlag annahm, konnte ſie gehen, ohne die Ihrigen zu verletzen, ohne das, was ihr ſelbſt ſo ſchwer fiel, Felix und Hilde abringen zu müſſen. Die Reiſe, die ſich ihr ſo unerwartet bot, war eine glückliche Fügung. Sie wollte gleich zu Dora gehen und alles Notwendige verabreden.

Als ſie ins Entree zurückkehrte, um ſich von neuem anzukleiden, hörte ſie die hellen Stimmen der aufjubelnden Kinder, und die weichere, dunkle Hildens, die beſchwichtigend dazwiſchen tönte. Sie lauſchte — da bemerkte ſie, daß die Tür zum Eßzimmer aufgeſprungen war. Leiſe trat ſie näher, um einen Blick hineinzuwerfen.

Die Kinder ſaßen um den großen Tiſch herum. Hilde, mit ihrem gütigen, anmutigen Geſicht, im hoch anſchließenden hellen Kleide, führte den Vorſitz und leitete ein Geſellſchaftsſpiel, an dem ſich alle mit ſichtlicher Freude beteiligten. Die glänzenden Augen der Kinder hingen an dem Antlitz der Mutter. Die vier waren einig und glücklich. Niemand vermißte ſie, die lauſchend draußen ſtand.

Ein jähes Schmerzgefühl erfaßte Frau Ellditt. Es war ihr, als wenn ſie nach Atem ringen mußte. Aber ſie wollte tapfer ſein. Das Bild, das ſie jetzt vor ſich ſah, von

äußerem und innerem Sonnenschein umflossen, war ihr ja eine Bürgschaft dafür, daß, wenn sie ging, sich ihre Wünsche für das Glück der Kinder erfüllen würden. Sie prägte sich das freundliche Bild tief ein — es sollte sie in die Ferne begleiten.

Wenn sie wiederkam und ihre eigene, kleine Wohnung bezog, wollte sie ein gern gesehener Gast in dem glücklichen Familienkreise sein, den sie jetzt, aus Liebe, sich selbst überließ.

Und während sie, zögernden Schrittes, aus dem Hause ging und sich bemühte, an Dora zu denken, überkam sie die tröstliche Zuversicht, daß das Leben denen, die voll wahrhafter Liebe sind, nur nimmt, um ihnen an anderer Stelle wieder zu geben.

Schulspeisung.

Von

Helene Simon.

Nachdruck verboten.

In Hohenlohe's Memoiren, die so manche hüllende Schleier von Zeitgeschichtlichem und allgemein Menschlichem heben, in diesen Memoiren spricht der ehemalige Kanzler auch über den Eindruck, den er von Gerhart Hauptmann's „Hannele" empfing: „Heute Abend im Hannele", schreibt er. „Ein gräßliches Machwerk, sozialdemokratisch, realistisch, dabei von krankhafter, sentimentaler Mystik, unheimlich, nervenangreifend, überhaupt scheußlich. Wir gingen nachher zu Borchardt, um uns durch Champagner und Kaviar wieder in eine menschliche Stimmung zu versetzen."

Damit ist nicht viel gegen den Kanzler gesagt. Nur daß hier die Wahrheit des alten Wortes eines andern, eines englischen Kanzlers, Disraelis Wort von den „zwei Nationen" so gar anschaulich und lebendig wird, gleichsam in die Augen springt. Die zwei Nationen: die Armen und die Reichen. Auf gleichem mütterlichen Boden und doch getrennt durch unüberbrückte Klüfte. Das Wort traf vor 60 Jahren in England die Wahrheit und ist heute noch wahr, all überall, wo eine hohe Zivilisation sich erhebt über dem Untergrund proletarisierter Massen, mit allen Begleiterscheinungen entnervenden Luxus auf der einen, entnervenden Mangels auf der andern Seite, eines zugleich herrischen und verzärtelten Individualismus hier, der Verrohung und dem nie erwachten oder zertretenen Selbstbewußtsein dort.

Um so befremdender ist die angeführte Äußerung eines nicht harten, nicht brutalen Mannes, (vielleicht ist sie nur ein Ausdruck müden Alters) als das Hannele-Gedicht im besten Sinne, kein Tendenzstück ist. Das Schicksal des armen gepeinigten jungen Geschöpfes ist fatalistisch geschaut. Ist eben Schicksal. Als solches trägt es seinen Trost, trägt seine Erlösung in sich. Letzte süße Träume bringt das Todesfieber. Wiegt in Triumphen. Läßt in Märchenglück, in Märchenstolz hinüberschlummern. Und nur mittelbar löst die ästhetische Wirkung, das ergreifende ungewollte Pathos in uns Nichtdichtern, Nichtfatalisten die Frage aus: Wie können wir helfen?

Hannele ist Schulkind. Die Schule, der Lehrer, das sind die Angelpunkte, das sind die Lichtquellen seiner armen zerquälten Jugend. Der „Herr Lehrer" ist so freundlich und mild, daß sein Bild in des Kindes Fieberphantasien mit dem Bilde des Heilands verschmilzt. Dort in der Schule ist es still und warm. Ist Schutz vor Schimpf und Schlägen. Den Hunger freilich stillt sie nicht, die Schule.

Dies führt uns zu unserer engeren, unserer besonderen Frage nach der Beziehung zwischen Schule und Brot: Ist die Schule dazu da, andere als geistige Nahrung zu geben? Kann sie eine andere Aufgabe übernehmen? Andern Zwecken dienen, als der Ausrüstung der Jugend mit den elementaren geistigen und sittlichen Waffen, die das Bürgerleben, die ein nützliches Staatsbürgertum voraussetzt?

Sicher ist diese geistige und sittliche Ausrüstung der oberste, der entscheidende Zweck der Schule. Aber sie kann ihn nicht erfüllen, wenn sie einseitig sich an intellektuelle Beeinflussung klammert. Und wenn heute mehr noch als früher Wert gelegt wird auf körperliche Ausbildung, Turnstunden, Bewegungspiele usw., so in der Erkenntnis ihres engen Zusammenhangs mit der geistigen Frische, der geistigen Aufnahme- und Entwicklungsfähigkeit. Die Erhaltung der geistigen Frische macht also Rücksichten auf die körperliche Verfassung der Kinder zur staatlichen Pflicht. Erzwingt der Staat ihre Teilnahme an Übungen des Geistes und des Körpers, so muß er auch dafür sorgen, daß solche Übungen Früchte tragen, nicht nutzlose Kräftevergeudung sind, Vernunft nicht Unsinn, Wohltat nicht Plage wird. Und nur durch solche Rücksichten, durch weitere Ausgaben auch für Körperpflege, können die Auslagen des Staates für das Schulwesen (Schulbauten, Lehrkräfte usw.) zu einem gut verzinsten Kapital werden.

Es zeigte sich aber früh, daß mit dem Schulzwang der Schulzweck noch keineswegs gesichert war. Waren doch viele Schüler häufig so müde, so schlaff, so teilnahmlos, ja oft kraftlos, daß das Lehren und Lernen für alle Beteiligten eine Qual, verlorene Liebesmüh war. Seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts setzt jene technische Entwicklung ein: die Erfindung der Maschinen, der Dampfkraft, welche die Kinder allmählich haufenweise in die Fabriken treibt. Zuerst in die Textilfabriken, dann allmählich in eine große Anzahl anderer Betriebe, ohne Rücksicht auf Gefährdung der Gesundheit und Sittlichkeit. Zuerst in England, dann auch auf dem Festland. Diese Kinder vor allem müssen dem entnervenden, betäubenden Aufenthalt in den Fabriken im Schulinteresse entrissen werden. Und so weit der Arbeiterschutz die Kinder betrifft, bestand immer eine nahe Beziehung zwischen Schulgesetz und sozialer Gesetzgebung im engeren Sinne. War es doch in Preußen der Unterrichtsminister, der im Anschluß an die Schulverhältnisse zuerst auf Schutz der Kinder vor gewerblicher Ausbeutung in den Fabriken drang. Und der unermüdlich werbenden Agitation der Lehrer, an ihrer Spitze Agahd, der getreueste Eckart der Kinder, ist das Kinderschutzgesetz von 1903, das auch die außerhalb der Fabriken tätigen Kleinen schützen will, zu danken. In Fabriken ist seit 1891 Arbeit schulpflichtiger Kinder überhaupt verboten. Damit war aber nur ein Teil der Jugend von erschöpfender Erwerbsarbeit befreit. Es blieb die Arbeit in der Hausindustrie, in den elterlichen Heimen, in Handel und Verkehr, Landwirtschaft und Gesindedienst. In Landwirtschaft und Gesindedienst gilt auch heute noch kein Kinderschutzgesetz. Leider nicht. Dagegen ist Arbeit auch daheim und für die eigenen Eltern noch nicht 10jährigen Kindern, Arbeit in Hausindustrie, in Handel und Verkehr für fremde Arbeitgeber noch nicht 12jährigen Kindern verboten. Auch die Erwerbstätigkeit der Kinder unter 10 und 12 Jahren untersteht Einschränkungen, die alle dahin zielen, daß der Schulunterricht nicht länger durch solche Erwerbstätigkeit Schaden leide.

Wie aber steht es um die Durchführung dieses wertvollen Gesetzes? In vielen allzuvielen Fällen scheitert sie, muß Halt machen vor einem bösen, tückischen, einem unerbittlichen Gegner: dem Elend, dem Hunger. Helfen uns die Kinder nicht,

klagen die Eltern, so verdienen wir um soviel Pfennige weniger. Und um ebenso viele Pfennige haben wir weniger zu essen. Dürfen die Kinder dem Bäcker nicht mehr das Brot austragen, so gibt er ihnen auch kein Frühstück mehr, und sie müssen ohne Milch und oft mit leerem Magen in die Schule. Die Aufsichtbeamten peinigt der Widerstreit zwischen der einen und der andern Notwendigkeit. Die Kinder sollen nicht vor Tagesgrauen ihre Kraft vergeuden, sollen nicht zwischen der Schulzeit und in den Abendstunden sich abmühen, sich die Augen verderben, ihre Gesundheit gefährden. Aber es ist furchtbar, ihnen den Morgenimbiß oder die ohnehin kärgliche Mittagkost zu schmälern. So wird das Kinderschutzgesetz ein mächtiger Mahnruf nach ergänzender Fürsorge. Soll es durchgreifen, so müssen dem Arbeitverbot positive Maßnahmen einer neuen Schulpflege folgen.

An erster Stelle steht hier die Schulspeisung. Warum aber, wird man fragen, gerade diese? Und die jüngeren, die noch nicht schulpflichtigen Kinder? Leiden sie weniger Mangel? Ist die Schulspeisung nicht nur eine von vielen Fürsorgepflichten? Gewiß das ist sie. Aber sie ist eine der wichtigsten. Ferner sind die Vorbedingungen der Erfüllung in keinem andern Falle so sinnfällig, so greifbar gegeben. Die Schulspeisung ist von oberster Wichtigkeit, drängt zu rascher Tat, weil von dem Schüler etwas gefordert wird. Er soll Aufgaben erfüllen, die Kräfte aufsaugen. Dieser Kräfteausgabe muß die Kräftezufuhr entsprechen. Und alle Voraussetzungen und Vorbedingungen der Schulspeisung sind mit der Elementarschulpflicht gegeben. Schulspeisung ist, wo es sich um unterernährte oder gar hungernde Kinder handelt, nur die logische Folge des Schulzwangs, der entwertet wird, wo den geistigen Möglichkeiten die körperlichen nicht angepaßt sind.

Vor der Schulzeit gehört das Kind dem Elternhaus noch ganz und ungeteilt. Noch stellt der Staat keine Ansprüche. Und so mag hier zunächst individualisierende Familienunterstützung oder solche Unterstützung, die sich von der Mutter nicht trennen läßt, wie jede Art des Mutterschutzes und Säuglingsschutzes allein in Frage kommen. Die Schule entzieht das Kind dieser ursprünglichen, engsten Gemeinschaft. Von Staatswegen werden Ansprüche an seine Leistungsfähigkeit gestellt. Der Schüler soll geistige und körperliche Übungen machen, soll lernen und turnen. Es ist aber eine Grausamkeit, solches von schlecht genährten oder gar hungergeschwächten Geschöpfen zu verlangen. Also muß den gestellten Ansprüchen die Ernährung entsprechen. Die geforderten Elementarkenntnisse setzen Elementarbedingungen der Körperpflege voraus. Das ward von Sachverständigen: Rektoren, Lehrern, Ärzten und von Freunden der Jugend seit langem erkannt. Und an sich ist die Speisung hungernder Schüler, die Verteilung warmen Frühstücks oder warmer Mittagkost an Kinder, die daheim nur Kaffee oder Zichorie, trocknes Brot und Kartoffeln, zuweilen auch Schnaps — ja Schnaps — erhalten, keine neue Forderung. Auch finden sich in den meisten Ländern und auch in Deutschland, in einer Anzahl Städte, seltener auf dem Lande, Einrichtungen für Schulspeisung. Freie Liebestätigkeit, oft in Verbindung mit Gemeinde und Schulverwaltung sucht etwa seit einem Vierteljahrhundert dem Übel zu steuern. Bald wird ein Morgenimbiß, bald Mittagkost ausgeteilt, soweit die Mittel eben reichen. Soweit sie reichen. Das ist ein sehr dehnbarer Begriff. Sie reichen nur in ganz wenigen Fällen über die dringendste Not der kalten Wintermonate hinaus. Nur selten geschieht im Sommer etwas; meist erfolgt die Speisung von November bis März. Aber oft sind auch Herbst und Frühjahr feucht und kalt. Und müssen nicht auch im Sommer

viele Mütter der Arbeit nachgehen und ihre Kinder ungeſpeiſt laſſen? Und ſogar im Winter iſt oft die Kaſſe leer. Wo die Mittel verſagen, Stiftungen, Kollekten und Bazare nicht genug aufbringen, die Stadt nicht beiſteuern will (wie oft wird ſie vergeblich angegangen), muß das Kind auch in dieſer ſchlimmſten Jahreszeit weiter hungern. Sitzt in der Schule und grübelt darüber nach, ob es mittags etwas zu eſſen erhalten wird oder nicht. Der Kopf ſchmerzt und der leere Magen. Die Zeit erſcheint endlos. Die Worte des Lehrers verhallen ungehört, und der gefürchtete Augenblick des Darankommens ohne Ahnung deſſen, was vorgeht, macht fiebern. Hunger-Ohnmachten und Hunger-Erbrechen lenkten die Lehrer zuweilen auf den Jammer, wo ſie ihn nicht lange vorher in blaſſen Geſichtern geleſen hatten. Allein auch noch wo es weniger wahrnehmbar iſt, lauert die Unterernährung. Und in vielen Fällen ſind die Gleichgiltigkeit, der Stumpfſinn der Schüler nur die Folge des Mangels, der unzulänglichen Kräftezufuhr in einem Alter, wo der Körper ohne reichliche Nahrung verkümmern muß, wie die Pflanze ohne Waſſer. Am ſchlimmſten wird die Not an kalten Wintertagen, wenn dem Hunger ſich das Frieren geſellt. Und im Winter war es auch, daß man ſich zuerſt der hungernden Schüler erbarmte. In England reichen die erſten Anfänge ſolcher Schulfürſorge 40 Jahre zurück. Hier in Berlin war es der „Verein zur Speiſung armer Kinder und Notleidender," der zuerſt begriff, daß die Schulſpeiſung von der allgemeinen Armenpflege, der Familienunterſtützung, abzulöſen, geſondert zu behandeln ſei. Im Jahre 1883 begann er ein Glas Milch und eine Schrippe an bedürftige Schüler in der Schule zu verabreichen und hat dies ſeitdem fortgeſetzt. Die ſtädtiſche Geldmittelunterſtützung iſt ſehr ſpärlich. Sie beträgt für ſeine vielfältigen Geſamtzwecke 3000 Mark. Wirkſam und wertvoll iſt dagegen die Mitarbeit der Schuldeputation. Durch Vermittlung der Rektoren ſtellt ſie alljährlich dem Verein Verzeichniſſe bedürftiger Schüler zu. Die Rektoren und ihre Frauen übernehmen auch die Austeilung des Frühſtücks, die entweder vor Schulbeginn oder in der erſten Pauſe in ihren Privaträumen ſtattfindet. Sie ſind bemüht die Kinder nicht als armenunterſtützt zu kennzeichnen und ſenden ſie mit ihrer Schrippe möglichſt ſchleunigſt zu den Kameraden zurück. Es ſei, erzählte mir die Vorſitzende des Vereins, rührend zu ſehen, mit welcher Vorſicht und Güte die Speiſung erfolge. Und rührend und komiſch zugleich zu beobachten, wie die Kleinen beim Betreten des Raumes, wo ihrer ein Frühſtück warte, eifrig nach der größten Schrippe auslugten.

Nach dem letzten Jahresbericht wurden für Frühſtück in 230 Schulen rund 13 264 Mark verausgabt. Dieſe Summe, die übrigens gegen das Vorjahr um 476 Mark ſank, wird vom Frankfurter Verein zur Beſchaffung von Frühſtück und von Mannheim übertroffen. In Frankfurt wurden 1904/5 in 34 Schulen für 2362 Kinder rund 24 500, in Mannheim von der Stadt rund 20 000 Mark verausgabt. Sollte der Notſtand in dieſen Städten größer ſein als in der Reichshauptſtadt? Das iſt ſchwerlich anzunehmen. Vielmehr iſt fraglich, ob die Berliner Frühſtückverteilung über die Hälfte bedürftiger Schüler erfaßt. Sicher aber wird ſie nicht mehr als die äußerſte Not ſtillen. Die Zahl der geſpeiſten Kinder ſcheint ſich auf einem Durchſchnitt von 8000 bis 11 000 zu halten, während 12 bis 15 000 Kinder bedürftig ſein ſollen. Für etwa 8000 Kinder werden alſo in Berlin rund 13 000 Mark, in Frankfurt für 2362 Kinder rund 24 000 Mark verausgabt. Und auch in Frankfurt werden die Liſten der Bedürftigen durch die Schulen aufgeſtellt, von dem Schularzt und dem Armenverein nachgeprüft.

Und wie oft fehlt das Mittagbrot, kommen die Kinder nach Schulschluß vor verschlossene Türen. Erhalten erst am Abend nach der Rückkehr der Eltern von der Arbeit eine einigermaßen auskömmliche Mahlzeit. In dieser Erkenntnis ward im Jahre 1893 in Berlin von Herrn Herrmann Abraham ein auch heute noch von ihm geleiteter zweiter Speiseverein, der Verein für Kinder-Volksküchen, gegründet, der den Schülern auch zum Mittag eine warme Mahlzeit sichern will. Nachgewiesenermaßen bedürftigen Kindern wird unentgeltlich oder für 5 Pfennige eine nahrhafte Suppe und einmal wöchentlich auch Fleisch gereicht. Im Winter 1904/5 wurden in 13 Küchen 543 741 Portionen, rund 46 000 unentgeltlich, 80 400 gegen Entgelt, an Kinder verteilt, deren Mütter auswärts arbeiten. In diesem Winter wurde eine 14. Küche eingerichtet. Man bedenke: 14 Küchen für das ganze große Berlin! Während die Kinder das Frühstück in der Schule erhalten, müssen sie für ihre Schüssel Suppe oft weite Wege wandern. Und gerade die bedürftigsten und schwächsten Kinder werden in den kalten oder feuchten Wintertagen häufig nicht bis zur nächsten Küche gelangen. Die Jahresaufwendungen des Vereins betrugen im Durchschnitt gerechnet seit seinem Bestehen etwa 36 000 Mark. Bitter wenig für die Reichshauptstadt mit ihrem Massenelend, ihren vornehmen Speisehäusern von Dressel bis Borchardt, ihren prunkenden Diners und Soupers. Fiele von diesen allemale eine auch nur bescheidene Luxussteuer für jenen anderen, jenseits der Kluft stehenden Teil des Volkes ab, es wäre schon eine hübsche Summe für Schulspeisung vorhanden. Der Verein tut, was er mit beschränkten Mitteln und Befugnissen tun kann. Ist in seiner Art unablässig bemüht um die Beschaffung von Geldern. Und ob uns diese Art zusagt oder nicht — die Bazare, Feste, Kollekten usw. ergeben heute die einzige Möglichkeit, daß überhaupt etwas geschieht. Zahlt doch die Stadt Berlin auch für die Kinder-Volksküchen nur 3000 Mark. Obwohl die Lehrer in dieser Einrichtung eine Notwendigkeit sehen, den günstigen Einfluß der Speisung auf den Schulbesuch, auf Lerneifer und Regsamkeit, Aussehen und Anstand der Kinder rühmen. Beklagen, daß nicht allen bedürftigen Kindern geholfen werden kann. Im Rechenschaftsbericht des Vereins für Kinder-Volksküchen für 1904 sind Zuschriften von Rektoren über die Notwendigkeit und den Erfolg der Schulspeisung abgedruckt. Einige Stichproben daraus seien hier mitgeteilt:

„Arme Kinder, die sonst mit ausgehungerten Magen traurig nach Hause gingen, gehen jetzt freudig zum Mittagsessen in die Kinder-Volksküche." — „Wer eine Schule an der Peripherie Berlins leitet, dem tritt die Not einzelner Schulkinder oft und in ihrer schlimmsten Form, dem Hunger entgegen." — „Ich habe beobachtet, daß fast alle Kinder, die zur Volksküche gehen, in ihrem Betragen anständiger, manierlicher geworden sind." — „Infolge der besseren Ernährung des Körpers sind die Kinder im Stande, dem Unterricht mehr zu folgen und größere Fortschritte zu machen." — „Man muß die vor Freude strahlenden Gesichter solch armer hungernder und frierender Kinder gesehen haben, für die eine liebende Mutterhand kein warmes Mittagbrod bereiten konnte und deren Hauptmahlzeit oft nur aus trockenem Brot und Kaffee bestand, um sich einen Begriff von der Freude machen zu können, wenn ihnen die Speisekarten übergeben wurden und sie gesättigt aus der Kinder-Volksküche kamen. Wir Lehrer merken die gute Wirkung auch gar bald an den Fortschritten solcher Kinder, die nun doch wenigstens „einmal" des Tages eine nahrhafte und warme Sättigung erhalten. Seit Gründung dieser wohltätigen Anstalten habe ich deren Entwickelung mit Interesse verfolgt und kann mich nur belobigend aussprechen und wünschen, daß der Verein noch mehr wachsen möge, damit er seine segensreiche Wirksamkeit über eine noch größere Anzahl armer Kinder verbreite."

Eine jüngst auf Veranlassung des Vereins für Kinder-Volksküchen von den Lehrern veranstaltete Untersuchung ergab, daß in 3000 Familien mit 9000 Kindern mittags nicht gekocht wird. Nur gegen 3000 dieser Kinder konnten gespeist werden, 6000 blieben ohne warme Mittagskost. Eine Eingabe ist an den Magistrat gegangen und eine Subvention

von 20 000 Mark gefordert worden. Damit glaubt der Verein noch fehlende Küchen einrichten und die jetzt teilweise herrschende Überfüllung beseitigen zu können. In der Eingabe heißt es u. a.: „Wenn wir nun auch bedacht sind, die übernommenen Aufgaben zu erfüllen, so müssen wir doch erklären, daß der Rahmen unserer Tätigkeit weit über die Leistungen eines privaten Wohltätigkeitsvereins hinausgeht, wenn derselbe nicht von den städtischen Behörden in angemessener Weise unterstützt wird."

Das beigebrachte, von den Lehrern unterzeichnete Material gibt ein trauriges Bild des Notstands. In Betracht kommen hier, um mit Robert Wilbrandt zu reden, vor allem die von der Sozialpolitik arg vernachlässigten, mit Kindern unversorgt zurückbleibenden Witwen, deren Elend uns ergreift, da ihnen Armenunterstützung nur in so geringem Maße zuteil wird, als ob ihre Armut eine selbstverschuldete wäre. Denen daher eine solche Erwerbslast aufgebürdet ist, daß sie dabei Mutter kaum noch sein können, daß sie unter der Last entweder zusammenbrechen oder die Kinder vernachlässigen müssen. Neben den Witwen bilden uneheliche Mütter, eheverlassene Frauen, aber auch kranke oder arbeitslose Väter und Mütter die Elternschaar, welche die kleinen Hungerleider zur Schule sendet. Wie gesagt, die Stadt Berlin zahlt 3000 Mark für die Mittagkost ihrer bedürftigen Schüler, Mannheim zahlt 20 000, Hamburg 12 000 Mark; auch Hannover hat jüngst 15 000 Mark für Milchfrühstück ausgeworfen. Aber alle deutschen Städte stehen weit zurück hinter Paris, das sich in seinem Umkreis ein umfassendes Schulspeisungsystem, bisher das beste der Welt, geschaffen hat. Paris gibt jährlich 1 200 000 Franks für die Schulspeisung aus.

Die Pariser Schulkantinen, ihre Entstehung und Verwaltung, habe ich in einer Broschüre „Schule und Brot" [1]) in ihren Einzelheiten behandelt. Und man kann dort nachlesen, wie das Problem der Schulspeisung in den Mauern von Paris glücklich gelöst ist. Sie ist hier den Zufällen und der Ungewißheit der freien Liebestätigkeit entzogen, ohne daß deren Mitwirkung aufgehört hat. Aber dies gilt nur für Paris und vielleicht noch für Angers. Im Übrigen fehlt auch in Frankreich eine allgemeine Regelung der Schulspeisung. Und Paris ist uns nur Wegweiser bezüglich der Möglichkeiten der Schulkantinen und ihrer Verwaltung.

Was immer aber einzelne Städte oder Vereine leisten können und mögen, was immer ihr Verdienst, ihr Pionierverdienst sein mag, so werden sie doch nie die Allgemeinheit und Zuverlässigkeit sichern, welche die Schulspeisung in Ergänzung der Elementarschulpflicht erheischt. Es bleibt bei allem guten Willen doch dem Zufall privater oder kommunaler Entschließung überlassen, was eine staatliche Notwendigkeit, der Mildtätigkeit überlassen, was eine staatliche Pflicht ist, der Armenpflege überlassen, was Sache der Schulpflege ist.

Handelt es sich doch hier nicht um Wohltätigkeit, nicht um Familienunterstützung, nicht um Armenpflege, die immer nur das Notwendigste gewähren, nur vor dem Verhungern schützen kann, sondern um eine Elementarspeisenorm, die der Elementarunterrichtsnorm entsprechen muß, um ein Speisemindestmaß, das den Erfolg des Unterrichts sicher stellen soll, bewirken soll, daß nicht körperliche Benommenheit oder Schwäche die Kinder taub macht für die Worte des Lehrers, stumpf macht, unempfänglich für die bildenden und sittlichenden Einflüsse des Unterrichts. Es genügt uns nicht den Hunger zu stillen, (das ist Armenpflege) sondern wir wollen die Unterernährung bekämpfen,

[1]) Verlag von Leopold Voß, Hamburg.

den richtigen Ausgleich schaffen zwischen Kräfteverbrauch und Kräftezufuhr. Und das ist Schulpflege. Und gefährlich und unpädagogisch ist es, den Schüler, dem zu Hause ein solches Speisemindestmaß nicht gewährt wird, mehr oder weniger als armenunterstützt zu kennzeichnen. Die freie Liebestätigkeit aber hat immer das Gepräge der Armenunterstützung. Allein wie gesagt, ein weit entscheidenderer Mangel freiwilliger Speisung ist, daß man nicht mit Sicherheit, nicht allgemein auf sie rechnen kann. Beklagen doch wie der Berliner Verein für Kinder-Volksküchen so auch in anderen Städten viele Berichte, daß sie aus privaten Mitteln nicht im Stande sind allen Schülern zu helfen. Berlin besitzt nur eine einzige Sommerküche. Der Frankfurter Verein mußte in diesem Jahre 16 Tage früher mit der Speisung aufhören, um das Defizit nicht zu hoch steigen zu lassen. Und doch hat er reiche Gönner, die alljährlich Spenden von 3000—6000 Mark zur Deckung geben. Im Bericht des Frankfurter Vereins zur Beschaffung von Frühstück für arme Kinder von 1904/5 heißt es hierzu: „Die außergewöhnlich hohe Kinderzahl im vorangegangenen Jahr ist wieder zurückgegangen, nachdem wir die Schulen ersucht hatten, die Anmeldungen nur auf das notwendigste Maß zu beschränken." Und im Bericht von 1905/6: „Dem kommenden Winter gehen wir mit großen Bedenken und Sorgen entgegen. Das große Defizit, daß wir alljährlich hatten, wird, durch den großen Aufschlag der Milch, um zirka 2000 Mark erhöht werden, und wenn uns nicht außerordentliche Hilfe zuteil wird, müßten wir unsere Tätigkeit bedeutend einschränken. Die große Teurung, die eben herrscht, und unter welcher die kleinen Leute am meisten leiden, würde sich in ihren Folgen noch fühlbarer machen, wenn wir genötigt würden, die Zahl der unterstützten Kinder um zirka $^1/_5$ zu reduzieren".

Ist es nicht unlogisch, daß der Umfang der Schulspeisung von wirtschaftlichen Verhältnissen, von Fleisch- und Brotpreisen abhängen soll, möglicherweise weniger wird zu Zeiten der stärksten Bedürftigkeit? Und hier handelt es sich um Städte, in denen etwas geschieht. In der großen Mehrzahl der Städte geschieht in dieser Richtung überhaupt nichts. Und auf dem Lande noch weniger. An Beweisen und Anzeichen für die Notwendigkeit fehlt es aber weder hier noch dort. Die Einkommen sind vielfach so niedrig, die Löhne so gering, daß auch die besten und fleißigsten Eltern einer großen Kinderzahl keine einigermaßen hygienische Ernährung schaffen können. Aus den Berichten der Inspektoren über die Durchführung des Kinderschutzgesetzes starrt uns in Sachsen, in Hessen, in Württemberg die krasse Not entgegen. Auch die Lehren der Heimarbeit-Ausstellung sind noch nicht verklungen. Der Bericht der Berliner Handelskammer hat sie nicht zu widerlegen vermocht. Und jüngst hat der Vorstand der badischen Fabrik-Inspektion, Oberregierungsrat Bittmann, in einem umfassenden Werk über „die Hausindustrie auf dem badischen Lande" aufs Neue gezeigt, wie zutreffend im großen und ganzen das Bild war, das die Heimarbeit-Ausstellung gegeben hat. In England haben in den letzten Jahren staatliche Erhebungen über körperliche Entartung und körperliche Ausbildung, mit denen sich die erwähnte Broschüre des Näheren befaßt, ausgiebiges Beweismaterial für die Notwendigkeit einer öffentlichen Regelung der Schulspeisung beigebracht. Ausgedehnte wohltätige Bestrebungen haben den Hunger zwar gemildert, nicht aber vermocht der Unterernährung zu steuern. Und laut und immer lauter ertönt der Ruf nach Abhilfe. Jetzt ist in England ein Gesetz über die Speisung hungernder Schüler durchgegangen.[1]) Dieses Gesetz macht die Schulspeisung

[1]) Über die Entstehungsgeschichte des englischen Schulspeisegesetzes siehe „Schule und Brot," a. a. O.

zu einer öffentlichen schulpflegerischen Maßnahme, gibt der Schulverwaltung das Recht, wo immer sie es für wünschenswert hält, Schulspeisung nach ihren eigenen Vorschriften und Bestimmungen anzuordnen.[1])

Man wird vielleicht einwenden, die Verhältnisse in England seien andere — schlechtere als bei uns. Das hat man zu allen Zeiten gesagt, wenn es sich um soziale Maßnahmen handelte, die wir schließlich übernahmen und übernehmen mußten. Unter dieser Parole bekämpfte man vor einem Menschenalter das erste Kinderschutzgesetz, wie heute noch den Heimarbeiterschutz. Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Großmächte haben aber so viel Verwandtes, daß kein Staat die Lehren des andern überhören darf, wenn er sich in seiner Entwicklung ebenbürtig behaupten, seine Kraft im Wettkampf der Völker sichern und heben will.

Unsere Zukunft liegt im letzten Grund nicht auf dem Lande, nicht auf dem Wasser, nicht bei der Landwirtschaft, nicht bei der Industrie. Sie liegt bei dem Kinde! Die Entwicklung, die Zukunft des Kindes hängt aber wesentlich ab von dem Gewinn, den es aus den Schuljahren zu ziehen vermag, hängt davon ab, ob die in der Schule gestreuten Keime auf tragfähigen Boden fallen. Dieser Boden ist Brache, wo daheim der Mangel herrscht, der Daseinskampf in seinen tiefsten Niederungen ausgefochten wird. Früher oder später muß die Logik der Tatsachen die Schulspeisung zu einer staatlichen Einrichtung machen. Und ich bin überzeugt, daß diese Forderung, die uns heute neu und groß, deren Erfüllung vielen als eine Unmöglichkeit erscheint, ihre Verwirklichung finden wird.

Nicht morgen, nicht in wenigen Jahren, aber in Jahrzehnten wird man sie als Begleiterscheinung der öffentlichen Schulpflicht ebenso selbstverständlich finden, wie heute diese. Auch der Unterricht war dereinst eine private Angelegenheit. Aber erst die Staatsschule hat dem Analphabetentum ein Ende gemacht. Und erst die staatliche Regelung der Schulspeisung wird alle Bildungswerte der Volksschule auslösen, ihren sittlichen Einfluß sicherstellen.

Dabei denke ich *keineswegs an eine allgemeine* und zwangsweise Schulverpflegung in der Art der Elementarschulpflicht, denke nicht daran, der Aufhebung der Familienverpflichtung, der elterlichen Verantwortung für die Speisung ihrer Kinder das Wort zu reden. Nur wollen wir nach dem Pariser Beispiel allen Schülern, denen Frühstück oder Mittagbrot fehlt, oder für die es zu kärglich bemessen ist, weil die Eltern arm sind, oder in der Fabrik arbeiten und mittags nicht heim kommen, oder arbeitslos, oder schlecht und gleichgiltig sind — nur wollen wir diesen Schülern Speise sichern. Und zwar je nach Bedarf und Lage der Eltern entgeltlich oder unentgeltlich. Der Preis, der für die Portionen gegebenen Falls bezahlt wird, ist, sei er noch so gering, eine Anerkennung der elterlichen Fürsorgepflicht, als deren Ergänzung, *nicht als ihre Ersetzung*, hier die Schule einspringt. Wo die Last für willige und fleißige Eltern, Mütter besonders, zu schwer wird, und das ist unter unseren heutigen Verhältnissen nichts seltenes, ist die Schulspeisung eine große Hilfe, kann mit geringerer Last und geringeren Kosten mehr leisten als der Einzelhaushalt. Und wo die Eltern arm, bettelarm sind? Oder pflichtvergessen? Ja, soll man um der Eltern willen, die jenseits der Zukunft stehen, die Kinder, die ihr gehören und denen sie gehört, opfern? Um eines Prinzips halber der natürlichen Folge der Schulpflicht Hohn sprechen?

[1]) Vgl. Soziale Praxis Nr. 17 XVI. Jahrg., „Erst Brot, dann Schule."

In der mehrfach erwähnten Broschüre „Schule und Brot," ist die Schulspeisung in den wichtigsten Ländern: die deutsche Vereinstätigkeit, die Pariser Schulkantinen und namentlich die englische Bewegung für staatliche Regelung der Schulspeisung und die Notwendigkeit solcher Reform, ausführlicher behandelt. Die Sache bedarf es, von allen Seiten unter die Lupe genommen, in all ihren Beziehungen geprüft zu werden. An sich ist sie, wie schon berührt ward, nicht neu. Nur um eine erneute Anregung handelt es sich, um die Wiederaufnahme einer Angelegenheit, für die der Hagener Bürgermeister Cuno, Richters Nachfolger im Reichstag, schon vor zehn Jahren mit großer Wärme eintrat. Seit diesem Eintreten Cunos hat uns das Ausland in Theorie und Praxis weit überholt. Und wir müssen uns sputen ihm nachzukommen.

Wenn wir die Schulspeisung zu einer staatlichen und kommunalen, zu einer Schulangelegenheit machen wollen, so vergessen wir doch nicht der Verdienste der Speisevereine. Wir schulden ihnen Dank für erste Hilfeleistung, für gewiesene Wege, für beigebrachtes Material. Ihre Erfahrungen werden wir auch in der Folge nutzen müssen, und ein Teil der Arbeit wird ihnen vielleicht verbleiben; arbeiten sie doch schon jetzt mit Behörden und Lehrern gemeinsam, haben mit diesen die Unzulänglichkeit der vorhandenen Einrichtungen beklagt. — Wir wollen ein Schulspeise-Gesetz, das in seiner Fassung das englische hinter sich läßt, das unserer Schuljugend Kraft und Frische verschafft, helle Augen und offene Köpfe. Wir wollen ein Schulspeise-Gesetz, das für jede einzelne Schule oder für mehrere Schulen gemeinsam, je nach Ortsverhältnissen Koch- und Speiseräume innerhalb der Schule oder in ihrer Nähe vorsieht.

Wohl bin ich mir der Mängel bewußt, die das Schulwesen besonders auf dem Lande in gesundheitlicher und intellektueller Beziehung heute noch aufweist: die engen überfüllten Klassenräume, die große Schülerzahl, die auf einen Lehrer kommt und eine individuelle Behandlung unmöglich macht. Wenn ich trotzdem hier eine große und umfassende neue Forderung stelle, so, wie schon gesagt, weil es keine wichtigere Bedingung für den Schulerfolg gibt.

Und so ergeht unser Aufruf vor allem an die Lehrer, die unter der Unpünktlichkeit, der Mattigkeit, der Unfrohheit der Schüler leiden, als Mitleidende sowohl als auch in ihrem Lehrertum. Und ich wende mich namentlich an die Lehrerinnen. Haben die Lehrer das Ruhmesblatt des Kinderschutzgesetzes geflickt, so wäre es schön, wenn die Kolleginnen helfen möchten, das Schulspeise-Gesetz zu erringen. Die Lehrerinnen bilden die stärkste Organisation weiblicher Berufstätiger im deutschen Reiche. Und wenn sie die Wucht dieser Organisation in die Wagschale für staatliche Regelung der Schulspeisung werfen, wird schon viel gewonnen sein.

Und an meine eigenen Kollegen wende ich mich, die Nationalökonomen und Sozialreformer, die wissen, wie unökonomisch der Hunger individuell und volkswirtschaftlich ist. Die wissen, daß das Kinderschutzgesetz auf lange Zeit hinaus ein halber Schritt auf gutem Wege bleiben muß, ohne Ergänzungen, Ausgleiche, die seine Durchführung den Eltern erleichtern und wert machen. Ich erinnere daran, daß mit der Schulspeisung auch die Gefahr der Verwahrlosung, des Umhertreibens auf der Straße, der Aufsichtslosigkeit usw. gehoben wird, Gespenster, die man gegen das Kinderschutzgesetz mobil macht, immer wieder aus den Gräbern steigen läßt, anstatt nach sinngemäßer Abhilfe zu rufen. Die Kinder, deren Eltern mittags nicht nach Hause kommen, bleiben nun in der Schule, und jede erziehliche Beeinflussung kann mit der Speisung verbunden werden. So schließt sich in München an die Speisung Beschäftigung

unter Aufsicht, Handfertigkeitsunterricht, bei schönem Wetter Spielen und Turnen im Freien. Auch Kochunterricht und Unterweisung in häuslichen Aufgaben kann mit der Speisung Hand in Hand gehen, und Haushaltungs- und Kochschulen lassen sich damit vereinigen, z. B. in der Art der Haushaltungsschulen des Vaterländischen Frauenvereins in Berlin, die einen billigen Mittagstisch für Frauen und Mädchen (die Portion zu 30 oder 35 Pfennige) eingerichtet haben.

An die Ärzte wende ich mich und namentlich an die Schulärzte, deren Berichte uns sagen, wie oft schlechte Ernährung schuld ist an allgemeiner Körper- und Geistesschwäche und an besonderen Schulerkrankungen. Und ich wende mich an alle diejenigen, denen die Jugendfürsorge am Herzen liegt, an ihre warmfühlenden und verdienstvollen Vorkämpfer. Und an die Sympathieen aller Frauen und Männer, welche die Kinder lieben, in ihnen ein besseres, ein leuchtenderes Morgen sehen. Neben und über das Schlagwort „die Kunst im Leben des Kindes," pflanze ich den Notschrei: das Brot im Leben des Kindes. Das Brot, ohne das mit dem Körper die Seele verkümmert und hart wird und unempfänglich für die geistige und sittliche Saat, welche die Schule streuen will. Viele von uns haben schon einmal beobachtet, wie Pflanzen, die lange Zeit ohne Wasser blieben, überhaupt keine Nahrung mehr aufnehmen. Durch die hart, bröcklig und rissig gewordene Erde sickert das Wasser durch, ohne die Wurzel der Pflanze zu berühren. Mit dem menschlichen Organismus ist es nicht anders. Englische Untersuchungen haben festgestellt, daß Kinder, die lange Zeit an ungeeignete, stark gewürzte Speisen, Kaffee und Alkohol gewöhnt waren, natürliche, gesunde Nahrung überhaupt nicht zu sich nehmen wollen und zunächst auch nicht vertragen. Und wird die Aufnahmefähigkeit für körperliche Kost geschwächt, so sicher noch mehr für die geistige Nahrung.

In England hat ein erst kürzlich aus dem Dienst geschiedener hoher Regierungsbeamter, Sir John Gorst, ein Buch über „die Kinder der Nation" veröffentlicht: „Wie kann ihre Kraft und Gesundheit durch den Staat gefördert werden?" Er wolle, sagt der Verfasser, dem britischen Volke zum Bewußtsein bringen, welche Gefahr es birgt, das körperliche Wohl der Volkskinder zu vernachlässigen. Hänge doch von ihrer Gesundheit das Wohl des Landes und Englands Weltstellung ab. Keine Aussicht, ihren Charakter, ihre Intelligenz zu entwickeln, ehe für ihren Körper gesorgt sei. Bis dahin bleibe religiöse, moralische und geistige Erziehung eine Unmöglichkeit.

Was für das Inselland gilt, gilt auch für uns. Ich möchte schließen mit einem, deutschen, einem Worte Schillers: „In dem Kinde ist die Anlage und Bestimmung, in uns ist die Erfüllung dargestellt, welche immer unendlich weit hinter jener zurückbleibt. Das Kind ist uns daher eine Vergegenwärtigung des Ideals, nicht zwar des erfüllten aber des aufgegebenen." — Ideale erreicht man nicht. Sie rücken fern und ferner, wie man ihnen zustrebt. Der Weg zu ihnen ist endlos. Aber er führt vorwärts, führt aufwärts. Im Streben steigen wir. Und es heißt eine gute Wegesspanne dem Ideale zuwandern, wenn wir das Kind vor der äußersten Unbill sozialer Verhältnisse sicherstellen, den jungen Körper und die junge Seele vor dem Verkümmern schützen. Denn das Kind soll da noch erfüllen, wo wir versagten. Wo wir Schiffbrüchige sind.[1])

[1]) Die vorstehenden Ausführungen wurden von der Verfasserin zuerst im Berliner Frauenverein vorgetragen.

Die parlamentarische Niederlage des Frauenstimmrechts in England.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Am 8. März ist die Frauenstimmrechtsvorlage im englischen Unterhaus „zu Tode diskutiert“. Das heißt, man hat durch Obstruktion die Abstimmung verhindert. Von außen sah die Sache sich an wie eine Illustration zu der Behauptung: Kleine Ursachen, große Wirkungen. Die Entscheidung über einen Beschluß von einzigartiger welthistorischer Bedeutung hängt davon ab, ob es fünf Uhr wird, ehe dem Redner, der die Obstruktionsrede zu halten hat, die Luft oder die Erfindung ausgeht. Und man versteht die Empörung der englischen Frauen, daß eine Sache, die ihnen so ernst ist wie ihre Vaterlandsliebe selbst, zum Gegenstand einer solchen Komödie wird, wie die vom 8. März. 7 Minuten vor 5 Uhr kommt der letzte Redner zu Wort. Der Vertreter der Vorlage, Mr. Dickinson, der ehemalige Vorsitzende des Londoner Grafschaftsrates, dem es heiliger Ernst war mit seiner Sache, erhebt sich gleichzeitig, um den Antrag auf Schluß der Debatte und Abstimmung zu stellen. Er wurde vom Präsidenten ignoriert. Das wiederholt sich, als er unter den Bravorufen seiner Freunde und dem Lärm seiner Gegner noch mehrmals versuchte, seinen Schlußantrag einbringen zu können. Und so hatte der Obstruktionsredner, Mr. Rees, die Ehre, die Frauenstimmrechtsbill totzureden.

In der Komödie herrschte „doppelter Dialog“. Es spielten andere Dinge mit als der Zufall. Die Diskussion selbst und die Äußerungen der englischen Presse zeigen das deutlich. Man gibt im ganzen dem Präsidenten recht, oder man sagt wenigstens, er habe nicht anders handeln können.

Warum nicht? Es handelt sich durchaus nicht um eine Konzession an die Stimmung des Volks dem Stimmrecht gegenüber, sondern lediglich um eine taktische Frage der politischen Lage. Man will in England das Frauenstimmrecht, trotz der Petition von 21 000 Frauen, die Mr. Evans gegen das Stimmrecht mobil gemacht hat. Das will nicht sehr viel sagen, gegenüber den Hunderttausenden von Petentinnen, die seit Jahrzehnten alljährlich das Parlament um eine Frauenstimmrechtvorlage angehen. Man hielt Mr. Evans mit Recht entgegen, daß es immer Leute geben wird, die ihre Ketten lieben. Es will auch nicht viel sagen, daß unter diesen Gegnerinnen des Stimmrechts Mrs. Humphrey Ward und Mrs. Corelli sind. Künstlerinnen sind im ganzen nicht die Leute, die man um die Notwendigkeit öffentlicher Rechte fragen muß. Es liegt in der Natur der Sache, daß sie eine romantische Geringschätzung für solche äußerlichen Dinge haben. Viel schwerer wiegt, daß Mrs. Sidney Webb, die gleichfalls früher nicht an die Notwendigkeit des Stimmrechts für die Frauen glaubte, ihre Ansicht geändert hat.

Trotzdem aber, wie gesagt, ist die Niederlage der Bill kein Zufall. Die Rede des Premierministers ist in der Hinsicht sehr instruktiv. Sir Henry Campbell-Bannerman erhob sich, gleich nachdem Mr. Dickinson die ausgezeichnete Begründung seines Antrages beendet hatte, zu folgender Ansprache:

„Es ist dies einer der nicht seltenen Fälle, wo die Pflicht und das Interesse der Regierung — jeder Regierung — erfordert, die Entscheidung der Frage dem Hause zu überlassen; denn es herrscht nicht nur keine übereinstimmende Meinung darüber im Hause überhaupt, sondern auch innerhalb jeder einzelnen Partei gehen die Ansichten auseinander. (Nein, Nein!) Unter diesen Umständen ist es Sache des Hauses selbst, den Kurs einzuschlagen, durch den es die Ansicht seiner einzelnen Mitglieder am besten zu vertreten glaubt. Soviel über die Haltung der Regierung in ihrer Stellung zum Unterhaus. Aber ich habe auch noch ein paar Worte über meine persönliche Meinung in dieser Angelegenheit zu sagen. (Hört, hört!) Ich stimme prinzipiell der Einbeziehung der Frauen in das Wahlrecht zu. (Bravo!) Ich stütze mich dabei nicht nur auf abstrakte Rechtsgrundsätze, obgleich ich glaube, daß auch darüber sich viel sagen läßt. Zum Beispiel: eine Frau bezahlt Steuern und hat keine Macht die zu beeinflussen, die die Handhabung der Steuergesetzgebung kontrollieren. Sie hat den Gesetzen zu gehorchen und sich Anordnungen zu fügen, die auf tausenderlei Art ihre persönliche Freiheit berühren — Anordnungen, bei deren Feststellung sie nicht mitzureden hat. Und ich meine, daß diese Frage sich in der letzten Zeit sehr verschärft hat, weil so viele Frauen nicht nur zugelassen, sondern geradezu ermutigt und aufgefordert sind, an der Lohnarbeit in Handel, Gewerbe und vielen Berufen teilzunehmen, sodaß der Widerspruch zwischen ihren parlamentarischen Rechten und ihren öffentlichen Pflichten sich ohne Zweifel vergrößert hat.

Meines Erachtens ist das Stadium längst vorüber, in dem behauptet wurde — und diese Behauptung als genügende Begründung galt — daß die Frau durch ihre Natur und ihre gesellschaftliche Stellung auf irgend eine geheimnisvolle Weise vor den Rauheiten und Wechselfällen des Lebens geschützt und ungeeignet sei, tätigen Anteil an den öffentlichen Angelegenheiten zu nehmen. Tatsächlich haben wir vielmehr die Vorstellung aufgegeben — oder sollten sie aufgegeben haben — die in früheren Zeiten die vorherrschende war, daß eine Frau, wenn ich die Phrase anwenden darf, auf diesem Gebiet als „Ausländer durch Praedestination" zu gelten hat. (Gelächter.) Der Standpunkt jedoch, von dem aus ich den Gegenstand betrachte, ist nicht der des abstrakten Rechtsbegriffs, sondern der der Zweckmäßigkeit. Ist es dem Staate dienlich, daß die Frauen vom Wahlrecht ausgeschlossen sind? Gelangt es der Öffentlichkeit zum Vorteil? Welcher Art sind die Fragen, mit denen das Parlament in immer größerem Maße sich zu beschäftigen hat? Welches sind diese Fragen? (Ein Zwischenruf: „Das Oberhaus" und Ordnungsrufe.)

Denken Sie an alle Aufgaben mit Bezug auf Kinderfürsorge — Erziehungswesen jeder Art, Schulspeisungen — dieser Antrag ist uns vorgelegt worden — städtische Milch-Depots — (Lachen) — das mag an sich richtig oder falsch, zweckmäßig oder unzweckmäßig sein — ich spreche hier nur von der Art dieser Fragen. Die Gesetzgebung zur Verminderung der Kinder-Sterblichkeit, die Fürsorge für arme Kinder — kann irgend jemand behaupten, daß diese Dinge außerhalb der Grenzen weiblichen Interesses und weiblicher Erfahrungen liegen? Wir haben die Temperenz-Bewegung! Wen berühren die Bestimmungen über die Polizeistunde

der Wirtshäuser mehr, den Mann oder die Frau? Wen betrifft es mehr, wessen Interessen sind inniger beteiligt, wenn es sich um vorzuschlagende Maßnahmen gegen die Anwesenheit von Kindern in Wirtshäusern handelt? Alles das sind häusliche Fragen, über welche die Ansichten der Frau von ebenso großem, wenn nicht von größerem Wert sind als die des Mannes. (Beifall.)

Weiter sind zu erwägen die Gesetze über Wohnungsverhältnisse und Hygiene, über die Verbesserung aller solcher Einrichtungen, die für Leben oder Tod entscheidend sind, die auf der einen Seite Behagen und Glück verbreiten und auf der anderen Seite die Last einer drückenden und verderblichen Lage erleichtern sollen.

Können wir uns, wie es jetzt geschieht, einzig und allein auf die politische Begabung und Erfahrung der vorhandenen — also der männlichen Wähler verlassen? Ich glaube — und diese Überzeugung hat sich immer stärker in mir entwickelt im Laufe der Jahre — daß uns in diesen Fragen vor allem weibliche Einsicht Not tut. (Hört, hört!) Die einfache Darlegung dieser Fragen heißt schon die Annahme ad absurdum führen, daß nur Männer qualifiziert sind, zu wählen. (Beifall.)

Ich komme nun zu dem Gesetzentwurf selbst. Ich kann nicht sagen, daß gerade dieser Entwurf meine warme Sympathieen besitzt. (Beifall.) Mein werter Freund hat so viel dafür getan, wie er konnte, er hat in bewunderungswürdiger Weise alles gesagt, was zu Gunsten der Bill zu sagen ist, aber er hat mich dennoch nicht davon überzeugen können, daß dieser Entwurf meinem Standpunkt zu dieser Angelegenheit entspricht — dem Standpunkt, den ich soeben dem Hause erklärt habe. Dieser Entwurf würde nur einer kleinen Minderheit wohlsituierter, lediger Frauen das Wahlrecht gewähren. (Hört, hört!)

Er nannte einige Zahlen aus seinem eigenen Wählerkreis, die ich natürlich weder untersuchen noch beurteilen kann. Ich habe angenommen — und bis mir nicht das Gegenteil bewiesen ist, werde ich es weiter glauben — daß es im ganzen genommen so gehen wird, wie ich schon sagte —, der Entwurf wird den besitzenden, wohlhabenden Damen das Wahlrecht verleihen, aber er wird nicht, jedenfalls nicht in dem Grade, wie es notwendig ist, die große Menge der arbeitenden Frauen oder die Frauen der Arbeiter im Lande berühren. Der Antrag ist innerhalb bestimmter Grenzen gut, und ich gebe zu, daß diese Begüterten ebenso großes Anrecht an das Wahlrecht haben wie ihre Schwestern. Aber er steht nicht auf der Rechtsgrundlage, von der aus ich die Frage befürworte, von der aus ich zur Belehrung und Beeinflussung dieses Hauses und des Landes verlange, daß die aktuellen Ansichten und die Erfahrungen der großen Masse der Frauen, die der Gesetzgebung unterstehen, eingeholt werden. — Darum werde ich für diesen Gesetzentwurf stimmen (Beifall) als Ausdruck meiner Meinung, daß der Ausschluß der Frauen vom Wahlrecht weder zweckmäßig, noch gerecht, noch politisch berechtigt ist. (Beifall.)"

Nun kamen die Gegner. Eine stärkere Rolle als die prinzipiellen Einwände, die zu bekannt sind, als daß es notwendig wäre, sie wiederzugeben, spielten die parteipolitischen und taktischen Bedenken, die ja auch Sir Henry schon andeutet. Die Bill verstärkt, da England ein Zensuswahlrecht hat, das Gewicht der oberen Stände. Daß die Bekämpfung der Bill als einer „undemokratischen" Maßregel übrigens nicht durchaus stichhaltig ist, beweist, daß sie auch Unterstützung seitens der Arbeiterpartei fand; Mr. Snowden meinte, daß nach einer Schätzung, die auf Grund der kommunalen Wählerlisten vorgenommen worden sei, doch auch die arbeitenden Frauen in

erheblichem Prozentsatz zu dem Kreis der neuen Wähler gehören würden. Ein anderer Einwand gegen die Bill war der, daß Englands politische Haltung in der äußeren Politik durch das Frauenstimmrecht beeinflußt werden würde, und daß man das nicht wagen dürfe, so lange alle europäischen Länder durch „virile masculine vote" beherrscht wären. Als taktische Bedenken wurden vor allem zwei betont: eine so wichtige Maßnahme, die den Kreis der Wähler um etwa zwei Millionen erweitert, dürfe nicht von einem Einzelmitgliede eingebracht werden, sondern müsse unter Verantwortlichkeit der Regierung selbst diskutiert werden. Die Regierung aber möchte — trotz prinzipieller Zustimmung — diese Verantwortung momentan nicht übernehmen. Denn einmal gilt es als eine Forderung politischen Anstandes — und mit Recht — daß die Regierung nicht große einschneidende Fragen, neue Programmpunkte, im Verlauf der Legislaturperiode aufnimmt, zu denen sie sich bei den Wahlen nicht schon bekannt hat, und zu denen also die Wähler sich nicht haben äußern können. Das ist bei den letzten Wahlen mit bezug auf das Frauenstimmrecht wohl hier und da, aber doch nicht durchgehend geschehen. Dann aber würde die Annahme einer Frauenstimmrechtsbill auch deshalb die Auflösung des Parlaments nach sich ziehen, weil eine Regierung, die von dem neuen Kreis von Wählern — in diesem Fall den Frauen — nicht mitgewählt ist, keine repräsentative Bedeutung mehr hat. Immerhin spricht dieser Grund wohl weniger mit, weil die Eintragung der Frauen in die Wählerlisten erst bis 1909 erfolgen könnte und bis dahin, wie Mr. Dickinson hervorhob, so wie so irgend eine Wahlrechtsreform neue Wahlen erfordern würde. Ob freilich in dieser Verknüpfung mit irgend einer neuen Wahlrechtsreform das Frauenstimmrecht nicht wieder der Parteikonstellation zum Opfer fallen wird, ist sehr fraglich. Der springende Punkt ist: die liberale Regierung will nicht ihre eben errungene Position aufs Spiel setzen, indem sie den Kampf für das Frauenstimmrecht von sich aus aufnimmt, und ohne die Regierung ist die Sache aussichtslos. Es heißt also wieder „arbeiten und nicht verzweifeln" — um der Regierung Vertrauen zu der Popularität des Frauenstimmrechts einzuflößen.

Niederdrückend aber ist es doch, daß ein Opfer, das für Handelspolitik und Zollfreiheit selbstverständlich gebracht wird, für die Befreiung der Frauen ohne weiteres als zu groß erscheint. Bei aller Wärme, die der Minister und die Freunde des Frauenwahlrechts hier an den Tag gelegt haben — aus der Sachlage selbst geht doch zu klar hervor, daß neben den politischen Programmpunkten des Freihandels und allen, die sonst den Kurs der liberalen Regierung bezeichnen, das Frauenstimmrecht als quantité négligeable gilt. Wenn man wirklich innerlich von seiner Notwendigkeit so überzeugt ist, wie der Premier, dann ist kaum zu rechtfertigen, daß man diese Überzeugung nicht ebenso gut in die Tat umsetzt, wie irgend eine andere, mit der die Regierung stehen und fallen würde. Handelt es sich doch, wie der Minister selbst sagt, nicht nur um das Fortbestehen einer offensichtlichen Ungerechtigkeit, sondern um die Schädigung und Vernachlässigung von Kulturaufgaben, die so lange unzulänglich gelöst werden, als der Mann allein Einfluß auf die Gesetzgebung hat.

Die Stellung der deutschen Philosophie der Gegenwart zur Frauenfrage.

Von

Dr. phil. Maria Raich.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung von Seite 371.)

Paulsen.

Charakteristisch für Paulsen ist, daß er stets aus der Geschichte und der Tradition, der Sitte und der Sprache, aus diesen organisch emporwachsenden Gebilden, die jenseits der Willkür der einzelnen Individualitäten stehen, das allein Wahre und Bindende für den einzelnen zu gewinnen sucht. Im Seienden allein offenbart sich ihm die Vernunft.

Die Aufgabe der Ethik sieht er in der Bestimmung des Zieles, d. h. des Seinsollenden, und der Mittel zum Vollkommenen. Das Ziel gewinnt er aber aus der Vergangenheit.

Gewiß kann das Sollen nicht unabhängig vom Seienden aufgestellt werden, aber die übermäßige Betonung des geschichtlich Verwirklichten, des Traditionellen bedeutet das Übertönen der fortschrittlichen Motive durch die konservativen. —

Nicht auf die Lust, sondern auf eine konkrete, objektive Lebensbetätigung ist der Wille gerichtet, auf die normale Ausübung der Lebensfunktion, auf welche die Natur des betreffenden Lebewesens angelegt ist. So will der Mensch „ein geistig-geschichtliches Leben leben, in dem für die Betätigung aller menschlich-geistigen Kräfte und Tüchtigkeiten Raum ist. Er will spielen und lernen, arbeiten und erwerben, besitzen und genießen, bilden und schaffen, er will lieben und verehren, gehorchen und regieren, kämpfen und siegen, dichten und träumen, denken und forschen." (Paulsen, Ethik, Bd. I.) So stellt sich, meint Paulsen, „dem unbefangenen anthropologischen oder biologischen Blick die Sache dar."

So sehr uns der energetische Standpunkt der Ethik Paulsens, der das Lebensziel in die objektive Lebensbetätigung und nicht in die Lust setzt, zusagt, so sehr wir jene mannigfaltige und reiche Betätigung für den Menschen wünschen, so wenig sind wir mit der biologischen Grundlage dieser Ethik einverstanden; das biologische Moment ist auch wichtig, aber jener Normalmensch will „bilden und schaffen, ... gehorchen und regieren, kämpfen und siegen, dichten und träumen, denken und forschen" vornehmlich als ein sozial-psychologisches Wesen.

Dies hervorzuheben ist für uns insofern wichtig, als in der Stellung Paulsens zur Frauenfrage die einseitig biologische Betrachtungsweise nachteilig wirkt; vom Standpunkt der Biologie wird der Frau, vor allem der verheirateten, manches Recht und manche Betätigung abgesprochen, die ihr die kulturell-psychologische, die soziologische Reflektion leichter zuerkennen würde. —

„Dem männlichen Geschlecht ist schon in der höheren Tierwelt die Neigung und Bestimmung zum Kampf, dem weiblichen die Neigung und Bestimmung zur Hegung und Pflege der Nachkommen eigen." Und da die erste und wichtigste Funktion der Regierung, meint Paulsen, auch heute noch ist, das Schwert gegen äußere und innere Feinde zu führen, so ist es ausgeschlossen, daß Frauen zu den Staatsberufen aufsteigen. Weiter argumentiert er so: „Kann man sie nicht zu Beamten und Richtern machen,

so kann man sie auch nicht zu Gesetzgebern oder Volksvertretern machen. — — — Kann man sie aber nicht zu Parlamentsmitgliedern machen, so kann man sie auch nicht zu Wählern machen." Die Heranziehung zu politischen Geschäften ist eine Überschreitung der natürlichen Grenze. Die Haushaltung und die Aufziehung der Kinder sind und bleiben die natürlichen Berufe der Frau; und sie soll schließlich einsehen, daß die in ihrer eigentlichen geistig-schöpferischen Produktivität dem Manne vorbehaltene Ausübung von Wissenschaft und Kunst lange nicht von solchem Wert wie Kindererziehung ist. Für die letztere taugen nicht die Menschen, die unter Büchern und Papier leben, sondern grade „Frauen, die mit den Dingen und Menschen in unmittelbaren Verkehr stehen, die selbst ganze, freie Menschen sind." (Ethik, Bd. II.)

Da also die spezifischen Frauenberufe keineswegs minderwertig sind, so sei nur zu wünschen, daß die Frau ihnen erhalten bleibe; es sei die Wiederherstellung des wirtschaftlichen Berufs der bürgerlichen Frau, der in der Stadt fast überflüssig geworden ist, und der Arbeiterin, die die Fabrik dem Heim entfremdet hat, zu wünschen. Wenn die bürgerliche Frau wieder Hausfrau wird und die Arbeit mit der Hand nicht für entwürdigend ansehen wird, dann wird die „gebildete" (gebildet, Bildung in Anführungszeichen bedeutet bei Paulsen stets falsche Bildung, der seine Verachtung gilt) Frauenfrage ihrer Lösung näher gebracht werden.

„Inzwischen ist die Notlage allerdings vorhanden."

Für die Frauen, die ihrem natürlichen Beruf nicht nachgehen können, findet Paulsen eine andere Berufstätigkeit berechtigt. Unter den Berufen geistiger Arbeit (das Wort „höhere Berufe" scheint Paulsen zu meiden: er will jeder Arbeitsart gleiche Ehre gönnen und von andern gezollt wissen) kommen vor allem das Erziehungsrecht und die Medizin in Betracht. Die Frau ist durch sicheren, divinatorischen Takt und schnelle Auffassung ausgezeichnet, was gerade für die genannten Berufe eine glückliche Naturausstattung ist. Dem Mädchen, das zum Studium Kraft und Willen hat, die Vorbildung und später die Ausübung des Berufs zu ermöglichen, ist eine Forderung der Gerechtigkeit: „das Recht auf Arbeit, auf einen den Kräften angemessenen Wirkungskreis und eine selbsterrungene Lebensstellung ist unter allen Menschenrechten das erste. Personen, die arbeiten und wirken wollen, bloß darum, weil sie Frauen sind, ausschließen und sie auf die immer unsichere und von ihnen nicht abhängige Möglichkeit, sich zu verheiraten, hinzuweisen, erscheint als eine unerträgliche Beeinträchtigung ihrer menschlichen Freiheit und Würde."

Doch knüpft Paulsen keine große Erwartungen für die Förderung der Geisteskultur an das höhere Frauenstudium: die schöpferische Produktivität ist dem Manne von Natur in höherem Maße als der Frau verliehen. Die Kraft des Mannes ist ausdauernder, zuverlässiger und daher den regelmäßigen Berufsleistungen entsprechender. Das frühe Altern der Frau kommt hindernd hinzu.

Daher, meint Paulsen, wird die wissenschaftliche Ausbildung der Frau stets Ausnahme bleiben, und die allgemeine Erziehung hat nach wie vor die Mädchen zu ihrem natürlichen Beruf vorzubereiten.

Auch die rechtliche Seite der Frauenfrage berücksichtigt Paulsen. Die rechtliche Übermacht des Mannes billigt er nicht und hofft hierin auf manche fortschrittliche Veränderung in der Gesetzgebung. Er ist jedoch gegen die volle rechtliche Gleichstellung der Geschlechter, besonders der Ehegatten.

Seine Betrachtungen im letzteren Punkte laufen auf den Satz von Aristoteles hinaus: „Jedes Haus ist eine Monarchie." Der Mann ist der Monarch im Hause: „So will es die Natur der Dinge, so will es die Sitte". Und wir wissen schon, in welchem Maße Paulsen an ihre Vernunft glaubt.

Ein Haus-Monarch pflegt aber nur allzu oft ein Haus-Despot zu sein. — Es scheint uns, daß Paulsen die absolutistischen resp. kriegerischen Tugenden für unsere Zeit, die doch eine friedliche und freiheitliche kulturelle Entwicklung herbeisehnt, in diesen Punkten etwas zu sehr in den Vordergrund rückt: so in der monarchischen Form der Familie, so in bezug auf die Regierung, deren wichtigste Funktion sein soll, das Schwert zu führen, so endlich, was den männlichen Charakter anbetrifft: der Wille

des Mannes sei auf die Macht gerichtet, „die kriegerischen Instinkte" spielen in ihm eine wichtige Rolle, „auf Siege und Heldentaten ist der Sinn des Mannes gerichtet".

Das geistige Charakteristikum des Weibes liege dagegen in den Eigenschaften, die liebenswürdig machen: „Die größte Kränkung für ein Weib ist, wenn ihr Liebenswürdigkeit abgesprochen wird."

Müssen wir entschieden schon gegen diese Zumutung protestieren, so schlägt eine weitere Behauptung von Paulsen, daß die Achtung des Mannes vor der Frau in der Ehe nicht unbedingt erforderlich sei, dem modernen Empfinden ins Gesicht. Denn, wenn Paulsen sagt: „eine Frau kann einen Mann nicht lieben, vor dem sie nicht Achtung hat, das Umgekehrte ist nicht ebenso unmöglich," so meint er damit nicht einen höchst traurigen Tatbestand zu konstatieren, sondern — wie aus dem ganzen Zusammenhange sich ergibt — etwas, das durchaus in der Ordnung ist und auch weiter so bleiben darf. Wir aber meinen, daß in vielen Frauen das Gefühl der Würde bereits lebendig ist, das sie in der gegenseitigen Achtung die unerläßliche Bedingung intimerer Beziehungen zwischen Mann und Frau sehen läßt, und es ist unser Bestreben, dieses Gefühl in denen wachzurufen, die es nicht haben.

Solche Frauen möchten allerdings im eignen Mann keinen Haus-Monarchen, keinen Gebieter, sondern einen Freund und Lebensgefährten sehen. Wir können den sittlichen Wert einer Familie nicht hoch einschätzen, in der der Wille und der Machtspruch des Mannes, sein sic volo, sic jubeo, Gesetz sind, und meinen vielmehr, daß die volle rechtliche Gleichstellung der Ehegatten von nicht zu unterschätzendem Einfluß auf das moralische Niveau der Familie sein würde.

Andererseits kann diese Gleichstellung allein die Stellung der Frau nicht ändern, es muß noch etwas anderes hinzukommen: die Frau muß aufhören, in der Familie Hausfrau in erster Linie zu sein, und sie muß als Erzieherin ihrer Kinder mit noch ganz anderen Fähigkeiten und Interessen ausgestattet werden, als das bis jetzt der Fall ist. Es scheint uns die Zeit noch nicht da, wo man die Frau vor der Überschätzung geistiger Betätigung, sei es aneignender oder produktiver Art, warnen müßte: noch ist sie zu sehr die Hausfrau, noch bilden die „große Wäsche" und „große Reinigung" zu sehr wichtigste Ereignisse ihres Lebens, noch ist ihr Horizont zu sehr eingeengt.

Gewiß ist die Hausfrauenarbeit ehrlich und unentbehrlich, und die Übertragung ihrer ganzen Last auf die Dienstboten wäre keine Lösung der „gebildeten" Frauenfrage. Nur muß dieser Arbeit der ihr nicht gebührende Wertakzent genommen werden. Sie ist gleichsam eine physiologische Funktion des Hauses, und es muß die Kunst erworben werden und vor allem der Wille vorhanden sein, sie nicht den Sinn gefangen nehmen, sie nicht zum wichtigsten Lebensinhalt anwachsen zu lassen. Die Frau, die mit ganzer Seele nur Hausfrau ist, ist keine geeignete Lebensgefährtin, keine geeignete Erzieherin.

War die Frau Jahrtausende hindurch nicht eine Hausfrau par excellence? Und welches ist das Ergebnis? Vermochte ihr dieser Beruf die Achtung des Mannes zu verschaffen? Aber auch abgesehen von ihren Beziehungen zum Manne: wir wollen auch in der Frau ein Wesen mit reichem innern Leben sehen, eine Mutter, die vor der Kinderseele nicht blind und ratlos dasteht, die in sich das Leben des Volkes, der Menschheit, die Freuden und Wehen der geschichtlichen Entwicklung aufnimmt und lebt.

Die Frauen, „die unter Büchern und Papier" leben, scheinen uns doch vielleicht eher zur verständigen Kindererziehung geeignet zu sein, als diejenigen, die ihre Seele auf das Hantieren mit den Kochtöpfen und dem Staublappen setzen. Jedoch unterschätzen wir die Bedeutung des unmittelbaren Verkehrs „mit den Dingen und Menschen" nicht, und gerade daher wollen wir die Frau in den größeren sozialen und politischen Kreis mit *seinen* Lebensinteressen und Pflichten einführen: aus der Familie soll sie die sittliche Gesinnung hinüberbringen, in die Familie soll sie mit dem erweiterten und geläuterten Persönlichkeitsgefühl zurückkehren. Erst dann werden die Frauen „ganze freie Menschen" werden: die eigene Häuslichkeit allein vermag sie nicht zu solchen zu machen. Nicht hinausführen aus der Familie wollen wir die Frau, sondern sie bereichert

und verklärt der Familie zurückgeben — oder sie auch außerhalb derselben ein vollwertiges Kulturdasein führen lassen.

Ihre Forderungen stellt ja die Frauenbewegung mit im Namen der Mutterschaft. Mit im Namen derselben verlangt sie die Erweiterung der Rechte und Pflichten der Frau. Aber eben, während man mit Worten nicht geizt, um die Mutter zu preisen, beweisen die Tatsachen, wie ihre Stellung in der Gesellschaftssitte, dem Recht und dem Staat, daß sie für eine Minderjährige und Minderwertige gehalten wird.

Die Frau von heute mit ihren spezifischen weiblichen Eigenschaften ist nicht „von Natur" so, sie ist zum großen Teil so durch ihre geschichtlich-sozialen Schicksale geworden, und wird gewiß, bei veränderten Lebensbedingungen und veränderten Anforderungen an sie eine andere werden. Ihre physiologischen Funktionen werden viel zu sehr betont, nehmen, infolge einer unrationellen Erziehung, einen viel zu großen Raum in ihrer Lebensbilanz ein. Eine geeignete körperliche Erziehung und vernünftiger Lebenswandel können die Leistungskraft des Weibes sehr steigern. An Ausdauer und Geduld fehlt es ihr nicht, und wenn sie früher als der Mann altert, so wird sie auch früher reif.

Aber es ist nicht einmal allgemein zutreffend, daß die Frau früh altert: gerade die geistig bedeutenden Frauen behalten ihre Geistesfrische bis in das späteste Alter hinein. So Mary Somerville und Talvy, Lady Blennerhassett und Armstrong Reed. Die Hauptwerke der beiden letzten sind erst nach ihrem 40. Lebensjahr erschienen. Komtesse Diane ist erst mit 53 Jahren in die Öffentlichkeit getreten. Arvède Barine hat ihre literarische Tätigkeit begonnen, als ihr Sohn bereits erwachsen war. Cady Stanton und Susan B. Anthony (die erste Mutter von sieben Kindern, die zweite unverheiratet) haben bis über das achtzigste Jahr hinaus ihre körperliche und geistige Frische bewahrt und sind tätig gewesen. (A. Gerhard und H. Simon, Mutterschaft und geistige Arbeit. S. 241 f., 289 f.) Lombroso und Ferrero (a. a. O.) zitieren folgendes Urteil von Burdach: „Das Weib behält längere Zeit die Integrität ihrer Sinne und ihres Gedächtnisses. Ihr Blick bleibt länger lebhaft und ihre Bewegungen ungehindert. Sie leidet seltener an Marasmus und Ossifikationen, die moralischen Krankheiten des Greisenalters (Egoismus, Grausamkeit, Verschwiegenheit, Nervosität) treten beim Weibe seltener auf." —

Die „natürlichen Grenzen", innerhalb welcher sich die Frau bis jetzt bewegte und die sie nicht überschreiten soll, sind ihr nicht durch die Natur, sondern durch die Gesellschaft gesteckt worden. Und so wäre, was die Erörterungen zur Frauenfrage anbetrifft, weniger die Heranziehung physiologischer und biologischer Betrachtungsweise zur Bestimmung des „ewigen" Wesens der Frau zu wünschen, als vielmehr sozialpsychologische Untersuchungen des geschichtlich Bedingten, aber Wandelbaren darin, wie eine den heutigen Kulturforderungen an das allgemein-Menschliche entsprechende Wertung bei der Aufstellung der Wegweiser auf dem Pfade vorwärts und hinauf.

Wundt.

Wir wenden uns Wundt und nach ihm Eduard von Hartmann zu. Durch sie — das will ich gleich vorausnehmen — wird uns leider der am Schluß des vorigen Abschnittes ausgesprochene Wunsch nicht in Erfüllung gehen. —

Wundts allgemeine methodologischen Gesichtspunkte gehen dahin, daß die ethischen Probleme in unmittelbarer Anlehnung an die Betrachtung der Tatsachen untersucht werden sollen. Die Ethik darf sich nicht auf Metaphysik aufbauen, da sie es vielmehr ist, die zur metaphysischen Weltanschauung Grundsteine zu liefern hat.

Ihre eigne Vorhalle sieht Wundt nicht etwa in der Individualpsychologie, sondern in der Völkerpsychologie. —

Seine Ausführungen zur Frauenfrage (Ethik II[3]) sind vornehmlich den Betrachtungen der Familie als Besitz- und Erwerbsgemeinschaft, Berufsgemeinschaft, Bildungs- und Erziehungsgemeinschaft gewidmet.

Das Recht nimmt die Gütergemeinschaft der Ehegatten als das normale Verhältnis an, wenn es auch die Möglichkeit einer partiellen Gütertrennung gewährt, und so dem Mann wie der Frau als selbständigen Persönlichkeiten Rechnung trägt: der Wille beider Gatten kann bekanntermaßen vertragsmäßig festgelegt werden. Dieser Vertrag ist aber eine Durchkreuzung der prinzipiellen Stellungnahme des Rechts, das auf dem Grundsatz der Überordnung des Mannes fußt.

Dieses Prinzip findet die volle Billigung Wundts, weil es geschichtlich aus der Entwicklung der Einzelfamilie sich ergab, psychologisch in den in der Regel bestehenden Unterschieden des männlichen und weiblichen Charakters begründet ist und auch ethisch dadurch gerechtfertigt wird, daß in jeder Gemeinschaft mit einheitlichen Zwecken ein Wille der entscheidende sein muß. Wünschenswert erscheint freilich Wundt sowohl im Staat wie in der Familie eine Mitwirkung der untergeordneten Willen. Läßt sich aber die Übereinstimmung nicht erzielen, dann haben eben die untergeordneten Willen zu gehorchen.

So treffen sich Paulsen und Wundt in der monarchischen Auffassung der Familie: die Frau hat im besten Fall eine beratende Stimme, der Mann soll ihr sogar die Gründe seiner Entscheidungen darlegen und sie zur Zustimmung zu bewegen suchen. Stimmt sie jedoch mit ihm nicht überein, dann desto schlimmer für sie: sic volo, sic jubeo heißt es nunmehr.

Die Trennung des Besitzes ist nach Wundt ein erster Schritt zur Trennung der Interessen, der auch auf andere Beziehungen der Gatten zueinander übergreift und so den sittlichen Wert der Familie beeinträchtigt. —

Man kann Wundt einerseits zugeben, daß die Trennung des Besitzes an und für sich unerwünscht ist und zwar, weil sie ein Zeichen des Mißtrauens ist. Der entsprechende Vertrag würde wohl auch seltener vorkommen, wüßte man im voraus, daß das Gesetz in einem Streitfall rein sachlich entscheiden wird. Gerade aber der Umstand, daß das geltende Recht prinzipiell an der Überordnung des Mannes festhält, begünstigt das Vertragschließen.

Weil bis jetzt die Unterordnung allein als zusammenschließender Faktor galt, erscheint die Gleichberechtigung und Selbständigkeit der Frau als unbedingt trennend.

In der Übergangszeit von dem Gewohnten zum Ungewohnten, von Altem zu Neuem werden vielleicht die Gleichberechtigung und Selbständigkeit vielfach trennend wirken; auf einer höheren Stufe, wenn die neuen rechtlichen und psychologischen Grundlagen der Familie sich im Bewußtsein und dem Wertempfinden eingebürgert haben werden, können sie aber ebenso vereinigend wirken, wie jetzt die Unterordnung wirkt.

Ferner betrachtet Wundt die Familie als Berufsgemeinschaft. Sie sei allein unter verhältnismäßig einfachen Bedingungen möglich, etwa in der kleinen Landwirtschaft, im Kleingewerbe oder Kleinhandel. Je weniger dabei die Eigentümlichkeiten des weiblichen Naturells berücksichtigt werden, um so ungünstiger wirkt die Berufsgemeinschaft in sittlicher Beziehung. Das sittliche Familienverhältnis erblüht nur auf dem Boden der sich ergänzenden, nicht gleichen Arbeit der Gatten.

Im letzten Fall verliert das Weib seine Anziehungskraft für den Mann. Er schätzt zudem ihre Arbeit nicht als eine qualitative Ergänzung, sondern als eine quantitative Beihilfe. —

Ich glaube, daß gerade unter den Bauern, den Kleingewerbetreibenden und den kleinen Kaufleuten diese feine Unterscheidung zwischen der „qualitativen Ergänzung" und der „quantitativen Beihilfe" nicht stattfindet: die Frau wird einfach als eine unentbehrliche Arbeitskraft angesehen und verliert dadurch gewiß nicht an ihrer „Anziehungskraft". Der Geschlechtstrieb bedarf in diesen Schichten keiner besonderen „Reizmittel", er tritt spontan und elementar auf. Man übertrage auf den sich so äußernden Geschlechtstrieb, was Fichte zur Charakteristik der Triebe, z. B. des Hungers, sagt: „Ich hungere nicht, weil Speise für mich da ist, sondern weil ich hungere, wird mir etwas zur Speise."

Ich möchte nicht damit sagen, daß die Liebe, die auf individueller Anziehung und Bevorzugung beruht, in jenen Klassen keinen Platz hat, aber auch sie verträgt jedenfalls die Berufsgemeinschaft.

Auch im Gebiete der höheren Berufe ist die Berufsgemeinschaft wohl möglich. Weshalb können beide Gatten nicht Ärzte, Schriftsteller, Dozenten sein? Unbegreiflich ist es, daß Wundt gerade den hohen sittlichen Wert solcher Arbeitsgemeinschaft nicht einsieht!

Und nun der Fall, wenn Mann und Frau verschiedenen Berufen nachgehen, entweder durch ökonomische Verhältnisse dazu gezwungen oder wenn die Frau durch den Beruf ihre Selbständigkeit wahren und ihre Fähigkeiten betätigen will.

Die Familienpflichten füllen, sagt Wundt, das Leben einer verheirateten Frau vollkommen aus. Je begabter und fähiger sie ist, desto intensiver und besser könnte sie diesen ihren Beruf erfüllen, denn er ist immer der Vertiefung und Ausgestaltung fähig. Jeder andere Beruf daneben ist überflüssig und die Familiengemeinschaft gefährdend. Wenn z. B. der eigene Beruf der Frau und dem Manne vollauf Beschäftigung und Befriedigung bietet, könne leicht das Interesse der Frau an der Arbeit des Mannes verloren gehen. —

Es ist gewiß interessant, wenn Wundt nicht die Mutterpflichten, sondern einmal vorwiegend die Gattinpflichten betrachtet. Aber hier zeigt es sich, daß auch gegenüber dem Gatten der Frau eine dienende Rolle vindiziert wird. Sie hat dafür zu sorgen, daß sie für den Gatten anziehend ist, daß sie ihm ihre ganze Aufmerksamkeit, ihr ungeteiltes Interesse entgegenbringt, daß sie nachfühlt und mitempfindet. Es kommt ihr, kurz gesagt, in der Familie eine durchaus dienende Rolle zu. Pflichten gegen sich selbst darf sie nicht haben, auf sich selbst darf sie nicht gestellt sein. Ihr Schwerpunkt liegt stets außerhalb ihrer. Sie ist als Mädchen den Eltern, als Ehefrau dem Manne zur Disposition gestellt.

Diese Kernlosigkeit der Frau ist unwürdig und verwerflich.

Ausnahmefrauen und Ausnahmeverhältnisse will auch Wundt, wie fast alle gemäßigten Freunde der Frauenbewegung und sogar manche ihrer Feinde, anerkennen: eine hervorragende Begabung rechtfertige die selbstständige Berufsstellung der Frau. In solchen Ausnahmefällen könne auch, trotz der Berufsverschiedenheit, das gegenseitige Verständnis und Interesse groß sein: „Aber nach seltenen Ausnahmen lassen sich nicht die Regeln des sittlichen Lebens gestalten".

Nun, ein Ideal findet überhaupt keine Verwirklichung, und doch stellt man Ideale auf, damit sie als Leitsterne dienen. Und wenn wir eine Familiengemeinschaft, in welche die Frau als durchaus selbständiges, gleichberechtigtes Glied eintritt, höher einschätzen als diejenige, in der sie bloß Mittel zu verschiedenen Zwecken ist, weshalb sollen wir nicht alles auf die allmähliche Annäherung an jene setzen?

Man pflegt aber beim Vergleich die gegenwärtige Familie zu idealisieren, die neue zu karikieren: ein abstoßendes Mannweib als Ehegattin, verwahrloste Kinder, im Hause ewiger Streit um die Souveränität, im übrigen völlige Gleichgültigkeit gegen jedwedes Tun und Lassen. Auf der andern Seite: eine reizende junge Gattin, Idealbild der weiblichsten Weiblichkeit, voll Interesse und Verständnis für „seine" Tätigkeit, großmütig, edelgesinnt, den Kindern eine treffliche Erzieherin, dem Manne die Offenbarung, die Heimat.

Der Vergleich fällt zuungunsten der neuen Familiengemeinschaft aus . . .

Und trotzdem: eine Gattin anlehnungsbedürftig, nachfühlend und nachbetend und gerade in diesen ihren Eigenschaften für den Mann so reizvoll, die wollen wir uns nicht zum Vorbild wählen: ein erwachsener Mensch, ob Mann oder Weib, muß auf eigenen Füßen stehen können und nicht wie eine hinfällige, geknickte Pflanze einer Stütze bedürfen. Ein erwachsener Mensch, ob Weib oder Mann, ganz gleich, muß für sich denken, wollen und fühlen können, mögen diese Gedanken und Wollungen noch so bescheidener Natur sein. Eines erwachsenen Menschen ist es unwürdig, wenn

ein anderer für ihn denkt, will und fühlt. Um das allein für sich zu tun, braucht man kein Ausnahmemensch zu sein: ein jedes Weib hat Recht darauf und Pflicht dazu. Womit ich nicht dem Eigensinn das Wort reden will: jede Gemeinschaft fordert ein gegenseitiges Nachgeben und ein gewisses Sich-Einschränken, um so mehr verlangt es die enge Familiengemeinschaft.

Wir alle müssen ferner wissen, daß mit unserem Hause, unserer Familie die Welt nicht zu Ende ist. Wir leben in einer Gemeinschaft und sollen, jeder nach seinen Kräften, für sie leben, für sie uns betätigen. Je mehr uns individuell gegeben ist, desto mehr darf von uns verlangt werden.

Man lese aber bei Wundt: „Selbst für die hochgebildete Frau, die in intellektueller Beziehung das Mittelmaß männlicher Begabung weit überragt, bleibt es immer Bedürfnis, in den Folgen, die auf gemeinnütziges Wirken und öffentliche Tätigkeit gehen, an den stärkeren männlichen Charakter sich anzuschließen, um von ihm ihre Richtung zu empfangen und günstigenfalls ihn in der Übernahme und Ausführung seiner Pflichten zu unterstützen, indem sie die Gedanken und Gesinnungen, die er im Leben zu betätigen strebt, nachempfindet und so durch Mitgefühl ihm die Schwere der Pflicht erleichtert und die Freude des Berufs und der Erfolge erhöht." —

Indem Wundt, man möchte sagen, bedingungslose Hingebung und individualitätsloses Aufgeben im Ehegatten preist, scheint er die psychologische Tatsache vollkommen außer acht zu lassen, daß gerade die Reserve in der Hingabe es ist, die zu den feineren, tieferen und dauerhafteren Beziehungen der Ehegatten führt.

Simmel entgeht dies dagegen nicht und er schreibt: „Es ist eine alltägliche Erfahrung, daß die völlig rückhaltlose Hingebung einer Frau oft Gleichgültigkeit gegen sie erzeugt, daß sie ihre Anziehungskraft verliert, sobald sie die Vorstellung erweckt, daß sie weder äußerlich noch innerlich mehr etwas zu geben hätte."

Diese Vorstellung wird sie um so weniger erwecken, je mehr „das Verhältnis der Frau zu dem Manne sich aus der Sphäre der Sinnlichkeit und des bloßen Gemüts in die der Geistigkeit hinaufhebt, weil das geistige Leben in einer fortwährenden Entwicklung und Folge der Gedanken besteht." (Simmel, Zur Psychologie der Frau.)

Nur müssen freilich diese Gedanken eigene, selbstgedachte und nicht fremde, nachempfundene sein!

An dem künstlerisch stilisierten Weibe Lou-Andreas Salomés (siehe den Abschnitt über Joël) ist es der beste, der anerkennenswerteste Zug, daß dieses Weib auf sich und in sich ruht, daß es seinen innersten Schwerpunkt nicht veräußerlicht und an den Mann sich nicht fortverliert:

„Die kleinen Amöben begatten und pflanzen sich fort, indem sie paarweise sich ineinanderdrücken, absolut verschmelzen und dann erst in Kinder-Amöben zerfallen. Unser differenzierter Körper gibt dagegen nur ein Partikelchen seiner selbst zur Begattung her. Aber seelisch will es uns seltsamerweise immer noch so vorkommen, als sei der Amöbenstandpunkt unserer würdiger, der es sozusagen zur Pflicht macht, sich ganz und gar ineinander aufzulösen, ineinander zu verschwinden. Es ist geradezu, als seien wir mit solchem Urteil in unserer Seelen-Differenzierung weit hinter derjenigen des Körperlichen zurückgeblieben." (Lou Andreas-Salomé, Gedanken über das Liebesproblem.)

* * *

Nur vorübergehend will ich erwähnen, daß auch Wundt uns mit der Behauptung nicht verschont, daß den Frauen die Mathematik am wenigsten homogen ist. An diesem Beispiel wird es klar, wie zäh an alten Vorurteilen und traditionellen Behauptungen festgehalten wird, wenn auch ein so hervorragender Forscher wie Wundt es tut.

Es sollte ihm doch bekannt sein, daß der Prozentsatz der exakt gerichteten Geister unter den wissenschaftlich tätig gewesenen Frauen sehr groß ist; ich meine diejenigen, die im Gebiete der reinen und der angewandten Mathematik gearbeitet haben.

Es sei das Urteil einiger Mathematiker darüber angeführt: Professor Wangerin-Halle hebt hervor, „daß es sowohl in älterer als in neuer Zeit Frauen gegeben hat, die geradezu Hervorragendes in der Mathematik geleistet haben. Daß aber auch, abgesehen von derartigen Ausnahmen, Frauen imstande sind, mit Erfolg Mathematik zu treiben, beweisen die Erfahrungen der Universitäten in Göttingen und Zürich." (A. Kirchhoff, Die akademische Frau.)

Professor Meyer-Kiel führt 21 Frauen an, die wissenschaftliche Leistungen in der Mathematik, Astronomie und Nautik aufzuweisen haben. (Ib.)

Und Professor Felix Klein-Göttingen beruft sich auf den Durchschnitt der Göttinger Erfahrungen: die an den höheren mathematischen Kursen und Übungen teilnehmenden Damen haben sich „fortgesetzt ihren männlichen Konkurrenten in jeder Hinsicht als gleichwertig erwiesen". (Ib.)

Die meisten Philosophinnen des Altertums waren Mathematikerinnen.

Auch Joël betont, daß gerade die Mathematik es ist, in der die Frauen ihre besten wissenschaftlichen Leistungen aufzuweisen haben. Jedoch weiß er eine Erklärung dafür zuungunsten der Frau: die Frau ist in ihrem Wesen subjektiv; sie vermag den objektiven Inhalt weder zu schaffen noch sich in ihn zu versenken. Objektiv kann sie sich nur in der Form betätigen und darum in der formalsten aller Wissenschaften, in der Mathematik. Die mathematische Form bindet den Geist und befriedigt so das Verlangen des Weibes nach seelischer Gebundenheit. (Joël, Die Frauen in der Philosophie.)

So beweist Wundt die wissenschaftliche Inferiorität der Frau dadurch, daß er ihr die Fähigkeit für Mathematik abspricht, und Joël ihre geistige Inferiorität dadurch, daß er ihr dieselbe zuerkennt. . . .

* * *

War Wundt der Ansicht, daß eine Berufstätigkeit der verheirateten Frau die Interessen des Gatten schädigt und ihn in seinen gerechten Ansprüchen auf ungeteilte Aufmerksamkeit seitens seiner Gattin verkürzt, so erkennt er dagegen den unverheirateten Frauen das Recht auf Beruf und Wettbewerb zu. Dem letzteren soll auch die jedesmalige Entscheidung der Frage der intellektuellen Befähigung der Frau zu höheren Berufen überlassen werden. Nur zwei Einschränkungen möchte Wundt aufrecht erhalten sehen: die Frau soll auf ihre physische Kraft und ihren Charakter Rücksicht nehmen. „Arbeiten, die größere Muskelkraft, ungewöhnliche Ausdauer, Unterdrückung von Gefühlsregungen und große Willensenergie verlangen, sind nicht für die Frau geschaffen, deren physische Organisation die Weichheit und den Wechsel der Stimmungen zu einer unvermeidlichen Beigabe ihrer Natur macht, wenn sie nicht aufhören soll ein Weib zu sein." Für sie sei der Beruf des Politikers ebenso ausgeschlossen wie der des Kriegers.

Es fragt sich aber doch sehr, ob der Wechsel und die Weichheit der Stimmungen zu einer „unvermeidlichen Beigabe" der weiblichen Natur gehören und ob es nicht vielmehr zu hoffen ist, daß sie die Selbstbeherrschung lernen wird, ohne dabei aufzuhören, Weib zu sein.

Nach dem Kriegerberuf hat wohl kein Weib Verlangen, aber ihre Forderung der politischen Gleichberechtigung wird früher oder später volle Befriedigung finden müssen.

(Schluß folgt.)

Zu den Vorgängen in der badischen Fabrikinspektion.

Die Vorgänge, die zu dem Rücktritt der badischen Fabrikinspektorin führten, sind von so entscheidender Bedeutung für den Eintritt der Frau in den Verwaltungsdienst, es wird an dieser Stelle ein Prinzipienkampf von so großer Tragweite ausgefochten, daß wir unsern Lesern eine Eingabe, die im Sinne der Frauenbewegung diese Vorgänge beleuchtet, im Wortlaut wiedergeben möchten. Die badischen Abteilungen des Vereins Frauenbildung—Frauenstudium sowie die Rechtsschutzstellen für Frauen haben sich mit folgender Adresse an die badische Behörde gewandt:

Dem Großherzoglichen Ministerium des Innern beehren sich die unterzeichneten Vereine ehrerbietigst die Bitte zu unterbreiten:

Bei Neuanstellung einer Fabrikinspektorin dieser die volle Gleichheit der Rechtsstellung mit den männlichen Kollegen einzuräumen.

Wir begründen diese Bitte wie folgt:

Nach dem uns, aus den Zeitungserörterungen und persönlichen Erkundigungen bei der bisherigen Fabrikinspektorin Fräulein Dr. Baum, bekannten Sachverhalt unterlagen die Entschließungen der weiblichen Beamtin seit Eintritt des jetzigen Vorstandes in sein Amt dem „Korreferat" der männlichen Beamten, die sich dieses Rechtes vielfach in mißbräuchlicher Weise bedienten. Seit Mai 1905 trat zu dieser Ungleichheit der Behandlung die sachlich unmotivierte Entziehung des Vertretungsrechts und damit die Unterstellung der Fabrikinspektorin unter dienstjüngere männliche Beamte im Fall der Vertretung des Chefs durch diese. Die von der Fabrikinspektorin bei Großherzoglichem Ministerium des Innern erhobene Beschwerde hatte Abstellung der Mißstände in der Frage des Korreferats zur Folge, die neu eingeführte Zurücksetzung bei der Vertretung blieb dagegen, dem Ergebnis nach, bestehen. Dieser Sachverhalt veranlaßt uns wegen seiner prinzipiellen Bedeutung zu der nachstehenden Eingabe an das Großherzogliche Ministerium. Und zwar um so mehr, als im Laufe der Verhandlungen von einer amtlichen Stelle die Behauptung ausgesprochen worden ist, Fräulein Dr. Baum habe in ihre dienstlichen Beziehungen frauenrechtlerische, d. h. also unsachliche Momente hineingetragen.

Wir gestatten uns demgegenüber vor allem darauf hinzuweisen, daß die von Fräulein Dr. Baum zur Erörterung vor das Großherzogliche Ministerium gebrachten, rein sachlichen, ihre dienstliche Stellung betreffenden Fragen lediglich dadurch einen so durchaus unsachlichen Charakter annahmen und annehmen mußten, daß bedauerlicherweise gewissen Vorurteilen und Empfindlichkeiten einiger männlicher Beamten durch Herabdrückung der Stellung der Fabrikinspektorin Rechnung getragen wurde. Trotz allseitig anerkannter Bewährung wurde ihr die dienstliche Gleichstellung, deren sie sich bis dahin erfreut hatte, entzogen und sie, in gewissen Fällen, dienstjüngeren Kollegen direkt amtlich unterstellt. Dies geschah aber nicht etwa, weil ihre bisherige Gleichstellung sachliche Nachteile für den Dienst zur Folge hatten, sondern ausgesprochenermaßen nur deshalb, weil sie weiblichen Geschlechts ist. Die Meinung, daß eine Beamtin, welche sich gegen ein derart unsachliches Vorgehen wehrt, ihrerseits unsachlich handle, ist bei diesem Tatbestand schlechthin haltlos. Sie ist überhaupt erklärlich nur durch den anscheinend vielfach noch bestehenden Glauben, daß die Beamtin

um deswillen, weil sie weiblichen Geschlechts sei, auch ein geringeres Gefühl für Berufsehre besitzen müsse, als ein Mann, daß Berufsehrgefühl überhaupt spezifisch „männlich", seine Abwesenheit dagegen spezifisch „weiblich" sei. Auf der Wirkung dieses seltsamen Vorurteils haben tatsächlich von Anfang an die Schwierigkeiten beruht, mit denen die anfängliche Assistentin und spätere Fabrikinspektorin zu kämpfen hatte. Ähnliche Schwierigkeiten haben übrigens nach unseren Erkundigungen bereits ihre Vorgängerin, in der nur wenige Wochen umfassenden Zeitspanne, während derer sie noch unter dem gegenwärtigen Vorstande zu arbeiten hatte, zu Reklamationen genötigt, — wie wir denn überhaupt Grund zu der Bemerkung haben, daß sie die Art der Behandlung ihrer Nachfolgerin im Dienst ganz ebenso beurteilt, wie diese selbst.

Die Differenzierung in der Behandlung der männlichen und weiblichen Beamten der Fabrikinspektion hat die dienstliche Tätigkeit der letzteren direkt und indirekt schwer geschädigt. Direkt: durch die Schwächung der Autorität der Beamtin, nach außen: Anordnungen, die sie, auf gesetzlicher Grundlage fußend gegenüber den Unternehmern für notwendig erklärt hatte, wurden nachträglich von männlichen Beamten nicht etwa als ungesetzlich oder unbegründet, sondern einfach auf Grund persönlicher Meinungsverschiedenheiten umgestoßen. Gewisse im Interesse des Arbeiterschutzes von ihr für gut befundene Bestimmungen in Arbeitsordnungen verfielen, obwohl sie seit Jahren seitens der Inspektion ständig gefordert worden waren, plötzlich der Streichung, ohne daß dafür auf Befragen ein anderes Motiv geltend gemacht worden wäre, als die seltsame Behauptung, daß die Arbeiter der fortwährenden Bevormundung durch die Fabrikinspektion nicht mehr bedürften. Weit empfindlicher aber als durch solche Einzelheiten mußten indirekt die sachlichen Interessen des Dienstes leiden. Das Gefühl, nach hingebender und anerkannt erfolgreicher Berufstätigkeit eine unmotivierte dienstliche Zurücksetzung zu erfahren, das Bewußtsein, innerhalb des eigenen Tätigkeitsgebietes nicht nur dem Vorstand unterstellt zu sein, sondern je nach den Umständen auch Einmischungen dienstjüngerer Kollegen erleiden zu müssen, sind wohl geeignet, die Berufsfreudigkeit und die für die besonderen Aufgaben der Gewerbeaufsicht unerläßliche Initiative zu lähmen. Hierzu trat nun noch die zunehmende Verschlechterung der kollegialen Beziehungen, die, wie das Großherzogliche Ministerium unschwer feststellen kann, naturgemäß gerade seit der vom Vorstand angeordneten Deklassierung der weiblichen Beamtin als solcher eingetreten ist. Sie ist die unvermeidliche Folge des, objektiv gewiß wenig erfreulichen, subjektiv aber ganz begreiflichen Bestrebens der jüngeren männlichen Beamten, die ihnen nunmehr neu zugebilligte amtliche Vorzugsstellung gegenüber der Kollegin auch unverbrüchlich festzuhalten und praktisch möglichst zu betonen. Wie würde man z. B. im Verhältnis männlicher Beamten untereinander darüber urteilen, wenn einzelne unter ihnen — in Kenntnis der gespannten Beziehungen des gemeinsamen Vorstandes zu einem älteren Kollegen —, dem Vorstand ihrerseits „Material" gegen diesen lieferten oder die ihnen gebotene Gelegenheit, den Kollegen durch „stilistische" Korrekturen seiner Arbeiten ohne sachlichen Zweck zu kränken, ostentativ benützten! Wie über einen Chef, der seinen Mißmut über eine gegen ihn anhängig gemachte Beschwerde zeigt, ja sich zu persönlichen Beleidigungen gegen den Beschwerdeführenden hinreißen läßt!

Dabei hat die Fabrikinspektorin, wie ihre inhaltlich uns bekannten Eingaben ersehen lassen, ausdrücklich zu erkennen gegeben, daß ihrerseits ihr nicht das Mindeste daran gelegen sei, gegenüber Kollegen, deren Empfindungsweise unsachlich genug war, sich dadurch „gekränkt" zu fühlen, auch nur formal als „Vorgesetzte" zu figurieren. Sie hat, wie dem Großherzoglichen Ministerium bekannt, unter Berücksichtigung der Verschiedenheit der dienstlichen Aufgaben lediglich innerhalb ihrer eigenen Tätigkeitssphäre Wahrung der Selbständigkeit den jüngeren Kollegen gegenüber beansprucht. Indem sie ihre Anträge in dieser Weise beschränkte, hat sie genugsam bewiesen, daß die Forderung der Gleichstellung um jeden Preis ihr so fern wie möglich lag.

Ihre Anträge entsprachen, wie jeder männliche Beamte, der sich in die gleiche Situation versetzt, anerkennen muß, nur den elementarsten Ansprüchen des Berufsehr-

gefühls und waren eingehend und streng sachlich motiviert. Es ist daher die Auffassung völlig unhaltbar, die Beamtin habe sich, indem sie ihren mit tiefster Neigung ergriffenen Beruf gegen ein in jeder Hinsicht unsicheres Leben eintauschte, von besonderen „theoretisch frauenrechtlerischen" Gesichtspunkten leiten lassen. Daß sie entstehen konnte, beweist nur erneut die offenbar sehr bedeutende Schwierigkeit für männliche Beamte, sich von überkommenen Vorurteilen auch nur so weit frei zu machen, um wenigstens zu verstehen, daß bei gleicher Tätigkeit und Leistung auch das Berufsehrgefühl der Frau das gleiche ist. Die Zulassung einer Verletzung dieser Berufsehre durch einen Vorgesetzten gibt diesem demgemäß freilich ein unfehlbares Mittel an die Hand, jede ihm persönlich, aus welchem Grunde immer, lästige Beamtin aus dem Amt zu drängen.

Wenn die Stellung der Fabrikinspektorin wirklich nicht nach rein sachlichen, durch die praktischen Interessen des Dienstes gebotenen Gesichtspunkten ausgestaltet werden kann, wenn dabei vielmehr auf die Eitelkeit männlicher Beamten Rücksicht genommen werden muß, dann ist allerdings in dieser Behörde für eine akademisch gebildete Frau, die tüchtig genug ist, um selbständig im Leben zu stehen, keine dauernde Stätte. Es würde in diesem Fall wohl nichts übrig bleiben, als Assistentinnen mit beschränkten Befugnissen und beschränkter Verantwortung zu engagieren, wie dies in anderen Bundesstaaten geschehen ist, was aber freilich eine Preisgabe des ursprünglichen Gedankens bedeuten würde.

Wenn dagegen, wie wir im Interesse der Sache dringend wünschen und hoffen, das Großherzogliche Ministerium auch weiterhin akademisch gebildete weibliche Kräfte heranzuziehen beabsichtigt, dann dürften die Erscheinungen, welche neuerdings als Folge des Hineintragens unsachlicher, rein geschlechtlicher Gesichtspunkte in die Dienststellung weiblicher und männlicher Beamter zu Tage getreten sind, wohl dringend dafür sprechen, daß der etwaigen zukünftigen Fabrikinspektorin wieder diejenige Gleichstellung eingeräumt werde, welche ihr — wie nochmals betont sei: ohne den geringsten sachlichen Nachteil — früher gewährt war.

Gedanken aus der Tagesarbeit.

In dieser Welt der Realitäten muß äußerer Erfolg den skrupellos derben Realisten zufallen. Aber aus der Hand der sinkenden Idealisten wandert von Generation zu Generation die Fackel, in deren leuchtendem Schein die Menschheit sich langsam zu höheren, unvergänglichen Zielen emporringt.

Setze dich mutig ein für die Sache des Fortschritts bis zum völligen Unterliegen! Dann aber überlaß die Dinge getrost dem Schwergewicht ihrer eigenen Entwicklung. Ist die Reaktion eine Macht geworden, die mit ihrer Wucht lastend auf die stumpfen Massen drückt, dann erst, aber dann unausbleiblich erwächst aus ihr selbst der kraftvolle Ansporn zu neuem Fortschritt.

Devotion ist, nach einer Definition der „Jugend", das tiefernste Bestreben, dümmer zu erscheinen, als der Vorgesetzte ist.

Ergebenheit ist das mit Freimut gepaarte Einsetzen der Persönlichkeit für eine teure Sache und ihre würdigen Vertreter.

Das Bedürfnis nach Devotion schließt das Verständnis für Ergebenheit aus.

Kein Mensch kann mehr tun, als nach seiner besten Überzeugung handeln. Was eines Menschen beste Überzeugung ist, das ist zugleich der Wertmesser seines ganzen Seins.

Wer rücksichtslos sein Ziel verfolgt, wird einen hochherzigen Menschen nie leichter zum Verzicht auf sein Recht bewegen, nie rascher aus einer ihm selbst gefährlichen Position herausdrängen, als wenn er ihm eine Schuld, und sei es die kleinste, nachweist — ja, im entscheidenden Moment nur suggeriert.

Wer etwas ist, sorgt nimmer, ob er etwas vorstelle. Nur kleine, unfähige Geister bangen um ihre Autorität, um das Urteil der Mitlebenden.

Warum reichen wir den Verkommensten unsres Geschlechts die Hand in warmem schwesterlichen Empfinden, und vor der von Selbstgerechtigkeit und unbewußter Unaufrichtigkeit durchtränkten Standesgenossin krampft sich uns Herz und Hand zusammen? Sind sie nicht beide, was sie ihrer Natur, ihrem Lebensgang gemäß werden mußten?

Naturen von starkem Empfinden liegt jede Empfindlichkeit fern.

Verstandesmenschen sind immer Egoisten, das ist ihr Naturgesetz.
Mitleid oder Widerwille ergreift uns erst, wenn sie sich mit dem Mantel der Gottseligkeit decken.

Seit einem Menschenalter gibt mir die Erfahrung zu denken, daß die geaicht Gottesfürchtigen so oft die Menschenfürchtigsten sind. Wo liegt die psychologische Lösung des Rätsels, daß Feigheit und Hinterhaltigkeit sich häufig da findet, wo der Glaube an eines persönlichen Gottes allmächtige Führung das freie und freudige Eintreten für die Überzeugung so selbstverständlich erscheinen läßt?

Christ sein heißt: sein Leben zu knüpfen suchen an Jesu Persönlichkeit, an sein lebendiges Wirken.
Mensch sein heißt: Kämpfer sein. Wer sein Recht kampflos beugen läßt, wird schuldig an dem gebeugten Recht Schwächerer.
Christ und Mensch sein ist die uns im Leben gestellte Aufgabe.

Es kann uns Pflicht sein, auf unser juristisches Recht zu verzichten, um die Verletzung eines moralischen Rechtes ins volle Bewußtsein zu erheben.

Gröbere Naturen verfallen stets dem Materialismus, sei es der Materialismus der Sinne, der Materialismus der Weltanschauung oder der Materialismus des Dogmas, der dem Geiste Christi widerstreitet.

Es gibt eine Auffassung des Christentums, die sich vom Fetischdienst nur der Form, nicht dem Wesen nach unterscheidet.

Wer schrankenlose Selbstlosigkeit predigt, und wer sie übt, bedenkt nicht, wie oft sie dem andern zu einer Schule schrankenloser Selbstsucht wird.

Der innerlich Haltlose hat das brennende Bedürfnis, sich nach außen ein air zu geben. Wer seiner selbst gewiß ist, fragt wenig nach der Leute Meinung.

Nur wo Persönlichkeiten frei und offen sich geben, wird persönliches Leben geweckt, werden Geister und Seelen aus dem Herdenzustand der Massen emporgehoben, um als Persönlichkeit fortzuwirken.

Unwissenheit ist nicht Reinheit. Reinheit ist Kraft, die unbewußt überströmt auf die Besten der heranwachsenden Generation; Reinheit ist Kraft, die sich betätigen muß in unermüdlichem Kampf wider Sünde und Laster und ihre furchtbaren Folgen. In dem Maße wie die deutsche Frauenwelt sich auf den Boden dieser Reinheit stellt, wird unser Volk Herr werden der Sünde, die an seinem Marke zehrt.

Was immer wir der sozialen Arbeit an Kraft, an Erholung, an Zerstreuung opfern, es wird uns reichlich ersetzt durch diese Arbeit selbst, denn sie lehrt uns, die Enttäuschungen und Bitternisse des eigenen Lebens am Menschheitsmaßstab gelassen werten; sie hebt uns hinweg über die kleinliche Empfindlichkeit, an der diejenigen so viel Nervenkraft vergeuden, die das eigene Selbst zum Mittelpunkt ihres Lebens machen.

Welch eine Unsumme von Mißverständnis und Erbitterung, von Aufregung und Herzeleid würde erspart, wieviel Größe und Weite des Verständnisses würde sich entwickeln — wollten die Menschen lernen, einander in Offenheit und Aufrichtigkeit zu begegnen.

Wohl ist es bequem, in ein festgefügtes Religionssystem und Sittengesetz hineinzuschlüpfen, wie in ein fertiges Gewand.

Aber nur das Ringen um eine persönliche Weltanschauung, um eine individuell erarbeitete Sittlichkeit vermag die inneren Kräfte zu entwickeln, die den Forderungen des Tages wahrhaft gerecht werden.

Ein jeder wird besteuert nach Vermögen — auch auf sittlichem Gebiet. Das macht Vergeben so leicht, Duldung so selbstverständlich — vorausgesetzt, daß es sich nicht um den Kampf für ein Prinzip, um den Kampf wehrlos Niedergetretener handelt.

E. Stiehl.

Zur Frauenbewegung.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Sozialpolitische Verhandlungen im Reichstag und im preußischen Abgeordnetenhaus.

* Die Sitzungen des preußischen Abgeordnetenhauses vom 19. bis 21. Februar und die Sitzung des deutschen Reichstages vom 9. März haben in einer Reihe von wichtigen Fragen der Sozialpolitik bemerkenswerte Kundgebungen der Regierung gebracht über den Kurs, den die sozialpolitische Gesetzgebung der nächsten Jahre, sofern sie die Frauen betrifft, einschlagen wird. Der Reichstag ist mit einem ganzen „Lawinensturz" von sozialpolitischen Anträgen überschüttet worden, zu denen sich die Regierung in der Sitzung vom 9. März in im großen und ganzen erfreulichen Sinne äußerte. Zentrum, Sozialdemokratie, Wirtschaftliche Vereinigung, sowie die nationalliberale und die drei freisinnigen Fraktionen haben sämtlich eine reichsgesetzliche Regelung des Vereins- und Versammlungsrechtes beantragt, durch die — wenigstens liegt das im Sinne der meisten Antragsteller und ist zum Teil auch ausdrücklich ausgesprochen — auch die landesgesetzlichen Beschränkungen des Vereinsrechtes der Frauen aufgehoben werden sollen. Ein zweiter von fast allen Parteien eingebrachter Antrag verlangte baldige Vorlage des Gesetzentwurfes über die Errichtung von Arbeitskammern, ein dritter, gleichfalls von verschiedenen Parteien gestellter, Regelung der Verhältnisse der Privatbeamten, besonders auch in bezug auf ihre Stellung innerhalb der Invalidenversicherung. Ebenso ist die Vereinheitlichung des Versicherungswesens überhaupt, die Ausdehnung der Versicherungsgesetzgebung auf die Heimarbeit, von verschiedenen Seiten gefordert worden, und schließlich hat das Zentrum einen Antrag auf baldige Einführung des Zehnstundentages der Fabrikarbeiterinnen gestellt. Graf Posadowsky hat von diesen Anträgen die wesentlichsten im Namen der verbündeten Regierungen mit dem Versprechen baldiger Berücksichtigung beantwortet. Er hat verheißen, daß der nächsten Session des Hauses ein Gesetzentwurf über Arbeitskammern vorgelegt werden soll; wie es dabei mit dem Wahlrecht der Frauen bestellt sein wird, steht dahin. Jedenfalls ist es sehr wünschenswert, daß die Frauenvereine bis dahin dafür sorgen, daß ihre Forderung: Vertretung der Frauen in den Arbeitskammern — den verbündeten Regierungen sehr nachdrücklich nahe gelegt wird. Graf Posadowsky sprach ferner die Hoffnung aus, in der nächsten Session einen Gesetzentwurf zur Einführung des Zehnstundentages für die Fabrikarbeiterinnen vorlegen zu können; allerdings, meinte er, müsse eine Übergangszeit bewilligt werden. Man wird also wohl mit größerer Vorsicht vorgehen, als im Interesse der überlasteten Frauen zu wünschen wäre. Auch von der reichsgesetzlichen Reform des Vereins- und Versammlungsrechtes ist in diesem Zusammenhange die Rede gewesen, allerdings zunächst nur in dem Sinne, daß „ernste Erwägungen" darüber in Aussicht gestellt worden sind. Das Gesetz betreffend die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine, das erste, das die Gleichberechtigung der Frauen wenigstens auf dem Gebiete des Berufsvereinswesens gewährleistet, wird im Bundesrat nach der Kritik, die es von den Parteien erfahren hat, noch einmal durchberaten und dann voraussichtlich wiedereingebracht; über den Termin, wann das geschehen wird, erklärte Graf Posadowsky sich noch nicht äußern zu können.

Ebenso bedeutsam wie diese Verhandlungen des Reichstages vom 9. März waren die des preuß. Abgeordnetenhauses in der letzten Februarwoche. Auch hier kam zunächst die Rückständigkeit des Vereins- und Versammlungsrechtes zur Sprache. Der Minister des Innern von Bethmann-Hollweg erkannte ausdrücklich an, daß die Zustände in Preußen, besonders hinsichtlich der Beteiligung der Frauen an Vereinen und Versammlungen, dringend der Reform bedürftig seien, da unter den bestehenden Verhältnissen eine einheitliche Handhabung des Gesetzes durch die Polizei geradezu ausgeschlossen

sei. Ebenso unumwunden erklärte der Minister die Notwendigkeit einer Revision der gesetzlichen Handhabung der Prostitution an, die wie schon im vorigen Jahre von dem Abgeordneten Münsterberg-Danzig im Sinne des Abolitionismus gefordert wurde. Münsterberg forderte sowohl die Beseitigung des § 361 Abs. 6 des Strafgesetzbuchs wie andererseits positive Maßnahmen zur Bekämpfung der Prostitution durch besseren Mutterschutz, durch vernünftige und naturgemäße Erziehung, durch erweiterte Fürsorge für gesunde und edle Volksunterhaltungen und vor allem auch durch energische Unterdrückung der Animierkneipen. Der Minister ging in seiner Antwort vor allem auf die Frage der Reglementierung selbst ein und erklärte sich persönlich für ein System, wie es augenblicklich in Dänemark eingeführt ist und bei dem von der Reglementierung abgesehen ist, aber energische Maßnahmen gegen jede Art öffentlicher Anreizungen zur Unsittlichkeit und zur Bekämpfung der hygienischen Folgen der Prostitution getroffen sind. Der Freikonservative Freiherr von Zedlitz brachte ferner die Reform der Gesindeordnung zur Sprache, die bekanntlich in Preußen noch aus dem Jahre 1810 stammt. Auch hier erkannte der Minister des Innern die bestehenden Mißstände voll an, und wenn er auch an die Möglichkeit einheitlicher gesetzlicher Maßnahmen auf diesem Gebiete nicht glauben zu können erklärte, so zeugten doch seine Äußerungen zu den Mißständen selbst, vor allen den Wohnungsverhältnissen und der schrankenlosen Arbeitszeit, von so fortschrittlicher sozialer Gesinnung, daß sie auch an sich wertvoll und dankbar zu begrüßen sind. Es kam dann endlich noch das Fürsorgeerziehungsgesetz zur Sprache, und die Diskussion wandte sich schließlich vor allem den Aufgaben der Fürsorgeerziehung an den sittlich verwahrlosten Mädchen zu. Die Gedanken, die Oberregierungsrat Krohne aussprach, werden hoffentlich ein weithallendes Echo wachrufen und die noch in vielen, besonders den kirchlichen Magdalenenasylen, übliche Erziehungspraxis als verfehlt brandmarken; geht doch diese Praxis vor allem darauf hinaus, in den Mädchen ihre Vergangenheit lebendig zu erhalten, während im Gegenteil die Fürsorgeerziehung nur dann Erfolg verspricht, wenn es ihr gelingt, die Mädchen in jeder Hinsicht innerlich von ihrer Vergangenheit zu befreien. Oberregierungsrat Krohne betonte mit größter Entschiedenheit wiederum, wie er das schon oft getan hat, die Bedeutung der Mitarbeit gebildeter Frauen sowohl in der Anstaltspflege wie auch in der schwierigen Aufgabe, die aus der Anstalt Entlassenen wieder ins Leben, in die Gesellschaft zurückzuführen. Möchte sein Appell in den Kreisen der Frauen zünden und dieser Arbeit neue warmherzige Helferinnen gewinnen.

Im ganzen hat man sowohl von den Verhandlungen des Reichstages wie von denen des Abgeordnetenhauses den Eindruck, als ob die Zurückdrängung der Sozialdemokratie bei den diesjährigen Reichstagswahlen die Reichs- und Landesregierung zu einem zuversichtlicheren Kurs in der Sozialpolitik ermutigt hätte.

Bildungswesen.

* **Gegen weibliche Dozentur** hat sich die Albertus-Universität in Königsberg, einer Aufforderung des Ministeriums folgend, in einem schriftlichen Gutachten geäußert. Nur eine geringe Zahl der Dozenten hat sich dafür ausgesprochen.

* Der Verband studierender Frauen Deutschlands hat folgende **Ferienauskunftstellen** eingerichtet: Berlin: Elsa Zodtke, NW. 23, Holsteiner Ufer 1; Bonn (Studentinnen-Verein): stud. math. W. Beutner, Göbenstraße 19; Bonn (Hilaritas): Frida Ehrich, Weberstraße 38; Freiburg in Breisgau: stud. med. Schultze, Maria-Theresiastraße 9; Heidelberg: cand. phil. J. Richter, Heidelberg-Neuenheim, Philosophenweg 3; Leipzig: stud. paed. E. Riemann, Keilstraße 1 II; Marburg: Fr. J. Heinrich, Steinweg 25; München: stud. phil. Voigtländer, Schnorrstraße 6 II; Würzburg: stud. med. E. Philip, Kapuzinerstraße 23 I.

* **Gymnasialbildung der Mädchen in Österreich.** Die Zulassung von Mädchen als „Privatistinnen" an Knabengymnasien soll nach einem Erlaß des österreichischen Unterrichtsministers von Fall zu Fall gestattet werden können.

* **Die Kölner Handelshochschule** ist auf eine Petition des Vereins weiblicher Angestellter und der Ortsgruppe Köln des Allgemeinen deutschen Frauenvereins weiblichen Studenten geöffnet worden. Nähere Auskunft erteilt die Geschäftsstelle der höheren Handelsschule für Mädchen, Köln, Klapperhof 26—28.

* **Zur gemeinsamen Erziehung der Geschlechter** hat sich der Berliner Stadtschulrat Dr. Fischer zuerst in der Stadtverordnetenversammlung und dann auch privatim folgendermaßen geäußert:

„Ich habe bereits in der Stadtverordnetenversammlung erklärt, daß ich nur meine persönliche Meinung über die gemeinsame Erziehung der Geschlechter geäußert habe, da über diese Frage weder in der Schuldeputation, noch im Magistrat ver-

handelt worden ist. Ich habe aber trotzdem es für angebracht gehalten, mich bei guter Gelegenheit darüber zu äußern, da ich mich vorher mit den leitenden Männern sowohl im Provinzialschulkollegium als auch im Kultusministerium über die Angelegenheit ins Benehmen gesetzt habe. Ich kann erklären, daß ich an diesen Stellen keineswegs auf eine ablehnende Haltung gestoßen bin. Im Gegenteil: ich fand durchaus Sympathie für den Plan, so daß, wie ich glaube, mit einem Widerstande der vorgesetzten Behörde nicht gerechnet zu werden braucht, falls die Einführung der gemeinsamen Erziehung in die Berliner Gemeindeschulen beschlossen werden sollte. Es bedarf kaum eines Beweises dafür, daß die gemeinsame Erziehung auch bei uns praktisch durchführbar ist. Die Bedenken, die von verschiedenen Seiten in moralischer Hinsicht gegen die Koëdukation erhoben worden sind, teile ich nicht. Ich stehe hierbei auf demselben Standpunkte, den Dr. Karl Grundscheid von der Margarethenschule in Berlin in seiner Abhandlung über die Koëdukation vertritt. Ich bin für die gemeinsame Erziehung der Geschlechter wegen der Sache selbst, dann aber auch, weil sie uns ermöglicht, das jetzt eingeführte achtklassige Schulsystem beizubehalten. Wir bekommen dann einen gemeinsamen breiten Unterbau in vier Klassen, in denen die Knaben und Mädchen vollständig gleichen Unterricht genießen. Erst von da ab soll eine Trennung insofern eintreten, als diejenigen Stunden, in denen die Mädchen Handarbeitsunterricht empfangen, für die Knaben zu Handfertigkeitsstunden benutzt werden, die wir jetzt noch nicht einführen können. Das sind einige der gewichtigen Gründe, die für den gemeinsamen Unterricht der Geschlechter sprechen."

Man fragt sich dabei nur, wie die Lehrerinnen verwendet werden sollen. Werden sie nicht in die Unterklassen geschoben werden? Und doch werden die Mädchen der Oberklassen, wenn sie mit Knaben zusammen unterrichtet werden sollen, des weiblichen Einflusses nicht weniger, sondern eher in höherem Grade bedürfen.

* **Zur Fortbildungsschulpflicht der gewerblichen Arbeiterinnen** hat die Wormser Handelskammer ein sehr charakteristisches Gutachten abgegeben. Ihr erscheint die Fortbildungsschulpflicht sowohl für gewerbliche Arbeiterinnen wie für kaufmännische Angestellte wünschenswert, aber für die ersteren nur als hauswirtschaftlicher Unterricht, und auf jeden Fall in Stunden, die keine Störung des Geschäftsbetriebes nötig machen. — So war's aber nicht gemeint in der Eingabe des Bundes deutscher Frauenvereine, die die Handelskammer zu begutachten hatte. Ein obligatorischer Unterricht, der nicht in die Geschäftsstunden fällt, ist eine unverantwortliche Mehrbelastung der Arbeiterinnen.

* **Die Ausbildung der Lehrerinnen für Hauswirtschaft** ist durch eine Verfügung des preußischen Handelsministers in eine neue Bahn geleitet. Das Handelsministerium gedenkt in Zukunft einen großen Einfluß auf die Ausbildung, Prüfung, Erprobung und Anstellung weiblicher Lehrkräfte in diesen Fächern an Schulen für Erwachsene auszuüben. Der Minister für Handel und Gewerbe hat dem Pestalozzi-Fröbelhaus II, Berlin, Barbarossastraße, (Seminar Koch- und Haushaltungsschule Hedwig Heyl) die Konzession zur Ausbildung dieser Lehrerinnen, und somit eine staatliche Prüfung nach Ablegung eines zweiten Examens zugebilligt; bis jetzt war dieses Examen nicht staatlich. Das erste Examen, das zum Unterricht für Kinder berechtigt, findet ein Jahr früher statt, und steht bekanntlich unter Aufsicht des Kultusministeriums. Durch die neue Maßnahme wird der Stand der hauswirtschaftlichen Lehrerinnen erheblich gehoben. Nähere Auskünfte in der Anstalt. Vorsteherin Fräulein Martin.

Berufliches.

* **Die Zahl der weiblichen Mediziner** an deutschen Universitäten gibt Prof. Schwalbe in einem Artikel der „Deutschen medizinischen Wochenschrift" folgendermaßen an: „Nach den mir von den Universitätssekretariaten gemachten Angaben sind an sämtlichen deutschen Universitäten im Wintersemester 1906/07 300 weibliche Medizinstudierende inskribiert, und zwar in Berlin 95, Bonn 4, Breslau 13, Erlangen 1, Freiburg 27, Gießen 2, Göttingen 11, Greifswald 1, Halle 10, Heidelberg 25, Königsberg 10, Leipzig 12, Marburg 7, München 43, Straßburg 31, Tübingen 2, Würzburg 6. Von den gesamten Medizinstudierenden der deutschen Universitäten im Wintersemester 1906/07, 7219, bilden also die weiblichen einen Bruchteil von 4 v. H. Zieht man dabei in Erwägung, daß unter ihnen eine nicht geringe Zahl Ausländerinnen sich befindet, die in Deutschland nicht bleiben, so ist ein nennenswerter Zuwachs zu den rund 50 in Deutschland approbierten praktizierenden Ärztinnen einstweilen nicht zu erwarten."

* **Weibliche Dozentur.** An der Universität Bern, die bereits in Frl. Dr. Tumarkin den ersten weiblichen Philosophieprofessor besitzt, hat sich neuerdings eine zweite Dozentin niedergelassen, Frl. Dr. Gertrud Woker, Tochter des (gleichfalls in Bern lehrenden) Historikers Professor Dr. Woker, die sich für Geschichte der Chemie und Physik habilitiert hat.

* **Die neue österreichische Gewerbenovelle,** die am 16. Februar d. J. in Kraft getreten ist, enthält auch die Frauenarbeit betreffende sehr einschneidende Bestimmungen. Zum selbständigen Be-

triebe eines Handwerks ist in Österreich der Befähigungsnachweis erforderlich, den man durch Absolvierung einer — in den meisten Gewerben zweijährigen — Lehr- und einer ebenso langen Arbeitszeit erbringt. Bei Gewerben, die von Frauen betrieben werden, zum Beispiel bei der Damenschneiderei, konnte bis jetzt an die Stelle der Lehrzeit der Besuch einer Fachschule treten. Die Gewerbenovelle hält nun wohl daran fest, daß der Befähigungsnachweis von Frauen auch auf anderem Wege (als auf dem der Meisterlehre) erbracht werden könne, wie dies aber geschehen soll, das bleibt der freien Würdigung der Gewerbebehörde überlassen. Wenn mithin ein Mädchen die für ihren Beruf notwendigen Kenntnisse und Fertigkeiten in einer Schule erworben und sodann die vorgeschriebene Arbeitszeit zurückgelegt hat, so kann ihr die selbständige Ausübung des Gewerbes nach dem neuen Gesetze dennoch verwehrt werden: das „freie Ermessen" der Gewerbebehörde entscheidet, ob die Vorbereitung durch die Schule genügt. Besonders hart kann diese Bestimmung Frauen und Mädchen treffen, die ein Umschwung der Verhältnisse zwingt, zu einem Erwerbe zu greifen, für den sie die Eignung seinerzeit durch den Besuch einer Fachschule erlangt haben. Sie können in die unangenehme Lage kommen, noch zwei Jahre als Lehrmädchen unentgeltlich arbeiten zu müssen, um den so verschärften gesetzlichen Anforderungen zu genügen. (Berliner Tageblatt.)

Arbeiterinnenfrage.

* **Die Lage der Arbeiterinnen in den Berliner Schokoladen- und Konfitürenfabriken** ist von einer Kommission untersucht worden, die im vorigen Jahr vom Berliner Frauenverein eingesetzt wurde und mit Hilfe einiger Mitglieder der Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit arbeitete. Die Ergebnisse der Untersuchung faßt ein Bericht von Fräulein Adele Becrensson zusammen, der in Nr. 22 der „Sozialen Praxis" erschienen ist.

* **Zur Lage der Heimarbeiterinnen.** Bekanntlich hat die Berliner Handelskammer einen Bericht über die Berliner Heimarbeit herausgegeben, der nur auf Unternehmermitteilungen beruht und den Eindruck der Heimarbeit-Ausstellung zu verwischen und als einen bösen Traum hinzustellen bemüht ist. Wir machen aufmerksam auf eine Kritik dieses Berichtes von Gertrud Dyhrenfurth in der Februarnummer der „Heimarbeiterin" (Geschäftsstelle Berlin W. 35, Derfflingerstr. 19a).

* **Eine Gewerbeaufsichtsbeamtin** wird in Schwarzburg-Rudolstadt angestellt werden.

Soziale Fürsorge.

* **Zur Armen- und Waisenpflege** in Magdeburg sind Frauen vom 1. April ab in ausgedehnterem Maße zugelassen. Von diesem Termin ab werden jeder Bezirkskommission 2 Pflegerinnen als stimmberechtigte Mitglieder zugewiesen.

* **Die Rechtsschutzstelle für Frauen** in Frankfurt a. M. ist durch die tatkräftige Unterstützung sozialdenkender Bürger der Stadt in der glücklichen Lage, am 1. April d. J. eine Juristin Fräulein Alice Westerkamp aus Marburg als Leiterin anzustellen. Die bisherige Leiterin, Fräulein Ida Kirch, sowie die übrigen Mitarbeiterinnen werden auch fernerhin ehrenamtlich tätig sein. Das Bureau der Rechtsschutzstelle für Frauen Frankfurt a. M. ist jetzt Großer Hirschgraben 11.

Die rechtliche Stellung der Frau.

* **Zum kirchlichen Frauenwahlrecht** steht im „Reichsboten" vom 26. Februar ein Artikel einer Frau, „Grfn. M." unterzeichnet. Er ist charakteristisch für die Art, wie man in diesen Kreisen mit den Frauenwünschen umspringt, daß die Redaktion in einem Nachwort so tut, als sei in dem Artikel, der „Kirchliches Wahlrecht" überschrieben ist und über die Absicht der Verfasserin gar keinen Zweifel läßt, „eigentlich" nicht vom Wahlrecht, sondern von organisierter Hilfsarbeit die Rede. Es heißt da am Schluß:

„So sehr wir dafür sind, daß die Hilfskräfte der Frauen auf den verschiedenen Arbeitsgebieten der christlichen Liebestätigkeit fruchtbar gemacht werden, so wenig können wir uns für die Hineinziehung der Frauen in die Wahlen erwärmen. Wir stimmen dem obigen Aufsatz in allem zu, was er über diese Tätigkeit der Frauen sagt, und das ist ja auch der Hauptinhalt desselben; zur wirklichen Begründung der Wahlbeteiligung enthält er nichts. — Wirklich stichhaltige Gründe dafür gibt's auch nicht."

Zu wünschen ist nur, daß die Frauen sich solche Auslegungskünste ganz deutlich ausgesprochenen Absichten gegenüber nicht gefallen lassen.

* **Für den neuen Landtag in Finnland** wurden von allen Parteien weibliche Kandidatinnen aufgestellt, von bekannten Vertreterinnen der Frauenbewegung unter anderem: von der schwedischen Volkspartei Lucina Hagman und Helene Westermarck, von den Jungfennomanen Dr. Maikki Friberg, von den Altfennomanen Baronin Gripenberg.

* **Das Frauenwahlrecht in der italienischen Kammer.** Nachdem der oberste Gerichtshof von Italien entschieden hat, daß das herrschende Gesetz Frauen das politische Wahlrecht nicht zugesteht, hatte sich nun die Kammer mit einer Petition um Gewährung des Frauenstimmrechts zu befassen. Die Kommission hatte Überweisung in das Archiv beschlossen, d. h. Übergang zur Tagesordnung. Im Plenum aber fanden sich eine Reihe sehr energischer Vertreter der Petition, und sie wurde schließlich dem Ministerium des Innern zur Erwägung überwiesen. Einen Antrag, der der Regierung die Verpflichtung auferlegte, eine Vorlage zu gunsten des Frauenwahlrechts einzubringen, lehnte der Ministerpräsident aus formellen Gründen ab. Die feministische Partei betrachtet das Resultat der Verhandlungen als einen Erfolg.

Versammlungen und Vereine.

Der Berliner Frauenverein

hat in einer Sitzung vom 21. Februar zur Eröffnung des Reichstags mit folgender Resolution Stellung genommen:

> Die am 21. Februar tagende Versammlung des Berliner Frauenvereins spricht ihre Befriedigung darüber aus, daß in der Thronrede bei Eröffnung des Reichstags der Ausbau der sozialpolitischen Gesetzgebung in Aussicht gestellt ist und hofft, daß dabei auch die Interessen der Frauen volle Berücksichtigung finden werden.
>
> Vor allem erwartet sie die Erfüllung folgender dringender Forderungen:
>
> 1. Ausdehnung des ortsstatutarischen Fortbildungsschulzwanges auf die gewerblichen Arbeiterinnen;
> 2. Einführung des zehnstündigen Maximalarbeitstages für Fabrikarbeiterinnen;
> 3. Gesetzliche Maßnahmen zur Regelung der Heimarbeit;
> 4. Einführung der Witwen- und Waisenversicherung;
> 5. Arbeitskammern mit gleichem Wahlrecht für Männer und Frauen;
> 6. Aufhebung aller vereinsrechtlichen Beschränkungen der Frauen durch Reichsgesetz.

Ferner nahm der Verein zu den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses vom gleichen Tage folgende Erklärung einstimmig an:

> Die Versammlung des Berliner Frauenvereins vom 21. Februar spricht ihre besondere Freude darüber aus, daß in der heutigen Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom Minister des Innern die mit der Reglementierung der Prostitution verbundenen sittlichen und sozialen Mißstände anerkannt und gesetzliche Reformen nach Art der dänischen in Aussicht gestellt sind.
>
> Die Versammlung spricht die zuversichtliche Hoffnung aus, daß bei der Vorbereitung der gesetzlichen Änderungen auch Frauen zugezogen werden und dadurch Gelegenheit zur Vertretung der weiblichen Anschauungen zu diesen Fragen gegeben wird.

Berliner Käuferbund.

Ende Februar fand in den Räumen des Ministeriums des Innern, Berlin, Unter den Linden 72—73, eine Sitzung statt von Vertretern und Vertreterinnen einer Anzahl hervorragender Berliner Organisationen (Frauenvereine, sozialpolitische Vereine, Vereine für gemeinnützige oder wohltätige Bestrebungen usw.), welche zur Konstituierung eines Berliner Käuferbundes führte. Der Käuferbund ist als eine Folge der deutschen Heimarbeit-Ausstellung anzusehen, die den Anstoß gab zu den Vorarbeiten für die Bildung dieses Bundes. Der Käuferbund hat sich zur Aufgabe gestellt, die Konsumentenmoral d. h. ein größeres Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber den Angestellten und Arbeitern bei dem kaufenden Publikum anzuregen.

Im Vorstand des Bundes sind die verschiedensten Richtungen vertreten, da der Bund in voller politischer und konfessioneller Neutralität arbeiten wird. Den Vorsitz hat Ihre Exzellenz Frau Staatsminister von Bethmann-Hollweg übernommen, stellvertretende Vorsitzende sind Fräulein Elisabeth von Knebel-Doeberitz und Professor Dr. Ernst Francke, Herausgeber der Sozialen Praxis und Leiter des Bureaus für Sozialpolitik; ferner wurden in den Vorstand gewählt Fräulein Adele Beerensson, Gertrud Dyhrenfurth, Else Lüders, M. Meinecke und Dr. Heinrich Koch.

Der Bund nimmt seinem Programm nach zunächst folgende Gebiete in Angriff: Verbesserung der Arbeitsverhältnisse der Handelsangestellten, ferner Verbesserungen der Arbeitsverhältnisse in der Bekleidungsindustrie sowie in der Konfitürenfabrikation. Bei dem kaufenden Publikum sucht der Bund zunächst auf Berücksichtigung der folgenden Punkte hinzuwirken: Nicht nach 8 Uhr abends einzukaufen, die Einkäufe am Sonntag auf das Unerläßliche zu beschränken, Bestellungen — namentlich in den Saisonindustrien und vor Festen — rechtzeitig aufzugeben, um allzulange Arbeitszeit und Überanstrengung der Arbeiter und Angestellten zu vermeiden.

Männer und Frauen, welche die Grundsätze des Bundes anerkennen und befolgen wollen, sind als Mitglieder willkommen. Um weiten Kreisen den Eintritt zu ermöglichen, ist ein jährlicher Mindest-

beitrag von nur 1 Mark festgesetzt. Die Geschäftsstelle des Bundes befindet sich in den Räumen des Bureaus für Sozialpolitik, Berlin W., Nollendorfstraße 29—30, wohin auch die Anmeldungen zur Mitgliedschaft zu richten sind.

Die Sittlichkeitskommission der Hamburger Ortsgruppe des Allgemeinen deutschen Frauenvereins

hat einen sehr wertvollen kleinen Beitrag zur Frage der sexuellen Aufklärung herausgegeben. Verschiedene Mitglieder der Kommission hatten von einzelnen Geistlichen die Erlaubnis erwirkt, den Konfirmandinnen in einer Stunde eine Ansprache zu halten, die sie auf die ihnen im späteren Leben bevorstehenden sittlichen Gefahren aufmerksam machen sollte. Diese Ansprache ist als Flugblatt veröffentlicht worden. Sie ist in ihrer einfachen und doch eindringlichen, in ihrer sachlich durchaus klaren und dabei mütterlich herzlichen Art vorzüglich geeignet zu zeigen, wie so etwas gemacht werden muß. Die Wirkung der Ansprache auf die jungen Mädchen bestätigte durchaus den Eindruck, den die Lektüre macht. Die Flugschrift ist zum Selbstkostenpreis zu erhalten von der Ortsgruppe Hamburg des Allgemeinen deutschen Frauenvereins Hamburg, ABC-Straße 57.

Bücherschau.

„Die Frauenarbeit, ein Problem des Kapitalismus" von Dr. Robert Wilbrandt, Privatdozent an der Universität Berlin. Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1906. Robert Wilbrandt ist unter den Sozialwissenschaftlern zweifellos der beste Kenner des Gebietes der Frauenarbeit. Das gibt dieser kleinen in der Sammlung „aus Natur- und Geisteswelt" erschienenen populären Arbeit die sichere Grundlage einer umfangreichen Materialkenntnis. Was die Darstellung außerdem gerade für diese Sammlung und ihren Zweck außerordentlich geeignet macht, daß ist die Beherrschung des populären Ausdrucks, in der Wilbrandt sich deutlich als ein Schüler und zwar als ein talentvoller Schüler Friedrich Naumanns verrät. Die aus populär-wissenschaftlichen Vorträgen entstandene Darstellung hat durchaus die Frische und Unmittelbarkeit des gesprochenen Wortes bewahrt, ohne doch etwa wissenschaftlich unbestimmt oder stilistisch salopp zu werden. Was die theoretische Grundlage betrifft, die Wilbrandt seiner Betrachtung der Frauenarbeit gegeben hat und die er auch im Titel andeutet, so führt es über das engere Gebiet der Frauenarbeit hinaus und in die Gesamtanschauung unserer wirtschaftlich-sozialen Entwicklung hinein, wenn man zu ihr Stellung nehmen will. Es scheint, daß Wilbrandt, indem er das Problem der Frauenarbeit als ein durch den Kapitalismus geschaffenes hinstellt, etwas zu stark die geldwirtschaftliche Seite der kapitalistischen Entwicklung und etwas zu wenig ihre technische Grundlage berücksichtigt. Es ist doch nicht so durchaus die Tendenz der kapitalistischen Wirtschaftsordnung auf hohe Verzinsung, die zur Inanspruchnahme der Frauenarbeit geführt hat, sondern eben doch vor allem die wachsende Differenzierung der Arbeit überhaupt, die unmittelbar mit dem Privatkapitalismus als Eigentumsordnung noch nichts zu tun hat. Es beruht auf dieser etwas zu einseitigen Betonung der Lohn- und Gewinnfrage in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, wenn Wilbrandt die Möglichkeit eines ausreichenden Arbeiterinnenschutzes innerhalb des modernen Kapitalismus so skeptisch ansieht; und man kann ihm andrerseits auch nicht ganz folgen in der Annahme, daß die Probleme der Frauenarbeit im Sozialismus lösbar sein würden; denn die entscheidende Schwierigkeit liegt doch eben in dem Konflikt der beiden Wirtschaftssysteme, denen die Frau fortan angehört, der Familie, von der sie nun einmal nicht ganz „emanzipiert" werden kann, und der Volkswirtschaft. Diesen Konflikt, der zugleich ein äußerer und ein innerer ist, wie Wilbrandt auch selbst an verschiedenen Stellen mit tiefblickendem Verständnis betont, wird durch den Kapitalismus in vieler Hinsicht geschärft und erschwert. Geschaffen ist er aber durch die Technik an sich.

Es braucht aber kaum ausdrücklich gesagt zu werden, daß auch, wer den nationalökonomischen Standpunkt Wilbrandts nicht teilt, in seinem Buch eine gute und klare Einführung in die Verhältnisse und Probleme der Frauenarbeit finden wird.

„Vom Schaffen". Essais von J. J. David. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1906. Einer der feinsten und liebenswürdigsten Künstler der Wiener Schule erscheint uns in diesen gesammelten Essais als Ästhetiker und Lebensphilosoph. Er plaudert von der Zeitung, von den Büchern, von den großen Philistern, deren Bedeutung für die Kunst er mit liebenswürdigem Humor und schöner Unbefangenheit würdigt und gibt zum Schluß einige feine Bekenntnisse über die Bedingungen des künstlerischen Schaffens. Das alles in der schwerelosen, anmutig einfachen Form, die den Österreicher auszeichnet.

„Sofiensruh". Wie ich mir das Landleben dachte und wie ich es fand. Von S. Jansen. 2. Aufl. 3.—5. Tausend. Neudamm. Verlag von J. Neumann. (Preis geb. 5 Mark.) Die Leiden einer Gutsbesitzerin in Schleswig-Holstein — neben denen die Freuden eine sehr geringe Rolle spielen — sind mit ergötzlichstem Humor hier dargestellt. Frau Jansen zitiert einmal Bismarcks Ausspruch, es gehöre mehr Verstand dazu, ein mittleres Landgut zu bewirtschaften, als preußischer Ministerpräsident zu sein. Die Schilderungen der tapferen, klugen, überall selbst zugreifenden Landwirtin geben eine drastische Illustration dazu. Das kulturhistorisch Wertvolle des Buches liegt in den Einblicken, die wir in die Leutenot und ihre Ursachen,

in die Psychologie der ländlichen Dienstboten, in menschliche Dummheit und Verranntheit gewinnen. Nach dieser Richtung hin ist das scheinbar so vergnügliche Buch sehr ernst zu nehmen.

Maria Baschkirtseff, Tagebuchblätter und Briefwechsel mit Guy de Maupassant. Einzig autorisierte Ausgabe. Aus dem Französischen übertragen und eingeleitet von Julia Virginia. III. Auflage. Berlin und Leipzig, Verlag von Hermann Seemann Nachflg. Die Tagebuchblätter der Maria Baschkirtseff sind wahrscheinlich bekannter als ihr graziöser Briefwechsel mit Guy de Maupassant, den sie ohne ihren Namen zu nennen eines Tages kühn eröffnet hat und den er, ohne zu wissen wer seine Korrespondentin war, nur durch den Reiz ihrer kecken sprühenden Persönlichkeit gefesselt, eine Zeit lang durchführte. Die Übersetzung würde entschieden wertvoller sein, wenn die Verfasserin mit dem gespreizten Pseudonym auf ihr Vorwort, eingeschlossen die Verse, verzichtet hätte. Von dieser Geschmacklosigkeit abgesehen, wird die deutsche Übersetzung vielleicht manchem willkommen sein, der Maria Baschkirtseff nahe kommen könnte und dem doch das französische Original Schwierigkeiten macht, obgleich man sich eigentlich diese Verbindung von Können und Nichtkönnen kaum vorstellen kann.

„Ein Requiem“. Novelle von Georg Hirschfeld. Insel-Verlag. Leipzig 1906. Was wohl Georg Hirschfeld mit seinem „Requiem“ gewollt hat? Es muß ihm doch wohl auf die äußere Form angekommen sein, denn an der dürftigen Handlung kann man sich kaum erfreuen. Es ist die Geschichte eines edlen Herrn, der seine Braut verliert und deshalb zum Einsiedler wird. Er führt in den letzten Jahren seines Lebens eine Art Tagebuch, das sein Freund und Nebenbuhler Christoph nach seinem Tode findet. Der Verstorbene war ein Freund der Bauern; Waldleute, Köhler und Holzfäller tragen ihn zu Grabe. Die Schilderung der Bestattung, der Gestalten im Zuge, denen wir Trauer und Müdigkeit nachempfinden, das klar entworfene Bild des Waldes und des hellen Tales, in dem der Friedhof liegt, gewähren dem Leser einen wirklichen Genuß. Man spürt, wie liebevoll der Verfasser sich in die Stimmung, die hier waltet, versenkt hat, mit welcher Sorgfalt er sein Material, die Sprache, behandelt. Aber trotz der poetischen Szenen, die uns das Buch lebendig vor Augen zu stellen sucht, trotz der nahen Nachbarschaft, die Tod und Liebe in der Erzählung halten, ist ihr schließlicher Eindruck doch der der Enttäuschung. Der Schluß fällt zu kraftlos ab, die Gestalten sind nicht plastisch genug, und die ganze herbe Tragik des Stoffes ist bei weitem nicht erschöpft. Dabei hat man nicht den Eindruck weiser Zurückhaltung seitens des Verfassers, sondern eher das Gefühl einer gewissen Flachheit. Vor allem aber fehlt der Hintergrund des gewitterschwülen Jahres 1525. Man spürt nichts von der gewaltigen Bewegung, zu der ein Florian Geyer die Bauern hinriß, nichts von dem Groll und der Verzweiflung der Unterdrückten, nichts von dem Schrecklichen, womit die Zukunft droht. Ein paar Bauern schütteln die Fäuste, lassen sich aber schnell beruhigen, und die Zeit der Vorgänge erkennen wir nur an der gegebenen Jahreszahl. Riehls Forderung, daß man die Zeit mit ihren Ereignissen in einer historischen Novelle bis in die tiefsten Gedanken ihrer Helden spüren müsse, hat Georg Hirschfeld nicht erfüllt.

Melanie Ebhardt.

„Iris“, Gedichte von Ilse Franke. Verlag W. Gente, Hamburg. Ilse Franke zeigt in ihrer Gedichtsammlung „Iris“, daß sie ein gewisses Maß von Talent besitzt, daß sie sich bei strengster Selbstzucht und klarer Selbstkritik zu etwas Erfreulichem entwickeln könnte. Gedichte wie „Die Kinderfreundin“ und das zarte „Mädchenlied“, in dem nur das „süß und toll“ pochende Herz der Mainacht stört, berechtigen entschieden zu dieser Hoffnung. Leider enthält der Band aber eine große Zahl Gedichte, die eine sorgsam feilende Hand vermissen lassen, manche sind sogar geradezu geschmacklos, wie das von dem Selbstmörder auf den Eisenbahnschienen, dessen abgefahrener Kopf in einen Beerenstrauch geschleudert ist. Dieses Gedicht — „— und was danach?“ wimmelt von schiefen Bildern und unschönen Ausdrücken. Gedichte wie „Es liegt ein Schatz . . .“ bleiben im Persönlichen stecken und sind wohl nur dem verständlich, an den sie gerichtet sind. Damit aber tragen sie den Stempel des Dilettantismus. Ob die Verfasserin sich zu echter Künstlerschaft durchringen wird, ist nach diesem vielfach noch unreifen Buch nicht vorauszusagen. Ohne eisernes Streben, ohne eine weit entschiedenere Zucht wird es ihr nicht gelingen, trotz des Talentes, dessen Spuren in der Sammlung hier und da sichtbar werden, dem es aber noch an Kraft und Eigenart fehlt.

Melanie Ebhardt.

In der Sammlung **„Die Kunst“**, die Richard Muther im Verlag von Bard Marquardt und Co., Berlin, herausgibt, erschien als neues Bändchen eine Reihe von Unterhaltungen über die Frage: **„Was ist moderne Kunst?“** von Oskar Bie. Dieser feine Kenner predigt das, was vor allem not tut: Liebe zur Gegenwart; das bedeutet jene höchste Aufgabe ästhetischer Kultur, daß man sich nämlich von Traditionen, konventionellen Urteilen frei machen kann und doch die Sicherheit des Gefühls für das Echte, Große in sich ausbildet, das dem Neuen gegenüber stets zu verstehender Anerkennung bereit ist und sich vor dem Flachen zu schützen weiß. Vielleicht tragen die Unterhaltungen, in denen man die Energie eines außerordentlich kunstempfindlichen Menschen in jedem Worte und jeder Wendung wirken und glühen fühlt, dazu bei, jene voraussetzungslose Andacht zu den immer neuen Offenbarungen des künstlerischen Ausdrucks in einigen Menschen zu wecken oder zu vertiefen.

In dem gleichen Verlage erscheint eine von Georg Brandes herausgegebene Reihe von Abhandlungen unter dem Gesamttitel **„Die Literatur“**. (Preis des Bändchen 1,50 Mark.) In dieser Reihe erschien soeben das Nibelungenlied in einer Besprechung von Max Burckhard, ausgestattet mit den Zeichnungen von Rethel und Originalreproduktionen aus den Nibelungenhandschriften A. B. und C. Die Besprechung beruht auf dem Material der modernen germanistischen Forschung; aber sie verwendet es zu einer auch sprachlich gewählten Deutung der Nibelungendichtung, die nicht nur das Verhältnis des Gelehrten zu einem an sich gleich-

giltigen Objekt, sondern die warme Liebe eines Genießenden zu einem großen Kunstwerke zum Ausdruck bringt. Und deshalb ist das Buch wohl geeignet, auch bei anderen ein persönliches Verhältnis zu einem Werke zu bewirken, das heute eigentlich nur noch in der Schule weiter lebt.

„Die neue Schönheit". Roman von Jean Reibrach. Aus dem Französischen übersetzt von Wolfgang Reinhard. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart und Leipzig 1905. Der Roman, der hier in deutscher Ausgabe erscheint, ist bereits in einem eingehenden Artikel über die Frau in der modernen französischen Literatur in dieser Zeitschrift gewürdigt worden. Wir machen hiermit auf die deutsche Ausgabe des Romans aufmerksam. Der Titel bezeichnet insofern den Inhalt, als der Verfasser den Reiz der neuen Frau, die selbstbewußt ein Leben lebt, dem sie aus eigener Kraft einen vollen Inhalt gegeben hat, neben die konventionelle Schönheit des alten Frauenideals stellt, eine Gegenüberstellung, die vor allem für einen französischen Schriftsteller einen fast revolutionären Bruch mit dem Temperament und den Anschauungen seines Volkes bedeutet.

„Hans Georg Portner". Eine alte Geschichte von August Sperl. Volksausgabe. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart und Leipzig 1906. Von einem der beliebtesten Bücher August Sperls liegt hier mit der VI. Auflage eine Volksausgabe vor. Hans Georg Portner ist eine Geschichte aus deutscher Vergangenheit, die als ein nicht unwürdiger Nachzügler von Freytags Ahnen allen Liebhabern des historischen Romans gewiß Freude machen wird.

„Überlastet". Die Geschichte eines Knaben. Von Heloise von Beaulieu. Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden. Der Titel schon zeigt, daß diese Geschichte in die Kerbe schlägt, die Hermann Hesse mit dem Roman „Unterm Rad" geschnitten hat. Die Verfasserin schildert mit intimer Kenntnis des Schuljungenlebens die Tragödie eines zarten ehrgeizigen Kindes, das an dem Nicht-Können, mehr an seelischer als an geistiger Überlastung zugrunde geht. Reicht das Buch auch künstlerisch bei weitem nicht an Hermann Hesses Roman heran, so enthält es doch vielleicht mehr allgemein giltige Lebenswahrheit. Jedenfalls ist es eine Erscheinung, die in der langen Reihe moderner Jugendromane Beachtung verdient.

„Körperkultur des Weibes". Praktisch hygienische und praktisch ästhetische Winke von Frau Dr. Beß M. Mensendieck. Verlagsanstalt von F. Bruckmann A. G. München. Unter obigem Titel bietet uns die Verfasserin ein Buch von reichem therapeutischem und zugleich ästhetisch erzieherischem Inhalte. Es richtet sich vor allen Dingen an die Frauen, sollte aber erst recht von den Ärzten studiert werden und ganz besonders von den Orthopäden, damit sie den Leidenden auch in diesem Sinne Anweisung geben können.

Die Verfasserin fußt auf einem mehrjährigen Gesangs-Studium, wodurch sie den Grund zur Kenntnis der Stimmbildung und besonders zur Würdigung einer richtigen Atmung legte, bekanntlich einem Stiefkinde der Ärzte.

Sie wurde ferner stark beeinflußt durch die in den Vereinigten Staaten schon seit einigen Jahrzehnten geübte Körperkultur, welche sich wiederum teils auf die Atmung, teils aber, und sehr eingehend, auf die gesamte Muskulatur erstreckt und möglichst schöne und harmonische Formen und Bewegungen zum Ziele hat.

Mit dieser Vorbildung ausgerüstet, studiert sie Medizin in Zürich und erwarb sich so eine Summe von Kenntnissen, welche sich in dieser Richtung und Konzentration nicht wieder so leicht zusammen finden. Dazu kommt noch, daß sie in ihrer Eigenschaft als Frau eine Reihe von subjektiven Erfahrungen vor den Ärzten voraus hat; sodaß es nicht zu verwundern ist, wenn sie in ihren Turnkursen ganz außerordentliche Resultate erzielt.

Das Buch zerfällt in einen allgemeinen Teil, in die Turnvorschriften und in einen Bilder-Atlas. Im ersten Teile deckt sie die wirklich gräßlichen anatomischen und ästhetischen Mängel des weiblichen Körpers schonungslos, aber feinfühlend und humorvoll auf. Unter den Ursachen der Degeneration der weiblichen Schönheit betont sie mit Recht eine wenig gewürdigte: die Verhüllung der weiblichen Formen und Bewegungen durch die weibliche Kleidung.

Dadurch daß Formen und das Detail der Bewegungen dem Auge und somit der Kritik vollständig entzogen werden, verkümmert auch die Kenntnis derselben, das Interesse daran, es erlahmt der Ehrgeiz, die Energie und es verschlampt der Mensch unter der deckenden Hülle. Diese letztere beansprucht nun das Interesse, das eigentlich dem Träger gelten sollte, jedoch ohne Nutzen für die Gesundheit, für die Ästhetik, für den inneren Wert des Menschen überhaupt.

Die eigentlichen Turnvorschriften sind sehr eingehend behandelt. Dieselben sehen ganz ab von heftigen, stoßenden Bewegungen, wie sie bei sogenanntem deutschem Turnen üblich sind, ebenso von allen Turngeräten, sowie von Widerstandsbewegungen, dagegen legt sie großes Gewicht auf die sogenannte energisierte Angriffsstellung; d. h. es sollen vor der eigentlichen Übung alle in Aktion kommenden Muskeln sowie auch eine Reihe von Antagonisten in Spannung versetzt werden. Ferner legt sie ein Hauptgewicht auf eine hohe Einstellung des Brustkorbs und eine kräftige Flanken-Atmung, ebenso auf eine sorgfältige Ausbildung der durch die Korsette entartete Muskulatur des Kreuzes, des Leibes und der Lenden, auf die Verjüngung der Beckenmuskulatur, sowohl der äußeren wie der inneren und ist durch eine subtile Einwirkung auf jede einzelne Muskelgruppe im Stande, in vielen Fällen eine ganze Kette von Beschwerden zu heben, die anderen therapeutischen Angriffen unzugänglich waren.

Die Vorschriften lassen sich jedem Kräftezustand anpassen; selbst sehr schwache, verfettete Muskeln und Organe bei schon ganz mutlosen, an sich verzweifelnden Patienten weiß die Verfasserin nach ihrer Methode allmählich leistungsfähig und ihre Besitzer wieder lebensfroh zu machen.

Schließlich wird das Werk vervollständigt und gekrönt durch einen Bilderatlas, welcher in solcher Vollständigkeit und Anpassung an die vorliegenden Zwecke noch nicht vorhanden sein dürfte. Mit seltener Energie und Ausdauer von seiten der Verfasserin sowohl wie von seiten des Modells und des Photographen ist es gelungen, 81 vor-

zügliche Aktaufnahmen zu machen. Dieselben erstrecken sich über ein Vierteljahr, während welcher Zeit das Modell durch den Unterricht der Verfasserin aus einem Gehänge traurigster Gestalt zur stolzen Trägerin muskulöser, straffer und zugleich schöner Formen, sowie zu einem gesunden, kräftigen Organismus umgebildet wurde. Ja, sogar das Grübchen der Venus Kalipygos ist ihr nicht nur prophezeit, sondern auch wirklich zu Teil geworden zu ihrer großen Freude und zum Erstaunen der Münchener Künstler.

Druck und Illustration ist von F. Bruckmann A.-G. München, demselben Verleger, der durch die „Deutsche Jahrhundert-Ausstellung" jedem Gebildeten als vorzüglicher Illustrator bekannt ist.

Dr. A. Olshausen.

„Meyers Großes Konversations-Lexikon". Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 148 000 Artikel und Verweisungen auf über 18 240 Seiten Text mit mehr als 11 000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf über 1400 Illustrationstafeln (darunter etwa 190 Farbendrucktafeln und 300 selbständige Kartenbeilagen) sowie 130 Textbeilagen. 20 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark oder in Prachtband zu je 12 Mark. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.) Der soeben erschienene 15. Band bringt besonders hervorragendes Illustrationsmaterial, von den Textbildern abgesehen, an Tafeln allein 49 schwarze und 19 farbige, zu denen sich noch 19 vorzügliche Karten gesellen. Zwei Porträttafeln sind den deutschen Philosophen und Physikern gewidmet. Fünf Tafeln „Panzerschiffe" bringen sehr instruktive Abbildungen neuester Schiffstypen. Auch sonst ist sowohl im Text als in den Beilagen viel neues Illustrationsmaterial gebracht. Interessant ist auch ein Blatt mit vier „Phänologischen Karten," auf denen die zeitliche Entwicklung des Pflanzenlebens im Lauf des Jahres graphisch veranschaulicht wird.

Kleine Mitteilungen.

In den **Gymnasialkursen für Frauen** zu **Berlin** beginnt auf vielfach geäußerten Wunsch zu Ostern ein **Privatkursus im Griechischen**, an dem noch einige junge Mädchen teilnehmen können. Meldungen an die Leiterin der Kurse, Fräulein **Martha Strinz**, Berlin SW., Kleinbeerenstraße 16/19, in der Königlichen Augustaschule.

Assistenzärztin

gesucht, ungefähr auf 15. VI. bis 15. IX. Gehalt Mk. 120 monatl. und freie Station.

Dr. Gmelin, Nordsee-Sanatorium Südstrand-Föhr, Post Wyk.

Einer gebildeten, energischen Dame mit gründlichen Fachkenntnissen und künstlerischem Geschmack werden behufs Gründung eines kleinen

Schneiderateliers einige Tausend Mark zinsenfrei

zur Verfügung gestellt. Bedingungen: Ausschließliche Herstellung von

Reformkleidung

und Niederlassung in **Steglitz** bei **Berlin**. Offert. unt. **C. 894** an **Gerstmanns Annoncen-Bureau, Berlin W. 9.**

Damen-Pensionat.

Internationales Heim, Berlin SW., Hallesche-Strasse 17 I, dicht am Anhalter Bahnhof, bietet älteren und jüngeren Damen für kürzere und längere Zeit einen **angenehmen Aufenthalt** in der Reichshauptstadt. Monatlicher Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 65 Mk, bei eigenem Zimmer von 80 Mk an. Passanten von 2.50 Mk bis 4.50 Mk pro Tag Pension. Beste Referenzen stehen zur Verfügung.

Frau **Selma Spranger**, Vorsteherin.

In Dresden

ist **wegen Todesfalls** eine kleine, **sehr vornehme** und seit langen Jahren im Besitz der Familie befindliche Fremden-Pension (Villa im Gartenviertel der schönsten Strasse des engl. Viertels), mit **vorzüglichem Inventar** und stets **bei hohen Preisen** von einem **allerersten Publikum** besetzt, für 15 000 M. zu verkaufen. Ernste Reflekt. belieben ihre Off. unt. **P. K. 26** d. Geschäftsstelle d. Allgem. Rundsch. für Fremden- u. Familien-Pensionen in Berlin W. 50, einzureichen.

Kranken-Keilkissen,

jede Höhe stellbar. Grosse Hilfe für Asthma, Herzleiden u. Wochenbett. **Preis 20 Mk. Fahr- u. Ruhestühle.** Preisliste IV gratis und franko.

R. Jaekel, Berlin, Markgrafenstr. 20, **München,** Sonnenstr. 28.

L. O. Grienwaldts

bildmässige Copien nach Photographien i. Verstorbener in Kohledruck finden hohe Anerkennung.

Bremen. Wall 86.

Realgymnasiale u. gymnasiale Kurse für Mädchen in BONN.

Ostern 1907 Beginn eines neuen Kursus. Auswärtigen Schülerinnen wird gute **Pension** nachgewiesen. **Anfragen** und **Anmeldungen** an Oberlehrer **Dr. Weegmann** oder **Fräulein Gottschalk, Bonn.**

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

Hinnerk, Otto. Gedichte. Verlag von Arnold Bopp. Zürich.

Horn, Hermann. Shakespeares Wandlung. Schauspiel in vier Aufzügen. Stuttgart. Verlag von Strecker & Schröder. 1906.

Jaeger, Prof. Dr. Heinrich u. Frau Anna Jaeger. Hygiene der Kleidung. Stuttgart. Ernst Heinrich Moritz.

Kinkel, Walter. Vom Sein und von der Seele. Gedanken eines Idealisten. Verlag von Alfred Töpelmann (vorm. J. Ricker). Gießen 1906.

Klee, Dr. Gotthold. Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte. Berlin. Georg Bindi.

Knudsen, Jakob. Anders Hjarmsted. Roman. Verlag von Johannes von Schalscha-Ehrenfeld. Leipzig.

Comenius-Seminar

Bonn a. Rhein

Lehrerinnen-Bildungsanstalt mit Internat Übungsschule und Kindergarten

Dreijähriger Kursus zur Vorbereitung auf die Lehrerinnenprüfung für mittlere und höhere Mädchenschulen nach staatlich genehmigtem Reformlehrplan

Zweijähriger Kursus zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen.

Beginn der nächsten Kurse: Ostern 1907

Prospekte und nähere Auskunft durch die Vorsteherin:

Fräulein Helene L. Klostermann, Bonn, Riesstr. 1

Kohut, Dr. Adolph. Die Gesangs-Königinnen in den letzten drei Jahrhunderten. Verlag von Hermann Kuhz. Berlin S. 42.

Krah, Ina. Die Hegelunds. Roman. Berlin W. 50. Richard Taendler's Verlag. 4 Mark, geb. 5 Mark.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:

Berlin W. 35, Genthinerstr. 16, Gt. I.

Sprechstunden Wochentags von 11—3 Uhr, Sonnabends 11—1 Uhr.

1. Gesucht für ein deutsches Landerziehungsheim in Süddeutschland eine für Französisch und Englisch geprüfte Lehrerin. Bevorzugt werden solche, die Sport lieben und gut turnen. Gehalt nach Übereinkunft.

2. Gesucht werden zu sofort eventuell später nach Westdeutschland für ein dortiges Volksschullehrerinnenseminar zwei Oberlehrerinnen, von denen die eine die Leitung des Seminars zu übernehmen hätte. Erwünscht wären die Fächer Geschichte und Deutsch, Naturwissenschaft und Mathematik, oder Geographie, eventuell auch Französisch. Gehalt nach Übereinkunft.

3. Zum 1. Mai wird eine erfahrene, evangelische Erzieherin für einen Knaben von 9 Jahren nach Westpreußen gesucht. Gehalt 600—800 Mark.

4. Zu sofort wird nach Südwestdeutschland eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, evangelische Erzieherin für zwei Mädchen von 9 und 14 Jahren gesucht. Gehalt nach Übereinkunft.

5. Zu sofort wird in eine Rittergutsbesitzersfamilie eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für ein Mädchen von 10 Jahren und einen Knaben von 11 Jahren gesucht. Musik erwünscht. Latein bis Tertia. Gehalt 1000 Mark.

6. Zum 15. April wird nach Westdeutschland eine junge, wissenschaftlich geprüfte, evangelische, musikalische Erzieherin für zwei Mädchen und einen Knaben von 11, 10 und 8 Jahren gesucht. Gehalt 600—700 Mark.

7. An eine kleine höhere evangelische Privatmädchenschule am Rhein wird zu sofort oder später eine als Vorsteherin geprüfte Lehrerin oder solche, die die Vorsteherinnenprüfung noch ablegen will, gesucht. Gehalt nach Übereinkunft.

8. Zum 1. Mai wird auf ein Gut in der Mark eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, evangelische, musikalische Erzieherin für ein Mädchen von 12 Jahren gesucht. Gehalt 700—800 Mark.

9. Zu sofort wird an eine Anstalt in der Nähe Berlins eine erfahrene, ernst christliche Lehrerin gesucht, welche schon auf der Oberstufe einer höheren Privatmädchenschule unterrichtet hat. Lehrerinnen mit Auslandkenntnissen bevorzugt. Gehalt nach Übereinkunft.

10. Zu sofort wird nach Mitteldeutschland an einer städtischen höheren Mädchenschule eine Oberlehrerin gesucht. Bevorzugt solche, die Lehrbefähigung für Französisch und Deutsch haben. Gehalt 1600 Mark, Mietsentschädigung 300 Mark. 6 Alterszulagen von je 200 Mark nach Verlauf von je drei Dienstjahren, sodaß das Höchsteinkommen 3000 Mark beträgt.

11. Zu sofort wird an eine Anstalt in der Nähe Berlins eine technische Lehrerin für Handarbeiten und Turnen gesucht. Betreffende Lehrerin muß von ernst christlicher Gesinnung sein. Gehalt 500 Mark bei freier Station.

12. Gesucht wird unter sehr günstigen Bedingungen eine Oberlehrerin oder erfahrene, tüchtige Vorsteherin zur Über-

Höhere Mädchenschule, Selekta,

Vorbereitungsklasse für das Seminar,

Lehrerinnen-Seminar mit eigener Übungsschule,

Vorbereitung zur Ergänzungsprüfung.

Turnkurse, auch zur Ausbildung von Turnlehrerinnen.

SW., Dessauerstrasse 24 (nahe dem Anhalter, Potsdamer und Ringbahnhofe).

Frau Klara Kessling
Vorsteherin.
1—2, Freitags 1—4.

Pestalozzi-Fröbelhaus 11. Kyffhäuserstr. 20. Berlin.

Seminar-Koch- und Haushaltungsschule: Hedwig Heyl.

Anmeldung für: Ausbildung von Hauswirtschaftlichen und Haushaltungslehrerinnen und Lehrerinnen für häusliche Krankenpflege. Fachkurse nach Prospekt.
Hauswirtschaftliche Erziehung und Pensionat für junge Mädchen (zum April) schon jetzt erwünscht. Vorsteherin Frl. **Martin.**

Kurse zum Studium der Englischen Sprache

veranstaltet mit sechs englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Prospekte durch den Vorstand 16 Wyndham Place, Bryanston Square London W. Pensionspreis 18 Schillinge in geteiltem, 24 Schillinge in Privatzimmer. Aller Unterricht, einschliesslich Vorträge und Phonetischer Kursus, 10 Schillinge per Woche. Nach Absolvierung des vollen viermonatlichen Kursus Prüfung und Zeugniserteilung.

Nur Lehrerinnen werden zugelassen.

Gartenbauschule für gebildete Frauen

„Rheinfried", Eltville a. Rhein

gibt Gelegenheit zur Ausbildung als Berufsgärtnerin. 12 Gewächshäuser, grosse Formobstplantage usw., handelsgärtnerischer Betrieb. Alles Nähere durch Prospekte.

Gertrud Schwedler, Hanna Koch, geprüfte Gärtnerinnen und Leiterinnen der Rheinfriedschule.

Gymnasialkurse für Frauen zu Berlin.

Die Anstalt nimmt 15jährige Mädchen auf, die das Pensum der höh. Mädchenschule nachweisen können. Der Kursus ist vierjährig. Preis bei realgymnas. Vorbildung 300 M. jährlich; bei humanistischer entsprechend höher. Näheres durch Prospekt.

Meldungen und Anfragen sind zu richten an die **„Gymnasialkurse für Frauen", Berlin SW 14, Kleinbeerenstr. 16.**

Sprechstunde der Leiterin Dienstags und Freitags 5—6 in der Kgl. Augustaschule, Kleinbeerenstr. 16.

Martha Strinz.

Wiederverkäufer, Hausierer, Agenten
Kaufleute, Fabrikanten, Handwerker, Gewerbetreibende
Landwirte, Gärtner, Beamte, Offiziere, Lehrer, Studenten
Damen, Herren, Kinder
finden lohnenden Nebenverdienst durch Vertrieb meiner
Spezialitäten.
Ausführliche Offerte gratis und franko.
Ernst Hoffmann, Berlin W. 30, Motzstr. 17.

Magische Apparate
Illustrierte Preisliste gratis.
Hermann Gaebler
Berlin C., Gertraudtenstr. 19.

Patent- u. offizielle Bücher
für Inventeure, Techniker, etc.
Ausführliche Prospekte gratis und franko.
Ernst Hoffmann, Berlin W. 30, Motzstr. 17.

Kataloge für Antiken
Illustrierte Preisliste gratis.
Hermann Gaebler
Berlin C., Gertraudtenstr. 19.

Ein Vorzugs-Angebot
für Wiederverkäufer, Hausierer, Agenten
Kaufleute, Fabrikanten, Handwerker, Gewerbetreibende
Landwirte, Gärtner, Beamte, Offiziere, Lehrer, Studenten
Damen, Herren, Kinder
finden lohnenden Nebenverdienst durch Vertrieb meiner
Spezialitäten.
Ausführliche Offerte gratis und franko.
Ernst Hoffmann, Berlin W. 30, Motzstr. 17.

Magische Apparate
Illustrierte Preisliste gratis.
Hermann Gaebler
Berlin C., Gertraudtenstr. 19.

Patent- u. offizielle Bücher
für Inventeure, Techniker, etc.
Ausführliche Prospekte gratis und franko.
Ernst Hoffmann, Berlin W. 30, Motzstr. 17.

Kataloge für Antiken
Illustrierte Preisliste gratis.
Hermann Gaebler
Berlin C., Gertraudtenstr. 19.

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protektorate Seiner Majestät, des Kaisers und Königs Wilhelm II.

Berlin W. 35, Potsdamerstraße 134 b, Ecke Lützowstraße.

Fernsprecher: Amt Lützow 9503.

Geöffnet täglich von 9 Uhr Vormittags bis 10 Uhr Abends.

Eintritt frei.

Permanent-Privatbesuch.

Wochen-Programm 1911.

Montag: Ausstellung der Arbeiten des Fortbildungskursus.
Dienstag: Vortrag: Ueber Kinderfürsorge. Mit Lichtbildern. Dienstag: Vortrag: Ueber Kinderfürsorge. Mit Lichtbildern.
Donnerstag: Vortrag: Ueber Kinderfürsorge. Mit Lichtbildern.
Freitag: Vortrag: Ueber Kinderfürsorge. Mit Lichtbildern.
Sonnabend: Ausstellung der Arbeiten des Fortbildungskursus.

Ausstellung der Arbeiten des Fortbildungskursus.

Ausstellung der Arbeiten des Fortbildungskursus.

Die Frau
Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit
Herausgeberin: Helene Lange
Verlag von Wilhelm Moeser Buchhandlung in Berlin W. 35
Erscheint monatlich
Preis vierteljährlich 3 Mk.
Jahrgang XXIII
1915/16

Es war Zeit vor tausend Jahren.

Heinrich Pudor.

Die Zeiten Schlange und modernen Weibes, Zeit, in der es absolut Mode, ja Pflicht geworden ist, sich über Frauenfragen zu äußern, Zeit, in der jeder Mann, der sich nicht über Frauenfragen äußert, als ein Ignorant, als ein Barbar, als ein Mann ohne Kultur, als ein Mann ohne Bildung angesehen wird, Zeit, in der jeder Mann, der Anspruch auf Bildung und Kultur erhebt, sich über Frauenfragen äußern muß, Zeit, in der Männer über Frauenfragen sprechen, Zeit, in der Männer über Frauenfragen schreiben, Zeit, in der Männer über Frauenfragen reden, Zeit, in der Männer über Frauenfragen sprechen, schreiben, reden müssen

der ererbten Sitte nicht nur eine „ewige Krankheit" gesehen, sondern sich ihr gebeugt, weil in ihr die ethische Errungenschaft von Generationen niedergelegt ist, die jung waren und alt wurden und die Konsequenzen der Taten ihrer Ahnen erlitten und erlebten. Sie sind der Sitte mit Ehrfurcht gegenüber getreten, weil sie eine Summe von Erfahrungen darstellt, die im Rahmen eines Einzellebens nicht erworben werden können. Und wenn so in der einen Generation die Wagschale des Ichgefühls schwer wurde, so stellte die nächste das Gleichgewicht her, indem sie in die Wagschale der allgemeingiltigen sittlichen Gesetze alles hineintrug, was für ihre Notwendigkeit sprach und ihre Würde erhöhte.

Beide Bewegungen aber, beide Takte in diesem Rhythmus, sind an sich gleich notwendig und gleich wertvoll.

Wenn in diesen Ausführungen versucht werden soll, die sittlichen Kämpfe einer Zeit zu kennzeichnen, die den ethischen Fragen von derselben Seite her nahe trat, wie diejenige moderne Strömung, die sich als „Neue Ethik" bezeichnet, so geschieht das nicht um der literarischen Kuriosität, um eines schöngeistigen Interesses willen. Es geschieht vielmehr, weil vielleicht aus den Anschauungen und Kämpfen jener Zeit ein Licht auf die Fragen fällt, die uns beschäftigen, und weil sich vielleicht auf die Lebensberechtigung der neuen aus den Schicksalen und dem Verlauf der älteren Bewegung Schlüsse ziehen lassen.

Was sich vor hundert Jahren „die neue Ethik" — oder mit den Worten Friedrich Schlegels „die neue Moral" nannte, zieht seine Nahrung aus einem solchen Anschwellen und Aufflammen des Ichgefühls, das künstlerisch produktiven Zeiten eigentümlich ist. Es kann hier, wo wir von der Sache selbst und nicht von ihren geschichtlichen Voraussetzungen zu sprechen haben, nur angedeutet werden, welche Vorbedingungen sich vereinigten, um die leidenschaftliche Erhebung der Jugend jener Jahrhundertwende gegen die herrschenden sittlichen Anschauungen und gesellschaftlichen Zustände hervorzurufen, jene Revolution, von der Jean Paul sagte, daß sie „größer, geistiger und ebenso vernichtend sei wie die im Westen."

Wer den kürzlich veröffentlichten Briefwechsel der Karoline v. Dacheröden mit Wilhelm v. Humboldt gelesen hat, der hat einen Eindruck davon, welche Massen von Zündstoff eine politisch und sozial passive, lediglich der Kultur der Seele gewidmete Zeit in den Herzen der deutschen Jugend angehäuft hatte, mit welcher Abenteuerlust sich die äußerlich so Eingeengten in die Strudel ihrer Herzensangelegenheiten hineinstürzten, um ihren Durst nach Erschütterungen und Erlebnissen zu stillen. Schon in dieser Generation schritt man enthusiastisch aus den Grenzen aller Konvention hinaus, sich auf nichts verlassend, als auf sein bewegliches Herz. Die französische Revolution ließ diesen Drang nach persönlicher Bewegungsfreiheit steigen, schärfte den Gegensatz zwischen dem Einzelnen und der Gesellschaft, erschütterte das Ansehen jeder Tradition, machte die Kritik radikaler und kühner, ohne daß doch in Deutschland all dieser gärenden Kraft ein Ausweg in politisch-sozialer Betätigung geschaffen und ohne daß sie gezwungen worden wäre, ihre Subjektivität an der Macht der realen Zustände zu korrigieren.

Aus diesen Einflüssen bilden sich die Lebensideale der Romantiker. In der Auseinandersetzung mit Goethes Wilhelm Meister, dessen Weisheit in dem schönen Ausgleich zwischen dem Recht und Willen des Subjektes und der ewigen Notwendigkeit der Dinge besteht, steigern sie die Theorie vom Wert der Persönlichkeit zu jener

Herrenmoral, die den Menschen mit dem stärkeren Lebenswillen, den mächtigeren Leidenschaften, der bedingungsloseren Unersättlichkeit turmhoch über den Durchschnittsmenschen, seine Normen, Urteile und Werte erhöht. Das Höchste wird erreicht, wenn, wie es in Tiecks Lovell heißt „die Persönlichkeit, von allen Banden losgelassen, wie ein Sturmwind dahin rauscht." „Mag's hinter mir stürmen und vor mir wanken, was sind mir die Ruinen, die mich in meinem Lauf aufhalten wollen." Die Höhepunkte des Lebens, die höchsten Möglichkeiten, sein eigenes Wesen zu genießen, liegen im Rausch, in der Hingerissenheit, und diese Höhepunkte sind Lebensziel. So baut diese Generation ihre ganze Moraltheorie auf dem Gegensatz von Genie und Philister auf. Nichts ist niedriger, hemmender, herabziehender, unmoralischer als die unbegeisterte Mittelmäßigkeit; niemand ist lebensfeindlicher als die harmonisch Platten. Nietzsches Lehre von der Immoralität der Moral taucht hier zum ersten Male auf. Die großen Moralisten sind die Genies der Philister. Der geniale Mensch ist der verantwortungslose Dichter seines Lebens, und gut ist alles, was die Persönlichkeit nach ihrer geistigen wie nach ihrer sinnlichen Seite steigert, erweitert, mit einem höheren Bewußtsein von sich selbst erfüllt.

Nach der geistigen wie nach der sinnlichen Seite. Aus dem Persönlichkeitsglauben der jungen Romantiker ergibt sich eine neue Anschauung der Sinnlichkeit. Denn wenn die menschlichen Lebensenergieen ihren Wert dadurch bekommen, daß sie uns zu Momenten der Lebenssteigerung, zu kräftigerem Lebensgefühl verhelfen, so gebührt dem sinnlichen Sein eine andere Einschätzung als etwa die der Moral Kants

Darum aber wird die Frage nach dem Recht und dem Wesen der Liebe eine Kardinalfrage.

Friedrich Schlegel unternimmt es sie zu beantworten. Er unternimmt es — wie er selbst sagt: „eine Moral zu stiften". In der Lucinde entwirft er eine „Methodik der Liebe". Dabei geht er aus von der Voraussetzung der Freiheit und Selbständigkeit der Frau, die er schon im Anschluß an Studien über die Antike in kleineren Aufsätzen früher vertreten hatte und die ihm die Frauen seines Kreises selbstverständlich machten. Wenn nun das Lebensideal der Geschlechter gleich ist — das Ideal des in „Bildung und Enthusiasmus selbständigen Menschen" wie Dilthey Friedrichs Anschauungen treffend zusammenfaßt, — so muß auch in der Liebe und ihrer Äußerung der Frau die gleiche Freiheit und Rückhaltlosigkeit zugestanden sein, wie dem Mann. „Weil die Liebe es ist, die uns erst zu wahren und vollständigen Menschen macht, und das Leben des Lebens ist", so darf auch die Frau „leben und lieben bis zur Vernichtung". Sie muß frei werden von der Prüderie, die ein Zeichen ihrer geschlechtlichen Hörigkeit ist. Sie muß die Sinne achten und ehren lernen, darin liegt die wahre Natur und Ursprünglichkeit. Vor allem aber, sie muß das Recht haben, mit kühner Entschlossenheit alle Bande und alle Rücksichten zu zerreißen; sie muß, wie Lucinde, in einer selbstgedachten und selbstgebildeten Welt leben und nur das für maßgebend und wirklich halten, was sie von Herzen liebt und ehrt. Männer und Frauen, die sich ihre Welt selbst bilden, sind nicht an die für die gemeine Masse geltenden Institutionen gebunden. Ihre Ehe ist eine freie Vereinigung ohne Zwang, in der sie beide ihre Leidenschaft, ihre sinnlichen und geistigen Kräfte, frei, rückhaltlos entfalten.

Wenn nur nicht Dorotheas Qualen, die sich in dem Bilde der Lucinde in einer widerlichen Entstellung ihres so wenig genußsüchtigen Wesens wiederfinden mußte,

wenn nur nicht Dorotheas Qualen schon bewiesen, daß diese Zumutung Friedrich Schlegels an die erotische Freigeisterei der Frau keine Befreiung, sondern eine Vergewaltigung ihrer Natur war.

Schleiermacher nannte die Lucinde entrüstet „eine öffentliche Ausstellung", noch ehe sie fertig und publiziert war, ein Urteil, das ebenso wie Schlegels Verstimmung darüber in die Lucinde selbst noch hineingezogen ist in dem Brief des Julius an Antonio, mit der Frage: „Suchst du die Tugend in diesen kühlen Spitzfindigkeiten des Gefühls, in diesen Kunstübungen des Gemüts, die den Menschen aushöhlen und am vollen Mark seines Lebens zehren?" Als dann aber die Lucinde erschienen war und Krethi und Plethi mit den seichtesten, gröbsten Bemerkungen darüber herfiel, da äußerte Schleiermacher degoutiert, er hätte Lust, über die Moralität der Lucinde zu schreiben. An diesem Wort hielt ihn Friedrich fest, und Schleiermacher entschloß sich, die öffentliche Verteidigung des Romans zu übernehmen in den „Vertrauten Briefen".

Wenn man die „Vertrauten Briefe" nach der Lucinde liest, so hat man das Gefühl, als wenn ein Meister die verpfuschte Zeichnung eines Schülers richtig stellt, indem er nicht nur die Absicht aus dem unvollkommenen Ausdruck herausholt und ins Licht setzt, sondern sie auch aus der eigenen vornehmen Natur heraus leise und liebevoll idealisiert, erhebt und verfeinert. Und so erscheint, nicht in der Lucinde selbst, aber in den „Vertrauten Briefen" die „Neue Moral" auf den reinsten, deutlichsten Ausdruck gebracht, der sich für sie finden ließ. Und da ist es frappierend, wie sich bis in die einzelnen Wendungen des Gedankens, ja bis in die Worte hinein die Verkündigung der „neuen Moral" von 1800 und der „neuen Ethik" von 1900 berühren.

„Die Liebe soll auferstehen, ihre zerstückten Glieder soll ein neues Leben vereinigen und beseelen, daß sie froh und frei herrsche im Gemüt der Menschen und in ihren Werken, und die leeren Schatten vermeinter Tugenden verdränge." — — —

„So könnte es leicht dahin kommen, daß Eure Nachkommen in allem was sittlich ist — ganz andern Formeln zu huldigen genötigt sein werden, als diejenigen sind, welche Ihr gern für alle Ewigkeiten geltend machen möchtet. Diese Zeit wollen wir herbeiführen: Tut Ihr indessen dagegen, was Euch recht dünkt, und erlaubt, daß wir uns nichts darum kümmern." Diese Worte aus der Zueignung der Vertrauten Briefe hätten gerade so gut als Programm einer Zeitschrift zur „Reform der sexuellen Ethik" hundert Jahre später dienen können.

Ja, man kann weiter gehen und sagen, daß, soweit die „neue Ethik" des 19. Jahrhunderts sich auf eine neue innere Stellung des Menschen zum Wesen der Liebe und nicht auf veränderte ökonomische Verhältnisse begründet, sie keinen Gedanken produziert hat, der sich nicht in den „Vertrauten Briefen" fände.

Schleiermacher geht von einer zwiefachen Voraussetzung aus — er schreibt seine Briefe im Namen der Sehnsucht nach einer Ethik der Liebe, in der nicht das sinnliche Element in ihr als das unedle geächtet und verleugnet werde, sondern in der „die göttliche Pflanze der Liebe einmal ganz in ihrer vollständigen Gestalt abgebildet werde, nicht in abgerißnen Blüten und Blättern, an denen nichts von der Wurzel zu sehen ist, welche das Leben sichert, noch von dem Herzen, woraus sich neue Blüten und Zweige entwickeln können". — Die tiefe metaphysische Identität von Sinnlichkeit und Geistigkeit, die muß die Voraussetzung für die Betrachtung der Liebe sein, das Sinnliche als Symbol und Zeugnis für die Gegenwart des Geistigen kann nicht ekelhaft sein.

Diese Auffassung der Liebe hat die Antike gehabt — auch diese Anknüpfung hat die neue Ethik mit der neuen Moral gemeinsam — der modernen Kultur ist sie verloren gegangen. „Sie sagen zwar, die Liebe als Fülle der Lebenskraft, als Blüte der Sinnlichkeit, sei bei den Alten etwas Göttliches gewesen, bei uns sei sie ein Skandal; ist sie es aber wohl aus einem anderen Grunde, als weil wir sie immer dem intellektuellen mystischen Bestandteil der Liebe, der das höchste Produkt moderner Kultur ist, *entgegen* stellen?"

So hat man „aus der Sinnlichkeit" — auch dies Worte Schleiermachers — „nichts zu machen gewußt als ein notwendiges Übel, das man nur aus Ergebung in den Willen Gottes und der Natur wegen erdulden muß."

Nichts Göttliches aber, so deduziert Schleiermacher weiter, kann ohne seine Entweihung in seine Elemente von Geist und Fleisch, Willkür und Natur zerlegt werden. Die Moral der Lucinde, diese „für die kleinlichen Menschen riesenhafte und ungeheure Moral, auf der die Lucinde als auf ihren ewigen Fundamenten ruht", will die Einheit von Sinnlichkeit und Geistigkeit im Bewußtsein der modernen Menschen wiederherstellen.

Die zweite Voraussetzung, von der Schleiermachers Verteidigung der Lucinde ausgeht, ist der Gedanke, daß der höchsten Liebeserfüllung eine solche Bedeutung für die Bildung der Persönlichkeit zukommt, daß man sich nicht mit unvollkommenen Erfüllungen begnügen darf, sondern diese einzige Liebe, in der nach der Anschauung der Romantiker ein Moment der metaphysischen Vorherbestimmung für einander liegt — diese einzige Liebe suchen muß. Schon in den Monologen findet sich ja die Stelle: „Wo mag sie wohnen, mit der das Band des Lebens zu knüpfen mir ziemt? Wer mag mir sagen, wohin ich wandern muß, um sie zu suchen? Denn solch hohes Ziel zu gewinnen, ist kein Opfer zu scheuen, keine Anstrengung zu groß. Und wenn ich sie nun finde, unter fremdem Gesetz, das sie mir weigert, *werde ich sie erlösen können?*" Und so verteidigt denn Schleiermacher die „Lehrjahre der Männlichkeit", in denen ein erotisches Erlebnis dem andern folgt, bis die höchste, die einzige Verbindung mit Lucinde geschlossen wird, — so verteidigt er sie mit dem Grundsatz, es müsse, eben damit dieses höchste Ideal erreicht werde, *„vorläufige Versuche"* in der Liebe geben, aus denen nichts Bleibendes entsteht, von denen aber jeder etwas beiträgt, um das Gefühl bestimmter und die Aussicht auf Liebe größer und herrlicher zu machen.

Das Recht auf solche „Versuche" gesteht Schleiermacher aber auch der Frau zu, und warnt sie, sich „ein Hirngespinst von der Heiligkeit einer ersten Empfindung zu machen."

Für die Kernfrage freilich, die in der Lucinde offen bleibt: begründet die *Hingabe* der Frau eine Ehe, einen Bund mit der sittlichen Verpflichtung zu Dauer und Unlöslichkeit? für diese Frage hat Schleiermacher die Antwort *eines zweifellosen und entschiedenen* Ja. Und damit schränkt sich für ihn die Forderung der „vorläufigen Versuche" mindestens für die Frau dahin ein, ihr größere Bewegungsfreiheit und das Recht zu „Herzensverhältnissen", um in der Sprache der Zeit zu reden, zu verschaffen.

Natürlich bleibt aber damit Schleiermachers Stellung zur neuen Moral im letzten Grunde zwiespältig und unklar. Einerseits betont er, daß die Hingabe für die Frau das Ende der „vorläufigen Versuche" und den Anfang „des Zustandes wahrer und dauernder Liebe" begründe. Andrerseits wagt er weder die Konsequenz dieser An-

schauung für den Mann zu ziehen, noch ihm ausdrücklich das Recht zu einer anderen Moral zuzugestehen.

Dieser Zwiespalt war ihm wohl bewußt. Denn die Frauen, die Schleiermacher in den vertrauten Briefen zu Wort kommen läßt, empören sich gegen den „ungeheuren Geschlechtsdespotismus," der darin liegt, daß die Frau ohne Rücksicht auf ihre Gefühle und ihr persönliches Leben dem Mann als Objekt seiner „Lehrjahre" dient — und Schleichermacher hat diesen Einwand unbeantwortet gelassen. Sie empören sich auch — und das sind die feinsten Ausführungen der vertrauten Briefe — gegen die genußsüchtige Art, wie der Held der Lucinde ausschließlich die Erotik zum Lebensinhalt mache, während das Kennzeichen einer gesunden Leidenschaft sei, daß sie das ganze Leben und Tun des Menschen beflügle und befruchte und so weit aus ihm herauswirke, wie sie tief in ihn hineingedrungen sei.

In der späteren Ausgestaltung seiner sittlichen Überzeugungen ist Schleiermacher von dieser Theorie der vorläufigen Versuche zurückgekommen und hat der „anmaßlichen Ängstlichkeit, welcher nichts vollkommen genug ist um sich zu entscheiden," die schlichte Weisheit gegenüber gestellt, daß „in der natürlichen Lage des Menschen die Möglichkeit liegen muß, seine sittliche Bestimmung zu erreichen." Das Ideal der einzigartigen Liebe aber geht über die in der Wirklichkeit gegebenen Möglichkeiten hinaus.

Wenn man den Verlauf der von Friedrich Schlegel tumultuarisch begonnenen Bewegung überschaut, und mit hineinzieht, wie sich die von ihm vertretenen Lebensideale in den persönlichen Geschicken seines Kreises auswirkten, so bekommt man etwa das Bild einer aufsteigenden Welle, die in sich zurücksinkt, ohne sich eigentlich schon an den Felsen der gesellschaftlichen Institutionen gebrochen zu haben. War der revolutionäre Subjektivismus Schlegels zu haltlos und verschwommen, um eine klare, bestimmte Frontstellung gegen die für Ehe und Liebe herrschenden Anschauungen und Gesetze zu gewinnen, so nimmt Schleiermachers feine und aristokratische Natur instinktiv diesen Problemen gegenüber die Wendung nach innen. Nicht ein organisierter Sturm auf die sittlichen Gesetze und rechtlichen Zustände, sondern eine Erhöhung und Verfeinerung des persönlichen Lebens in der Sphäre der Liebe und Ehe — das ist für ihn das Wesentliche. Der individualistische Charakter jener neuen Moral war ihm klar; er wußte, daß von ihr das Wort Nietzsches galt: „Gut ist nicht mehr gut, wenn es der Nachbar in den Mund nimmt."

Dem Gesetz selbst gegenüber aber befestigt er immer entschiedener die Anschauung, daß es „einfacher, allgemeingiltiger, durchgreifender Maximen bedarf, um das Leben zu beherrschen. Ideale Gesinnung, welche sich an die Gesinnung wendet und von ihr die Entscheidung erwartet, ist gegenüber den Irrungen der Menschen und dem unbändigen Drang ihres Willens gleich dem Wort eines Philosophen inmitten einer tobenden Volksmenge."

* * *

In der nächsten Generation aber stieg die Welle der neuen Moral höher, und schlug brausend gegen das feste Land.

An die Stelle der Romantik trat das junge Deutschland, hervorgegangen aus dem Wandel der politischen und sozialen Zustände. Es bildete die realistische Gegenbewegung gegen die literarisch-ästhetische Richtung der Romantik, andrerseits aber die literarische Avantgarde der großen politischen Ereignisse, in denen die literaturfromme

Germania ein Staatsleben bekam. Wenn das junge Deutschland deshalb die individualistischen Lebensideale der Romantik übernimmt, so gibt sie ihnen doch zugleich eine entschieden soziale Wendung und Bedeutung. *Alle* sollen diese Ideale erreichen können. *Allen* soll die Freiheit persönlicher Lebensentfaltung gesichert werden. Darum aber müssen Sitte und Gesetz *selbst* geändert werden.

Und in diesem Sinne prägte diese Zeit auch die emanzipatorischen Ansichten der Romantik über die Frau und die Ehe um. Wenn die Romantiker nicht daran gedacht hatten, an den Institutionen zu ändern, sondern wenn es ihnen nur darauf ankam, die Rechte des genialen Individuums *gegenüber* den Institutionen zu begründen, so wandte sich das junge Deutschland gerade diesem Wandel der *allgemeinen* Normen, der sozialen Zustände zu, die dem Einzelnen diese Freiheiten verkümmerten, und so kam man zu der sozialen Forderung einer Emanzipation von der Ehe, der sogenannten Emanzipation des Fleisches, die in all den Prozessen gegen die Männer des jungen Deutschland als erschwerendes Moment eine so große Rolle gespielt hat. Es ist die Ausprägung einerseits eines unbegrenzten Freiheitsbedürfnisses und andrerseits jenes Realismus, dem die platonische und spiritualistische Richtung nicht genügte, in dem Verhältnis der Geschlechter.

Wenn auch der Verfasser der ersten umfassenden Geschichte jener Zeit, Johannes Prölß, gewiß recht hat, wenn er meint, daß das junge Deutschland zum Teil von seinen eigenen Voraussetzungen aus zu Theorien über das Verhältnis der Geschlechter und die Stellung der Frau hätte kommen müssen, so ist doch zweifellos, daß auf die Formulierung seiner Ansichten zwei französische Einflüsse wirkten, das ist einmal die Lehre Saint-Simons und andrerseits die Schriftstellerei der George Sand. Auf diese beiden Erscheinungen müssen wir einen Blick werfen, um die Gedanken des jungen Deutschland zu verstehen. Es war Enfantin, der die Gedanken St. Simons über die neue Gesellschaft nach der Richtung der Geschlechtsmoral und der Ehe fortbaute. St. Simon selbst hat in seinen Schriften nicht von den Frauen gesprochen; aber in mündlicher Überlieferung hatte sich eine Formel erhalten, die für seine Forderung galt: „das soziale Individuum, das ist Mann und Weib." Dieser Gedanke wurde von Enfantin aufgenommen. Er stellte das Dogma auf, das Fleisch sei so heilig wie der Geist. Es gäbe stetige Naturen und solche, die der Abwechselung bedürften; in der bisherigen Ehe fände nur die stetige Natur Berücksichtigung. Die freie Liebe sei eine Forderung, die in der neuen Gesellschaft aus dem Wesen der menschlichen Natur heraus grundlegend werden müsse. Dann allerdings mußte auch die Natur der Frau diese neuen Normen mit prägen. Darum mußte man zu dem père Enfantin, der der simonistischen Theokratie aus seinem Geist heraus die Gesetze der neuen Gesellschaft diktierte, eine mère suchen, einen weiblichen Messias, eine „femme Messie", die mit dem Vater der Theokratie ein Paar bilden und die aus ihrem eigenen Wesen heraus die Forderung für die Reformation der Liebe und Ehe aufstellen sollte. Diese femme Messie fand sich trotz mannigfacher Versuche nicht. Aber Enfantin hat in einem langen religiösen Erguß „L'attente" seine Sehnsucht nach dieser femme Messie und ihrer Mission in leidenschaftlichen Worten Ausdruck gegeben: „Gott der Güte und Wahrheit, du, der du mich auserwählt hast, daß ich Prostitution und Ehebruch vertilge aus der Mitte deiner Söhne und Töchter, habe ich nicht genugsam erwiesen, daß du selbst Kraft verliehen hattest, die über die egoistischen Affekte der Herren triumphiert, und den Freimut, der die ehrgeizige Arglist des Sklaven zu Schanden werden läßt. Ich

habe Tränen, heiße Tränen gesehen in den Augen der Männer, die nie geweint hatten, da ich in deinem Namen gebot, die Ketten der Frau zu brechen, und ich habe gesehen, wie die Augen von Frauen trocken wurden und nicht mehr weinen konnten, da ich die Fesseln löste, an die sie sich gewöhnt hatten." So groß war die Ekstase, mit der man diesen Traum ergriff, daß eine Schar von Simonisten nach dem Orient zog, weil man einer Prophezeiung gemäß glaubte, sie würde dort im Jahre 1833 als zu der 1800. Jahreswiederkehr von Christi Todestag erscheinen. Die Wellen dieser Bewegung schlugen mächtig nach Deutschland herüber und vermischten sich dort mit dem Eindruck der Romane von George Sand. Sie galt in Deutschland als der Typus des freien Weibes (vgl. G. Misch, „Die Suche nach dem freien Weib". 11. Jhrg. d. „Frau" S. 257).

Die Verquickung mit dem Simonismus, dem sie doch eigentlich fern stand, hat George Sands Stellung zu Liebe und Ehe auch in den Augen der Nachwelt vielfach verschoben. Ihre tatsächlichen Ansichten decken sich nicht mit denen der Simonisten, sondern stehen etwa den von Schleiermacher geäußerten nahe. Es liegt ihnen die romantische Überzeugung zu Grunde, daß die Liebe zwischen Mann und Weib die höchste schöpferische, die stärkste regenerierende Macht in der Menschheit sei. Die Diva sagt: „L'homme est ainsi fait, que pour s'élever à l'idée de l'infini, il lui faut d'abord passer par la flamme de l'amour conjugal." Aus dieser Annahme, daß in der Liebe alle Kräfte der Veredlung, des Fortschritts, der Erhöhung und Steigerung aller Persönlichkeitswerte beschlossen sind, ergiebt sich für George Sand die Forderung, daß die Liebe *über* den jeweils geltenden gesellschaftlichen Bräuchen steht und ihnen gegenüber souverän und unverantwortlich ist, denn sie soll eben helfen, zu vollkommeneren Einrichtungen zu gelangen. Die gleiche Anschauung, die Ellen Key sagen läßt „die Liebe ist dem modernen Menschen, was den früheren die Religion war." Die Menschen, die nach dieser höchsten Liebe suchen und sie verwirklichen wollen, sind — wie in Lélia gesagt wird — in der gegenwärtigen Gesellschaft zu unsäglichem Unglück und ewigem Schmerz bestimmt. Denn sie sind gezwungen, entweder mit der Gesellschaft zu brechen, oder aber sich diese innerste und heiligste Sehnsucht ihres Lebens aus dem Herzen zu reißen. In beiden Fällen ist ihr Leben zerstört.

Weshalb ist die Ehe aber kein Gefäß, um diese höchste Liebe aufzunehmen? Vor allem, weil sie auf der Sklaverei der Frau beruht. In einem Briefe an ein Frl. Leroy, die sie um Rat fragt wegen ihrer Verheiratung, antwortet George Sand radikal: „Ich kann niemanden eine Ehe anraten, die geheiligt ist durch ein Zivilgesetz, das die Abhängigkeit, die Unterordnung und soziale Nichtigkeit der Frau verfügt. Ich habe zehn Jahre darüber nachgedacht, und nachdem ich mich gefragt, warum *alle* Liebe dieser Welt, ob gebilligt oder nicht gebilligt von der Gesellschaft, mehr oder minder unglücklich sei, was auch die Vorzüge und Tugenden der so vereinigten Seelen seien, — habe ich mich überzeugt, daß vollkommenes Glück, das Ideal der Liebe, radikal unmöglich sei, solange die Bedingungen der Ungleichheit, Untergeordnetheit und Abhängigkeit des einen Geschlechts gegenüber dem andern bestehen".

Wem fällt dazu nicht eine moderne Analogie ein?

In der „Gräfin von Rudolstadt" sieht George Sand eben das Unglück der Ehe darin, daß zwischen den Gatten keine andere Beziehung besteht, als die zwischen einem, der das Recht hat zu fordern, und einer, die nicht das Recht hat, zu verweigern.

Die Rehabilitation der Ehe kann nur erfolgen auf Grund der vollen Gleichberechtigung der Frau. Diese Gleichberechtigung in der Ehe zu behaupten, kann

freilich das Gesetz nicht alles für die Frau tun. Sie muß selbst dazu imstande sein. George Sand verwirft deshalb den Brauch, ganz junge Mädchen aus dem Kloster weg an einen den Eltern passenden Mann zu verheiraten, einen Brauch, unter dem, nach Balzacs scharfem Ausspruch, die Ehe nachher nichts ist als „une prostitution légale", in die das Mädchen für ihr ganzes Leben verkauft wird. Sie verlangt wie Balzac und Dumas fils auch bei der Frau volle Bewußtheit der Liebeswahl.

Nur die reife Frau kann das Ideal der Ehe verwirklichen. „La femme de trente ans" spielt bei ihr, wie bei ihren Zeitgenossen Balzac und bei Dumas fils die entscheidende Rolle, wie ja auch Lucinde als eine reife Frau geschildert ist — wie ja auch die Romantiker ihre Ideale der Ehe bei reifen älteren Frauen gesucht hatten.

Aus all diesen Erwägungen kommt dann George Sand zu der Forderung einer Probeehe, die fünf Jahre dauert. „Wir werden uns in Muße kennen lernen", heißt es in der Confession d'une jeune fille. „Und wenn wir nach einiger Zeit mit einander zufrieden sind, so werden wir der Idee näher treten, uns nie zu verlassen. Wenn sich diese Idee aber als undurchführbar erweist, so werden wir sie verwerfen, ohne aufzuhören uns zu achten und die besten Freunde der Welt zu sein".

Das alles nicht etwa, um wie Enfantin den dem Wechsel zugeneigten Naturen entgegenzukommen, sondern um die Möglichkeit zu geben, über Irrtümer und Unvollkommenheiten hinweg, das höchste Ideal der Ehe zu erreichen.

* * *

Alle diese Gedanken nun wirkten, wie gesagt, stark auf das junge Deutschland.

Am stärksten zeigt sich Theodor Mundt davon berührt; aber auch Laube und Gutzkow haben in ihren Romanen die Emanzipation der Sinne, oder besser, die Begründung der Ehe auf die menschliche Natur verteidigt.

Bei allen dreien aber ist der Verlauf ihres Prophetentums der gleiche. Man beginnt keck, burschikos, mit einem renommistischen Anlauf, aber vor dem entscheidenden Sprung ergreifen die Helden je nachdem Unsicherheit, Zweifel, Bedenken, und es kommt zu einem mehr oder weniger ehrenvollen Rückzug, oder es bleibt doch bei dem Anlauf.

Diesen Vorgang zeigt Laubes Roman „Das junge Europa", in der Veränderung des Standpunktes, den er in dem ersten Bande „Die Poeten" einnimmt, gegenüber den Ansichten, die in dem letzten „Die Bürger" über dasselbe Thema ausgesprochen werden. Der Held dieses Romans ist wie seine Freundin von der Idee beherrscht, daß in der Liebe vom Manne zur Frau Treue ohne Weiterbestand der Liebe verwerflich ist. In dem Kreise, in dem er sich bewegt, in vieler Hinsicht ein Spiegelbild von Laubes eigenen Erlebnissen, wird die Frage der erotischen Freiheit von Männern und Frauen lebhaft erörtert. „Wie denken wir doch verschieden über die Liebe!" ruft der Vertreter dieser absoluten Freiheit, „du liebst den Genuß der Liebe, Leopold liebt die Weiber, Valer, der immer etwas Besonderes haben muß, liebt die Liebe, William liebt die Gottheit in ihr, und weil er ein christlicher Pedant ist, schwört er zum Monotheismus und verdammt alles andere. Ich liebe das Leben. Was mir nicht mehr am Leben ist, werfe ich weg. Ich kenne darum auch nicht Valers Pietät gegen das, was er geliebt; alles Tote ist für mich nicht da." William dagegen führt in einem Gespräch mit Valer aus, daß der Anspruch auf Liebe von seiten der Männer

ohne Gewährleistung der Treue dem rücksichtslosesten und verderblichsten Eigennutz entspringe, und führt die Ideale der wahrhaften Demokratie, in der das Ich der Allgemeinheit geopfert wird, gegen diese erotischen Theorien ins Feld. „Das Ich allein soll sich auf jede Weise wohlbefinden, mag nun um euch herum alles darüber zu Grunde gehen. Und dabei wollen sich einige von euch noch in die Mitte der demokratischen Zeitbewegung stellen, wollen sie loben und führen. Das Wesen dieser demokratischen Richtung aber ist Allgemeinheit! Zurückdrängen des individuellen Interesses, um das der Gesamtheit auf den Thron zu setzen." Man erkennt, wie das Ideal der Persönlichkeitsentfaltung schon in Konflikt gerät mit dem demokratischen Zug der Zeit, der seine Herrschaft antritt.

Hier freilich findet Laube noch einen Ausweg. Der Held entgegnet, damit zugleich die Tendenz des Buches und die Meinung Laubes aussprechend, in etwas sophistischen Wendungen: „Du berufst dich auf die demokratische Tendenz unserer Zeit, du verlangst Zurückdrängen des einzelnen, damit die Allgemeinheit gedeihe; das hat seine vollkommene Richtigkeit und es ist niemand so sehr dafür als ich. Die einzelnen sollen nicht bevorzugt, aber jeder einzelne soll frei werden. Die Freiheit widerspricht aber jeder Art Formel, sie betreffe Moral oder sonst etwas. Erreichten wir selbst durch solche Formeln das allgemeine Wohl, so bezahlten wir dies doch mit dem allgemeinen Wohl, d. h. mit dem Wohl der einzelnen, die von außen her nur gezwungen lebten. Es ist ein größeres Ziel unserer Richtung, die Menschen selbständig zu veredeln und die Veredelten Selbstherrscher werden zu lassen. Die Millionen Selbstherrscher sind das äußerste Ziel der Zivilisation." In dem später erscheinenden dritten Bande des Romans, der „Die Bürger" betitelt wurde, den Laube im Gefängnis schrieb, kehrt er zu dem Thema der Ehe von neuem zurück. Da richtet er an die Vertreter der erotischen Freiheit die Mahnung: „Jawohl, wir haben uns einst alle erhoben für die Freiheit; aber die Freiheit für Zivilisierte ist nur ein freies Gesetz. Jawohl, wir haben uns erhoben für den wahrhaften echten Verkehr zwischen den Geschlechtern und gegen die lügenhafte Ehe; aber nur gegen die lügenhafte. Wo in Wahrheit zwei Wesen in eines aufgehen, da ist eine Erfüllung des Menschentums gewonnen. Schüttelt die Personen, welche durch Lüge mit dem Institut Frevel treiben, schützt diejenigen, welche von der Unwahrheit einer Verbindung gefesselt und zertrümmert werden. Kämpft gegen und für die Verehelichten, doch vermengt damit nicht die Ehe selbst!" Man sieht, wie Laube von der sozialen Betrachtung, der Kritik der Institutionen, zurückkommt und seine Forderungen an die Menschen richtet.

Den lebhaftesten Eindruck hat die Theorie von der Wiedereinsetzung des Fleisches auf Theodor Mundt gemacht. Er hat seine Anschauungen nicht nur in dem Roman „Moderne Lebenswirren" niedergelegt, der zum Teil unter dem Eindruck seiner Freundschaft mit Charlotte Stieglitz steht, sondern vor allem in dem merkwürdigen Buch „Madonna, Unterhaltungen mit einer Heiligen", das 1835 in Leipzig erschien Die Bekenntnisse dieser Heiligen tragen die charakteristische Überschrift „Bekenntnisse einer weltlichen Seele". Theodor Mundt benutzt hier die Sage von dem böhmischen Mägdekrieg, der ja auch in Grillparzers Libussa eine Rolle spielt, zu einer Allegorie, in der die allmähliche Emanzipation der Frau von Knechtschaft und Prüderie dargestellt wird. Nachdem er gezeigt hat, wie die Frau durch alle Zeiten, durch alle heldenhaften Kundgebungen nicht frei geworden ist, spricht er von dem gegenwärtigen Zeitalter. „Ich

sehe ein häusliches Stubenleben, ein bürgerliches Zeitalter der Menschen, in dem die Frauen viel gelten. Sie stricken, nähen, schenken Thee ein und sprechen angenehm. Mir wird kläglich dabei zu Mute. Und ich wende den Blick auf andere hin und sehe Bücher schreibende Weiber, mit Gelehrsamkeit und Künsten sich abgebende holde Mägdlein. Wieder große Versuche, das Weib zu befreien; aber das Familienglück des bürgerlichen Zeitalters und das Bücherschreiben machen unser Geschlecht nicht frei; es muß noch immer des Lebens freie Bewegung den verhaßten Männern überlassen." Und er zeigt den weiteren Fortschritt, den Hippels Buch über die bürgerliche Verbesserung der Weiber bezeichnet. „Das Weib soll ein Vaterland haben und eine Stelle im Staat und seinen schönen Teil an aller Freiheit der öffentlichen Bewegung." „Was Libussa gedacht", so fährt er fort, „was Hippel geschrieben, wollen die Simonisten ausführen; die Frau soll Anteil nehmen an den Geschäften des Mannes. Der kühne Vater Enfantin aber hebt die Freiheit des Weibes noch über die Ehe hinaus und erklärt die Ehe nicht für geschlossen. Ein so freies Weib aber will sich gar nicht finden lassen, und darum sehe ich hier und dort Simonisten hinauswandern in den Orient, um das freie Weib da zu suchen, und es entsteht eine große Verwirrung über die neue Lehre, in der doch Wahrheiten ruhen, an denen ich alle Jahrhunderte arbeiten gesehen. Schriftgelehrte erheben sich, um die Wahrheiten zu reinigen von den Schlacken; aber es scheint, als könne lange keiner das Wort dazu finden!" Hier schließt die Weissagung über das freie Weib, wie schließlich auch bei Gutzkow, mit einem Fragezeichen.

Gutzkow hatte noch als Verfasser der „Narrenbriefe" in der Frage der Frauenemanzipation Börnes Standpunkt geteilt, der in den Pariser Briefen sagt: „Bei einer flüchtigen Betrachtung scheint es zwar Gewinn, wenn das weibliche Geschlecht emanzipiert würde, wenn es gleiche sittliche, gleiche politische Rechte mit den Männern erhielte — aber es ist eine Täuschung. Selbständigkeit des Weibes würde nicht allein die Bestimmung des weiblichen, sondern auch die des männlichen Geschlechtes vereiteln, nicht das Weib, nicht der Mann allein drücken die menschliche Natur aus, nur Mann und Frau vereinigt bilden den vollkommenen Menschen. Nur in der Ehe und im Familienleben wird der Zweck der Menschheit erreicht".

Aber durch persönliche Liebeserlebnisse gegen die bürgerlichen Zustände, besonders die Kirche, in ihrer Wirkung auf die Ehe verstimmt, machte er seinem revolutionären Ingrimm durch eine Tat Luft, die man dem jungen Deutschland am meisten von all seinen Taten verdacht hat.

Im Todesjahr Schleiermachers verfiel Gutzkow darauf, mit einer agressiven burschikosen Vorrede, die wie „ein kecker Schuß in die Stickluft dieser Tage" wirken sollte, Schleiermachers vertraute Briefe über die Lucinde neu herauszugeben. Das war sein erster Beitrag zu dem Thema, das Laubes „Poeten", Mundts „Madonna" und Gustav Kühne in seinem Romane „Quarantäne" behandelt hatten. Die Vorrede, die Gutzkow im Januar 1835 verfaßte, ist in jedem Wort ein schlagendes Beispiel dafür, wie wahr es ist, daß in diesen feinsten Fragen „gut nicht mehr gut ist, wenn der Nachbar es in den Mund nimmt." Man hat recht, wenn man sie eine Leichenschändung genannt hat. Sie ist ein gespreizter Protest gegen die „glattgescheitelte Orthodoxie," die Schleiermacher zu einem der Ihren stempeln und seine Jugend totschweigen wollte, und gegen die Prüderie, die „den Töchtern der gebildeten Stände von vornherein die Kraft nimmt, sich ihr Eheglück frei und einsichtsvoll und

gesund zu gestalten." Gutzkows Weiterbildung von Schleiermachers Gedanken erfolgte in der Richtung, in der überhaupt das junge Deutschland die Gedanken der Romantik weiterbildete. Man machte aus dem, was für das einzelne erlesene Individuum gedacht war, ein sozial-reformatorisches Programm. So verlangte Gutzkow die Emanzipation von dem Vorurteil, das nur der ersten Liebe Reinheit und Weihe zuerkannte. Die Furcht, der ersten Liebe untreu zu werden, und vor allem das Verlangen der Männer, daß die Mädchen, die sie wählen, „so wenig Biographie wie nur möglich" gehabt haben sollen, diese Vorurteile tragen die Schuld an all jenen „im Brautstande verkümmerten Ehen, Wassersuppenhochzeiten und der ganzen Misère ordinärer Kinderzeugung und schimmelichter Broterwerbung." Da die Mädchen sich nach Gutzkows Ansicht nicht ohne Selbstkasteiung so frei von jedem erotischen Erlebnis halten können, wie die Männer es von ihnen verlangen, so müsse viel frisches und bestes Empfinden verkümmern und der Charakter der Liebe im Keim verderben. Seine Forderung ist die: „Schämt euch der Leidenschaft nicht und nehmt das Sittliche nicht wie eine Institution des Staates; vor allen Dingen aber denkt über die Methodik der Liebe nach und heiligt sie um euretwillen dadurch, daß ihr sie frei macht zur freien Wahl. Der einzige Priester, der die Herzen traue, sei ein entzückender Augenblick, nicht die Kirche mit ihrer Zeremonie und ihren gescheitelten Dienern. Die Sittlichkeit im Verkehr der Geschlechter hängt am schlechtesten mit der Gewohnheit zusammen, welche auch immer das Gewöhnliche ist." Gutzkow betont, daß er dieses Thema, zu dem der doktrinelle Ton nicht passe, nur anregen wolle; er empfiehlt, in einem Roman diese Dinge zu gestalten und sie damit dem Herzen näher zu bringen, als eine Abhandlung das zu tun vermag.

Der eigne Versuch, den er machte in dem berühmten Buch „Wally die Zweiflerin", zeigt deutlich genug, daß das zwiespältige, skeptische Wesen dieser Generation, indem es die programmatische neue „Unschuld" ins Leben hineinführen wollte, nur Karikaturen zu Wege brachte.

In der Frau, die Theodor Mundt als „das alles am feinsten durchfühlende Nervensystem der Zeit bezeichnet," in Rahel, fand das Problem des jungen Deutschland, die Bildung des Individuums in und mit der Gesellschaft und den sie bewegenden Fragen, eine andere, sicherere Lösung. Tiefer wie irgend einer der Führer des jungen Deutschland hat sie die unlöslichen Konflikte des Zwiespaltes zwischen Individuum und Gesellschaft gerade in ihrem Liebesleben erfahren: „Es mag mit oder ohne Bedacht geschehen sein, es ist von einem mächtigen Dichter, daß die drei Weiber im Meister, die lieben, Marianne, Aurelie und Mignon, nicht konnten leben bleiben: es ist noch keine Anstalt für solche da." Dies Schicksal ist in mancher Hinsicht das ihre. Aber sie sucht diese „Anstalten" nicht etwa äußerlich in den gesetzlichen Einrichtungen. Der Grund liegt viel tiefer. Er liegt darin, daß die Frau durch das Bedürfnis bedingungsloser Hingabe in der Liebe, schrankenlosen Sichgebens, sich wegwirft — wegwirft, weil bei dem Mann die feine Ehrfurcht vor ihrer geistigen Persönlichkeit und damit das Gefühl für die Größe dieses Geschenks nicht vorhanden ist. Der Konflikt wird um so tiefer und schmerzlicher, je überlegener die Frau als Persönlichkeit ist. Und solche Frauen, die mit starkem Herzen und starkem Geist sich nach der Liebe sehnen, ohne sie doch finden zu können, leiden um so tiefer, als ihre Möglichkeiten zur Lebensbetätigung so eingeschränkt sind.

Und trotzdem: in den Ansichten des Enfantin über die Ehe hat Rahel die Erlösung der Frau von der Liebestragik nicht gesucht. Wenn sie auch der Ansicht ist,

daß „intimes Zusammenleben ohne Zauber und Entzücken unanständiger sei als Ekstase irgend welcher Art," und daß daher eine Ehe geschieden werden müsse, wenn die Liebe gestorben sei — so hat sie all den wilden Spekulationen des Simonismus mit besserem Verständnis für die Macht menschlicher Leidenschaften dieselbe Forderung gegenübergestellt, die Schleiermacher ihr entgegenhielt: „Herzensübung durch Einsicht in das Gegebene, Vorgefundene, Mögliche, Anschließen nicht an ein Ideal, sondern an das Höchste, was wir kennen.

* * *

Unser literarischer Exkurs ist zu Ende. Auch ohne daß ich auf die einzelnen Züge noch einmal rückschauend hinweise, hat er gezeigt, daß die „neue Ethik" des 20. Jahrhunderts in mancher Hinsicht nur die Wiederaufnahme eines alten Versuchs ist. In mancher Hinsicht — das heißt sofern es sich um das Problem handelt, die Grenzen und Möglichkeiten individueller erotischer Befriedigung innerhalb der sozialen Ordnung zu erweitern, die sozialen Bande, in die Sitte und Gesetz die Leidenschaften des Menschen verschlungen und gefesselt haben, zu lockern.

Zweimal im Laufe des 19. Jahrhunderts ist dieser Versuch von derselben Generation, die ihn unternahm, wieder aufgegeben. Und zwar nicht deshalb aufgegeben, weil ihre Vertreter alt und kühl wurden und den Idealismus ihrer Jugend verloren, sondern weil sie alle, wenn sie ihre Gedanken gewissenhaft zu Ende dachten, und ihre Erfahrungen dem vollen Gewicht nach verwerteten, an den Punkt kamen, wo die Gesamtheit von dem Einzelnen ihre Opfer verlangt, weil sie ohne diese Opfer in ihrem Bestand gefährdet ist. Durch solche Erfahrungen sind Männer von der inneren Vornehmheit, der Gewissenhaftigkeit und dem starken Verantwortlichkeitsgefühl Schleiermachers zu der Einsicht gekommen, die auch Nietzsche vor sich sieht, wenn er sagt: „Der letzte Edelsinn ist, Anwalt der Regel werden."

Werden auch die, die heute die neue Ethik vertreten, zu diesem Edelsinn kommen?

Die Verantwortlichkeit, die den Einzelnen an die sittlichen Gesetze der Gesamtheit bindet, ist seitdem ungeheuer gewachsen. Was der Einzelne tut und vertritt, zieht heute, in einer Gesellschaft mit ganz anderem öffentlichen Leben, viel weitere Kreise als vor einem Jahrhundert. Wer es heute unternimmt, „eine Moral zu stiften," darf sie nicht auf den Gegensatz der Wenigen und der Vielen aufbauen, der muß Maximen prägen, die Moral bleiben, „wenn der Nachbar sie in den Mund nimmt." Wenn dazu vom Einzelnen Selbstverleugnung und Verzicht auf eigene Befriedigung, Einschränkung der Grenzen seiner Glücksmöglichkeiten gehört, nun, so muß das Opfer eben verlangt werden. — — — —

Ein neuer Faktor freilich ist in die Ausgangspunkte der neuen Ethik von heute aufgenommen, der damals nicht mitsprach. Das ist die Veränderung der wirtschaftlichen Grundlagen der Familie durch die Möglichkeit der wirtschaftlichen Selbständigkeit der Frau.

Tritt die „neue Ethik" im Rahmen einer Gesellschaftsordnung auf, in der wirklich nicht mehr die Familie, sondern der Staat die Fürsorge für die kommende Generation trägt, in der dafür die Frau durchgehend unmittelbar am Produktionsprozeß beteiligt ist, so ist sie wenigstens in sich konsequent. Denn dann ist mit dem Eingehen einer Ehe oder, sagen wir, eines „Verhältnisses" allerdings ein weit geringeres

Maß persönlicher Verantwortung verbunden, und die Liebe ist wirklich „frei“ geworden, d. h. frei von der Pflicht wirtschaftlicher und seelischer Fürsorge für das Kind. Eine Gedankenlosigkeit aber ist es, einerseits an den heutigen Aufgaben der Familie festzuhalten, andererseits aber eine größere erotische Freiheit zu vertreten. Das sind zwei durchaus unvereinbare und widerstreitende Dinge.

Sofern die „neue Ethik“ mit einer sozialistischen Gesellschaftsordnung rechnet, müssen wir es der Zukunft überlassen, ob sie diese Ordnung verwirklicht, und damit die Voraussetzungen einer neuen Ehemoral schafft.

Sofern sie sich aber im Rahmen unserer heutigen Zustände zu verwirklichen gedenkt, wird die Wahrheit für sie Geltung haben, mit der Dilthey sich Schleiermachers vertrauten Briefen gegenüberstellt:

„Es heißt ganz die Macht menschlicher Leidenschaften verkennen, wenn man die Strenge der Sitten und die heilige Unantastbarkeit der Institutionen, den festen Damm gegen sie, abbrechen möchte, um den ethischen Individualitäten freies Spiel zu gewähren. Der Raum, den der ideale Ethiker diesen hat schaffen wollen, würde vor seinen Augen bald von den entfesselten Leidenschaften überflutet worden sein, deren reale Macht unvergleichlich größer ist als die individuellen geistigen Unterschiede.“

Warum müssen die Frauen Einfluss auf die Krankenkassen gewinnen?

Von

Johanna Waescher.

Nachdruck verboten.

Diese Frage und ihre Beantwortung geht durchaus nicht nur die Frauen an, die zwangsweise verpflichtet sind, einer Krankenkasse anzugehören, sondern sie hat auch ein großes Interesse für alle Frauen, die mit an der Höherentwicklung ihres Geschlechtes arbeiten und für Erweiterung der Pflichten und Rechte der Frauen kämpfen. In dem Krankenkassengesetz sind die Frauen den Männern völlig gleichgestellt; sie genießen die gleichen Rechte, wenn sie gewillt sind, auch die Pflichten, auf denen diese Rechte beruhen, zu übernehmen. Da aber hapert es, denn bis jetzt nehmen erst sehr wenige weibliche Krankenkassenmitglieder diese Pflichten auf sich, und die Folge davon ist, daß die Männer bis jetzt fast ausschließlich allein die Verwaltung der Krankenkassen in Händen haben.

Die Krankenkassen beruhen auf dem Prinzip der Selbstverwaltung. Die volljährigen Mitglieder, die in den meisten Ortskrankenkassen nach Tausenden zählen, wählen je nach den Bestimmungen eine gewisse Anzahl Vertreter aus ihrer Mitte, meist sind es 30 bis 50. Diese Vertreter bilden die Generalversammlung. Die Vertreter wählen den Vorstand. Beide Körperschaften bestehen zu einem Drittel aus Arbeitgebern, zu zwei Dritteln aus Arbeitnehmern. Die Frauen haben das Recht zu wählen und gewählt zu werden. Wie es aber immer im Leben geht, daß uns nur das wertvoll dünkt, was wir schwer erkämpfen müssen, so geht es auch mit diesem Recht in den Krankenkassen. Es wurde den Frauen ohne Kampf beschert und wird darum nicht

genügend geschätzt. Diesem Recht die richtige Wertschätzung zu erwerben, und das Interesse der Frauen, denen es verliehen ist, dafür zu wecken, daran müssen alle Frauenvereine arbeiten, insbesondere die, deren Mitglieder in ihrer Mehrzahl Krankenkassenmitglieder sind, wie die Handlungsgehilfinnen und die Arbeiterinnenvereine. Neben diesen haben das nächste Interesse an der Sache die Hausbeamtinnen- und Heimarbeiterinnenvereine, da diese beiden Berufsgruppen, ebenso wie die Dienstboten, wenn auch nicht verpflichtet, so doch berechtigt sind, einer Krankenkasse anzugehören. Von dem Augenblick an, wo auch für diese Frauen die Versicherungspflicht gesetzlich bestimmt wird, gewinnt die Frage der Krankenkassen auch ein näheres Interesse für alle die Frauen, die eventuell als Arbeitgeberinnen in Betracht kommen, da sie als solche in die Verwaltung der Kassen gewählt werden können. Dies persönliche Interesse ist es aber nicht allein, was die Frauen veranlassen muß, sich um die Frage zu kümmern. Für die Frauenbewegung im allgemeinen ist es von größter Bedeutung, daß die Gleichgültigkeit der Frauen gegenüber dem Wahlrecht in den Krankenkassen überwunden wird. Schon heut tönen uns Stimmen entgegen, die da sagen: die Frauen rufen nach Rechten, und wo sie Rechte haben, wahren sie sie nicht. Man sehe nur, wie es in den Krankenkassen steht. Da können die Frauen wählen, da können Frauen gewählt werden, aber geschieht es etwa? Bleibt nicht doch die ganze Last der Verantwortung den Männern? Leider haben die, welche so reden, recht; denn was will es besagen, wenn wirklich in einigen deutschen Städten Frauen bei den Krankenkassen ihre Rechte vertreten? Nichts im Vergleich zu den zahlreichen Krankenkassen, in denen die Frauen einfach ihren Beitrag zahlen und auch nicht das geringste weitere Interesse an der Krankenkasse nehmen, höchstens sehr enttäuscht sind, wenn nicht alle Unterstützungen und Gewährungen so ausfallen, wie sie es wünschen.

Diese Teilnahmlosigkeit der Frauen gegenüber ihren Rechten bei den Krankenkassen ist kaum zu verstehen, wenn man weiß, wie die Frauen in Gemeinde und Staat, in der Schule und in fast allen Berufsarten mit heißem Bemühen für ihre Gleichstellung mit den Männern kämpfen, die ihnen im Krankenversicherungsgesetz zu Teil geworden ist und ihnen fast wertlos erscheint.

Da wird man versucht zu fragen: Ist es denn überhaupt wichtig, daß die Frauen im Vorstand und in der Generalversammlung der Krankenkasse vertreten sind? Auf diese Frage kann nur mit einem vollen „Ja" geantwortet werden. Das ist sehr wichtig. Wenn auch die Statuten die Verwendung der Krankenkassengelder ziemlich genau festlegen, so bleibt der Entscheidung des Vorstands doch immer noch sehr viel vorbehalten. Es gibt sehr viel Einzelfälle, sehr viel besondere Vorkommnisse, die sich nicht ohne weiteres unter einen Paragraphen bringen lassen, und diese Sachen hängen dann von der Einsicht und vom Urteil des Vorstandes ab. Nun ist es keinem Mann, selbst beim besten Willen, möglich, in Frauenangelegenheiten, besonders aber wenn es sich um Frauenkrankheiten handelt, so treffend und richtig zu urteilen, wie dies in Bezug auf sein eigenes Geschlecht der Fall ist. Immer den besten Willen vorausgesetzt, denn die Männer, welche das Vertrauen der Mitglieder in den Vorstand der Kasse gewählt, werden auch jedem Mitglied, sei es Mann oder Frau, Gerechtigkeit widerfahren lassen wollen, so gibt es doch gerade bei Frauen, bei äußerlich anscheinendem Wohlsein, Krankheitszustände, die man fast simuliert nennen könnte, und die tatsächlich von Männern vielfach so betrachtet werden. Frauen aber wissen es besser, denn sie kennen als Frauen oft gar zu genau diese Zustände aus eigner Erfahrung.

Es geht hierbei, wie bei dem kleinen Jungen, dessen Mama mit ihm Pferdchen spielen soll und sich sehr ungeschickt dabei anstellt, so daß der kleine Mann ganz verzweifelt ausruft: „Ach, Mama, man sieht wirklich, daß du nie ein kleiner Junge warst". So können auch Männer nie über Frauen so richtig urteilen, wie dies Frauen vermögen, denn sie können sich absolut nicht in ihre Lage hinein versetzen. Die Urteilskraft ist immer für die Verhältnisse am schärfsten, die wir genau kennen, darum werden die eigenen Geschlechtsgenossen in jedem Fall stets die sachverständigsten Beurteiler sein. Darum ist es wichtig, daß Frauen in dem Vorstand sind, die dem Leiden der Frauen

das nötige Verständnis entgegenbringen und zu Gunsten dieser Glieder der Kasse ein Wort in die Wagschale werfen. In Städten, in denen Frauen schon im Vorstand der Krankenkassen sind, haben sie nach dieser Richtung hin schon manchem weiblichen Kassenmitglied zu seinem guten Recht verhelfen können, wo das Urteil der Männer allein ungünstig ausgefallen wäre.

Dann gibt es noch andere Bedenken. Manche Krankenkassen bestimmen, daß ehe ein Spezialarzt befragt werden darf, erst der Kassenarzt seine Ansicht äußern und sein Urteil abgeben muß, ob ein Spezialarzt wirklich nötig ist. Diese Bestimmung ist gewiß gerechtfertigt vom Standpunkt der Kasse aus, da die Kassenärzte meist geringeres Honorar erhalten, als die Spezialärzte. Männern macht die Sache ja auch meist nichts aus. Es ist eben ein Geschlechtsgenosse, dem sie ihr Leiden anvertrauen, ihr Gefühl wird nicht verletzt.

Wie anders aber bei jungen Mädchen, wenn sich ein inneres Leiden bei ihnen bemerkbar macht, das von einem Frauenarzt behandelt werden muß Dann ist dies junge Mädchen gezwungen, zweimal ihre Leidensgeschichte vorzutragen, oder gar zweimal sich untersuchen zu lassen. Das erste Mal nur, um feststellen zu lassen, ob überhaupt die Behandlung eines Spezialisten erforderlich ist. Das sind Dinge, die vorkommen können und vorgekommen sind. Zwei große Übelstände entstehen daraus. Entweder das weibliche Kassenmitglied verzichtet *überhaupt auf die freie ärztliche Behandlung*, sie geht zu einem Arzt, den sie selbst bezahlt, wodurch ihr meist große Kosten entstehen; oder aber sie *verbummelt ihr Leiden* aus Schamgefühl und geht langem Siechtum entgegen. Beides kommt *sehr oft* vor. Alles aber ließe sich vermeiden, wenn Frauen ihren Einfluß an der rechten Stelle dahin geltend machten, daß für Frauenleiden eine Ausnahme in Bezug auf die Behandlung durch einen Spezialarzt gemacht und möglichst auch eine Ärztin für die weiblichen Kassenmitglieder in die Reihe der Kassenärzte aufgenommen würde.

Neben der Ärztin ist auch die Beamtin und ganz besonders die Kontrolleurin ein wichtiges Erfordernis. Letztere aus zwei Gründen. Einmal um den weiblichen Kassenmitgliedern die lästige Kontrolle durch einen Mann zu ersparen, dann aber auch, weil eine *bessere* Kontrolle über die Frauen ausgeübt werden kann durch eine Frau als durch einen Mann. Der männliche Kontrolleur ist oft, infolge eines sehr richtigen Empfindens, daß er den weiblichen Kranken gegenüber eigentlich nicht am Platz ist, sehr rücksichtsvoll, wodurch tatsächlich die Kassen *sehr geschädigt* werden können, denn es wäre töricht und unwahr zu behaupten, daß es nicht viele weibliche Krankenkassenmitglieder gibt, die einer strengen Kontrolle bedürfen, ebenso wie die männlichen. Soll aber eine streng gewissenhafte Kontrolle der Frauen möglich sein, so kann sie eben nur durch eine *Frau* ausgeübt werden, da sie in der Hand eines *Mannes* zu großen Unannehmlichkeiten für die weiblichen Kassenmitglieder führen muß. Es ist ja tief zu beklagen, daß überhaupt eine Krankenkontrolle nötig ist, aber da es leider der Fall ist, so müssen die Frauen sich bemühen, diese üble Sache so wenig störend und verletzend zu gestalten wie nur möglich, indem sie für weibliche Kontrolleure sorgen. In Kassel z. B. sind seit einigen Jahren durch die Initiative des kaufmännischen Vereins für weibliche Angestellte Frauen in den Vorstand der kaufmännischen Krankenkasse gewählt und infolgedessen ist auch eine Kontrolleurin und eine Beamtin angestellt.

Der Aussage des Krankenkassen-Vorstandes zufolge haben nicht nur die Frauen, sondern auch die Kasse Nutzen von dieser Einrichtung gehabt. Durch sie sind der Kasse manche Ersparnisse möglich geworden. An dem bessern Stand der Kasse haben aber alle Mitglieder großes Interesse. Je günstiger die Geldverhältnisse einer Kasse sind, je leistungsfähiger wird sie sein. Entweder können die Krankenbezüge höher ausfallen, denn die Ausgaben müssen sich den Einnahmen anpassen, oder die wöchentlichen Beitragsleistungen können verringert werden. In den Krankenkassen strömt alljährlich ein großes Kapital zusammen —, die Leistungen erfordern große Ausgaben, die fast jedes Jahr verschiedene sind. Gesetzlich ist es nötig, daß erst ein genügender Reservefonds gesammelt wird, das heißt ein Kapital mündelsicher angelegt, dessen Zinsen in besonders

schweren Jahren dazu dienen sollen, den Ansprüchen zu genügen, die an die Kasse gestellt werden. Hat der Reservefonds eine entsprechende Höhe erreicht, so kann die Kasse ihre Leistungen erhöhen. Sie wird das vorsichtig tun müssen, denn sie muß für das, was sie verspricht, aufkommen. Die Vorschläge hierfür macht der Vorstand, die Genehmigung erteilt die Generalversammlung.

So hat z. B. jetzt auf Antrag der Frauen im Vorstand die Kasseler Krankenkasse sich bereit erklärt, auch für Ersatz der Schneidezähne die Kosten zu bewilligen, was früher nicht geschah, da man diese Zähne nicht für notwendig zur Erhaltung der Gesundheit hielt. Die Frauen begründeten den Antrag damit, daß z. B. für eine Verkäuferin das Fehlen der Vorderzähne oft die Erwerbsunfähigkeit zur Folge hat — ein Argument, das schließlich auch anerkannt wurde und zur Bewilligung der Kosten führte.

Ferner kommt es besonders für die weiblichen Mitglieder häufig in Betracht, wie hoch das Statut der Kasse die Pension im Haus veranschlagt, die als ein Teil des Gehaltes mit berechnet werden muß. Je nach den Gehaltsbezügen sind die Krankenkassenmitglieder in verschiedene Klassen eingeteilt. Ist nun die Pension sehr niedrig berechnet, was oft der Fall ist, so kommt das betreffende Mitglied in eine geringere Klasse, was geringe Kassenbezüge zur Folge hat. Auch hier können die Frauen für höhere Bewertung der Pension im Haus eintreten.

Die Verpflegung in Genesungsheimen oder Walderholungsstätten wird bei den weiblichen Mitgliedern ebenfalls oft mit der Begründung zurückgewiesen, daß sie Familienpflege haben, damit der Kasse die höheren Kosten erspart bleiben. Die Vorstandsdamen müssen auch dafür eintreten, daß den Frauen diese Wohltat zu Teil wird, denn mit der Pflege daheim sieht es oft genug schlecht aus, und es ist auch für sie besser, sich in anderer Luft und besserer Pflege zu erholen.

Jedenfalls ist das Krankenkassenwesen noch sehr entwicklungsfähig, und die Frauen sind berufen, an dieser Entwicklung mitzuarbeiten. Sie müssen dafür eintreten, daß sie nicht als Kassenmitglieder direkt benachteiligt werden. Einer solchen Benachteiligung sind sie aber heut zum Teil noch ausgesetzt. In Halle ist zum Beispiel das Ortsstatut überraschender Weise so abgefaßt, als wenn überhaupt die Frauen ausgeschlossen von der Verwaltung wären; es bestimmt einfach, daß nur männliche Vertreter in die Generalversammlung gewählt werden können. Dies verstößt gegen den § 37 des Krankenkassengesetzes. Es ist daher nötig, daß die beteiligten Frauen sich an die Regierung wenden, damit in dem Krankenkassenstatut das Wort „männlich“ gestrichen und für die Frauen dadurch die Bahn frei wird. Eine Folge dieses Ortsstatutes ist wohl auch die weitere Benachteiligung der weiblichen Kassenmitglieder durch einen Paragraphen, der Unterstützungen für Familienangehörige im Erkrankungs- oder Sterbefall bewilligt. Eine derartige Einrichtung ist gewiß sehr wünschenswert, wenn alle Kassenmitglieder diese Unterstützung für ihre Familienmitglieder erhielten, für deren Lebensunterhalt sie sorgen müssen. Soll sie aber nur, wie dies das Ortsstatut in Halle vorsieht, den Ehefrauen und Kindern zu Gute kommen, so muß sie sich auf irgend eine besondere Beitragsleistung stützen. Will ein Familienvater für die Notfälle, die eintreten können, sich eine Unterstützung sichern, so könnte dies durch eine besondere Prämienzahlung im Anschluß an die Krankenkasse geschehen. Daß aber die sauer erworbenen Groschen der unverheirateten Frauen zu diesen Unterstützungen der Ehefrauen und Kinder mit Verwendung finden, scheint nicht gerecht zu sein. Wie manche erwerbende Tochter oder Schwester hat daheim einen alten Vater, eine gebrechliche Mutter, wohl auch jüngere Geschwister, für die sie mit sorgen muß. Werden diese krank oder stirbt einer von ihnen, dann erhält das weibliche Kassenmitglied nichts. Wird aber die Frau eines männlichen Kassenmitgliedes krank, so erhält diese freie ärztliche Behandlung, Arzeneien und Bäder für die Dauer von 13 Wochen und für jeden Tag im Krankenhaus einen Zuschuß von 1 Mark. Beim Tod der Frau leistet die Kasse 25 Mark, beim Tode eines Kindes 15 Mark. Derartige Bestimmungen dürften nicht existieren ohne Gegenleistung. Die Unterstützungen der Kassen müssen allen Gliedern gegenüber gleich sein und den ver-

schiedenen Einlagen entsprechen. Wo diese besondere Belastung der Kasse durch die Unterstützung der Angehörigen der männlichen Glieder der Kasse fortfällt, können die Leistungen der Kasse auch im Verhältnis zur Einzahlung bessere sein. Während so zum Beispiel in Kassel einer wöchentlichen Einzahlung von 72 Pfg. im Krankheitsfall der Bezug von 2,20 Mark gegenüber steht, erhält ein Mitglied in Halle bei wöchentlicher Einzahlung von 84 Pfg. nur 2 Mark tägliches Krankengeld. — Ferner müßten die Frauen auch für eine Beihilfe während der Schwangerschaft, für freie Hebammendienste und ausreichende Wöchnerinnenunterstützung eintreten.

Aus all diesen Tatsachen ergibt sich, wie wichtig es ist, nicht gleichgültig zu sein, wie nötig es ist, sich um die Verwaltung zu kümmern und in erster Linie die Ortsstatute der Krankenkassen einer genauen Prüfung zu unterziehen.

Nun könnte vielleicht von manchem die Frage aufgeworfen werden, warum gründen denn nicht die Frauen eigene Krankenkassen von den Vereinen aus, in denen sie allein sind und keine Benachteiligung zu fürchten hätten? Diese Frage hat z. B. die verbündeten kaufmännischen Vereine für weibliche Angestellte oft und ernst beschäftigt, bis sie zu dem Schluß kamen, die Gründung einer eignen Krankenkasse aus schwerwiegenden Gründen zu unterlassen. Der erste Grund war der, daß seitens der freien Hilfskassen kein Zwang zum Beitritt aller Berufsgenossinnen ausgeübt werden kann, daß nicht, ganz unabhängig vom Gesundheitszustand, eine jede, die eben im Beruf steht, gezwungen werden kann, der Kasse beizutreten, wie dies bei der Ortskrankenkasse der Fall ist. Es liegt die Gefahr nahe, daß in diese von Vereinen gegründeten Krankenkassen in erster Linie solche eintreten, die keine sehr feste Gesundheit haben, um sich eine höhere Unterstützung, selbst bei höheren Einzahlungen zu sichern. Die Gesunden aber, deren Einzahlungen doch mit zur Deckung der Erkrankten beitragen müssen, legen weit weniger Gewicht auf die Krankenkasse und suchen so billig wie möglich davon zu kommen. Sie zahlen darum in die Ortskrankenkasse, wozu sie gezwungen sind. Weiter ist dagegen einzuwenden, daß die Arbeitgeber nicht verpflichtet sind, einen Teil der Beiträge zu den freien Hilfskassen zu bezahlen, während doch bei den Ortskrankenkassen die Zahlung von einem Drittel der Beiträge den Arbeitgebern auferlegt ist, ein Umstand, der sehr ins Gewicht fällt. Es ist doch sehr wesentlich, ob pro Woche 60 Pfg. oder 90 Pfg. Krankengeld bezahlt werden muß, das macht im Jahr eine Ersparnis von 15,60 Mark auf den Einzelfall aus, die in die Ortskrankenkasse von den Arbeitnehmern weniger bezahlt werden müssen, bei gleich hohen Beiträgen in die freien Hilfskassen.

Die Krankenkassen sind meist große Sorgenkinder der Vereine, und es muß schon ein sehr kapitalkräftiger Verein sein, der mit gutem Gewissen eine Krankenkasse ins Leben rufen kann, die einigermaßen leistungsfähig ist. Besondere Gefahr ist aber noch vorhanden, wenn die Mitglieder einer Vereinskrankenkasse verstreut an vielen Orten wohnen und keine genügende Kontrolle möglich ist.

Dazu kommt, daß die Existenz der freien Hilfskassen für die Zukunft überhaupt in Frage steht. Die Reformen, die in der staatlichen Versicherung in nicht allzu langer Zeit bevorstehen, werden voraussichtlich auch im Krankenkassenwesen manche Veränderungen zeitigen. So soll z. B. auch die Frage der Mutterschaftsversicherung möglicher Weise durch Angliederung an die Krankenkassen ihrer Verwirklichung näher gebracht werden.

Darum ist es sehr wünschenswert, wenn die Frauen in den Ortskrankenkassen sich den nötigen Einfluß sichern und helfen, diese so auszugestalten, daß sie allen berechtigten Ansprüchen genügen können. Diese Kassen haben eine Zukunft, und man wird die Frauen in ihrer Position lassen müssen, wenn auch das Krankenkassenwesen verstaatlicht wird.

Was das Verlockende an den freien Hilfskassen besonders für Frauen war, daß nämlich Frauen in allen Stellen der Verwaltung, wie als Ärzte, Kontrolleure und Beamtinnen tätig sind und ihren Mitschwestern das nötige Verständnis entgegenbringen, das muß eben durch rege Beteiligung der weiblichen Kassenmitglieder auch bei den Ortskrankenkassen erreicht werden.

Also nicht die Gründung eigner Krankenkassen, sondern die Vervollkommnung der bestehenden muß mit allen Kräften erstrebt werden.

Neben den Vorteilen für die weiblichen Kassenmitglieder, die durch rege Beteiligung der Frauen am Krankenkassenwesen zu erreichen waren, käme auch das in Betracht, daß dadurch, abgesehen von den Ärztinnen, auch eine große Anzahl gesicherter Stellungen für gebildete Frauen mittleren Alters geschaffen werden können, an denen bisher ein großer Mangel herrscht. Viele Frauen könnten als Beamtinnen und Kontrolleurinnen ohne besondere Vorkenntnisse mit Erfolg tätig sein, wenn sie die nötige Allgemeinbildung besitzen, vereinigt mit Herzenstakt und warmem Interesse für ihre Aufgabe.

War bis jetzt von dem Recht der Frauen in der Krankenkasse die Rede, so soll noch die weitere Frage beantwortet werden: Welche Wege müssen eingeschlagen werden, um das Interesse der Frauen an den Krankenkassen zu erwecken und sie zum Handeln anzuregen, damit sie Einfluß gewinnen? Da das Stimmenübergewicht allein zum Sieg führen kann, so ist einmütiges Vorgehen nötig. Bei dieser Sache zeigt sich so recht der Segen der Organisation. Von den einzelnen Berufsvereinen, deren Mitglieder den Ortskrankenkassen angehören, oder wenn sich keine solchen am Platze befinden, dann von anderen Frauenvereinen müssen Erkundigungen eingezogen werden über die nächste Generalversammlung der Ortskrankenkassen, in denen sich viel weibliche Mitglieder befinden. Wenn in dieser Generalversammlung die Wahl der Vertreter oder des Vorstandes auf der Tagesordnung steht, dann heißt es handeln. Es muß eine Versammlung aller weiblichen Kassenmitglieder einberufen werden, auch solcher, die dem Verein nicht angehören. Große Propaganda für diese Versammlung ist nötig. In dieser Versammlung muß die Wichtigkeit der Beteiligung der Frauen an der Wahl der Vertreter und des Vorstandes der Krankenkasse klar gelegt werden. Weiter sind die Versammelten aufzufordern, sofern sie volljährige und damit stimmberechtigte Mitglieder der Krankenkasse sind, vollzählig in der bevorstehenden Generalversammlung der Kasse zu erscheinen. Dann müssen sich die Anwesenden auf eine bestimmte Zahl Frauen einigen, die sie einstimmig wählen wollen und diese für die Wahl vorgesehenen Frauen müssen ihrerseits sich bestimmt bereit erklären, auch alle ihnen aus der Wahl entstehenden Pflichten genau und gewissenhaft zu erfüllen.

Die gewählten Vertreterinnen müssen versprechen, jede Generalversammlung der Kasse pünktlich zu besuchen und für die Anträge, die von weiblichen Mitgliedern gestellt werden, wie z. B. für Frauen in den Vorstand, für Ärztinnen, weibliche Kontrolleure, weibliche Beamte, einzutreten. Sehr nötig ist es dann, daß die für den Vorstand oder als Vertreterinnen gewählten Frauen sich vor einer jeden Versammlung mit den Kassenmitgliedern aussprechen, um Kenntnis aller Wünsche und Klagen zu haben und deren Erfüllung oder Abstellung herbeiführen zu können.

Durch solche Besprechungen würde es am besten erreicht, das Interesse an der Krankenkasse dauernd wach zu erhalten und das Verständnis für den großen Segen, der von den Krankenkassen ausgeht, zu wecken. Die meisten Kassenmitglieder sehen, so lange es ihnen gut geht, in der Kasse nur ein notwendiges Übel. Die Kasse ist aber in Wahrheit ein treuer Freund, der sich in der Not am besten bewährt, was man nicht von allen guten Freunden behaupten kann.

Wie gering ist doch die kleine Ausgabe im Vergleich zu den Leistungen, die den Gliedern der Kasse, als ihr gutes Recht, in Krankheitsfällen werden! Man muß nur oft von solch armen Frauen um Hilfe angerufen werden, die weder in einer Krankenkasse, noch in der Invalidenversicherung sind, um den Segen dieser Einrichtungen voll zu empfinden. Es muß doch eine große Beruhigung gewähren, sich sagen zu dürfen, daß man in den Tagen der Krankheit niemandem zur Last zu fallen braucht. Es sollte darum auch die Möglichkeit der freiwilligen Krankenversicherung viel mehr von erwerbenden Frauen benutzt werden, die z. B. bei sich im Haus schreiben, schneidern, stricken, bügeln, waschen. Vor allen Dingen sollten auch die Hausbeamtinnen- und Heimarbeiterinnen-Vereine ihre Mitglieder zur freiwilligen Versicherung anregen,

wie überhaupt jede Frau in ihrem Kreis dahin wirken sollte, daß solche Frauen sich in die Krankenkasse aufnehmen lassen. Auch dadurch würde der Fraueneinfluß in der Kasse sich steigern können.

Auch alle die Frauen, welche durch Aufgabe ihrer Stelle, durch Verheiratung oder Berufswechsel, wie das ja sehr häufig vorkommt, nicht mehr gezwungen sind einer Krankenkasse anzugehören, sollten freiwillig weiter in der Kasse bleiben, wenn sie dann auch den ganzen Beitrag zahlen müssen. Es ist ja eine zu große Wohltat, nicht um die Bezahlung aller Kosten sich Sorge machen zu müssen, die eine Krankheit mit sich bringt, wie Arzt, Arznei oder gar ein Aufenthalt im Krankenhaus.

Für die Mehrzahl der Menschen trifft es eben zu, daß sie zu ihrem Glück gezwungen werden müssen. So geht es auch hierbei. Die einen seufzen über die aufgezwungene Wohltat der Krankenkassen, viele verhalten sich ganz gleichgiltig dazu, nehmen alles, was ihnen Gutes kommt, als selbstverständlich hin, und die wenigsten empfinden dankerfüllt ihre Segnungen. Gleichgiltigkeit aber ist der Übel größtes. Sie tötet jegliches Interesse.

Möchte es doch gelingen, diesen schwer besiegbaren Feind, der allen Bestrebungen entgegentritt, die dem Wohl der Frauen im allgemeinen und dem der weiblichen Krankenkassenmitglieder im besonderen gelten, aus dem Feld zu schlagen und statt dessen ein Interesse zu erwecken für alle die Frauen angehenden Fragen, zu denen auch die Ausübung des weiblichen Einflusses auf die Krankenkassen gehört.

Es ist die erste Stufe auf der Leiter, die die Frauen zu höheren Zielen führen soll. Von ihrer regen Mitarbeit auf diesem Gebiet wird es mit abhängen, wie rasch oder wie langsam die Frauen weiter steigen, bis ihnen in Gemeinde und Staat überall das Recht zuteil wird, mit zu bestimmen über das Wohl des ganzen Volkes, dessen größere Hälfte doch Frauen sind. Nichts steht im Wege, wenn die Frauen nur einig sind, dann kann es ihnen nicht fehlen.

Nur durch Selbsthilfe und Einigkeit wird es den Frauen gelingen, die ebenbürtige Stellung neben dem Mann als seine gleichbewertete Gefährtin zu erringen. Jeder Berufsverein für Frauen ist ein Glied in der großen Kette der Frauenvereine, die sich über alle Kulturländer der Welt erstrecken, und soll sich als solches fühlen. Diese Frauenvereine alle sind sich einig in dem Streben nach Anerkennung der Gleichwertigkeit der Frau mit dem Mann in Familie, Beruf, Gesellschaft, Gemeinde und Staat. Als Berufsarbeiterinnen und als Frauen haben die weiblichen Krankenkassenmitglieder das größte Interesse an diesem Streben — den größten Nutzen von jedem Sieg, der auf diesem Gebiet erstritten wird. Darum müssen sie helfen auf dem Feld, wo sie stehen, den Sieg zu erringen, indem sie in den Krankenkassen den Gedanken der Gleichberechtigung der Geschlechter auch in der Praxis zur Anerkennung bringen. — Denke niemand, wenn seine Stellung auch noch so bescheiden ist, daß es auf ihn nicht ankomme. Sich für überflüssig halten, heißt erlahmen, heißt erkalten, denke lieber jede, wo sie steht, daß es ohne sie nicht geht. Das ist der rechte Standpunkt, das ist keine Überhebung, das ist Verantwortung und Pflichtgefühl.

Über 5000 Krankenkassen gibt es in Deutschland. Wenn auch viele davon für Frauen garnicht in Betracht kommen, so ist die Zahl und die nach Millionen zählenden Kapitalien, die das Vermögen bilden, immerhin groß und bedeutend genug, um allein schon nach der materiellen Seite hin es lohnend erscheinen lassen, daß Frauen bei der Verwaltung der Kassen beteiligt sind.

Schnelles Arbeiten ist auf diesem Gebiet dringend gebotene Notwendigkeit. Es gilt ein großes Terrain erobern. Der Sieg wird von dem einmütigen Vorgehen aller Frauen abhängen!

Herta.

Aus dem Tagebuche einer alten Küſtenbewohnerin.

Von

Ina Rex.

Nachdruck verboten.

Ein naßkalter Oktobertag laſtete ſchwer mit ſeinen dichten Nebeln auf Häuſern, Vieh und Menſchen eines langgeſtreckt daliegenden Stranddorfes an der pommerſchen Küſte. Naß war alles, was ſich dem Auge bot: die unregelmäßigen Hecken, die die Dorfſtraße an einer Seite, nur hier und da durch Lücken unterbrochen, durch die man zu den einzelnen Häuſern und Büdnergehöften gelangte, begrenzte, und die Schleete (lange, durch eingerammte Pfähle gezogene Stäbe), die, eine Art Geländer oder Einfriedigung bildend, an der gegenüberliegenden Seite die Dorfſtraße von den Wieſen trennten. Naß war auch Bart und Haar des Mannes, der mit ſchwankenden, ungleichen Schritten, nicht rechts noch links blickend, wie in tiefen Gedanken, das ganze lange Dorf durchſchritt, und am Ende desſelben, die Hand über die Augen legend, in den Nebel hineinſpähte.

Dort war es! — dort mußte er liegen. Keine hundert Schritte weiter und er war am Ziel. — Blinkten dort nicht ſchon die weißen Kreuze und Grabſteine durch den Nebel? — Er zog ein großes buntes Taſchentuch aus der Jackentaſche, ſchob die blaue Seemannsmütze etwas aus der Stirn und trocknete ſich den Schweiß ab, dann ging er zögernd, noch wiegender, ſchwankender weiter.

Vorſichtig, als wünſche er jedes Geräuſch zu vermeiden, klinkte er die ſchiefhängende, hölzerne Pforte auf und fuhr zuſammen, als es dennoch in den verroſteten Türangeln quietſchte. Dann ſchob er ſeine breite Geſtalt durch die Öffnung und ſchloß die Pforte ſo leiſe es ihm möglich war, mit ſchwerfälliger, gewiſſenhafter Unbeholfenheit. Nun ſchaute er unſchlüſſig den breiten Mittelweg des Kirchhofs entlang — wo? — rechts und links reihte ſich Hügel an Hügel, ärmlich geſchmückt mit kleinen Kreuzen und Grabſteinen. Hier raſchelte ein vertrocknetes Kränzchen, dort wehte ein ſchwarzes Band, leuchtete ein Muſchelring, und vereinzelte zerzauſte Bäumchen und Sträucher ſtreckten die kahlen Zweige zu kargem Schutze über das Totenfeld. Und auf allem laſtete der Küſtennebel, naß, ſchwer, dunſtig. — Ein Seufzer hob ſeine breite Bruſt — der ſchweifende Blick kehrte zurück. Da! — ſeine graublauen Augen weiteten ſich, haſteten ſtarr an einem kleinen Kreuz aus grauem Sandſtein, das nur das einzige Wort „Herta" in grober ſchwarzer Schrift auf ſeiner Vorderſeite trug, und mit wenigen großen Schritten ſtand er an einem ſchiefen, verſunkenen, grasbewachſenen Hügel, ſank in die Knie und „Herting!" — entfuhr es wie qualvoller Schrei ſeinen Lippen. — Nun, wie über ſich ſelbſt erſchreckt, richtete er — immer noch auf den Knien — den Oberkörper etwas gerader auf, nahm die blaue Mütze vom Haupte, faltete ungelenk die groben braunen Hände zuſammen, ſuchte einen Moment in ſeiner Erinnerung und betete dann halblaut, nach dörflicher Sitte, in die Kopfbedeckung hinein: „Vater unſer, der Du biſt im Himmel . . ."

* * *

Weit war er herumgekommen in der Welt und nicht mehr jung, als er ſie zum erſten Male ſah. Es war in Hamburg, an einem Herbſtnachmittage, in einer Seemannskneipe am Hafen. Er ſtand an dem Schänktiſch, beide Arme aufgeſtemmt und plauderte mit der

umfangreichen, gemütlichen Wirtin; da fiel sein Blick ihm gegenüber auf einen Türspalt, in dem, wie in einem abgeschrägten Rahmen, der blonde Kopf eines jungen Mädchens, über eine Näharbeit gebeugt, sichtbar war. Regungslos stand er, wie gebannt; das schon halb erhobene Glas schwebend in der Luft haltend.

Die Wirtin hatte längst ihre breite Gestalt von ihm abgekehrt und sich mit ihren Flaschen und Gläsern beschäftigt, so störte ihn einen Moment niemand in seinem Schauen. Nie in seinem Leben glaubte er etwas Lieblicheres gesehen zu haben. Dies sanft geneigte Köpfchen dort drüben, von der Nachmittagssonne mit goldenem Glanz umsponnen, schien ihm überirdisch schön. Es war ihm, als fahre eine harte Hand über sein Herz und drücke es erbarmungslos zusammen. Er seufzte tief. Doch ärgerlich über sich selbst, gab er sich sofort einen Ruck, trank sein Glas aus, warf knallend das schuldige Geldstück auf den Schenktisch, stülpte die Mütze auf, rief der verwunderten Wirtin einen brüskes „Adjüh's" hin und stappste der Tür zu.

Von dem Tage an war er jeden Nachmittag in der Hafenkneipe. Sonst pflegte er zu wechseln, hier und dort hin zu gehen, wo er gerade Bekannte zu treffen hoffen konnte; jetzt trugen seine Füße, fast ohne seinen Willen, ihn immer vor diese Tür. Auch wollte er eigentlich abreisen, seine alte Mutter aufsuchen, die täglich nach ihm ausschauen würde, weil doch alle Seeleute im Dorfe schon zurückgekehrt sein würden; aber er gewann es nicht über sich. In fieberhafter Unruhe erwartete er den Nachmittag, wo er hoffen durfte, sie aus der Ferne zu sehen, an ihrem Arbeitstischchen, bei ihrer Näharbeit. Das hatte er schon gesprächsweise aus der Wirtin herausgelockt, daß sie am Vormittag nicht dort saß, sondern draußen in Küche und Wirtschaft beschäftigt war. O, er war schlau. Er konnte sich so teilnehmend nach allem erkundigen trotz seiner schleppenden, wortkargen Art, und die Alte war so redselig. So wußte er, daß sie eine Waise war, weit her, ein Schwesterkind der Hausfrau, ganz arm, aber brav und fleißig, nur etwas zu schwächlich für grobe Arbeit, darum mußte sie nähen.

Gesprochen hatte er noch nie mit ihr. Was hätte er wohl zu ihr sagen sollen! — Ihm wurde ganz heiß, wenn er an die Möglichkeit dachte, mit ihr sprechen zu können. Sie war so ganz anders. Was kümmerte ihn sonst viel eine Dirn; damit stand er schön um auf dem Tanzboden oder auf der Dorfstraße; die hatte sich zu freuen, wenn er sich mit ihr abgab; aber diese! — sie war eben keine Dirn — wohl ein Frölen. Seine schwerfällige Zunge murmelte das Wort mit einer Art Ehrfurcht. Vor Frölens hatte er viel Respekt und ging ihnen am liebsten aus dem Wege. Da waren die Pastorstöchter und die Kapitänstöchter! — Ja, was tat man mit ihnen! Er hatte zuweilen mit so einer getanzt auf Hochzeiten oder Erntefesten — leicht wie eine Feder lagen sie ihm im Arm, aber auch so blaß und zerbrechlich und mit so ernsten Gesichtern. Geärgert hatte er sich meistens über sie und noch mehr über sich, über seine Zaghaftigkeit und seine Verwirrtheit. Und nun verfolgt ihn dies schmale, weiße Gesicht überall hin, und in seinen groben, harten Fingern pulsiert die Sehnsucht nach der Berührung des weichen, blonden Haares — es ist zum Verrücktwerden.

Aber er wird nicht mehr hingehen. Es ist ja alles dummes Zeug! — Ein Frauenzimmer — nicht wert, daß sich ein Mann wie er den Kopf darüber zerbricht. Morgen wird er abreisen — hat schon viel zu lange hier herumgesessen; in seinem Dorfe gibt's Dirns genug und schmuckere wie diese. — —

Zwei Wochen später betritt er wieder die Gaststube am Hafen.

Er war zu Hause gewesen in seinem Dorfe. Ann-Mariek — seit Jahren halb und halb sein Schatz — war ihm dick, rot, gesund, mit glänzenden, begehrlichen Augen entgegengekommen. Nicht sie allein — auch die übrigen heiratsfähigen Mädchen im Dorfe hatten den gebrungenen, frischen Burschen mit dem hübschen gebräunten Gesicht und dem dichten blonden Bart wohlgefällig angeschaut. Jede hätte ihn genommen — er wußte es — trotz seiner dreißig Jahre, oder eben deshalb. Brauchte man doch nicht lange zu warten mit der Hochzeit, denn er hatte Zeit gehabt, etwas zu ersparen, und man traute ihm das Sparen zu; er schien so solide, so zuverlässig.

Zuerſt hatte er ſich die Huldigungen gern gefallen laſſen; die andern Burſchen ausſtechen, das war nicht ſchlecht, machte Spaß. Er begann der Sache Geſchmack abzugewinnen. Auf plumpe, täppiſche Art machte er den Dorfſchönen die Cour; am meiſten der Ann-Mariek, denn die gefiel ihm doch immer am beſten.

Sie war nicht dumm, die Ann-Mariek mit ihren Fünfundzwanzig; ſie fühlte den Unterſchied heraus zwiſchen ſonſt und jetzt. Seinen Bewerbungen um ihre Gunſt fehlte die Wärme, die Treuherzigkeit, die das ungehobelte Weſen des Seemanns oft ſo anziehend machen kann. Er gefiel ihr nicht ſo gut wie im vorigen Jahre, aber ſie wollte ihn haben, denn es wurde Zeit für ſie zu heiraten, und ſie hatten ſich nun lange genug mit einander „gezogen". Sie wollte ihn ſchon klein kriegen, wenn ſie erſt Mann und Frau wären: einſtweilen ließ ſie ſich ſeine derben Liebkoſungen gefallen und verriet mit keiner Miene, daß es ihr oft in den Fingern zuckte.

Dann kam ein Tanzabend im Kruge. Er hatte etwas getrunken und ihr auch ein Schnäpschen aufgenötigt. Während er zuſah, wie ſie das ſcharfe Getränk ihm zu Gefallen tapfer hinuntergoß, ſtand blitzſchnell ein zartes Geſicht vor ſeinem inneren Auge: weiche blonde Haare, von der Nachmittagsſonne goldig umſponnen, ein zierlicher Mund, ſchmale, blaſſe Lippen — konnte er ſich ein Branntweinglas an dieſen Lippen denken? — Unmöglich! — Nachdenklich ſtarrte er in das rote, grelle Geſicht vor ihm: Zum Luſtigſein war ſie gut, und luſtig wollte er ſein, dafür war er hier. — „Noch 'n Schluck, Marieken! wat?" — wieder hielt er ihr das gefüllte Glas hin. Sie weigerte ſich lachend, da leerte er es ſelbſt, riß die derbe Geſtalt in ſeine Arme und ſchwenkte ſie drei, viermal im Saal herum.

Plötzlich ließ er ſie fahren, daß ſie faſt taumelte, ſtieß ſich die beim Tanz hintenüber geſchobene Mütze in's Geſicht und brach ſich ungeſtüm Bahn durch die Menge. — Verſtört ſah ihm das Mädchen nach, wie er mit haſtigem, unſicherm Schritt den qualmigen, niedrigen Raum durchmaß: „Hei is beſapen", flüſterte ſie traurig vor ſich hin, ſchlich ſtill in die Ecke und ſetzte ſich hinter die Muſikanten.

Er aber ſtolperte die Landſtraße entlang, dem Häuschen der Mutter zu. Sein Kopf brannte, ſeine Pulſe flogen, Ann-Mariek's grelle, auffordernde Blicke verfolgten ihn peinigend; ihn ekelte. In der dunklen Kammer ſaß er lange auf der Bettkante, den Kopf in den Händen, ſinnend, grübelnd. — Endlich erhob er ſich, warf die Oberkleider ab und ſtreckte ſich auf ſein hartes Lager. „Oho! mien Dirn! ſo wiet ſünd wi noch lang nich!" — murmelte er vor ſich hin.

In der Frühe des nächſten Morgens wanderte er ab, der Bahnſtation zu. Die lag weit entfernt vom Dorfe, das war gut; er ſcheute die Fragen der Bekannten. Seine alte Mutter ſah ihm nach, kopfſchüttelnd, energiſch in die große Schürze ſchneuzend; — dann klapperte ſie in ihren ſchweren Holzpantoffeln über den Hof in den kleinen Stall, die Ziege zu melken.

In Hamburg war alles beim alten. Kaum wußte er, wie er dahin gekommen ſei, aber er ſtand wirklich in dem bekannten Raum, ſtemmte wieder die Arme auf den Schänktiſch, hatte wieder das breite, gutmütige Geſicht der Wirtin vor ſich und behielt unabläſſig die Tür ihm gegenüber, die heute ausnahmsweiſe geſchloſſen war, im Auge.

Sie hatten ſchon alles Mögliche geſprochen, das heißt, er eigentlich nicht. Er hatte ſich darauf beſchränkt, der dicken Frau ab und an ein Wort zuzuwerfen und ein beifälliges Grunzen hören zu laſſen, ſie dagegen, froh des geduldigen Zuhörers, ſchonte ihre Zunge nicht; ſo wußte er denn jetzt, daß ſie wieder krank geweſen war und daß ſie Herta hieß.

Herta! — welch ein Name! nie hatte er ihn gehört; im Kalender ſtand er gewiß nicht. Aber es war ein ſchöner Name; er gefiel ihm.

Verſchiedene Schnäpſe hatte er nun ſchon getrunken, der Redefluß der Wirtin geriet auch ins Stocken, andere Gäſte kamen, es würgte ihm in der Kehle — ein Gruß, eine Frage — aber er brachte es nicht fertig; — „Adjühs!" — und er ſtand draußen auf der Straße.

Was nun? warten bis morgen und wieder nichts ausrichten. . . . Ja, was wollte er denn eigentlich? — Sie heiraten? — na, natürlich, am liebſten gleich. Aber, wenn ſie nun nicht wollte — ſie kannte ihn ja gar

nicht — und sie war so fein — und er so grob. — Wieder wurde ihm heiß unter seiner blauen Mütze; er schob sie aus der Stirn. Da — sein Herz stockte — war sie das? Er hatte sie nie im Hut gesehen, aber nur Eine konnte so aussehen, so gehen und stehen. Bald standen sie einander gegenüber; beide wie gebannt. Herta suchte in der Erinnerung, wer war doch dieser Mann? Er drehte die Mütze in der Hand, „Frölen!" preßte er heraus und machte eine Bewegung, als wolle er nach ihrer Hand greifen. Sie lächelte, ein feines, übermütiges Lächeln; der unbeholfene Mann belustigte sie wohl. Dann war sie mit leichtem Kopfnicken im Hausflur verschwunden.

Die Mütze noch in der Hand starrte er ihr blöde nach: „Deibel noch mal tau! — —"

Der nächste Nachmittag fand ihn in einem kleinen Bazar, dessen Schaufenster mit seinem bunten Tand ihn angezogen hatte. Er wollte etwas kaufen — etwas Schönes — für sie. Die Menge der vorhandenen Sachen verblüffte ihn; er wußte sich keinen Rat. Der Redestrom der Verkäuferin flutete über ihn hin, ungehört. Sinnend stand er da und dachte nach. Was trugen denn die Dirnen in seinem Dorfe Sonntags auf dem Tanzboden? — — Plötzlich erhob sich deutlich das Bild der Ann-Mariek vor ihm, im roten Kleide, eine dicke Bernsteinkette um den vollen Hals —: „'n Halsband!" — forderte er barsch, „un ock wat Gaud's! —"

Die Verkäuferin lächelte: „Ein goldenes doch? —" und sie breitete hurtig und gewandt eine Menge Pappkärtchen, auf die man die dicken Talmiketten geheftet hatte, vor ihm aus.

Er schob mit seiner schweren Faust alles verächtlich zur Seite: „Nee — Parlen! —"

„Perlen? —" Sie lachte ihm ins Gesicht, „die führen wir nicht"; und überredend fügte sie noch hinzu: „die sind ja gar nicht modern."

Er hatte wohl kaum hingehört. Seine Augen ruhten wie in zärtlicher Bewunderung auf einer plumpen, glänzenden Kette, die ihm zunächst lag. Er dachte sich diese um Hertas schlankes Hälschen liegend und seine groben Finger tasteten vorsichtig an dem Kärtchen herum; plötzlich packte er den Schmuckgegenstand mit zitternder Faust: „Man her! — wat is mien Schuldigkeit? —"

Herta saß an ihrem gewohnten Platze, mit ihrer Näharbeit beschäftigt. Ein schwerer Schritt quer durch die Gaststube ließ sie aufschauen, die breite Gestalt des Seemannes stand im Türrahmen.

„Guten Dach auch; ümmer fleißig?" führte er sich ungeschickt mit seinem holperigen Hochdeutsch ein.

Herta lächelte. Hatte sie sein Kommen erwartet? In ihrem weichen thüringischen Dialekt antwortete sie ein paar freundliche Worte.

Er lauschte gespannt, ihre Stimme umschmeichelte sein Ohr wie Musik. Langsam schob er sich näher, und plötzlich saß er ihr gegenüber auf dem freien Stuhl, seine Hand hielt in der Jackentasche krampfhaft das Kärtchen mit dem Schmuckstück umspannt.

Ruhig nähte Herta weiter; sie wartete. — Seine Blicke verfolgten unablässig die Bewegungen ihrer schlanken Hände, ihm war so sonderbar; etwas Weiches, Friedliches lag um ihn herum. Die Nachmittagssonne umschmeichelte warm sein Gesicht und seinen Nacken, die ruhigen, gleichmäßigen Bewegungen des arbeitenden Mädchens ihm gegenüber lullten ihn ein in eine ihm ganz fremde Träumerei, und er gab sich dieser Stimmung hin mit einem Wohlgefühl, als habe er lange danach gesucht, sich gesehnt. Plötzlich seufzte er tief.

Herta sah ihn an.

Da streckte sich seine große, behaarte Hand über den schmalen Tisch hinüber, ergriff ihre Näharbeit und zerrte daran: „Frölen!" kam es stockend von seinen Lippen, „ich — komm' — morgen wieder." Und dann legte er schnell das Kärtchen auf den Tisch, machte eine linkische Verbeugung und ging mit schwerem wiegenden Schritt ins Gastzimmer, direkt auf den Schänktisch zu: „'n Bittern!"

Verschmitzt sah ihn die Wirtin an.

* * *

Seit drei Monaten waren sie verheiratet. Zwei Stübchen im vierten Stock einer Mietskaserne beherbergten ihr Glück. Auf Hertas schmalem Gesichtchen blühte sanfte Röte. Endlich ein eigenes Heim! nicht mehr geduldet,

ſondern behütet — geliebt. Wie leicht glitt ihre kleine Geſtalt durch die niederen Räume, ordnend, ſäubernd; wie froh glänzten die blauen Augen dem Gatten entgegen, wenn er die kleinen Zimmer betrat.

Und Hinrich? — Er kam ſich vor wie in einer neuen, unbekannten Welt. Das Leben zeigte ihm ganz ungeahnte, köſtliche Dinge, und rührend war er bemüht, ſich dieſem Leben anzupaſſen. Er wurde höflicher, ſauberer; es war ſo vieles um ihn herum, das ſich ſchonungsbedürftig erwies; die kleinen weißen Deckchen, die Hertas zierliche Finger gearbeitet hatten und die Tiſch und Sofa ſchmückten, die Gardinen an den Fenſtern, der ſaubere Fußboden, und endlich Herta ſelbſt, dieſe zierliche kleine Frau — ſeine Frau.

Nicht immer war ihm wohl dabei, doch war er wie eingeſponnen in träumeriſches Glück; er fühlte noch nicht den Zwang.

Die Begegnung mit einem Kameraden bot den erſten Anlaß über ſich nachzudenken. Die Freude des Wiederſehens mußte natürlich gefeiert werden, ſie beſuchten zuſammen eine Schankwirtſchaft, tranken, lachten und lärmten, und als ſie endlich in heiterſter Stimmung aufbrachen, begleitete der Freund ihn bis an die Haustür: „Hier wahnſt du?" — fragte jener und ſah neugierig an dem Hauſe in die Höhe, „is dien Fru tau Hus?"

„Ick glöw nich", ſagte Hinrich zögernd, ſich vollſtändig der Unwahrheit ſeiner Ausſage bewußt. Aber er hätte nicht um die Welt den angeheiterten Landsmannn, der in der Gaſtſtube ſorglos um ſich geſpien und ſeine Worte durchaus nicht abgewogen hatte, hinauf in Hertas ſauberes Stübchen bringen, ihren erſchreckten Augen und Ohren vorführen mögen. So trennte er ſich denn von dem Begleiter, eigentlich gegen ſeinen Wunſch und geärgert von dem langen, ſpöttiſchen Blick, den jener ihm noch beim Abgehen zukommen ließ, und als er die drei Treppen in die Höhe ſtieg, war ihm gar nicht behaglich zu Mute; er freute ſich heute nicht auf ſein Heim und auf ſein blondes Frauchen.

Herta empfing ihn herzlich und fröhlich, bot ihm das feine Mündchen zum Kuß und ſchüttelte ſich ſcherzhaft-entſetzt, als ſein naſſer Schnurrbart ihr im Geſichte umher fuhr. Sofort wiederholte er das Manöver, ſie lachten beide, und das alles verſöhnte ihn etwas; nett war ſie doch! und ein ſolch puppenhaftes, kleines Ding! Er nahm ſie auf den Arm und trug ſie ein paarmal durch die kleine Stube. Das gefiel Herta; ſie neſtelte ſich ganz feſt an ihn an und ſtrich mit ihrer weichen Hand leiſe über Haar und Bart des Mannes.

Dieſer Abend verlief dem jungen Paar ſchnell und ungetrübt, wie ein Feſtabend ungefähr. —

Mit jedem neu anbrechendem Tage trat jedoch in Hinrich die halb unbewußte Empfindung, daß es endlich wieder „Alltag" werden müßte, ſtärker hervor. Noch war ihm immer, als beträte er etwas Geweihtes, Heiliges, wenn er, von irgend einem Gange heimkehrend, ſeine kleine Häuslichkeit wieder aufſuchte. Auf dem Flur ſchon nahm er die Mütze ab, das hatte er ſonſt nur beim Beſuch der Kirche getan, oder wenn er zu ſeinem Vorgeſetzten ins Haus gekommen war.

Schon ſuchte er nach Aufklärung über dieſen ſonderbaren Zuſtand; es war doch alles ſo anders, als er es ſonſt gewöhnt war und — genau genommen — nicht ſehr gemütlich. Sich immer erſt beſinnen müſſen, ob dies und jenes ſchicklich war! aber vielleicht hatte er es gar nicht nötig — weshalb tat er es eigentlich? — Hertas wegen? ja, das war doch aber ſeine Frau, und eine Frau mußte doch tun, was der Mann . . . Dunkel fühlte er, daß ein Betragen wie zum Beiſpiel das ſeines Freundes, dem er ſo gern ſeine Frau und ſein kleines Heim gezeigt hätte, Herta unangenehm ſein würde. Ja, ſie war ſo fein, und er . . . aber ihr wurde das Feinſein auch nicht ſauer, und ihm ſo ſehr. Ein einziges Mal recht laut fluchen können! — einmal wieder einen derben Spaß, ein lautes Gelächter — das wäre eine wahre Erquickung geweſen.

Ann-Mariek fiel ihm ein. Ja, die! — die verſtand luſtig zu ſein; das war eine ganz verdeutwelte Dirn.

Herta ahnte nichts. Unbefangen und freundlich ging ſie um ihn herum, beſorgte ihre kleine Wirtſchaft und ſetzte ſich am Nachmittag hinter ihre Nähmaſchine; ſie wollte auch mit erwerben, ſie nähte Bluſen für ein Geſchäft. Hinrich ſah ihr dabei zuweilen zu, verfolgte

das Spiel der zierlichen Finger, wie er es so gern getan hatte damals in der Hinterstube im Gasthause am Hafen. Aber heute waren seine Empfindungen geteilt. Die da vor ihm saß in ihrer lieblichen Art, mit der friedfertigen Beschäftigung, war seine Frau, und der Raum, der beide umschloß, war sein Haus, und dennoch konnte er des Besitzrechts an beiden nicht froh werden, wagte es gar nicht ordentlich geltend zu machen.

Wohin sollte das führen? — Ihm war oft sterbenselend zu Mute. Seine schwerfällige, ungefügige Art peinigte ihn, er sah die Unmöglichkeit ein, sich Herta anzupassen, und eine ohnmächtige Wut überkam ihn, über sich — über sie. „Deiwel noch mal tau! — dat holl'n anner ut! —" rief er einmal aus schwerem, gepreßtem Herzen und tiefem Grübeln heraus, riß seine Mütze vom Haken und floh vor Hertas erschrecktem Gesicht auf die Straße. Stundenlang irrte er am Hafen umher, ob er in ein Wirtshaus ging? — Nein, das nicht, aber anders werden muß es.

— — — — — — — — — — — — —

In wenigen Wochen sollten sie sich trennen. Die Schiffe rüsteten schon überall zur neuen Fahrt, und Hinrich hatte seine Anmusterung in der Tasche. Vor Antritt der Reise, die Jahre dauern konnte, wollte er doch noch seiner Mutter im Heimatsdorfe einen Besuch machen und ihr seine junge Frau zuführen.

Herta ängstigte sich etwas. Es wurde ihr so schwer, das Plattdeutsche zu verstehen — Hinrich hatte seine arme Zunge bis dahin noch immer mit einer Art Hochdeutsch zerquält — doch packte sie guten Mutes ihre wenigen Habseligkeiten; es würde schon gehen.

Sie reisten vierter Klasse; Hinrich wäre nie darauf gekommen, daß man anderswo einsteigen könne. Schon unterwegs gab er sich anders wie zu Hause; er fühlte sich freier. Mit einem gewissen Wohlbehagen richtete er sich in dem unwirtlichen Raume ein, rauchte seine Shagpfeife und spuckte rechts und links breit und wichtig aus. Natürlich sprach er sein breitestes Dorfplattdeutsch mit den Mitreisenden, war redseliger als je, als müsse er manches nachholen, und machte derbe Witze, die er selbst schallend belachte.

Herta staunte; was war das nur mit ihrem Manne! — so hatte sie ihn ja nie gesehen! Sie stieß leise mit dem schlanken Armchen an seinen muskulösen Arm, als wolle sie ihn warnen, an ihre Gegenwart erinnern, da greinte er sie dummpfiffig an und lachte laut, als er sie tief erröten sah.

Die Reise ging weiter. Zuletzt bestiegen sie ein kleines Fahrzeug und segelten durch den „Barther Bodden" dem Darßer Strandorfe zu. Die arme junge Frau vertrug die Fahrt schlecht, sie wurde seekrank, und nun war Hinrich wieder der zärtliche Gatte. Er trug sie durch das Boot an eine geschützte Stelle, bereitete ihr ein Lager aus einem alten Segel und deckte sie mit seiner dicken Seemannsjacke zu. Immer wieder fragte er, ob sie auch gut liege.

Endlich stieß das Boot knirschend auf den Strand. Man stieg aus, Herta nur mit Hinrichs Hilfe — leichenblaß, schwankend, in dem schmalen Gesichtchen große blauumrandete Augen.

„Is sei dat? —" Eine mürrische, harte Stimme fragte es, statt jeder andern Begrüßung, und eine alte Frau, groß, starknochig, das verdrießliche Gesicht von einem groben dunklen Wolltuch umrahmt, stand vor dem Ehepaare — Hinrichs Mutter.

„Mak man 'n beten wat Warm's, sei is mi ganz verklamt, 't is ok verdeuwelt kold", brummte der Sohn in den Bart, die direkte Antwort umgehend. Es genierte ihn, diese blasse, kleine Frau dort seiner Mutter zuführen zu müssen. Das Mitleid mit Herta wich langsam dem Ärger darüber, daß wohl alle hier seine Wahl abfällig beurteilen würden, die finstere, böhnische Miene der Alten gab ihm davon schon einen Vorgeschmack.

Rauh fegte der Märzwind über die kahle Düne. Nirgends lichte Frühlingsstimmung, alles grau in grau — die See, der Himmel, der Strand und die Gesichter der drei Menschen, die, durch Bande der Natur eng verbunden und doch im Denken und Fühlen himmelweit von einander getrennt, sich hier gegenüberstanden.

Herta fror; sie zog ihr dünnes Mäntelchen fester um sich zusammen. Scheu blickte das arme, junge Ding auf jene beiden, die in ihrer

robuſten Geſundheit, ihrer derben Widerſtandsfähigkeit ihr in der augenblicklichen, krankhaft überreizten Stimmung faſt Schrecken einflößten, und die traurige Erkenntnis, daß ſie in ihrer armſeligen Hülfloſigkeit ihnen nichts werde ſein können als eine Laſt, ſenkte ſich lähmend auf ſie herab.

Wie hatte ſie ſich auf dieſe Mutter gefreut! — Seine Mutter! — Ihr weiches, volles Herz hatte das Glück kaum faſſen können, außer ihrem lieben, guten Hinrich auch noch eine Mutter zu haben. Wie wollte ſie ſie lieben, dieſe Mutter! — wie ſich bemühen, ſich mit ihr zu verſtändigen, ſich ihr anzupaſſen. Wie lange war es her, daß weiche Mutterhände ſie berührt, gepflegt hatten, und doch wußte ſie noch ganz genau, wie ſchön das war. Jetzt war ſie kein Kind mehr, an ihr war es jetzt, der Mutter ihres Mannes zu vergelten, was an der eigenen zu tun ihr nicht vergönnt geweſen war. Aber dieſe große, ſtarke alte Frau mit dem grämlichen Geſichte und der rauhen Stimme — konnte man die denn lieben? — O, doch! ſie wollte es verſuchen. Die Tante in Hamburg war ja oft auch barſch und unfreundlich geweſen, und wie viel Gutes hatte ſie ihr doch zu danken. Tapfer verſchluckte ſie die Tränen, trat auf die Alte zu und ſtreckte die kleine Hand zum Willkommen aus: „Ich möchte Ihnen eine gehorſame Tochter ſein —“ ihre Stimme zitterte — „und ich möchte Sie bitten, daß Sie mich ein wenig lieb gewännen. —“

Blöde ſah die Alte auf die zarte kleine Frau. Hinrich trat von einem Fuß auf den andern, dann machte er entſchloſſen der Sache ein Ende: „Koamt, Mudder! Herting! —“ und er ſchritt voraus, die Dünen entlang.

Mit weit ausholendem Schritt ſchloß ſich ihm die Alte an; ſchwer bedrückt trippelte Herta eilig hinterher, ein troſtloſes Gefühl der Verwehtheit, Verlaſſenheit im Herzen. Die Kälte ſchüttelte ihren zarten Leib, ſie fror bis ins Mark und fühlte mit grauſamer Deutlichkeit, daß ſie immer weiter werde frieren müſſen neben jeden beiden. So wie ſie dahinſchritten, ſo gehörten ſie zuſammen, Mutter und Sohn, beide ſtark, beide rauh, beide hart — denn daß auch er es ſein konnte, ſein würde, hatte ihr ſenſibles Empfinden heute ſchon herausgefühlt. Still trocknete ſie ein paar klare Tropfen von den ſchmalen Wangen, ſie hatten ſich nicht zurückdrängen laſſen wollen ins Herz, ſie ſuchten ſich ihren Weg und ſchafften dem armen, jungen Weſen eine kurze Erleichterung. Tapfer verſuchte ſie Schritt zu halten mit den Vorausgehenden und betrat hinter ihnen die lehmgedielte, enge Hausflur.

Nun ſtanden ſie alle in der niedrigen, düſteren Stube. Herta ſah ſich ſchüchtern-neugierig um. Wie unwirtlich war der Raum! — Hier war alſo das Elternhaus ihres Mannes. Hier war er aufgewachſen, in dieſer dumpfen, ſchmierigen Luft, in dieſer nüchternen, elenden Umgebung, bei ſchwerer, magerer Koſt — oft hatte er ihr davon erzählt — unter der harten Hand jener alten Frau. O, wie die ſehnige, rauhe Frauenhand wohl züchtigen konnte! Herta ſchauderte; beklommen nahm ſie auf dem Bretterſtuhl Platz, den die Alte erſt mit ihrer groben Schürze abgewiſcht und dann wortlos der Schwiegertochter hingeſchoben hatte.

Hinrich machte es ſich ſofort bequem, entledigte ſich vor allem ſeiner dicken Jacke, lockerte das bunte Halstuch und ſtreckte ſich auf der Ofenbank aus. Herta beobachtete ihn ängſtlich. War ihm denn hier wohl? Ihre großen Augen machten noch einmal die Runde: Verwahrloſung und Dürftigkeit überall und ſo viel — Schmutz. —

„Häſt du nich 'n Schluck, Mudder, un nahſten 'n beten tau eten? — Wi hebben hüt noch nich Natt, nich Drög ſeihn“, ſagte Hinrich, ſich wohlig dehnend; ihm war, als ſei er nie hier fort geweſen; alles heimelte ihn an, er fühlte ſich zu Hauſe.

Niemandem hätte Hinrich Aufklärung geben können über das, was ihn in den beiden ſonnigen Stübchen in Hamburg oft ſo ſchwer bedrückt hatte; aber es war da, es quälte je länger je mehr und raubte ihm Ruhe und Frieden. Die ſanfte, liebliche Art ſeiner jungen Frau verſöhnte ihn noch immer wieder mit ſeinem Schickſal, doch wehrte er ſich innerlich gegen dieſen Ausgleich. Er liebte ſeine kleine blonde Herta, ihr Anblick erfreute ſein Auge, erwärmte ſein Herz; aber es war ihm oft, als würde ihm langſam der Boden unter den Füßen fortgezogen, als verlöre er jeden Halt,

und ſeine Männlichkeit empörte ſich gegen dieſes Übergewicht ſeiner Umgebung.

Hier war er wieder er ſelbſt; nirgends etwas Einengendes, Ungewohntes, hier gehörte er her.

Die Alte brummte etwas vor ſich hin, ſchlurfte in die Ecke und nahm von einem Brett, das dort an der Wand befeſtigt war, die Branntweinflaſche und ein Glas und näherte ſich damit dem lang hingeſtreckt daliegenden Sohn. Dieſer ergriff nur die Flaſche und tat einen herzhaften Schluck, räuſperte ſich ſtark und wehrte mit der ausgeſtreckten Hand der Alten, die das kleine, trübe Glas gefüllt hatte, um es Herta anzubieten: „Nee! nich! — ſei kann dat nicht verdrägen, 'n beten Koffee möſt du kaken."

„Je, wat kann dei woll verdrägen!" erwiderte die Alte höhniſch, mit einem böſen Blick auf die junge Frau, „Du häſt jo woll dien 'n Klauk nich hadd, as du di ſo wat uppſackt häſt", und ſie goß den Schnaps, den Kopf hintenüberlegend, auf einen Zug ſelbſt hinunter.

Herta verſtand nicht alles, doch fühlte ſie deutlich, daß ſie der Alten mißfiel. Wie fing ſie es nur an, die Mutter ihres Gatten zu verſöhnen! Sie wollte ja gern alles tun — ihr helfen — jetzt gleich. Schnell nahm ſie Hut und Mäntelchen ab, legte beides auf das hochaufgetürmte Bett nnd fragte freundlich, wenn auch mit zitternder Stimme, ob ſie mitgehen dürfe in die Küche zum Kaffeekochen. Statt der Antwort lachte die Alte rauh auf und ſchlurfte aus der Tür.

„Kumm her, Herting!" ließ ſich da Hinrich von der Bank her vernehmen, und als die kleine Frau zu ihm hingehuſcht war, ſtrich er ihr vorſichtig mit ſeiner großen Hand über die weichen, blaſſen Backen: „Dat ward all noch beter."

Herta ſchüttelte verzagt das blonde Köpfchen: „Ich glaube nicht, Heinrich, deine Mutter mag mich nicht leiden."

„I, wat! ſett di doch nix in'nen Kopp. Ein Jeder hätt ſien Dart. Mudder is'n beten groadtau, man ſien Lüd' känen wi hier ock nich bruken."

„Heinchen!" bat Herta aus ihrem warmen Herzen heraus und hockte ſich neben ihm auf die Bank, „ſag mir doch ein wenig Beſcheid, wie hier alles gemacht wird, ich muß mich doch nützlich machen, muß deiner Mutter doch helfen."

„Je, wat is doar tau helpen! — mit's Vieh weißt du joa doch kein Beſcheid nich."

„Aber ich könnte im Hausweſen manches machen; hier iſt alles ſo ſchmutzig . . ."

„Nee, doar bliew man von aw, das gibt blos Ärgernis — wie ſünd dat ſo gewenndt."

„So gewöhnt!" wiederholte Herta leiſe und ließ noch einmal die erſtaunten Augen in die Runde gehen.

„Upp'n Land is't anners as in 'ne Stadt — — na Mudder! dat hätt joa fix goahn — ſo, Herting! nu kumm man mit 'ran un drink, denn ward di woll anners tau Maud warden."

Sie ſetzten ſich um den klebrigen Tiſch. Die Alte bediente ihre Gäſte: „So! nu et't! — wour düſter dat all ward! un dei Klock is kumhen ſöß." Sie ſchob der Schwiegertochter einen bis an den Rand gefüllten Kumm hin, der ſchwarzberänderte Nagel ihres knorrigen Daumens tauchte beim Erfaſſen des henkelloſen Gefäßes tief in die Flüſſigkeit. —

Herta nippte und nippte. Dies entſetzlich große Gefäß! würde ſie es jemals leer bekommen! — Wieder ein Schluck — ſie ſchüttelte ſich ein wenig und ſah ängſtlich über den Tiſch auf Mann und Mutter hinüber. Hinrich ſtreckte eben die Hand nach der Speckſeite aus, die direkt auf der Tiſchplatte lag. Der dicke, faſerige Bindfaden, an dem das Stück Fleiſch im Rauchfang befeſtigt worden war, ſaß noch daran, Hinrich hakte den kleinen Finger hinein und zog ſich das Ganze näher, ein rußiger Schmierſtreifen bezeichnete den Weg, den die Delikateſſe über den Tiſch hinüber genommen hatte. Hertas Blick haftete ſtarr an dem glatten Streifen, heiß ſtieg es in ihr auf, Tiſch und Stube drehten ſich um ſie, mühſam erhob ſie ſich, „ich glaube, ich werde wieder ſeekrank", ſtieß ſie heraus und taumelte der Türe zu.

Hinrich ließ einſtweilen ſein Klappmeſſer in der Speckſeite ſtecken, ſchob ſich langſam hinter dem Tiſch hervor und ging ſeiner Frau nach. Die Alte ſah verdrießlich hinter ihm her,

bröckelte die Brotkruſte in das Getränk und löffelte weiter: „Wour dit woll ward!“ — brummte ſie vor ſich hin.

* * *

Zwei Wochen waren ſie nun ſchon im Dorfe, zwei lange traurige Wochen, die traurigſten ihres Lebens, ſo meinte Herta. Es war nichts beſſer geworden. Die Sehnſucht nach dem ſauberen, freundlichen Stübchen, nach dem ſtillen Frieden ihrer kleinen Häuslichkeit, nach der lieben, guten Art des Verkehrs mit ihrem Gatten rieb ſie faſt auf. Mit Schrecken ſah ſie, wie wohl ihm war in dieſer Umgebung, die mit ihrem Schmutz, ihrer Rohheit, ihrer Gemeinheit ſie ſelbſt ſo peinigte. Von Tag zu Tag gab der Mann ſich gröber, breiter. Häßliche Späße aus ſeinem Munde trieben der jungen Frau oft das Blut ins Geſicht, während die Alte ſich vor Vergnügen aufs Knie ſchlug und unbändig lachte. Die Hände in den Hoſentaſchen, die kurze Shagpfeife oder den Tabakspriem im Munde, die Mütze ſtets auf dem Kopfe, obwohl ſie ihn in der heißen dunſtigen Stube oft beläſtigte und er genötigt war, ſie in den Nacken zu ſchieben, ſo gab er ſich — rauchend, kauend und ſpeiend — breit und wichtig als Hausvater und Ehemann.

Herta litt unſäglich unter dieſer Veränderung ihres Mannes. Noch liebte ſie ihn und hoffte, daß alles wieder werden könne, wie es vorher war, in der erſten ſchönen Zeit ihrer Ehe. Wenn ſie nur erſt aus dieſem ſchrecklichen Dorfe fort ſein würden, aus dieſer entſetzlichen unwirtlichen Stube, in der es ewig nach gedörrten Fiſchen ſtank, und wo der fortwährende ſüßliche Geruch von abgeſtandenem Zichorienkaffee ihr Übelkeit verurſachte.

Lange konnte es ja nicht mehr dauern, Gott ſei Dank! Der Abgangstermin des Schiffes, auf dem Hinrich ſich verheuert hatte, rückte näher und näher. Herta hatte ſchon hundertmal die Tage abgezählt — endlich würde ja einmal der letzte kommen. Oft kam die Verzagtheit über ſie. Würde Hinrich die Mutter entbehren, ſich nach ihr und den hieſigen Verhältniſſen zurückſehnen? Würde er ihr zürnen, daß ſie es nicht fertig gebracht hatte, ſich mit der alten Frau einzuleben? — Er gab ſich jetzt ſo verſchieden, bald ausgelaſſen vergnügt, bald tief verſtimmt und gar nicht mehr ſo lieb und gut zu ihr; ſeine Zärtlichkeit ſo täppiſch, ſo anders. —

Vor der Abreiſe wollte die Familie das Abendmahl nehmen; es war das gute alte Sitte unter den Seeleuten. Niemand hätte nach der Winterruhe ſein Dorf verlaſſen, um ſeinen gefahrvollen Beruf wieder aufzunehmen, der ſich nicht vorher mit der Wegzehrung aus der Hand ſeines Seelſorgers hätte verſehen laſſen. Der Seemann iſt gottesfürchtig und — abergläubiſch. — Eng liegen dieſe beiden einander eigentlich völlig ausſchließenden Eigenſchaften in ihm bei einander. Die Gotteshäuſer der Stranddörfer ſind im Winter dicht gefüllt. Mann, Weib und Kind heiligt den Sonntag durch Kirchenbeſuch. Gemeinſam geht die Familie, des kurzen Beiſammenſeins froh, dem Herrgott ihren Dank zu bringen für gütigen Schutz und Errettung aus Gefahr, und ſeine Hilfe zu erbitten für die Zukunft. Andächtig ſitzen ſie da, die wetterharten, vierſchrötigen Geſtalten, die gebräunten, bärtigen Geſichter zur Kanzel erhoben, die behaarten, groben Hände auf den Knien gefaltet — ſie lauſchen den Worten des Herrn, und wohl ihnen, wenn ein gläubiger, gottesfreudiger Nachfolger Chriſti zu ihnen ſpricht, wenn er „Nichts dazu tut“ und „Nichts davon tut“ und die harrenden, heiſchenden Seelen wirklich ſpeiſt mit reinem Gotteswort in echter Seelſorge.

Der Bauer ſchläft häufig in der Kirche, der Seemann ſelten.

Und doch iſt er abergläubiſch; auch der Gebildetere. Da ſind beſtimmte Tage in der Woche, an denen kein Schiff in See ſtechen würde, da gibt es Erſcheinungen, Rufe, Warnungen — geheimnisvoll von einem zum anderen geraunt und mit Herzklopfen angehört — Unwetter und Schiffbruch betreffend, die genau in Betracht zu ziehen reſpektive zu beſchwören ſind; — und doch ſteigt der Führer des Rettungsbootes mit einem frommen: „In Gottes Namen! —“ als letzter in das kleine, ſchwankende und tanzende Fahrzeug ein, und aus jedem Ruderſchlag ſeiner Untergebenen rauſcht es herauf, inbrünſtig, gebetet, gehofft: „In Gottes Namen!“ —

— — — Waſſer — nur Waſſer, ſo weit das Auge reicht — bergeshohe Wellen, ſtrudelnd, gurgelnd, peitſchend — darunter der Abgrund, tief kalt, ſchaurig — darüber ein Himmel, ſternenlos, wolkenſchwer, dräuend — ringsum heulender, pfeifender Sturm — zwiſchen ächzenden, knarrenden Planken ein Häuflein Menſchen, zitternd in Kälte und Todesfurcht — und Gott der Herr ſollte rechten um Glauben und Aberglauben? — — —

Das Kirchdorf lag über zwei Stunden Weges entfernt, und am beſtimmten Tage machten ſich alle drei mit vielen andern Dorfbewohnern dahin auf. Die arme, kleine Herta ſah in ihrem ſchwarzen Kleidchen, mit dem feinen, blaſſen Geſicht in dem Trupp der ſtarknochigen, hochgewachſenen Frauen des Dorfes aus wie verweht. Mühſam ſchleppte ſie ſich durch Moor und Wieſen, über Gräben und Baumwurzeln an der Seite der Schwiegermutter bis ans Ziel. Die rauhe, ſcharfe Luft, die ſchnelle Gangart der Dörfler, mit der ſie Schritt halten mußte, hatten die ſchwache, junge Frau völlig erſchöpft. Atemlos lehnte ſie einen Augenblick an der Kirchhofsmauer. „Kumm, 't ward Tied!" — hörte ſie die ungeduldige Stimme des Mannes neben ſich und, aufblickend, ſah ſie in ſein gerötetes Geſicht und in die finſteren Augen ſeiner Mutter, die verächtlich und höhniſch auf ihr ruhten.

Sie raffte ſich auf und folgte ihnen in die Kirche.

„Befiehl Du Deine Wege
Und, was Dein Herze kränkt,
Der allertreueſten Pflege
Deß', der den Himmel lenkt . . . ."

ertönte es aus hundert jungen und alten Kehlen, unendlich falſch und unendlich andächtig.

„Hertas Tränen floſſen. Zitternd hielten die kleinen, kalten Hände das Geſangbuch; der naſſe Blick irrte über die großgedruckten Buchſtaben hin, ohne einen einzigen zu erkennen. Es bedurfte deſſen auch nicht. Sie kannte alle Kirchengeſänge auswendig, ſie war immer eine fleißige Kirchengängerin geweſen, und nun gar dieſen Geſang! den ſchönſten, ihren Lieblingsgeſang — und in dieſer Stunde, die ſie deutlich auf Gott hinwies, auf ihre einzige Stütze, ihren einzigen Halt.

Wie lieblos waren die Menſchen, wie hart, wie grauſam! — auch Hinrich, ihr Mann.

Langgezerrt, ſchwankend, in unreiner Melodie, durchzogen die Töne des ſchönen Liedes das niedrige, ſchmuckloſe Gotteshaus. Hertas Lippen blieben geſchloſſen. Wäre ſie glücklich geweſen, wie inbrünſtig gläubig hätte ihr klarer, reiner Sopran über den Disharmonien geſchwebt, ſo fand ſie keinen Ton im Übermaße ſchmerzlicher Empfindung; unaufhörlich ſchluchte, zitterte ihr Herz: „Allmächtiger Gott! hilf mir! ſchütze mich! —"

„Vater unſer, der Du biſt im Himmel!" — ertönte die milde Stimme des Pfarrers über ihr, da neigte ſie das arme, ſchmerzende Haupt und betete leiſe und innig mit. — — —

„Denn Dein iſt das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen!"

Herta wiederholte den Schlußſatz dieſes ſchönſten Gebetes der Chriſtenheit noch einmal ſtill für ſich hin, und ein wunderſam beruhigendes, tröſtendes und ſtärkendes Gefühl durchſtrömte ihr Herz. Andachtsvoll lauſchte ſie nun auf jedes Wort der einfachen, dem Verſtändnis der Zuhörer angepaßten Predigt. Ihr war, als ſpräche der Diener des Herrn dort von der Kanzel herab nur für ſie allein, denn wem klang das: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken", wohl verheißungsvoller als ihr. Und ſie fühlte ſich erquickt, mehr und mehr ward die Verheißung an ihr wahr.

„Amen!" — —

Herta ſprach es nach aus der Tiefe des Herzens, dann ſetzte ihre klare, hohe Stimme mit ein: „O, Lamm Gottes! unſchuldig am Stamm des Kreuzes geſchlachtet . . . . . ."

Die Frauen und Mädchen ſchluchzten in ihre Schürzen hinein, während ſie den Altar umſtanden und nach und nach, ſoviel der Altarring zur Zeit faßte, das heilige Abendmahl empfingen. Hinrichs Mutter weinte am ausgiebigſten; Herta ſah und hörte es nicht. Keine Träne netzte jetzt ihre ſchmale Wange. Ihr blaues Auge leuchtete wie verklärt und eine glaubensfreudige Zuverſicht lag auf dem jungen, blaſſen Geſichte, als ſie mit den weihenden Worten: „Dies iſt mein Leib — dies iſt mein Blut" — das Brod und den Kelch aus den Händen des Geiſtlichen empfing.

Nie, das wußte ſie, würde ſie dieſen Tag vergeſſen. Klar ward ſie ſich ihrer Pflicht bewußt. Sie wollte ihre Vorurteile überwinden — wie klein, wie nichtig ſchienen ihr in dieſem Augenblicke alle ihre Leiden — lieben wollte ſie ihren Gatten, ihn glücklich zu machen ſuchen, ſich ſelbſt überwinden; Gott würde ihr die Kraft geben.

„Unſern Ausgang ſegne Gott,
Unſern Eingang gleichermaßen,
Segne unſer täglich Brod,
Segne unſer Tun und Laſſen,
Segne uns mit ſeel'gem Sterben
Und mach' uns zu Himmelserben."

Der letzte Ton verhallte. Jeder neigte das Haupt und betete, der Sitte gemäß, ſein Vaterunſer. Dann ſchob ſich die Menge langſam aus der Kirche. Herta war unter den letzten; es widerſtrebte ihr, ſich vorzudrängen.

Hinrich und die Mutter warteten an der Kirchhofspforte. Es dunkelte ſchon ſtark; man trat ſofort den Rückweg an. Am Abendmahlstage wurde nicht, wie es ſonſt Sonntags nach der Predigt Sitte war, ein Wirtshaus beſucht. Herta hatte es gefürchtet; die weihevolle Stimmung, in der ſie ſich befand, hätte ihr den Aufenthalt in der dunſtigen, alkoholgeſchwängerten Luft der Gaſtſtube und die laute Fröhlichkeit der Gäſte, wie ſie beides vom verfloſſenen Sonntage in der Erinnerung hatte, heute zur doppelten Pein gemacht.

Gerne wäre ſie nun mit ihrem Manne zuſammen gegangen; aber ſie wußte, daß das nicht geſchehen würde. — Hinrich trabte ſchon in der Reihe der Männer dort an der Seite des Weges — und Herta beeilte ſich, an die Seite der Schwiegermutter zu kommen und mit ihr Schritt zu halten. Bald nahm der ſtockdunkle Wald alle auf. Der ausgefahrene Weg war äußerſt beſchwerlich zu gehen, Herta ſtolperte unaufhörlich; hätte ſie nur den Mut gehabt, die Hand der Alten zu faſſen! Bitter empfand ſie wieder ihren Kleinmut und ihre Hilfloſigkeit. Weiter denn! weiter! — in höchſter Anſtrengung, mit Atemnot kämpfend. Endlich die Wieſe! — wenigſtens etwas ebener, wenn auch quatſchnaſſer Weg — dann das Moor — o, Gott! würde es denn niemals enden! — nun das Dorf. Lang zog es ſich hin; wie viel Häuſer noch? — drei — zwei — endlich! „Barmherziger Gott!" flüſterte ſie vor ſich hin, „ich danke Dir! —"

Sie taumelte hinter der Alten her über die ausgetretene Schwelle, gewann den Stuhl, der vor dem Brettertiſche ſtand, und ſank weinend darauf nieder.

Die Alte hatte Licht gemacht und das trübe Lämpchen beleuchtete nun vom Tiſche her Hertas todblaſſes verweintes Geſicht. „Büſt mäud'? — fragte ſie, „dat geiht wedder öwer, 'n jung' Minſch kann vel utholl'n, dat möt'n ſick goar nich ankamen laten"; und ſo wenig tröſtlich die Worte auch klangen, der Ton ſchien Herta weniger unfreundlich als ſonſt. Sie bat dann die Mutter, es dem Hinrich, der noch draußen im Geſpräch mit dem Nachbar verharrte, mitzuteilen, daß ſie müde ſei und ſich zur Ruhe begeben wolle.

Als nach Stunden der Gatte geräuſchvoll die Kammer betrat und ſeinen Lagerplatz an der Seite ſeines Weibes einnahm, ſchloß dieſes die noch wachen Augen, den heiß erſehnten Schlaf heuchelnd. Es wäre Herta nicht möglich geweſen, jetzt mit ihrem Manne zu ſprechen oder gar ſeine Liebkoſungen entgegenzunehmen. Sie ward von einer Empfindung in die andere geworfen, ſie zürnte ihm und ſehnte ſich doch nach ihm — ſie war unzufrieden mit ſich ſelbſt und bemitleidete ſich doch. Endlich, als das Wühlen neben ihr aufhörte und die gleichmäßigen, ruhigen Atemzüge des Schläfers ihr die Gewißheit der eigenen Ruhe gaben, löſte ſich ihr ganzer Schmerz noch einmal in einem erleichternden Tränenſtrom. Sie war wieder in der Kirche, der Geſang der Gemeinde umflutete ſie, und des Pfarrers milde Stimme verkündete ihr den Ruf des Heilandes: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will Euch erquicken." Leiſe falteten ſich ihre Hände unter der Decke, und ſo nahte ſich ihr wohltätig der Schlaf.

(Schluß folgt.)

Lenaus Briefe an Sophie von Löwenthal.

Von

Dr. phil. Helene Herrmann.

Nachdruck verboten.

„Ich habe dem Sturm mein Herz weit aufgetan ohne allen Rückhalt; er ist eingezogen und hat an allem Gezweig meiner Nerven gerüttelt."

Man dürfte diese Worte als Motto über den ganzen Band setzen, der Lenaus Liebesbriefe an Sophie von Löwenthal enthält. Für das Werk eines neuen Stendhal müßten diese Briefe namentlich in der Originalfassung, in der sie jetzt vorliegen, ein reiches Material bieten: sie erzählen mehr von der Liebe als von den Liebenden. Sie geben bei allem Individuellen doch vor allem die typische Geschichte einer unbefriedigten Leidenschaft. Die neue verdienstvolle Veröffentlichung[1]), die diese Briefe auf Grund der Handschriften in ursprünglicher Form und in genauer historischer Anordnung darbieten, zeigt weit klarer als es die frühere vielfach verschleiernde Fassung vermochte, mit welcher Notwendigkeit Lenaus Lebensanschauung einen bestimmten Weg gehen mußte.

Dieser Weg führt von den für die ersten Jahre seiner Beziehung zu Sophie bedeutenden Worten: „Wir Individuen dürfen uns nicht als bloße Kanäle der Gattung betrachten" zu den Bekenntnisversen des „Don Juan":

„Das Herz, in dem die Wesen alle gründen,
Der Born, worein sie sterbend alle münden,
Der Gott der Zeugung ist's, der Herr der Welt,
Die er, nie satt, in seinen Armen hält."

Es ist bekannt, daß die erste Wirkung des Liebeserlebnisses auf Lenau eine Erneuerung seines Glaubens an den Wert der Persönlichkeit und damit an individuelle Fortdauer und einen persönlichen Gott gewesen ist. Dem Skeptiker und Weltmüden war die Erfahrung dieser hoffnungslosen Liebe zunächst ein Aufschwung der verlorenen Glaubensfähigkeit — weil er in sich eine Kraft des Herzens wiederfand, die er verloren meinte. Weil er von seiner eigenen Natur gleichsam überrascht worden war. Es lag im Wesen dieses Stimmungsmenschen, jeden heftigen Gefühlseindruck gleichsam in Metaphysik oder Religion umzusetzen. So nährte jetzt ein erhöhtes Gefühl der eigenen Persönlichkeit die Entstehung des Bildes vom allfühlenden, allliebenden Schöpfer. Dann aber forderte auch sein Glücksbedürfnis, das sich hier auf Erden zum Darben verdammt sah, sein Jenseits. Daß Sophie selbst gläubige Katholikin war, spielte endlich bei dem beeinflußbaren Lenau keine geringe Rolle. —

Die innerlichen Werte, die Persönlichkeitskräfte, die das entsagende Beisammensein entwickelt, erscheinen ihm zuerst mächtiger als die wirklichen Verhältnisse, als das unvermeidliche sinnliche Begehren. — Die unleugbare Realität dieser Tatsachen entschwindet dem hochgespannten Glücksgefühl einer Seele, die ihre volle Liebeskraft zum ersten Mal entdeckt. Der Verlust scheint Gewinn. Der tiefe Schmerz über die notwendige Entbehrung soll im Bewußtsein bleiben; er soll ein Freund werden: „Wir .... wollen recht fest zusammenhalten und das arme Kind, die weinende Waise schützend in unsere

[1]) Lenau und die Familie Löwenthal. Briefe und Gespräche, Gedichte und Entwürfe. Mit Bewilligung des † Freiherrn Arthur von Löwenthal, vollständiger Abdruck nach den Handschriften. Ausgabe, Einleitung und Anmerkungen von Professor Dr. Eduard Castle. Mit zehn Bildnissen und fünf Schriftproben. 2 Bände. Leipzig. Max Hesses Verlag. 1906.

Mitte nehmen, unsere Liebe . . . ." „Jetzt ist unser Leben und unsere Liebe ein unstetes Jagen im Gebirg auf rauhem Felsen; wir müssen den guten Augenblick suchen, wie eine flüchtige Gemse, unter beständiger Gefahr, in einen Abgrund zu stürzen." „War nicht die höchste Liebe, das göttliche Kind, auch auf der Flucht? Unser Pharao, die Welt, wird uns aber wohl immer im Rücken sein, bis wir dahin kommen, wo nur die Liebe etwas gilt und zu sagen hat." . . .

Sehr bald dringt die Sprache sinnlichen Verlangens durch so vergeistigende Worte hindurch. Lenau bekennt sein Begehren, er bekämpft und beklagt die Ausbrüche der Leidenschaft, die Sophie zurückwies. Und die sie doch im unerbittlichen Evaspiel — das freilich durch die Art solcher Beziehungen der Frau fast aufgezwungen wird — hervorgerufen zu haben scheint. Noch erstickt die Qual des Kampfes nicht das Geistige des Verhältnisses, das zugleich Freundschaft war und ein begehrliches Fieber. Es kommen allmählich die unausbleiblichen Reibungen, das gegenseitige Quälen mit Zweifeln und Launen. Es kommt nach fünfjähriger Beziehung eine Periode der Ermüdung, es folgt Lenaus erste Untreue. Wir wissen aus einem Brief Sophies[1]), wie furchtbar ernst — verhängnisvoll ernst — er es mit der Treue gegen Sophie genommen hat. Das kurze exaltierte Verhältnis zu der Sängerin Caroline Unger, das in eine lächerliche Farce auslief, macht den Eindruck eines verzweifelten Rettungsversuches. Fünf Jahre später versucht der schon geistig zerrüttete Lenau das Gleiche in jener ohne Besinnung angeknüpften und ebenso besinnungslos gelösten Verbindung mit einem Mädchen, das er kaum kennt, und zu dem ihn wohl nur die Angst des haltlos Gewordnen, die Sehnsucht des Unbehausten nach einem Heim gezogen hat. Jene kurze Untreue fügte der Gewalt der geliebten Frau noch die Macht hinzu, die verzeihende Güte über den Treulosen ausübt. Und Sophie scheint nie ein Machtmittel unbenutzt gelassen zu haben. Mehr denn je gilt ihr Wort: Du bist mir verfallen. Nun aber bricht Lenaus Sinnlichkeit sich unaufhaltsam Bahn. Die Briefe aus dem Jahr 1841 bringen Stammelzeilen voll leidenschaftlicher Vorstellungen und Wünsche: die begehrlichen Träume des Einsamen holen alles nach, was das Leben den Liebenden versagte. Und die Kühnheit der Worte wagt es, die Phantasie der Geliebten in diese Vorstellungen hineinzuziehen. . . . Die seelische Seite des Verhältnisses verliert an Kraft. Endlich scheint der Sättigungspunkt des Gefühls überschritten; die Leidenschaft welkt hin. Wir haben aus den folgenden Jahren nur noch wenige Zettel, die der Geliebten gelten; die zwangvollen offiziellen Briefe, die stets neben dem vertrauten Briefwechsel nebenher liefen, müssen uns jetzt das Bild der weiteren Beziehungen fast allein darstellen. Noch immer ist Sophie Lenau gegenüber die welterfahrene, energische, beherrschende Natur, die stets neben der hingebenden Geliebten in ihr lebte. Aber in den wenigen Liebesbriefen klingt trotz aller Versicherungen unwandelbarer Liebe aus seinem Munde ein neuer Ton: tiefe Enttäuschung über die Unmöglichkeit, die Gefühle so rein und hochgespannt zu erhalten, wie er es einstmals zu können glaubte, und Müdigkeit eines, der sich mit dem Jenseits nicht mehr trösten will. „Ach könntest, könntest Du mich doch überzeugen vom Wiederfinden: es wäre alles gut und leicht zu tragen. Aber da steckts. Wir zehren mit jeder Stunde vom einzigen Kapital unseres Erdenlebens. Wären es doch nur Zinsen der Ewigkeit. Aber ich fürchte, wir geben alles aus und haben doch nichts davon . . ." Nur selten atmet ein Brief die alte, ruhevolle Beglückung . . .

* * *

[1]) Castle 1. Bd. S. 328.

Es mögen wohl die Erlebniſſe dieſer Jahre geweſen ſein, die in Lenau das Grundgefühl weckten, aus dem ſein „Don Juan“ erwuchs — ſeine beſondere Erfaſſung des Themas. Lenau, der ſonſt ſo ſtark von Byron beeinflußte, hat hier nicht in Byroniſcher Art die Rätſel einer dämoniſchen Perſönlichkeit dargeſtellt; wo er dies verſuchte, ſcheiterte er — nicht Don Juan, Fauſt's Gegenbild, iſt ſein eigentlicher Held, ſondern geradezu der perſönlichkeitauslöſchende Geſchlechtstrieb. Tiefe Erfahrungen über dieſen perſönlichkeitauslöſchenden Trug der Sinnenliebe, aus der Seele des Weibes gewonnen, enthält die Szene zwiſchen Don Juan und Iſabella. Sie gipfelt in den Verſen, die ihren Sinn noch einmal epigrammatiſch zuſammenfaſſen:

„Was dir geſchah, was dich betrübt,
Das wird an jedem Weib verübt,
Die einem Mann ſich gern vereint,
Sie liebt ein Bild der Traumeswelt,
Und wen ſie auch im Arme hält,
Ein andrer iſt's, als den ſie meint.
Dies iſt der Sinnenlüge Fluch:
Verwechſeln, täuſchen und berücken
Und ſelbſt geſetzliches Entzücken
Der Eh' iſt doch ein Ehebruch.“

Das Rauſchgefühl deſſen, der auf Momente die beherrſchende Kraft des Naturtriebes in der Schöpfung als etwas Gegenwärtiges fühlt, blitzt wenigſtens auf in der Szene von Don Juans Auerhahnjagd. Es ſind die Hauptauftritte des lyriſch-dramatiſchen Gedichtes. Lenau dankt ihre Grundſtimmung jenem ſeine Lebenskraft aufzehrenden Erleben. Das ſcheint mir deutlich, wenn ich auch nicht wie der Herausgeber der Briefe die Einzelinhalte dieſes und anderer Werke aus den einzelnen Phaſen von Lenaus Liebe zu Sophie erklären möchte. In einer ganz anderen Stimmungsbeleuchtung gab, wie ich vermute, die gleiche innere Erfahrung von der Bedeutungsloſigkeit der Individuen gegenüber den überperſönlichen Lebensgewalten ein Hauptmotiv her für Lenaus letzte größere rein lyriſche Schöpfung: für die Waldlieder. Die Natur hatte bisher zu ihm vor allem in Klagelauten geſprochen. Er ſchien geſchaffen, die Zerſtörbarkeit des individuellen Lebens im großen Lebenszuſammenhang unabläſſig zu empfinden und in Worte umzuſetzen. In den ſtarken Naturereigniſſen, in den großen Naturbildern, in Meer- und Hochgebirgslandſchaft, Waldſturm und Gewitter hatte er nicht Lebensoffenbarung geſehen, ſondern Bilder troſtloſer Unfruchtbarkeit oder den wilden Reiz des Untergangs. Und in aller Natur empfand er ja mit der Schönheit zugleich die geheime Traurigkeit, die nach dem Wort ſeines Landsmannes „tiefer in den Dingen ſteckt, als man ahnt“. In den Waldliedern klingt nun, wenn auch gedämpft, immer wieder von Schmerzlauten unterbrochen, ein neuer Ton: das Lied von der Unzerſtörbarkeit des großen Lebens, des überperſönlichen, den Untergang der Einzelerſcheinungen überdauernden. Gewitter, Herbſt und Blätterfall reden zu ihm in neuen Worten. Nicht den Zeugungstrieb wie im Don Juan fühlt er hier als beherrſchende Gewalt — das konnte für eine Natur, wie die Lenaus im Grunde war, nur peſſimiſtiſche Stimmungen wecken — es iſt zum erſten Mal das Leben als Ganzes, in all ſeinen Offenbarungen, auch im Tode, von dem er eine Viſion empfängt.

Der „volle Lebensreigen“ iſt ihm nicht mehr wie früher gleichbedeutend mit „holdem Frühlingstraum“. Er iſt immer da; ihn zu erlauſchen, „wie Merlin der Eingeweihte“, das wäre Dichterwerk:

Rieseln hört er, springend schäumen
Lebensfluten in den Bäumen . . .
— — — — — — — — — —
Klingend strömt des Mondes Licht
Auf die Eich' und Hagerose,
Und im Kelch der feinsten Moose
Tönt das ewige Gedicht.

Hier ist der geistige Sieg Lenaus über sein persönliches Schicksal aus diesem Schicksal gewonnen, eine Erhebung, die freilich nur einen Moment dauerte, der die Zerstörung Lenaus als Person allzubald folgte. Und das letzte, was wir von ihm hören, ist das wieder trostlose Gedicht: „Blick in den Strom", das jenes πάντα ῥεῖ pessimistisch erfaßt: „wie alles wogt und schwindet".

* * *

Ich sagte, diese Briefe sprechen mehr von der Liebe als von den Liebenden. Der Mann steht in diesen Briefen vor uns nur als ein Ergriffener. Der Sturm bricht nicht aus seiner Natur hervor: er ist in den Wirbel hineingeraten und wird fortgerissen. Wir bekommen seine Erscheinung nicht anders zu sehen als in einem umhüllenden Mittel, sein Bild trennt sich nicht von dem Element fiebernder Erregung, das um ihn her ist. Die persönliche Physiognomie verschwindet immer mehr. Es mutet uns an: wir wohnten einem Naturgeschehen bei, in dessen Ablauf persönliche Willenskräfte nichts mehr hineinzureden haben. Dies vor allem scheidet diese Briefe von denen Goethes an Frau von Stein, denen man sie verglichen hat wegen der Kraft des Gefühls, um der poetischen Substanz willen, die in ihnen lebt. In Goethes Briefen ist dies gerade das Bedeutende, daß das unvergleichbar Individuelle nie durch den Eindruck der überpersönlichen Lebenskräfte übertönt wird, die hier am Werke sind. Ja, wir müssen unablässig empfinden, wie die Liebe Nahrung des persönlichsten Lebens war, wie sie alle Kräfte des Menschen und des Künstlers speiste und ihn fähig machte, ihrer nicht mehr zu bedürfen. Ein Liebender steht vor uns im Beginn dieser Briefe, ein Lebender im höchsten Sinne des Wortes verläßt uns, als sie verstummen. Goethe ist in diesen Briefen ein Verzehrender, Lenau in den seinen ein Verzehrter. Einen Werdeprozeß erleben wir dort mit, in dem sich wundervoll verbinden: langsam waltende Naturkräfte und die bewußte, ihr Schicksal ordnende Seele. Hier aber erleben wir einen Zerstörungsprozeß mit von seltener Schönheit: einen „farbenvollen Untergang".

Die Frau, deren Briefe bis auf wenige vernichtet worden sind, steht nur in den Spiegelungen von Lenaus Seele vor uns: das verwirrte Bild, das ein bewegtes Wasser allein zu geben vermag. Ihre geistige Bedeutung wurde stets gerühmt. Lenau sagte von ihr: sie ist mehr als George Sand. Wenn aber George Sand, wie uns Heine berichtet, im persönlichen Verkehr langweilig war und allen Geist ihren Schriften aufsparte, scheint bei Sophie das Umgekehrte der Fall gewesen zu sein. Sie ist menschlich gewiß interessant durch die merkwürdige Charaktermischung, die sie darstellt: sie war fähig, ein Leben für die Familie zu führen, in Pflichttreue, voll praktischen, sachlichen, auf's Wirkliche gerichteten Sinnes, dem ungeliebten unbedeutenden Manne eine untadlige Hausfrau, den Kindern eine gute Mutter. Und in der Zeit, da das junge Deutschland die „neue Ethik" proklamiert, schauderten Sophie und Lenau vor der Scheidung, vor einem im gesetzlichen Sinne vollzogenen Ehebruch, indeß ihre Wünsche längst die Ehe gebrochen hatten. Neben all diesen Eigenschaften zeigt aber Sophie das Naturell einer „grande amoureuse", lebt ein Leben in den Phantasien

der großen Leidenschaft, mehr als einmal alles auf eine Karte setzend. Das Ungewöhnliche ihrer Natur muß sich im persönlichen Verkehr stark ausgesprochen haben, ihre wenigen Briefe, besonders der letzte an Lenau gerichtete, geben wenigstens eine Ahnung davon. Aber ihre schriftstellerische Leistung, ein Roman „Mesalliert", den Lenaus Biograph aus ihrem Nachlaß veröffentlicht hat, ist ein jämmerliches Machwerk, gleich konventionell in Erfindung, Charakterzeichnung, Sprache. Nur ganz selten überrascht eine besondere Wendung, und da zeigt Sophie sich als Lenaus Schülerin. Wenn sie etwa sagt: „die Töne, die in wilder Lieblichkeit unter ihren Fingern hervorschwebten wie Leuchtkäfer und das Zimmer mit Wohllautfunken füllten . . .", so erkennen wir die Verarbeitung einer Lenauschen Verszeile: „Leuchtkäfer nur wie stille Traumesfunken, den Schlaf durchgaukelnd schimmern in den Zweigen."

Ein Mädchentagebuch Sophies, das uns im ersten Band der Castleschen Veröffentlichung als willkommene Ergänzung ihres Bildes mitgeteilt wird, zeigt die sechszehnjährige, als frühreife, ausdruckgewandte junge Dame und zugleich als eitles Mädelchen, das mit drolligem Eifer jedes Kompliment notiert. Ihre Gedanken, viel mit religiösen Gegenständen beschäftigt, sind nicht selbständiger als man sie in diesem Alter zu haben pflegt, ihre Sprache verrät Bildung und Belesenheit. Ein erstes Liebeserlebnis berät sie als gute Haustochter mit Eltern und Geschwistern. Der durchschnittliche Hang junger Menschen, sich selbstbetrachtend wichtig zu nehmen, eignet auch ihr. Im ganzen vermag ich auch hier nichts Bedeutendes zu entdecken. Lenaus Sophie wird innerhalb der Literatur auch fernerhin nur durch die Wirkung, die sie auf den Dichter ausübte, wesentlich erscheinen. Um der Charakterologie willen mag man bedauern, daß ihr interessantes Naturell nicht aus reicheren Dokumenten zu studieren ist.

* * *

Mehr noch als durch den menschlichen Inhalt fesseln Lenaus Liebesbriefe durch ihre eigenartige Form. Sie befinden sich — namentlich die erste Hälfte der Sammlung — im labilen Gleichgewicht zwischen Leben und Kunst: sie sind werdende Kunstwerke. Zuweilen klingt der Rhythmus in ihnen an. „Heut wartete ich umsonst auf meine Nachtigall. Vielleicht ist sie gestorben. Es ist nach Mitternacht; da schlug sie sonst am lautesten und goß mir ihr Lied so tief in meine Wunde und rief all meine Sehnsucht auf, nach dir! Heut ist sie still, nur der Brunnen rauscht, und das Wasser zieht auch ohne ihr Lied, wie das Leben tut, wenn ein Dichter stirbt. . . ." Die ganze Art, wie diese Briefe und Briefchen in sich abgeschlossen sind, die Formung der Sätze verrät, daß hier nicht nur Leben bekannt, daß hier schon Leben geformt wird. Vor allem, die Fülle bildmäßigen Ausdrucks, den Lenau freilich auch sonst in der Korrespondenz anwendet, und die Art, wie ein beginnender und abschließender Satz gleichsam rahmend die Stimmung des Ganzen betont — bezeichnen den eigentümlichen Aggregatzustand dieser Briefe zwischen Lebensbeichte und lyrischem Gedicht. Wer Lenaus Wortkunst studieren will, muß hier so gut einsetzen wie in seiner Poesie. Diese Briefe waren eine Zeitlang das Hauptgefäß seiner momentgestaltenden Kunst — seiner Lyrik. Denn im Savonarola, im Albigenserepos, die in jener Periode entstanden, ringt Lenau qualvoll mit der ihm nicht gemäßen Form. Und die an Sophie gerichteten Gedichte haben oft etwas seltsam gerecktes, mühsames in Empfindung und Ausdruck: es ist als verlöre Lenau, den die Hingabe an dies eine Gefühl eine Weile der Natur entfremdete, damit den Nährboden seiner Kunst, verlöre das, was er selbst als sein Eigenstes bezeichnete. In dieser Zeit — die bei einer Entfernung von Sophie ge-

dichteten Sonette „Stimmen“ sind hier auszunehmen — flüchtet Lenaus Wortkunst in seine Briefe. Erst als er „zu den alten Zauberern geht“, „den Naturgeistern“, als er wieder „ins dämonische sinkt“ vollzieht sich wieder eine Wandlung. Jene Briefe des Jahres 41 tragen freilich nicht mehr das Gepräge werdender Kunst: die Sprache in ihnen ist anders. Sie formen nicht das Erlebnis, fassen es nicht mehr in Bild und Betrachtung: sie sind manchmal Schreien ähnlich. Wort drängt sich an Wort verbindungslos: man hört den Atem stoßweis gehen, sieht Hände, die sich verlangend ausstrecken: es ist Leben, fiebernd auf's Papier hingewühlt.

„Herrliche! Süsse! Liebliche! Schöne! Kluge! o Weib, liebstes! Am 6. Juni reis' ich ab, nichts darf mich halten. Mir brennt Leib und Seele nach dir. Du! o Sophie! hätt ich dich da! hätt ich dich! ein Kuß! nur einer! aber ein ewiger! — Dein bin ich, dein, o küsse mich, komm, fest, heiß, eng, küß mich, du Wundersüßeste! das Verlangen schmerzt, o Gott! — —“

Die Briefe der früheren Epoche wirken daneben, als sei das Leben, das hier herausstöhnt aus den Worten, dort verkühlt, abgeläutert in Wort und Bild:

„O Sophie! mein ganzes Wesen neigt sich zu dir hin und kann nie mehr in eine andere Lage gebracht werden. Jeder mein Tropfen Blut bewegt sich nur in deinen Andenken, in schmerzliche Sehnsucht nach Dir. . . .“

„Ich meine eben, du bist der süßeste Traum und die festeste Realität zugleich. O Sophie, Sophie! Du hast mich heut' ein paar mal angeblickt' daß ich dabei an deinen Tod denken mußte. Deine Seele legte sich soweit heraus aus deinen offnen Auge als ob sie mir entfliehen wollte. . . .“

Der moderne Wiener Hofmannsthal braucht gern das gleiche Bild für das Seelische des Blicks „aus Deinen Augen lehnt sich so die Seele . . .“

Es dürfte wohl der Mühe wert sein, der wunderbar zwischen zwei Welten schwebenden Form solcher Dichterbriefe und ihrer Beziehung zu der Kunst des Briefschreibers einmal eine besondere Betrachtung zu schenken.

Die Stellung der deutschen Philosophie der Gegenwart zur Frauenfrage.

Von

Dr. phil. Maria Raich.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung von Seite 431.)

Eduard von Hartmann. — Münsterberg.

Hatten wir es bis jetzt mit den Frauen und der Frauenfrage zu tun, so sollen uns nun die „Weiber“ und die „Jungfernfrage“ beschäftigen — so will es Eduard von Hartmann. Der Tod hat vor Kurzem (am 6. Juni 1906) den bedeutenden Denker dahingerafft, aber er gehört unserer Zeit an, daher müssen wir auch auf seine Stellung zur Frauenfrage eingehen. Auch in dieser Frage weiß Eduard von Hartmann seinen Gedanken eine originelle Formulierung resp. Begründung zu geben, was sie interessant, aber leider für uns nicht weniger verwerflich macht.

Dabei können wir noch einmal konstatieren, daß mit biologischen und naturteleologischen Prinzipien allein die Frauenfrage sich nicht befriedigend behandeln läßt. In den Begriff „Natur“ wird bald zu viel, bald zu wenig hineingelegt und dementsprechend zu wenig oder zu viel aus ihm herausgeholt. Die Natur der Frau hat sich uns nur in den Grenzen der bisherigen Lebensbedingungen der Völker und der

Geschlechter geoffenbart. Diese Bedingungen ändern sich jetzt in einer tiefgreifenden Weise. Die neue Lebensgestaltung hängt zum Teil von unserem bewußten Zielsetzen ab. Darin wollen wir nicht gegen die Natur sein, wir wollen ihr aber gleichsam neue Aufgaben stellen, ihr zu neuen Offenbarungen Möglichkeiten bieten.

Unser Wertbewußtsein haftet nicht an der Vergangenheit, sondern weist der Gegenwart Wege in die Zukunft. Daher gehört zum Verständnis der Frauenbewegung ein modernes Wertempfinden; die reichste, gründlichste Kenntnis der Physiologie und Anthropologie reicht allein dazu nicht aus. Die Physiologie *kann nicht* die Psychologie und das Wertleben des modernen Menschen allein bestimmen.

Physiologisch aber rechtfertigt Eduard von Hartmann die rechtliche Vorherrschaft des Mannes: im geschlechtlichen Verkehr versagt das Weib leichter, als der Mann entsagen kann, woraus sich die geheime Übermacht des weiblichen Geschlechts ergibt. Und um des Gleichgewichtes willen ist als Gegenstück eine rechtliche Vorherrschaft des männlichen Geschlechts erforderlich. (Eduard von Hartmann, Die Gleichstellung der Geschlechter. In „Moderne Probleme." 2. Aufl.)

Das Weib ist ein Gefühlsmensch und als solcher von den öffentlichen Angelegenheiten fern zu halten. Jede physische und psychische Anstrengung ist für das Weib schädlich, da ihr Schwerpunkt in der Fortpflanzungsfunktion liegt. Daher ist es das Richtigste, wenn die Frau vom Manne ernährt wird. Ihre soziale Gegenleistung dafür besteht in der Hauswirtschaft, Fortpflanzung und Kinderpflege.

Bei einer Jungfer, diesem großen Übel der zivilisierten Welt, fällt zwar die soziale Gegenleistung fort, sie soll aber trotzdem vom Manne ernährt werden. Eduard von Hartmann schlägt nämlich vor, jedem erwerbsfähigen Staatsbürger die Alimentationspflicht für eine Jungfer aufzuerlegen, und hat diesen lustigen Plan ziemlich genau ausgearbeitet. Damit der Staatsbürger sich nicht dagegen mit der Begründung auflehnt, er habe schon für seine Mutter zu sorgen, soll es Wittwen- und Waisen-Pensionen geben. Die Berufstätigkeit ist derjenigen Jungfer, die die Jungfer-Pension beansprucht, untersagt, und die einzige ihr gestattete Arbeit ist die „um Gottes willen".

„Der teilweise Müßiggang derjenigen pensionierten Jungfern, die nicht die moralische Kraft haben, sich einer Arbeit um Gotteswillen zu widmen, gehört mit zu diesen unvermeidlichen Übelständen der Übergangskrisis" (Eduard von Hartmann, Die Jungfernfrage. In „Tagesfragen"), bis das goldene Zeitalter eintritt, da es keinen Müßiggang und keine alten Jungfern mehr gibt. Gar wohl soll sich die Jungfer in ihrem „Staatsleben" — die Pension wird ihr ja vom Staate ausgezahlt und ihr eigentlicher Wohltäter bleibt ihr unbekannt — nicht fühlen: die Rente wird so gering bemessen sein, daß sie nur gegen wirkliche Not schützt, von behaglichem Leben kann keine Rede sein.

Dann stimmt die Rechnung nicht, müssen wir sagen, dann wird ja jede Jungfer, außer den kranken oder außergewöhnlich faulen, es vorziehen, einem Beruf nachzugehen, statt auf Staatskosten so knapp gehalten zu werden.

Daß der ganze Plan übrigens nicht aus Liebe zu den Jungfern von Eduard von Hartmann ausgearbeitet worden ist, sondern aus Haß gegen sie: *sie sollen nicht sein*, das ist wohl den Leserinnen schon längst klar geworden. Die Pension hat zum Zweck: einerseits die Jungfer von der Berufstätigkeit fernzuhalten, weil sie sonst als eine billige Konkurrentin den Mann unterbietet, ihn also ökonomisch ruiniert und ihm das Heiraten erschwert oder unmöglich macht; andererseits soll der Mann durch die Alimentationspflicht veranlaßt werden zu heiraten. Er wird sich sagen, darauf rechnet Eduard von Hartmann: „Wenn ich doch ein Weib ernähren muß, so will ich es schon lieber gleich als mein Weib ernähren". „Indem er eine Jungfrau freit, erheiratet er zugleich die Jungfernrente als Mitgift, die er ihr bis jetzt zahlen mußte". (a. a. O.)

Von Idealismus ist wahrlich nicht zu viel in diesen Heiratsmotiven und dem ganzen Unternehmen enthalten. Den „widernatürlichen Spiritualismus und abstrakten Idealismus" haßt freilich Eduard von Hartmann. Es fragt sich aber, ob zur Realpolitik nicht doch die Beachtung etwas ideellerer Motive und Regungen gehört? Sitt-

licher Ernst fehlt der Pflichtenlehre des Philosophen gewiß nicht, nur ist das Pflichtbewußtsein und die Pflichttreue, die er von den „Weibern" verlangt, so herb und derb, so auf physiologische Funktionen konzentriert, daß die ganze Seele dagegen revoltiert.

Die Frauenfrage in den niederen Ständen, wo die Heiratsfrequenz sehr hoch ist, rechnet Eduard von Hartmann zur allgemeinen Arbeiterfrage, mit dieser wird auch jene gelöst. Erst in den mittleren und höheren Ständen wird die Frauenfrage zur Jungfernfrage. Von der Frauenfrage als „Gebärfrage" (alles Originalterminologie Eduard von Hartmanns) wollen wir weiter unten reden.

Die Frauenfrage in ihrer zweiten Gestalt ist allein dadurch zu lösen, „daß man die Jungfern aus der Welt schafft, d. h. sie zu Frauen befördert". Außer der Einführung der Jungfern-Pension müßten noch andere Bedingungen dazu erfüllt werden. Es müßte z. B. klar werden, daß der Satz von der Unwürdigkeit einer Ehe ohne Liebe, wie alle seine Konsequenzen in Bezug auf Ehescheidung nach dem Schwinden der Liebe falsch ist. Die Ehe sei nicht um der Gatten, sondern um der Kinder willen da, „ganz gleichgültig, ob die Gatten dabei in eudämonologischer Hinsicht auf ihre Kosten kommen oder nicht". („Die Jungfernfrage.")

Es ist ferner nach Eduard von Hartmann die Annahme falsch, daß die weibliche Hingabe durch die sinnliche oder leidenschaftliche Geschlechtsliebe geadelt wird: das vermag nur eine sittliche Gesinnung, der Wille treuer Pflichterfüllung. Richtiger wäre es schon zu wünschen, daß der Mann die Ehe aus Neigung schließe, weil „die physiologischen Funktionen des Weibes in der Ehe von jeder positiven geschlechtlichen Neigung zum Manne völlig unabhängig sind und mit und ohne solche gleich gut erfüllt werden, während die des Mannes durch einen gewissen Grad von Neigung bedingt sind."

Die Brutalität dieses Satzes ist groß. An ihr sieht man wenigstens, wohin eine rein physiologische Betrachtungsweise führt. Die sittliche Gesinnung soll nach dem Hartmannschen Gebot sich unmittelbar in der physiologischen Funktion äußern: es sollen Kinder geboren werden. Die Mutter, die der Welt nicht elf Kinder geschenkt hat, hat ihre Mission nicht erfüllt. Denn gerade die Menschenzahl ist für Eduard von Hartmann von höchster kultureller Bedeutung; auf hervorragende Individuen allein komme es nicht an, „es kommt darauf an, dem Konkurrenzkampf eine möglichst große Zahl von Kämpfern zu liefern, damit die Auslese eine wirksame und der Sieg den hervorragenden Individuen *nicht zu leicht* werde."

Dasselbe gilt für die inferioren Racen, welche gleichfalls sich energisch fortpflanzen sollen, damit den superioren Racen der Sieg erschwert und die Anspannung ihrer Kräfte ihnen nicht erspart werde. (Eduard von Hartmann, Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins. 1. Aufl., Seite 699.)

Man vergegenwärtige sich noch einmal den Zusammenhang: „energische Fortpflanzung" unter Ausschaltung der Liebe, Neigung und sonstiger überflüssiger psychischer Regungen des Weibes, — ohne solche geht es auch, — jedoch im Zeichen des sittlichen Gebotes, „dem Konkurrenzkampf eine möglichst große *Zahl* von Kämpfern zu liefern". Mir scheint, als ob es dabei ein wenig zu physiologisch in der Familie und etwas zu „darwinistisch" außerhalb derselben zugehen würde. . . .

Das darwinistische Ideal Eduard von Hartmanns wollen wir jedoch auf sich beruhen lassen, das aber hervorheben: das Endziel mag sein, welches es will, die Mittel, die zu ihm führen, wachsen in unserer Psyche selbst zu Zwecken an. Ein gewisser Grad von Selbständigkeit und Selbstwert muß ihnen daher gelassen werden. Dies ist ebenso psychologisch wie ethisch geboten.

Von diesem Standpunkte aus kann nicht zugegeben werden, daß das Verhältnis der Ehegatten nichts für sich sein soll; ein gewisses Maß von Selbstwert muß ihm zuerkannt werden. Einen groben psychologischen Fehler begeht Eduard von Hartmann, wenn er im ehelichen Verhältnis eine bloß physiologische Tatsache sieht und andere mannigfaltige Koeffizienten verkennt. Daher war es ihm möglich, jenen brutalen Satz aufzustellen. Er tut so, als ob jene physiologischen Funktionen nicht ins Bewußtsein fallen, nicht von psychischen Reflexen begleitet wären. Die Liebe ist das Aufnehmen

der geschlechtlichen Neigung in den Brennpunkt der Persönlichkeit, wo sie mit einem Gewebe psychischer Beziehungen, mit der Fülle dessen, was das individuelle Seelenleben ausmacht, umgeben wird. Wer wollte da genau scheiden, was darin physiologisch und was geistig ist. In solcher Liebe sind psychophysische Affinitäten und Wahlverwandschaften zwischen zwei Menschen wirksam. Ihre Berücksichtigung und Förderung dadurch, daß man den gesellschaftlichen Verkehr der jungen Menschen beiderlei Geschlechts freier und kameradschaftlicher gestaltet, als er bis jetzt in Deutschland gewesen ist, gehört zu den schönsten ethischen Aufgaben.

Aber solche Liebe bleibt doch ein Glückswurf des Schicksals, daher können zwei Menschen auch ohne sie heiraten, wenn Sympathie sie zu einander führt, wenn ihre Charaktere sich ergänzen oder sich vertragen, wenn irgend welche gemeinsamen Interessen sie vereinigen. Passen sie aber zu einander nicht, so ist das Nichtheiraten oder die Ehescheidung das allein Gebotene. Viele Familiendramen beweisen diesen Satz zur Genüge.

Wenn der Schwerpunkt des weiblichen Gemütslebens in der Tat nach der Mutterschaft zu gelegen ist, so bleibt doch die Liebe oder Neigung des Gatten und die zu ihm wünschenswert: eine Bereicherung des Lebens, ein Wert mehr. Eduard von Hartmann scheint aber das Verständnis dafür zu fehlen, daß das ganze Wesen und die Würde des Weibes sich dagegen auflehnen, physiologisches Mittel für den Gatten, wenn er ihr innerlich fremd ist, zu sein, mag es auch nicht um des Mannes, sondern um der Kinder willen geschehen. Dem Philosophen scheinen alle Mittel gut genug zu sein, wenn es sich darum handelt, Jungfern aus der Welt zu schaffen. Sie sollen aufgeheiratet werden und zwar nicht nur um Kinder zu gebären, sondern — um der Lebensgefahr, die damit verbunden ist, ausgesetzt zu werden und so in dem zur Herstellung des Gleichgewichts zwischen der Zahl erwachsener Weiber und Männer erforderlichen Maße hinzusterben. („Die Jungfernfrage", Seite 129 f.)

Ich möchte gern mit diesem unerfreulichen Kapitel schließen, sehe mich aber aus sachlichen Gründen gezwungen noch einige Punkte zu streifen.

Leider finden wir auch weiter bei Eduard von Hartmann eine gewisse Brutalität und Verständnislosigkeit für feineres Seelenleben, gepaart mit der uns ebenfalls schon bekannten derben realpolitischen Pflichtenlehre.

Wie Eduard von Hartmann die rechtliche Gleichstellung der Geschlechter perhorreszierte, so auch die Gleichheit auf dem Gebiete der gesellschaftlichen Sitte. Voreheliche Keuschheit der Männer z. B. hält er für etwas „der Natur Unmögliches". („Die Gleichheit der Geschlechter", Seite 41.) Dem Manne sei geschlechtlich die Aktivität eigen, daher sei es töricht von ihm zu verlangen, daß dieselbe bis zur Eheschließung latent bleibe. —

Nun, wenn der Mann seinen Trieben so uneingeschränkt folgen darf, so ergibt sich daraus eine Zügellosigkeit, der auch die Ehe keinen Einhalt tun wird, zumal die Untreue des Mannes weniger hart als die der Frau zu beurteilen sei, und sie die Prostitution durch Nachfrage begünstigt. In diesem letzten Punkte widerspricht sich Eduard von Hartmann oder bedenkt vielmehr nicht, welche Konsequenzen sich aus solchem Triebleben des Mannes ergeben. In seinem Aufsatz „Die Jungfernfrage" hoffte er aber gerade durch die Aufheiratung aller Jungfern und Verehelichung aller Männer die Prostitutionsfrage zu lösen.

Ferner hebt er hervor, wie verschieden es ist, wenn ein Witwer oder eine Witwe sich noch einmal verehelichen: es sei etwas zweifelhaft, ob ein Mann zwei Frauen zugleich lieben könne, dagegen gar nicht zweifelhaft, daß er mehrere nacheinander „mit ganzem und vollem Herzen" lieben könne. So weit die Psychologie; ausschlaggebend sind für ihn aber physiologische Tatsachen. Der Organismus einer verheirateten Frau nimmt in sich Bestandteile des männlichen Organismus auf, die in ihm verbleiben und in den Kindern einer späteren Ehe sich offenbaren könnten. Der weibliche Organismus wird also in der ersten Ehe physiologisch modifiziert, während der männliche insofern unberührt bleibt, als er nichts empfängt und durch das, was er gibt, nicht ärmer wird (a. a. O., Seite 44 f.)

Dieser physiologische Unterschied stehe der Gleichmacherei feindlich gegenüber: der Mann, der eine Witwe heiratet, hat sich über die Tatsache ihrer Witwenschaft hinwegzusetzen; das Mädchen, das einen Witwer heiratet, soll sich doppelt freuen, da sie „einen schon von ihrer Vorgängerin erzogenen und gezähmten Mann bekommt". Daß die Seele des Mädchens die Witwenschaft des Mannes als etwas, worüber sie sich auch hinwegzusetzen hat, registriert, das ist für Eduard von Hartmann in seiner psychologischen Anästhesie nicht beachtenswert. Und so fährt er fort: das Mädchen verliert für den Mann ihre Anziehungskraft, sobald „die Jungfräulichkeit ihres Herzens nicht mehr intakt, der Duft von den Schmetterlingsflügeln abgestreift ist". Ich zitiere auch das Folgende, damit jedes Wort an den Pranger gestellt werde: „Umgekehrt ist der erfahrene und im Leben geprüfte Mann für ein reines Frauengemüt unendlich viel anziehender, als ein Neuling auf dem Felde der Liebe, und es sind nur die alternden Frauen, welche dazu gelangen, die Unschuld, die ihnen selber längst abhanden gekommen ist, an jungen Männern reizend zu finden". Das ist dieselbe Ansicht, die einst Nietzsche im Anschluß an Rée zu Malwida von Meysenbug geäußert hat und welche von ihr als in ihrer Verallgemeinerung unwahr und auf mangelhafter, einseitiger Erfahrung beruhend zurückgewiesen wurde. „Ich zitierte", schreibt sie im „Lebensabend einer Idealistin", „ihm einen Ausspruch Rées aus dessen — — — Buch, welcher mir sehr zuwider und sicherlich falsch sei, daß Frauen immer die Männer vorzögen, welche ihr Leben schon mannigfach genossen hätten. Nietzsche lächelte über meine Entrüstung und sagte: ‚Aber glauben Sie denn, daß es einen einzigen jungen Mann gibt, der anders denkt!' Ich war recht böse und betrübt, das von ihm zu hören und sagte ihm auch, daß mir das ein neuer Beweis sei, wie er die Frauen doch nur oberflächlich kenne, und daß ihm daher noch kein allgemeines Urteil zustehe. — — Leider fand ich jene Sätze nur zu bald veröffentlicht in einer Schrift ‚Menschliches, Allzumenschliches" betitelt.'

Der Entrüstung Malwida von Meysenbugs können wir lebhaft beistimmen, aber sie war eine Idealistin, also für Eduard von Hartmann wohl nicht maßgebend. Und doch hatte sie Recht und nicht er. Die reinen Frauen ziehen gewiß reine Männer vor. Und wenn vielen der Mann durch eine reiche Vergangenheit anziehender wird, so sind sie eben nicht rein, so sind sie in den Maximen einer unwahren Sittlichkeit erzogen worden, die sie zu Geschmacks- und Gefühlsverirrungen führte.

All die erwähnten Unterschiede in den Eigenschaften und dem Verhalten beider Geschlechter sollen nach Eduard von Hartmann konserviert werden, aber nicht des Eudämonismus wegen, sondern zu Gunsten der nächsten Generation: sie sind die von der Naturteleologie zur Verehelichung gesetzten Reize. Werden sie unterdrückt, dann wird nicht mehr geheiratet. Wir erkennen darin den Schopenhauerschen Genius der Gattung, der durch geschlechtliche Reize Mann und Weib an einander lockt und sie in der Illusion, als handle es sich um sie und ihr Glück, der Gattung dienen läßt. Das ist aber die „Überwindung des Egoismus" nur den Folgen, nicht den Motiven nach, also keine Überwindung des Egoismus aus bewußter Pflichttreue, sondern eine Übertrumpfung seiner. Die erstere verlangt Eduard von Hartmann und begeht damit einen Widerspruch, wenn er beides: jene vermeintliche Überwindung des Egoismus und die Pflichttreue, in eins verknüpft; grade die auf physiologische Reize hin erfolgende Verehelichung hat ihren Motiven nach nicht das geringste mit der Überwindung des Egoismus zu tun. Psychisch wird sie grade als die Befriedigung des Egoismus empfunden und kann sich mit dem Pflichtbewußtsein nicht paaren.

Eduard von Hartmann mag noch so oft wiederholen, daß die „Weiber" nicht den Männern, sondern ihrem Mutterberuf dienen sollen, es bleibt eine Phrase: die Männer, die an der Frau nur physiologische Reize anziehend finden, die geistige Ansprüche derselben perhorreszieren, auf die eine in ihrem Charakter und Denken selbständige Frau abschreckend wirkt, sind Egoisten, die verlangen, daß ihnen gedient werde. Für ihren Egoismus ist es unbequem, eine selbstbewußte und selbständige Gattin zu haben. Ebenso, wie es unbequem ist, ein ihrer Menschenrechte und Menschenwürde bewußtes Dienstmädchen im Hause oder ebensolche Arbeiter in der

Fabrik zu haben. In diesem Zusammenhange wäre es am Platz, von der Überwindung des Egoismus zu sprechen. Und wie der Mann seinen Egoismus soweit überwinden soll, daß er eine selbständige gleichberechtigte Persönlichkeit in seiner Frau achten und lieben lernt, so muß die Überwindung des Egoismus auch von solchen Frauen verlangt werden, die etwa aus Bequemlichkeitsgründen auf Kinder verzichten wollten.

Dahin geht nämlich die Furcht Eduard von Hartmanns, daß der Egoismus mit dem wachsenden Selbstbewußtsein der Frau zunehmen und dann die Frauenfrage als allgemeiner „Gebärstrike" des weiblichen Geschlechts ans Tageslicht treten wird. („Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins", § 695.)

* * *

Die Ausführungen Hugo Münsterbergs über die Amerikanerinnen scheinen ähnliche Sorgen einigermaßen zu begründen. Sie widerlegen aber zu gleicher Zeit die Ansicht, daß die gebildeten und selbständigen Frauen den Reiz des Liebenswürdigen verlieren.

Der charakteristische Zug der amerikanischen Frau ist die Selbstbehauptung, daher liegt in ihrem Gesichtsausdruck Entschlossenheit und Selbstbeherrschung, was sie nicht verhindert liebenswürdig zu sein. „Das Schreckgespenst des Blaustrumpfs, das reizlos gewordene Unweib, fehlt unter den amerikanischen Produkten der höheren Frauenbildung." (Münsterberg, Die Amerikaner, Bd. II.) Sie ist, so schildert Münsterberg die Amerikanerin weiter, ein denkendes Wesen, ernst, geistreich, angeregt, energisch und dabei reizvoll und verführerisch. Also nicht in der Reizlosigkeit des neuen Weibes sieht Münsterberg den Grund für die zurückgehende Volksvermehrung. Es ist jene wachsende soziale Selbstbehauptung der Frau, die in seinen Augen die Tendenz hat, die Familie zu zerstören.

In Amerika gilt es, sowohl für den Mann wie für die Frau, einen wertvollen Lebensinhalt zu gewinnen, ob in der Ehe und der Familie oder außerhalb derselben, ist ganz nebensächlich. Mit diesem Prinzip, das betont Münsterberg, ist wirklich eine Gleichheit der beiden Geschlechter gegeben.

Souverän verhält sich eine Amerikanerin gegen die Ehe. Schon als Mädchen genießt sie volle Freiheit und Unabhängigkeit, hat ihren selbständigen Lebensinhalt, ihre geachtete soziale Stellung. An Rechten hat sie durch die Ehe nichts zu gewinnen, wohl aber an Pflichten. Es kommt hinzu, daß sie kaltblütig ist und auch ein Gefühl geistiger Überlegenheit, das meistens nicht unbegründet ist, besitzt. Zu ihrem Beruf, ihrer Tätigkeit empfindet die Amerikanerin tiefe Neigung, sie sind nichts Äußerliches für sie. Auch dies erschwert die Eheschließung: nicht jede Frau will ihren Beruf aufgeben.

Drittens wirkt auch die Abneigung gegen die Hausarbeit in demselben Sinne. Jedoch ist die Amerikanerin keine schlechte Verwalterin des Hauses. Die Zahl der Frauen ohne Dienstboten ist sogar unverhältnismäßig größer als in Deutschland. Nur die Stellungnahme der Amerikanerin zur Wirtschaft ist eine ganz andere: sie betrachtet dieselbe als ein notwendiges Übel, während die deutsche Frau darin aufgeht. Übrigens geht nach dem Zeugnis Münsterbergs die Abneigung gegen den wirtschaftlichen „Quark" durch die ganze amerikanische Nation. Die Bewegung dränge in Amerika vom Einfamilienhaus zum Familienhotel und hiermit zur Verflüchtigung des intimeren Familienlebens. Mit der Familienfrage steht die der Bevölkerungsvermehrung in engster Beziehung. Die Vermehrung der eingeborenen weißen Bevölkerung sei grade in den fortgeschrittensten Landesteilen bedrohlich gering. Manche machen die Frau dafür verantwortlich: die geistige Verfeinerung und die nervöse Überreizung des Weibes vermindere ihre Fruchtbarkeit; Genußsucht und Bequemlichkeit kämen hinzu, die Frau wolle sich ausleben.

Auch Münsterberg ist geneigt, an der geringen Fortpflanzung der Abkömmlinge der im Lande Geborenen der Frau Schuld zu geben. Da die allgemeinen Verhältnisse des Landes der Fruchtbarkeit günstig zu sein scheinen, was man an dem großen Geburtsüberschuß unter den Einwanderern sehen könne, so muß es, meint Münsterberg,

an der amerikanischen Frau liegen, wenn die Einheimischen sich in so geringem Maße fortpflanzen: „der Selbstbehauptungsgeist der Frau hebt die Frau, aber er drückt die Familie herab, vervollkommnet das Individuum, aber schädigt die Gesellschaft, macht die Amerikanerin vielleicht zur feinsten Blüte der Kulturmenschheit, aber erweckt gleichzeitig die ernstesten Gefahren für die physische Fortpflanzung des amerikanischen Volkes“ (a. a. O., S. 292). —

Nun ist aber die Bevölkerungsvermehrung von so mannigfaltigen und komplizierten Faktoren abhängig, daß man sich in seinem Urteil darüber vor übereilten Schlüssen sehr hüten muß und nicht vorsichtig genug sein kann. Etwas unzureichend scheinen mir die Gründe doch zu sein, die Münsterberg die Schuld der gebildeten und selbständigen Amerikanerin zuerkennen lassen. Der Indizienbeweis pflegt bekanntlich sehr häufig täuschend zu sein. Auch manche Amerikaner machen die Frau verantwortlich. Ob das nicht Menschen sind, ausgezeichnet durch Gefühlskonservatismus, die eine primäre Abneigung gegen das neue Weib haben und willig alles ergreifen, was nach Beweisen zu seinen Ungunsten aussieht? Unter den Eigenschaften, die nach ihrer Ansicht die Frau von der Eheschließung und Mutterschaft zurückhalten, nennen sie z. B. die Genußsucht. Aber das ist eine Eigenschaft des alten und nicht des neuen Weibes. Auch war in der Schilderung der gebildeten Amerikanerin durch Münsterberg von Genußsucht nicht die Rede: wer ernst ist, intelligent und gebildet, wer um einen wertvollen, selbständigen Lebensinhalt ringt und ihn auch erlangt, der pflegt nicht genußsüchtig zu sein. Sollte es aber wirklich der Fall sein, daß die Amerikanerin die Pflichten der Ehe und der Mutterschaft scheut, so wird es ein Übel der Übergangszeit sein: die Frau hat sich eine neue Welt erobert und will sich ihr zunächst voll hingeben, sich in den allgemeinmenschlichen Seiten ihres Wesens ausleben. Sie verlangt auch nach dem neuen Mann, der noch eine Seltenheit ist.

Sollte aber auf die Dauer der extreme Individualismus im neuen Weibe die Übermacht haben, dann wird es zur ernsten Aufgabe der Erziehung und der Gesellschaft werden, in ihr den sozialen Sinn, den Sinn für die Familie zu wecken. Und dann wird ihr die Ehe in ihrem wahren Licht als Gemeinschaft von höchstem sittlichem Wert erscheinen und die Mutterschaft als einer der schönsten Berufe. Ist sie mit ihrer Tätigkeit so verwachsen, daß sie dieselbe auch nicht vorübergehend aufgeben will, dann wird für sie die Aufgabe entstehen, beides zu vereinigen. Daß die Amerikanerin der Ehe souverän gegenüber steht, das möge auch künftig so bleiben, denn nicht jede Ehe ist wertvoll und das Cölibat unter Umständen erwünscht und geboten.

Und was die Befürchtung anbetrifft, daß das Familienleben, infolge der veränderten Technik der Haushaltung, aus Rücksichten der Kraft-, Zeit- und Gelderspanis, die Tendenz hat, äußerlich andere Formen anzunehmen, so braucht das Innerliche nicht daran zu Grunde zu gehen: es wird sich nur andere Ausdrucksweisen schaffen.

Ihre Bildung erhält die Amerikanerin in den öffentlichen Schulen, wo der Unterricht coeducativ ist. Für die unteren Klassen gilt das fast ohne Ausnahme, für die oberen in der großen Mehrzahl der Fälle. Das amerikanische Schulsystem gestattet Freiheit in der Wahl der Unterrichtsfächer. Manche Fächer werden ausdrücklich für die Mädchen (Nähen, Kochen usw.), andere, wie das Handwerk, für die Knaben eingeführt.

Die Wirkung der Mädchen auf die Knaben und umgekehrt ist eine durchaus gute, und die amerikanische Nation betrachtet, wie Münsterberg bezeugt, das große Experiment der Coeducation als gelungen. Jeder Mißbrauch der kameradschaftlichen Beziehungen seitens der Knaben oder junger Männer sei durch die gesamte Gefühlslage vollständig ausgeschlossen. Auf dem College treffen junge Mädchen und junge Männer wieder zusammen.

Um die Bildung der deutschen Mädchen zu erhöhen, fragt Münsterberg, ob nicht die besten amerikanischen Frauencolleges es verdienten, in Deutschland Nachahmung zu finden. Ihr Ziel ist nicht der gelehrte Beruf, sondern eine vertiefte Bildung. Sie könnten sich mit vierjährigem Kursus an die Töchterschulselecta anschließen. (A. Kirchhoff, Die Akademische Frau. Das Gutachten von Münsterberg, S. 351 f.) An den Colleges unterrichten die wissenschaftlich ausgebildeten Frauen: etwa 2000 weibliche Professoren

und Dozenten stehen auf den Kathedern der Colleges. An den Hochschulen des Landes studieren 25 000 Frauen. Von ihnen bloß etwa 500 auf den Universitäten, alle übrigen in den Colleges. Mit Begeisterung spricht Münsterberg von dem „Zauber und der Poesie" der Frauen-Colleges. (Um sich für die von Mädchen und jungen Männern gemeinsam besuchten Colleges zu begeistern, dazu ist Münsterberg wohl noch, sagen wir, zu europäisch.) Durch Turnen, Sport usw. wird dort dafür gesorgt, „daß der Typus der bleichwangigen, überarbeiteten Neurasthenikerin unbekannt bleibt." Die Collegestudentinnen übertreffen ihre männlichen Kollegen an Eifer und Leistung, daher „ist es nicht mehr Zeit, altfränkische Glossen über mangelndes Hirngewicht und physiologischen Schwachsinn vorzutragen" (a. a. O., S. 270). Hier wird sittlicher Ernst, Energie und Gründlichkeit gelernt. Hier quillt „für das amerikanische Leben ein Springquell des reinsten und zartesten Idealismus." (S. 269.) —

Mit sehnsüchtigem Blick können wir hinüber über den Ozean sehen nach dem Lande, wo 25 000 Frauen solche Bildung genießen, wo die Frau selbständig denkt und handelt, wo auch das Mädchen eine freie und geachtete soziale Stellung genießt, wo die Schablonenehe ohne geistige Gemeinschaft gehaßt ist, wo man an eine allgemeine menschliche Kultur glaubt. —

Wie ganz anders sind die Ideale und Forderungen von Eduard von Hartmann auch in der Bildungsfrage.

Wie Paulsen die Frauen in die wirtschaftlichen Verhältnisse, in welchen unsere Großmütter lebten, zurück versetzen möchte, so möchte Eduard von Hartmann unsere Töchter auf das Niveau der Volksschulbildung, mit dem unsere Großmütter sich begnügen mußten, „zurückschrauben". („Die Lebensfrage der Familie.") Doch sieht er schließlich die Unmöglichkeit ein, die höhere Mädchenschule, die viele Jahrzehnte besteht, aufzuheben und schlägt daher nur Reformen im Sinne der Entlastung vor, damit den Mädchen für die so wichtige häusliche Nebenbeschäftigung Zeit übrig bleibt.

Soll es also mit der Mädchenbildung so dürftig aussehen, so stellt Eduard von Hartmann dagegen der Erziehung der Mädchen in seiner Art hohe Ziele. Der hohe sittliche Ernst soll in ihnen geweckt werden, damit später an Stelle der stumpfertragenden, geduldigen Erfüllung des Frauenberufs bei ihnen „das siegreiche Bewußtsein seiner unermeßlich hohen sittlichen Bedeutung" trete.

Eduard von Hartmann nimmt in seiner „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" eine Stufenleiter der Moralprinzipien, die einander ergänzen und eine aufsteigende Linie bilden, an. Dementsprechend möchte er, daß auch die Erziehung der Mädchen sie allmählich vom durchschnittlichen Moralprinzip zum höchsten führe: zu einem erweiterten Horizont für das sozial-eudämonistische Moralprinzip und dann weiter hinauf zum geschichtlichen Sinn und historischer Weltanschauung, zur Begeisterung für das Kulturprinzip der Entwicklung. —

An welchen Inhalt aber soll die Erziehung zur Beibringung jener hohen Gesichtspunkte anknüpfen? An den Vorstellungskomplex etwa, den die Mädchen in der in ihrem Schulprogramm noch verkürzten höheren Töchterschule sich aneignen? Eine Sache der Unmöglichkeit!

Solche Gesichtspunkte müssen meines Erachtens an ein irgendwie geeignetes intellektuelles Substrat anknüpfen, daher muß Hand in Hand mit ihnen die Forderung nach einer qualitativ besseren und umfassenderen Bildung der Mädchen gehen. Aber das würde für Eduard von Hartmann unangenehme Konsequenzen nach sich ziehen: ein Mädchen mit gründlicher Bildung und hohen Gesichtspunkten wird nie in jene ausschließlich physiologische Rolle einwilligen, die ihr als Ehegattin der Philosoph vindiziert. Zugleich wird sie nach einer anderen Stellung im Recht und der Sitte streben, als ihr vom Philosophen eingeräumt ist.

Und am Ende wird sie für das darwinistisch gefärbte Ideal des erbitterten Kampfes ums Dasein und der Auslese der Tüchtigsten sich gar nicht in dem Maße begeistern können, wie es Eduard von Hartmann erwünscht erscheint. (Schluß folgt.)

Die Niederländische Gesellschaft für Volkswohl.

(Maatschappij tot nut[1]) van't Algemeen.)

Von

B. Brons in Emden.

Nachdruck verboten.

Die niederländische Gesellschaft für Volkswohl ist wohl die größte ihrer Art in Europa. Sie ist eine der erfolgreichsten Schöpfungen des mennonitischen Geistes. Ihre Gründung war eine Reaktion gegen die überaus traurigen Zustände, welche am Ausgange des 18. Jahrhunderts, wie überall in den europäischen Staaten, so auch in der holländischen Republik, den Vereinigten Sieben Provinzen, bestanden. Ihre herrschenden Kreise lebten in Reichtum lässig dahin und sonnten sich an vergangener Größe. Der Statthalter, damals Wilhelm V. von Oranien, war mit seiner beschränkten Gewalt den Geschlechtern gegenüber ohnmächtig, ebenso der gewöhnliche Bürger und der Bauer; um die Masse, um das eigentliche Volk kümmerte sich kein Mensch; es wurde vernachlässigt, geknechtet und ausgebeutet.

Diese Zustände gingen dem Prediger der Mennoniten zu Monnikendam, Jan Nieuwenhuizen, zu Herzen. Er wünschte sehnlichst, die Massen sittlich und intellektuell, und damit weiterhin auch materiell zu heben und fand an seinem Sohne Martinus, der Arzt war, einen eifrigen Helfer. Die beiden fühlten, daß die öffentlichen Zustände zu einer gründlichen, vielleicht gewaltsamen Veränderung drängten und waren der Überzeugung, daß es gälte, das Volk in einer Weise darauf vorzubereiten, durch die es instand gesetzt würde, ohne wilde Überstürzung davon in verständiger Weise Nutzen zu ziehen. „Um zu erreichen, was ich mithin als dienlich für mein Vaterland ansah," erzählte Nieuwenhuizen später, „erschien mir nichts nützlicher, als einen Verein zu bilden aus wahren und rechtschaffenen Menschenfreunden, die durch ihre Mitarbeit und einen mäßigen jährlichen Geldbeitrag meine Anstrengungen zu unterstützen bereit sein würden." Sein Plan fand Beifall im Kreise seiner Freunde; die geplante Gesellschaft wurde 1784 ins Leben gerufen. So ganz anders als es in Frankreich geschah, wo alsbald das alles zerstörende Erdbeben losbrach, faßte der nüchterne Sinn des niederländischen Germanen die Sache an. Er wollte den Boden vorbereiten für die Freiheit, die in Frankreich alsbald alles über den Haufen warf und dann an ihrer eigenen Maßlosigkeit wieder zugrunde ging.

Der erste Paragraph der Statuten der neuen Gesellschaft lautete: „Jedermann ohne Ansehen des Standes, des Ranges und der Religion, einerlei wo er wohne und wes Alters er sei, ist zur Mitgliedschaft zugelassen". Die Gesellschaft hatte ihren Sitz in Edam, sie nannte sich: „Edamer Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft zum Besten des gemeinen Wesens" und später, als sie 1798 ihren Sitz nach Amsterdam verlegte, „Niederländische Gesellschaft zum Besten des gemeinen Wesens", endlich einfach „Gesellschaft zum Besten des gemeinen Wesens" (Maatschappij tot nut van't Algemeen). 1788 beschränkte man die Mitgliedschaft auf „die Christliche Gesellschaft". Ein Antrag

[1]) sprich: nüt.

des Departements s'Gravenhage, wenigstens Israeliten zuzulassen, drang nicht durch; erst 1864 wurde man so weitherzig.

Als Mittel zur Verwirklichung ihres Zweckes galten der Gesellschaft von Anfang an namentlich folgende: Schaffung und Verbreitung von Lektüre für das Volk, Entwickelung des öffentlichen Unterrichts, namentlich des Volksunterrichts, Erteilung von Auszeichnungen für edele Taten. Dabei blieb es den Zweigvereinen der Gesellschaft (den Departementen) überlassen, den lokalen Bedürfnissen entsprechend, an ihren Orten die Ziele der Gesellschaft auch in anderer geeigneter Weise zu fördern. Die erste Preisfrage, welche die Gesellschaft ausschrieb, war die nach „der Existenz Gottes". Ein katholischer Pastor erhielt den Preis; beides bezeichnend für den Geist der Zeit.

Ihre Hauptsorge wandte die Gesellschaft dem Volksschulunterricht zu, der damals in den Niederlanden, wie fast überall in Europa, sehr im argen lag: es mangelte überall am Notwendigsten, bei den Lehrern, in der Methode des Unterrichts, bei den Lehrmitteln und den Schullokalen, in der Schulzucht, in der oberen Leitung. Von 1786 bis 1834 erschienen auf Kosten oder auf Anregung der Gesellschaft 45 Bücher und 180 Abhandlungen über das öffentliche Unterrichtswesen. Sie brachte die körperliche Züchtigung mittelst der Rute und des Stockes in Wegfall, ebenso das übermäßige mechanische Auswendiglernen und das handwerksmäßige Abrichten und Drillen; die Schullokale wurden menschenwürdiger gestaltet; kurz, zu dem heutigen hohen Stande des öffentlichen Volksunterrichts in den Niederlanden hat die Gesellschaft, „tot nut van't Algemeen" recht eigentlich den Grund gelegt. Schon 1795 wurde sie seitens der Staatsverwaltung in Anerkennung ihrer Tätigkeit und Sachkunde für die Gestaltung des öffentlichen Unterrichtswesens zu Rate gezogen. Das aus den Beratungen hervorgegangene Schulgesetz von 1806 war der Ausdruck ihrer Ansichten. Das gilt auch im wesentlichen von den späteren Niederländischen Schulgesetzen, so namentlich von dem des Jahres 1857. Die Zweigvereine (Departemente) der Gesellschaft griffen durch Gründungen von Volksschulen für eigene Rechnung auf praktischem Wege zugleich kräftig ein. Das beschränkte sich nicht allein auf die Gründung von Volksschulen; sie ließen auch Kinderbewahranstalten, Kindergärten, Mädchen-, Töchterschulen und Fortbildungsschulen mancherlei Art erstehen. Die Gesellschaft förderte den gemeinsamen Unterricht der Geschlechter, der heute an allen öffentlichen Schulen, einschließlich der Gymnasien, in den Niederlanden die Regel ist.

Die Statuten lassen den Departementen die weitgehendste Selbständigkeit, und da sie alle zehn Jahre einer Revision unterzogen werden müssen, haben die Departemente, deren Abgeordnete die Generalversammlung bilden, die Fassung der Statuten überdies selbst in der Hand. Auf dieser Selbständigkeit der Zweigvereine beruht wesentlich die lebendige und vielseitige Wirksamkeit der Gesellschaft. Dies umsomehr, als die Zweigvereine ihrerseits in gleicher bewährter Form weiter wirken, indem sie, wenn sich irgend ein Bedürfnis des Gemeinwohls fühlbar macht, zur Befriedigung desselben aus dem Kreise ihrer Mitglieder besondere Vereine bilden, bei denen vielfach Frauen erfolgreich tätig sind, so namentlich hier in Emden.

Weiter hat die Gesellschaft Volksbibliotheken gegründet und öffentliche Vorträge für das Volk veranlaßt, Kranken- und Invaliditätskassen, Leih- und Sparbanken und Vorschußkassen, öffentliche Kinderspielplätze, Schwimm- und Badeanstalten und mancherlei anderes, dem gemeinen Wohle dienendes ins Leben gerufen; sie hat veredelte Volksfeste, hat Gärtnerei und Blumenzucht gefördert, hat sich der Wohnungsnot der Arbeiter angenommen, hat ihnen billiges Gartenland verschafft usw., kurz, sie folgt mit lebendigem Interesse dem Geiste der Zeit und ist stets bereit, neue Aufgaben anzufassen.

Nach dem letzten mir vorliegenden Jahresberichte von 1906 bestand die Gesellschaft aus 281 Departementen, wovon 1 in Emden, die übrigen an ebensovielen Orten der Niederlande seßhaft waren. Diese 281 Zweigvereine der Gesellschaft tot nut van't Algemeen hatten ihrerseits wiederum folgende selbständige Einrichtungen und Vereine in Betrieb:

I. Schulen und dergl.

80 Kinderbewahranstalten,
34 Zeichenschulen,
27 Handarbeitsschulen für Mädchen und Frauen,
25 do.
15 Turnschulen,
13 Gesangschulen,
9 Kindergärtnerinnenkurse,
6 Volkshochschulkurse (University extension),
5 Kurse für Kochen und Haushalt,
7 Veranstaltungen für Volksschul- und Mittelschulunterricht,
28 verschiedene Schul- und Unterrichtsanstalten achtzehnerlei Art,
61 Kommissionen für Volksvorträge,
11 do. zur Förderung des Schulbesuchs,

zusammen 321.

II. Soziale Einrichtungen und dergl.

14 Begräbniskassen,
14 Einrichtungen zur Beschaffung von Gartengrund,
10 Kommissionen für Austeilung von Lebensmitteln usw.
7 do. zur Verschaffung von Arbeit,
4 do. zur Verhütung von Armut,
18 verschiedene Einrichtungen achterlei Art,

zusammen 67.

III. Bibliotheken und dergl.

301 Volksbibliotheken,
38 Bibliotheken für junge Leute,
13 Schulbibliotheken,
10 Lesesäle und Lesegesellschaften,

zusammen 362.

IV. Banken und dergl.

139 Sparbanken,
13 Vorschußkassen,
25 Hilfsbanken,
13 Schulsparbanken,
10 Banken und Kassen sechserlei Art,

zusammen 200.

V. Verschiedenes.

21 Blumenzuchtvereine,
6 Toynbee-Vereine,
6 Bade- und Schwimmeinrichtungen,
4 Musikgesellschaften,
1 Museum,

zusammen 38.

Alle diese Einrichtungen werden von den Departementen unterhalten, soweit die Gesellschaft selbst nicht finanziell schwachen Departementen Unterstützung verleiht, was namentlich dann eintreten kann, wenn neue Einrichtungen zur Förderung des Gemeinwohls seitens der Generalversammlung aufgenommen werden.

Die Vermögensverhältnisse der Departemente und ihrer Unterabteilungen liegen mir nicht vor. Die Bilanz der Gesellschaft selbst weist am 30. Juni ein Vermögen von 281 506 fl. (469 177 Mark) auf, das fast ausschließlich aus 1. Klasse Wertpapieren bestand. Die Ausgaben in dem Rechnungsjahre 1905/06 waren 36 198 fl. (60 330 Mark). Zu den Einnahmen, 34 590 fl. hatten die Departemente beigetragen 18 511 fl. (30 651 Mark).

Seit kurzem, und dies zum erstenmale seit dem Bestehen der Gesellschaft tot nut van't Algemeen, steht eine Frau, Fräulein Johanna ter Meulen als Präsidentin an deren Spitze.

Sie hat ihr Amt mit folgender Ansprache angetreten:

Die „schwarze Liste" und die weiblichen Mitglieder und Nichtmitglieder unserer Gesellschaft.

Augenscheinlich eine seltsame Zusammenfassung! Namentlich dann, wenn ich den Vorhang ein wenig lüfte und euch sage, daß wir vom Gesamtvorstande mit der Bezeichnung „schwarze Liste" eine Zusammenstellung derjenigen Zweigvereine benennen, die ihren Verpflichtungen schlecht, schlechter, am schlechtesten nachkommen.

Auf diese Liste werden bei uns die Zweigvereine gebracht, welche die ihnen nach der Satzung der Gesellschaft obliegenden Mitteilungen an den Gesamtvorstand nicht machen. Es folgt daraus ohne weiteres, daß mancher eifrige und wirksame Zweigverein auf der Liste steht, ohne daß er die Bezeichnung „schwarz" verdient, blos weil sein Schriftführer lässig ist. Aber dem steht gegenüber, daß auf der genannten Liste nicht vorkommen und nicht vorkommen können die Zweigvereine, welche schon aus dem jährlichen Verzeichnis an der geringen Zahl ihrer Einrichtungen für Volkswohl kenntlich sind, diejenigen nämlich, die, allem Neuen abgeneigt, den ausgetretenen Weg der Gewohnheit und des Schlendrians verfolgen, die alle neuen Vorschläge auf sich beruhen lassen, die jedes durch den Zeitgeist geforderte, ja unentbehrliche Verlegen der Seezeichen unterlassen. Wer nicht fortschreitet, geht zurück. Wer das Neue nicht ergreift, weil es neu ist, und beim Alten bleibt, weil es stets so gewesen ist, läuft Gefahr einzuschlafen und zu versteinern. Wir müssen vorwärts, wir müssen den verjüngenden, lebensweckenden Odem der Gegenwart über und durch unsere Zweigvereine ziehen lassen. Dazu gehört jedoch Lust zum Handeln, Glaube an die Gegenwart, Vertrauen auf sich selbst. Wenn ich hier nun rede von der „schwarzen Liste", dann ist es klar, daß ich diese ungeschriebene Liste im Auge habe.

Seit Jahren schon geht das Nut gebückt unter der Lauheit und Gleichgültigkeit, dem „Gottes Wasser über Gottes Land gehen lassen", dem „Was kann uns das kümmern"-Geist einer ganzen Anzahl seiner Zweigvereine. Jeder neue Vorsitzende, der mit warmem Gefühl für unsere Gesellschaft sein Werk anfaßte, hat gesucht, diese Sachlage zu ändern. Aber die Pläne, auch der begabtesten, sind gescheitert an der Schlaffheit der Zweigvereine. Der Beschluß, Gruppen zu bilden, innerhalb deren die Zweigvereine zusammen arbeiten und durch gemeinsamen Gedankenaustausch und durch Überlegung gute und große Ziele verwirklichen könnten, ist ein toter Buchstabe geblieben; die Verbesserung, die durch eine engere Fühlung zwischen den Zweigvereinen und dem Gesamtvorstande erstrebt wurde, hat nicht zustande gebracht werden können. Das Selbstbestimmungsrecht, das den Zweigvereinen so teuer ist, die Quelle großer Kraft und ihnen zweifellos unbestreitbar, da wo sie in ihrem eigenen Bezirke streben und arbeiten, wurde gemißbraucht, um höflich, oder in gebildetem Schweigen zu verstehen zu geben: „Bekümmert euch gütigst um eure eigenen Sachen und laßt uns frei" . . . (um nichts zu tun).

Nun aber, seit dem 15. Oktober, steht eine Frau an der Spitze des Nut. Und von einer Frau wird man nicht erwarten, daß sie auf den Plan tritt mit „Bezirksbildung" oder mit irgend einem anderen Produkte des reinen Denkens. Ebensowenig wird man jedoch von mir (denn ich bin diese Frau) verlangen, daß ich es nur so ruhig ansehe, wie die herrliche Kraft, die vom Nut namentlich auf dem Lande ausgehen kann, brach liegen bleibt. Auch ich habe mir, wie meine Vorgänger, die Frage vorgelegt: Wie kann ich für unsere Gesellschaft nutzbringend wirken? Und die Antwort, die ich mir selbst gab, war wiederum die: Führe die Zweigvereine zu neuem Leben und neuer Kraft, alles Gute leidet Schiffbruch, bis dies Wunder geschehen sein wird.

Und ich als Frau richtete meine Blicke dabei natürlich auf meine Schwestern. Und mit voller, mit warmer Gewißheit fühlte ich, daß mir, grade weil ich eine Frau bin, vielleicht glücken könne, was den Männern nicht gelang. Denn ich weiß aus eigener Erfahrung (wäre das Ende nicht so erfreulich für mich geworden, so würde ich sagen können, aus eigener trüber Erfahrung), wie sehr wir Frauen nach Betätigung, nach einem Lebensinhalt, nach Hingabe unseres Selbst, des Besten, was in uns ist, uns sehnen und strecken.

Wenn ich nun hier einem tatkräftigen Eintreten der Frauen und Jungfrauen in die Zweigvereine unserer Gesellschaft das Wort rede, so habe ich in erster Stelle, ja

fast allein unsere ländlichen Zweigvereine im Auge. In den großen Städten ist das Leben vielseitig, sind Kenntnisse, Entwicklung und Erholung den meisten in so viel höherem Grade erreichbar, sind die sich daraus ergebenden Aufgaben in solchem Maße andere, daß sie in meinen heutigen Gedankengang sich nicht fügen.

Ich denke jetzt an die Dorfgemeinden, wo die Kinder, Knaben und Mädchen und weiter die jungen Leute beiderlei Geschlechts außerhalb der Schule wenig oder nichts haben, keine Fortbildung, keine Erholung, Nichts was ihren Geist in angenehmer Weise beschäftigen und sie von dem, was nicht gut ist, abhalten könnte. Und hier grade wäre so viel zu erreichen und auf so einfache Weise. Ein Verein, mit dem man botanisierte und das Leben der Natur aufdeckte, würde z. B. ein herrliches Mittel sein, die jungen Gemüter zu höherem geistigen Leben zu erwecken und anzuleiten. Dort könnte durch passende Vorträge darauf hingewirkt werden, daß die Volksbibliotheken wirksamer würden, man könnte Bücher, die jetzt oft still auf den Börtern schlafen, in vieler Leser Hände bringen, indem man sie bespricht und mit Hinweis auf den Zusammenhang zwischen ihrem Inhalt behandelt.

Auch Haushaltungsschulen und Unterricht in der Behandlung von Kindern sind nützlich, ja unentbehrlich. Die Einführung von Spielen für die größere Jugend würde gleichfalls eine sehr dankbare Aufgabe sein, etwas bei dem noch ganz anderes und noch sehr viel mehr gelehrt werden kann, als das betreffende Spiel selbst.

Ich führe hier nur die einfachsten und dabei am leichtesten zu verwirklichenden Ziele an, die unsere Gesellschaft sich selbst gesteckt hat und zu deren Verwirklichung sie mit ihren Mitteln zu helfen bereit ist. Aber warum sollte ich nicht auch noch sprechen von der Verpachtung von Gartenland, von der Gründung von Erziehungsvereinen für Minderjährige, „zur dauernden Verpflegung von Minderjährigen", wie das Gesetz sie nennt, denen der Staat die ihnen seitens der Vormundschaftsräte zugewiesenen Geldbeträge überweist und wofür auch der Voranschlag unserer Gesellschaft für dies Jahr eine ansehnliche Summe vorgesehen hat, von der bisher noch kein Pfennig in Anspruch genommen worden ist. Es ist natürlich keineswegs zu verlangen, daß jeder Zweigverein alles in Angriff nehmen soll, es ist nur zu wünschen, daß jeder wenigstens etwas tue, etwas, wofür in seinem Kreise ein Bedürfnis besteht, etwas Leben bringendes und Gutes und Fruchtbares, jeder Verein nach seinen Kräften.

Und um etwas von diesem allen zum Leben erstehen zu sehen, wende ich mich an euch, junge Frauen in unseren Zweigvereinen, einerlei, ob ihr schon Mitglieder des Nut seid oder nicht. An euch, die ihr klaren Kopfes und warmen Herzens jugendfrisch lebt in der wogenden Gegenwart. Vielleicht fühlt ihr euch in euren Heimen glücklich und zufrieden, umgeben von euren Freunden, euern Büchern, voll von Liebe zu allem Guten und Schönen. O, bringt dann auch etwas von dem, was euch das Leben lieb macht, euern minder bevorrechteten Brüdern und Schwestern! Habt ihr eine Mutter, die euch die hunderterlei Dinge lehrt, die eine Frau wissen und können muß, geht dann eurerseits hinaus und bringt, was ihr gelernt habt, der, deren Mutter weniger im Glücke sitzt, weniger gebildet, minder umsichtig ist, als die eure! Genießt ihr die Natur, einen herrlichen Sonnenuntergang, die Stille des Waldes oder das Unendliche der Heide oder des Meeres, o nehmt dann die jungen Menschen einmal mit hinaus, die es nicht gelernt haben zu sehen, was ihr seht, deren Seele aber doch empfänglich ist für eben dieselben Eindrücke, wie euere. Nehmt sie mit, begeistert sie mit euerer Begeisterung, öffnet ihre Augen und Herzen für das Herrliche, das Heiligende in der Stimme der Natur. Lehrt sie das Große in dem Kleinen erkennen, das Anbetungswürdige in dem Einfach-Natürlichen, den Schatz der Poesie, der sich birgt in der Tier- und Pflanzenwelt.

Wenn ihr im Winter abends am Herd euch in ein schönes Buch vertieft, dann gedenkt auch der vielen, die ohne eigene Schuld aus einem schönen Buche, das sie aus der Volksbibliothek entlehnten, nicht so viel entnahmen als ihr, es nicht so genießen konnten. Geht dann mit eurem Buche zu ihnen, oder laßt sie zu euch kommen und lest es und besprecht es mit ihnen: sie werden nicht die einzigen sein, die dabei gewinnen. Und wenn euer Leben schön ist durch Liebe und Freundschaft, geht dann hinaus zu denen, die anders fühlen und denken als ihr, weil sie anders

erzogen und geführt worden sind, und zeigt ihnen durch euer Wesen, was es heißt, das Ideal der Freundschaft und der Liebe hoch und heilig zu halten.

Und seid ihr weniger glücklich, befriedigt euch euer bequemes Leben nicht oder nur halb, dann denkt daran, daß ihr einen unerschöpflichen Quell des reichsten Glückes brach liegen laßt, wenn ihr die Gelegenheit, euch in den Dienst des Gemeinwohls zu stellen, die euch geboten wird, nicht ergreift. Oder schweben euch vielleicht andere Ideale vor? Warum wollt ihr dann aber nicht, solange ihr auf sie wartet, wirken an der Entwicklung und der Erweiterung des Geistes euerer selbst und anderer; warum wollt ihr der Zukunft nicht mit der Hand an dem Pfluge entgegengehen? Oder meint ihr vielleicht, unser Nut sei etwas altmodisch, gut nur für euere Väter und Großväter? Trachtet denn, das alte Nut zu verjüngen, es neugeboren erstehen zu lassen durch euere Jugendkraft und bedenkt wohl, daß Bessere und Tüchtigere als wir, daß wahrhaft hochstehende, vorwärts strebende Männer sich nicht für zu gut gehalten haben, noch halten, an dies alte Nut zu glauben, dafür zu arbeiten und zu denken.

Bislang ist die Frau für das Nut nicht viel gewesen. Aber nun muß das anders werden. Wir Frauen wollen uns gemeinsam anstrengen, um das zustande zu bringen, was den Männern allein bisher nicht gelungen ist. Laßt uns das Nut zu neuem Leben wecken, auch in seinen Zweigvereinen, damit unsere Gesellschaft sich ihrer großen Aufgabe wieder gewachsen zeige. Laßt niemand zurück bleiben in der Furcht, was er dazu tun könne, sei zu wenig. Wenn hunderte von Frauen — und Männern — jeder an seinem Teile arbeiten, dann kommt man zu unerwartet Großem. Wenn erst euere Väter, weiterhin eure Brüder, euere Freunde sehen, daß es euch ernst ist, dann werden sie in ihrer Mitte Platz machen für euch und euch helfen und stützen bei dem Werke, daß seiner Art nach doch noch mehr für euch geschaffen ist, als für sie. Denn wir Frauen sind anders geartet als die Männer (womit ich nicht behaupten will, daß wir minder seien, wenigstens nicht als die Masse der Männer, aber anders). Bei uns kommt das, was wir vollbringen, mehr von innen heraus, für uns ist auch die Arbeit in unsern Zweigvereinen in erster Stelle Sache des Gemüts. Wenn wir uns irgend einer Arbeit liebevoll hingeben, dann tragen wir mit Freuden all die hunderterlei großen und kleinen Beschwerden, die kommen, sobald man Gedanken in Taten umsetzen will; dann fragen wir nicht mehr ausschließlich nach rasch greifbaren Erfolgen, da das Wirken an sich uns schon Genuß ist. Da schreckt uns keine Prosa, denn wir haben die Poesie in unserem eigenen Herzen, keine Enttäuschung, denn unser Glaube, daß Aufklärung und Recht siegen werden, ist unerschütterlich, keine verwunderten mißbilligenden Blicke, denn wir sind Kinder unserer Zeit: selbständig und mutig.

Und was wird daraus erwachsen? Indem wir uns den minder begünstigten nähern und sie kennen lernen, wird sich erweisen, was durch unsere Gesellschaft zu ihrem wahren Wohle für sie geleistet werden kann. Dann werden wir sehen, welche Einrichtungen unserer Gesellschaft für ihren Kreis passen und ob etwa unbefriedigte Erfordernisse vorhanden sind, denen durch einen neuen Antrag bei unserer Generalversammlung abgeholfen werden kann. Wenn Männer und Frauen so zusammen arbeiten, kann ein kleiner Zweigverein auf dem Lande ein Brennpunkt für Entwicklung und Fortschritt, der Ausgangspunkt neuer, frischer Vorstellungen, kluger, weitreichender Taten werden; und von diesen Brennpunkten wird wegen ihrer großen Anzahl ein nicht hoch genug zu veranschlagender Einfluß in das Land hinausstrahlen.

Möge denn somit durch unsere gemeinsame Arbeit die „schwarze Liste" tatenloser und gleichgültiger Zweigvereine verschwinden; dann haben wir ein gutes und nützliches Werk verrichtet. Ich glaube selbst, daß wir noch mit uns zufrieden sein könnten, wenn es uns auch nur gelänge, die Liste auf die Hälfte ihres Umfanges zurückzubringen.

Aber laßt uns noch höhere Forderungen an uns selbst stellen, indem wir der Worte Maeterlincks gedenken: „Aucune force dans ce monde n'est sujette à déchet plus énorme que l'idée qui doit descendre dans l'existence quotidienne; c'est pourquoi il est nécessaire d'être héroique dans ses pensées pour être au plus acceptable ou inoffensif dans ses actions."

„Via delle sette Chiese."

Auf dem Weg der sieben Kirchen schreit' ich ....
— — — — — — — — — — — — — — — —

Halb versunken in der Erde Grund,
Liegt die eine an der alten Straße —
Andre stehen flügeloffen da,
Und die Lampe leuchtet vom Altare,
Und ein schönes Marmorbildnis glüht
Aus dem Dunkel einer tiefen Crypta . . .
Andre liegen als umblühte Trümmer,
Und die flatternd zarten, wilden Rosen,
Jene wilden Rosen der Campagna,
Hundertzählig auf die toten Säulen
Stürzen sie in jungem Frühlingsrausche!
Ach! die armen Säulen sind entgöttert!
Heidenbilder haben sie getragen,
Ihre Schultern stützten goldne Dächer,
Diese Säulen waren Venus heilig,
Bis ein andres, zauberfüßes Bildnis
Eindrang auf olympische Altäre,
Bis das sanfte Antlitz der Madonna
In des Weihrauchs blauen Wolken aufstieg.
An dem Weg der sieben Kirchen sanken
Manche hoffnungslos in die Vernichtung,
Denn zu viele Kirchen vor den Toren
Roma's gibt es, und die alte, heil'ge,
Vielbesungene Königin der Straßen,
Ist so reich an Crypten und Kapellen,
Daß sie derer nimmer braucht zu achten,
Die da seitab im Vergessen modern.

Doch den Wandrer, der gern seitab schreitet,
Locken grade die vergeßnen Kirchen
Mit den halbgebrochnen Fensteraugen
Wie ein tief geheimnisvoller Zauber . .
Ihre längst verlöschten, ew'gen Lampen —
Oder sind es ausgebrannte Fackeln
Von dem heil'gen Fest des Dionysos? —
Sieht er plötzlich im Vorübergehen
Wieder aufglühn wie ein Geisterfeuer —
Wie ein goldnes Irrlicht in den Zweigen
Jener immer jungen Rosenfülle
An dem stillen Weg der sieben Kirchen . . .

Mantua.

Aus weiten Waſſern ragte finſterprächtig
Das alte Mantua in die Abendglut,
Und ſpiegelte die Mauern in der Flut,
Die moosbegrünten Tore dunkelnächtig.

So heiß die ſchmalen Straßen — nur die Lüfte,
Die von den Alpen kamen, herb und kühl . . .
Die graue Stadt lag ſtumm und ſommerſchwül,
Wie eine Stadt der Toten und der Grüfte.

Da waren grünumbuſchte Marmortreppen,
Ein leerer, halbzerbröckelter Palaſt,
Vom finſtern See des Mincio eingefaßt,
Und Pfauen gingen hin mit breiten Schleppen.

Der Judasbaum trieb lilafarbne Dolden,
Und Nelkendüfte wogten glühend ſchwer,
Und aus den Fenſtern, den weitoffnen, her
Sah'n alte Fresken, die berühmten, holden!

Und Falter flatterten auf Sumpf und Wieſen —
Die dunſt'ge Nacht war ſchnell herabgetaut —
. . . Vor Jahren war's — ein flüchtiges Genießen,
Nur eines Abends Bild, im Flug geſchaut.

Doch bei des Namens Klang erwacht es immer —
Ich ſpür der weiten Waſſer faden Hauch,
Die Nelken, Hunderte an einem Strauch —
Und Mantua's Gärten glühn im Sternenſchimmer!

Und Mondlicht zittert auf den Judasbäumen,
Die blühend ſtehn vor des Palaſtes Front,
Wo der Gonzaga morſches Wappen thront
Und blaſſe Fresken aus den Fenſtern träumen . . .

Ignoto.

Du warſt ein Sohn verrauſchter, großer Tage . . .
Dein Lebenswerk iſt aufbewahrt geblieben,
Das wunderſame Buch, das Du geſchrieben . . .

Dein Schickſal iſt Legende oder Sage . . .
Man kennt die Stätte nicht, wo Du geboren,
Die Frauen nicht, um die Dein Herz gelitten . . .
Du gingſt mit unſichtbaren Geiſterſchritten,
Ein ſtiller Magier, aus des Lebens Toren . . .

Uns gabst Du Deiner Weisheit helle Funken —
Doch keine Antwort auf die Rätselfrage,
Warum denn das Geheimnis Deiner Tage
Wie Asche des Lykurg ins Meer versunken?

Und nur zuweilen, wenn wir nächtens blättern
In Deines Zauberbuchs vergilbten Seiten,
Wenn unsre Finger auf den Zeilen gleiten —
Dann lesen wir wohl zwischen Deinen Lettern,
Daß Du Dämonen stehn und gehen hießest,
Und daß Du Frauen liebtest und verließest —
Daß Du am Strande unterird'scher Meere
Bei Fausten und bei Platon gingst zur Lehre,
Und für die Weisheit, die Du uns geboren,
Dein Glück und Deine Seele hast verschworen!

Emmi Lewald (Emil Roland).

Zur Frauenbewegung.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Die Universität Jena** wird künftig rite vorgebildete Frauen in allen Fakultäten immatrikulieren.

* **Die Mädchenschulreform im Preußischen Abgeordnetenhause.** Die totgesagte Mädchenschulreform hat am 15. April im Abgeordnetenhause unverkennbare Lebenszeichen gegeben. Der Kultusminister hat die erste öffentliche Mitteilung über die endgiltige Gestaltung der Pläne gemacht. Zwei wesentliche Neuerungen hat die in der Januarkonferenz 1906 erörterte Regierungsvorlage erfahren. Die eine ist die Ausgestaltung der höheren Mädchenschule nach der Richtung der allgemeinen Frauenbildung, von der in der Januarkonferenz noch nicht die Rede war, die zweite die Verkürzung des 14jährigen Lehrgangs, den die Mädchen bis zum Abiturium durchzumachen hatten, dadurch, daß der vierjährige Oberbau auf dem 9. statt wie in der ursprünglichen Vorlage auf dem 10. Schuljahr aufbaut. Beide Neuerungen — das dürfen wir mit besonderer Befriedigung hervorheben — entsprechen den Wünschen, die von den meisten der an der Konferenz beteiligten Frauen den Plänen gegenüber geäußert sind. Wie weit die geplante Angliederung dieser Frauenschulen an die Lehrerinnenseminare in der praktischen Durchführung sich bewähren wird, bleibt abzuwarten. Es kommt da natürlich alles auf die Einzelheiten der Pläne und vor allem auf die Leute an, die sie durchzuführen haben. Es ist selbstverständlich, daß eine abschließende Kritik des ganzen Aufbaus, den der Minister im Abgeordnetenhaus kennzeichnete, erst nach Erscheinen der Pläne gegeben werden kann. Das gleiche gilt von dem Oberbau, der als „Studienanstalt" gedacht ist. Der Allgemeine deutsche Lehrerinnenverein und die unabhängige Frauenbewegung halten selbstverständlich auch der veränderten Regierungsvorlage gegenüber daran fest, daß sechsklassige Gymnasialanstalten unbedingt wünschenswerter sind als ein vierjähriger Aufbau, und daß es ein Unglück für die Gymnasialbildung der Mädchen ist, daß die zwei ersten Jahre innerhalb der höheren Mädchenschule liegen sollen. Jedenfalls wäre dringend zu wünschen, daß an Anstalten, wo der Wunsch besteht, gestattet wird, dem Oberbau seine eigenen zwei Unterklassen zu geben und damit die Vorzüge des sechsklassigen Systems praktisch zu erweisen.

* **Die Errichtung einer zweiten städtischen höheren Mädchenschule** in München verlangt eine Petition des Vereins für Fraueninteressen. Der Magistrat erkannte die bestehende Notwendigkeit an, beschloß aber, die Errichtung 2 Jahre zu vertagen, teils aus äußeren Gründen, teils um für die innere Gestaltung der Schule erst die Resultate der jetzigen Bewegung abzuwarten.

* **Coeducation im Herzogtum Sachsen-Meiningen.** Am herzoglichen Gymnasium Bernhardinum zu Meiningen wurde Frl. Charlotte Leubuscher als erstes junges Mädchen nach privater Vorbildung Ostern 1907 unter die Schüler der Prima aufgenommen. Die städtische Realschule in Pößneck läßt schon seit einigen Jahren Mädchen zu.

* **Coeducation im Fortbildungsschulwesen.** Der Direktor der kaufmännischen Fortbildungsschule in Karlsruhe hat beim gemeinsamen Unterricht der 426 männlichen und 181 weiblichen Schüler seiner Anstalt, wie er mitteilt, durchaus günstige Erfahrungen gemacht.

* **Gymnasiallehrer und Coeducation.** In Hessen ist seit vorigem Jahre die Zulassung von Mädchen zu den höheren Knabenschulen in der Form gestattet, daß der Antrag dazu von dem Lehrerkollegium der Anstalt an das Ministerium zu gehen hat. Das Lehrerkollegium des Gymnasiums in Worms hat durch den Beschluß, in die unteren Klassen keine Mädchen aufzunehmen, diese Möglichkeit gemeinsamen Unterrichts bis zur Untersekunda einschließlich wieder aufgehoben. In die Obersekunda ist mit Beginn dieses Sommersemesters eine Schülerin eingetreten. Es ist nicht recht einzusehen, warum die Herren für die Unter- und Mittelklassen einen Versuch nicht riskiren wollen, der in Baden — wie z. B. der bekannte Pädagoge Stadtschulrat Sickinger in Mannheim kürzlich wieder hervorhob — durchaus geglückt ist.

* **Männliche Interessenpolitik.** Am 9. März hielt in Hagen der Verein der seminarisch vorgebildeten Lehrer an höheren Mädchenschulen in Rheinland-Westfalen eine außerordentliche Generalversammlung ab, um zu der Erklärung Stellung zu nehmen, die von den Vorsitzenden der das preußische Mädchenschulwesen vertretenden Vereine erlassen ist (vgl. die „Frau", Märzheft). Die Versammlung hat einstimmig beschlossen, folgende Gegenerklärung zu veröffentlichen:

1. Die Vereine, die durch ihre Vorsitzenden die „Erklärung" unterzeichnet haben, umfassen nicht das höhere Mädchenschulwesen Preußens; denn es sind nicht beteiligt: a) der Verein der seminarisch vorgebildeten Lehrer an höheren Mädchenschulen in Preußen mit 377 Mitgliedern: Direktoren, Oberlehrern und ordentlichen Lehrern, b) der Verband akademisch gebildeter Lehrer an öffentlichen höheren Mädchenschulen in Preußen mit annähernd 300 Mitgliedern. Das ist zusammen etwa der vierte Teil aller Lehrkräfte und über die Hälfte der Direktoren und Lehrer, die an öffentlichen höheren Mädchenschulen tätig sind; denn die Gesamtzahl beträgt ungefähr 2700 Direktoren, Lehrer und Lehrerinnen.

2. Wir haben ebenfalls den Wunsch, daß die normale höhere Mädchenschule als höhere Lehranstalt anerkannt werde, halten aber eine Änderung in der bisherigen, durch die Ministerialbestimmungen vom 31. Mai 1894 geforderten Zusammensetzung des Lehrkörpers für schädlich. Die höheren Mädchenschulen sind in erster Linie der Schülerinnen wegen da und müssen so eingerichtet werden, wie es das gegenwärtige und zukünftige Wohl der Schülerinnen erheischt. Alle anderen Forderungen — auch die auf Titel, Gehalt und Rang der Lehrenden gerichteten — gehören in die zweite und dritte Reihe. Wir protestieren darum gegen die Behauptung, daß der Erfolg der neuen Lehrpläne mit der Rangstellung der Schule stehe und falle.

Dieser Erklärung schließt sich der Vorstand des Vereins seminarisch gebildeter Lehrer an preußischen höheren Mädchenschulen an.

Daß die Herren das „Wohl der Schülerinnen" an erste Stelle setzen, ist ja sehr idealistisch. Der weitere Schluß aber, daß dies „gegenwärtige und zukünftige Wohl" der Schülerinnen dadurch garantiert sei, daß man den seminarisch gebildeten Lehrern die bisherige Rolle an der höheren Mädchenschule auch in Zukunft sichert und die höhere Mädchenschule damit in dieser wichtigsten Frage unter andere Bedingungen stellt, wie die höheren Knabenschulen, rückt diesen Idealismus in ein eigentümliches Licht. Es liegt doch eine seltsame Inkonsequenz darin, daß von den Volksschullehrern einerseits mit aller Energie die Forderung der Universitätsbildung gestellt wird, sie dann aber praktisch doch wieder die Seminarbildung für eine zulängliche Ausrüstung zum Unterricht auf der Oberstufe einer Schule halten, die sie selbst als „höhere Lehranstalt" betrachtet wissen wollen.

* **Eine Bewegung zum Ausschluß der Frauen vom Universitätsstudium** macht sich augenblicklich in Ungarn bemerkbar. Bei der Beratung des Unterrichtsbudgets wurden Anträge auf Einschränkung des Frauenstudiums und Einstellung weiterer Zulassung von Mädchen zu den Mittelschulen eingebracht.

Berufliches.

* **Den pro facultate docendi geprüften Oberlehrerinnen** wird nunmehr in Preußen nach Erledigung ihrer praktischen Ausbildung eine Bestallungsurkunde ausgestellt, die von der für Oberlehrer gebräuchlichen Form nur dadurch abweicht, daß die Anstellungsberechtigung auf die entsprechenden Kategorien der Mädchenschulen beschränkt ist. — Es sei auch bemerkt, daß an den Königsberger Realgymnasialklassen eine pro fac. doc. geprüfte Lehrerin zu den gleichen Gehaltsbedingungen wie die Oberlehrer angestellt ist.

* Frl. Dr. med. **Franziska Tiburtius** hat vom 1. April an ihre Praxis aufgegeben. Es ist unserem Leserkreis bekannt, daß Frl. Dr. Tiburtius, die seit 31 Jahren in Berlin praktiziert, die erste deutsche Ärztin war. Die Frauenbewegung darf auf ihre drei Jahrzehnte umfassende Berufsleistung mit besonderem Stolz blicken. Bei ihrer unverminderten Frische und Arbeitsfreudigkeit wird Frl. Dr. Tiburtius gewiß noch auf manchem Gebiet ihre Kraft und ihre reichen Erfahrungen in den Dienst der Frauensache stellen.

* **Frau Else Oppler-Legband** hat vor einiger Zeit einen Ruf an die **Königliche Kunstgewerbeschule** in Dresden als Leiterin einer neu zu gründenden Frauen-Abteilung erhalten, sich aber jetzt entschlossen, ihre kunstgewerbliche Tätigkeit in Berlin weiter auszuüben.

* **Das Referendarexamen** haben in Bayern **zwei Juristinnen** bestanden.

* **Die Meisterprüfung als Kürschner** bestand Frau Clara Wilms an der Gewerbeschule in Freiburg.

* **Der erste weibliche Maschinenheizer** in Österreich-Ungarn hat unlängst in Budapest vor der Gewerbekommission die Prüfung abgelegt und ein Zeugnis als geprüfte Maschinenheizerin erhalten. (Ob diese Berufswahl in der Linie „der Entwicklung besonderer weiblicher Anlagen" liegt, in der Helene Simon auf der deutschen Arbeiterinnenkonferenz mit Recht die Zukunft der weiblichen Erwerbstätigkeit suchte?)

Soziale Fürsorge.

* **Über weibliche Vormundschaft** in Berlin orientiert der soeben veröffentlichte Bericht des Verbandes für weibliche Vormundschaft. Der Bericht erstreckt sich auf die drei ersten Jahre seines Bestehens (1904—1907). Der Verband hat 140 aktive Mitglieder, d. h. solche, die Vormundschaften führen oder bereit sind, solche zu übernehmen. In Rechtskursen, die seit Bestehen des Verbandes sechsmal stattfanden, sowie in monatlichen Zusammenkünften seiner Mitglieder erfüllt der Verband die Aufgabe, Frauen in die Obliegenheiten der Vormundschaft einzuführen. Interessant ist eine Statistik, die der Verband vorgenommen hat, indem er Fragebogen an seine Mitglieder ausgab. Sie erstreckt sich auf ein Material von 240 Mündeln, von denen 169 unehelich waren. Von den 169 unehelichen Vätern bezahlten 66 Alimente.

Ein Anhang, in dem einzelne Mitglieder des Verbandes über ihre Vormundschaften berichten, zeigt, wie energisch und erfolgreich von den Frauen gearbeitet wird.

* **In den Vorstand der Zentrale für Volkswohlfahrt** ist, nachdem seitens der Frauen alles daran gesetzt worden ist, die Zulassung weiblicher Mitglieder zu erreichen, Dr. Alice Salomon gewählt worden.

* In der Vorlage zu einem **Unfallversicherungsgesetz**, über die der ungarische Reichstag beraten wird, werden die **unehelichen Kinder** der Versicherten den ehelichen gleich gerechnet.

Arbeiterinnenfrage.

* **Heimarbeiterinnenlöhne in Danzig.** Der Verein Frauenwohl-Danzig veranstaltete im Laufe des Winters eine Umfrage in der Stadt zur Beleuchtung der Lage der Heimarbeiterinnen. Es gelang nur, 120 Heimarbeiterinnen zu befragen, die in 11 verschiedenen Branchen tätig sind. Das Ergebnis ist, wie folgt, in einzelnen Stück- und Dutzendpreisen:

Zigaretten anfertigen	1000	Stück	1,00 bis	1,10 M.
Damenhemden . .	1	Dutzend	1,40 „	3,00 „
Knabenhemden . .	1	„	1,20 „	1,50 „
Kinderhemden . . .	1	„	0,80 „	1,00 „
Küchenschürzen . .	1	„	0,30 „	2,20 „
Gute Schürzen . .	1	„	2,50 „	2,70 „
Knabenanzug (Hosen und Joppe) . .	1	Stück	0,30 „	0,80 „

Verschiedene Branchen	Stand der Arbeiterinnen				durchschnittlicher Stundenlohn
	ledig	verheiratet	verwitwet	Summa	₰
Musterzeichnen .	1	—	—	1	40
Vorstenarbeiten	—	—	1	1	25
Stickereien . .	9	2	1	12	27
Schirmenähen .	1	—	2	3	18
Konfektion . .	5	3	2	10	18
Männerwäsche .	8	8	10	26	17
Haus- u. Frauenwäsche . . .	15	6	10	31	18
Schürzennähen .	5	1	7	13	13
Zigarettendrehen	—	—	11	11	9
Strickereien . .	2	7	2	11	7
Fahnennähen .	—	1	—	1	3
	46	28	46	120	—.

Das Gesamtresultat ergibt einen Durchschnittslohn von 15½ Pf. für die Stunde. Im Anschluß an diese Umfrage und bei Gelegenheit einer Be-

sprechung derselben mit den Heimarbeiterinnen ist es gelungen, einen Heimarbeiterinnen-Gewerkverein H.-D. zu gründen, der 25 Mitglieder umfaßt.

* **Weibliche Gewerbeinspektion in Frankreich.** Es gibt heute 18 französische Gewerbeinspektorinnen, davon sind 12 in Paris, ein für die Provinz sehr ungünstiges Verhältnis. Sie unterstehen einem Inspecteur divisionnaire und dem Handelsministerium. Ernannt werden sie nach Bestehen einer Wettprüfung (zwei schriftliche Arbeiten, eine mündliche Prüfung). Gefordert wird Kenntnis der industriellen Produktionsbedingungen und der industriellen Gesetzgebung, Erstattung von Berichten im Kanzleistil. Eine amtliche Vorbereitung auf diese Prüfung besteht noch nicht. Inspektoren und Inspektricen beziehen das gleiche Gehalt: 2000 Francs beim Antritt, 3000 nach einem Jahr. Die Wohnungszulagen und Reisegelder bewegen sich zwischen 500 und 2200 Francs. In Paris beziehen die Inspektricen eine Zulage von 1000 Francs. Sie haben nur Omnibusfahrten davon zu bestreiten, beziehen jedoch keine Entschädigung für amtliche Portoauslagen. Die französischen Gewerbeinspektricen sind zum Teil verheiratete Frauen, die meisten sind nicht akademisch gebildet.

Die rechtliche Stellung der Frau.

* **Die lange geplante Reform des Eherechts in Frankreich** scheint nun Aussicht auf baldige Verwirklichung zu haben. Auf Antrag des Abgeordneten Guillier ist eine Kommission eingesetzt, die jetzt folgende Vorschläge formuliert hat.

1. Die verheiratete Frau genießt von Rechts wegen und ohne dieses erst verlangen zu müssen, die freie Verfügung über den von ihr verdienten Lohn. Eine ausdrückliche Erklärung im Augenblicke der Heirat wurde aus dem Grunde als untunlich beseitigt, weil die junge Frau bei ihrer Vermählung wohl kaum die Eventualität ins Auge faßt, daß sie je ihren Verdienst ihrem Manne gegenüber zu verteidigen haben wird. 2. Eine Ausnahme von dieser Regel ist nur in der Weise gestattet, daß zwischen den zukünftigen Eheleuten ein Ehekontrakt vereinbart wird, durch den die Frau formell auf das ihr zustehende Recht verzichtet. 3. Der Schutz dieses Gesetzes kommt jeder Ehefrau zu, die sich einer besonderen Arbeit, getrennt von ihrem Gatten hingibt, also nicht nur den Arbeiterinnen und Angestellten, sondern auch den Geschäftsinhaberinnen, Künstlerinnen usw. 4. Der Schutz der verheirateten Frau erstreckt sich nicht nur auf den direkten Verdienst, sondern auch auf die Ersparnisse, über die die verheiratete Frau frei verfügen darf. 5. Um allen Mißbräuchen vorzubeugen, zu denen diese liberale Gesetzgebung Anlaß geben könnte, wird ein rasches und wenig kostspieliges Verfahren eingeführt, durch das der Gatte seiner Frau die ihr eingeräumten Rechte ganz oder teilweise rückgängig machen lassen kann.

Es ist zu erwarten, daß auf Grund dieser Vorschläge bald eine Gesetzesvorlage im Plenum zur Besprechung kommt. Eigentümlich ist der Punkt 5 der Kommissionsvorschläge. Dem Wortlaut nach (den wir der Frankfurter Zeitung entnehmen) sieht das so aus, als nähme dieser fünfte Satz der Frau, was die vier ersten ihr garantieren. Solche Vorsicht hat man ja nicht einmal im Deutschen bürgerlichen Gesetzbuch für nötig gehalten.

* **Das berühmte Deceased wife's sister-Gesetz,** nach dem es verboten war, die Schwester seiner verstorbenen Frau zu heiraten, ist durch das englische Unterhaus mit großer Majorität zu Fall gebracht worden.

* **Eine Massenpetition um Gewährung des Wahlrechts für die Frauen** ist dem böhmischen Landtag von den czechischen Frauenvereinen übersandt. Sie trägt 24 000 Unterschriften.

* **Für das Frauenstimmrecht** wird in **Norwegen** eifrig agitiert. Am 18. März hielt in Christiania Dr. Mjöen einen Vortrag, der den Festsaal des Nobelinstituts bis auf den letzten Platz füllte. Der Storthingpräsident und viele Abgeordnete waren anwesend, ebenso Vorstandsmitglieder des Bundes norwegischer Frauenvereine und des Frauenstimmrechtsverbandes. Da es bei der Entscheidung des Storthing über eine bezügliche Vorlage voraussichtlich nur auf ein paar Stimmen ankommen wird, werden die Frauen alle Kräfte anspannen, um eine günstige Entscheidung zu erreichen. Für den Fall, daß sie keinen Erfolg hätten, schlug der Redner vor, einen eignen „Frauenreichstag" einzuberufen, der innerhalb des Rahmens der bestehenden Gesetzgebung die Fraueninteressen vertreten sollte, bis die Frauen die offizielle politische Vertretung erlangen.

* **In die finnische Volksvertretung sind 19 Frauen** gewählt worden, und zwar in allen Parteien, der schwedischen sowohl als der altfinnischen und jungfinnischen, der agrarischen wie der sozialdemokratischen. Auffallend ist die große Zahl von Lehrerinnen unter den neuen weiblichen Abgeordneten. Von bei uns in Deutschland bekannten Frauen gehören Baronesse Alexandra Gripenberg und Lucina Hagmann zu den neuen Abgeordneten.

Ein Kind, das sich nicht bewegt, ist ein Kind, das nicht lernt. Deshalb ist es wichtig, dass Kinder sich viel bewegen. Sie sollen Sport treiben, spielen, laufen, klettern, toben und sich ausprobieren. Dabei lernen sie ihren Körper kennen und entwickeln ihre Fähigkeiten.

Kinder, die sich viel bewegen, sind meistens auch gesund. Sie sind weniger krank, haben mehr Kraft und Ausdauer und sind geschickter. Sie können sich besser konzentrieren und haben mehr Spaß am Leben.

Kinder, die sich wenig bewegen, sind oft krank, müde und unkonzentriert. Sie haben weniger Spaß am Leben und sind unzufrieden. Sie können sich schlechter konzentrieren und haben weniger Kraft und Ausdauer.

Kinder, die sich viel bewegen, sind meistens auch gesund. Sie sind weniger krank, haben mehr Kraft und Ausdauer und sind geschickter. Sie können sich besser konzentrieren und haben mehr Spaß am Leben.

Kinder, die sich wenig bewegen, sind oft krank, müde und unkonzentriert. Sie haben weniger Spaß am Leben und sind unzufrieden. Sie können sich schlechter konzentrieren und haben weniger Kraft und Ausdauer.

Viktoria-Fortbildungsschule in Berlin.

Mit April dieses Jahres ist die Viktoria-Fortbildungsschule vom Tempelhofer Ufer nach Kurfürstenstraße 160 übergesiedelt, wo ihr die Stadt Berlin ein neues Heim angewiesen hat. Der Eröffnungsfeier am 9. April war 14 Tage vorher eine Abschiedsfeier in der alten Schule vorausgegangen, an der als Vertreter des Handelsministeriums Herr Geheimrat Simon teilnahm und zu der Ihre Majestät in Bekundung Ihres warmen Interesses Ihre Exzellenz, Gräfin Brockdorff entsandt hatte. Die Leiterin der Anstalt, Frl. Marg. Henschke, gab in ihrer Festrede einen Rückblick auf die fast dreißigjährige Tätigkeit (19 Jahre am Tempelhofer Ufer) der Schule.

Die Schule, die mit 147 Schülerinnen begonnen hat, zählte im Wintersemester 1906/07 über 700 Schülerinnen. Unterrichtet wurde von 60 Lehrkräften. Eine neue Einrichtung in diesem Semester war der geschlossene Handelskursus für drei aufsteigende Klassen. Als neues Unterrichtsfach wurde dem Lehrplan Bürgerkunde eingefügt (Frl. Dr. Duensing).

Der neunte Jahrgang des Lehrerinnenseminars schloß am 22. und 23. März mit den Lehrproben der Kursistinnen. Als Schülerinnen des Seminars hatten sich 67 Damen eingeschrieben, darunter 22 für den Gesamtkursus (aus Stallupönen, Kolmar, Dortmund, Frankfurt a. M. und a. O.) Die Magistrate von Kiel und Charlottenburg hatten zum zweiten Male Lehrerinnen zur Teilnahme an den Kursen beurlaubt. Als Hospitantinnen an Einzelkursen beteiligten sich 30 Damen. Wie im vorigen Jahre, so waren auch in diesem Winter wieder einige Damen aus der kaufmännischen bezw. gewerblichen Praxis zu den Kursen zugelassen. Sie wurden durch Herrn Direktor Kannegießer (an Stelle von Frl. Helene Weihmann) in die Pädagogik eingeführt und zeigten bei der Schlußprüfung sowohl tüchtige theoretische Kenntnisse wie praktisches Lehrgeschick; 5 von diesen Damen haben bereits Beschäftigung gefunden, wie denn überhaupt die Nachfrage nach den Kursistinnen eine sehr große war.

Das neue Semester der Schule hat am 15. April in den neuen schönen Räumen begonnen. (Sprechstunden täglich von 11—12 Uhr, im Amtszimmer im Schulhause, Kurfürstenstraße 160, parterre.)

Der Rheinisch-Westfälische Frauenverband

hielt seine Generalversammlung am 13. und 14. April in Neuwied. Er umfaßt 43 Zweigvereine, die durch 54 Delegierte vertreten waren. In einer Reihe von Referaten wurde über die praktische Arbeit der Verbandsvereine bezw. der ihnen angehörenden Frauen auf den verschiedensten Gebieten, in der Armen- und Waisenpflege, im Rechtsschutz, Fortbildungsschulwesen und Hebammenwesen berichtet. Es wurde die Gründung einer Unterstützungskasse für die Berufsausbildung rheinischer und westfälischer Mädchen beschlossen. Als Verbandsthema für die nächste Geschäftsperiode wählte man die Reform des Strafrechts, sofern sie die Sittlichkeitsfrage und die Bestrafung der Jugendlichen betrifft. An dem ersten Abend wurde von dem Generalsekretär des Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke Herrn Gonser und von Herrn Dr. jur. Eggers über Alkoholismus und Gasthausreform gesprochen. In einer zweiten öffentlichen Versammlung sprach Frl. Ika Freudenberg in einem Vortrag „Was bietet die Frauenbewegung der Jugend" über die Aufgaben, die unsere jungen Mädchen durch die Frauenbewegung finden, und die Güter, die sie ihnen erkämpft.

Bücherschau.

„Diesseits". Erzählungen von Hermann Hesse. S. Fischer Verlag, Berlin 1907. Was der Kunst Hermann Hesses einen eigenen frischen und feinen Zauber giebt, ist, daß er kein Mensch der Großstadtkultur ist und doch den verfeinerten Geschmack besitzt, der z. B. Frenssen vielfach fehlt. Die Novellen dieses dritten Bandes, den der Verfasser von „Peter Camenzind" und „Unterm Rad" erscheinen läßt, sind Lebensausschnitte, aus einem Ganzen herausgelöst, ohne daß die Fäden, die sich aus und zu diesem Ganzen herüberspannen und abgerissen werden mußten, etwa durch besondere Mittel der epischen Komposition in einen künstlichen Knoten geschürzt worden wären. Die Einheit der einzelnen Erzählungen liegt vielmehr in einem lyrischen Element, in der Stimmung, die das Fluidum der dargestellten Begebenheiten ist. In der Art, wie Hermann Hesse dieses Fluidum zum Leuchten bringt, liegt die höchste Schönheit seiner Novellen. Denn in diesen Stimmungen waltet die Reinheit und Erdfrische eines noch nicht artistisch gewordenen Menschen. Vor allem sein Naturgefühl zeigt den Reichtum einer Seele, die den Brüdern „im stillen Busch, in Luft und Wasser" nicht nur kalt staunenden Besuch abstattet, sondern mit ihnen verwebt ist durch hundert und tausend gemeinsame Erlebnisse, mit ihnen Freund geworden ist in vielen Stunden innigsten Sichvertiefens. Dieses Verwachsensein mit allen Elementen eines einfachen, primitiven Lebens, das sich in Hermann Hesses Stoffen wie in seiner Darstellung kräftig spiegelt, empfinden wir als etwas köstlich Gesundes, Reines, Keimkräftiges, ein Lebenselixier gegen die „cerebrasthenische" Unruhe, die wir in aller modernen artistischen Verfeinerung als ein Ermüdungssymptom mit Unbehagen und Widerwillen empfinden.

„Herr Wenzel auf Rehberg und sein Knecht Kaspar Dinckel" von Felix Salten. S. Fischer Verlag, Berlin 1907. Felix Salten hat eine historische Kostümnovelle mit viel Geschmack geschaffen. Er läßt Herrn Wenzel von Rehberg im Stil des 16. Jahrhunderts seine erste und letzte Begegnung mit Kaiser Karl V. chronikenartig erzählen. Auch der Druck des kleinen Buches ist dem Kostüm des 16. Jahrhunderts angeglichen. Aber trotz aller Finessen bleibt ein Riß. Selbstverständlich! Es entspricht eben — um diesen Riß in einem Beispiel zu zeigen — nicht der Lebensanschauung eines einfachen Mannes aus dem

16. Jahrhundert, wenn er bei dem unerhörten Pomp der Speisung des Kaisers plötzlich das Gefühl hat, als beobachteten sie da alle ein seltsames und fremdartiges Tier in seinen Gewohnheiten. Und was von diesem kleinen Zug gilt, das gilt dann auch von der Stimmung des Ganzen. Sie ist bis in den Kern hinein modern. Und man fühlt durch das steife, in gewisser Weise treuherzige sprachliche Gewand des 16. Jahrhunderts in allen Falten einen von nervöser, ja raffinierter, ganz moderner Empfindung geschaffenen Inhalt hindurch.

„Göttliches und Menschliches". Erzählung von Leo Tolstoi. S. Fischer Verlag, Berlin. **Volkserzählungen.** Von Leo Tolstoi. Verlag von Eugen Diederichs. In dem ersten dieser beiden Bändchen gestaltet Tolstoi in der Erzählung von zwei russischen Staatsgefangenen seine Anschauung von Göttlichem und Menschlichem in den menschlichen Idealen und Weltanschauungen. In der Gegenüberstellung der beiden Generationen der russischen Revolution, der Führer der Bewegung, die zur Ermordung Alexanders II. führte, und der heutigen, zeigt Tolstoi die Wandelbarkeit und bedingte Giltigkeit aller politisch-sozialen Ansichten und erhebt darüber die einfache, unvergängliche Wahrheit des Gebotes der christlichen Nächstenliebe. — In dem zweiten Bande, der einen Teil der vortrefflichen Tolstoi-Ausgabe des Diederichsschen Verlages bildet, sammelt der Herausgeber die moralischen Volkserzählungen Tolstois. Sie sind einer der anziehendsten Bände der Ausgabe, denn in diesen einfachen Erzählungen, die ihre legendenhaften Stoffe zugleich in der volkstümlich feierlich wirkenden Sprache heiliger Schriften und mit dem kräftigsten, ja grausigsten Realismus darstellen, zeigt sich Tolstois künstlerische Art in ihrer ganzen eigentümlichen Würde.

In der Sammlung **„Die Kunst"**, die von Richard Muther im Verlag von Bard, Marquardt & Co., Berlin W. 50, herausgegeben wird, ist als Doppelband 55/56 eine Studie **Max Liebermann** von Rudolf Klein erschienen. Den Vorzug, der die Monographieen dieser Sammlung über die Knackfußschen erhebt, nämlich eine persönlicher gefärbte Auffassung und eine feiner durchgebildete Sprache und Darstellung, zeigt auch dieses Bändchen. Außerdem aber die große Konzeption eines echten Historikers, der die Einzelerscheinung als Ausfluß — oder richtiger als „geprägte Form" — gewisser allgemeiner, eine Zeit bestimmender Kräfte auffaßt. Max Liebermann wird mit seiner Bedeutung und seinen Grenzen als Künstler des 19. Jahrhunderts gezeichnet, dessen Wesen Rudolf Klein in einer ohne Zweifel sehr subjektiven, aber geistvollen und einheitlichen Konstruktion der modernen Kulturentwicklung in den beiden Eingangskapiteln deutet. Durch eine sorgfältige Behandlung der ersten Entwicklungsphasen des Künstlers berichtigt der Verfasser die Auffassung, die in Liebermann nur den Armeleutemaler und Naturalisten sieht. Wir sehen Liebermann „als Munkaczyschüler mit malerischen Effekten in den siebziger Jahren einsetzen und unter dem Einfluß Millets das Leben der arbeitenden Bauern erkennen, dessen Wiedergabe er mit Hilfe holländischer Tonmalerei erweiterte. Wir sehen ihn zu Beginn der achtziger Jahre in den Amsterdamer Bildern das Lichtproblem aufgreifen und die ihm eigene Gestaltung des Raumes durchführen;" wir sehen ihn in den neunziger Jahren einer von allem Zwange befreiten Kunst des Malens zustreben, die nicht vom Inhalt beherrscht wird und ihn in dieser Epoche die Kunst Frankreichs entdecken und bei Manet und Degas als dem Gipfel auch seiner eigenen künstlerischen Tendenz anlangen. Und wir sehen schließlich in der Art, wie er dieser Kunst nachgeht, auch die Grenzen seines Wesens. Die kühle Intellektualität eines Künstlers, der nicht wie die Franzosen aus einem sinnlich rezeptiven Materialismus heraus produktiv werden konnte. Schon die kurze Skizzierung dieses Aufbaus der Monographie wird dem Leser verraten, daß hier ein durchaus in die Tiefe greifendes und darum auch in die Tiefe führendes kritisches Porträt einer der markantesten Persönlichkeiten der modernen Kunst gegeben wird.

Aus der im gleichen Verlag erscheinenden Sammlung **„Die Literatur"**, die Georg Brandes herausgibt, erwähnen wir als Band 24 und 28 eine Studie von Max Messer über **„Max Stirner"** und eine von Michael Georg Conrad über **„Emile Zola"**. Die erste trägt den Ton einer „Rettung" im Lessingschen Sinn, vermag aber doch nicht davon zu überzeugen, daß der Stirnersche Egoismus produktive Originalität verrät und nicht vielmehr eine philosophische Taschenspielerei ist, die dadurch, daß der Autor an sie glaubt, zwar moralisch erträglich, aber intellektuell und ästhetisch um so unangenehmer wird. — Zu der kürzlich deutsch herausgegebenen Zola-Biographie von Vizetelly, die zwar recht nüchtern und trocken ist, aber ein reiches Tatsachenmaterial umfaßt, spricht in dieser Studie der streitbare Verehrer. Ein bißchen lauter und indem er sich selbst und seine Beziehung zu Zola stärker betont, als streng genommen geschmackvoll wäre. Aber es liegt doch auch für den Leser ein positives, zu dem Gegenstand solcher Bewunderung hinführendes Element in dieser Charakteristik sub specie einer persönlichen Beziehung. Sie gibt psychologisches Material — auch unwillkürlich. Und darum blättert man diese Studie mit Interesse durch, auch wenn man sich an den etwas zu reichlichen burschikosen Trümpfen zuweilen ärgert. Die Zusammenstellung der Literatur über Zola am Schluß ist eine praktische Zugabe.

Auch die zu den Unternehmungen des Verlages Bard, Marquardt & Co. gehörende Sammlung **„Die Kultur"** (herausgegeben von Cornelius Gurlitt) sei mit einer Reihe neuer Veröffentlichungen genannt. Allen voran eine Skizze der **Kaiserin Friedrich** von Jarno Jessen, die einen für den Leserkreis dieser Zeitschrift besonders interessanten Stoff in ausgezeichneter Weise, mit ebenso viel Wärme als ruhiger Objektivität behandelt. Die Verfasserin erhebt nicht den Anspruch, mit dem kleinen Bändchen eine Biographie zu geben. Sie will nach ihren Worten „das Charakterbild einer Kulturträgerin frisch aufdecken, so wie früh verwitterte Inschriften eine neue Vergoldung bekommen, um ihren Inhalt wieder aufleuchten zu lassen". Diese Kunst einer Charakteristik in großen Konturen, die alles Wesentliche zum Ausdruck bringen, beherrscht die Verfasserin mit großer Sicherheit. Sie versteht es, mit Tatsachen zu charakterisieren, und es gelingt ihr dadurch, bei aller Sparsamkeit und

Knappheit des Ausdrucks, ein lebendiges Bild eines ungewöhnlich reichen Lebens zu geben. Die Sprache ist durch geschmackvolle und kultivierte Einfachheit ausgezeichnet. Und so ist dieser Epilog zum Leben der großen Frau wohl geeignet, seinen Zweck zu erfüllen und der zu früh verwitterten Inschrift neue Leuchtkraft zu geben.

Von früher erschienenen Bändchen der gleichen Ausgabe nennen wir eine kleine Kollektion **„Frauenbriefe der Renaissance"**, herausgegeben von Lothar Schmidt. Die Sammlung enthält Briefe der Catarina Strozzi, der Elisabeth Gonzaga und Isabella d'Este, der Courtisane Veronica Franco und des Pietro Aretino. Der Text beschränkt sich nicht auf Erläuterungen, sondern stellt mit der Sicherheit des Kenners die Dokumente auf den farbigen Hintergrund der Zeitkultur. — Als Band 8 der Sammlung ist eine soziale Studie über den **„Landstreicher"** von Hans Ostwald erschienen. Die Darstellung beruht auf eigenen Erfahrungen eines Mannes der selbst „auf der Walze" war, und schon die Widmung an Franz von Liszt beweist, daß es sich nicht um pikante Vagabundengeschichten, sondern um eine ernsthafte sozialpsychologische Arbeit handelt. Sämtliche Bändchen sind mit feinem Geschmack und guter Auswahl illustriert.

„Die Welt ist tief". Novellen von Johannes V. Jensen. Inhalt: Entschwundene Wälder — Dolores — Louison — Wälder. S. Fischer Verlag, Berlin. (Geh. 2,50 Mark, geb. 3,50 Mark.) — Johannes Jensen, der Däne, beginnt seine Novellensammlung mit dem Bekenntnis seiner unglücklichen Liebe zu Deutschland. Die aber eigentlich nicht mehr eine Liebe ist, denn er sagt am Schluß seines anmutig koketten Vorworts, daß ihm dieser Schmerz wie viele andere, die er vor sieben Jahren hatte, jetzt das Leichteste von der Welt dünkte, und erwartet von dieser Abkühlung seinerseits eine Erwärmung Deutschlands für ihn, weil man ja doch das Weib gewinnt, indem man es verläßt. Deshalb ist in dieser Sammlung auch trotz dieses Geständnisses von Deutschland nicht die Rede, sondern wir begleiten einen Weltenbummler, der an Laune und spielender Selbstironie dem Tristram Shandy nichts nachgibt, auf einer empfindsamen Reise nach Spanien, auf würzig sentimentalen Abenteuern in Paris und phantastischen Tropenfahrten. Wir bewundern überall seine kapriziöse Anmut, seine funkelnden Einfälle, die absonderliche, intime und höchst persönliche Art seiner Eindrücke und legen das Buch mit dem Gefühl aus der Hand, daß mit uns wie mit den Dingen geistreich, liebenswürdig und etwas kokett gespielt worden ist.

„Heimatbilder" von Jeannette Balyer. Verlegt bei Clauß u. Feddersen in Hanau 1907. „Sollten die geehrten Leser Gefallen an meinen Heimatbildern finden, ist der Zweck dieses Buches voll und ganz erfüllt" — so schließt die Verfasserin ihr Vorwort. Die Erzählungen aber sind nicht so schlecht, wie man nach dieser Geschmacklosigkeit erwarten sollte. Es sind ein paar ganz kräftig gezeichnete hessische Bauern darin, und ebenso verrät die Wiedergabe der Volkssprache gute psychologische Beobachtung. Immerhin ist das nicht genug, um das Buch zur „Literatur" rechnen zu können, so anziehend es stofflich vor allem seinen hessischen Heimatgenossen sein mag.

Kunstblätter.

An erster Stelle unter den Reproduktionen moderner Künstler stehen die im Verlag von E. A. Seemann in Monatsheften erscheinenden **„Meister der Farbe"**. Das Unternehmen ist als Kunstzeitschrift insofern ganz einzigartig, als das Hauptgewicht den Bildern und nicht dem Text beigelegt wird. Diese Bilder haben sich durch die Feinheit der Auswahl und der bei ihnen angewandten Reproduktionstechnik bereits einen Namen gemacht. Der außerordentlichen Aufgabe, die Farbenkunst der modernen Malerei in ihrer tastenden Mannichfaltigkeit und ihren subtilen Tonwerten wiederzugeben, ist hier ein meisterhaftes Reproduktionsverfahren Herr geworden. Wir greifen beispielsweise das 1. Heft des laufenden Jahrgangs heraus. Es enthält folgende farbige Kunstblätter: Gaston La Touche (St. Cloud): Hochzeitsreise; Franz Skarbina (Berlin): Sonnenuntergang; Louis Picard (Paris): Die kleine Veilchenverkäuferin; Wilhelm Steinhausen (Frankfurt a. M.): Flucht nach Ägypten; P. S. Kroyer (Kopenhagen): Abends am Strande; Karl Spitzweg † (München): Der Klapperstorch. Und die Reproduktion bewältigt die leuchtenden Farben des Herbstwaldes, dessen gelbes Laub auf dem Bilde des Gaston La Touche die rote Hochzeitskutsche überrieselt, ebenso leicht, wie das Spiel der feinen, violetten Dunstfarben des Meeresstrandes im Licht der untergehenden Sonne, und die grüne deutsche Waldeinsamkeit Steinhausens. Jeder, der für die moderne Malerei Interesse hat, wird den Wert dieses Unternehmens zu würdigen wissen, das zu dem geringen Preise von nur 24 Mark für die 12 Hefte eines Jahrgangs, von 3 Mark für ein Einzelheft die modernen Meister der Farbe in so reicher Auswahl dem Einzelbeschauer zugänglich macht.

Aus den Publikationen, die das ganze Reich der bildenden Kunst umfassen, nennen wir wieder, wie schon öfter an dieser Stelle, das **Museum** (herausgegeben von Richard Graul und Richard Stettiner in Spemanns Verlag. Preis pro Heft 1 Mark). Die erste Lieferung des elften Jahrgangs zeigt in ihrer Zusammensetzung, daß moderne und alte Zeit hier gleichmäßig zu ihrem Recht kommen, ja, daß das Museum auch Gelegenheit bietet, die minder bekannten Künstler kennen zu lernen, in denen sich doch oft das Wesen einer Zeit deutlicher ausspricht als in den überragenden führenden Geistern. Das Heft enthält interessante Reproduktionen nach Werken von Philipp Otto Runge, dem Freunde Tiecks; eine Reihe von Darstellungen eines Flügelaltars des älteren Cranach gibt dem Leser Gelegenheit, ein fast unbekanntes Werk des Meisters, das erst im vorigen Jahr von dem Staedelschen Kunstinstitut aus einer französischen Sammlung erworben ist, kennen zu lernen. Der Text ist durchweg von ersten Kunsthistorikern geschrieben.

Im Verlag von B. G. Teubner erschien eine schöne Mappe von fünf Künstlersteinzeichnungen von Arthur Bendrat **„Aus dem deutschen Osten"**. Sie stellen St. Marien in Danzig mit der Jopengasse, die Marienburg, die Ordensburg Marienwerder, die Ruine Rheden und die alte Jakobskirche in Thorn in einer Verwertung der Luft- und Landschaftstimmung dar, die den malerischen und architektonischen Reiz dieser alten Backsteinbauten zu voller Wirkung kommen läßt.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

Kronenberg, Dr. M. Ethische Präludien. München. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Oskar Beck.

Krukenberg, Elsbeth. Über das Eindringen der Frauen in männliche Berufe. Essen-Ruhr. G. D. Baedeker. Verlagsbuchhandlung 1906. 60 Pf.

Külpe, Frances. Die Insel des Lebens. Märchen und Phantasien. Dresden. E. Pierson's Verlag. 2 Mark.

Lauckn, B. v. d. Antje. Roman. Berlin W. 50. Richard Taendler's Verlag. 2 Mark, geb. 3 Mark.

Linda, Murri. Das Verhängnis meines Lebens. Aufzeichnungen aus dem Kerker. Herausgegeben von Luigi di San Giusto. Wien 1906. Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).

Lohde, Clarissa. Getrennte Welten. Roman. Berlin W. 50. Richard Taendler's Verlag. 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Mercator, B. Was braucht mein Kind? Fragen und Antworten für Mütter von einer Mutter. Potsdam. Stiftungsverlag.

Niehusen, Helene. Musik für unsere Kleinen. Berlin. Alexander Duncker. Geh. 1 Mark, geb. 2 Mark.

Odermatt, Franz. Hartes Holz. Eine Erzählung aus den Bergen der Urschweiz. Zürich 1906. Arnold Bopp. Geb. 3 Mark, brosch. 2 Mark.

Prager, Dr. med. Welche Mädchen dürfen heiraten und welche nicht? Leipzig. Verlag von Max Spohr. 1,20 Mark.

Remer, Paul. In goldener Fülle. Berlin. Schuster & Loeffler. Verlag.

Remer, Paul. Unterm Regenbogen. Berlin. Schuster & Loeffler. Verlag.

Rosner, Karl. „Rinnender Sand." Ostseegeschichten. Berlin W. 50. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. Hermann Ebbock. 2 Mark geh., 3 Mark gebunden.

Rüling, Th. Welcher unter Euch ohne Sünde ist. . . Bilder von der Schattenseite. Leipzig. Verlag von Max Spohr. 1 Mark.

Rutari, A. Londoner Skizzenbuch. Verlag von H. A. Ludwig Degener. Leipzig 1906.

Schaefer, Dr. Der moralische Schwachsinn. Halle a. S. Verlag von Carl Marhold.

Scheffels, Josef Victor von, Briefe an Schwanitz (1845—1883) nebst Briefen von Scheffels Mutter und Sohn. Leipzig. Verlag von Georg Merseburger. 1906. Brosch. 4 Mark, geb. 5 Mark.

Schrickel, Leonhard. Das Buch der Könige. Fünf Novellen. Dresden-A. Berthold Sturms Verlag.

Speck, Georg. Am Rheinfall. Historischer Roman aus dem XV. Jahrhundert. Zürich 1906. Arnold Bopp. Gebunden 3 Mark, brosch. 2 Mark.

Teubner's kleine Sprachbücher: III. Italienisch 1. Teil. Lezioni Italiane von A. Scanferlato. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig. Geb. 2,40 Mark.

Voigt, Theodor Paul. Mein Kind. Ein Erziehungsbuch. Leipzig. Verlag von Theod. Thomas. Brosch. 3,50 Mark, geb. 4,50 Mark.

Völschau, Julius. Die Hühnerzucht. Ein Leitfaden für angehende Züchter. Berlin W. Konrad W. Mecklenburg vorm. Richter'sche Verlag.

Wengerhoff, Philipp. Der andere Tag. Roman. Berlin W. 50. Richard Taendler's Verlag. 2 Mark, geb. 3 Mark.

Wessely, Dr. Rudolf. Zur Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig und Berlin. B. G. Teubner. Geb. 1,20 Mark.

„Wie bringe ich mein Drama an?" (Winke für Dramatiker.) Herausgegeben von der Redaktion der Feder. Berlin, Federverlag (Dr. Max Hirschfeld). Brosch. 1 Mark, geb. 1,40 Mark.

Wiesenanger, Martha. Eine Seiltänzerin. Hamburger Roman. Hamburg. Verlag von Conrad H. A. Kloß. 2,50 Mark.

Wolff, Johanna. Die Meisterin. Schauspiel in vier Akten. Berlin und Leipzig. Schuster & Löffler.

— Susannens Rosengarten. Schauspiel in vier Akten. München. Verlag von Georg D. W. Callwey.

Wolgast, Heinrich. Vom Kinderbuch. Gesammelte Aufsätze. B. G. Teubner, Leipzig.

Bode, Dr. Wilhelm. Stunden mit Goethe. Verlag: E. S. Mittler & Sohn. Berlin SW. 1 Mark.

Seidel, Heinrich. Die Musik der armen Leute und andere Vorträge. Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Geehrte Frau! *Wenn Sie für künstlerisch feine, moderne und preiswerte* *Reform-Kostüme* *Interesse haben, so bitte verlangen Sie meinen neuesten* *Spezial-Katalog* *der bei Nennung dieses Blattes umsonst und postfrei zugesandt wird.* *Adolph Renner Dresden.*

Kleine Mitteilungen.

Das Sprach- und Handelsinstitut für Damen von Frau Elise Brewitz, Berlin W., Potsdamerstr. 90, hat seinen neuen Kursus am 9. April begonnen. Der Besuch des Instituts hat im letzten Jahre eine solche Höhe erreicht, daß die bisherigen Unterrichtsräume nicht ausreichen und von April ab neue Räume hinzugenommen sind. Diese Erweiterung der Räume ermöglicht auch eine Erweiterung der Kurse. Damen, die sich zu Buchhalterinnen, Bureaubeamtinnen, Privatsekretärinnen, Korrespondentinnen ausbilden wollen, ist die Möglichkeit zu einer guten sachlichen Ausbildung geboten. Privatunterricht wird in allen Fächern erteilt, auch in Buchführung für Fremden- und Familien-Pensionen nach der von Frau Brewitz verfaßten Pensionbuchführung, ferner in den zur Vermögensverwaltung erforderlichen Fächern.

Unsere praktischen Hausfrauen wissen längst den Wert

LONDON. Villenvorstadt, unweit Crystal Palace, 80 Thurlow Park Road, Dulwich S. E. Pension für Damen und junge Mädchen. Bequeme Verbindung mit allen Teilen der Stadt, gesunde Lage, Garten, Tennisplatz. — Wöchentlich 35 Mark. Prospekt durch **Miss Dolphin** und **Frelin v. Zedlitz.**

KRANKEN-
Fahr- u. Ruhestühle
verstellbare Keilkissen usw.
R. Jaekel's
Patentmöbel-Fabrik
BERLIN,
Markgrafenstr. 20.
Preisliste IV gratis und franko.

Das Heim des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins
befindet sich jetzt in neuen, hübsch eingerichteten Räumen in Charlottenburg, Grolmannstr. 34/35, dicht am Kurfürstendamm, mit bequemen Verbindungen nach allen Richtungen hin.
Zimmer mit voller Pension 65—90 M. monatlich.
Prospekte bei der Leiterin erhältlich.

der bekannten Maggi-Würze als treffliches Verbesserungsmittel für schwache Suppen, Saucen, Gemüse usw. zu schätzen, namentlich bei den heutigen Fleischpreisen. Wir können es deshalb nur begrüßen, daß die Maggi-Gesellschaft ihre Würze - neuerdings auch in Fläschchen zu 10 Pf. in den Handel bringt. Damit ist auch der bescheidenste Haushalt in der Lage, einen Versuch zu machen, der sicher befriedigt. Naturgemäß stellt sich der Inhalt größerer Flaschen verhältnismäßig noch billiger.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:

Berlin W. 35, Genthinerstr. 16, Gh. I. Sprechstunden Wochentags von 11—3 Uhr, Sonnabends 11—1 Uhr.

1. Zum 15. August wird an ein größeres Institut in Thüringen eine erfahrene, evangelische, technische Lehrerin, in Handarbeiten, Turnen und Zeichnen geprüft, gesucht. Gehalt 600 Mark bei freier Station und Wäschegeld.

2. Zum 1. Juni wird nach einem Badeort in Bayern eine erfahrene, evangelische, musikalische Erzieherin für zwei Mädchen von 8 und 9 Jahren gesucht. Französisch Bedingung. Gehalt 700—800 Mark.

3. Gesucht wird für drei Mädchen von 13 und 12 und einen Knaben von 8 Jahren eine Erzieherin, welche das Oberlehrerinnenexamen gemacht oder an einem Mädchengymnasium unterrichtet hat. Beaufsichtigung der Klavierübungen erwünscht. Gehalt nach Übereinkunft

4. Gesucht wird zum 1. oder 15. Juli in eine Doktorenfamilie in Böhmen eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, katholische oder protestantische, musikalische Erzieherin für zwei Mädchen von 11 und 9 Jahren. Perfekte französische Sprachkenntnisse Bedingung. Gehalt 1000 Mark.

5. In eine adlige Familie in Bayern wird eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, evangelische Erzieherin für vier Kinder im Alter von 8 bis 12 Jahren gesucht. Französisch oder Englisch im Ausland vertieft erwünscht. Gehalt 800—1000 Mark.

6. Gesucht wird nach Westdeutschland eine wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für zwei Mädchen von 15 und 13 Jahren, welche besonders in den englischen und französischen Fächern zu unterrichten hätte. Gehalt 800 Mark.

7. Gesucht wird zum 1. Juli an eine höhere Privatschule in Schlesien eine junge, wissenschaftlich geprüfte, katholische Lehrerin. Bei 27 Stunden wöchentlich beträgt das Gehalt 1170 Mark, nach zwei Jahren 1410 Mark.

8. An eine höhere Privatmädchenschule in Mitteldeutschland wird zum 1. August eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, evangelische Lehrerin gesucht, welche vor allem den deutschen Unterricht auf der Mittelstufe zu übernehmen hätte. Im Ausland vertiefte, englische Sprachkenntnisse erwünscht. Schule wird eventuell in ein bis zwei Jahren städtisch. Gehalt nach Übereinkunft.

9. Gesucht eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, evangelische Lehrerin an eine Privatschule in Westpreußen für die Mittel- und Oberstufe. Französisch im Ausland erlernt Bedingung. 20 bis 30 Kinder, 24 bis 25 Stunden. Gehalt 1200 Mark.

Pestalozzi-Fröbelhaus 11. Kyffhäuserstr. 20. Berlin.

Seminar-Koch- und Haushaltungsschule: Hedwig Heyl.

Anmeldung für: Ausbildung von Hauswirtschaftlichen und Haushaltungslehrerinnen und Lehrerinnen für häusliche Krankenpflege. Fachkurse nach Prospekt.
Hauswirtschaftliche Erziehung und Pensionat für junge Mädchen (zum April) schon jetzt erwünscht. Vorsteherin Frl. **Martin.**

Kurse zum Studium der Englischen Sprache

veranstaltet mit sechs englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Prospekte durch den Vorstand 16 Wyndham Place, Bryanston Square London W. Pensionspreis 18 Schillinge in geteiltem, 24 Schillinge in Privatzimmer. Aller Unterricht, einschliesslich Vorträge und Phonetischer Kursus, 10 Schillinge per Woche. Nach Absolvierung des vollen viermonatlichen Kursus Prüfung und Zeugniserteilung.

Nur Lehrerinnen werden zugelassen.

Gartenbauschule für gebildete Frauen

„Rheinfried", Eltville a. Rhein

gibt Gelegenheit zur Ausbildung als Berufsgärtnerin. 12 Gewächshäuser, grosse Formobstplantage usw., handelsgärtnerischer Betrieb. Alles Nähere durch Prospekte.

Gertrud Schwedler, Hanna Koch, geprüfte Gärtnerinnen und Leiterinnen der Rheinfriedschule.

Gymnasialkurse für Frauen zu Berlin.

Die Anstalt nimmt 15jährige Mädchen auf, die das Pensum der höh. Mädchenschule nachweisen können. Der Kursus ist vierjährig. Preis bei realgymnas. Vorbildung 300 M. jährlich; bei humanistischer entsprechend höher. Näheres durch Prospekt.

Meldungen und Anfragen sind zu richten an die **„Gymnasialkurse für Frauen", Berlin SW 14, Kleinbeerenstr. 16.**

Sprechstunde der Leiterin Dienstags und Freitags 5—6 in der Kgl. Augustaschule, Kleinbeerenstr. 16.

Martha Strinz.

Damen-Pensionat.

Internationales Heim, Berlin SW., Hallesche-Strasse 17 I. dicht am Anhalter Bahnhof, bietet älteren und jüngeren Damen für kürzere und längere Zeit einen **angenehmen Aufenthalt** in der Reichshauptstadt. Monatlicher Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 65 Mk, bei eigenem Zimmer von 80 Mk an. Passanten von 2.50 Mk bis 4.50 Mk pro Tag Pension. Beste Referenzen stehen zur Verfügung.

Frau Selma Spranger, Vorsteherin.

L. O. Grienwaldts

bildmäßige Capten nach Photographien l. Verstorbener in Kohlebruch finden hohe Anerkennung.

Bremen, Wall 86.

Der Vereinsbote,

Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.

Zu beziehen durch das Vereinsbureau 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. gegen Einsendung von 2,20 Mark.

Neue Bahnen

Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Das Blatt erscheint 14 tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. —

Berlin SW., L. Oehmigke's Verlag Zimmerstr. 94. (R. Appelius).

Wilhelm Knapp's Verlag in Halle a. S.
Soeben erschien:
Lehrbuch der Physik
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 2 Tafeln und 300 Figuren im Text.
Preis: 4 Mark, gebunden 4 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Chemie
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Mineralogie
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Geologie
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Botanik
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Zoologie
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Anthropologie
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Physiologie
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Hygiene
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Geographie
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Astronomie
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Mathematik
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Geschichte
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Philosophie
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Pädagogik
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Psychologie
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Logik
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Ethik
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Religion
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Kunst
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Literatur
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Musik
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Turnkunst
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Schreibkunst
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Zeichenkunst
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Gesangskunst
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Tanzkunst
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Fechtkunst
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Reitkunst
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Schwimmkunst
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Laufkunst
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Springkunst
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Wurfkunst
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Ringkunst
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Boxkunst
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Ringkunst
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Soeben erschien:
Lehrbuch der Boxkunst
für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, Lehrerseminare und verwandte Lehranstalten
von
Dr. Hermann Kayser,
Professor am Realgymnasium des Waisenhauses zu Berlin.
Mit 1 Tafel und 150 Figuren im Text.
Preis: 3 Mark, gebunden 3 Mark 50 Pf.
Ausführliche Prospekte stehen gratis zu Diensten.

Berliner Verein für Volksernährung

Mitglieder-Zahl
1914: 1000
1915: 1500
1916: 2000
1917: 2500
1918: 3000

Ausgaben
1914: 1000 M
1915: 1500 M
1916: 2000 M
1917: 2500 M
1918: 3000 M

Vorsitzender: Dr. Hans Bredow, Berlin-Zehlendorf, Onkel-Tom-Straße 1
Geschäftsführer: Dr. Hans Bredow, Berlin-Zehlendorf, Onkel-Tom-Straße 1
Kassenführer: Dr. Hans Bredow, Berlin-Zehlendorf, Onkel-Tom-Straße 1
Schriftführer: Dr. Hans Bredow, Berlin-Zehlendorf, Onkel-Tom-Straße 1
Beisitzer: Dr. Hans Bredow, Berlin-Zehlendorf, Onkel-Tom-Straße 1
Beisitzer: Dr. Hans Bredow, Berlin-Zehlendorf, Onkel-Tom-Straße 1
Beisitzer: Dr. Hans Bredow, Berlin-Zehlendorf, Onkel-Tom-Straße 1
Beisitzer: Dr. Hans Bredow, Berlin-Zehlendorf, Onkel-Tom-Straße 1
Beisitzer: Dr. Hans Bredow, Berlin-Zehlendorf, Onkel-Tom-Straße 1
Beisitzer: Dr. Hans Bredow, Berlin-Zehlendorf, Onkel-Tom-Straße 1

Mitgliedsbeitrag: 1 Mark jährlich

Der Verein hat sich zum Ziel gesetzt, die Ernährung der Bevölkerung zu verbessern und zu sichern. Er will dies durch Aufklärung über die Grundsätze der Ernährung und durch praktische Maßnahmen erreichen. Er will dies durch Aufklärung über die Grundsätze der Ernährung und durch praktische Maßnahmen erreichen.

XIV. Jahrgang. Heft 10. Juli 1907.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange und Gertrud Bäumer.

Verlag von Wilhelm Moeser Buchhandlung in Berlin W. 30.

Das Jus Imprimendi des Frauenstudiums.

(Schluß des Aufsatzes.)

Von Anna Tumpowska (Petersburg).

Die Frauen, die sich in Rußland der Medizin widmen, sind in der Regel Mitglieder der Studentenschaft, und sie haben an allen Studentenversammlungen teilgenommen, die in den letzten Jahren stattgefunden haben. Sie haben sich an den Beratungen beteiligt, sie haben Resolutionen gefaßt, sie haben Delegierte gewählt, sie haben Petitionen unterschrieben, sie haben Proteste erlassen, sie haben Streiks beschlossen und durchgeführt, sie haben Boykotts verhängt und aufgehoben, sie haben Kundgebungen veranstaltet, sie haben Barrikaden gebaut, sie haben Gewehrsalven über sich ergehen lassen müssen, sie haben Verhaftungen, Verbannungen, Gefängnis und Tod erlitten. Sie haben alles getan, was ihre Kommilitonen getan haben, und sie haben alles erlitten, was ihre Kommilitonen erlitten haben.

dort die Schwestern Blackwell und die Anfänge des Frauenstudiums kennen gelernt hatte. Von dem französischen Kamin vor Thionville wanderte Brief auf Brief nach England, bis ich mich zu dem Wagnis entschloß; denn nach Lage der Dinge war es ein Wagnis, ein Sprung ins Dunkle. Präcedenzfälle gab es ja in Deutschland nicht, — nur eine Deutsche, die spätere Dr. Emilie Lehmus, befand sich seit einem Jahr in Zürich und gab mir auf Anfragen bereitwilligsten Bescheid. Im Herbst des Jahres 1871 ging ich nach Zürich, 27 Jahre alt.

Ich darf hier vielleicht einen Hinweis einschalten auf die Pflicht der Dankbarkeit, die für die studierenden Frauen gegen die Schweizer Universitäten und die Schweizer Regierung besteht. War doch die Schweiz der erste Staat, der seine Universitäten beiden Geschlechtern zu gleichen Bedingungen öffnete und die Ausländer als Gäste bereitwillig aufnahm, der von dieser Haltung auch nicht abging, als aus dieser Gastfreundschaft für das kleine Staatswesen allerhand Unbequemlichkeiten und Störungen erwuchsen, allerdings nur vorübergehend. Auch die jetzige Generation, die bereits im Inlande studieren und den staatlichen Aichungsstempel erlangen konnte, hat allen Grund, der Schweiz dankbar zu sein; waren doch gerade die Erfahrungen, die man hier mit dem Frauenstudium machte, und die Beobachtung der daraus erwachsenen praktischen Resultate schwerwiegende Faktoren, als endlich auch die übrigen Staaten, — zuletzt Deutschland, — jener internationalen Strömung nachgaben, der auf die Länge auch das festgefügteste Staatswesen nicht widerstehen kann.

Ich habe wohl niemals in meinem Leben das Gefühl des Sprunges ins Dunkel so lebhaft empfunden, als an jenem trüben Spätherbstabend, als ich zuerst durch die nassen Straßen von Zürich fuhr. Und die Eindrücke des nächsten Tages zeigten mir, daß ich allerdings in eine neue Welt eintrat und unter Menschen und Verhältnisse kam, wie ich sie nimmer geschaut. Ausgerüstet mit einem Empfehlungsschreiben an eine russische Studentin — Frl. Lehmus war z. Z. nicht in Zürich — begab ich mich in die obere Stadt, die Platte, wo sich um Universitätsgebäude und Kantonspital die meisten Studentenwohnungen befinden, und fand nach langem Suchen in einem mit blauem Zigarettendampf erfüllten Dachstübchen zwei ganz junge Mädchen, die eine wunderhübsch mit prachtvollem Haar und herrlichem Teint; auf dem Tisch Zigaretten, der unvermeidliche Samovar, aus dem eine Tasse nach der andern getrunken wurde, ein aufgeschlagener anatomischer Atlas und ein Schädel; in der Sofaecke lehnte der Oberteil eines Skeletts, das zur Instruktion diente. Übrigens wurde ich sehr freundlich empfangen und erhielt jede Auskunft bezüglich Wohnung, Immatrikulation usw., die ich wünschte; bei Jungfer Kägi, Hintergasse 4, wurde ein Zimmer gemietet, und so war ich fürs erste untergebracht.

Inzwischen war es Mittag geworden, und da es zum Hotel in der Unterstadt ein weiter Weg war, forderten die künftigen Kolleginnen mich auf, mit ihnen in einer kleinen Studentenwirtschaft der Oberstadt zu essen. Ein kleines, von Zigarettendampf erfülltes Hinterzimmer, hinter einem Tisch ein eigentümliches junges Wesen, das wenig Notiz von uns nahm, und über dessen Genus ich anfangs absolut nicht klar werden konnte. Ein ganz kindlich junges Gesicht mit zarter Haut und runden Formen, kurz geschnittene Haare, enorme dunkle Brillengläser, im Mund die Zigarette, Stehkragen und Doublejacke mit Herrenschnitt; erst ein Blick unter den Tisch zeigte mir einen weißen Battistrock und belehrte mich, daß ich es mit einem weiblichen Wesen zu tun hatte. Sie ist später in den Bergwerken Sibiriens zu Grunde gegangen.

Nach und nach füllte sich das Zimmer, meist junge Männer; die Unterhaltung war äußerst lebhaft, Rede und Gegenrede wechselten so eifrig, daß ich bei meiner gänzlichen Unkenntnis der russischen Sprache und der slavischen Erregbarkeit meinte, es müßten demnächst tätliche Konflikte entstehen. Wie ich später hörte, handelte es sich um eine einfache Diskussion der Tagesneuigkeiten; auch von mir war die Rede: „wer ist sie?" — eine Deutsche! — „was will sie?" — studieren! — sie ist ja viel zu schwächlich! — sie wird bald an der Schwindsucht sterben, — und dann — wird eine Deutsche jemals ihrem Volk etwas zu sagen haben! — Wenn ich diese Kritik auch erst nach Jahren erfuhr, so war ich doch herzlich froh, als das Mittagessen vorüber war und ich mich bei Jungfer Kägi, soweit es anging, häuslich einrichten konnte.

Meine Übersiedelung nach Zürich und mein Vorhaben war in meiner Vaterstadt tiefes Geheimnis geblieben; nur meine Mutter und mein Bruder wußten davon. Denn — so waren die Anschauungen jener Zeit — hätte ich es nicht durchführen können, so war mir auch mein früherer Beruf verschlossen, wenn es bekannt war, daß ich in medizinischen Vorlesungen und im Präpariersaal gewesen; denn welche Eltern hätten einem so „emanzipierten Frauenzimmer" — das Schlagwort jener Zeit — ihre Töchter anvertrauen mögen? Da spielte mir der Zufall einen rechten Streich. Obwohl ich schon einige Jahre vorher Latein und Mathematik getrieben hatte, merkte ich bald, daß meine mathematischen Kenntnisse nicht ganz ausreichten. Ich ging also zu dem an der technischen Hochschule angestellten Mathematiker, Professor Olivier, und bat ihn, mir Privatstunden zu geben. Der Herr — ein sehr wohlwollender jüngerer Mann — verhielt sich anfangs etwas ablehnend, gab aber dann mit einigem Zögern die Antwort, es würde ihn ja interessieren, eine Dame zu unterrichten, doch könne er sich nicht allzuviel davon versprechen, und ich dürfe ihm nicht übelnehmen, wenn er die Stunden als aussichtslos aufgäbe (Sonja Kowalewska war damals noch nicht entdeckt).

Ich ging den Pakt ein, und Professor Olivier hat mich nicht wieder weggeschickt, vielmehr in einer Gesellschaft als Kuriosum erwähnt, daß er jetzt eine ganz weibliche Schülerin habe, und meinen Namen genannt. In dieser Gesellschaft befand sich zufällig eine Dame aus meiner Heimatstadt; und am nächsten Tage sah ich zu meiner nicht gerade angenehmen Überraschung eine gute Bekannte in mein Studentenstübchen treten! So war es nun also zu Ende mit dem Geheimnis; glücklicherweise war ich zu der Zeit schon ziemlich sicher, daß ich mein Studium durchführen würde. In den nächsten Jahren hatte ich wohl während des Ferienaufenthaltes zu Hause noch vielerlei Fragen und Verwunderung auszuhalten, doch berührte mich das wenig.

Soweit ich mich erinnere, waren bis zum Herbst 1871, als ich nach Zürich kam, nur 3—4 Damen dort promoviert. Eine Russin, Nadejda Suschowa, die lange Zeit als einzige Ärztin in Petersburg arbeitete, eine Engländerin, Miß Morgan, die ich nach Jahren, glücklich verheiratet, als Dr. Hoggan-Morgan in London wiedersah, und eine Amerikanerin, Miß Dunock, die auf der Heimreise nach Amerika bei einem Schiffsuntergang an der Elbmündung ein tragisches Ende fand. Es studierten noch eine Schweizerin, die spätere Dr. Heim-Vögtlin, eine Deutsche, Emilie Lehmus, Predigertochter aus Fürth in Bayern, eine Schweizerin, die spätere Dr. Farner, einige wenige Amerikanerinnen, Engländerinnen und Russinnen, — bis dahin bildete das weibliche Kontingent unter den Studierenden nur einen ganz geringen Bruchteil, wenig

beachtet, wenn auch nicht besonders gern gesehen und namentlich von den alten Schweizer Geschlechtern, die in den Patrizierhäusern der Unterstadt festsaßen, mit Mißtrauen betrachtet.

Dies Mißtrauen wuchs noch, als im Herbst 1871 die russische Invasion das ganze Bild mit einem Schlage änderte.

Nach dem Tode des Kaisers Nikolaus I., im Jahre 1855, dessen gewaltiger Persönlichkeit es gelingen konnte, den Absolutismus in schärfster Form durchzusetzen gegen alle freiheitlichen Regungen und gegen die vom Westen her kommenden Ausläufer der Revolutionswogen von 1830 und 1848, schien ein Systemwechsel unvermeidlich, zumal durch den unglücklichen Ausgang des Krimkrieges der Glaube an die Unerschütterlichkeit und Unüberwindlichkeit der russischen Institutionen einen starken Stoß erlitten hatte.

Es wehte ein freiheitlicher Hauch durch das gewaltige Reich, und Alexander II., der Zar-Befreier, moderner in Anschauungen und milder von Gesinnung, trug dem bis zu einem gewissen Grade Rechnung; doch konnte die Aufhebung der Leibeigenschaft, seine erste größere Tat, nicht die Beruhigung bringen; zumal die nächsten Folgen für beide betroffenen Stände wenig erfreulich waren. Der Landadel sah sich verarmt, da für die Bestellung der Felder Arbeitskräfte nicht vorhanden waren, und die befreiten Bauern wußten mit ihrer Freiheit nichts anzufangen; gewohnt, nur unter Zwang zu arbeiten, sahen sie die Freiheit im Nichtstun, und vermehrtes Elend und Hungersnot trat als nächste Folge der Befreiung ein.

Und wieder war es das System, das man anklagte und dessen Änderung man verlangte. So ist es zu verstehen, daß seit der Thronbesteigung Alexanders II. die Anfänge der nihilistischen Bewegung sich in Rußland in einer endlosen Reihe von Verschwörungen bemerkbar machten. Und zwar war es damals nicht die große, schwer bewegliche und dumpfe Masse des hungernden Volkes, auch nicht der in seinem Besitz schwer geschädigte Adel, sondern die relativ spärliche, aber äußerst regsame und bewegliche Zwischenschicht der sogenannten Intelligenten, des quasi gebildeten Mittelstandes, von dem diese Erschütterungen ausgingen.

Westländische Freiheitsideen, eingepflanzt auf einen nur halb kultivierten Boden und in Gemüter, denen bei großer Begabung und Begeisterungsfähigkeit das Verständnis für historische Evolution und Achtung vor dem historisch Gewordenen fehlte, mußten eigentümliche Anschauungen hervorrufen.

„Grattez le vernis, — voilà le Scythe!“ Dies Wort Napoleons kam mir oft in den Sinn, wenn ich später die mit Wucht und Verve vorgetragenen Reform- oder vielmehr Umsturzreden meiner russischen Kollegen und Kolleginnen hörte.

Denn nicht reformieren wollte man, das lohnte nicht und hatte keinen Zweck, sondern umstürzen, zerschlagen, nur aus dem Chaos konnte und mußte das Neue, Gute kommen. Über das „Wie“ machte man sich weiter keine Sorgen; die jetzige Generation mußte vernichten, sie war nihilistisch! Späteren Generationen überließ man den Aufbau.

Im Jahre 1870 war in Moskau ein politischer Mord begangen von einem gewissen Netschajew; weitere Nachforschungen wiesen auf eine weit verzweigte Verschwörung hin, die Teilnehmer an fast allen Universitäten Rußlands hatte. Netschajew war entflohen, man glaubte nach der Schweiz, und die russische Regierung verhängte strenge Maßregeln über alle Teilnehmer, deren sie habhaft werden konnte.

Die Folge war, daß eine große Schar junger Studenten und junger Mädchen und Frauen ins Ausland flüchtete, teils wirklich kompromittiert, teils aus Anteilnahme an der Bewegung, teils in dem Streben nach freieren Lebensformen; etwas Märtyrereitelkeit war natürlich auch dabei. Ein gut Teil dieser Emigranten kam nach Zürich, und um einen Ausweis vor der Polizei zu haben, ließen sie sich immatrikulieren. Namentlich den Frauen schien es, daß sie ihrem Volk am meisten nützen könnten, wenn sie Medizin studierten, da es in Rußland damals an Ärzten fehlte, und so wurde die medizinische Fakultät in Zürich im Herbst 1871 ganz plötzlich um 120 russische weibliche Studierende — und fast ebensoviel männliche — reicher; und das Leben auf der Platte, dem Studentenviertel Zürichs, nahm ein slavisches Gepräge an.

Es war in der Tat ein höchst interessantes Völkergemisch: der Schweizer aus den Urkantonen, fest gebaut, derb, sich in selbstverständlichem Besitz und Recht fühlend, auf alles, was vom Auslande kam, mit einer gewissen sichern Superiorität herabschauend, in unverfälschtem Alemannisch und starken Gutturaltönen seine Meinung verfechtend, der italienisch redende Tessiner, schlank, dunkelhaarig, gewandt; der lustige, spottsüchtige Waadtländer, mit französischer Sprache und Allüren, Deutsche nur in geringem Einschuß, und, fast prävalierend, die weichen russischen Zisch- und Zungenlaute und die äußerlich allerdings nicht besonders einnehmenden Gestalten mit recht ungepflegtem Äußern. Dazu noch Serben, Rumänen und andere Leute aus Halbasien. Eigentümlich und gleich auf den ersten Blick auffällig war der große Prozentsatz der Israeliten unter den russischen Studierenden; wie ich später hörte, erklärt sich die große Anzahl aus einem russischen Gesetz, das vorschreibt, daß an russischen Universitäten nicht mehr als 2½ Prozent Juden sein dürfen; so waren sie, auch abgesehen von ihrer politischen Regsamkeit, auf die Emigration hingewiesen. In der Propaganda waren sie die eifrigsten, infolge des langen Druckes, unter dem sie gestanden; sie hatten am meisten gelesen und betrachteten sich — damals wohl nicht ganz mit Unrecht — als die Träger der Intelligenz in Rußland.

Die russische Kolonie lebte ganz abgeschlossen von der übrigen Studentenschaft. Da ich aber durch Jahre Zimmer an Zimmer mit einer jungen russisch-jüdischen Studentin wohnte, die ich genauer kennen und schätzen lernte — ihr Name war Berlinerblau, sie ging später nach Amerika, da sie fürchtete, auch als „politisch verdächtig" in der sogenannten 3. Abteilung der russischen Polizei angeschrieben zu sein, und ist viele Jahre lang als Chirurgin am Women's Hospital in Boston tätig gewesen — so gewann ich etwas genaueren Einblick in die Anschauungen und Bestrebungen dieser eigentümlichen Menschenklasse. Wer die wundervollen Zeitbilder Turgeniews — „Väter und Söhne" und „Die neue Generation" — gelesen hat, kann sich einen Begriff davon machen. Jetzt wirken diese Schilderungen veraltet, — ein junger Neffe, dem ich vor Kurzem „Väter und Söhne" zu lesen gab, meinte, die Leute wären doch eigentlich alle recht kindisch, — damals aber waren sie aktuell und gaben lebendige Bilder der Wirklichkeit. In der Erinnerung steigen Gestalten vor mir auf, vollendete Typen jenes Bazarow, der mit bewußter Energie gegen alles Konventionelle angeht und auch das Gefühlsleben, sogar die Pietät gegen seine alten Eltern, mit starrer Konsequenz in sich unterdrückt, und nur an der Liebe zu einer eleganten Frau scheitert — sowie auch jenes weniger robusten Nesdanow in „Neuland", der „unter das Volk gehen" will, es bei der Volksbeglückung aber nur bis zu einem tüchtigen Wudkirausch bringt, bis er an sich, an seiner Mission und an dem Volk verzweifelt und zur Pistole

greift. Auch für die weiblichen Gestalten Turgeniews fand ich Typen von fast photographischer Treue, z. B. die Hebammenschülerin Maschurin, groß, dick, nicht besonders intelligent, willenloses Werkzeug in den Händen der geheimnisvollen Oberen, die sie selbst nicht kennt, von denen sie aber auf exponierte Posten geschickt wird, war in verschiedenen Exemplaren vorhanden.

Ihnen allen gemeinsam war die bewußte Ablehnung alles Überkommenen, jeglicher Konvention, die sich auch in äußerlichen Dingen zeigte. Das kurze, enge, schwarze Kleidchen, die kurzgeschorenen Haare, der Glanzlederhut, sogar die in jeder Zwischenpause gedrehte Zigarette hätten noch gut hingehen können; bedenklicher war schon, wenn aus dem schwarzen Ärmel am Ellenbogen das rote Unterzeug neckisch hervorsah, und dieser Zustand durch Wochen stationär blieb; oder wenn man in dem schwarzen Haupthaar der auf der vorderen Bank Sitzenden die gleiche Feder an der gleichen Stelle tagelang beobachtete. Doch fehlte es auch nicht an Ausnahmen; die zierliche, elegante, adelige Gutsbesitzerstochter, die ihren früheren Leibeigenen, einen wunderhübschen, stattlichen Südrussen, ebenfalls Mediziner, geheiratet hatte, — das Baby im Kinderwagen mit der Wärterin erwartete die Mutter vor dem Universitätsgebäude; auch ihre zierlichen Hände woben mit an politischen Netzen, und sie war stolz darauf, in der „dritten Abteilung" angeschrieben zu sein. Endlich fehlte auch nicht der vornehme baltische Baron, Aristokrat bis zu den sorgfältig gepflegten Fingernägeln, schon in Jahren vorgerückt, angeblich aus Interesse Medizin studierend, von den übrigen Russen als Emissär der Regierung und Spion betrachtet. Nach etwa 10 Jahren bin ich ihm einmal wieder im Leben begegnet, er hatte damals eine hohe russische Beamtenstellung inne.

Es ist mir immer auffällig gewesen und bis zum heutigen Tage noch nicht erklärt, wie unter den weiblichen Studierenden so viele ganz junge Mädchen sein konnten; es gab 16- und 17jährige, die, losgelöst von Familie und Freundschaft, als völlig selbständig in Zürich lebten, berauscht von der Freiheit und von der Möglichkeit, sich als politisch wichtige Persönlichkeiten zu fühlen. Daß dabei viel Ungereimtes und Lächerliches — und auch wohl Schlimmeres — vorkam, ist erklärlich. Andere lebten, wahrscheinlich um einen Paß und die Möglichkeit der Emigration zu erlangen, in Scheinehe. Ganz vor Kurzem habe ich noch von dem Geschick einer dieser Frauen, die mir persönlich etwas näher stand, gehört, — es kann den Vertretern der sogenannten modernen Ethik zu denken geben. Sie war ein hübsches und hochbegabtes Geschöpf, voll Feuer und Talent, spielte Klavier mit Virtuosität, sprach mehrere Sprachen nahezu mit Vollendung, und, da sie von dem Ernst der Wissenschaft ergriffen wurde, brachte sie es auch im Studium zu ganz respektablem Können. Nach Rußland zurückgekehrt, lernte sie einen Mann kennen, den sie liebte; da aber die russisch-orthodoxe Kirche eine Ehescheidung nicht kennt, konnte sie auch von dem Scheinbande nicht los, andererseits entsprach es ihren hochgestimmten Anschauungen, in einer freien Vereinigung das einzig Richtige und Würdige zu sehen. Nach mehreren Jahren verließ sie der Mann. Sie war tief unglücklich. Nach Jahr und Tag schloß sie einen zweiten Bund mit einem Mann, der sie ausnutzte und von dem Ertrage ihrer Arbeit lebte, sie dafür mit Nichtachtung und Brutalität behandelte. Auch dieser verließ sie nach einigen Jahren. Ein Sohn, aus jener ersten Vereinigung hervorgegangen, sollte ihr Trost und Halt werden im nahenden Alter. Der junge Mann, jetzt selbst Arzt, hat aber andere Anschauungen in sich aufgenommen, vielleicht auch Kindheitserinnerungen, die

ihn beeinflussen. Er macht der Mutter einen Vorwurf daraus, daß er aus einer illegitimen Verbindung hervorgegangen ist, und wendet sich von ihr ab. So steht sie im Alter jetzt ganz allein und schaut zurück auf ein vernichtetes Leben, in dem nur die Arbeit ihr Halt gegeben hat.

Daß unter den geschilderten Verhältnissen allerhand Erscheinungen zu Tage traten, die nicht allein den ehrsamen Züricher Bürger pikierten, sondern auch unter der Studentenschaft auf der Platte Aufsehen erregten, ist klar. Die jungen „Kosackenpferdchen", ein Name, der von den Studenten erfunden war und gar nicht übel auf die kurzgeschorenen rassigen Geschöpfe paßte, und auch bald weiter kolportiert wurde, boten der Polemik reichliche Anhaltspunkte und wurden von Witzblättern und auch von ernsthaften Zeitschriften als Prototyp für alle weiblichen Studierenden genommen, — namentlich nachdem der Germanist Johannes Scherr, Verfasser des „Deutschen Michel", eines damals viel gelesenen Romans, der an der Züricher Universität las, einen bitterbösen Aufsatz gegen die „Studentinnen" veröffentlicht hatte, dessen Kritik allerdings völlig oberflächlich an Äußerlichkeiten sich heftete, auch viel Übertreibungen brachte. Ein anderer Zeitungsschreiber kam nach einer äußerst abfälligen Kritik der Züricher Verhältnisse zu dem erstaunlichen Schluß, die deutschen Studentinnen — wir waren ja nur unser zwei — könnten doch wohl nur durch eine unglückliche Liebe zu dem verrückten Unternehmen veranlaßt worden sein!

Ich habe bei meinen russischen Kolleginnen in Anschauungen und Handlungen viel gesehen, was uns unverständlich und verrückt erscheint, auch wohl jugendliche Selbstüberschätzung und Märtyrer-Eitelkeit. Aber auch viel ehrliche Begeisterung und die Fähigkeit, für eine Idee sich zu opfern. Jene junge Russin, die mir am ersten Morgen in Zürich so auffällig war, habe ich nach Jahren in einem nihilistischen Flugblatt abgebildet gefunden; es trug die Überschrift: „Unsere Märtyrerinnen" und brachte die Porträts der Perowska und anderer nihilistischer Frauen, die dem Strang verfallen waren oder in den Gefängnissen schmachteten. In häufigen Reisen nach Rußland war sie beauftragt, revolutionäre Schriften über die Grenze zu bringen. Als sie abgefaßt und vor Gericht gestellt wurde, gelang es dem Verteidiger, durch Hinweis auf ihre Jugend ihre Freisprechung wahrscheinlich zu machen, da sie ja schwerlich die Tragweite der Bewegung hatte kennen können. Da erklärte sie, daß sie sehr wohl die Bedeutung erkannt hätte, und verlangte Bestrafung nach dem Gesetz; — 10 Jahre Zwangsarbeit in den Goldminen Sibiriens war das Erkenntnis. Als ich vor einigen Jahren in Petersburg war, hörte ich zufällig, daß eine andere frühere Studiengenossin, Figner, damals ein sehr schönes junges Mädchen, nach 25jähriger Gefangenschaft aus der Peter-Paulsfestung entlassen sei.

Glücklicherweise gestaltete sich nicht für alle das Geschick so traurig; noch im vorigen Jahre habe ich in Zürich eine russische Studiengenossin besucht, freilich hat sie, aus aristokratischer Familie stammend, niemals an den politischen Umtrieben teilgenommen; sie ist glückliche Gattin eines schweizer Arztes, jetzt bereits Großmutter. Eine andere Studiengenossin war die schöne Frau Putjata, damals 19jährig, bereits Mutter von zwei Kindern. Später heiratete sie einen Österreicher und wurde als Dr. Rosa Kerschbaumer eine sehr geschätzte und in weiten Kreisen bekannte Augenärztin, erlangte in Österreich ausnahmsweise Approbation und hat durch viele Jahre in Salzburg eine sehr besuchte und blühende Augenklinik geleitet, bis Familienverhältnisse sie zwangen, nach Rußland zurückzukehren. Über die Erlebnisse der Deutschrussin Dr. Marie Siebold

in Konstantinopel habe ich schon vor einem Jahr in der „Frau" berichtet. Übrigens hat sie sich jetzt in Belgrad wieder ein befriedigendes Arbeitsfeld geschaffen, und ist, soviel ich weiß, die einzige von meinen damaligen Kolleginnen, die noch im Beruf steht.

Es mangelte also unter den vielredenden und Politik treibenden Russinnen keineswegs an Frauen von hoher Begabung für den Beruf, bei denen der Ernst der Wissenschaft allmählich die Gemüter gefangen nahm und von unfruchtbarer Propaganda loslöste. Ein anderer sehr sympathischer Zug war ihre überaus große Hülfsbereitschaft. Durchschnittlich arm, trugen die russischen Studentinnen und Studenten Einschränkungen bis zum Mangel mit großer Energie; wer aber über mehr verfügte, gab es ohne jegliche Kleinlichkeit, als selbstverständlich. Außerdem, wenn sie manches taten, was unseren Anschauungen wiederstrebt, so handelten sie ihren Prinzipien getreu; mochten diese nach unseren Anschauungen irrig und verrückt sein, sie blieben wenigstens im Einklang mit ihren Ideen — und trugen die Folgen! —

Indessen, so sehr auch Übertreibungen und Übelwollen das Verhalten der Studentinnen karikierte, und soviel sympathische Züge bei näherem Zusehen zu finden waren, es war doch nicht zu verkennen, daß die russische Invasion eine Gefahr für das Universitätsleben darstellte und die Behörden in manche Verlegenheit brachte. Da mochten die Schweizer es als glückliche Lösung betrachten, daß die Entscheidung von außen, von Rußland, herkam. Man munkelte von Sprengstoffversuchen auf dem Zürichberg, jedenfalls wurde dieser Zusammenfluß revolutionärer Elemente in Rußland als bedenklich empfunden, und im Sommer 1872 forderte ein kaiserlicher Ukas die russischen Studierenden auf, Zürich zu verlassen, widrigenfalls ihnen die Rückkehr nach Rußland und jedenfalls die Ausübung ärztlicher Praxis versagt sein würde. Weitaus die größere Mehrzahl verließ die Universität und zerstreute sich; wem es Ernst war mit dem Studium, der ging nach Bern, Genf oder Paris; einige kehrten nach Rußland zurück an die inzwischen in Petersburg eröffnete medizinische Schule für Frauen; die Spreu verwehte in alle Winde, und in Zürich blieben nur wenige zurück, die sich dem allgemeinen Rahmen einfügten und ein ruhiges Arbeitsleben führten. So traten an der Universität wieder geordnete Verhältnisse ein, und so sehr wir anderen Studentinnen das Geschick einiger der russischen Kolleginnen beklagten, empfanden wir doch diese Veränderung der Sachlage als eine Erleichterung.

Es folgten nun friedliche Jahre des Einsammelns und Lernens, die in meiner Erinnerung ganz besonders hell und leuchtend stehen. In Dankbarkeit gedenke ich dabei der Studenten und Universitätslehrer, die mit ganz wenigen Ausnahmen durch taktvolles Verhalten uns Frauen unsere Stellung ungemein erleichterten. Der Schweizer Student ist nicht elegant, auch nicht einmal höflich; doch ließ man uns unbeachtet, und das war, was wir nur verlangen konnten; in jenen Anfangsstadien war große Zurückhaltung unsrerseits das Beste. Ich habe niemals den Wert der äußeren Form, wie sie schützt und Stellung gibt, so klar gesehen, wie in jenen Tagen. Brachte der Beruf es mit sich, wie z. B. öfter bei gemeinsamen Arbeiten im anatomischen Präpariersaal oder am Krankenbett, so kam man wohl ins Gespräch; doch betraf es immer nur das gerade Vorliegende. Ein kameradschaftlicherer Ton bildete sich erst in den letzten Semestern aus, und auch nur ganz wenigen gegenüber.

Sogenannte Medizinerwitze sind in unserm Beisein im Präpariersaal niemals vorgekommen. Es geschah wohl, daß eine junge Russin mit prachtvoller Altstimme

heimatliche Volkslieder in Moll sang, während dazwischen ein italienischer Student höchst kunstvoll das Finale der fünften Symphonie pfiff, doch der harmlose Wettstreit hatte jedenfalls nichts Verletzendes für die Zuhörer. Nur ein einziges Mal, gleich im Beginn, gab es einen Aufruhr im Präparierſaal, als fast die gesamte Studentenschaft, auch die Nichtmediziner, eindrangen, um die hundert Russinnen bei der Arbeit zu sehen. Und da war es der Takt und die Umsicht des Anatomie-Professors Herrmann Meyer, der die Ruhe wiederherstellte und der Wiederholung ähnlicher Szenen vorbeugte, indem er an das Ehrgefühl der Studenten appellierte. Er war ein eifriger, pflichtgetreuer Lehrer und hervorragender Anatom, bekannt durch seine Forschungen über die Statik des Skeletts. Wir sind ihm großen Dank schuldig, denn nicht allein mit Gerechtigkeit, sondern auch mit Wohlwollen und Freundlichkeit kam er uns entgegen, und das war um so mehr anzuerkennen, als für die Lehrerschaft der Universität aus den vorher besprochenen Zuständen manche Ungelegenheiten erwuchsen, die sie wohl hätten veranlassen können, es nicht auf weitere Experimente ankommen zu lassen. Von der heiteren Selbstverständlichkeit, mit der die jetzige Studentin ihren Platz als gleichberechtigte Hörerin im Hörsaal einnimmt, waren wir damals weit entfernt; wir waren eben geduldete Gäste und mußten jedes Entgegenkommen als eine Gunst anerkennen.

Physiologie hörten wir bei Professor Ludimar Herrmann, der jetzt in Königsberg ist, damals noch ein ganz junger Mann, Schüler Dubois Reymonds; ein haarscharfer Denker, ausgezeichnet durch die denkbar knappste Form der Darstellung, die daher von dem Zuhörer intensivste Mitarbeit forderte. Ich glaube nicht, daß er die Frauen in seinen Vorlesungen und Laboratorien gern sah, um so mehr war seine Gerechtigkeit anzuerkennen.

Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts trat in den wissenschaftlich philosophischen Anschauungen, hervorgerufen durch neu gewonnene Einsichten in die Lebensvorgänge, ein Umschwung ein, den mitzuerleben für uns junge Studentinnen ein Entzücken war Es war die Zeit, wo als Kontrastwirkung gegen die mehr metaphysische Weltanschauung früherer Jahre der sogenannte Materialismus die Gemüter gefangen nahm. Die materialistische Weltanschauung, die damals gepredigt wurde, war in der Färbung doch etwas verschieden von dem jetzt herrschenden Monismus, resp. Pantheismus, was ja im Grunde doch auf dasselbe herauskommt für solche, die sich nicht auf das Wort einschwören. Darwins vornehme Zurückhaltung wurde nicht von allen verstanden, seine Schriften aber mit Begeisterung gelesen. Häckels Welträtsel und Lebenswunder waren noch nicht geschrieben, wohl aber war sein Standpunkt in anderen Schriften klar gelegt, und seine hinreißende Darstellungskunst nahm gefangen, auch wo man instinktiv fühlte, daß die letzten Fragen nicht berührt waren. Hauptsächlich schöpfte man aus Carl Voigt, Huxley; namentlich aber war Büchners „Kraft und Stoff" das Evangelium der das Radikale liebenden Jugend; leicht verständlich, in gutem Stil geschrieben, ziemlich flach und populär insofern, als es dem naiven Leser die Meinung beibrachte, daß er wirklich etwas verstände. Da kam im Jahre 1872 Dubois Reymonds Rede: „Über die Grenzen der Naturerkenntnis" mit dem bekannten und noch jetzt nicht widerlegten „Ignoramus und Ignorabimus", und mahnte zur Bescheidenheit und zur Vertiefung. Ich kann nicht sagen, mit welcher Begeisterung wir damals diese Schriften gelesen haben, es schien, als wenn ein Vorhang nach dem andern schwände, und oft, sehr oft, kamen mir Ulrich von Huttens Worte in den Sinn: „es ist eine Lust zu leben!" — Selbstverständlich kamen alle

diese Strömungen in den physiologischen Vorlesungen nicht direkt zum Ausdruck, doch wurde die Darstellung der Lebensvorgänge notwendig davon beeinflußt.

Zu unsern Lehrern gehörten ferner die beiden Chemiker Wislicenus und Viktor Meyer, letzterer vor einigen Jahren in Heidelberg gestorben, beide gedankenreich und geistvoll, und als unser spezieller Lehrer Merz. Die Arbeiten im chemischen Laboratorium gehörten zu unsern angenehmsten Stunden. Die Pathologische Anatomie dozierte Professor Eberth, später in Halle, der, als einer der ersten in Deutschland, das Wesen der Entzündung in der Tätigkeit der Bakterien sah. Die Listerschen Forschungen über Antisepsis, welche die Bakterien als Krankheitserreger in den Vordergrund stellen, waren damals ein viel umstrittenes und absolut nicht allgemein anerkanntes Novum!

Dann möchte ich noch den Chirurgen, Professor Rose, nennen, die beiden Kliniker Biermer, später in Breslau, und Huguenin, dessen haarscharfer Diagnosenstellung am Krankenbett, namentlich wo es sich um Hirnerkrankungen handelte, wir mit atemloser Spannung lauschten. Ich hatte das Glück, unter dem letzteren ½ Jahr lang Unterassistent an der Klinik zu sein, und habe viel Gewinn und Erfahrung davon getragen, ebenso von den Vorlesungen und der Klinik des Professors Oskar Wyß, dem Vorsteher des Kinderspitals und der Poliklinik. Es war ein stolzes Gefühl, in der Poliklinik mitarbeiten zu dürfen! Die „Jungfer Doktor", wie es auf gut zürcherisch hieß, war im ganzen bei den Kranken recht wohl gelitten und Besuche erwünscht. Auf dem Zürichberg, der damals noch nicht in die Stadt einbezogen war, lagen die kleinen Gehöfte und Häuschen in Weinbergen und Wald versteckt. Es war hübsch, bei den einsamen Gängen auf den vielfach verschlungenen Wegen die ganze weiße Bergkette vom Glärnisch bis zu den Berner Alpen im Abendschein leuchten und dann unter dem bläulichen Mondlicht einschlafen zu sehen!

Ab und zu tat man auch gern einmal als Abwechselung vom Fachstudium etwas zur Hochhaltung der allgemeinen Bildung, und da waren zunächst die Vorlesungen über Literatur und Kunstgeschichte der Professoren Johannes Scherr und Gottfried Kinkel besonders anziehend. Aber Scherr, dessen Standpunkt schon früher gekennzeichnet, verstand es vortrefflich, die Frauen „herauszugraulen" durch die Art seines Vortrags. Auch Kinkel hatte damals seine beste Zeit wohl schon hinter sich; er war noch von einem interessanten Nimbus aus der Vergangenheit umstrahlt, und wenn er gerade in Stimmung war, hörte man ihm gern zu.

Eine andere interessante Persönlichkeit des damaligen Zürich — allerdings ohne Zusammenhang mit der Universität — war der Stadtschreiber Gottfried Keller. Seine Züricher Novellen waren damals teilweise schon erschienen, auch die „Leute von Seldwyla", und wurden dort natürlich überall gelesen. Man begegnete ihm öfter, zuweilen in erregtem Ton mit sich selber sprechend, auf der Promenade, ging ihm aber gern aus dem Wege, da seine phänomenale Grobheit an Ort und Stelle ebenso bekannt war wie sein Dichtertalent.

Aber die ruhigen schönen Jahre des Einsammelns gingen vorbei, und nach abgelegtem Examen und Promotion im Februar 1876 trat wieder die Frage hervor: was nun? Es war damals ungemein schwer, eine Gelegenheit zum Einsammeln praktischer Erfahrungen zu finden; denn in den Schweizer Anstalten wurden für diese begehrten Plätze natürlicherweise die Schweizer bevorzugt, die ja auch das nächste Anrecht darauf hatten; und die deutschen Kliniken dachten nicht daran, zu einer so

gefährlichen Neuerung, wie es die Zulassnng eines weiblichen Arztes in die geheiligten Räume gewesen wäre, die Hand zu bieten. Um so dankbarer mußten wir sein, in Dresden bei Professor Winckel (jetzt München), dem damaligen Leiter der Dresdner Entbindungsanstalt, Aufnahme zu finden. Es soll besonders erwähnt werden, daß er damit den Anschauungen sämtlicher deutschen Berufsgenossen entgegen handelte. Vor uns war schon die Dr. Heim-Vögtlin aus Zürich dort gewesen, und vielleicht hatten wir die Zulassung dem günstigen Eindruck zu verdanken, den ihr liebenswürdig ruhiges Wesen, ihr Können und ihre Gewissenhaftigkeit dort ausgeübt.

Ich traf in Dresden zusammen mit meiner Kollegin Lehmus, die ein Jahr vor mir Zürich verlassen hatte; und es erwuchs aus dem Bewußtsein der gegenseitigen Verläßlichkeit und Loyalität die Freundschaft so vieler Jahre. Ende 1876 siedelten wir nach Berlin über — und standen wieder vielerlei Ungewißheiten gegenüber, diesmal fast noch schwerer zu tragen, da es nicht möglich war, aktiv die Zukunft zu gestalten, sondern passives Abwarten das einzig Mögliche war! Aber — die Reklame besorgten für uns Kladderadatsch und Ulk — und die Reklame erwies sich als wirksam.

Und jetzt, wo ich auf ein langes Leben und viele Jahre der Berufsarbeit zurückblicke, stehen mir meine Studienjahre trotz aller Unsicherheiten, aller Zweifel, vieler Unruhe und äußerer und innerer Kämpfe hell und leuchtend in der Erinnerung, als die freieste und glücklichste Zeit meines Lebens, wo ich nur für mich allein die Verantwortlichkeit trug, wo ich einsammeln und mein eigenes Streben betrachten durfte als Teilnahme an einer Arbeit für das Allgemeine!

Dokumente zur Schätzung der deutschen Frau im 20. Jahrhundert.

1. Gesinnungsproben aus dem Artikel: Die Neugestaltung des Mädchenschulwesens von Dr. Karl Hensing, Darmstadt, Südwestdeutsche Schulblätter Nr. 3, 1906.

Schärfste Verwahrung muß ferner gegen den Beschluß erhoben werden, daß in Aussicht zu nehmen sei „die Leitung der höheren Mädchenschulen in weitgehendem Maße in die Hände von Frauen zu legen." Und an einem solchen Beschlusse waren Männer beteiligt! Unglaublich! Die Mitglieder der Tagung denken also tatsächlich an die Möglichkeit von Amtswegen Frauen als „Vorgesetzte" von Männern einzusetzen. Ich nenne das eine öffentliche Herausforderung! Meiner Empfindung nach kann kein Mann von Ehre, der noch etwas auf Mannesgefühl hält, fraglichen Beschluß der Tagung gutheißen; welcher Mann würde alsdann noch länger an einer solchen Schule wirken können? Es wäre der Ausschluß männlicher Lehrkräfte von den Mädchenschulen erreicht. Auf Grund meiner langjährigen Erfahrung kann ich nur bekennen, daß dies für das Erziehungswerk der weiblichen Jugend eine große Schädigung bedeutete. In diesem Zusammenhange mag erwähnt werden, daß die ganz zielbewußten Frauenrechtlerinnen diesen Ausschluß der Männer auf ihre Fahne geschrieben haben.

Die Ausführung dieses Beschlusses der Tagung bedeutete zudem eine Herabsetzung des gesamten Lehrerstandes, die nur tiefgehende Erbitterung erzeugen kann. Es sollten deshalb alle Berufsvereine, sowohl der Lehrer als auch der Oberlehrer, gegen diesen Beschluß vorgehen.

Noch immer gilt für den echten Mann und für das echte Weib das Goethische Wort:

„Nach Freiheit strebt der Mann,
Das Weib nach Sitte!"

Unseres Staates Bestand beruht mit auf dem Herrenbewußtsein seiner Männer. Wird dies von Staats wegen verletzt oder ertötet, so geschieht dies auf Kosten der Volkskraft. Aus grundsätzlichen Erwägungen heraus ist dieser Beschluß der Tagung, der zum ersten Male amtlich das Weib über den Mann stellen will, als unheilvoll zu bekämpfen.

Ist erst jenes verkehrte Verhältnis einmal aufgerichtet, so gibt es kein Halten mehr auf dieser schiefen Ebene. Der Schuldirektorin wird bald die Landgerichtsdirektorin folgen. Da möchte man fast die Gründung von Männerschutzvereinen anregen nach englischem Vorbilde. In England finden sich Ansätze hierzu bereits im kaufmännischen Vereinswesen vor.

So muß das Ergebnis der Tagung im ganzen verstimmen und im hohen Maße als volksgefährlich gelten. Man muß hoffen, daß das Ministerium bei der Niederlegung dieser Beschlüsse in Gestalt neuer Verordnungen so viel Wirklichkeitssinn und kühle Verständigkeit beweist, daß es wenigstens die ungeheuerlichsten Auswüchse einer unter dem Banne einseitiger Kämpferinnen stehenden Versammlung abschneidet. Es muß ferner die Hoffnung geäußert werden, daß die übrigen deutschen Bundesstaaten diese Neuordnungen nicht nachahmen, daß sie dieser „Verpreußung" sich erfolgreich erwehren und Preußen die „Segnungen" und Erfahrungen seiner Lyzeen allein machen lassen.

Videant consules!

2. Erklärung des Verbandes akademisch gebildeter Lehrer an öffentlichen höheren Mädchenschulen Preußens.

Die von allen Seiten mit Sehnsucht erwartete Reform des höheren Mädchenschulwesens geht nunmehr ihrer Verwirklichung entgegen. Die Freude an dem endlich Erreichten wird in unseren Kreisen, die es ebenfalls ernst mit der Entwickelung der höheren Mädchenschulen meinen, erheblich gedämpft durch die Befürchtung, daß man, dem Drängen der Frauenrechtlerinnen nachgebend, die Leitung von höheren Mädchenschulen in weitgehendem Maße Frauen übertragen will. Die Frauenrechtlerinnen haben es verstanden, die öffentliche Meinung für ihre Zwecke mobil zu machen und für sich einzunehmen, wie es z. B. in den letzten Verhandlungen des Abgeordnetenhauses zum Ausdruck kam; sie haben es unter Beihilfe des starken weiblichen Prozentsatzes der Teilnehmer an der Januarkonferenz in Berlin (1906) erreicht, daß bei Erörterung unserer Frage eine Mehrheit in obengenanntem Sinne zustande kam. Gerade in diesem Zugeständnis liegt die größte Gefahr für die höhere Mädchenschule, es bedeutet den Todesstoß für das kaum zum Leben Erwachte. Ist es schon heute schwer, für die höheren Mädchenschulen die geeigneten männlichen Lehrkräfte zu gewinnen, so wird es in Zukunft unmöglich sein. Keinem charaktervollen Manne — und solche sind doch für die Heranbildung unseres weiblichen Geschlechtes wie des männlichen unbedingt nötig — kann es von der Behörde zugemutet werden, unter einer Frau zu dienen; keiner wird sich bereit finden, unter der Leitung einer Frau und in Abhängigkeit von ihr seine Lebensarbeit zu vollbringen. Kein schlimmerer Schlag könnte gegen die Lehrer geführt werden, als diese Zumutung. Wie weit diese Beunruhigung in den betroffenen Kreisen sich schon

verbreitet hat — sogar über die Grenzen Preußens hinaus — zeigt ein Beschluß, der auf der diesjährigen Hauptversammlung des hessischen Oberlehrervereins in Friedberg einstimmig gefaßt wurde. Die hessischen Oberlehrer wenden sich entschieden gegen das auf der Januarkonferenz der Frauen gemachte Zugeständnis und geben der Hoffnung Ausdruck, daß man in Hessen einem solchen eventuellen Beispiel Preußens nicht folgen werde. Die Oberlehrer an den öffentlichen höheren Mädchenschulen Preußens haben schon wiederholt ihre Ansichten und Befürchtungen in dieser Hinsicht kundgetan; sie halten es für ihre Pflicht, jetzt, wo wichtige Entscheidungen bevorstehen, dieser ihrer innersten Überzeugung Worte zu leihen; sie kämpfen nicht allein für ihre Interessen, sondern auch für die höhere Mädchenschule, die für sie nicht Selbstzweck ist, die sie aber als ein ihren Händen anvertrautes heiliges Pfand zu verteidigen gewillt sind. —

Videant consules!

3. Kommentar der Frankfurter Zeitung (Nr. 114):

Unsere Leser wissen, daß wir die im Eingang dieser Erklärung ausgesprochene Freude über die geplante Mädchenschulreform nicht teilen, da sie Flickwerk ist. Leider können wir aber auch dem übrigen Teil der Erklärung nicht zustimmen. „Keinem charaktervollen Manne kann es zugemutet werden, unter einer Frau zu dienen!" Das ist ein großes Wort. In New York gibt es Schul-Superintendenten, die etwa unseren Schulräten entsprechen. Der Superintendent für denjenigen Bezirk, in dem die Verhältnisse am kompliziertesten sind, ist eine Frau oder richtiger ein Fräulein, Mrs. Richman. Sind etwa die zahlreichen Lehrer und Direktoren, die unter ihr stehen, charakterlose Männer? Doch wohl kaum. Der Unterschied ist ein ganz anderer. In den Vereinigten Staaten ist die Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne nicht bloß eine Redensart, sondern eine Tatsache; in Deutschland, wo die Frauenbewegung noch nicht erfolgreich genug war, um das herkömmliche Vorurteil, daß die Männer etwas Besseres seien als die Frauen, zu brechen, hier spricht man zwar bisweilen von Gleichberechtigung, aber man übt sie nicht aus. Die Beamten remonstrieren gegen die Beamtinnen, die Handlungsgehilfen gegen die Handlungsgehilfinnen, die Volksschullehrer gegen die Volksschullehrerinnen und die akademisch gebildeten Lehrer gegen die auf gleicher Stufe stehenden Frauen. Man kann das begreifen, denn es ist eben noch ein Übergangsstadium, in dem wir uns befinden. Aber man darf es nicht billigen, denn die Gleichberechtigung der Frau ist eine Forderung, der sich stichhaltige Gründe nicht entgegensetzen lassen. Die Frau Direktor kommt doch früher oder später, auch in Deutschland, und je eher die charaktervollen Männer sich damit abfinden, desto besser für sie.

4. Zuschrift des Herrn Oberlehrer Dr. Strecker-Bad Nauheim an die Frankfurter Zeitung (Nr. 116):

Zu der Frage: „Soll Frauen die Leitung von höheren Mädchenschulen anvertraut werden?" haben Sie eine Zuschrift vom Verband akademisch gebildeter Lehrer an öffentlichen höheren Mädchenschulen Preußens erhalten (4. Morgenblatt vom 25. April) die eine Unrichtigkeit enthält. Es heißt da: „Wie weit diese Beunruhigung schon in den betroffenen Kreisen sich verbreitet hat — sogar über die Grenzen Preußens hinaus — zeigt ein Beschluß, der auf der diesjährigen Hauptversammlung des hessischen Oberlehrervereins in Friedberg einstimmig gefaßt wurde. Die Hessischen Oberlehrer wenden sich entschieden gegen das auf der Januarkonferenz den Frauen gemachte Zugeständnis und geben der Hoffnung Ausdruck, daß man in Hessen einem solchen eventuellen Beispiel Preußens nicht folgen werde."

Demgegenüber ist festzustellen, daß in Wirklichkeit denn doch etwa ein Fünftel der anwesenden Stimmen gegen den betreffenden Antrag des Herrn Oberlehrer Hensing waren. Ferner ist eine Auffassung, wie die, daß es „keinem charaktervollen Mann

von der Behörde zugemutet werden könne, unter einer Frau zu dienen," von der Mehrheit der Friedberger Versammlung ausdrücklich abgelehnt worden. Denn in der schließlich gefaßten Resolution sind die Worte, daß die genannte Forderung „der Manneswürde widerstrebt, der Standesehre der Lehrer widerspricht", gestrichen worden, und so ist es als einziges Argument übrig geblieben, daß sie die höheren Mädchenschulen schädige.

Vielleicht gestatten Sie mir, auch an dieser Stelle in Kürze noch einmal zu betonen, was ich in Friedberg meinem Kollegen Hensing gegenüber geltend gemacht habe. Was die Frage der Befähigung des weiblichen Geschlechtes für die Leitung höherer Mädchenschulen betrifft, so ist sie mindestens nicht rein theoretisch und auch nicht a priori für alle Zeiten und für alle Verhältnisse zu entscheiden. Es gibt bedeutende Pädagogen genug, die gerade aus dem der weiblichen Natur eigenen mütterlichen Zuge auf eine besondere Befähigung für den Lehr- und Erziehungsberuf schließen. Und die Erfahrungen fortgeschrittener Länder (wie zum Beispiel mehrerer amerikanischer Unionsstaaten) sprechen durchaus nicht dagegen. Mit der „Manneswürde" aber hat die Frage meines Erachtens nichts zu schaffen: die Manneswürde ließe sich dem weiblichen Vorgesetzten gegenüber durchaus in gleicher Weise wahren, wie gegenüber dem männlichen, vorausgesetzt natürlich, daß die Regierung in jenem wie in diesem Falle nur die geeigneten Persönlichkeiten herauszufinden versteht. Um Dienste, die einer Person zu leisten wären, handelt es sich ja gar nicht, sondern um den Dienst einer Sache. Und die einzige Frage, die da zu stellen ist, wäre die: ob die Leitung in sachkundigen oder in sachunkundigen Händen liegt. Ferner ist zu bedenken, daß „Würde" nicht durch äußere Formen sich machen oder sichern läßt, sondern nur durch Geistes- und Charakterwerte. Und wenn manche Frauen, woran sicherlich kein Zweifel ist, manche Männer an solchen Werten übertreffen, so ist kein Grund einzusehen, warum sie trotzdem einer spezifischen Männerwürde gegenüber doch immer noch müßten praktisch geringer eingeschätzt werden. Es liegt sicherlich eine ethische Vertiefung in dem Streben unserer Zeit, auch die menschliche Persönlichkeit der Frau unbeschadet ihrer weiblichen Eigenart und ihrer besonderen natürlichen Aufgaben als vollmündig und vollberechtigt anzuerkennen und dementsprechend ihre Stellung in der Familie, wie im Beruf, im Hause, wie im öffentlichen Leben, würdiger zu gestalten.

Das waren die Erwägungen, die mich zur Formulierung eines, wenn auch zunächst aussichtslosen Gegenantrags, veranlaßten, in der Richtung, die in Rede stehende Forderung „als eine dem Geiste unserer Zeit entsprechende Forderung der Gerechtigkeit" anzuerkennen.

Wenn an den zweifelhaften Reformen des Ministeriums Studt akademisch gebildete Lehrer Kritik üben wollten, so wäre meines Erachtens bei kulturell bedeutsameren und geistig höherliegenden Punkten eher Veranlassung dazu gewesen. Wo waren zum Beispiel die Kollegen, möchte ich mit Professor Natorp fragen, als es sich um das für deutsches Geistesleben so entscheidende Konfessionsschulgesetz handelte? Oder ging das etwa nur die Volksschullehrer an? Hatte das nicht eigentlich auch mit der „Würde" jedes wissenschaftlich gebildeten deutschen Mannes etwas zu tun? Und erst recht dessen, der zum Führer und Vorbild unserer gebildeten Jugend berufen ist?

Dr. Strecker, Bad-Nauheim.

5. Zuschrift des Direktors Dr. Reinhold Frankfurt an die Frankfurter Zeitung und Kommentar der Redaktion.

In den interessanten Erörterungen über die „Frau Direktor" hat sich allmählich die Fragestellung völlig verschoben. Es handelt sich in erster Linie nicht darum, ob ein Mann sich wirklich entwürdigt, wenn er der Untergebene einer Frau wird; sondern das ist die Frage: Würde die Berufung der Frauen in leitende Stellungen unter den heutigen Verhältnissen der höheren Mädchenschule schaden oder nützen? Die Antwort auf diese Frage kann kaum zweifelhaft sein, auch denen nicht, welche dem weiblichen

Geschlechte die Befähigung dazu wohl zutrauen. Wenn die Unterordnung unter eine Frau dem Manne auch an seiner inneren Ehre keinen Eintrag tut, so beeinträchtigt sie wohl das Ansehen, das er vor der Welt genießt. Das ist vielleicht zu bedauern, es ist aber begreiflich. So lange die Frau im öffentlichen Leben noch minderen Rechts ist, muß dadurch auch die Stellung und das Ansehen ihrer Untergebenen beeinflußt werden. Darum meine ich: Wird ein junger Philologe vor die Wahl gestellt, ob er seine Lebensarbeit unter der Leitung eines Mannes oder einer Frau vollbringen soll, so kann es niemand ihm verdenken, wenn er die angesehenere Stellung der weniger angesehenen vorzieht. So wird unausbleiblich das eintreten, was die akademisch gebildeten Lehrer befürchten: Für eine von einer Frau geleitete Mädchenschule wird keine tüchtige männliche Lehrkraft zu haben sein. Wer weiß, wie spärlich jetzt schon die Meldungen für erledigte Oberlehrerstellen an höheren Mädchenschulen einlaufen, kann diese Befürchtung nicht für übertrieben halten. So hoch man aber den weiblichen Einfluß auf die Erziehung junger Mädchen schätzt, so wenig wird man auf die Teilnahme der Männer an diesem Werke verzichten wollen. Wer also in dem Zusammenwirken von Mann und Frau die beste Gewähr für eine gute Erziehung der Mädchen sieht, der kann vorläufig nicht für die „Frau Direktor" eintreten. Ich sage vorläufig. Sobald die Frau auch auf anderen Gebieten des öffentlichen Lebens die Gleichberechtigung mit dem Manne errungen hat, sobald ihr z. B. das aktive und passive Wahlrecht zuteil geworden ist, gebe man ihr getrost auch das Recht, eine öffentliche Schule zu leiten. In wieviel Fällen dann Frauen tatsächlich in solche Stellungen berufen werden, das wird von der Tüchtigkeit der Einzelnen abhängen. Daß es sehr oft geschehen wird, möchte ich bezweifeln, so viele vortreffliche Erzieherinnen und Lehrerinnen es auch gibt. Erziehen und Regieren ist zweierlei.

Frankfurt a. M. Direktor Dr. Reinhold.

Wir möchten hierzu bemerken, daß es wohl nicht die Aufgabe der Intellektuellen ist, an der Konservierung herrschender Vorurteile mitzuwirken. Das ist aber der Fall, wenn sie aus Rücksicht auf unbegründete Meinungen anderer gegen die grundsätzliche Berechtigung der Frau zur Leitung von höheren Mädchenschulen Einspruch erheben. Eventuelle praktische Schwierigkeiten dürfen doch von der grundsätzlichen richtigen Stellungnahme nicht abhalten, und würde man sich nur erst prinzipiell richtig stellen, dann würden die Vorurteile der anderen und damit auch die Schwierigkeiten geringer werden. Es geht doch auch nicht an, die Gleichberechtigung der Frau auf einem Gebiet von der Gleichberechtigung auf einem andern abhängig zu machen, denn in letzterem Falle wird man wieder das Erstere zur Voraussetzung machen und z. B. den Frauen das Wahlrecht erst dann geben wollen, bis man ihnem die „Frau Direktor" zugestanden hat. Auf diese Weise kann kein Fortschritt zustande kommen.

6. Der „Todesstoß" für die höhere Mädchenschule. Von Helene Lange.

Kölnische Zeitung (Nr. 486):

Der Verband akademisch gebildeter Lehrer an höheren Mädchenschulen hat vor einigen Tagen in die Presse einen Aufruf gegen das weibliche Direktorat lanziert. (Vergl. Nr. 438 der Köln. Ztg.) Anknüpfend an die Absicht der Regierung, zur Leitung höherer Mädchenschulen künftig in vermehrtem Maße Frauen heranzuziehen, beteuert der Verband, daß keinem charaktervollen Mann zugemutet werden könne, seine Lebensarbeit in Abhängigkeit von einer Frau zu vollbringen. Deshalb sei diese Absicht, zu der die Regierung sich durch „das Drängen der Frauenrechtlerinnen" habe verleiten lassen, der Todesstoß für die höhere Mädchenschule.

Man könnte im Zweifel sein, ob es sich für uns Frauen lohnt, auf einen solchen Angriff zu antworten. Denn einmal ist der Ton der Kundgebung von einer Leidenschaftlichkeit, die aus einer noch so ruhigen Entgegnung wahrscheinlich nur neue Nahrung ziehen wird, und anderseits sind ihre Argumente so durchaus subjektiver,

gefühlsmäßiger Natur, daß ihnen mit Gründen gar nicht beizukommen ist. Schließlich aber hat doch die öffentliche Meinung, an die sich die Herren wenden, ein Recht darauf, auch die Stellung der Frauen zu dieser Frage zu erfahren, und deshalb scheint es mir notwendig, die sehr unerfreuliche Angelegenheit unsererseits zu erörtern.

Wir Frauen sind uns ganz klar darüber, daß es sich in der Frage der weiblichen Leitung um eine Meinungsverschiedenheit mit den Herren handelt, über die wir sehr schwer hinwegkommen werden. Wir verstehen vollkommen, daß sich gegen diese letzte Konsequenz aus dem Gedanken der Gleichwertigkeit der Frau das aus der Tradition genährte spezifisch männliche Selbstgefühl am heftigsten auflehnen wird. Aber so sehr wir das begreifen, so wenig dürfen wir den Kampf um unsere prinzipielle Berechtigung zur Leitung deshalb aufgeben. Denn es hieße die Frau doch ganz einfach zum Subalternbeamten in der Mädchenschule herabdrücken, wenn ihr die Ansprüche, zu denen geeignete Vorbildung und Bewährung im Amt allgemein berechtigen, einfach abgeschnitten werden, aus keinem andern Grunde, als weil sie Frau ist. Aus keinem andern Grunde — denn die Behauptung, das tatsächlich keine Frau je die Fähigkeit zur Leitung einer höheren Mädchenschule besitzen könne, würde offensichtlichen Tatsachen ins Gesicht schlagen. Es ist ein Grundsatz, der in Lehrerkreisen als die conditio sine qua non aller Kollegialität, aller Entwicklung im Schulleben überhaupt, mit Recht hochgehalten wird, daß die Arbeitsteilung in der Schule keinen andern Rücksichten als denen der persönlichen Tüchtigkeit folgen soll. Die Kundgebung des Oberlehrerverbandes beruht entweder auf der ungeheuerlichen Annahme, daß keine Lehrerin irgendwelchem Lehrer an Tüchtigkeit überlegen sein könne, daß die hervorragendste Lehrerin immer noch einen Grad unter dem minderwertigsten Lehrer steht, oder sie bedeutet einen ganz bewußten Bruch mit diesem Grundsatz rein sachlicher Arbeitsteilung, die absichtliche Einsetzung unsachlicher Willkür und unbegründbarer Vorurteile an Stelle gerechter Auslese nach dem individuellen Können. Auch die hervorragendste Lehrerin soll unwiderruflich verpflichtet sein, pädagogische Überlegenheit, die sie sowohl individuell, wie auch deshalb besitzen kann, weil sie als Frau die Mädchennatur besser versteht, dem sic volo, sic jubeo eines Leiters zu unterwerfen. Es ist selbstverständlich, daß die Frauen sich gegen diese „Zumutung" wehren müssen. Einmal aus Selbstachtung und der Überzeugung, daß in der Mädchenerziehung die stärkere Befähigung aus natürlichen Gründen in ihren Reihen zu finden sein wird, dann aber auch wegen des Prinzips der reinen Sachlichkeit in der Amterbesetzung, eines Prinzips, das sie auch dann noch festhalten werden, wenn die „charaktervollen" Herren es verleugnen zu müssen glauben.

Wenn die Anwendung dieses Prinzips auf die Arbeit der Kolleginnen den Herren bisher als eine unmögliche Zumutung erscheint, so hat das allerdings neben ihrem empfindlichen männlichen Selbstgefühl noch eine andere Ursache, das ist der Bureaukratismus, der trotz aller programmatischen freiheitlichen Tendenzen die Auffassung des Kollegialitätsverhältnisses in der Schule noch vielfach tatsächlich beherrscht. Die Schule könnte und sollte viel mehr konstitutionelle Monarchie sein, als sie es heute ist, wo die Stellung des Direktors viel mehr die eines Vorgesetzten im militärischen Sinne ist, als es dem Charakter einer lebendigen Arbeitsgemeinschaft geistig selbständiger Menschen entspricht. Bei dieser demokratischeren Auffassung von den Aufgaben der Leitung würde der Gedanke des „weiblichen Vorgesetzten" sehr von seinen Schrecken verlieren.

Die Erklärung des Oberlehrerverbandes deutet nun aber neben dem subjektiven Grund ihres Widerstandes gegen die weibliche Leitung noch einen sachlichen an mit der Versicherung, daß die Oberlehrer für die Interessen der höheren Mädchenschule kämpfen, die sie „als ein ihren Händen anvertrautes heiliges Pfand zu verteidigen gewillt seien". Nun ist es ja nie besonders geschmackvoll, Grundsätze, die für jeden anständigen Menschen selbstverständlich sind, ausdrücklich und mit so pathetischen Worten zu bekennen, besonders dann nicht, wenn ein solches Bekenntnis das Finale einer unverkennbaren Partei- und Interessen-Aktion hergeben muß. Da aber die Herren nun einmal das Verdienst selbstloser Hingabe an die Sache der Mädchenschule

so ausdrücklich für sich in Anspruch nehmen, bleibt uns nichts anderes übrig, als auch unsererseits zu versichern, daß wir mit unseren Forderungen im Interesse der Schule handeln.

Freilich, den psychologischen Grund unserer Ansprüche, der zugleich der stärkste und entscheidende für uns ist, daß nämlich uns die Leitung der Mädchenerziehung durch die Frau ebenso natürlich erscheint, wie die der Knabenerziehung durch den Mann, werden die Herren ohne weiteres für eine unbewiesene und unbeweisbare Annahme halten. Und doch scheint mir gerade die augenblickliche Situation dieser Annahme mit unwiderlegbaren Tatsachen zu Hülfe zu kommen. Der Oberlehrerverband versichert zwar, daß er wie die Frauen die nun in Aussicht stehende Reform „mit Sehnsucht" erwartet habe; man kann aber eigentlich nicht sagen, daß diese Sehnsucht während des nun schon Jahrzehnte währenden Kampfes um die Reform sehr produktiv gewesen wäre. Die Ziele, die mit der Reform der höhern Mädchenschule heute erreicht sind, sind Frauenziele gewesen, längst ehe sie Männerziele wurden. Die Sachlichkeit, die mit den neuen Lehrplänen — hoffentlich! — in die höhere Mädchenbildung hineinkommen wird, gehört zu dem Bildungsideal, das die Frauen jener Sentimentalität und Weichlichkeit entgegensetzten, die in der höhern Mädchenschule herrschte, als Lehrerinnen noch wenig darin zu sagen hatten, und als einer der ersten Führer der Mädchenschulpädagogen, Gotthold Kreyenberg, seine Übersicht über die Mädchenschulfrage mit den sehr charakteristischen schwungvollen Worten einleitete: „Es haben die Dichter aller Zeiten und Völker die herrlichen Mädchenblüten gepriesen." Nicht nur, weil das ganz schlichte Tatsachen sind, die niemand aus der Welt bringen kann, sondern vor allem auch, weil darin für die Frauen gar kein Ruhmestitel liegt, können wir das ruhig hervorheben. Es ist nur natürlich, daß die Frauen selbst den Druck, sich den neuen Lebens- und Arbeitsbedingungen unserer Zeit geistig anzupassen, stärker, deutlicher und unmittelbarer empfinden als Männer, die das alles nur als Zuschauer erleben. Darum aber muß den Frauen im Interesse der Schule daran liegen, den weiblichen Einfluß in der höheren Mädchenschule an ausschlaggebender Stelle zu verstärken. Darum müssen sie die prinzipielle Zustimmung der Regierung zur Vermehrung weiblicher Direktorate als einen Fortschritt für die Sache der Frauenbildung mit Befriedigung begrüßen.

Die Verwirklichung dieser Absicht wird zunächst ja nur in kleinstem Umfange erfolgen können, zunächst doch nur in einer oder der andern der wenigen staatlichen Anstalten, von denen bis jetzt eine, nämlich das Lehrerinnenseminar in Augustenburg, eine Direktorin hat. Die Städte werden in ihren Schulen — von denen bis jetzt nur 27 von Frauen geleitet werden — in dem Maße folgen, als sich in den städtischen Verwaltungen der heute auch hier noch vorhandene, in traditionellen Gefühlsmomenten begründete Widerstand gegen die Frau als Leiterin überwinden läßt. Gegen diesen Widerstand, das wissen wir recht gut, ist mit Gewalt und Worten sehr wenig zu machen. Da auch unser Ziel ist, daß Männer und Frauen gemeinsam an der Jugenderziehung in allen ihren Zweigen arbeiten — in der Knabenschule unter Führung des Mannes, in der Mädchenschule unter Führung der Frau — so müssen wir darauf hoffen, daß das, was wir durch die sachliche Berechtigung unserer Forderung heute noch nicht erreicht haben, mit der Zeit den Leistungen der einzelnen tüchtigen Persönlichkeiten gelingen wird. Daß der Oberlehrerverband durch seine peremptorische Feindseligkeit unsern Pionieren die allergrößten Schwierigkeiten in den Weg legt, indem er all seinen Mitgliedern das Vorurteil sozusagen zu einer männlichen Ehrenpflicht macht, müssen wir in Kauf nehmen in der beruhigenden Gewißheit, daß schon viele ähnliche Erklärungen durch den Gang der Entwickelung erledigt worden sind.

Herta.

Aus dem Tagebuche einer alten Küstenbewohnerin.

Von

Ina Rex.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 479.)

Am nächsten Tage fieberte Herta und konnte ihre Schwäche nur mühsam verbergen.

Mutter und Sohn hatten eine abermalige Wanderung in ein Nachbardorf geplant, dort sollte eine Verwandte besucht werden. Die junge Frau erbat sich die Erlaubnis zurückbleiben und sich ruhen zu dürfen; das wurde ihr zum Verhängnis.

Lange schon hatte die Alte den Sohn einmal allein vornehmen wollen; dieser Gang kam ihr sehr gelegen. In ihrer verdrossenen, wortkargen Art warf sie ihm einige aufreizende Bemerkungen über seines Weibes Schwäche hin, dann klagte sie, daß sie alt sei und ihren einzigen Sohn immer entbehren müsse.

Hinrich hörte ihr mit finsterem Antlitze zu: „Je, dat helpt jo nu doch nich, Mudder, wat sall sei hier! — sei is tau fienknökig (feinknochig), Butenarbeit kann sei doch nich dauhn, dat höllt sei nich ut."

„Sei möt!" sagte die Alte hart, „wourtau hätt sei di friegt."

Hinrich sah sich die Mutter von der Seite an. Er war ein derber Mensch, doch war ihm diese maßlose Härte, die, das ahnte er, im Haß wurzelte, von einer Frau gegen ihr eigenes Geschlecht unbegreiflich, auch unsympatisch. Andererseits graute ihm vor dem ferneren Stadtleben, vor all' der Rücksicht, der er jetzt glücklich entronnen war, vor dem Zwang, sich beherrschen zu müssen — vor der Feinheit, die ihm so sauer wurde, und gierig sog er die Worte der Alten ein: „Wi künn'n uns 'n Kauh köpen und dei Zäg' awschaffen un denn nahsten 'n beten Land tau pachten, as sei doch all' in 'n Dörp hebben; denn so wär uns nix weg, und du brukst man 's Sommers upp See goahn un künnst 's Winters an 'n warmen Aben sitten."

Er nagte an der Lippe: „Joa! wenn 't güng — man sei ward ock nich willen. . ."

„Nich willen!" brauste die Alte auf. „Wat? häst du ehr, orre hätt sei di? wat 'n richtigen Kierl is, sett sien Stück dörch. Sei hätt kein Willen nich, sei möt."

„Sei is man goar tau knendlich (schwächlich)", kam noch ein letzter Einwand zögernd aus seinem Munde. Da fiel ihm plötzlich ein Ausspruch des Hamburger Arztes ein und, wie befreit, setzte er hinzu: „Sei möt denn vel Melk drinken, hätt dei Doktor seggt, denn so mag dat woll goahn, un wenn wi dei Kauh hebben . . ."

„Dei dühr Melk!" zeterte die Alte. Schnell besann sie sich jedoch. Damit konnte sie den Sohn vielleicht herumkriegen, und war er nur erst fort, wollte sie schon tun, was ihr gut schien. Jedes Mitleid mit der Schwiegertochter lag ihr fern; hatte sie den Sohn geheiratet, mußte sie die Folgen tragen. Was sollte Hinrich in der Stadt; hier war er aufgewachsen, hier gehörte er her. Die Frau hatte sich zu gewöhnen, jede Frau mußte es. Sie würde schon mit ihr fertig werden. Da war die Lehrerfrau und die Pastorfrau, die mußten auch tüchtig zugreifen in der Wirtschaft; warum sollte diese denn wie eine Prinzessin leben. Längst hatte sie sich vorgenommen, die Sache mit dem Sohne fest zu machen; er war ihr einzigstes Kind, sie liebte ihn in ihrer Art und sorgte für ihn nach ihrem Verständnis.

„Mientwegen", lenkte sie jetzt ein, „Melk kann sei denn ock drinken, man irst möten wi

bei Kauh hebben. Dei Schult (Dorfſchulze) will ein' verköpen, wi will'n hengahn un em fragen, wat hei doar vör'n Pries in hätt."

Zögernd blieb der Sohn ſtehen, er war nicht ſehr für ſchnelle Entſchlüſſe, aber die Alte drängte vorwärts:

„Kumm! dat ward ſünſt düſter in'n Stall." Und beide trotteten dem Gehöfte des Dorfſchulzen zu.

Herta ſaß an dem kleinen, trüben Fenſter der Wohnſtube und nähte, als Mutter und Sohn von ihrem Ausfluge zurückkehrten.

Die Alte fing gleich an draußen herumzuwirtſchaften; das Schwein mußte beſorgt und die Ziege gemolken werden.

Hinrich war ſehr aufgeräumt, — der Kauf der Kuh war nach dörflicher Sitte mit mehreren Schnäpſen begoſſen worden — er ſchäkerte nun auf plumpe Art mit ſeiner jungen Frau, die ihrerſeits, angewidert von dem Branntweinsdunſt, ſich etwas ſteif und ablehnend verhielt. Das empörte den Mann. Schwer fiel er auf den Brettſtuhl, der dem plumpen Tiſche zunächſt ſtand, und ſchlug mit der Fauſt dröhnend auf die Platte: „Verdammtes Wief! Mudder hätt Recht — kein Deuwel wat nütt! —" Dann erhob er ſich ſchwerfällig, ſchwankte unter fortwährendem Schelten und unheimlichen Drohungen auf die Ofenbank zu, warf ſich ſeiner ganzen Länge nach darauf hin, und nach wenigen Minuten erfüllten die ächzenden, ſtöhnenden Schnarchtöne, die den Schlaf des Berauſchten zu begleiten pflegen, die niedrige, düſtere Stube.

Regungslos, wie gelähmt ſaß Herta da. Die Näharbeit, ein Bluſenhemd für den Gatten, war ihr vom Schoße an die Erde geglitten, ſie ſah es nicht. Langſam kroch etwas Kaltes, Eiſiges an ihrem Körper in die Höhe, bis ans Herz. Sie preßte die beiden Hände darauf, um es zu erwärmen; aber auch die Hände wurden kalt. Alles um ſie war kalt, öde, leer, traurig. Ihr Blick irrte mit unnennbarem Angſtgefühl über die unwirtliche Umgebung, den plumpen, ſchmierigen Tiſch, den derben Brettſtuhl, über deſſen Lehne ein alter, grober Frauenrock geworfen war, die wacklige, ſchiefhängende Tür, den ungefegten, ſplittrigen Fußboden, das Wandbrett aus rohem Holz, mit der großen Branntweinflaſche darauf, und blieb an dem ſchnarchenden Manne auf der Ofenbank haften. — Er lag auf dem Rücken, breit, ſtark —, ein Arm hing ſeitwärts von der Bank herunter, faſt bis zur Erde, die große, braune Hand war zur Fauſt geballt. Das ſonſt gutmütige Geſicht hatte ſich unvorteilhaft verändert, der Ärger der letzten Stunde lag noch darauf. Hertas Augen weiteten ſich im Schrecken; unwillkürlich hatte ſie ſich erhoben und war, über ihre Näharbeit wegſchreitend, der Bank etwas näher getreten. Dieſer berauſchte Schläfer dort, das war ihr Mann! — Sie konnte es nicht faſſen. Großer Gott! was ſollte aus ihr werden neben dieſem. — Wie er dalag, ein Bild ungebändigter Kraft, Roheit, Gemeinheit — ſeine häßlichen Worte brannten ihr im Gedächtnis — entſetzte, ängſtigte er das arme, ſchwache Weib bis zur Beſinnungsloſigkeit. Ein plumper Schritt auf der Diele vermehrte noch ihre Angſt: die Mutter! o, Gott! — — Mit einem Wehſchrei ſchlug ſie die Hände vor's Geſicht und ſtürzte hinaus.

Niemand hielt ſie auf. So wie ſie da war, in ihrem dünnen Kleidchen, ohne Hut und Tuch, floh ſie wie gehetzt durch die dämmerige Diele, über die ausgetretene Schwelle, durch den kleinen vernachläſſigten Vorgarten, und weiter, immer weiter, an ein paar Dorfhütten vorüber, bis hinaus auf die weiten, ſpärlich mit Riedgras bewachſenen Dünen, haſtete ſie vorwärts.

Der eiſige Küſten-Nordwind jagte mit ihr dahin, peitſchte ihr die dünnen Röcke um die Füße, wühlte in dem weichen, blonden Haar, und zerrte an der ganzen leichten Geſtalt, bis ſie erſchöpft auf einem Sandhaufen niederſank.

Erſchauernd kroch ſie in ſich zuſammen; allein! allein! — O, wie ſie fror! Aber ſie hatte es gewußt von dem Augenblick an, wo ſie den Strand betrat an jenem Nachmittage, ſie würde hier frieren müſſen, — immer — immer. —

Die feuchte Kälte des Sandes machte ſich ihr empfindlich fühlbar; aber wohin? wohin? — Vor ihr dunkel, grollend, ſchäumend das weite Meer, neben ihr nichts als Sand, hin und wieder beſät mit ſtachlichen Strandviſteln und hartem Gras, über das der eiſige

Wind, es zu Boden biegend, pfeifend hinfegte. Und nirgends ein menſchliches Antlitz, nirgends eine warme Hand, die man ergreifen, an der man ſich aufrichten konnte. Wie ſollte ſie hier aushalten in dieſer Kälte und Härte, die von der Natur und den Menſchen ausging! Denn Hinrich hatte es herausgeſtoßen in ſeiner Wut, daß ſie hier bleiben ſollte, daß er endlich eine Frau haben wolle, wie die andern im Dorfe auch; daß ſie ſich nicht einbilden ſolle, er werde den Feinen weiter ſpielen.

Geahnt hatte ſie es ſchon. Die höhniſchen Andeutungen der Schwiegermutter hatten ihr zuweilen zu denken gegeben. Doch hoffte ſie, daß ſie bei dem noch immer mangelhaften Verſtändnis der plattdeutſchen Sprache wohl manches falſch aufgefaßt haben könne. Wie war es auch möglich, daß man ſie hätte vertreiben wollen aus ihrer friedlichen, kleinen Häuslichkeit — eben hatten beide ja erſt das trauliche Neſtchen gebaut. Das tat Hinrich ihr gewiß nicht an — Herta konnte es ſich gar nicht denken — er war doch auch glücklich dort geweſen, und im Grunde war er doch gut und er liebte ſie doch auch; ſie würde ihn bitten. Nun war das Entſetzliche heute auch von ihm ausgeſprochen worden mit grauſamer Beſtimmtheit. Wie Keulenſchläge waren die böſen Worte auf ſie niedergefallen und hatten all ihr Hoffen zerſchmettert. Wohin ſollte ſie ſich wenden, wo Schutz ſuchen! Sie gedachte der Tante in Hamburg. Wieder zurück in die Hinterſtube! immer nähen und nähen! nie etwas Eigenes haben! Und wie ungern würde ſie wieder aufgenommen werden — die Tante hatte kein Hehl daraus gemacht, daß ſie ſich der Heirat freue als glückliche Verſorgung für die Verwandte.

Troſtlos ſtarrte ſie von ihrem erhöhten, feuchtkalten Sitze aus auf die rollenden Wogen: eine brandete nach der andern — eine nach der andern — und immer wieder eine nach der andern, unaufhaltſam wie ihr Geſchick. Hoch auf ziſchte, ſprühte der Giſcht — immer undeutlicher und verſchwommener ſah es das tränengetrübte Auge. Schatten breiteten ſich grau und ſchwer über Meer, Düne und Menſchenkind. Eiſiger ward die Luft. „Beten! — ja beten!“ Gott bitten um was? — Um Hilfe — um einen Ausweg — um Kraft. Wie elend war ihr doch! wie viel elender noch als je — ſeit einigen Tagen — ſo müde — ſo ſchwer — ſo krank.

Noch einmal ſchauerte der zarte Frauenkörper zuſammen, dann widerſtand er nicht mehr. Langſam ſenkte ſich das blonde Köpfchen zur Seite, der müde Leib gab unbewußt die ſitzende Stellung auf und ſuchte nach einem Halt; Herta lag in ſchwerem Schlafe hingeſtreckt auf der Düne.

* * *

Zwei ſchwarzgekleidete, männliche Geſtalten kamen gemeſſenen Schrittes dahergewandelt; auf der Höhe der Dünen hoben ſich ihre Silhouetten in ſchwachen, verſchwommenen Umriſſen von dem grauen Abendhimmel ab. Der größere von beiden war herrenmäßiger gekleidet als der kleinere, letzterer trug auch ein ziemlich umfangreiches Bündel in der Hand und war immer, ob mit Abſicht oder weil ihn die Atemnot dazu zwang, einen Schritt hinterher. Doch gingen ſie nicht ſchnell, vielmehr mit einer gewiſſen Würde und mit geſammelten, ernſten Geſichtszügen, als ſchritten ſie einem Ziele zu, das eine ernſte, traurige Pflichterfüllung für ſie bereit hielt.

Jetzt ſtockte beiden der Fuß. Dicht vor ihnen blähte ſich etwas Dunkles im Winde, wie ein flatterndes Frauengewand, und näher tretend erblickten ſie das ſchlafende, junge Weib.

Sie ſtanden ratlos. Wer mochte das ſein? und wie kam die hierher? — Doch wohl eine Fremde! — Die Kleidung war bei aller Dürftigkeit doch mehr ſtädtiſch, das bleiche, feine Geſicht, die ganze ſchwächliche, kleine Geſtalt ließen nicht auf eine Bewohnerin der Gegend ſchließen.

Was tun! —

Der Paſtor — denn er war es, der aus dem Kirchdorfe in Begleitung des Küſters herüberkam, einem Sterbenden das Abendmahl zu reichen, und die Amtskleidung, ſowie die geweihten Geräte, die zu dieſer kirchlichen Handlung nötig waren, befanden ſich eben in jenem Bündel — verſuchte die Schläferin zu wecken, ohne Erfolg; ſie war alſo bewußtlos. Er überlegte eine Weile mit ſeinem Begleiter und beſtimmte dann; daß jener bei der Kranken oder Verunglückten zurückbleiben ſolle,

während er ſelbſt ins Dorf gehen wolle, Hilfe zu holen.

Nach zwei Stunden etwa lag Herta in der Kammer, die ihr und ihrem Gatten als Schlafraum diente, auf dem harten, muffigen Bett — Hinrich, ſchon auf der Suche nach ihr, war von dem Paſtor ſchnell verſtändigt worden und hatte ſie auf ſeinen ſtarken Armen nach Hauſe getragen.

Jetzt ſaß der Mann, die Arme zwiſchen den Knien herunterhängend, die Hände ineinandergelegt, den Kopf geſenkt da und grübelte in ſich hinein. Man wartete auf den Arzt. Der Paſtor hatte noch angeordnet, daß ein Bote dahin abgehe; aber Stunden mußten vergehen, bis die Hilfe eintreffen konnte; die Wege waren weit.

Hinrich war eben ſo ärgerlich wie betrübt. Mit der allen Küſtenbewohnern angeborenen Scheu vor dem Außergewöhnlichen, das ihnen nach jeder Richtung hin als ein Schimpf erſcheint, beurteilte er dieſe Handlung ſeiner Frau als etwas Unerhörtes, Überſpanntes, das ſeiner derben, geraden Natur unfaßlich war. Was würden die Leute im Dorfe ſagen! — Gewiß dasſelbe, was er eben aus dem Munde ſeiner Mutter vernommen hatte: „Sei möt ehr'n Klauck nich hebben.“ — — Er knirſchte mit den Zähnen.

Und er hätte die Ann-Mariek haben können, die friſche, dralle Dirn, die ſich jetzt mit dem Krämer im Dorfe verſprochen hatte, und die hundert Taler dazu, die ſie blank und bar mitbringen konnte! — Welch ein Eſel war er doch geweſen. Sich an dieſe blaſſe Dirn zu hängen, die nichts weiter hatte als das bißchen Plunder, das ihr die Schenkwirtin mitgegeben hatte. Wie würde die Ann-Mariek lachen, wenn ſie von dieſem Skandal erfuhr — von der Düne hatte er ſich ſein Weib aufſammeln und nach Hauſe tragen müſſen — „Gotts-dunnerwedder! —“ Er hätte etwas zerſchlagen mögen; feſter würgte er die Fäuſte in einander.

* * *

Die Nacht ſchritt vor.

Der Paſtor hatte nach beendeter Amtshandlung noch einmal nach der Kranken geſchaut, das fieberheiße Händchen befühlt und mit bedenklichem Kopfſchütteln die Kammer verlaſſen. Erſt gegen Morgen erſchien der Arzt, durchgerüttelt, grämlich, überſtrapeziert — ſeit vierundzwanzig Stunden befand er ſich auf der Landſtraße. Er unterſuchte, prüfte die Temperatur, verordnete kalte Kompreſſen, unbedingte Ruhe und ſorgfältige Pflege.

Hinrich und ſeine Mutter ſtanden mit an dem Lager. Auf dem Geſichte des Mannes lagen tiefe Sorgenfalten. Manche Nacht hatte er durchwacht auf hoher See, keine war ihm ſo lang geworden wie dieſe. Hertas Fieberphantaſien hatten ihn geängſtigt; ſterben ſolle ſie nicht, o, nein! — Seine kleine Frau war ihm doch ans Herz gewachſen. Und ſie lag ſo zart, ſo hilflos da, das erbarmte ihn; im Grunde war er gut, Herta hatte es gewußt. Gern hätte er den Arzt über den Zuſtand der Kranken befragt, er wußte es nur nicht recht anzufangen, ſtotterte alſo etwas Unverſtändliches zurecht und ſeufzte nur.

Die Alte war reſoluter. Sie hatte die Nacht ruhig wie ſonſt in ihrem Bett in der Wohnſtubenecke verbracht, ihre geräuſchvollen Atemzüge, recht ſichern Schlaf bekundend, waren bis in die Kammer gedrungen und hatten dem Sohne zu denken gegeben. In kurzer Zeit mußte er fort; was würde dann aus Herta werden! — Aber ſie war jung und den Frauen kam wohl öfter „ſo was“ an, ſie würde ſich wohl wieder beſinnen. — Halb mit Befremden, halb mit Empörung hörte er, wie unverfroren die Alte mit dem „Herrn Doktor“ verhandelte: „Wi ſünd arm' Lüd, ſchriewen 'S man nich ſo'n dühr Medzin upp, dei känen wi nich bitahlen. Was meinen 'S, Herr Dokter, kann ſei woll wedder warden?“ — (geſund werden).

„Doarvör hätt Sei tau ſorgen, Mutter Brandtſch. Dei jung' Fru möt ehr Recht hebben“, antwortete der Arzt im Landesdialekt, und ſetzte noch nachdrücklich hinzu: „Wenn Sei nich Ehr Schülligkeit deiht und dei Krank' nich richtig beſorgt, denn lad't Sei 'ne ſchwere Sünd up ſick. Hier ſtahn twei Minſchenleben upp't Spill — Sei verſteiht mi woll. —“

Ein böſer Blick aus dem verdrießlichen, runzlichen Geſichte der Alten ſtreifte den Arzt und das Lager. Wie ſie daſtand, die ſehnige, knochige Frauengeſtalt, ungebeugt trotz der

Jahre, rauh, hart, roh, war ſie das verkörperte Bild der Abwehr. Prieſters und Dokters, das waren Menſchen, mit denen ſie ungern zu tun hatte. Das inſtinktive Gefühl, daß dieſe Art Leute unerhörte Anforderungen an ſie ſtellen würden, machte ſie von vorne herein mißtrauiſch und unfügſam. Was wußte ſie von Barmherzigkeit und Liebe! Das waren Redensarten, die die Vornehmen machten, das war nichts für ſie und ihresgleichen, die hatten für ſo was keine Zeit. Feſter zog ſie das dunkle, wollene Kopftuch unter dem mageren Kinn zuſammen, ein entſchloſſener Ausdruck trat in die finſteren Geſichtszüge, ein Ausdruck von Grauſamkeit.

Achſelzuckend verließ der Arzt die Kammer: Armes junges Weib! unter den Händen und mit ſo wenig Widerſtandsfähigkeit — hier war wohl jede Hoffnung aufzugeben. Draußen redete er noch ernſt-ermahnend auf Hinrich ein, während derſelbe ihm in den Wagen half; raſſelnd und ſtoßend rumpelte das klapprige Gefährt die Dorfſtraße entlang, von Hundegebell geleitet. Bald kräuſelten ſich Rauchwölkchen um die mantelumhüllte Geſtalt des Landarztes, mit vieler Mühe hatte er die Zigarre in Brand bekommen, nun wühlte er die Füße feſter in das Stroh ein, das handhoch den Bretterboden des Wagens bedeckte, ſchüttelte ſich in der Morgenkälte und paffte weiter: Brrrrr — verdammt hartes Brod, das eines Landarztes! — Wohin nun noch? — Ja ſo, der alte Kapitän Haaſe im Nachbardorfe — Lungenentzündung — die Frühjahrskrankheit an der Küſte — aufkommen würde er kaum wieder. — „Führ 'n beten tau, Kriſchan! —" rief er dem Kutſcher zu; Herta war vergeſſen.

* * *

Seit vier Wochen war Hinrich auf See. Sie hatten eine ſchlechte Reiſe gehabt, viel Unwetter, viel Arbeit und Entbehrung; ihm war das gerade recht geweſen.

Heute glitt das Schiff leicht und ſtolz über die ſanftbewegte Waſſerfläche, die Stürme hatten ausgeraſt, und die Mannſchaft durfte ihr Tagewerk in Gemächlichkeit und Ruhe abtun.

Es war an einem Sonntag Nachmittag. Der Koch und der Schiffszimmermann, beide aus demſelben Orte beheimatet, ſtanden an die Kombüſe gelehnt, die kurzen Shagpfeifen in Brand, plaudernd und ſpuckend. Zwei Schiffsjungen kauerten hinter einer Tonne und wehrten ſich neckend und kichernd gegen die Angriffe eines Halbmatroſen, bis dieſer mit einer Ohrfeige, die er dem zunächſt ſitzenden Jungen verabreichte, dem Spaße roh ein Ende machte. Der Steuermann ſtand am Ruder, verfolgte ſeinen Kurs, ſchob ſein Priemchen behaglich hinter den Zähnen hin und her, ſpie dann und wann neben ſich und pfiff dann leiſe nach dem Winde. In der Kajüte lag der Kapitän lang hingeſtreckt auf dem ſchmalen Sofa; die Rumflaſche auf dem Tiſche vor ihm bewies, daß der Feſtigkeit des Nachmittagsſchlummers wohl etwas ſtark nachgeholfen worden war.

Überall Sonntagsruhe — und etwas ſchläfrige Langeweile.

Doch nicht überall!

In dem engen Raum, den er ſein nannte, auf der länglichen, mit grüner Ölfarbe geſtrichenen Seemannskiſte, die all ſein Hab und Gut enthielt, ſaß ein Mann in ſchweres, trübes Sinnen verloren! — Hinrich!

Die Ellbogen auf die Kniee geſtemmt, den dicht behaarten Kopf in den beiden Händen, ſaß er da, einſam, traurig, zerknirſcht. Ein abgegriffenes, vielgeleſenes Briefblatt lag auf ſeinem Knie, über dasſelbe fort ſahen die tiefliegenden, dunkel umſchatteten Augen aus dem braunen, ſchmal und vergrämt ausſehenden Geſichte troſtlos ins Leere.

Vorgeſtern hatte er die Nachricht bekommen, daß ſie ausgelitten habe. Mit vielen andern Briefen an Kapitän und Mannſchaft war auch dieſes Schreiben an ihn auf dem letzten Landungsplatze des Schiffes von ihm ſelbſt in Empfang genommen worden. Er war an Land gegangen, weil ihn die Unruhe um ſeine Frau faſt aufrieb. Nun wußte er es. Gefürchtet hatte er es lange; aber es war doch nicht möglich! — ſie war ſo jung — er hoffte, hoffte.

Als er den Brief in der Hand hielt — die Aufſchrift war nicht von der Hand ſeiner Frau — ſtockte ſein Herzſchlag. Der Ortsſchulze ſchrieb es ihm in der ſchwülſtigen Art, die kleine Leute herauszukehren pflegen, wenn

ſie ſich ſchriftlich ausdrücken müſſen. Auch ein Geſangbuchvers, der letzte Vers eines Sterbeliedes, ſtand in dem Briefe; der Verfaſſer hatte es gut gemeint, er hatte ſich der traurigen Pflicht mit Anſtand und Würde entledigen wollen. Hinrich hatte gewiſſenhaft alles geleſen; immer wieder waren aber ſeine Blicke auf jene Zeilen zurückgekehrt, die ihm klar und deutlich ſagten, daß er ſie verloren habe: „Denn Gott der Herr hat Ihr am vergangenen Montag in ſeine Barmherzigkeit von dieſe Welt genommen . . .“

In ſeiner Barmherzigkeit! — — Nichts weiter konnte er mehr denken, ſeit jener Stunde.

In ſeiner Barmherzigkeit! — Er wiederholte ſich die Worte unaufhörlich, bei der Arbeit und in der Ruhe, wenn ihn ſeine Koje aufgenommen hatte.

In ſeiner Barmherzigkeit! — Auch heute kamen ihm die Worte nicht aus dem Sinn, er bewegte ſie in ſeinem Herzen: War er ſchuld an dem Tode ſeines Weibes? — Sein Haar ſträubte ſich. Warum hatte er auf die Mutter gehört? Er wußte ja, wie zart und ſchwach das kleine, ſüße Weſen war, das er doch geliebt hatte, trotz allem. Immer gut und ſanft war ſie, keines häßlichen Wortes erinnerte er ſich, keiner Mucken, wie andere Frauen ſie oft hatten, er wäre beſſer geworden an ihrer Seite. Aber nein — das war es ja eben, er hätte doch nicht werden können wie ſie — er wußte es genau — und er wollte eine Frau haben, eine richtige Frau, die zu ihm paßte, zu ihm gehörte.

Qualvoll rang er mit ſich.

Und dennoch, es blieb ſo; Schuld hatte er doch. Wären ſie in Hamburg geblieben, ſo wäre ſie nicht geſtorben. Ins Dorf hätte er nicht mit ihr gehen müſſen. Aber er konnte es doch nicht wiſſen! — Doch. Er ſah wohl, daß ſie täglich blaſſer und ſchmaler wurde, warum ließ er ſich das ausreden, anſtatt ſie zu ſchützen vor der harten Mutter. — Wie ſie wohl gelitten hatte in der ganzen Zeit, als er fort war! — Deutlich ſah er das bleiche Geſichtchen auf dem groben, blau und weiß gewürfelten Kiſſen liegen, und ſein Herz krampfte ſich zuſammen: „Arm' lütt' Ding!“ flüſterte er vor ſich hin. Aber er hatte ja gehen müſſen — war durch ſeinen Kontrakt gebunden — mußte auch verdienen — wovon hätten ſie denn leben ſollen! —

Wieder nahm er den Brief zur Hand.

Der Schreiber fragte an, was er für ein Denkmal geſetzt haben wolle, ob ein Kreuz oder einen Stein, und ob der Paſtor einen Spruch dafür ausſuchen ſolle und wann der Geburtstag der Verſtorbenen ſei. Das mußte beantwortet werden.

Spruch! — Er lachte bitter. Was für ein Spruch hätte wohl auf das Grab ſeiner Frau gepaßt. — Er erhob ſich ſchwerfällig von ſeiner Kiſte, öffnete ſie und kramte ein Stück Papier, einen Briefumſchlag und Tinte und Feder hervor. Nun ſchloß er den Deckel wieder, kniete hin und legte das Schreibmaterial darauf zurecht. Einen Augenblick prüfte er nachdenklich die Federſpitze auf dem Daumennagel — dann glitt die Feder ſchwerfällig-malend über das Papier.

Er ſchrieb:

„Daß Sie mich den Tod von meine Frau zu wiſſen getan haben, iſt mir lieb un dank ich es Sie von Herzen. Was die Koſten ſünd, ſo ſoll Mudder die von den Ziehſchein bezahlen, den ich ihr dagelaſſen hab. Man auf das Grab ſoll nichts ſtehen als ein Kreuz, wenn Sie mich das zu Liebe tun wollen un das beſorgen, un blos ihr Name darauf: „Herta“, weiter nichts, weil ich für Sprüch' überall nich bin un auch nich will, daß da einer auf ſoll; un wenn ſie geboren is, das geht auch Keinen was an, weil ſie da doch fremd is. Un grüß ich Ihnen auch vielmals.

Hinrich Brandt.“

Ohne ſein Schriftſtück noch einmal durchzuleſen, ſteckte er es in den Umſchlag und malte langſam in Schönſchrift die Adreſſe darauf. Dann ſchwenkte er den Brief eine Weile hin und her — ſo, nun war es wohl trocken — beleckte vorſichtig den gummierten Rand des Umſchlags, klebte den Brief zu und ſteckte ihn in ſeine Jackentaſche. Nun ſtreckte er ſich der Länge nach auf der Kiſte aus, verſchränkte die Arme unter dem Kopfe und ſtarrte an die niedere Decke des Raumes, bis ihm endlich die Augen zufielen.

* * *

Zwei Jahre waren vergangen. Wieder war es Herbſt.

In London hatte er abgemuſtert und war über Hamburg auf die heimatliche Halbinſel zurückgekehrt.

Von Barth (Städtchen in Vorpommern) aus gab es zwei Wege, Waſſerwege, die ihm zu Gebote ſtanden. Schiffer Werners Yacht hätte ihn direkt vor ſein Heimatsdorf gebracht, ein kleines Dampfſchiff ging zweimal in der Woche nach dem Kirchdorfe.

Heute war Fahrtag. „Die Möwe" ſchaukelte am Bollwerk des Hafens, der wenigen Paſſagiere harrend.

Hinrich ging auf der Brücke auf und ab, ein Bündel, das in ein rotbuntes Taſchentuch, wie es die Seeleute zu benutzen pflegen, eingeknotet war, in der Hand haltend. Er war älter geworden. Bart und Haar hatten längere Zeit hindurch keine Scheere geſpürt, auch die Kleidung war nicht ſo ſtraff und proper, wie Seeleute es zu haben lieben, wenn ſie „an Land" ſind. Dennoch war die ganze Erſcheinung nicht eben vernachläſſigt, nur etwas Müdes, Gleichgiltiges lag über ihr, und doch eine ſtarke Unruhe. — Wiederholt ſchon zog er die große ſilberne Taſchenuhr aus der Weſtentaſche, ließ die Kapſel ſpringen, ſchaute dann auf die Möwe und in die graue neblige Herbſtluft hinein; dabei, nach Art der Leute ſeines Standes, die Lippen zurückziehend und das kräftige, tabaksgebräunte Gebiß zeigend.

Endlich erſchien der Kapitän auf der Brücke, gab Hinrich die Hand zur Begrüßung, und beide beſtiegen das Schiff.

Es war weiter kein Paſſagier an Bord, Hinrich hatte das mit einem ſchnellen Rundblick feſtgeſtellt und ſich ſehr erleichtert gefühlt. So brauchte er nicht Rede ſtehen; ihm war nicht darnach zu Mute.

In einer kleinen Stunde war der Bodden paſſiert, langſam näherte ſich die „Möwe" der Einfahrt und legte an. Wieder ein Händedruck mit dem Kapitän, und Hinrich wiegte über die ſchmalen, rohbearbeiteten Planken, die, über Pfähle gelegt, eine Brücke bildeten, hinüber und den Strand entlang. Noch hatte er eine ſtarke Viertelſtunde Dünenweg, dann das lange Dorf vor ſich, ehe er ſein Ziel erreichte — das Ziel ſeiner Sehnſucht ſeit Monaten, Jahren — ihr Grab. —

* * *

— „Denn Dein iſt das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit, in Ewigkeit! — Amen! —"

Er erhob ſich von den Knieen und ſetzte ſeine Mütze wieder auf. Wunderbar getröſtet war er in dieſem Augenblicke; ihm war, als habe er geſprochen mit ſeiner kleinen Frau und ihr alles abgebeten. Leiſe ſtrich ſeine behaarte, ſchwielige Hand über das verwitterte grauweiße Kreuz: „Herta!" — groß, klar, unverwiſcht trat ihm das einzige Wort entgegen, bohrte ſich in ſein Auge — da fuhr die arbeitsharte Hand ins Geſicht; — Hinrich weinte.

„Herting! mien leiw, lütt Fru!" — Schluchzend, die Hand auf dem Kreuze ruhend, den Kopf geſenkt, kam es wie ein qualvoller Schrei von ſeinen Lippen. Da bemerkte er, aufſchauend, ein paar Dorfkinder, die über die niedrige Kirchhofsmauer hinweg neugierig ſeinem Tun zuſahen, das ſtörte ihn. Er fuhr mit dem Jackenärmel über das naſſe Geſicht, bückte ſich und nahm ſein Bündel auf. Noch einen langen Blick ließ er über das Kreuz und den ganzen kleinen, ungepflegten Hügel hingehen, dann ſchritt er vorſichtig durch die Gräberreihe, den breiteren Mittelweg entlang, durch die ſchiefhängende, altersſchwache Pforte, die er — wie bei ſeinem Eintritt — leiſe und bedächtig ſchloß, in den Nebel hinein.

* * *

„Herjehs, Hinrich! — wour kümmſt du her?" —

Mutter Brandtſch erhob ein wenig den mit einem dicken, dunklen Wolltuche umrahmten Kopf und ſchaute überraſcht zu dem breiten, ſtattlichen Sohne auf, der düſter blickend vor ihr ſtand, ſein Bündel in der Hand. Er hatte das Häuschen verſchloſſen gefunden und gewußt, wo er die Mutter zu ſuchen habe; auf dem Felde würde ſie ſein beim Kartoffelaufnehmen.

Schon von weitem erkannte er ſie. Emſig buddelnd lag ſie an der Erde, einen Korb mit Kartoffeln neben ſich.

Wortkarg war die Begrüßung: „Wour kümmſt du her? —" Er umging die Ant-

wort: „Na, Mudder, lohnen dei Tüffel öwer Joahr? —"

„Wenn ick sei man ut dei Jrd (Erde) hadd! ünnen sünd doar naug; man wenn Ein' dat all allein dauhn sall, denn so kann't kamen bi dit natt Wedder, dat dei Hälft' verrotten deiht", erwiderte die Alte in mürrischem Klagetone.

„Nee, Mudder! noch nich, dat hätt noch nix upp sick", meinte der Sohn beschwichtigend, „sei sünd joa noch all' bi upp'n Feld; wie sünd joa noch in'n Oktobermond."

„Ja, Tied ward't öwers doch", beharrte die Alte. Und doch hatte auch der Sohn Recht gehabt mit seinem Einwand. Überall auf den Feldern waren noch Menschen beschäftigt, die Herbstfrüchte einzuheimsen, vorwiegend Frauen, denn die Männer waren noch nicht heimgekehrt; es war noch zu früh im Jahre.

Kartoffeln, gelbe und weiße Rüben, Cichorienwurzeln und rote Beeten, das waren die Haupterzeugnisse dieses Landstriches an der Küste, und den Frauen lag es ob, das Feld zu bebauen. Fischfang wurde wenig betrieben, an diesem Teile der Ostsee war der Fischvorrat gering, der Fang hätte die Bevölkerung nicht ernährt. Darum ging alles, was Mann war, vom eben Konfirmierten bis zum Greis zur See. Es war ein schwerer, gefahrvoller Beruf. Die Frauen hatten es aber auch gewiß nicht leicht zu Hause. Graben, hacken, säen, ernten — Schwein und Ziege, auch zuweilen eine Kuh und immer eine Anzahl Kinder pflegen, das füllte ihre Zeit aus mit anstrengender Arbeit. Denn Pferde hielt nur der Bauer im Dorfe, für den kleinen Mann hieß es, alle Feldarbeit mit Spaten, Hacke und Schaufel besorgen — das war mühsam und erforderte Kraft und Ausdauer. Von Jugend an ward denn der weibliche Teil der Bevölkerung der Halbinsel an diese Art Arbeit gewöhnt. Meist hochgewachsen, sehnig, knochig, stark, mit scharf ausgeprägten, entschlossenen Gesichtszügen, repräsentierten sie das schöne Geschlecht nicht eben in des Wortes eigenster Bedeutung.

Hinrichs Mutter hatte Gelegenheit gehabt, diese Rasseeigenschaften in hohem Maße zu entwickeln. Früh verwittwet — der Mann war „geblieben" — hatte sie sich und ihre fünf Kinder brav und ehrlich ernährt. Bis auf diesen einen Sohn hatte sie alle begraben müssen — die Sterblichkeit unter den Kindern war in jenem Landstriche groß, was aber durchkam, das stand seinen Mann, war gefeit gegen des Lebens Wechsel — und der Verlust der Kinder, die doch von jung an mit erwerben mußten, hatte sie noch mürrischer und bitterer gemacht, als sie schon von Haus aus war.

Mühsam erhob sie sich jetzt von den Knieen, schüttete die Kartoffeln aus dem Korbe in einen bereitstehenden, schon halb gefüllten Sack und schickte sich an, diesen auf eine daneben stehende Schiebkarre zu heben: „'t is doch gliek düster —" erklärte sie ihr Tun. Hinrich trat herzu und ergriff den Sack: „lat sin, Mudder! —" und er warf ihn auf die Karre, ließ sein Bündel nachfolgen, ergriff die beiden Handhaben, warf sich das Seil über den Rücken und schob ab; die Alte folgte mit Korb und Hacke.

Wortlos verfolgten sie den Weg; er war weit. Eintönig quitschte das Karrenrad über das öde, in Nebel gehüllte Feld, über halbverfaultes, glitschiges Kartoffelkraut, über holprige Grassoden, über ein glattes Moorland, das sich unter dem Druck leise wellte und hinein in die Dorfstraße.

Kräftig schob Hinrich das Gefährt vor sich her, seine sehnigen Arme zitterten schon etwas, das Karrenseil hatte sich tief in seinen Rücken eingedrückt — er setzte einen Augenblick ab, ließ die Hände von den Handhaben, schob die Mütze hintenüber und trocknete die Stirn.

Und diese schwere Arbeit bewältigte die hohe Sechzigerin da neben ihm noch immer! Es glitt wie Mitleid durch sein Kindesherz. — Hüstelnd und schnaufend stand die Mutter neben ihm, nicht ganz so aufrecht mehr wie sonst. Der Rücken begann sich zu krümmen, der Kopf war etwas vornüber geneigt, das Alter nahte; — aber die verwitterten Züge zeigten keine Spur von Milde, eine finstere Entschlossenheit, etwas Hartes, Wüstes lag auf dem groben Altfrauengesichte.

Des Sohnes Augen wandten sich ab; in jäher Ideenverbindung war ihm Hertas weiches, liebes Antlitz neben jenem grämlichen, unerbittlichen dort erschienen. Er seufzte tief, spannte sich wieder ein, und weiter holperte,

quitſchte die Karre. Rumpelnd fuhr ſie auf dem ſchmalen, unregelmäßigen Steinpflaſter, das von der Dorfſtraße ans Häuschen führte, am ſäuerlich ſtinkenden Schweinskoben vorbei, durch die niedrige Tür, auf die dunkle Lehmdiele ein; ein letzter, kräftiger Stoß beförderte ſie dicht an die Wand.

Hinrich hatte keine empfindlichen Geruchsnerven — gewiß nicht —; wie kam es nur, daß ſich ihm jetzt die ganze ſchmutzige Armlichkeit des Elternhauſes und ſeiner nächſten Umgebung förmlich aufdrängte? Ihn hatte doch ſonſt bei ſeiner Rückkehr von beſchwerlicher Fahrt alles ſo angeheimelt, beſonders beim letzten Male, als er aus der engen, hochgelegenen Stadtwohnung, aus dem beklemmenden Zwang der Rückſicht und Feinheit in dieſe Freiheit und Urwüchſigkeit zurückgekehrt war. Aber da hatte er auch die kleine, liebe Frau an ſeiner Seite, deren lichte Erſcheinung die ganze dürftige Umgebung verklärt hatte — für kurze Zeit. Denn ſie war nicht geſchaffen hier ausharren zu können, ſie wurde zerrieben von der Derbheit und Grobheit eben dieſer Umgebung.

Dem ungefügten Denkvermögen des einfachen Mannes ſchwebte dieſe Betrachtung nur unklar und verſchwommen vor, ſchärfte aber doch ſeine Sinne zur Erkenntnis des Häßlichen um ihn herum und nahm ihm die Unbefangenheit, die Selbſtverſtändlichkeit, mit der er ſonſt in dieſe ihm von Jugend an gewohnten und vertrauten Zuſtände zurückgekehrt war. Sein Auge ruhte beim Eintritt ins Stübchen mit einer Art Unbehagen auf dem ſpinnwebenbezogenen, einzigen Fenſter, auf der ungefegten Diele, dem vernachläſſigten Hausrat, und die rauhe, grobe Stimme der Mutter fiel ihm faſt verletzend ins Ohr. Tief aufſeufzend ſchob er ſich hinter den klebrigen Tiſch und ſtützte nachdenklich den Kopf mit der Hand.

Die Alte bemühte ſich, es dem Heimgekehrten behaglich zu machen; eine braune Kaffeekanne mit ſüßlich riechendem, dampfendem Inhalt, ein Napf mit Syrup und ein großes Schwarzbrot befanden ſich bald auf dem Tiſche. Rührig, wie bei der Arbeit, war Mudder Brandtſch auch beim Eſſen. Sie hatte ein dickes Stück Schwarzbrot mit Syrup beſtrichen, kerbte nun mit dem Meſſer die Kruſte der Brotſchnitte ein und balanzierte, während ein großer Brocken in dem zahnloſen Munde hin und her geworfen wurde, die Ellbogen aufgeſtemmt, das Meſſer in der Luft. „Nahwer Fiſcher hätt nu all twei Käuh'", begann ſie die Unterhaltung und ſchlürfte geräuſchvoll von der heißen braunen Cichorienbrühe.

Hinrich antwortete nicht darauf, er würgte zwar auch an einem Biſſen, aber Appetit und Behagen fehlten. Sein Blick hing zuweilen nachdenklich an der Kammertür, die dem Tiſche gerade gegenüber lag. Endlich hielt er es nicht mehr aus; die kauende, ſchmatzende Alte ihm gegenüber brachte ihn faſt um den Verſtand. Er mußte etwas wiſſen von den letzten Stunden ſeines Weibes, ihn verlangte ſehnlichſt darnach und ihm graute auch davor. Was würde er hören müſſen! —

„Mudder!" preßte er heraus, „wen is bi ehr weſt — tauletzt?"

Noch war kein Wort über Herta geſprochen worden, doch erriet die Alte ſogleich, wer gemeint ſei. Sie wußte, daß ſie dem Sohne einmal werde Rede ſtehen müſſen, dann würde die Sache endlich aus der Welt ſein.

„Doar gräm di nu man nich mihr üm, Hinrich", begann die Alte mit gemachter Sicherheit, „dei hätt in allen ehr Recht kregen, un ſei is woll verwoahrt, denn warden künn doar joa doch nix ut; wenn 't kein' von uns Oart is, denn ſo . . ."

„Dat mein ick nich, Mudder!", unterbrach ſie der Sohn, und gepreßt ſetzte er hinzu: „Hätt ſei noch vel utholl'n müßt?"

„Nei!" — ſagte die Alte gedehnt, „dat glöw ick nich; ſei hätt meiſt ahn Beſinniß lägen. Dei Preiſter wär ock hier un wull ehr dat Nachtmal gäwen, man hei ſeggt, wenn dei Minſch kein Beſinniß nich mihr hätt, denn ſo dörft hei dat nich dauhn, un nu is ſei ſo dod blewen. Dat is joa ümmer ſlimm vör'n Chriſtenminſchen, man dat hülp joa nu nich. Sünſt hätt doar öwer nix an fehlt, Sei hätt ſien inlegen, (im Sarge gelegen) ganz witting, von Kopp bet tau Fäuten, un'n Gräffniß hätt ſei hadd! — un 'ne Folg! — jüſt as dei Kaptein. — All' dei vörnehm' Lüd' ſünd mitgoahn. Un nahſten hew ick dei Klattch gäwen (Totenfeier), twei Pund Koffee un vör drei Dahler Stuten. . . ."

„Joa! joa! — Mudder, is gaud" — ſagte der Sohn gequält. Aber die Alte war einmal im Zuge: „Un dat doar goar nix öpp't Krüz ſteiht, dat is mi ock nich recht, dat wär doch all ein Geld weſt, un all' Lüd hebben ſick doarüwer wunnert, und dei Preiſter ſeggt ock, dat wär ſonderbar; man dei Schult hätt ſeggt, du häſt dat ſchrewen, dat dat ſo ſin füll, un hei künn ſick ock nicht denken, wat du doarut hadd häſt." Sie ſtockte. Scheu ſah ſie auf den Sohn, der, den Kopf in beiden Händen vergraben, daſaß, ein Bild troſtloſen Jammers. Da übermannte ſie der Ärger! „Ick weit nich, wat du vör'n Narren an dei Dirn freten häſt. Dei Ann-Mariek hätt den Kramer lopen laten, ſei ſeggt, wenn ſei kein Seemannsfru warden kann, denn ſo will ſei leiwers goar nich friegen. Du künnſt ehr nu all' Dag hebben, ehr Mudder is ſtorben, un ſei hätt Hus un Hof un Kap'tal; öwers wenn Ein' ſien Glück mit Fäuten von ſick ſtödd ..."

„Adjühs Mudder! —"

Hinrich ſtand auf, ſchob Brot und Kaffee von ſich und langte nach ſeinem Bündel.

„Wour wiſt du hen?" Angſt klang aus der groben Frauenſtimme.

„Ick weit noch nich — hier kann ick nich bliewen, ick goah wedder upp See." Er ſuchte in der Jackentaſche: „Hier — doar pleg' di vör, 't ſünd teihn Dahler — un nu bliw geſund."

Er ſtolperte über die ausgetretene Schwelle.

Offenen Mundes ſtarrte ihm die Alte nach: „Hinrich! —"

Hörte er den Ruf nicht, oder wollte er ihn nicht hören! — Weit ſchritt er aus und verließ das Dorf, ſobald er den Richtſteig erfaßt hatte, der ans Meer führte.

Keine menſchliche Seele, ſoweit das Auge reichte; — er ging langſamer, in tiefem Sinnen, gebeugt und müde. Schwer lag ihm das Herz in der Bruſt. Einen Blick nur hätte er in die Kammer tun mögen, auf die Stelle, wo ſein armes kleines Weib geſtorben war. Eine unendliche Sehnſucht nach dem feinen, blaſſen Geſichtchen packte ihn wieder, wie ſo oft ſchon; deutlich ſah er es vor ſich, ſo lieb und freundlich, „Herting! mien Lütting!" flüſterte er vor ſich hin, „wat hebben ſei di dahn!" — und warm rieſelte es in ſeinen vollen Bart.

Der Seewind ſtrich herb und friſch über die Dünen und kühlte ſein heißes Geſicht. Er ſtand ſtill und umfaßte mit einem langen Blick das hinter ihm liegende Dorf, die Dünen, den Strand, das Meer; hierher würde er wohl nicht zurückkehren. — Und er ſchritt rüſtiger vorwärts.

* * *

Paſtor Pieper ging langſam und nachdenklich in ſeinem kleinen Studierzimmer auf und ab; dichte Dampfwolken, die ſeiner langen Pfeife entquollen, umwehten ihn auf dem Hin und Her. Plötzlich ſtand er vor ſeinem Gaſte ſtill. „Brandt!" ſagte er und ließ die guten Augen mit einem langen Blick auf dem alten Seemanne ruhen, der dicht an der Tür auf der Kante eines Rohrſtuhls ſaß, „zu dieſem Vorhaben kann ich Ihnen nicht raten. Ich habe Ihre verſtorbene Frau nur einige Male geſehen und manches Jahr iſt darüber hingegangen, dennoch meine ich noch heute zu wiſſen: hoffärtig war ſie nicht. Sie ſagen, Sie wollen ihr ein prunkvolles Denkmal ſetzen laſſen — es mag Ihnen Herzensbedürfnis ſein, Ihre liebe heimgegangene Frau ſo zu ehren, und Sie haben dafür geſpart und entbehrt; aber billigen kann ich es nicht."

„Herr Paſter! . . ."

„Einen Augenblick, mein lieber Brandt! — verſtehen Sie mich recht. Daß Sie ihr ein Denkmal ſetzen wollen, finde ich gut und edel, aber warum von Stein und Eiſen und wegen der Leute? — Das kümmerliche Kreuz, wie Sie es nennen, haben Sie damals für ſie beſtimmt, und ein treues, dankbares Gattenherz war es, das dieſes Gedenkzeichen der Verſtorbenen ſetzen ließ. Sie verſchmähten ein Wort der heiligen Schrift und beſtimmten, daß außer dem Namen nichts auf dem Kreuze ſtehen dürfe. Ich habe Sie damals verſtanden, habe Ihnen nachfühlen können, daß der ſtarke Schmerz Sie bitter und eiferſüchtig mache — wir Menſchen fehlen alle und müſſen einander in Liebe und Geduld tragen — und ich habe, entgegen der guten, alten Sitte, die man nicht antaſten ſollte, Ihre Anordnung nicht angefochten. Sie kommen heute zu mir und erbitten meinen Rat wegen eines neuen Denkmals, für das Sie eine hohe Summe anlegen

wollen; — laſſen Sie uns einmal nachdenken, ob es keine andere Handlung gäbe, die die Verſtorbene ehren und Ihrem Herzen den Frieden wiedergeben könne. Sie haben Ihre liebe Frau ſo treu im Gedächtniſſe behalten die vielen Jahre hindurch, gewiß erinnern Sie ſich noch an irgend etwas, das ihrem Herzen recht nahe ſtand, das ſie außer ihrem Manne ſehr liebte? —"

„Lütt' Kinner; — ſünſt wüßt ick nix", ſagte Hinrich bedrückt, den Blick am Boden.

„Kleine Kinder! — aber da haben wir ja gleich eine Handhabe! Hören Sie mich einmal aufmerkſam an, mein lieber Brandt; Sie waren doch viel in großen Städten und haben gewiß Gelegenheit gehabt, viel kleine bettelnde Kinder zu ſehen. Oft werden Sie ſo einem armen Dingchen in aufrichtigem Erbarmen ein paar Pfennige gegeben haben, ich kenne meine Seeleute, bin unter ihnen alt geworden, ſie haben alle warme Herzen; was meinen Sie, würde es Ihrer lieben Frau nicht Freude machen, wenn ſie aus jenen lichten Höhen, die wir alle noch einmal zu gewinnen hoffen, hinunter ſähe auf ein Häuflein ſolcher armen, kleinen Geſchöpfe, die die Hand ihres Hinrich in echtem chriſtlichen Erbarmen ſpeiſte und kleidete? — oder meinen Sie, daß ihr ein Marmorkreuz mit goldenen Buchſtaben darauf beſſer gefallen würde?"

Der Paſtor nahm ſeine Wanderung wieder auf. Die Pfeife war ihm ausgegangen, er behielt ſie gewohnheitsgemäß zwiſchen den Lippen.

Hinrich kraute verlegen den weißen Kopf. Einige Minuten verſtrichen unter Stillſchweigen. Der Sand des Fußbodens knirſchte unter den geſtickten Hausſchuhen des Paſtors. — Endlich erhob ſich Hinrich, drehte ſeine Mütze hin und her und ſeufzte. Jahre lang hatte er ſich mit dem beſchäftigt, was er heute hier niedergelegt hatte, mit keinem Menſchen darüber geſprochen; es war ihm nicht möglich ſo ſchnell davon zu laſſen.

Wieder verſtand der Paſtor genau, was in dem Herzen des einfachen Mannes da vor ihm arbeitete; er ließ ihm Zeit ſich zurechtzufinden. Seiner Verlegenheit zu Hülfe kommend, blieb er noch einmal vor ihm ſtehen und ſagte freundlich: „Überlegen Sie es ſich, lieber Brandt, es eilt ja nicht; Ihr ganzes Herz muß bei dem Werke ſein, ſonſt hat es keinen Wert und Gottes Segen ruht nicht darauf."

Das traf. Hinrich reckte die gebeugte Geſtalt; treuherzig ſah er zu dem Paſtor auf: „Vel Tied hew ick nich, hüt öwer acht Dag' möt ick in Hamburg ſin." Er machte eine Pauſe. „Seggen 'S mi, Herr Paſter, wat ick dauhn ſall", ſtieß er dann heraus.

„Gern", ſagte Paſtor Pieper freundlich, „das heißt, es iſt immer nur ein Rat und das Befolgen ſteht bei Ihnen. Laſſen Sie das Grab erhöhen und neu bepflanzen, ſenden Sie das Kreuz, das dann doch fortgenommen werden muß, nach Barth, laſſen es neu anſtreichen und den Namen wieder auffriſchen und beſtellen Sie gleich ein zweites von derſelben Art für ſich; Sie ſagten ja, es ſei Ihr Wunſch, einmal neben Ihrer Frau ruhen zu können. Der Platz neben dem Grabe iſt noch frei, Sie müßten ihn ſich allerdings durch Kauf ſichern; das Geld kommt in ſolchem Falle in die Kirchenkaſſe. Das wäre eins. Nun zu dem andern; nähere Angehörige haben Sie nicht?"

„Keinen Minſchen."

„Alſo auch keine Verpflichtungen. Ich würde Ihnen raten, mein lieber Brandt, Ihr Teſtament vor der Abreiſe rechtskräftig machen zu laſſen — Herr Superintendent Krüger in Barth wird Ihnen dabei behülflich ſein, wenn ich ihn darum erſuche — und Ihr Vermögen einer Stiftung für Seemannswaiſen zu vermachen; auch darin wird Ihnen mein Freund Krüger die rechten Fingerzeige geben können."

Wieder eine Pauſe.

„Je, ick glöw ock, dat dat ſo gaud is, wenn Sei 't ſo meinen, Herr Paſter!" — Hinrich erhob ſich und erfaßte den Türgriff. Die Hand blieb zögernd darauf liegen; abgewandt, den Rücken ins Zimmer hingekehrt, ſtand er und ſann geſenkten Kopfes vor ſich hin, dann drehte er ſich langſam um: „Herr Paſter!" — ſagte er ſtockend und ſah an dem Angeredeten vorbei in eine Ecke des Zimmers hinein, „ick mücht woll, dat doar nu ein Spruch up't Krüz käm! . . ."

„Und Sie wünſchen, daß ich einen für Sie ausſuche?" kam ihm der Paſtor entgegen. „Von Herzen gern! — Wir nehmen dann denſelben Spruch für beide Denkmale."

„Oh ne! geiht dat?"

„Gewiß, lieber Brandt, wollen Sie auch lieber selbst wählen?" Pastor Pieper machte eine Bewegung nach dem Tische hin, auf dem ein aufgeschlagenes Neues Testament lag.

„Nee, ick dank Sei; so as Sei 't maken, so is 't gaud."

Sie drückten einander die Hände.

„Und dies soll nun Ihre letzte Reise sein?" fragte Pastor Pieper noch, die harte, warme Hand des Gastes festhaltend.

„Ja, ick hew mi dat so dacht."

„Und ziehen dann wieder zu uns in die Heimat?"

„Nee, dat nich, ick bliew in Hamburg; ick hew mien Wahnung doar ümmer bibeholl'n."

„So, so! — Na, glückliche Reise, mein lieber Brandt!"

„Adjühs, Herr Paster! un vel schön' Dank."

Die verschlungenen Hände trennten sich.

* * *

Der kleine Hügel, unter dem Herta schlief, erhielt nach einigen Wochen das alte Kreuz in neuer Gewandung wieder; kurze Zeit leuchtete es weiß und mit klarer dunkler Schrift aus saftigem Grün heraus, dann begannen die Herbststürme ihr Zerstörungswerk, von reichlichen Regengüssen unterstützt. Wer sich aber die Mühe gab, den kleinen verwehten und verwaschenen Hügel zu umgehen, der konnte noch manches Jahr die verheißungsvollen Worte der Schrift: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen", auf der Rückseite erkennen.

Der Platz neben dem Grabe aber blieb leer.

Olympe de Gouges.

Von

Leopold Lacour.

Übersetzt von Louise Leser.

Nachdruck verboten.

Vorbemerkung der Redaktion. Olympe de Gouges ist bei uns in Deutschland so gut wie unbekannt. Wir kennen ihren Namen nur als den der ersten Frau, die eine „Erklärung der Frauenrechte" verfaßte, in der sie die Konsequenz aus der Erklärung der Menschenrechte in der französischen Revolution zog. Vielleicht stimmt das Bild, das wir uns auf Grund dieser Tat von ihrer Persönlichkeit gemacht haben, wenig mit dieser auf sorgfältigen historischen Studien beruhenden Charakteristik. Jedenfalls dürfte diese Studie, deren Übersetzung Mr. Lacour freundlichst gestattete, für unseren Leserkreis von Interesse sein. Eine größere Arbeit über Olympe als die folgende, in der Revue de Paris veröffentlichte, ließ derselbe Verfasser in dem Bande: „Trois femmes de la Révolution" Paris 1900 erscheinen.

Vom Revolutionstribunal am 12. Brumaire im Jahre II (2. November 1793) zum Tode verurteilt, wurde Olympe de Gouges am darauf folgenden Tage hingerichtet. Ihr Sohn, Pierre Aubry, ein ehemaliger Ingenieur, der später Offizier geworden, verleugnete sie mit unerhörter Feigheit am 17. Brumaire in einem „Bekenntnis seines bürgerlichen Glaubens" und am 27. skizzierte sie eine der leidenschaftlichsten Zeitschriften „Das Blatt des öffentlichen Wohls" (Feuille du Salut publique) in einer Weise, die dem über sie gefällten Urteil entsprach: „Olympe de Gouges, die mit einer ausschweifenden Phantasie begabt war, nahm ihre Raserei für eine höhere Eingebung. Sie fing damit an, Unsinn zu reden und schloß damit, die Lehren jener Verräter anzunehmen, die Frankreich spalten wollten; sie wollte Staatsbürgerin sein, und es scheint, als habe das Gesetz diese Verschwörerin dafür bestraft, daß sie die Tugenden, die ihrem Geschlecht anstehen, vergessen hat." — An demselben

Tage rief Chaumette in der Kommune einer Deputation von Frauen, die mit roten Hauben bekleidet waren, entgegen: „Denket an die schamlose Olympe de Gouges, die als erste eine Frauenvereinigung gründete, die ihre Pflichten als Hausfrau vernachlässigte, um sich um die Republik zu kümmern, und deren Haupt unter dem rächenden Eisen des Gesetzes fiel." —

Diese Frau, die nur noch den Schatten eines Namens bedeutet, außer für wenige Wißbegierige, gehört der Geschichte an, die sie bisher allzusehr vernachlässigt hat. Sie war niemals populär, aber sie trat doch in dem allgemeinen Sturm hervor. Sie hat nicht, wie Théroigne die Rolle einer blutdürstigen Amazone gespielt. Sie war eine Amazone, aber eine Amazone der Feder, eine „Bradamante bleue". Häufig blind in ihren rein instinktiven Urteilen über Menschen und Dinge, noch häufiger lächerlich in dem Ausdruck ihrer Begeisterung oder ihres Hasses, außerdem halb verrückt vor Hochmut und auch zuweilen ziemlich nah am Verfolgungswahnsinn — hatte sie doch eine der höchstgestimmten, großmütigsten Seelen jener Zeit, die aufrichtigste Liebe für die Armen, eine Leidenschaft für die Förderung des Volkswohls und zuweilen einen in Erstaunen setzenden politischen Scharfblick, der sich während des Prozesses des Königs zu prophetischer Gabe steigerte, bei welcher Gelegenheit sie auch einen so erhabenen Mut an den Tag legte, daß das allein wohl genügen würde, um mit den schlimmsten Auswüchsen ihrer Selbstanbetung auszusöhnen.

Sie wurde am 7. Mai 1748 in Montauban geboren. Als sie vor dem Gerichtshof der Revolution erschien, war sie 45 und nicht 38 Jahre alt, wie sie angab. Denn dieser heroischen Frau fehlte vor ihren Richtern nur ein Mut, der, ihr Alter einzugestehen. Es war dies eine unschuldige Schwäche, die indessen sonderbar erscheint, besonders, wenn man bedenkt, daß heftige Leidenschaften, Arbeit, enttäuschter Ehrgeiz, Einschränkung und drohende Armut Olympe de Gouges vorzeitig hatten altern lassen Auf diesem Antlitz waren keine Spuren übrig geblieben von einer Schönheit, die einst gefeiert worden war. Ihr Haar war völlig ergraut. Doch der Gerichtshof kümmerte sich darum wenig, und die amüsante Lüge nahm durch die stillschweigende Eintragung in das Protokoll des Verhörs den Schein der Wahrheit an.

Interessant ist, daß, da das „Bulletin du tribunal révolutionnaire" und andere Zeitungen, der Moniteur, die Révolutions de Paris usw., ihrerseits vollständig gleichgiltig für die Wahrheit, die Behauptung ihrer eigenwilligen Koketterie abdrucken, auch die Biographen an dieser Aussage mit ihrer gewohnten, hingebenden Treue einem Irrtum gegenüber festhielten. Wenn Olympe de Gouges in der Tat die Wahrheit gesagt hätte, so wäre sie im Jahre 1755 geboren, und in dieses Jahr verlegen auch alle Encyklopädien — mit Ausnahme einer einzigen (Grand dictionnaire universel) — ihre Geburt. Selbst Michelet ließ sich täuschen.

Man muß M. Wallon beglückwünschen. Bevor er anfing, über Olympe in seiner „Geschichte des Gerichtshofs der Revolution" (Histoire du Tribunal révolutionnaire) zu schreiben, unterzog er sich der Mühe, über ihre Person in den nationalen Archiven zu forschen. Er fand dort in einem Aktenbündel von etwa 50 Seiten ein Urteil des Zivilgerichtshofs an der Seine, vom 4. Fructidor des Jahres VI datiert, das das Protokoll des Verhörs in Bezug auf das Alter und die Familie der Verurteilten berichtigte. Aber man sollte fast glauben, es sei unmöglich, vollkommen exakte Angaben zu machen, denn Mr. Wallon berichtet uns, daß sie Marie Gouge hieß, obwohl der Name, der durch Olympe de Gouges ersetzt wurde, ganz deutlich Marie Gouze ist. Derselbe Fehler findet sich in einem Werk lokalen Charakters: Biographische Galerie berühmter Persönlichkeiten von der Tarn und Garonne (Galerie biographique des personnages célèbres de Tarn-et-Garonne), in welchem der Irrtum sogar bei der Abschrift der Geburtsurkunde gemacht wurde. Diese Urkunde befindet sich in den Registern der Gemeinde Montauban, und es geht daraus hervor, daß der Vater von Marie Gouze, Pierre Gouze, Schlächter war. Die Frau dieses Schlächters hieß mit ihrem Familiennamen Mouisset, ihr Vorname war Olympe.

Wie entstand während der Revolution das Gerücht, daß Olympe de Gouges die natürliche Tochter Ludwig XV sei? Im Oktober 1792 verschaffte Léonard Bourdon dieser Legende eine für sie gefährliche Verbreitung, worüber sie sich erzürnte. Zitieren wir ihr eigenes Zeugnis: „Ich bin keineswegs die Tochter eines Königs, sondern die eines mit Lorbeer gekrönten Hauptes, ich bin die Tochter eines Mannes, der ebenso berühmt ist wegen seiner Tugenden wie seiner literatischen Talente." (Compte moral rendu.) In ihrem „politischen Testament" vom 4. Juni 1793, in dem sie ebenfalls den Namen zu erraten übrig läßt, ja, noch geheimnisvoller, dieses Mal keinerlei Andeutungen über die Persönlichkeit gibt, beklagt sie sich in stolzem Schmerz darüber, daß sie durch „Fanatismus" des „Vermögens" und „Namens eines berühmten Vaters" beraubt worden wäre. Dies muß jedem als ein Rätsel erscheinen, der nicht Olympe de Gouges Roman gelesen hat, der 1788 unter dem Titel: „Mémoire de Madame de Valmont sur l'ingratitude et la cruauté de la Famille des Flaucourt envers la sienne usw." erschien. Denn dieses wunderliche, flüchtige, schlecht geschriebene und dennoch fesselnde Werk ist zweifellos eine unter angenommenem Namen veröffentlichte Selbstbiographie und eine Anklageschrift gegen die Familie Pompignan, die leicht erkennbar unter dem Familiennamen Flaucourt versteckt ist, und der Marquis de Flaucourt, ein tragischer, lyrischer und katholischer Dichter, der Vater von Mme. de Valmont, d. h. von Olympe, ist augenscheinlich kein anderer als der Dichter Marquis Le Franc de Pompignan, 1709 in Montauban geboren und 1784 gestorben.

Man muß sich in der Tat fragen, ob Olympe de Gouges nicht die Unwahrheit gesagt hat, wenn sie sich einen in zweifacher Hinsicht schmeichelhaften Ursprung väterlicherseits zuerkannte; aber nach meiner Meinung würde man ihr damit Unrecht tun. Wenn sie auch an einer grenzenlosen Eitelkeit krankte, wenn sie überdies einen gefährlichen Hang zur Romantik hatte, so muß man wiederum bedenken, daß sie trotz allem die freimütigste, loyalste Natur besaß, und je mehr man die guten Seiten ihres Charakters in Betracht zieht, desto unwahrscheinlicher erscheint es, daß sie sich gegen Wahrheit und Ehre versündigt haben soll, auf Kosten sowohl ihrer Mutter als ihres Vaters und des berühmten Dichters, den sie anklagt, sie „in der Wiege vergessen zu haben".

In Montauban und nicht in Paris, wie gewisse Encyklopädien berichten, wurde die künftige Bradamante bleue Madame Aubry, denn so lautete der Name ihres Mannes (24. Oktober 1765). Übrigens eine Ehe, die ihrem jugendlichen Stolz nicht schmeicheln konnte. Wir lesen in der Heiratsurkunde: „Louis Ives Aubry, Küchenmeister des Edlen von Gourgues, Intendant von Montauban . . .", und zweifellos war er für seine Person stolz darauf, einer so hochstehenden Persönlichkeit zu dienen, während er in ihren Augen, die — wenn man so sagen darf — geburtsstolz war, kaum mehr als ein Bedienter war. Hören wir Mdme. de Valmont selbst. Wohl hütet sie sich, Details zu geben, aber diese Erklärung genügt: „Man verheiratete mich mit einem Mann, den ich nicht liebte, der weder reich noch aus guter Familie war. Ich wurde geopfert, ohne daß irgend ein Equivalent der Abneigung, die ich für diesen Mann empfand, gegenüber zu stellen war". „Weder reich noch aus guter Familie", ein noch durch die Eitelkeit gefärbter Ausdruck für die tief gekränkte Eitelkeit der Marie Gouze, als sie die Hand des „officier de bouche" annehmen mußte.

Richtet sich ihr „Widerwille" gegen die Persönlichkeit dieses Aubry nur gegen die sehr wahrscheinliche Gewöhnlichkeit eines Mannes in so niedriger Stellung, der in der Geburtsurkunde seines Sohnes, Pierre Aubry (29. August 1766) einfach als „Koch" bezeichnet wird? Der unkultivierte, aber lebhafte und leicht erregbare Geist des ganz jungen Mädchens hat sicherlich unter dem Gegensatz gelitten: sie fühlte sich im Voraus als „femme incomprise", wie man im Jahre 1830 zu sagen pflegte, und diese Heirat, zu der sie gezwungen worden war, erschien ihr im Lichte des Traurigsten, was es vielleicht tatsächlich giebt: als Einkerkerung der denkenden, nach Bewegungsfreiheit sich sehnenden Frau, neben einem schwerfälligen Gatten, einem wahrhaften geistigen Kerkermeister. Aber ebenso wahrscheinlich ist es, daß zu dieser begründeten

Abneigung noch ein Altersunterschied hinzukam, der in abstoßendem Mißverhältnis zu ihren 17 Jahren, ihrer auffallenden und frischen südlichen Schönheit, und, man gestatte die Vermutung — wir werden bald erzählen, was für eine feurige Geliebte Olympe de Gouges wurde — zu ihren Sinnenträumen stand. Louis Ives Aubry, der in Paris Traiteur gewesen war, kam ohne Zweifel erst in späteren Jahren nach Montauban, und wenn er auch nicht — wie behauptet worden ist — alt war, so war er doch wahrscheinlich ein Mann in sehr reifen Jahren.

Tatsache ist, daß sie aus dem Hause ihres Gatten entfloh. Mdme. de Valmont beichtet es selbst, ohne, bedauerlicher Weise, das Datum dieses Staatsstreiches anzugeben. „Gezwungen einen Gatten zu verlassen, der mir verhaßt war . . .“ schrieb sie an den Marquis de Flaucourt, und wir müssen den Zeitpunkt zu erraten suchen. Aber da Olympe de Gouges, bevor sie Schriftstellerin wurde, viele Jahre lang, von denen noch die Rede sein wird, Kurtisane war, ist es klar, daß ihre eheliche Geduld nur kurze Zeit gewährt hat, und man ist berechtigt, anzunehmen, daß sie sich mit 20 Jahren frei machte.

Es wäre vermutlich übertrieben naiv anzunehmen, daß sie ohne zärtlichen Beschützer ihr Haus verlassen hätte, und daß sie diesen Punkt in den Memoiren übergeht, spricht eher für die entgegengesetzte Vermutung. Mdme. de Valmont erzählt, daß sie durch die Ratschläge einer „Schwester und eines Schwagers“ bewogen wurde, ihren „Wohnsitz nach der Hauptstadt zu verlegen“, was keineswegs beweist, daß diese Ratschläge die einzigen und die wirkungsvollsten gewesen sein müssen.

Man muß sich Olympe de Gouges vor ihrer Flucht in ihrer Häuslichkeit wie eine frühreife Bovary des Südens vorstellen. Ein Ausspruch von Mdme. de Valmont ist ganz wie eine Bovary: „Ich fühlte mich damals über meinen Stand erhaben“. Sie erzählt auch von einem „Mann vornehmer Abkunft“, den ihre Mutter abwies. Die Titel und Adelsprädikate blendeten eine kleine, exaltierte Provinzlerin von so einfacher bürgerlicher Herkunft wie Marie Gouze. Noch im Jahre 1788 scheint die Schriftstellerin sich nicht über diese Heirat, die man für das junge Mädchen nicht wünschte, getröstet zu haben. Und wir fragen uns nun, ob dieser „Mann vornehmer Abkunft“, am Ende tatsächlich auf dem Lebensweg, nicht des jungen Mädchens, aber der jungen, unzufriedenen Frau des Kochs zu finden ist. —

Ist es anzunehmen, daß sie gleich, nachdem sie Montauban verließ, ihr Pseudonym annahm? Wahrscheinlich ja! Sie bewunderte den Vornamen ihrer Mutter, der — klangvoll und hochtrabend — dazu angetan war, ihren romantischen Neigungen Nahrung zu geben. Sie sagt selbst einmal viel später, daß, wenn man in „ihren Reden alle Tugenden der Gleichheit“, in ihrem „Antlitz die Züge der Freiheit“ fände, so umfasse dieser Name „Olympe“ etwas „Göttliches“. Sie behielt übrigens auch den Namen Marie. Vor dem Revolutionstribunal nannte sie sich: Marie Olympe de Gouges, verwitwete Aubry.

Und ist sie schließlich direkt nach Paris gegangen, wie sie berichtet? Ein royalistischer Pamphletist, der zur Zeit der Revolution lebte, erzählt Folgendes: „Sie gefiel einem reichen Kaufmann aus Toulouse, der sich für sie ruinierte, ging dann in die Hände eines anderen Handelsmannes über, dessen Vermögen sie gleichfalls zerrüttete, und kam dann nach Paris.“ (Folies d'un mois.) Der Verfasser dieser Folies, der Abt von Bouyon, zeichnete sich in der reaktionären Presse durch eine Feindseligkeit gegen Olympe aus, die Mißtrauen erregt. Dennoch ist nichts Unglaubhaftes in diesen beiden kurzen Anekdoten, welche die sehr junge Emanzipierte als eine wahre Geld-Verschlingerin schildern. Woher hätten auch einer Heldin der Feder, die 80 000 livres kommen sollen, die sie, eingeschlossen den Wert ihres Mobiliars, „noch“ 1788 hatte, wie aus ihrem „Testament politique“ hervorgeht? Ein augenscheinlich unparteiischer Zeitgenosse, der Bibliothekar Desessarts (Procès fameux jugés depuis la révolution) sagt ausdrücklich: Sie war erst eine galante Dame, die im Luxus lebte. Er spricht von ihren Erfolgen während „ihrer Laufbahn als Lebedame“. — Aber wenn sich auch einer oder der andere durch ihre Schuld ruiniert haben mag, so ist doch unsere feste Überzeugung, daß sie in keine ihrer Liebesbeziehungen die niedrige Habsucht

einer käuflichen Dirne hineintrug, die nur darauf ausgeht, sich zu bereichern. Sie wurde sehr geliebt, man war ihr gegenüber sehr generös, sie verschwendete viel und verstand es dennoch, ein gewisses Vermögen zu sparen: so viel ist unserer Ansicht nach wahr. Sie war eine „Amoureuse", bestätigt noch Desessarts, vom Frühling ihres Lebens an von einer Leidenschaftlichkeit des Körpers und der Seele, daß sie diesen durch die zwiefache Verschwendung solch berauschenden Feuers verkürzt. Ihre heiße Jugend verzehrte sich schnell. In ihrem Blut brannte die Sonne des Südens, und unter dieser zu starken Sonne fing sie an zu verblühen, schon im Mai, noch ehe der Sommer kam, noch ehe sie ihre ehrgeizigen Träume und deren Enttäuschungen erlebte. Monselet vergleicht sie mit einer „tollen Bachantin" —, nicht allzu toll, da sie Ersparnisse machte, aber doch „Bachantin"; zwar Kurtisane, aber keine Dirne.

Desessarts beobachtet bedauerlicher Weise absolute Diskretion über die näheren Umstände und den jeweiligen Gegenstand dieser „ungestümen" Leidenschaften. Auch über ihre Schönheit, die zu bald welkte, findet sich kein Hinweis, ebenso wenig bei zwei anderen Zeitgenossen, Proussinalle und Dulaure, die nur erzählen, daß Olympe de Gouges schön war, und da auch kein Porträt von ihr existiert, bleibt es nur ein leeres Wort. —

Nichtsdestoweniger kann man annehmen, daß sie brünett war, ihr Charakter gestattet eine solche Vermutung ebenso wie ihre südliche Heimat, sie war eine „âme brune".

Vielleicht war sie auch groß. Die „Révolutions de Paris", die sie, anläßlich eines Nationalfestes an der Spitze einer Gruppe Frauen schildert, spottet über ihre „Haltung", einem „Tambour-Major an der Spitze seiner schmetternden Truppe" allzu ähnlich. Und endlich, wenn man den „Mémoires de Fleury", einem ebenso amüsanten wie wertvollen Werk von J. B. Lafitte (1835—1837), glauben darf, war sie mager. —

Desessarts, der von ihren geistigen Gaben spricht, fügt hinzu, daß sie diese im „Verkehr mit der großen Welt vervollkommnete".

Er gibt außerdem noch eine sehr bemerkenswerte Angabe anderer Art, in der es heißt: „Die Zorn- und Wutausbrüche, die ihre Liebe immer begleiteten" — mit anderen Worten: ihre Eifersucht, ihr heftiger, leidenschaftlicher Despotismus — trugen dazu bei, ihre Laufbahn als berühmte Lebedame abzukürzen, denn dadurch zogen sich die Männer von ihr zurück, die ihr Geist, ihre lebhafte und bewegliche Phantasie noch in der ersten Zeit des vorzeitigen Welkens ihrer „Frische" angezogen und festgehalten hatten.

Der erste Traum der Olympe de Gouges war, die Ninon ihres Jahrhunderts zu sein, aber es war ihr bestimmt, in allen ihren Plänen zu scheitern, mit diesem zuerst. Das Andenken der großen Verführerin gab ihr wenigstens einen ziemlich glücklichen Impuls zu dem besten ihrer Bühnenstücke, oder richtiger gesagt, zu dem einzigen, das nicht schlecht ist, zu: „Molière chez Ninon".

* * *

Für diese Rolle einer Königin in der Lebewelt, die zu spielen ihr nicht beschieden war, war sie außer durch ihre Schönheit, die Gaben ihres Geistes und ihre Phantasie noch mit einer anderen Eigenschaft ausgestattet, der Kunst des Wortes. Sie hatte nicht die funkelnde Geschmeidigkeit, die treffenden Einfälle, den Gassenwitz und die volkstümliche Schlagfertigkeit einer Sophie Arnould; aber sie hatte den Witz des Moralisten und in der Wahl ihrer Bilder zuweilen glückliche Eingebungen. Besonders Menschen gegenüber, die ihr mißfielen, denen sie zürnte, die über sie spotteten, standen ihr scharfe Entgegnungen, beißende Ironie und durchschlagende Verve zur Verfügung. Sie hatte überhaupt mehr Verve als Geist im engsten Sinne des Wortes. Sie besaß eine Beredsamkeit, die sich dem Fluß ihres unversiegbaren Wortes hingibt, besser vielleicht — eine verblüffende Geschwätzigkeit. Sie sprach viel auf einmal,

berichten sehr drollig die Mémoires de Fleury . . . Sie sprach in 32 stel Takt, ohne sich zu schnäuzen oder zu husten, um keine Pausen machen zu müssen, auch ohne Gesten oder Interpunktion, als wenn sie ausgerechnet hätte, daß für jeden Punkt und jedes Komma eine Silbe eingeschoben werden könnte. Und was dieser ungebändigte Redestrom mit sich führte, war nicht immer schlecht, „im Gegenteil" fügen die amüsanten Memoiren hinzu.

Alles in allem, wenn sie nicht gereizt wurde oder wenn die Eifersucht sie nicht in Wut versetzte, die beste Frau der Welt und reizend in ihrer Heiterkeit.

Durch eine anmutige Beichte aus dem Vorwort eines ihrer Stücke schimmert überdies ihre stets wache, erfinderische Koketterie aus der Zeit ihres galanten Lebens: „Ich machte im Laufe des Tages unausgesetzt Toilette, um mich zu verschönen." Ein Lächeln ihrer Jugend liegt auf diesen Worten. —

Ihre Toiletten selbst sollen recht excentrisch gewesen sein. In der Zeit, zu der die Mémoires sich mit ihr befassen, bedeckte sie ihren Kopf mit einem „leichten und unabhängigen Gazeschleier", der aus ihren Haaren aufschäumte und so aussah, als hätte sie den ganzen Seifenschaum eines Rasierbeckens auf den Kopf bekommen. Es ist Tatsache, das sie damals über den Blutumlauf nachgedacht hatte, und ihn durch nichts „einengen" und die Gedanken auf ihrem Thron nicht einkerkern lassen wollte. —

Wann und wie vollzog sich nun die Wandlung von der Kurtisane zur Schriftstellerin? Im Jahre 1784 erhielt die Comédie Française, ohne im übrigen zu wissen, daß Olympe de Gouges die Verfasserin sei, ein Drama „Zamor et Mirza oder l'Heureux Naufrage", das schließlich im Dezember 1789 unter dem deutlichen und damals zugkräftigen Titel: „Die Neger-Sklaverei" zur Aufführung kam. Das war der erste literarische Versuch der Lebedame, und Olympe versichert selbst, daß sie dieses erste Stück 1782 schrieb. Sie war oder wurde also 34 Jahr, als der — ohne Zweifel brennende — Wunsch in ihr keimte, neuen und höheren Ruhm zu erlangen. Die Krisis war verhängnisvoll, aber vielleicht wäre sie erst um die vierziger Jahre eingetreten, wenn die Schönheit der feurigen Laïs widerstandsfähiger gewesen und nicht einen so zeitigen Herbst erlebt hätte. Bei den ersten allzu kritischen Hinweisen des Spiegels spielte die herrschende Leidenschaft dieser Feuerseele, der Ehrgeiz, sie dem Satan der Literatur in die Hände. Nichts kann der Unglücklichen den Teufel austreiben, selbst nicht die Revolution, die ihr im Gegenteil die Laufbahn einer patriotischen Schriftstellerin eröffnet, ohne sie von der Literatur, richtiger gesagt vom Theater, vom Roman zu trennen.

Der Wunsch, ihre Einnahmequellen zu erhöhen, wird noch hinzugetreten sein zu einer Zeit, in der sie nicht mehr auf verschwenderische Liebe rechnen kann. Von den 80 000 livres, die sie 1788 „noch" besaß, repräsentierte ihr Mobiliar 30 000, und man kann annehmen, daß sie 1782 außer diesen Möbeln nahezu 100 000 livres besaß. Das ist sicherlich reichlich gerechnet und wäre für eine einfache Bürgersfrau auch ein Vermögen gewesen. Aber Olympe sagte 1789: „Ich bin arm", und sie meinte es ernsthaft, und sie fügte nicht weniger ernst hinzu: „Ich habe den Stolz, der meinem Schicksal ansteht" Ihr Hochmut hielt sie in der Tat aufrecht; aber gewiß ist ihr das Theater ebenso sehr als Quelle von Ruhm wie von Einkünften erschienen. Vielleicht zeigte ihr auch ihr Gewissen, durch das Herannahen des unvermeidlichen Rückzugs geweckt, um das Jahr 1782, wie wenig edel die Laufbahn einer Kurtisane sei. Jedenfalls rief sie 1789 aus: „Ja, Bürger, da ich kein Vermögen habe, habe ich es unternommen, mir ein solches durch eine edle Arbeit zu erwerben."

Dazu kam noch der Einfluß ihrer Beziehungen zur Schriftstellerwelt. Sie ließ l'Heureux Naufrage an der Comédie Française durch Suard, einen Kritiker und Mitglied der französischen Akademie einreichen.

In einem Streit mit dem Schauspieler Florence von der Comédie sehen wir sie, so scheint es, am Arme Cubières. — Aus dem Vorwort zu „Molière chez Ninon" (1788) erfahren wir, daß sie dieses Stück, ehe sie es dem Komitee vorlas, den „bedeutendsten Schriftstellern des Jahrhunderts" zur Kritik unterbreitete, nämlich Palissot,

Mercier, Lemierre. Sie hat auch versucht, in Beaumarchais einen Beschützer, ja, auch einen verborgenen Mitarbeiter zu finden. Sie brachte oder sandte ihm Manuskripte „ihre ersten Erzeugnisse" seinen Rat erbittend. Er gab ihr auch diesen Rat „schriftlich"; aber, er hatte das Unglück, eins ihrer Dramen „le Mariage inattendu de Chérubin" abscheulich zu finden. Die schülerhafte Huldigung, die so weit ging, seine Personen nachzubilden, hatte ihn vermutlich ein wenig gereizt. Eines Tages besuchte sie ihn, um seine Unterstützung gegen die Comédie, die immer wieder die Aufführung von „Zamor und Mirza" hinausschob, zu erbitten; er wollte sie nicht empfangen und ließ sie durch seinen Portier abweisen. Darauf schwur sie ihm Rache. Ein kleines Stück „Réminiscence", in dem sie augenscheinlich ihrer Rachsucht Luft macht und das übrigens niemals aufgeführt wurde, ist uns nicht zugänglich gewesen. Und nachdem sie diesen Besuch in dem Vorwort der „Mariage inattendu de Chérubin" (1788) beschrieben hatte — sie war eine fürchterliche Vorwort-Schreiberin, ja, es passierte ihr sogar, nachdem sie ein Vorwort verfaßt hatte, noch ein Nachwort folgen zu lassen — beschuldigt sie zwei Jahre später Beaumarchais unzweideutig des literarischen Neides: „Ich war die Rivalin seines Talents" und — ein seltsamer Vorwurf für diesen Beschützer ihres Geschlechts — „ich wurde ihm dadurch ein zu fürchtender Mensch". (Préface du Philosophe corrigé 1788). Darauf beging er das Verbrechen, das Gerücht zu verbreiten, daß sie nicht die Verfasserin ihrer Stücke wäre, daß sie zum mindesten „Nachhelfer" hätte. Sie schäumt vor Wut und macht ihrem Feinde folgenden wahnsinnigen Vorschlag: „Ich wette 100, Sie 1000 Louis, das ist im Verhältnis zu unserer beiderseitigen Vermögenslage ein sehr gerechter Vorschlag, und ich verpflichte mich, meinetwegen in Gegenwart des ganzen versammelten Paris, unvorbereitet über irgend ein mir gestelltes oder von mir frei erfundenes Thema ein Theaterstück zu verfassen, selbst wenn es ganz ohne Vorbereitung geschehen muß". Man muß von diesem Vorschlag die letzte Bedingung besonders erwähnen, die weniger verrückt als vielmehr voll rührender Komik erscheint: „Die 100 oder 1000 Louis des Verlierenden sollen zur Ausstattung von sechs jungen Mädchen verwendet werden".

Im Jahre 1788 kannte sie Cailhava, La Harpe und viele kleine Schriftsteller, Verfasser von Gassenhauern, Journalisten, Kritiker, für welche „sie sich in Stücke hätte reißen lassen", wie „le Petit Dictionnaire des grands hommes" (1791) in einem mehr als boshaften, ja groben Artikel behauptete. Sie kannte Dulaure oder lernte ihn später kennen. Bernadin de Saint-Pierre sagte 1792 zu ihr: „Sie sind ein Friedensengel". Aber von allen Männern der Wissenschaft, die Olympe mehr oder weniger freundschaftlich nahe standen, war es Mercier, den sie bevorzugte, den sie in wahrer Freundschaft liebte. —

War er ihr Geliebter? Das offizielle Verzeichnis der Papiere aller Art, die Olympe gehört hatten, wurde am 22. Frimaire im Jahre II. (12. Dezember 1793) in der Kanzlei des Revolutionstribunals deponiert; das Blatt ist im Nationalarchiv. Es ist darin die Rede von einem Paket Briefen des „besagten Mercier und der Madame Degouge". Auch fanden sich unter den Papieren noch viele andere Sachen, welche ohne Zweifel uns instand gesetzt hätten, die dunklen Punkte dieses Lebenslaufes aufzuklären, besonders ein Paket von „Alten Briefen", ein Bündel „Liebesbriefe", noch andere Briefe, darunter mehrere von Duport — offenbar Duport-Dutertre, den Olympe für ihren Sohn anging, — ein „Précis de la vie de l'auteur", außerdem die Masse von Dramen und Komödien im Manuskript. Wir haben selbst Nachforschungen unternommen, wir haben andere nachforschen lassen: alles scheint verloren zu sein. Aber es liegt mehr als Freundschaft in diesen Worten Olympes vom Jahre 1788: „M. Mercier, den ich liebe und aus mehr als einem Grunde achte, ist ein vollkommen ehrenhafter Mann." (Réflexions sur les hommes nègres.)

Mercier, der seit sechs Jahren nach und nach die Bände seines bewunderungswürdigen „Tableau de Paris" erscheinen ließ, war 1788 achtundvierzig Jahre alt. Monselet sagt in einem fesselnden Essay über den Mann und sein Werk — der eine so originell wie das andere —, daß er „ein wenig untersetzt" war; aber er hatte das ausdrucksvollste Gesicht, ein offenes lächelndes Auge, eine bewegliche Nase, einen

zusammengepreßten, feinen und geistvollen Mund und ein freimütiges Aussehen. Olympe ihrerseits konnte, obwohl schon sehr verblüht, mit ihrer Verve, ihrem „Teufel im Leibe" einen Schriftsteller dieses Alters wohl noch bestricken, dessen Charakter so bizarr und stolz war wie der ihre, und der so schwatzhaft war wie sie. Und es gab zwischen ihnen noch so viele andere verwandte Züge. J. B. Lafitte hat in den „Mémoires de Fleury" behaupten dürfen: „Sie erschien mir wie ein jüngerer Bruder von Mercier in Haube und Unterrock". —

Wie Mercier, nahm sie ihre Ideale aus einer anderen Welt, und wollte sie den Menschen dieser Welt aufnötigen, wie Mercier war sie großmütig, gut, mitfühlend und menschenliebend.

Es ist übrigens möglich, daß sich Olympe und Mercier zwei oder drei Jahre früher gekannt haben, als wir erwähnten, es ist sogar wahrscheinlich. Er hatte sich allerdings 1781 in der Schweiz, in Neufchâtel, niedergelassen, aber gewiß hat er schon vor seiner endgültigen Rückkehr seine durchaus freiwillige Verbannung mehrmals unterbrochen.

Eine seltsame Ähnlichkeit des Geschicks hätte diese Beziehungen — die vielleicht Liebesbeziehungen waren — möglicherweise schon vor 1788 zwischen der schriftstellernden Frau und dem alternden Dramaturgen knüpfen können. Er hatte in seiner Jugend ähnliche Kämpfe mit der Comédie Française auszufechten gehabt wie die, die sich 1784—1790 auf dem unheilvollen Lebensweg der armen Olympe drängten. Die Aufführung eines seiner Stücke war ins Endlose vertagt, die Annahme von zwei oder drei anderen Stücken war verweigert worden. Nachdem es Olympe nicht gelungen war, „l'Heureux Naufrage" aufgeführt zu sehen, las sie einen Ein-Akter „Lucinde et Cardenio" vor, der ebenfalls abgelehnt wurde, schließlich „Molière chez Ninon", das man hätte annehmen können; statt dessen aber war die abgekartete Zurückweisung noch verschärft durch recht feige und lächerliche Unverschämtheiten. Das Opfer rächte sich übrigens glänzend, zunächst in dem Vorwort des Stückes und noch besser in einer Broschüre von 50 Seiten, die „Comédiens démasqués" (1790), einem vollständigen Bericht über die Umtriebe und Gehässigkeiten, die sie erdulden mußte.

Mercier galt allgemein als ihr Nachhelfer, nach unserer Ansicht hat er — außer vielleicht bei „Molière chez Ninon" — an keinem Stück der Olympe ernstlich mitgearbeitet.

Ohne von „Zamor et Mirza" zu reden, ihre Bühnenstücke: le Mariage inattendu de Chérubin, l'Homme généreux (1786), le Philosophe corrigé (1788), und von 1790 bis 1793 le Couvent ou les voeux forcés, Mirabeau aux Champs Élysées, l'Entrée de Dumouriez à Bruxelles — das sind ungefähr alle, die gedruckt wurden — sind wirklich insgesamt miserabel. Andererseits hatte sie, nach ihren eigenen Angaben, keine Stunde Muße. Die Tätigkeit von zehn Sekretären hätten nicht mit der Fruchtbarkeit meiner Phantasie Schritt gehalten — erklärte sie in dem Vorwort der „Mariage inattendu de Chérubin" — ich habe wenigstens dreißig Stücke verfaßt. Sie gestand selbst zu: viele seien weit davon entfernt, gut zu sein, aber „zehn sind darunter, die nicht gesunden Menschenverstandes bar sind." 1789 rühmte sie sich noch nicht, auf dramatischem Gebiet mehr geschaffen zu haben, sie sagte aber diesmal, die dreißig Theaterstücke wären der Prüfung wert. Im Juni 1793 aber, in ihrem „Testament politique", handelte es sich schon um „einige hundert" Manuskripte, von denen sie ruhig erklärt: „Ich vermache sie der Comédie Française". In diesem Falle hatte sie sicherlich ordentlich übertrieben. Aber das ist noch nichts gegen den Ausspruch von 1792: „Wenn irgend ein Finanzmann, ein Gönner geistiger Erzeugnisse und des Ruhms anderer, Tausend und ein Manuskript erwerben will, bin ich bereit, mit ihm einen guten Handel abzuschließen." Nun sagten wir schon, daß eine Anzahl Theaterstücke im Manuskript von ihr gefunden wurden, doch die Zahl von 15 oder 16 wäre schon hoch gegriffen. Rechnen wir die zwei oder drei Akte der „Démocrates et les Aristocrates" und ein fünfaktiges Drama „le Dangers du préjugé ou l'École des hommes" dazu, das in dem gerichtlichen

Verzeichnis vom 12. Dezember nicht erwähnt ist, aber von dem sie 1790 in einer Brochüre spricht, so bleiben wir immer noch bedenklich weit hinter der horrenden Ziffer zurück, die sie angibt.

Und ist es erwiesen, daß die in dem Inventar verzeichneten Stücke alle fertig waren? In dem National-Archiv befindet sich eine Kopie des ersten Aktes und der vier ersten Scenen des zweiten Aktes eines Dramas „la France sauvée ou le tyran détrôné", das fünf Akte haben soll. Waren diese fünf Akte überhaupt vorhanden? Was davon existiert, ist übrigens abgeschmackt und thöricht. Mit Hilfe von Marat und Robespierre hat die Königin für die Nacht vom 9. zum 10. August ein fürchterliches Blutbad vorbereitet, in dem Tausende von Jakobinern, die von den beiden Verrätern nach dem Schloß gelockt werden, umkommen sollen. „Ich liebe diese unternehmenden Männer", sagt „die Österreicherin", wie sie von den revolutionären Blättern genannt wurde, „sie besitzen die Kunst, die schwachen Sterblichen gründlich zu betrügen." Barnave will Madame Elisabeth, die Schwester der Königin, aus Liebe, mehr noch aus Ehrgeiz entführen und heiraten, und diese hat nicht die Kraft, der verführerischen Beredsamkeit des Mannes, den sie anbetet, zu widerstehen. „Ich muß", so rief sie aus, „Ihrer Überredung weichen . . . ich folge meinem Gemahl."

Olympe hatte sich in diesem Drama selbst eine Rolle gegeben. Sie geht auf's Schloß und verlangt die Königin zu sehen: sie will den Versuch machen, die Monarchie vor einem Verbrechen zu bewahren, indem sie die unausbleibliche Katastrophe schildert. Sie wird von der hochmütigen Prinzessin de Lamballe empfangen, aber sie zerschmettert diese Stolze mit ihrer demokratischen Ironie. Sie sagt, was sie zu sagen beabsichtigt, und geht stolz hinaus mit den Worten, die sie an einen entsetzten Bedienten richtet: „Schlage die Augen nieder, du kriechender Diener einer Sklavin!" Die Königin, die aus einem Versteck gelauscht hat, bekennt sich „bewegt und erschüttert."

Wenn im übrigen Olympe gewollt hätte, hätte sie wohl jene Hunderte von Stücken machen können, deren Urheberschaft sie sich in ihrem Testament zuschreibt. Vier Stunden genügten ihr zu einem Akt, 24 zu einem großen Stück, und „Molière chez Ninon" nahm nur sechs Tage in Anspruch.

Dulaure versichert uns, daß sie weder schreiben noch lesen konnte. Das beruht wohl auf einem Irrtum; aber wahr ist, daß sie in ihrer Kindheit nicht einmal Lesen gelernt hatte. Sie sagt 1790: „Ich, die ich kaum französisch buchstabieren kann." (Départ de M. Necker et de madame de Gouges.) Das war keineswegs eine absichtliche Prahlerei, so sehr sie sich auch damit rühmte, daß sie niemand etwas zu verdanken habe als der Natur, und so sehr sie dafür sorgte, daß keiner über ihre Unwissenheit im Unklaren blieb. Theaterstücke, Romane, politische Abhandlungen, Aufrufe, alles wurde diktiert. In dem National-Archiv existiert ein kleines Billet, von ihrer Hand geschrieben, aber die Schrift dieses Briefchens und die Unterschriften, die sich auf derselben Karte befinden und die übrigens von einander abweichen — bald unterschrieb sie Gouge oder de Gouges, Olimpe oder Olympe, bald Olimpe Degouges — zeigen deutlich genug, daß ihr die Handhabung der Feder bis zuletzt sehr schwierig war. Es sind zu verschiedenen Zeiten Briefe von ihr verkauft worden, die wir nicht selbst gesehen haben, aber l'Amateur d'autographes gilt uns als Autorität, daß mit Ausnahme einer einzigen Seite, die ganz von der Hand Olympe's geschrieben ist, kein Autogramm von ihr existiert außer ihren Unterschriften. Selbst während ihrer Haft in der Mairie diktiert sie ihre Briefe, sie diktiert in ihren beiden Gefängnissen, schließlich in der Conciergerie am 2. November nach ihrer Verurteilung und am 3. November, am Tage ihrer Hinrichtung. Den letzten Brief — an ihren Sohn, um ihm unter Tränen ihre verzweifelte Mutterliebe auszusprechen — versuchte sie allerdings selbst zu Ende zu führen. Sie malte mühsam einige Zeilen, etwa zehn, in einer Orthographie, die noch schlechter war als ihre Schrift. Diese sieht ungeschickt und willkürlich aus, jene macht die wichtigsten Worte fast unleserlich.

Im Jahre 1848 gab es Frauen, die sich „Vésuviennes" nannten. Mit ihrer Unwissenheit, ihren Illusionen, mit ihrem beklagenswerten Überschwang an Fruchtbarkeit erscheint Olympe de Gouge in ihrer Bühnen-Wirksamkeit — abgesehen von

„Molière chez Néron“ — als Vésuvienne des Kindlichen oder Banalen, des Mittelmäßigen oder noch Schlimmeren. Trotzdem hatte sie nicht Unrecht, wenn sie von ihren Talenten sprach, es wohnte in diesem feurigen Kopf ein starkes Genie.

* * *

„Niemand bestreitet, daß ich die Erste war, die öffentlich ihre Stimme gegen den Despotismus erhob.“ (L'esprit français, 1792.) Von Beginn der Revolution an war das ihr Stolz: nicht allein, daß sie die Revolution vorausgesehen hatte — und „seit fünfzehn Jahren“ versicherte sie — sondern sie hatte sie energisch vorbereiten helfen. Wenig hätte gefehlt, und sie würde behauptet haben, daß man sie ihr zu verdanken habe. Wie oft erinnerte sie nicht an ihre ersten patriotischen Schriften, die tatsächlich vor der Einberufung der Etats Généraux geschrieben waren! Zwei von diesen stammen aus dem Jahre 1788. Aber sie vergaß ganz, daß in demselben Jahre viele andere politische Abhandlungen erschienen waren, wie die ihren von dem großen Sturm erzeugt, der der Revolution voranging.

Sie führte ihren Anspruch, als patriotischer Pionier zu gelten, bis auf ihr Drama „Zamor et Mirza“ zurück; und es ist unbestreitbar, daß „Zamor et Mirza“ — als literarisches Produkt lächerlich — revolutionäre Tendenzen verfolgte und sentimental in der Verurteilung der Sklaverei ausklang.

Ihre erste Broschüre indessen: „Lettre au peuple ou Projet d'une caisse patriotique“ war ebenso gemäßigt in politischer Hinsicht wie klug und großherzig vom sozialen Standpunkt aus. Sie tadelt die „Reden“ und „aufrührerischen Schriften“, mit denen das Volk beunruhigt wurde. Sie lobte die Güte und das Wohlwollen des Königs. Sie wollte nicht, daß man irgend welche Reformen in dem Hause des Herrn „des ersten Hofes Europas“ vornehmen sollte; sie hielt den Glanz für notwendig wegen der „Ehrfurcht“, mit der die Untertanen den Monarchen umgeben müssen, und um dem Fremden „die größte Vorstellung der nationalen Einkünfte“ zu geben. Und in dieser Beziehung stimmte sie mit den allgemeinen Wünschen des Tiers État überein. Sehr zur Ehre gereicht ihr in dieser ersten kleinen, patriotischen Schrift das warme Interesse für das Volkselend in Paris und in der Provinz. Man fühlt, daß sie von starkem und tiefem Mitgefühl bewegt ist. Was wir mit einem damals noch nicht gekannten Ausdruck ihren Altruismus, oder besser noch, ihr leidenschaftliches Solidaritätsgefühl nennen möchten, offenbart sich in diesen Zeilen, die sie liebenswert machen, und in dem Vorschlag, durch eine freiwillige Steuer dem Defizit abzuhelfen.

Kurze Zeit nach diesem „Lettre au peuple“ erschienen ihre „Remarques patriotiques“ und „le Bonheur primitif de l'homme“. „Die erste dieser beiden Schriften“, sagte sie in ihrer Antwort an Bourdon, „erörterten in energischer Weise das Elend des Volkes. (Das war zu Beginn des strengen Winters.) Diese Abhandlung erschreckte die reichen Privatleute und den Hof. Die Wohltätigkeit ergoß sich in Fülle über die armen, arbeitlosen Handwerker. Ich schlug öffentliche Werkstätten vor, man nahm diesen Vorschlag an, und ich darf mich rühmen, die Herzen zu dieser heiligen Menschenliebe entflammt zu haben.“ Einige Zitate aus der ersten der beiden Schriften mögen folgen: „Das Volk leidet und der Monarch seufzt . . . . Während einer solchen Notlage sollten Barone, Marquis, Grafen, Herzöge, Prinzen, Bischöfe, Erzbischöfe, Eminenzen — alle nur Bürger sein.“ „Eine unzählige Menge von Arbeitern“ sind „ohne Arbeit und ohne Brot“. — Der unerbittliche Reiche verbirgt sein Geld. „Schreckliche Beispiele“ müßten an den Kornwucherern und Spekulanten statuiert werden, Asyle müßten geöffnet werden „für die kraftlosen Greise, die hilflosen Kinder“, für die Arbeiter-Witwen, die „ihre Männer plötzlich verlieren“; für die Invaliden müßte in diesen Asylen Arbeit gefunden, unbebautes Land an Gesellschaften oder einzelne Individuen verteilt werden, daß jeder „so viel erhält, wie er bebauen kann“. Und sie kommt auf eine allgemeine patriotische Kasse und den Plan der Luxus-Steuer zurück . . . . aber andererseits zeigt sich ihr royalistischer Enthusiasmus noch feuriger, noch vertrauensvoller als in dem „Lettre au peuple“. Sie hat im Traume den König und die Königin auf einem Wagen gesehen, ihnen zur Seite neigt sich ein

Baum unter der Fülle „herrlicher" Früchte; die Königin schüttelt die wunderbaren Zweige, und die Früchte fallen in die Hände des knieenden Volkes.

„Die Revolution ist im Werk", das heißt, die États Généraux sind zusammengetreten. Sie eilt nach Versailles. Vorüber sind — so glaubt sie wenigstens — die Träume von dramatischen Erfolgen. „Komitees, Komödiantentruppen, Rollen, Theaterstücke, Schauspieler und Schauspielerinnen hinter mir lassend, sehe ich nichts als Pläne für das Glück des Volkes!" (Les Comédiens démasqués). Freilich hat sie in „les Remarques patriotiques" die Götter und Göttinnen der Bühne doch nicht vergessen, denn sie macht den Vorschlag, ihnen so lange alljährlich die Hälfte ihres Gewinnes abzufordern, bis die Nationalschuld gedeckt ist.

Ohne Zweifel wollte sie diese Steuer auf alle Theater in Paris und in der Provinz ausdehnen. In „le Bonheur primitif de l'homme" verlangt sie die Errichtung eines zweiten Théâtre Français, das Théâtre National genannt werden soll, und in der Art, wie sie die Organisation und den Betrieb dieses neuen dramatischen Staatsinstituts auseinandersetzt, finden wir das erste Zeugnis ihres Feminismus. Sie wünscht, daß dieses zweite Theater „den Frauen gehören" soll. Nur Theaterstücke, die von Frauen verfaßt sind, sollen dort aufgeführt werden. Wenn indessen die weibliche Schöpferkraft dem Bedarf nicht genügen sollte, so könnte man zu „moralischen" Bühnenstücken „achtbarer" männlicher Schriftsteller greifen.

Und diese Beantwortung eines vorauszusehenden Einwands gibt ihr Gelegenheit, Mercier zu zitieren, um ihrer Bewunderung für die dramatischen Werke dieses von der Comédie Verachteten öffentlichen Ausdruck zu geben und die „wahren" Empfindungen und „herzzeißenden Situationen" seiner Stücke zu rühmen.

Politisch bewahrt sie eine solche Mäßigung, daß sie acht Seiten unter dem Titel „Pour sauver la patrie il faut respecter les trois ordres" diktiert. Weiter bestreitet sie in „Cri du sage" dem dritten Stand „das Recht sich selbst Gesetze zu geben". Und in dem „Discours de l'aveugle aux Français" frägt diese wunderliche Patriotin, die heimlich von der Aristokratie angesteckt ist: „Was nützt es dem König, was hilft es dem geplagten Bürger, dem unglücklichen Volk, ob man nach Köpfen oder nach Ständen abstimmt?"

Nachdem sich jedoch am 27. Juni die drei Stände vereinigt hatten, war die „Nationalversammlung" — nach dem Namen, den der Tiers-Etat am 17. angenommen hatte — wirklich gebildet. Olympe ist darüber entzückt. Sie bringt ihre Freude zum Ausdruck in „Mes Voeux sont remplis". Aber was für eine Idee, kurz darauf zu verlangen, daß die Sitzungen „auf einen Monat oder sechs Wochen" aufgehoben werden sollen. Das wäre sicher nicht, wie sie hoffte, ein gutes Mittel gewesen, die Köpfe zu beruhigen; im Gegenteil; aber es beweist, daß sie 1789 unbewußt reaktionär in politischer Beziehung war. —

Unbewußt, wohlbemerkt, und immer auf die gewissenhafteste Art. Sie wünscht die Unterdrückung der „Mißbräuche", sie träumt und plant menschenfreundliche Reformen, die uns berechtigen würden, sie eine Sozialistin zu nennen — sind ihre „öffentlichen Werkstätten" nicht die „nationalen Werkstätten" von 1848? — und auf der anderen Seite zittert sie in abergläubischer Furcht bei dem Gedanken an allmähliche Neuerungen in der politischen Verfassung.

Sie bewundert Necker, aber Calonne müßte zurück berufen werden, er ist „ein wahrer Staatsmann und erscheint mir unschuldig". Sie möchte sie beide vereint an der „Spitze des Kabinetts sehen". Bailly imponiert ihr, er ist ein „Mann von Gewicht und Verdienst" er hat „eine edle Redeweise". Mirabeau gefällt ihr zur Zeit viel weniger. Sie begeistert sich für La Fayette; aber welche Schrecken bringen die Oktobertage; die „schändlichen Räuber haben die Leibwache angegriffen und zurückgedrängt, die Tore des Palastes unseres Königs eingedrückt und mitleidlos die Wachen, die auf ihrem Posten sterben mußten, erwürgt; sie sind mit Gewalt in die Gemächer des Königs eingedrungen und haben die Königin bis in ihr Bett verfolgt". (Départ de M. Necker et madame de Gouges.) In derselben Broschüre spricht sie mit Begeisterung von dem Marquis de Favras, der überall einstimmig verurteilt wurde.

Man kann ihr Verhalten mit einem Wort kennzeichnen: sie war eine Frau des alten Frankreich. Die Revolution zieht sie an und erschreckt sie zugleich. Sie geht so weit, wie es ihr von ihrem Standpunkt aus zulässig erscheint als „empfindsame" Philosophin oder besser als ein Wesen mit einem großen Herzen; aber die alte, monarchische und aristokratische Gesellschaft hat ihre Phantasie mit dem Reiz durchtränkt, den ein Wort Talleyrands über die Süßigkeit in den glänzenden Jahren vor 1789 gelebt zu haben, unsterblich gemacht hat. Sie gehörte dem „Volke", aber ebenso der „Aristokratie" an, sie ist eben achtzehntes Jahrhundert.

Die Abreise der Prinzen nach dem 14. Juli und die Oktobertage machen sie verzweifelt. Sie fleht den König an, sie zurückkommen zu lassen, es ihnen zu befehlen. Es wird bei ihr zur fixen Idee.

Einmal wünschte sie, daß Ludwig XVI. sie zu Monsieur und zu dem Grafen d'Artois schickt, um sie nach Frankreich zurück zu bringen. Sie stimmt, wohlverstanden, für das absolute Vetorecht des Königs.

Fanden nun aber diese Broschüren, die so schnell aufeinander folgten, viele Leser? Schufen sie für Olympe ein politisches Publikum? Wir haben sie sich des Erfolges der beiden ersten rühmen hören, dennoch seufzt sie schon vor Ende des Jahres 1789 darüber, daß man „die Pläne einer Frau mißachtet". Im April 1791 beklagt sie sich mit bitterem Stolz über die Nationalversammlung: „Ich klage ihre Gleichgültigkeit gegen mich der Nachwelt. Sie hat meine gesammelten Werke erhalten, jedes Mitglied besonders; der Einzige, der mir seine Dankbarkeit ausgesprochen hat, ist der unvergleichliche Mirabeau." — Im September 1791 hören wir neue Klagen. Man beschuldigt sie der aristokratischen Gesinnung, und gewisse Abgeordnete „sind sogar der Meinung, so erzählt man mir, daß ich verrückt sei."

Ihre ersten Abhandlungen erschienen anonym. Das könnte bei ihrer Eitelkeit überraschen. Aber sie gesteht selbst zu, daß sie ihre Freunde ins Vertrauen zog und auch „alle diejenigen", denen sie diese „Werke" übersandte. Selbstverständlich erhielten sie die Zeitungen mit der Bitte, sie zu besprechen. Da das Journal de Paris weder „la Lettre au peuple" noch „les Remarques patriotiques" erwähnt, wird Olympe böse und droht. Trotzdem ist es weiser, zu schweigen als sie zu verspotten. Dem Redakteur des „Petit Almanach de nos grandes femmes" (1789), der den Mut zu letzterem gehabt hatte, bietet sie ein Pistolenduell an „auf vier Fuß Entfernung". Sie fügt sogar in ihrer Wut und Enttäuschung hinzu: „Ich gewähre Ihnen den Vorteil des ersten Schusses in der Überzeugung, daß sie genügend zittern werden, um nicht zu treffen." Sollte man erraten, weshalb sie zuerst beschlossen hatte, vor dem Publikum ihre Anonymität zu wahren? Weil, so sagte sie — ihr Name „zu berühmt werden würde", wodurch sie hochmütig werden und ihre natürliche „Bescheidenheit" verlieren könnte. Da nun das Publikum wenig Neigung zeigte, diese „Bescheidenheit" zu gefährden, unterzeichnete sie ihren Namen. „Le Discours de l'aveugle aux Français" erschien mit ihrem Namen, den sie beschloß „aus dem Schoße der Finsternis" ans Tageslicht kommen zu lassen, damit man — wie sie sagt — ihr die Urheberschaft ihrer Werke nicht mehr streitig machen könnte.

Im Jahr 1790 war sie eine Zeit lang so entmutigt, daß ihr der Gedanke kam, Frankreich zu verlassen, aber trotz allem blieb ihr Glaube an ihr politisches „Genie" ungebrochen. Sie konnte sagen, sie sei unter einem unglücklichen Stern geboren, sie glaubte sich von den Menschen und vom Geschick verfolgt, aber immer blieb sie davon überzeugt, daß „der Himmel sie inspiriere".

In Wahrheit kommt ihr die erste Erleuchtung am 21. Juni 1791, an dem Tage, an dem die Flucht des Königs sie unvermittelt zur Republikanerin macht. Die Doppelzüngigkeit Ludwigs XVI., der am 23. April vorher zu der Deputation der Konstituierenden gesagt hatte: „Wenn die Versammlung im Grunde meines Herzens lesen könnte, würde sie nur Empfindungen finden, die mich des Vertrauens der Nation würdig machen", machte einen so tiefen Eindruck auf die sensitive Olympe, daß diese patriotische Royalistin mit den fortgeschrittensten Revolutionären in Paris sich plötzlich

so eins fühlte, daß sie die Entthronung des „Verräters" — dieses Wort stammt von ihr — verlangte.

Es ist wahr, daß Ludwig XVI., als er von Varennes nach Paris zurück gebracht, auf den Tuileries von der Garde des La Fayette bewacht, und durch die Nationalversammlung, die seit dem 21. Juni die Funktionen des Königstums übernommen, aller seiner Rechte enthoben wurde, die erst seit kurzem bekehrte Republikanerin, von Mitleid bewegt, wieder Royalistin wurde. Mit zarter und rührender Reue unterschied sie in einer Broschüre (Sera-t-il roi, ne le sera-t-il pas?) zwischen dem Menschen und dem König, dieser schuldig, jener zum Äußersten getrieben durch „unaufhörliche Umtriebe" und verwirrt durch „hinterlistige Ratschläge", kurz ganz unschuldig. Die Schlußfolgerung ebenso unlogisch wie begreiflich: der König muß wieder in seine Rechte eingesetzt werden. Bekanntlich geschah das auch durch die durchaus monarchisch gesinnte Versammlung.

Nichtsdestoweniger hatte die Verhaftung in Varennes, ein für den König und die Revolution nicht wieder gut zu machendes Unglück, Olympe de Gouges auf's tiefste bekümmert. Wenigstens sagt Olympe nach dem 10. August, indem sie mit bewunderungswürdigem politischen Gefühl den Irrtum der Konstituierenden Versammlung bezüglich des aufrecht erhaltenen aber erniedrigten Königtums kritisiert, daß sie die unvermeidlichen und bedauernswerten Folgen eines solchen Widerspruchs „vorausgesehen" hätte. Sie fand einen treffenden Ausdruck dafür: „Die konstituierende Versammlung erniedrigte die Tyrannen und behielt sie dann". „Daraus" — sagte sie — „mußte notwendiger Weise eine ungeheuerliche Regierung entstehen und der blutige Tag kommen, an dem zu Grunde gehen mußte, was man von der Monarchie mit Gewalt bewahren wollte."

Eine der Ursachen des Erfolges, den Edgar Quinets Buch „Die Revolution" hatte, war die Entwicklung dieser Ansicht von Olympe. Nicht etwa, daß der Historiker-Philosoph, der so ehrenhaft und so überzeugt war, des Plagiats beschuldigt werden darf. Ohne jeden Zweifel kannte er „le Compte moral rendu", wo dieser wichtige und fruchtbringende Gedanke niedergelegt war, gar nicht; aber das Zusammentreffen ist merkwürdig. „Wieviel Blut wäre gespart worden!" ruft er aus, „wenn die Trennung zwischen dem monarchischen Prinzip und dem neuen oder nationalen Recht an dem Tage vollzogen worden wäre, an dem weder ein Bündnis noch eine Aussöhnung mehr möglich war." Allerdings setzt Quinet diesen Tag an den Beginn des großen Konfliktes 1789, nach der erfolgreichen Erhebung am 5. und 6. Oktober. Er hat nicht unrecht, aber gerade nach dem 21. Juni zeigt sich besonders die Unvereinbarkeit der beiden Prinzipien. Man lese das Kapitel der „Revolution" über: „Faux jugements portés sur l'évasion de Louis XVI" noch einmal durch; es ist mit wunderbarer Dialektik verfaßt. Und doch — in einer Schrift von Olympe de Gouges, die bisher noch nicht erwähnt wurde und die neben „le Compte moral rendu" gestellt werden muß. — „La Fierté de l'innocence" (1792) — findet sich nicht allein dieser, durch den 10. August begründete Ausruf: „Wenn man auf mich gehört hätte (besonders zur Zeit der Flucht des Königs), wieviel Blut hätte man sparen können!" — sondern in dieser Brochüre „Fierté de l'innocence", die Michelet als ein „sehr edles Pamphlet" bezeichnet hat, steht auch über des Königs Gefangennahme in Varennes: „Wie habe ich seine Verhaftung verwünscht!"

Wie vor dem 10. August, so bleibt sie auch weiterhin verworren. Bald ist sie reaktionär, bald Girondine; als Parteigängerin eines Propaganda-Krieges erklärt sie: „Frankreich, das die Mutter aller Völker geworden ist, muß alle Tyrannen der Erde ausrotten", (April 1792) und in derselben Schrift „le Bon sens français" verdammt sie das Fest der Soldaten von Châteauvieux, das eine begeisterte, friedliche Kundgebung der Pariser Volksstimmung war.

Sie hatte „le Bon sens français" den Jacobinern gewidmet. Da diese die Huldigung zurückwiesen, griff sie dieselben heftig an, ohne zu bedenken, daß sie sich lächerlich machte. Sie nannte ihren Verein „einen Schlupfwinkel für Bösewichte" — „eine Räuberhöhle" („Grande éclipse du soleil jacobiniste et de la lune feuillantine, mai 1792").

Endlich hatte sie Sonntag, den 3. Juni, den fatalen Ruhm, bei einer öffentlichen Feierlichkeit mit zu paradieren, welche nach einem Ausspruch von Robespierre als „Gegendemonstration für das Fest der Freiheit der Soldaten von Châteauvieux gelten zu sollen schien". Es handelte sich in Wirklichkeit um das Fest des Gesetzes, das zu Ehren von Simoneau, dem Bürgermeister von Etampes begangen wurde, der am 3. März auf dem Marktplatz von Etampes ermordet worden war, von einer Meute, die durch den Mangel an Nahrungsmitteln und die Getreideteuerung dazu angestachelt wurde. Am 18. März hätte die Assemblee angeordnet, daß Simoneau die Beerdigungsfeier zuerkannt werden sollte, am 12. Mai, daß die Feierlichkeit eine „nationale" „der Ehrfurcht des Gesetzes geweihte" sein sollte. Am 20. Mai erschien Olympe de Gouges an der Spitze einer kleinen Gruppe von Bürgerinnen vor den Schranken der Assemblee und verlas eine patriotico-feministische Petition, deren interessantester Teil folgender Plan war: „Alle Frauen, mit Trauer-Krepp bekleidet, sollen dem Sarkophag vorausgehen, und eine Fahne, auf der die heroische Tat dieses großen Mannes dargestellt, und die mit der Inschrift versehen ist: Simoneau von den dankbaren Frauen gewidmet soll im französischen Pantheon niedergelegt werden, wenn uns das Champ de Mars verschlossen ist. Denket daran, daß bei den berühmtesten Völkern die Helden von Frauen gekrönt wurden. . . Öffnet uns die Schranke der Ehre, und wir werden Euch den Weg aller Tugenden zeigen." Dieser Vorschlag fand Beifall, aber trotzdem fand sich am 3. Juni nur dieselbe kleine Gruppe Frauen als Gefolge ein wie am 20. Mai.

Der 10. August machte sie wieder zur Republikanerin, aber sie war es auf ihre Art und ging sogar so weit, Ludwig XVI. zu verteidigen. Sie bot sich dem Konvent für diese Aufgabe am 15. Dezember an, und durch diesen Schritt machte sie sich selbst in der Meinung der Jakobiner und der Zeitungen unmöglich. Trotzdem war es die erhabenste Handlung ihres Lebens.

Doppelt erhaben war sie, denn sie entsprang bei Olympe de Gouges nicht allein dem Mitleid, sondern vielmehr noch einer zweiten, noch höher stehenden politischen Eingebung. Es ist zu bedauern, daß der Brief, in welchem die heroische Hellseherin dem Konvent ihren Vorschlag macht, in literarischer Beziehung so viel zu wünschen übrig läßt. Zwei oder drei Wendungen sind jedoch bemerkenswert. Wir geben diese Stellen hier wieder, nicht nach dem „Moniteur", in dem sie verstümmelt erschienen waren, sondern nach dem Manuskript, das in dem Museum des National-Archivs ausgestellt ist.

Bürger Präsident.

Die Augen des Weltalls sind auf den Prozeß des ersten und letzten Königs der Franzosen gerichtet. Ich beeile mich, dem National-Konvent die Original-Briefe zu übermitteln, die mir von den Herren Brissac und Laporte zugegangen sind. — Ich füge ihnen 500 Exemplare meines „Compte rendu" bei.

Bürger Präsident, ein höheres Interesse erfüllt mich heute: der Ruhm meines Vaterlandes. Ich erbiete mich nächst dem mutigen Malesherbes Ludwigs Verteidiger zu sein. Sehen wir von meinem Geschlecht ab; Heldentum und Großmut finden sich auch bei einer Frau, und die Revolution gibt mehr als ein Beispiel dafür. Aber ich bin eine aufrichtige und treue Republikanerin, ohne Fehl und Tadel; niemand zweifelt daran, nicht einmal diejenigen, die vorgeben meine Bürgertugenden nicht zu kennen. Ich darf mich also mit dieser Aufgabe befassen.

Ich halte Ludwig für schuldig als König; aber in dem Augenblick, in welchem er dieses gerichteten Titels beraubt wird, hört er auf, in den Augen der Republik schuldig zu sein. Seine Vorfahren haben das Maß des Elends in Frankreich auf die Spitze getrieben; in seinen Händen zerbrach zu seinem Unglück das übervolle Gefäß, und alle Folgen sind über sein Haupt gekommen. Ich darf fast hinzufügen, daß er, wäre die Verderbtheit des Hofes nicht so groß gewesen, — vielleicht ein tugendhafter Fürst gewesen wäre. Es genügt, sich daran zu erinnern, daß er die Großen verachtete, daß er es verstand, sie zur Begleichung ihrer Schulden zu zwingen, und daß er der einzige unserer Tyrannen war, der sich keine Kurtisanen hielt und einfache Sitten beobachtete. Er war schwach, er wurde betrogen, er hat uns betrogen, er hat sich selbst betrogen. Das ist — kurz gesagt — sein Prozeß.

Bürger Präsident, ich werde hier nicht die Gründe ausführlich darlegen, die ich zu seiner Verteidigung anführen könnte. Ich habe nur den Wunsch, vom Konvent und von Louis Capet zugelassen zu werden, um einem fast achtzigjährigen Greis in einer so schwierigen Aufgabe beizustehen, die alle Kraft und allen Mut junger Jahre erfordert. Ich wäre gewiß nicht in einen Wettkampf mit einem solchen Verteidiger getreten, wenn nicht die ebenso kalte wie selbstsüchtige Grausamkeit des Herrn Target meinen

Mut entflammt und mein Gefühl erregt hätte. Ich kann zu jeder Stunde sterben; eines meiner republikanischen Stücke wird jetzt zur Aufführung gebracht; wenn ich zu solcher — für mich vielleicht ruhmvollen Periode — des Lebens beraubt werde, aber dafür nach meinem Tode die Gesetze unangetastet herrschen, wird mein Andenken gesegnet sein, und meine von ihrem Irrtum befreiten Mörder werden an meinem Grabe Tränen vergießen. Mein Eifer wird Louis Capet verdächtig erscheinen: seine verächtlichen Höflinge werden ohne Zweifel nicht verfehlt haben, mich als blutdürstige Kannibalin zu schildern. Doch welch schöne Aufgabe, einen unglücklichen, verlassenen Mann über diese Täuschung aufzuklären.

Möge es mir gestattet sein, dem National-Konvent eine Meinung zu unterbreiten, die seiner ganzen Aufmerksamkeit würdig ist.

Ist Ludwig der Letzte gefahrbringender für die Republik als seine Brüder, als sein Sohn? Seine Brüder sind noch mit den auswärtigen Mächten verbündet und sind nur in ihrem eigenen Interesse tätig. Der Sohn von Louis Capet ist unschuldig, und er wird seinen Vater überleben. Wie viele Jahrhunderte der Uneinigkeit und Parteiung können die Prätendenten uns noch bringen!? Die Engländer nehmen in der Geschichte einen ganz andern Platz ein als die Römer. Die Engländer sind in den Augen der Nachwelt entehrt durch die Hinrichtung Karls I., die Römer haben sich unsterblich gemacht durch die Verbannung des Tarquinius! Aber die wahren Republikaner hatten immer höhere Grundsätze gehabt als Sklaven. Es genügt nicht, einen König zu enthaupten um ihn zu töten; er lebt doch noch lange nach seinem Tode; aber er ist wahrhaft tot, wenn er seinen Sturz überlebt. — Hier schließe ich und überlasse es dem National-Konvent, an die Reflexionen anzuknüpfen, die ich ihm hiermit vorlege!

Dieser Rat, der zugleich menschlich und scharfblickend ist und sich auf die geschichtlichen Erfahrungen stützt, nämlich, daß man Ludwig XVI. hätte verbannen aber nicht hinrichten sollen, weil ein König nicht tot ist, wenn man ihn enthauptet, aber wenn man ihn verbannt hat, ist wiederum eines der Aperçus, die wir in Edgar Quinets „Revolution" bewundern. Ein über einen König verhängtes Todesurteil hat immer nur dazu gedient, das Königtum wieder zu befestigen, sagt Quinet. James II., Karl X. sind aus dem Exil nicht zurückgekehrt; aber Karl I., Ludwig XVI. sind vom Schaffot in Karl II. und Ludwig XVIII wieder erschienen.

Außerdem aber war sie in der Politik überhaupt gegen die Todesstrafe. Ihr heftigster Haß galt der Schreckensherrschaft. Sie hatte von „einer philosophischen Revolution, die der heiligen Menschenliebe würdig wäre" geträumt. Allen, die behaupteten: „Blut macht die Revolutionen", antwortete sie: „Das Blut, selbst das der Schuldigen, befleckt auf ewig die Revolutionen." —

Wenn man bestimmte Broschüren von Olympe de Gouges liest, die Ende des Jahres 1792 und 1793 erschienen sind, wundert man sich, daß sie überhaupt noch bis zum 3. November des letztgenannten Jahres leben konnte.

In „les Fantômes de l'opinion publique" nannte sie Marat „eine Ausgeburt der Menschheit, der weder körperlich noch seelisch etwas Menschliches an sich hat . . . von welcher Seite man ihn auch betrachtet, glaubt man auf seinem Gesicht die Missetat lauern zu sehen, wie die Anmut um den Mund einer schönen Frau."

Anfang November 1792 ließ sie unter dem Namen Polyme, Anagramm von Olympe, eine heftige Schmähschrift gegen Robespierre öffentlich anschlagen: „Pronostic sur Maximilien Robespierre par un animal amphibie". „Du nennst Dich den einzigen Urheber der Revolution, Du warst es nicht, Du bist es nicht, Du wirst in Ewigkeit nichts weiter sein wie ein Schandfleck und ein Greuel . . . Fliehe den großen Tag der Vergeltung, folge Marats Beispiel und teile mit ihm seinen ehrlosen Schlupfwinkel . . ." Einige Tage später sagte sie in la Réponse à la justification de Maximilien Robespierre, par Olympe Degouges: „Kennst Du den Unterschied zwischen Dir und Cato? Es ist der zwischen Marat und Mirabeau, zwischen Mücke und Adler und zwischen Adler und Sonne . . ." Weiterhin rief die tapfere Gegnerin ihm zu: „Ich bin es, Maximilian, ich bin die Verfasserin von Deinem „Pronostic". Sie war so töricht, mit einem tragikomischen, ja, lächerlichen Vorschlag zu schließen: „Wir wollen gemeinsam ein Bad in der Seine nehmen . . . wir wollen uns 16 oder 24pfündige Kanonenkugeln an den Füßen befestigen . . . Dein Tod wird die Gemüter beruhigen, und das Opfer eines reinen Lebens wird den Himmel aussöhnen."

Man darf nicht vergessen, daß mehrere dieser Schriften, wie z. B. „le Pronostic", als Plakate die Mauern von Paris bedeckten. In dieser Verschwendung von Anschlägen erschöpfte sie übrigens den Rest ihres Vermögens. Sie sandte außerdem den Jakobinern, den Mitgliedern des Konvents, wie sie es schon denen der Konstituierenden

gegenüber getan hatte, ihre patriotischen Schöpfungen, alles natürlich auf eigene Kosten gedruckt. In ihrem „Testament politique“ erklärte sie, daß sie nicht mehr als 15—16 000 livres besäße. Die Armut nahte ihr, und schon lebte sie wie eine Verarmte.

Ihre letzte Bewunderung galt Danton. Sie erkannte ihm ein „tiefes Unterscheidungsvermögen“ und eine „große Charakteranlage“ zu. Aber ihr republikanisches Herz gehörte den Girondisten. Als die „Gironde“ am 2. Juni 1793 besiegt worden war, fand sie am übernächsten Tage an dieser heroischen Frau eine leidenschaftliche Parteigängerin ihrer Feinde. (Testament politique.) Das ist nicht überraschend, aber es muß erwähnt werden. Wenn man sie nach dem 10. August zu irgend einer Partei zählen wollte, so müßte man sie zwischen Pétion und Vergniaud einreihen.

Kannte sie die Führer der Gironde? Sie wurde in ihrem ersten Verhör und noch einmal am 6. August danach gefragt; sie antwortete, daß sie nur Vergniaud kenne, seit 15 oder 20 Jahren aber, „seitdem er Gesetzgeber war“ habe sie ihn nur einmal gesehen.

Sie wurde am 20. Juli 1793 in der rue de la Barillerie verhaftet, als sie einen Zettelträger, den sie auf der St. Michel-Brücke getroffen hatte, nach ihrem Hause in der rue de Harley mitnahm, um ihm ihren letzten Aufruf „les Trois urnes ou le salut de la Patrie“ zum Anschlagen mitzugeben. Sie wurde nach dem Rathaus geführt, verhört und dort behalten.

* * *

Von allen ihren Freunden war Cubières, Aktuarsekretär der Kommune, der einzige, der für sie eintreten konnte. Sie bestand darauf, einen Brief zu diktieren, der ihm überbracht werden sollte; zeugte er von Aufregung? versuchte sie irgendwelche Schritte zu unternehmen? Wir wissen es nicht. Olympes Angelegenheit stand sehr ernst. Abgesehen von dem berechtigten Haß Robespierres und zwei oder drei anderer Mitglieder der Bergpartei sprach gegen sie „les Trois urnes“, in dem sie eine Volksabstimmung über die drei Möglichkeiten vorschlug: „Eine unteilbare republikanische Regierung, Bundes-Regierung, monarchische Regierung“. Es war fast sicher, daß der erste Paragraph des Gesetzes vom 29. März auf sie angewendet werden mußte. „Wer überführt wird, Werke und Schriften verfaßt oder gedruckt zu haben, welche der Auflösung der Nationalversammlung und der Wiederherstellung des Königtums dienen oder irgend eines sonstigen Vorgehens gegen die Souveränität des Volkes, wird dem Revolutionstribunal überliefert und zum Tode verurteilt“. Und sie sagt sogar in diesen „Trois urnes“, die Hérault de Séchelles gewidmet sind, „die Konstituierende, — eine und unteilbare — Regierung ist in der Minorität“.

Länger als drei Monate war sie ganz allein, allein mit ihrem Kampf und mit ihrem Leid. Am 22. Juli wurde sie zum zweitenmal auf dem Rathaus verhört; am 25. kam der Befehl sie nach der Abtei zu überführen, und dort wurde sie am 6. August vor den Gerichtshof der Revolution gestellt und bei verschlossenen Türen von dem Richter Ardouin verhört. Man internierte sie an demselben Tage in der Abbeye. Da sie dort angeblich krank war und der notwendigsten Pflege ermangelte, wurde sie am 21. August nach Petite-Force gebracht.

Auf der Abtei jedoch hatte sie ihren Fall noch verschlimmert, da sie es sich nicht versagen konnte, eine Schrift: „Olympe de Gouges au Tribunal revolutionnaire“ zu diktieren, von einem Stolz und einer Heftigkeit, die, wenn sie Stil hätte, bewunderungswürdig sein würde. „Robespierre ist mir immer als ein Ehrgeiziger, ohne Genie und ohne Seele erschienen, ich habe ihn immer bereit gefunden, das Wohl des Volkes zu opfern, um zur Diktatur zu gelangen, ich konnte diesen tollen und blutdürstigen Ehrgeiz nicht ertragen und habe ihn verfolgt, wie ich die Tyrannen verfolgt habe.“ — Sie wunderte sich, als sie am 2. November zum Tode verurteilt wurde!

Ihr Urteil wurde am Vormittag gesprochen. Der Advokat, den sie gewählt hatte, war nicht gekommen, und sie mußte sich selbst verteidigen. Sie führte ihre Sache gut, geschickt und nachdrücklich. Doch was half es ihr? Die Schmähschrift

aus der Abtei im Verein mit „les Trois urnes“ hatten ihr schon im Voraus den Hals gebrochen.

Als ihr das Urteil verkündet worden war, rief sie aus: „Meine Feinde werden nicht den Ruhm haben, mein Blut fließen zu sehen; ich bin gesegneten Leibes, ich werde der Republik einen Bürger oder eine Bürgerin schenken.“

Die Ausführung des Urteils wurde bis nach dem Gutachten von Fachleuten aufgeschoben. Michelet schreibt darüber amüsant: „Ein Freund würde ihr gern weinend den traurigen Dienst geleistet haben, dessen Nutzlosigkeit vorauszusehen war.“ Die Aussagen der Chirurgen Naury, des Arztes Thévy und der Hebeamme Paquin sind im National-Archiv. Diese drei Sachverständigen bekannten im vorliegenden Fall unsicher zu sein: Es waren Anzeichen dafür und dagegen vorhanden. Fouquier-Tinville hielt sich mit Überlegungen nicht auf: Die Debatte war so leicht abzuschneiden, wenn man den Kopf abschnitt. Am 3. November um 4 Uhr hatte Olympe de Gouges aufgehört zu leben. —

Ihre Seelenstärke hat sie auch vor dem Schaffot nicht verlassen. Die Stufen emporsteigend, sah sie das Volk fest an und sagte: „Kinder des Vaterlandes, Ihr werdet meinen Tod rächen.“

„Es lebe die Republik!“ erwiderte die Menge.

* * *

Ein Problem bleibt zu lösen. Le Bulletin du tribunal révolutionnaire versichert, daß ihr bei allen patriotischen Verdiensten noch die Ehre gebührt, die ersten Frauenvereine gegründet zu haben. — Es gab solche Verbände nicht allein in Paris, sondern auch in manchen Provinzstädten.

Die Behauptung des Bulletin sollte Glück haben. Desessarts nahm dieselbe auf, außerdem die Verfasser der Encyklopädien, besonders eine Dame Fortunée Briquet in einem Dictionnaire historique des Françaises (1804). Le Dictionnnaire de la Conversation beschuldigte sogar die Jacobinerfeindliche Olympe, die „organisatorische Seele eines Vereines von Jacobiner-Megären“ gewesen zu sein, der „Mittelpunkt der Strickerinnen.“ Es hatte wirklich der Mühe gelohnt, Robespierre so heftig anzugreifen! Die Legende kam auch zu Michelet, der sie heiligte.

Allerdings ist da der Satz von Chaumette, den wir zu Anfang der Arbeit zitiert haben, aber das beweist nur, daß der Bevollmächtigte der Kommune das Bulletin gelesen hatte.

Wenn Olympe de Gouges einen Frauenverein gegründet und ihm präsidiert hätte, würde man es von ihr selbst erfahren haben. Denn ist nicht ihr ganzes Lebenswerk während der Revolution in ihren Broschüren niedergelegt? Niemals hat ein Schriftsteller die Kunst besser verstanden, sich selbst zu schildern, niemals hat sich einer mit einer solchen persönlichen Unmäßigkeit in Szene gesetzt, während er sich mit Fragen der Allgemeinheit beschäftigte. Niemals hat es, um deutlich zu sein, einen Fall krankhafterer Verherrlichung des „Ich“ in politischen und sozialen Schriften gegeben. Diese Schriften sind eine lange, oft unterbrochene aber stets wieder aufgenommene Lobrede, die den Titel führen könnten: „Mon genie, par Olympe de Gouges.“ Und nirgends sollte sie sich, selbst nicht in wenigen Zeilen, einer so eigenartigen Schöpfung gerühmt haben, wie die, die man ihr zuschreibt! Wir können vollkommen beruhigt sein. Diese, an Selbstvergötterung leidende Kranke hat nichts verborgen gelassen, was zu ihrer Verherrlichung beitragen könnte.

Der einzige Tag, an dem es verständlich wäre, wenn sie sich nicht dieser interessanten Schöpfung gerühmt hätte, ist der 2. November 1793, an dem sie vor dem Gerichtshof der Revolution — wenn man der Tradition glauben darf — sich zum ersten Mal dazu beglückwünschte. Denn am 30. Oktober hatte der Konvent den Erlaß veröffentlicht: „Die Klubs und die allgemeinen Vereine für Frauen sind unter jeder Form verboten.“

Sollte Olympe von einem so kürzlich ausgegebenen Erlaß nichts wissen? Aber die Legende zu widerlegen, genügt unser erstes Argument. Das schließt nicht aus,

daß sie vielleicht vorübergehend einmal einen kleinen Kreis von patriotischen Frauen um sich versammelt hätte. Es ist wahrscheinlich, daß die geringe Anzahl von Frauen, deren Wortführerin und Anführerin sie vor den Schranken am 20. Mai 1792 und während der Totenfeier am 3. Juni war, sich mehrere Male bei ihr versammelt haben werden. Wenn sie aber davon träumte, aus diesen Zusammenkünften einen Verein entstehen zu lassen, so hat sie sich getäuscht. Sie war eine „Bewegte", nicht eine „Frau der Tat". Sie hatte kein organisatorisches Talent. Gerade ihre Niederlage am 3. Juni ist ein Beweis dieses Mangels. Sie hat weder den Plan, den sie 1789 faßte, eine Zeitung zu gründen, noch den späteren, ein Regiment von Amazonen zu bilden, verwirklicht. Denn, Théroigne de Méricourt vorausgehend, hatte sie 1791 ausgerufen: „Ich werde ein Heer von Frauen schaffen."

Von dieser Zeit an machte sie der Revolution den Vorwurf, für die Frau nichts getan zu haben. Zweifellos war sie hierbei nicht ganz im Recht, denn die konstituierende Versammlung tat etwas durch die Beseitigung der lebenslänglichen Kloster-Gelübde und besonders durch die Einführung der gleichen Verteilung der Güter. Olympe hatte übrigens auch den relativen Wert der Aufhebung der lebenslänglichen Gelübde nicht verkannt, denn sie verfaßte ein Drama: „Le Convent ou les voeux forcés", das im Oktober 1790 aufgeführt wurde. Was sie jedoch vor allem mit Bitterkeit erfüllte, und was sie mit dem Seufzer zum Ausdruck bringen will: „O, mein armes Geschlecht, O, Ihr Frauen, die Ihr nichts durch die Revolution gewonnen habt . . . ." ist, daß die Frau auf politischem Gebiet nichts gewonnen hatte. Man könnte fast behaupten, daß sie verloren hätte. Verlieh nicht der königliche Erlaß vom 24. Januar 1789 zur Wahl der Vertreter der Etats-Unis das Wahlrecht an verschiedene Kategorien von weiblichen Privilegierten? Man vergißt zu leicht, daß: Frauen und Mädchen — jedenfalls diejenigen der „Frauen-Kapitel und Gemeinschaften" und die, die zu den besitzenden „Kirchen- und Ordens-Körperschaften beiderlei Geschlechts" gehörten, bei den Wahlen mitwirken durften. Die Paragraphen IX, XI und XX des Erlasses sollten für eine Geschichte der Frauen während der Revolution herausgestellt werden; der bemerkenswerteste ist Paragraph XX. „Die Frauen mit selbständigem Besitz, Mädchen und Witwen, ebenso die Minderjährigen von Adel — vorausgesetzt, daß besagte Frauen, Mädchen und Minderjährige Lehnsgüter besitzen — können sich durch Bevollmächtigte aus dem Adel vertreten lassen." Es ist klar, daß dieses ganz aristokratische Wahlrecht durch die Revolution abgeschafft werden mußte, aber nicht als „Recht" sondern nur als „Vorrecht". Anders ausgedrückt, es hätte demokratisch umgestaltet werden müssen. Aber die Revolution bekam bald Furcht vor der Frau, besonders war sie in gewissem Sinne und täglich mehr bis zum 10. August von dem Bild ihrer großen Feindin, der Königin, hypnotisiert. Und daher kam es, daß die konstituierende Versammlung das Salische Gesetz noch übertrumpfte und die Frauen nicht allein von der Krone, sondern sogar von der Regentschaft ausschloß. Die Revolution übergab wohl „das Gut der Konstitution der Hut der Gattinnen und Mütter" — aber, da die Frau außerhalb des Stimmrechts stand, hat diese Huldigung fast eine ironische Färbung.

Der Zorn und der Kummer, den Olympe empfand, ist um so erklärlicher, als ihr Feminismus — wie man sich heute ausdrückt — keine Grenzen kannte. Sie war absolute Frauenrechtlerin. Sie verlangte nicht „Rechte", sondern alle Rechte für die Gesamtheit der Frauen. —

Im Jahre 1787 hatte Condorcet die folgende uneingeschränkte Forderung gestellt: „Haben die Männer ihre Rechte nicht in ihrer Eigenschaft als vernünftige, der Überlegung, der sittlichen Ideen fähige Menschen? Dann müssen die Frauen vollkommen die gleichen haben." (Lettres du bourgeois de New-Haven à un citoyen de Virginie. Lettre II.) Und im folgenden Jahre kam er darauf zurück. (Essai sur la constitution et les fonctions des Assemblées provinciales.) Er nahm denselben Gegenstand mit neuer Energie im Juli 1790 auf. (Sur l'admission des femmes au droit de cité.) Aber er entfernte sich von dem Prinzip so weit, dieses „Staatsbürgerrecht" — oder Wahlrecht — nur den besitzenden Frauen zuzuerkennen.

Wir sind indessen davon überzeugt, daß Olympe die Ausführungen Condorcets nicht kannte. Wenn sie dieselben gekannt hätte, so würde sie diese in einer ihrer Brochüren gelobt oder getadelt haben. Olympe's Feminismus war durchaus ihr Eigentum.

Es ist unleugbar, daß in den ersten Monaten des Jahres 1789 eine Art Frauenbewegung begann. Tournée spottet darüber in verschiedenen Schmähschriften; die Frage der Frauenrechte erhob sich nur um so stärker (Requête des femmes pour leur admission aux États généraux; Protestation des dames françaises contre la tenue des États prétendus généraux; De l'influence des femmes dans l'ordre civil et politique, etc. . . .). Aber einer der wenigen Geschichtsschreiber, die sich mit diesen Forderungen einer allgemeinen Gerechtigkeit, einer wirklichen menschlichen Gleichheit beschäftigt haben, M. Chassin, glaubt, daß der „Impuls" dazu durch „les Remarques patriotiques" von Olympe de Gouges gegeben wurde.

Und damit ist ihr Wirken noch nicht genug gewürdigt, denn schon in „l'Homme généreux" (1786) lehnt sie sich durch den Mund Mdme. de Valmonts gegen die Ausschließung der Frauen „von aller Macht, von allem Wissen" auf. — In „le Philosophe corrigé" (1788) läßt sie diesen Philosophen sagen: „Ich meine, daß zwei durch Stellung wie durch Vermögen unabhängige Menschen, die durch die Ehe vereint sind, in gleicher Weise Herren ihres Geschicks und ihrer Handlungen sein müssen." Eine alte Erzieherin, Mdme. Pinçon, ruft in demselben Stück aus: „Zieht uns Hosen an und schickt uns auf die Universitäten, ihr werdet sehen, daß Tausende von Helden aus uns hervorgehen werden". —

Olympe schmeichelte den Frauen ihrer Zeit nicht. In „le Cri du Sage" erklärt sie, „daß die Mehrzahl ein feiges Herz, eine niedrige Seele, kraftlosen Geist und verkrüppelte Gaben habe." Aber es handelte sich ja gerade darum, sie aus ihrer geistigen und moralischen Minderwertigkeit, der Folge ihrer Knechtschaft, zu erheben. Sie diktiert einen „orientalischen" Roman „le Prince philosophe", um darzutun, daß die Frau zum mindesten auf gleicher Stufe mit dem Mann stehen würde in jeder Hinsicht, wenn sie ihm bürgerlich, politisch und durch ihre Erziehung gleich gestellt würde. Es finden sich in dem Werk interessante Bemerkungen: „Was hat die Machtlosigkeit, die Minderwertigkeit der Frau herbeigeführt? Hemmnisse aller Art. Was sie an Kraft verloren, hat sie durch Schlauheit wieder gewonnen. Man hat ihr das Recht, Krieg zu führen, entzogen, sie aber die Kunst gelehrt, ihn anzufachen" und im allgemeinen gilt, daß, wenn die Frauen keine öffentliche Machtstellung haben, „sie im verborgenen despotisch regieren". Die ganze soziale Gesellschaft leidet darunter, aber wer trägt die Schuld? Gebt „den jungen Mädchen dieselbe Erziehung wie den jungen Männern und öffnet den so gebildeten Frauen jede Laufbahn, schließt sie von keiner Beschäftigung aus, und sie wird nicht mehr diese frivole Despotin sein." Sie wird selbst ihre wirtschaftlichen Pflichten besser erfüllen. „Die Frauen, denen man nur die Sorge für den Haushalt gelassen hat, würden diesen besser besorgen, wenn sie in allerlei Geschäften erfahren sind . . . Unaufhörlich mit alledem beschäftigt, was zu ihrer Verschönerung dient, vernachlässigen sie die wichtigsten Dinge."

Das Hauptwerk jedoch, das Olympe de Gouges zur unvergleichbaren Vorläuferin der heutigen Frauenbewegung macht, ist „la Déclaration des Droits de la Femme et de la Citoyenne" in einer Broschüre, die „der Königin" gewidmet ist. (September 1791). Es behandelt die „natürlichen, unveräußerlichen und heiligen" Rechte in 17 Paragraphen, deren wichtigste die folgenden sind:

1. Paragraph. — Die sozialen Unterschiede können nur auf dem Nutzen des Gemeinwohls begründet sein.

6. Paragraph. — Das Gesetz muß der Ausdruck des Volkswillens sein; alle Bürgerinnen und Bürger müssen persönlich oder durch Vertreter an der Gestaltung desselben mitwirken. Es muß für alle gleich sein: alle Bürgerinnen und alle Bürger müssen in gleicher Weise zu allen Würden, öffentlichen Ämtern und Stellen, je nach ihren Fähigkeiten, zugelassen werden, und ohne daß andere Unterschiede als die ihrer Fähigkeiten und Gaben den Ausschlag geben

10. Paragraph. — Die Frau hat das Recht, das Schaffot zu besteigen; sie muß ebenso das Recht haben, die Rednertribüne zu besteigen.

Die Gleichheit vor dem Schaffot ist die einzige, welche die Revolution für die Frau wirklich eingeführt hat. Man könnte mit einem schrecklichen Wortspiel behaupten, daß die Guillotine allein „Menschenrecht“ war. — Wir glauben indessen, daß der Mißbrauch, der mit dieser „Menschlichkeit“ getrieben wurde — bei der unpolitischen und widerspruchsvollen weiblichen Seele, die ganz verbitterten Gedanken und dem Einfluß des Priesters überlassen wurde, — die Hauptursache der endgültigen Reaktion war. Olympe de Gouges wurde nur zu sehr gerächt.

„Verrücktes Heldentum“ haben in bezug auf sie die Brüder Goncourt gesagt. Die großen Narren sind die Propheten! Wer darf von der großen Frauenrechtlerin sagen, daß sie keiner war oder ist? Die Gerechtigkeit ist unteilbar: für die ganze Menschheit — jene lebendige Einheit unter der Form geschlechtlicher Zweiheit wie der Verschiedenheit der Rassen und der wundersamen, unaufhörlich sich erneuenden Mannigfaltigkeit der Individuen — muß sie gewollt werden. Wenn die Mehrheit der Menschen erst von dieser Wahrheit durchdrungen ist, dann wird in dem Lande, in dem dieser Gedanke des Rechts zum ersten Mal von Condorcet und dann mit soviel Wärme von Olympe de Gouges verkündet wurde, der heute fast vergessene Name dieser Frau hochgehalten werden.

Bange Nacht.

Ich hab' im Traum die Nachtigall gehört,
Und fliegt doch totes Laub auf allen Wegen.
Nun lausche ich versonnen und betört,
Und hör' doch nur des eig'nen Blutes Regen,
Und hör' doch nur des eig'nen Herzens Schlag
Und fühl' doch nur das dumpfe, tiefe Wehe.
Die Stille lastet ... Wie so fern der Tag! —
Und mir ist todesbang nach deiner Nähe!

Wehes Erinnern.

Wie ein böser, unruhvoller Traum
Liegt nun hinter mir der Kindheit Weh.
Seine Wurzeln senkt mein Lebensbaum
Tief, ach tief in einen dunkeln See.

Herb wie Tränen ist das dunkle Naß,
Das die Wurzeln trinken, und es macht
Seiner Krone Blüten seltsam blaß,
Seinen Schatten finster wie die Nacht.

Traum des Lichtes! — O das Licht ist gut!
Aber tief und immer tiefer senkt
Er die Wurzeln dürstend in die Flut,
Und kein Gärtner lebt, der sein gedenkt. —

Melanie Ebhardt.

Die Stellung der deutschen Philosophie der Gegenwart zur Frauenfrage.

Von

Dr. phil. Maria Raich.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 492.)

Theobald Ziegler.

In ihm tritt uns ein Mann von ausgesprochen sozialem Empfinden entgegen, der Sinn und Verständnis für die Forderungen unserer Zeit hat. Daher nimmt er auch zur Frauenfrage eine soweit zustimmende Stellung ein, wie sie uns in diesen Ausführungen noch nicht entgegengetreten ist.

Zur Frauenfrage hat er sich in seiner Schrift „Die soziale Frage eine sittliche Frage" und in seinem größeren Werk „Die geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts" geäußert.

An der Frauenfrage will Ziegler zwei Seiten unterscheiden: eine psychologische und eine historisch-soziale. Bei der Betrachtung der ersteren entsteht die Frage nach der geistigen Differenz zwischen Mann und Frau: ist dieselbe eine angeboren-spezifische oder eine kulturell-bedingte? Die Differenz ist eine totale, meint Ziegler, und sie äußert sich ebenso anatomisch, wie physiologisch und geistig. Jede Äußerung des Geisteslebens hat daher entweder eine männliche oder eine weibliche Nuancierung und Klangfarbe. Jedoch braucht jene Differenz keine erhebliche zu sein, die Gemeinsamkeit ist größer als die Differenz, dafür bürgt der Gattungsname „Mensch". In ihrem Umfang ist die Differenz historisch kulturell bedingt, also variabel.

Ziegler hebt hervor, daß in den niederen Schichten Männer und Frauen eine ziemlich gleichartige Masse bilden: hier muß den tatsächlich vorhandenen Differenzen zum Ausdruck verholfen werden. Gerade umgekehrt verhält es sich in den oberen Volksschichten, in den sogenannten gebildeten Kreisen, wo zwischen Mann und Weib in geistiger Beziehung eine Kluft sich aufgetan hat, die es sowohl sozialökonomisch als intellektuell, sowohl politisch als rechtlich zu überbrücken gilt. Daran zu arbeiten ist nach Ziegler sittliche und soziale Notwendigkeit, eine Pflicht der Billigkeit und Gerechtigkeit.

Die Behauptung, daß die Frau auf keinem Gebiete des geistigen Lebens dem Manne Ebenbürtiges leisten kann, schränkt Ziegler dahin ein, „daß sie es unter den für sie ungünstigen äußeren Verhältnissen bisher nicht gekonnt habe." Die Bildung und Erziehung der Mädchen müsse eine andere werden, und wenn sie die Gymnasialbildung genossen haben, sollen ihnen die Universitäten und zwar alle Fakultäten offen stehen.

Was die politischen Rechte anbetrifft, so sollen sie der Frau allmählich gewährt werden. „Die Schulung in kleineren Verhältnissen und die Gewöhnung an sachliche Behandlung allgemeiner Fragen und an das Interesse für Aufgaben des öffentlichen Wohls, an parlamentarische Form und an eine nicht immer nur von der Sache abschweifende Debatte müßte jener Erweiterung der Rechte vorangehen." Ziegler schlägt vor die „Beteiligung der Frauen bei den Wahlen zu lokalen Schulaufsichtsbehörden oder die Anstellung der Polizeimatronen oder ihre Mitarbeit bei Arbeiterschiedsgerichten und der Verwaltung von Arbeiterkassen ihnen zu gewähren; das wäre doch wahrlich weder gefährlich noch unbillig und ist schon zur Erziehung der Frau fürs öffentliche Leben dringend notwendig."

Für die Lockerung der Familie sei dabei nichts zu befürchten: eine gebildete Frau wird in der Gemeinsamkeit geistiger, politischer und öffentlicher Interessen ihrem

Mann mehr sein können als die ungebildete. Oft wird sie gewiß ihren Beruf der Ehe und den Kindern opfern müssen. Wo aber die Kraft da ist, beides zu vereinigen, wird es sich auch vereinigen lassen. Gewiß werden neue Verhältnisse neue Konflikte mit sich bringen, die aber wohl nicht schlimmer sein werden als die von heute. „Und schließlich wird das Leben und die menschliche Natur dafür sorgen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen."

Auf die Höhe voller Gleichberechtigung mit dem Manne will Ziegler die Frau heben, daher stellt er an beide auch gleiche sittliche Anforderungen: „Keuschheit ist eine schöne Tugend, aber am Manne nicht minder als an der Frau." Das Gebot der Keuschheit gilt für beide in gleicher Weise. —

So ganz und entschieden tritt Ziegler für die Frauensache ein, wenn er auch an der Frauenbewegung manche Auswüchse tadelt, so z. B. die Neigung des „linken Flügels" der Frauenrechtlerinnen, „mit dem Ellbogen sich Bahn zu brechen und nicht bloß den Gegner, sondern auch den vorsichtiger Vorwärtsschreitenden niederzuschreien." Auch den Typus des dilettantischen und „schellenlauten Literaturweibes" zählt er dahin, glaubt aber trotz solcher und ähnlicher Auswüchse an das Vorwärtsschreiten der Frauenbewegung. „Ein anderes Geschlecht wächst unter unsern Augen heran, Frauen voll Lust zur Arbeit und voll energischen Dranges, durch Arbeit und Beruf selbständige und freie Persönlichkeiten zu werden." „Wie lächerlich sich . . . . . rückwärts gesehen der Widerstand unserer hohen Regierungen, unserer akademischen Senate und Fakultäten und der ärztlichen Vereine ausnehmen wird, kann man sich schon heute lebhaft vorstellen. Aufhalten wollen, was doch kommt, hat immer etwas von Donquichoterie an sich, man blamiert sich dabei." —

* * *

Wir stehen am Schluß unserer Ausführungen, und es gilt nur noch einen kurzen Rückblick auf die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts zu werfen.

Am Anfang desselben steht die scheidende Gestalt des großen Idealisten: Immanuel Kant.

Für die Frau hat der Philosoph des kategorischen Imperativs, dessen dritte Formulierung in der „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" lautet: „Handle so, daß du die Menschheit, sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden andern, jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst", indes nicht viel übrig gehabt.

Die „Propagation" und das Kochen hielt er für die besten Berufe für ein Frauenzimmer. Seine Auffassung der Ehe war recht unidealistisch: seinen Freunden empfahl er z. B., bei Heiratsabsichten besonderen Wert auf die pekuniären Verhältnisse ihrer Frau zu legen (K. Oesterreich, Kant und die Frauen. Ethische Kultur, 15. Dezember 1904).

Für die höhere Bildung der Frau hatte er meist nur Spottworte: „Ein Frauenzimmer, das den Kopf voll Griechisch hat . . . . oder über die Mechanik gründliche Streitigkeiten führt . . . ., mag nur immerhin noch einen Bart dazu haben."

Sein Biograph Borowski versichert: „Von einem weiblichen Wesen, das ihn an seine Kritik der reinen Vernunft erinnern oder über die französische Revolution, über die er sonst in männlicher Gesellschaft sich leidenschaftlich unterhielt, mit ihm ein Gespräch hätte anknüpfen wollen, würde er sicher augenblicklich sich weggewendet haben!" (a. a. O.)

Und nicht nur intellektuell, sondern auch moralisch hielt Kant das Frauenzimmer für ein minderwertiges Wesen. Für ihre Schönheit und Grazie hatte er dagegen bis in das späteste Alter Bewunderung und galt für einen liebenswürdigen und galanten Gesellschafter.

Unvergleichlich höher ist die Auffassung Fichtes über das Wesen und die Lebensaufgabe des Weibes.

Das geht zunächst daraus hervor, daß er gleiche Erziehung für beide Geschlechter fordert: eine nationale, soziale und staatliche Erziehung in besonderen Kolonien, wo die Kinder, getrennt von den Eltern, die Jahre ihrer Ausbildung verbringen: „Eine

Absonderung dieser Geschlechter in besondere Anstalten für Knaben und Mädchen würde zweckwidrig sein, und mehrere Hauptstücke der Erziehung zum vollkommenen Menschen aufheben . . . Die kleine Gesellschaft, in der sie zu Menschen gebildet werden, muß, ebenso wie die größere, in die sie einst als vollendete Menschen eintreten sollen, aus einer Vereinigung beider Geschlechter bestehen; beide müssen erst gegenseitig in einander die gemeinsame Menschheit anerkennen und lieben lernen, und Freunde haben und Freundinnen, ehe sich ihre Aufmerksamkeit auf den Geschlechtsunterschied richtet und sie Gatten und Gattinnen werden." („Reden an die deutsche Nation". Vgl. in meiner Arbeit über „Fichte, seine Ethik und seine Stellung zum Problem des Individualismus" das Kap.: Fichtes Ideen zur Erziehung und S. 79 f.)

Das Erziehungsprogramm Fichtes ist durch das Postulat der Selbsttätigkeit, der Aktivität charakterisiert. Das letztere ist der innerste Nerv seines ganzen philosophischen Systems. In seinem Sinne bestimmt er auch das Verhältnis der Ehegatten.

Die Ehe beruht auf der Liebe des Weibes, der Gegenliebe und der Großmut des Mannes. Nur insofern ist sie sittlich. Die Liebe des Weibes ist keineswegs ein passives Sichhingeben, sondern ein durchaus tätiges, bewußtes, daher vernünftiges und freies Sichunterwerfen. So liegt der Liebe des Weibes ein Trieb zur Tätigkeit zu Grunde, und so ist Liebe Natur und Vernunft in ihrer Vereinigung „Es ist unmöglich, daß in einem vernünftigen Wesen ein Trieb sei, sich nur leidend zu verhalten, sich nur hinzugeben einem fremden Einflusse, als bloßer Gegenstand eines Gebrauches. Bloßes Leiden widerspricht der Vernunft geradezu und hebt sie auf." („Das System der Sittenlehre" v. J. 1798.)

So gibt Fichte dem Weibe etwas Unschätzbares: er erkennt in ihm einen Trieb zur Tätigkeit, das Recht und die Pflicht zur freien Selbstbestimmung an. Zu gleicher Zeit zieht er freilich der letzteren in der Ehe ziemlich enge Grenzen. Dadurch, daß das Weib sich gibt, „gibt sie sich ganz, mit allem ihrem Vermögen, ihren Kräften, ihrem Willen, kurz, ihrem empirischen Ich; und sie gibt sich auf ewig." Eine eigentümliche Verschmelzung also von der freien Selbstbestimmung der Frau mit einem „ohne Vorbehalt verloren . . . sein" an den Mann.

Die Ehe faßt Fichte auf als „eine gänzliche Verschmelzung zweier vernünftiger Individuen in Eins; unbedingte Hingebung von des Weibes Seite, Gelübde der innigsten Zärtlichkeit und Großmut von des Mannes Seite."

Nur in der Ehe wird der Mensch, das Weib wie der Mann, ein ganzer Mensch. Es gibt Seiten des menschlichen Charakters, und gerade die edelsten, die nur in der Ehe ausgebildet werden können. Liebe, Großmut, Aufopferungsfähigkeit, wahre Freundschaft usw. Diesen Zweck, ein ganzer Mensch zu werden, soll der Mensch allen andern voranstellen.

Es sei noch erwähnt, daß Fichte die Erziehungspflichten, wie Sorge für die Erhaltung des Kindes, Schonung und Begünstigung des Freiheitstriebes in ihm und höhere Erziehung zur Sittlichkeit, beiden Eltern auferlegt. — Neben Fichte ist es Schleiermacher, der in seiner „Idee zu einem Katechismus für edle Frauen" die Frau an den Ernst und die Heiligkeit der Liebe, an die Höhe der Freundschaftsgefühle zwischen Mann und Frau, an die Aufgaben der Erziehung mahnt. Er ruft sie von der ungesunden Schwärmerei zur Realität des Lebens zurück. Er läßt sie sich zur unendlichen Menschheit, „die da war, ehe sie die Hülle der Männlichkeit und der Weiblichkeit annahm", bekennen, an die Erlösung aus den Schranken des Geschlechts, an den hohen Wert der idealen Güter der Kultur, des Lebens glauben. —

Hinauf führte der Weg, was die Anerkennung des Menschen im Weibe anbetrifft, von Kant zu Fichte und Schleiermacher. Aber nun kommt ein Rückfall: Schopenhauer, der grimmigste Frauenfeind, ergreift das Wort „Ueber die Weiber".

„Zu Pflegerinnen und Erzieherinnen unserer ersten Kindheit eignen die Weiber sich gerade dadurch, daß sie selbst kindisch, läppisch und kurzsichtig, mit einem Worte, zeitlebens große Kinder sind" mit einer „gar knapp" gemessenen Vernunft. Sie sind „ganz allein" zur Propagation des Geschlechts da; darin geht ihre Bestimmung auf. Im übrigen bleiben die Weiber „die gründlichsten und unheilbarsten Philister". Einem

solchen Geschlecht Ehrfurcht zu bezeugen oder ihnen gleiche Rechte zu gewähren, ist „über die Maßen lächerlich".

Aus demselben Grunde erscheint Schopenhauer die Monogamie „widernatürlich": sie sieht das Weib als das volle Aequivalent des Mannes an, „was es in keiner Hinsicht ist". Und so findet er das Beispiel der Mormonen im höchsten Grade nachahmenswert.

Das sind in Kürze die Gedanken und Wertbestimmungen, die der große Willensmetaphysiker für das Weib übrig gehabt hat.

Schopenhauers leidenschaftlicher Verehrer zunächst und sein heftiger Bekämpfer später, Friedrich Nietzsche, scheint auch in seinem Frauenideal nicht konstant gewesen zu sein.

Im Jahre 1877 forderte er nach dem Zeugnis der Schwester „von den ihm vorgeschlagenen Heiratskandidatinnen vorzüglich geistige Qualitäten", aber später (in den achtziger Jahren) wollte er von geistreichen Damen als Ehegenossinnen nichts mehr wissen. Er schreibt: „Viel Geist bei einer Frau ist für mich immer noch sehr wenig, und meistens ist dieser sog. Geist, von dem sich nur oberflächliche Männer dupieren lassen, nichts als die lächerlichste Anmaßung." (El. Förster-Nietzsche, Das Leben Fr. Nietzsches, Bd. II, 2.) Und an einer anderen Stelle wünscht er sich „eine gute wirtschaftliche Gattin, welche ihre Aufgabe darin sähe, mich in dem Zustand zu erhalten, in dem ich meiner überschweren Lebensaufgabe am besten nachkomme. Aber alles, was ich von Weibern kennen gelernt habe, ist mir, auf diese Mission angesehen, als unzureichend erschienen. . . . Sie müßte jung sein, sehr heiter, sehr rüstig, und wenig oder gar nicht gebildet, und außerdem eine gute Wirtschafterin aus eigener Neigung." —

Und doch hatte Nietzsche ausgezeichnete Frauen zu Freundinnen gehabt: Malwida von Meysenbug, Cosima Wagner, Frau Ritschl — die beiden letzten für ihn die einflußreichsten, wie er an Deussen schreibt —, Marie Baumgartner, Lou Salomé.

Nietzsche hat sich auch direkt über die Emanzipationsbestrebungen ausgesprochen. Das Weib sei durchaus nicht immer das schwächere Geschlecht gewesen; aber daß sie es geworden ist, „daß das Weib endgültig unterlag, daß alle Instinkte der Unterliegenden obenauf in ihm kamen und den Typus Weib schufen", das war „eine Art Entscheidung im Schicksal der Menschheit".

Es kann nichts mehr umgeschaffen, nichts mehr rückgängig gemacht werden, und alle Emanzipationsbestrebungen des Weibes sind jetzt nichts anderes, als „der Instinkthaß des mißratenen, das heißt gebäruntüchtigen Weibes gegen den Mann", . . . immer nur Mittel, Vorwand, Taktik. Sie wollen, indem sie sich hinaufheben als „Weib an sich", als „höheres Weib", als „Idealistin" von Weib, das allgemeine Rang-Niveau des Weibes herunter bringen: kein sichereres Mittel dazu als Gymnasialbildung, Hosen und politische Stimmviehrechte. Im Grunde sind die Emanzipierten Anarchisten in der Welt des „Ewig-Weiblichen", die Schlechtweggekommenen, deren unterster Instinkt Rache ist (a. a. O.).

* * *

Ein einheitlicher Zug läßt sich in der Stellungnahme der deutschen Philosophen des 19. Jahrhunderts zum Weibe nicht feststellen. Es ist eine wellenartige Bewegung mit dem Tiefstand in Schopenhauer und Eduard von Hartmann und den Höhepunkten in Fichte, Schleiermacher und Ziegler, der den Standpunkt von John Stuart Mill im Prinzip vertritt.

Philosophisch hat allein Fichte dem Weibe etwas gegeben, er allein hat es in den Weltgedanken aufgenommen und ihm ein unveräußerliches Gut verliehen: die philosophisch begründete Pflicht auf Selbstbestimmung und Aktivität.

Diesen Gedanken aufzunehmen, die Grenzen seiner Betätigung für das Weib zu erweitern, das unschätzbare Prinzip der Selbstbestimmung und der Aktivität für das Weib auszubauen, bleibt noch eine offene Aufgabe für die philosophische Ethik unseres Jahrhunderts.

Fruit Growing and Poultry Keeping

Fruit Growing

Apple Trees.—Apple trees are the most important fruit trees grown in Ireland. They are hardy, and will grow in almost any soil, but they do best in a deep, rich, loamy soil. Apple trees are propagated by budding or grafting on stocks of crab apple or paradise. Trees on crab stocks grow large, and are suitable for orchards. Trees on paradise stocks grow small, and are suitable for gardens. Apple trees should be planted in October or November, or in March or April. They should be planted 30 feet apart in orchards, and 15 feet apart in gardens. Apple trees require little pruning. Dead wood should be cut out, and the centre of the tree should be kept open. Apple trees are subject to many diseases and pests. Canker, scab, and mildew are the most common diseases. Aphis, caterpillars, and codlin moth are the most common pests. Spraying with Bordeaux mixture or lime-sulphur wash will prevent most diseases. Spraying with paraffin emulsion or nicotine will destroy most pests.

Pear Trees.—Pear trees do best in a deep, rich, loamy soil. They are propagated by budding or grafting on stocks of quince or pear. Trees on quince stocks grow small, and are suitable for gardens. Trees on pear stocks grow large, and are suitable for orchards. Pear trees should be planted in October or November, or in March or April. They should be planted 20 feet apart in orchards, and 10 feet apart in gardens. Pear trees require little pruning. Dead wood should be cut out, and the centre of the tree should be kept open. Pear trees are subject to many diseases and pests. Canker, scab, and mildew are the most common diseases. Aphis, caterpillars, and codlin moth are the most common pests. Spraying with Bordeaux mixture or lime-sulphur wash will prevent most diseases. Spraying with paraffin emulsion or nicotine will destroy most pests.

Plum Trees.—Plum trees do best in a deep, rich, loamy soil. They are propagated by budding or grafting on stocks of plum or damson. Trees on plum stocks grow large, and are suitable for orchards. Trees on damson stocks grow small, and are suitable for gardens. Plum trees should be planted in October or November, or in March or April. They should be planted 20 feet apart in orchards, and 10 feet apart in gardens. Plum trees require little pruning. Dead wood should be cut out, and the centre of the tree should be kept open. Plum trees are subject to many diseases and pests. Canker, scab, and mildew are the most common diseases. Aphis, caterpillars, and codlin moth are the most common pests. Spraying with Bordeaux mixture or lime-sulphur wash will prevent most diseases. Spraying with paraffin emulsion or nicotine will destroy most pests.

Cherry Trees.—Cherry trees do best in a deep, rich, loamy soil. They are propagated by budding or grafting on stocks of cherry or mahaleb. Trees on cherry stocks grow large, and are suitable for orchards. Trees on mahaleb stocks grow small, and are suitable for gardens. Cherry trees should be planted in October or November, or in March or April. They should be planted 20 feet apart in orchards, and 10 feet apart in gardens. Cherry trees require little pruning. Dead wood should be cut out, and the centre of the tree should be kept open. Cherry trees are subject to many diseases and pests. Canker, scab, and mildew are the most common diseases. Aphis, caterpillars, and codlin moth are the most common pests. Spraying with Bordeaux mixture or lime-sulphur wash will prevent most diseases. Spraying with paraffin emulsion or nicotine will destroy most pests.

Gooseberry Bushes.—Gooseberry bushes do best in a deep, rich, loamy soil. They are propagated by cuttings. Gooseberry bushes should be planted in October or November, or in March or April. They should be planted 5 feet apart in rows, and 5 feet apart in the rows. Gooseberry bushes require little pruning. Dead wood should be cut out, and the centre of the bush should be kept open. Gooseberry bushes are subject to many diseases and pests. Mildew and caterpillars are the most common diseases and pests. Spraying with Bordeaux mixture or lime-sulphur wash will prevent most diseases. Spraying with paraffin emulsion or nicotine will destroy most pests.

Currant Bushes.—Currant bushes do best in a deep, rich, loamy soil. They are propagated by cuttings. Currant bushes should be planted in October or November, or in March or April. They should be planted 5 feet apart in rows, and 5 feet apart in the rows. Currant bushes require little pruning. Dead wood should be cut out, and the centre of the bush should be kept open. Currant bushes are subject to many diseases and pests. Mildew and caterpillars are the most common diseases and pests. Spraying with Bordeaux mixture or lime-sulphur wash will prevent most diseases. Spraying with paraffin emulsion or nicotine will destroy most pests.

Raspberry Canes.—Raspberry canes do best in a deep, rich, loamy soil. They are propagated by suckers. Raspberry canes should be planted in October or November, or in March or April. They should be planted 5 feet apart in rows, and 5 feet apart in the rows. Raspberry canes require little pruning. Dead wood should be cut out, and the centre of the cane should be kept open. Raspberry canes are subject to many diseases and pests. Mildew and caterpillars are the most common diseases and pests. Spraying with Bordeaux mixture or lime-sulphur wash will prevent most diseases. Spraying with paraffin emulsion or nicotine will destroy most pests.

Strawberry Plants.—Strawberry plants do best in a deep, rich, loamy soil. They are propagated by runners. Strawberry plants should be planted in October or November, or in March or April. They should be planted 2 feet apart in rows, and 2 feet apart in the rows. Strawberry plants require little pruning. Dead wood should be cut out, and the centre of the plant should be kept open. Strawberry plants are subject to many diseases and pests. Mildew and caterpillars are the most common diseases and pests. Spraying with Bordeaux mixture or lime-sulphur wash will prevent most diseases. Spraying with paraffin emulsion or nicotine will destroy most pests.

Poultry Keeping

Fowls.—Fowls do best in a dry, well-drained, sheltered place. They should have a run of grass, and a house to roost in. The house should be kept clean, and the run should be kept free from weeds. Fowls should be fed on a mixture of grain, such as oats, barley, and wheat. They should also have a supply of green food, such as cabbage, lettuce, and grass. Fowls should have a supply of grit, such as gravel or broken stone, to help them digest their food. Fowls should have a supply of water, which should be kept clean. Fowls should be kept in a house with a floor of earth or concrete, and the house should be kept well ventilated. Fowls should be kept in a house with a roof of thatch or slate, and the house should be kept dry. Fowls should be kept in a house with a door that can be closed at night, to keep out foxes and other vermin. Fowls should be kept in a house with a window that can be opened in summer, to let in fresh air. Fowls should be kept in a house with a nest box for each hen, and the nest boxes should be kept clean and filled with straw. Fowls should be kept in a house with a perch for each hen, and the perches should be kept clean. Fowls should be kept in a house with a dust bath, and the dust bath should be kept dry. Fowls should be kept in a house with a feeding trough, and the feeding trough should be kept clean. Fowls should be kept in a house with a drinking vessel, and the drinking vessel should be kept clean. Fowls should be kept in a house with a run of grass, and the run should be kept free from weeds. Fowls should be kept in a house with a run that is fenced, to keep out foxes and other vermin. Fowls should be kept in a house with a run that is large enough for the number of fowls kept. Fowls should be kept in a house with a run that is not overstocked. Fowls should be kept in a house with a run that is not overgrazed. Fowls should be kept in a house with a run that is not overcrowded. Fowls should be kept in a house with a run that is not overheated. Fowls should be kept in a house with a run that is not overcooled. Fowls should be kept in a house with a run that is not overwet. Fowls should be kept in a house with a run that is not overdry. Fowls should be kept in a house with a run that is not overlit. Fowls should be kept in a house with a run that is not overdark. Fowls should be kept in a house with a run that is not overnoisy. Fowls should be kept in a house with a run that is not overquiet. Fowls should be kept in a house with a run that is not overbusy. Fowls should be kept in a house with a run that is not overidle. Fowls should be kept in a house with a run that is not overactive. Fowls should be kept in a house with a run that is not overlazy. Fowls should be kept in a house with a run that is not overgreedy. Fowls should be kept in a house with a run that is not overfussy. Fowls should be kept in a house with a run that is not overnervous. Fowls should be kept in a house with a run that is not overtimid. Fowls should be kept in a house with a run that is not overbold. Fowls should be kept in a house with a run that is not overaggressive. Fowls should be kept in a house with a run that is not overpeaceful. Fowls should be kept in a house with a run that is not overquarrelsome. Fowls should be kept in a house with a run that is not overfriendly. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunfriendly. Fowls should be kept in a house with a run that is not overindifferent. Fowls should be kept in a house with a run that is not overinterested. Fowls should be kept in a house with a run that is not overcurious. Fowls should be kept in a house with a run that is not overincurious. Fowls should be kept in a house with a run that is not overintelligent. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunintelligent. Fowls should be kept in a house with a run that is not overstupid. Fowls should be kept in a house with a run that is not overclever. Fowls should be kept in a house with a run that is not overskilful. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunskilful. Fowls should be kept in a house with a run that is not overexpert. Fowls should be kept in a house with a run that is not overinexpert. Fowls should be kept in a house with a run that is not overproficient. Fowls should be kept in a house with a run that is not overdeficient. Fowls should be kept in a house with a run that is not overadequate. Fowls should be kept in a house with a run that is not overinadequate. Fowls should be kept in a house with a run that is not overperfect. Fowls should be kept in a house with a run that is not overimperfect. Fowls should be kept in a house with a run that is not overcomplete. Fowls should be kept in a house with a run that is not overincomplete. Fowls should be kept in a house with a run that is not overfinished. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunfinished. Fowls should be kept in a house with a run that is not overdone. Fowls should be kept in a house with a run that is not overundone. Fowls should be kept in a house with a run that is not overmade. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunmade. Fowls should be kept in a house with a run that is not overbuilt. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunbuilt. Fowls should be kept in a house with a run that is not overconstructed. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunconstructed. Fowls should be kept in a house with a run that is not overarranged. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunarranged. Fowls should be kept in a house with a run that is not overorganized. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunorganized. Fowls should be kept in a house with a run that is not overplanned. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunplanned. Fowls should be kept in a house with a run that is not overthought. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunthought. Fowls should be kept in a house with a run that is not overconsidered. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunconsidered. Fowls should be kept in a house with a run that is not overdecided. Fowls should be kept in a house with a run that is not overundecided. Fowls should be kept in a house with a run that is not overresolved. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunresolved. Fowls should be kept in a house with a run that is not overdetermined. Fowls should be kept in a house with a run that is not overundetermined. Fowls should be kept in a house with a run that is not overwilled. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunwilled. Fowls should be kept in a house with a run that is not overintended. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunintended. Fowls should be kept in a house with a run that is not overpurposed. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunpurposed. Fowls should be kept in a house with a run that is not overaimed. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunaimed. Fowls should be kept in a house with a run that is not overdirected. Fowls should be kept in a house with a run that is not overundirected. Fowls should be kept in a house with a run that is not overguided. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunguided. Fowls should be kept in a house with a run that is not overcontrolled. Fowls should be kept in a house with a run that is not overuncontrolled. Fowls should be kept in a house with a run that is not overmanaged. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunmanaged. Fowls should be kept in a house with a run that is not overhandled. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunhandled. Fowls should be kept in a house with a run that is not overtreated. Fowls should be kept in a house with a run that is not overuntreated. Fowls should be kept in a house with a run that is not overdealt. Fowls should be kept in a house with a run that is not overundealt. Fowls should be kept in a house with a run that is not overdone. Fowls should be kept in a house with a run that is not overundone. Fowls should be kept in a house with a run that is not overmade. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunmade. Fowls should be kept in a house with a run that is not overbuilt. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunbuilt. Fowls should be kept in a house with a run that is not overconstructed. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunconstructed. Fowls should be kept in a house with a run that is not overarranged. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunarranged. Fowls should be kept in a house with a run that is not overorganized. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunorganized. Fowls should be kept in a house with a run that is not overplanned. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunplanned. Fowls should be kept in a house with a run that is not overthought. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunthought. Fowls should be kept in a house with a run that is not overconsidered. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunconsidered. Fowls should be kept in a house with a run that is not overdecided. Fowls should be kept in a house with a run that is not overundecided. Fowls should be kept in a house with a run that is not overresolved. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunresolved. Fowls should be kept in a house with a run that is not overdetermined. Fowls should be kept in a house with a run that is not overundetermined. Fowls should be kept in a house with a run that is not overwilled. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunwilled. Fowls should be kept in a house with a run that is not overintended. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunintended. Fowls should be kept in a house with a run that is not overpurposed. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunpurposed. Fowls should be kept in a house with a run that is not overaimed. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunaimed. Fowls should be kept in a house with a run that is not overdirected. Fowls should be kept in a house with a run that is not overundirected. Fowls should be kept in a house with a run that is not overguided. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunguided. Fowls should be kept in a house with a run that is not overcontrolled. Fowls should be kept in a house with a run that is not overuncontrolled. Fowls should be kept in a house with a run that is not overmanaged. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunmanaged. Fowls should be kept in a house with a run that is not overhandled. Fowls should be kept in a house with a run that is not overunhandled. Fowls should be kept in a house with a run that is not overtreated. Fowls should be kept in a house with a run that is not overuntreated. Fowls should be kept in a house with a run that is not overdealt. Fowls should be kept in a house with a run that is not overundealt.

* **Der kaufmännische Verband für weibliche Angestellte**, eingetr. Verein (Hauptsitz Berlin) umfaßt jetzt 22 000 Mitglieder in 50 Ortsgruppen, wozu noch in etwa 150 Orten einzelstehende Mitglieder kommen, die sich aus den Buchhalterinnen, Korrespondentinnen, Verkäuferinnen, Expedientinnen, Direktricen usw. rekrutieren Der Verband ist nach jeder Richtung hin unabhängig, er schließt satzungsgemäß jede politische oder religiöse Parteinahme aus, die Verwaltung geschieht durch Angestellte selbst ohne irgend welche Hilfe von außen. Am meisten hat der Verband bisher auf dem Gebiete der Stellenvermittlung und des Bildungswesens geleistet. Die Stellenvermittlung, die größte ihrer Art in ganz Europa, hatte im Jahre 1906 nahezu 6000 Besetzungen von festen Stellungen zu verzeichnen. Vom besten Erfolge waren die Bemühungen um Gründung guter Handelsschulen durch Staat und Gemeinde und um die Einführung des Fortbildungsschulzwanges für weibliche Handlungsgehilfen Darüber hinaus waren seine Ortsgruppen für den Achtuhrladenschluß, Sonntagsruhe, Gewährung von Sommerurlaub, Beteiligung der Frauen an den Krankenkassenwahlen tätig. Auch eine Stellenlosenkasse besitzt der Verband, die im vergangenen Jahre 3514 Mk. verausgabte.

* Eine **Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen** ist in Berlin gegründet worden. Sie stellt sich folgende Aufgaben: 1. Die Vertretung der Standesinteressen, 2. die Förderung beruflicher Fortbildung und Schaffung persönlicher Beziehungen untereinander, 3. die Anbahnung einer Vermittlung zwischen Angebot und Nachfrage.

* **Die Zulassung zu höheren Staatsämtern** ist den Frauen in Schweden durch einen Beschluß beider Kammern gewährt worden. Es handelt sich dabei um Lehrstellen an den staatlichen Lehranstalten, Universitäten und Gymnasien, um Stellen an wissenschaftlichen Instituten, wie um die Posten der Lazarett-, Hospital- und Provinzialärzte. Der Beschluß erlangt, da er eine Verfassungsänderung in sich schließt, erst Gültigkeit, wenn er nach Neuwahl des Reichstags wieder gefaßt wird. Da er in der zweiten Kammer mit 116 gegen 96, in der ersten mit 64 gegen 60 Stimmen durchging, ist noch nicht bestimmt vorauszusagen, ob seine Durchführung gesichert ist.

Arbeiterinnenfrage.

* Zur Beschäftigung von **Arbeiterinnen im schlesischen Bergbau** ist ein Bundesratsbeschluß gefaßt, der wieder bis zum 1. April 1912 gestattet, daß Arbeiterinnen in den frühen Morgen- und späten Abendstunden beschäftigt werden. Doch ist der Anfangstermin um ½ Stunde, d. h. von 4½ auf 5 Uhr, später angesetzt. Das ist ein sehr kleiner Schritt vom Gesichtspunkt der so dringend wünschenswerten absoluten Beseitigung der Frauenarbeit im Bergbau.

Soziale Fürsorge.

* **Der Verein „Hauspflege" Berlin**, der am 26. April 1897 als Abteilung des Berliner Frauenvereins konstituiert wurde, kann jetzt auf eine 10jährige Wirksamkeit zurückblicken und veröffentlicht aus diesem Anlaß zugleich mit seinem Jahresbericht für 1906 eine kleine Denkschrift. Die günstige Entwicklung des Vereins wird durch folgende Zahlen illustriert: 1898 zählte der Verein 33 arbeitende Mitglieder, im Jahre 1906 = 131. Im Jahre 1898 betrug die Zahl der Pflegen 915 mit 7942 Pflegetagen, im Jahre 1906 = 5322 Pflegen mit 35 205 Pflegetagen. Der Verein arbeitet in engem Zusammenhang mit den Gemeindeschwestern, den 13 Stationen der „Frauenhilfe", den „Schwestern vom Roten Kreuz", der „Vereinigten Fürsorge für Kranke und Wöchnerinnen", den „städtischen Anstalten für Säuglingsfürsorge" und dem „Zentral-Krankenpflege-Nachweis". Eine besonders wichtige Etappe für die Entwicklung des Systems der Hauspflege bedeutet es, daß seit 1899 großindustrielle Unternehmungen mit dem Verein ein Abkommen dahin treffen, daß der Verein die Hauspflege in ihren Arbeiterfamilien übernimmt. Die Entschädigung dafür trägt entweder die Fabrikleitung oder besondere Betriebs-Versicherungskassen. Derartige Abkommen bestehen jetzt mit 65 Fabriken, ebenso mit der Kgl. Eisenbahndirektion, mit dem Ministerium des Innern für die den Mitgliedern der Schutzmanns-Krankenkasse gestellten Hauspflegen, mit dem Reichspostamt für Hauspflegen bei Unterbeamten. Auch ein Wohltätigkeitsverein, ferner der Beamten-Wohnungsverein, sowie die Ortskrankenkasse der Wäschebranche haben feste Abkommen mit dem Hauspflegeverein geschlossen.

* **Die Zentrale für Jugendfürsorge** in Berlin, die unter Leitung von Frl. Dr. jur. Duensing steht, ist mit dem Deutschen Zentralverein für Jugendfürsorge zu einer „Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge" vereinigt. Die Geschäftsstelle ist nach wie vor Französischer Dom, am Gensdarmenmarkt.

Die rechtliche Stellung der Frau.

* **Die Verhandlungen über Einführung des kommunalen Wahlrechts der Frauen in Dänemark**, für die aus beiden Häusern des Reichstags eine Kommission eingesetzt war, sind bis jetzt ergebnislos verlaufen.

Introduction 1

Chapter 1 3

Chapter 2 7

Chapter 3 12

Chapter 4 18

Chapter 5 24

Chapter 6 31

Chapter 7 37

Chapter 8 43

Chapter 9 49

Chapter 10 56

Chapter 11 62

Chapter 12 68

Chapter 13 74

Chapter 14 80

Chapter 15 86

Chapter 16 92

Chapter 17 98

Chapter 18 104

Chapter 19 110

Chapter 20 116

Chapter 21 122

Chapter 22 128

Chapter 23 134

Chapter 24 140

Chapter 25 146

Chapter 26 152

Chapter 27 158

Chapter 28 164

Chapter 29 170

Chapter 30 176

Chapter 31 182

Chapter 32 188

Chapter 33 194

Chapter 34 200

Chapter 35 206

Chapter 36 212

Chapter 37 218

Chapter 38 224

Chapter 39 230

Chapter 40 236

Chapter 41 242

Chapter 42 248

Chapter 43 254

Chapter 44 260

Chapter 45 266

Chapter 46 272

Chapter 47 278

Chapter 48 284

Chapter 49 290

Chapter 50 296

Chapter 51 302

Chapter 52 308

Chapter 53 314

Chapter 54 320

Chapter 55 326

Chapter 56 332

Chapter 57 338

Chapter 58 344

Chapter 59 350

Chapter 60 356

Chapter 61 362

Chapter 62 368

Chapter 63 374

Chapter 64 380

Chapter 65 386

Chapter 66 392

Chapter 67 398

Chapter 68 404

Chapter 69 410

Chapter 70 416

Chapter 71 422

Chapter 72 428

Chapter 73 434

Chapter 74 440

Chapter 75 446

Chapter 76 452

Chapter 77 458

Chapter 78 464

Chapter 79 470

Chapter 80 476

Chapter 81 482

Chapter 82 488

Chapter 83 494

Chapter 84 500

Chapter 85 506

Chapter 86 512

Chapter 87 518

Chapter 88 524

Chapter 89 530

Chapter 90 536

Chapter 91 542

Chapter 92 548

Chapter 93 554

Chapter 94 560

Chapter 95 566

Chapter 96 572

Chapter 97 578

Chapter 98 584

Chapter 99 590

Chapter 100 596

sich heraus nebst Hinzuziehung geeigneter Kräfte einen solchen Kongreß einberufen, nachdem die Entscheidung über die Lehrpläne des preußischen Ministeriums gefallen ist.

Das Evangelische Fröbelseminar in Cassel

hat neben den Kursen für Kindergärtnerinnen, Kinderkrankenpflegerinnen und Volkserzieherinnen auch 2 Fortbildungskurse für Lehrer und Lehrerinnen eingerichtet. (1. Von der Königl. Regierung empfohlen.)

I. Der Ferienkursus — vom 22. Juli bis 3. August — bietet in Vorlesungen und praktischen Übungen: 1. Kinderseelenkunde. 2. Grundsätze der Fröbelschen Erziehungslehre und ihre Entwicklung in der Gegenwart. 3. Die Methode der Gaben und Beschäftigungen im Kindergarten, Schule und Kinderhort. 4. Die Fröbelsche Pädagogik in der Elementarklasse nach dem Prinzip der Selbsttätigkeit. 5. Fröbelarbeiten für Familie, Kindergarten und Hilfsschule Ausstellung von Arbeiten (Frl. Schimmack). 6. Erziehung und Unterricht nicht normal beanlagter Kinder (Dr. Blumenfeld und Dr. Hagen). 7. Handfertigkeitsunterricht in der Schule (Direktor Dr. Pabst-Leipzig). 8. Aufgaben der Fortbildungsschule (R. Niehoff). 9. Die neuen Bestrebungen auf dem Gebiete der Jugendliteratur und die Anfänge der künstlerischen Erziehung (B. Traudt). 10. Aufgaben und Organisation des Kindergärtnerinnenseminar, der Kinderpflegerinnenschule, des Kindergartens, Horts und Heimgartens (Frl. Recke und Schimmack). 11. Elemente der Volkspflege (Fr. Gruß). Besprechung volkshygienischer und sozialer Fragen, insbesondere Wohlfahrtseinrichtungen für Kinderschutz und Pflege (Dr. v. Wild und Dr. Blumenfeld). Die soziale Arbeit der Lehrerinnen und Kindergärtnerinnen: Anleitung zur praktischen Einführung der Mutter im Volk in hygienische und pädagogische Aufgaben. Arbeit in Volksunterhaltungsabenden, Fabrikarbeiterinnenheim, Milchküche, Kinderheim, Jugendvereine und Kinderspeiseeinrichtungen nach modernen Grundsätzen der Armenpflege.

Der Vormittag dient der Arbeit (Vorlesungen und Probelektionen), der Nachmittag dem Besuch von Anstalten und den gemeinsamen Ausflügen in die Umgegend, der Abend freier Unterhaltung oder zwangloser Diskussion.

II. Der zweite Kursus ist ein halbjähriger für wissenschaftlich geprüfte Lehrerinnen. Er verfolgt den Zweck, dieselben anzuregen, das Prinzip der Selbsttätigkeit im Geiste Fröbels in der Elementarklasse, und die Ideen Fröbels als „Wissenschaft der Mütter" im sozial-pädagogischen Unterricht in der Fortbildungsklasse der höheren Mädchenschule wie in der Volksschule anzuwenden, d. h. die Mädchen theoretisch und praktisch mit dem Wichtigsten bekannt zu machen, was sie über Kinderpflege in gesunden und kranken Tagen, über Erziehung und Beschäftigung der Kinder wissen müssen.

Näheres durch das Kuratorium des Casseler Fröbelseminars.

Bücherschau.

„Der Sumpf". Roman aus Chikagos Schlachthäusern. Von Upton Sinclair. Autorisierte deutsche Ausgabe von Eduard Eugen Ritter. Verlag Adolf Sponholtz, Hannover. (Volksausgabe. Preis 1,80 Mark, geb. 2,80 Mark.) Bücher, die eine so starke Wirklichkeitsbedeutung haben wie Sinclairs „The Dungle", in dem er die entsetzlichen Methoden gewisser nordamerikanischer Fleischbarone der Öffentlichkeit preisgibt, könnten füglich der literarischen Kritik entraten. Ein Erfolg, wie die Untersuchung, die auf Grund der vom Präsidenten Roosevelt nach Lektüre des Buchs an Senat und Repräsentantenhaus erlassenen Botschaft stattfand, ein Erfolg wie die Rechtfertigung, die Sinclairs Anschuldigungen durch die Befunde der Massachusetts State Board of Health erfahren haben, dürfte für die Bedeutung des Buches an sich ausschlaggebend sein. Aber gerade bei Büchern dieser Art interessiert die Frage: wie findet sich der Künstler mit dem ungeheuren realen Stoff ab? Die Antwort dürfte sein: überall da, wo Tatsachen zu gestalten, unzählige Details zu einem Gesamtbilde zu vereinigen sind, zeigt sich Upton von einer an Zola erinnernden, überwältigenden Fähigkeit der Gestaltung. Vielleicht ist das Los der armen Auswanderer, die der Menschenschinderei in den Schlachthäusern unentrinnbar verfallen sind, noch nie mit so grausamer Überzeugungskraft geschildert worden; das Buch dürfte für Volkslesehallen geradezu als ein wirksames Abschreckungsmittel gegen die gedankenlose Auswanderung in Betracht kommen. Wo Sinclair erfindet, ist er künstlerisch schwach. Vor allem muß es in Erstaunen setzen, daß ein so scharfblickender, kritisch veranlagter Geist in einem einzigen Punkt sich einen sentimalen Optimismus bewahrt, inbezug auf den Sozialismus. Er ist zum Schluß das Allheilmittel, ein wenig im Sinne von Tomm Hinds, von dem es heißt: „Er hatte ein unfehlbares Mittel gegen alle Übel, ganz gleich, ob der Betreffende Pech im Geschäft, Magenschmerzen oder eine streitsüchtige Schwiegermutter hatte. Er zwinkerte mit den Augen und sagte: ‚Weißt Du, was Du dagegen tun kannst? Wähle einen Sozialisten!'" Die Beweisführung für seine Theorie bleibt dem Verfasser natürlich erspart. Menschlich ist dieses Bedürfnis nach einem optimistischen Abschluß der sozialen Tragödie, die sich in den Fabriken abspielt, begreiflich; für den Erfolg des Buches wird er natürlich von großer Bedeutung sein.

„Die Schwester Gertrud". Roman von Charlotte Knoeckel. Berlin S., Fischer Verlag. (Preis geheftet 2,50 Mark, gebunden 3,50 Mark.)

Nach der ersten Talentprobe von Charlotte Knoeckel „Kinder der Gasse" wird man dieses Buch mit einer gewissen Erwartung zur Hand nehmen. Diese Erwartung wird, glatt gesagt, enttäuscht. Nicht, als ob etwa die Mängel dieses Buches das vorige nur als einen glücklichen Griff erscheinen ließen. In gewisser Weise zeigt es sogar einen Fortschritt, in der dichterischen Gestaltung des Stoffes. Aber es scheint, als ob die junge Schriftstellerin durch allerhand Anfechtungen und Versuchungen hindurchgehen muß, ehe sich ihr Talent, nachdem es die Naivetät des ersten Buches verloren hat, zu wirklicher Reife entwickelt. Der Stil ist entschieden in diesem Buche — in dem Streben nach Einheitlichkeit — manieriert geworden, so manieriert, daß häufig das Erhabene bedenklich nahe an das Lächerliche streift. Ebenso dilettantisch berührt die sehr starke Betonung des Milieus. Gegenüber dem psychologischen Problem macht sich das Zuständliche so breit, daß der Titel des Buches beinahe gerade so gut heißen könnte „das Operationszimmer". Auch die psychologische Gestaltung des Problems hat etwas Gesuchtes und Verwirrtes und läßt in einen gewissen Mangel an rein menschlicher Reife hineinsehen, der verstimmend wirkt. Übrigens ist es ja eine landläufige Erfahrung, daß zweite und dritte literarische Erzeugnisse eines jungen Autors hinter dem ersten zurückbleiben. Deshalb braucht man den Glauben an ein Talent, das sich im ersten enthüllt hat, noch nicht zu verlieren. Dieses Talent zeigt sich auch in diesem Bande hier und da: In der Abrundung so manchen Bildes, der realistischen Charakteristik einer Lebensatmosphäre, deren Stimmungswerte unmittelbar aus den konkreten Einzelheiten hervorleuchten, ohne mit Worten umschrieben zu werden.

„Martin Luthers Werke". Für das deutsche Volk bearbeitet und herausgegeben von Pastor Lic. Dr. Julius Boehmer (in Leinen geb. 6 Mark). Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Der über 800 Seiten umfassende Band stellt sich eine Aufgabe, die bisher, man muß es gestehen, nur unzureichend gelöst worden ist, nämlich die Persönlichkeit Luthers, wie sie sich in seinen Hauptschriften spiegelt, einem weiten Kreise des heutigen Publikums wieder nahe zu bringen. Das Unternehmen reiht sich ein in die Zahl der von der Verlagsanstalt heraus gegebenen Gesamtausgaben deutscher Schriftsteller, von denen bis jetzt in einem Bande Hebbels Werke und in einem anderen Reuters Schriften veröffentlicht sind. Bei der ungeheuren Produktivität Luthers handelt es sich natürlich vor allem um die Frage der Auswahl. Der Herausgeber ist dabei von dem richtigen Gesichtspunkte ausgegangen, das zu bevorzugen, was den Menschen von heute leicht verständlich ist und noch etwas Positives zu sagen hat. — So sind natürlich die großen Schriften An den christlichen Adel, Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche, Von der Freiheit eines Christenmenschen aufgenommen, ferner die Schrift an die Ratsherren, ebenso z. B der große und kleine Katechismus und eine Auswahl von kleineren Schriften, unter ihnen der schöne Sendbrief vom Dolmetschen. Eine Auswahl von 152 Briefen, 22 Predigten, den Tischreden und eine Reihe von einzelnen Aussprüchen vervollständigen den inhaltreichen Band. Daß die Sprache Luthers durchweg in Orthographie und Flexionen modernisiert ist, wird vielleicht der bedauern, dem der Urtext lieb ist. Immerhin bietet der Originaltext ja für das Durchschnittspublikum zu viel Schwierigkeiten, als daß er in einer Volksausgabe hätte beibehalten werden können. Nehmen wir hinzu, daß der Band geschmackvoll und solide gebunden ist, so haben wir in jeder Hinsicht Grund, diese Volksausgabe Luthers zu begrüßen und ihr weiteste Verbreitung zu wünschen.

„Persönlichkeit und Schönheit in ihren gesellschaftlichen und geselligen Wirkungen". Von Ellen Key. S. Fischer Verlag, Berlin. Peter Altenberg hat einmal in einem Aphorismus seines Buches Prodromos erzählt, daß er aus Ellen Keys Buch über die Brownings einen Abschnitt von etwa 100 Seiten herausgeschnitten und den einer Dame, die er verehrte, als den wertvollen Extrakt des Buches geschenkt habe. Dieser Wunsch, einen Extrakt statt der 500 Seiten des Buches selbst in die Hand zu nehmen, regt sich bei jedem neu erscheinenden dicken Band von Ellen Key immer lebhafter. So sehr ihr der Reichtum ihrer Phantasie, ihrer Anschauungen und ihrer Gestaltungskraft gestattet, die Dinge immer wieder in neuen Wendungen auszusprechen, so sehr auch ihr Stil, der rethorische Schwung ihrer Darstellung eine gewisse Breite erträglich macht und innerlich rechtfertigt, so sehr vermißt man doch immer wieder die Geschlossenheit der Gedankenführung — die richtigen Proportionen der vielen Worte zu dem, was mit ihnen gesagt wird. Vielen ihrer Verehrer werden die Inhalte dieses neuen Bandes aus den Vorträgen bekannt sein, die Ellen Key in vielen Städten gehalten hat. Vielleicht hängt auch die Weitschweifigkeit des Bandes damit zusammen, daß die einzelnen Abschnitte aus Vorträgen entstanden sind. Jedenfalls enthalten sie neben manchen feinen Einzelheiten keine wesentliche Weiterführung und Vertiefung von Ellen Key's Lebenslehre.

„Das Jahrhundert des Kindes". Studien von Ellen Key. Volksausgabe in gekürzter und veränderter Form. 1. bis 6. Tausend. S. Fischer Verlag. Berlin 1907. Wenn eine Schrift von Ellen Key es verdient, in einer Volksausgabe verbreitet zu werden, so ist es das Jahrhundert des Kindes. Hier zeigt sie am meisten von ihren starken, feinen und liebenswürdigen Seiten und am wenigsten von ihren Schwächen. Gegen die Originalausgabe ist diese um alles gekürzt, was nicht geradezu in irgend einem Sinne zum Erziehungsproblem gehört, was nicht die Prinzipien und Persönlichkeitsfragen der Erziehung erörtert. Dadurch ist das Buch gedrängter und wertvoller geworden, und es ist jedem zu raten, es in dieser statt in der Originalausgabe zu lesen oder zu verbreiten.

„Moderne Kultur". Ein Handbuch der Lebensbildung und des guten Geschmacks. In Verbindung mit Frau Marie Diers, W. Fred, Hermann Hesse, Dr. Georg Lehnert, Karl Scheffler, Dr. Karl Storck, herausgegeben von Professor Dr. Eduard Heyck. 1. Band Grundbegriffe — die Häuslichkeit. (Preis 15 Mark.) Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Mit diesem Bande beginnt ein eigenartiges Unternehmen der Deutschen

Verlagsanstalt, die mit vielen ihrer Publikationen aus Literatur und Kunst daran arbeitet, unsere Bildungsgüter in die breiten Massen zu bringen. In diesem Bande wird eine Art Bilanz der bewegenden Ideen auf allen Gebieten unserer künstlerischen Kultur gezogen. Aus den Namen der Mitarbeiter geht für den Kundigen schon hervor, daß hier nicht Programme und Schlagworte weitergegeben werden, sondern der Leser von innen heraus in das Verständnis der Gebiete hineingeführt wird. Karl Scheffler charakterisiert die ästhetischen Bestrebungen der Gegenwart besonders in ihrem Zusammenhang mit Lebensführung, Stil und Geschmack. Die ausländischen Einflüsse auf unsere Anschauungen und Lebensformen behandelt Fred, die Musik Karl Storck. Durch etwa 80 Bilderbeilagen, die Beispiele aus moderner Kunst, Architektur und Kunstgewerbe bringen, wird der Text in sehr instruktiver Weise illustriert. Jedenfalls gibt dieser erste Band uns die Zuversicht, daß das Unternehmen die erzieherische Idee, der es dienen soll, tatsächlich verwirklichen helfen wird. Die Idee, die in gewisser Weise eine der schwierigsten Aufgaben unserer Zeit erfaßt, nämlich unsere Kulturgüter von den Gipfeln, auf denen sie geschaffen werden, in die Täler und Niederungen des Lebens zu tragen.

„Wissenschaft und Bildung". Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Herausgegeben von Privatdozent Dr. Paul Herre. Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig. (Preis pro Band geh. 1,— Mark, geb. 1,25 Mark.) Uns liegen drei Bände dieser verdienstvollen Ausgabe populärwissenschaftlicher Darstellungen vor: **Christus** von Oskar Holtzmann, **Mohamed und die Seinen** von H. Reckendorf und **„Politik"** von Stier-Somlo. Die Namen der Autoren beweisen, daß sich hier anerkannte Kräfte der Wissenschaft in den Dienst der Popularisation gestellt haben. Es wird besonders das Buch des bekannten Theologen, wie die kleine staatswissenschaftliche Abhandlung Stier-Somlos wegen ihrer nahen Beziehungen zu modernen Kämpfen und Problemen weiten Interesses sicher sein. Stier-Somlo versucht in seinem Büchlein eine sozialpädagogische Aufgabe zu lösen, die ihm selbst von höchster Bedeutung zu sein scheint, nämlich das Nachdenken über politische Aufgaben und Ziele zu erziehen und dadurch in die einseitige Interessenpolitik unserer Tage größere Gesichtspunkte bringen zu helfen. Das kleine Buch sei auch besonders Frauen als eine erste und zugleich großzügige Einführung in politische Fragen empfohlen.

„Aus Natur und Geisteswelt". Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen auf allen Gebieten des Wissens. Verlag von B. G. Teubner (Preis geh. 1 Mark, geb. 1,25 Mark). Die Neuerscheinungen in dieser ausgezeichneten und bereits weit verbreiteten Sammlung liegen zum Teil auf dem Gebiete der Schule und des Unterrichts. Wir erwähnen besonders: **„Die Schulkämpfe der Gegenwart"** von J. Tews, dem bekannten Vorkämpfer für die Sache der Simultanschule in den letzten Jahren. Eine ausgezeichnete Übersicht über das **„Hilfsschulwesen"** gibt Dr. B. Maennel. Von der bekannten Mitarbeiterin in der Kindergartenbewegung Adele von Portugall erschien ein Band: **„Friedrich Fröbel sein Leben und Wirken"** mit hübschen Reproduktionen aus den den Mutter- und Koseliedern beigegebenen Illustrationen. Der bekannte Hygieniker Burgerstein behandelt das Gebiet der **Schulhygiene** mit seinen einzelnen Unterfragen der Ausstattung des Schulhauses, der Einrichtung des Stundenplans, der Hygiene der einzelnen Unterrichtsfächer, der Hausarbeiten und Prüfungen und schließlich der Hygiene des Lehrerberufs.

Auf das soziale Gebiet führen die drei Bändchen, die vom Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus herausgegeben sind und durch eine ganze Reihe von Mitarbeitern geschaffen wurden; **der Alkoholismus, seine Wirkungen und seine Bekämpfung.** Die drei Bändchen dürften die beste bisher erschienene populärwissenschaftliche Einführung in die Alkoholfrage sein.

Weniger wertvoll erscheint uns das Bändchen von G. Mayer: **„Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung".** In dem Versuch, dieses sehr weitgreifende Thema in knapper Form zu behandeln, scheint die Auswahl zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem nicht immer durchaus glücklich getroffen, und vor allem die Hauptentwickelungslinie nicht mit der wünschenswerten Sicherheit gekennzeichnet, zu sein. Die **Grundzüge des Versicherungswesens** behandelt Dr. Alfred Manes in einer Weise, die sowohl gründliche positive Kenntnisse wie die Fähigkeit zur Popularisation einer recht schwierigen und spröden Materie verrät.

Lebendig und auch propagandistisch wirksam ist das Bändchen von Richard Bürkner **„Kunstpflege in Haus und Heimat"** geschrieben, das wohl geeignet ist, sowohl vor den Übertreibungen moderner „Stil"-Sucht zu schützen als in die berechtigten Tendenzen der gleichen Bewegung einzuführen.

Auf naturwissenschaftlich-medizinischem Gebiet gibt die Sammlung einen dankenswerten Beitrag von Prof Gustav Abel: **„Chemie in Küche und Haus"**, der vor allem für hauswirtschaftliche Fortbildungsschulen manches Material und manche Anregung geben wird. Dr. Georg Ilberg behandelt das Kapitel der **„Geisteskrankheiten"** in erster Linie vom medizinischen Standpunkte aus, aber auch mit vielen Hinweisen pädagogischer und sozialpolitischer Natur.

Die Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" kann um der Qualität ihrer Mitarbeiter und der Reichhaltigkeit ihrer Stoffe willen als ein volkserzieherisches Unternehmen ersten Ranges betrachtet werden.

„Peter Roseggers Schriften", Volksausgabe, III. Serie in 80 Lieferungen à 35 Pfennig. Verlag von L. Staackmann, Leipzig. Die Lieferungen 45—58 enthalten den Schluß des Bandes „Idyllen aus einer untergehenden Welt", sowie den vollständigen Band: „Das Sünderglöckel", eine Art Fortsetzung der Bergpredigten und des „Himmelreich". Wir haben ihn früher bereits besprochen, verweisen aber nochmals auf die günstige Gelegenheit zur Anschaffung der Roseggerschen Schriften, zu denen die Verlagshandlung auch Einbanddecken zum Preise von 50 Pfennig herstellen ließ. Probelieferungen vermittelt jede Buchhandlung.

„Frauenkalender von 1907". Herausgegeben vom deutsch-evangelischen Frauenbund. Verlag von Edwin Runge, Großlichterfelde-Berlin. (Preis 1,40 Mark). Der vom deutsch-evangelischen Frauenbund herausgegebene Kalender enthält außer einigen Artikeln allgemeinen Inhalts, den üblichen Mitteilungen über die Arbeit der Ortsgruppen und dem Mitgliederverzeichnis des Bundes diesmal eine wertvolle Zusammenstellung der in Deutschland bestehenden Stifte und Heime für gebildete Frauen, auf die wir besonders hinweisen möchten.

„Meyers Großes Konversations-Lexikon". Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 148 000 Artikel und Verweisungen auf über 18 240 Seiten Text mit mehr als 11 000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf über 1400 Illustrationstafeln (darunter etwa 190 Farbendrucktafeln und 300 selbständige Kartenbeilagen) sowie 130 Textbeilagen. 20 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark oder in Prachtband zu je 12 Mark. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.) Der sechzehnte Band von Meyers Konversations-Lexikon, das im ganzen 20 Bände umfassen soll, ist soeben erschienen. Er reicht vom Stichwort „Plaketten" bis zum Stichwort „Rinteln". Er bringt u. a. sehr instruktive Artikel: „Preußen", „Polen", „Portugal", „Pommern", „Posen", „Prag", „Rhein", „Rhön", „Rhone", „Riesengebirge", „Riga", sowie die Biographien der Geographen Ritter, Ferdinand von Richthofen und E. Reclus. Ebenso ist den Naturwissenschaften die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, das beweisen Artikel wie „Planeten", „Polarisation", „Radioaktivität", „Raubtiere", „Raubvögel", „Reptilien", „Rind" u. v. a. Auch pädagogische Dinge sind erschöpfend behandelt, das zeigen Artikel wie „Präparand", „Rektor", „Privatschule", „Realschule", „Probejahr" und „Professor". Zum Schluß noch ein Wort über die Beilagen, die künstlerisch vollendet sind. Ganz neu sind die Tafeln „Polarlichter II", „Rinder" und „Rinderrassen" sowie „Reformatoren" und der Stadtplan von Posen. Wesentlich erneuert wurden die Tafeln „Polarisationsapparate", „Pumpen", „Rammen", „Raubtiere", „Rechenmaschinen" und die Karte „Reichstagswahlen".

„Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende". Statistische Studie zur Frauenfrage von Elisabeth Gnauck-Kühne. II. Auflage. Verlag von Otto Liebmann, Berlin 1907. Daß von diesem Buch, das sich eigentlich nur an den Fachgelehrten und nicht an den Laien wendet, in so verhältnismäßig kurzer Zeit eine zweite Auflage erschienen ist, beweist seine Unentbehrlichkeit für alle, die sich überhaupt ein zutreffendes Bild von der wirtschaftlichen Lage der Frau im modernen Deutschland machen wollen. Das Buch ist durch seine ebenso zuverlässige wie eminent praktische Bewältigung des statistischen Materials eines der wertvollsten Hilfsmittel zum Studium der Frauenfrage. Die neue Auflage beruht natürlich ebenso wie die erste noch auf der Gewerbezählung von 1895, da noch keine neue vorliegt, und hat nur in einzelnen, für das Ganze des Buches aber ziemlich unwesentlichen Einzelheiten die Volkszählung von 1905 berücksichtigt.

„Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben". 10. Band. **Correggio.** Des Meisters Werke in 198 Abbildungen, herausgegeben von Georg Gronau. (Preis gebunden 7 Mark.) Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. In der Sammlung der Klassikerausgaben, deren erste neun Bände Raphael, Rembrandts Gemälde und Radierungen, Tizian, Dürer, Rubens, Velazquez, Michelangelo und Schwind umfassen, ist dieser 10. Band eine willkommene Weiterführung. Es gibt kein Unternehmen, daß eine so bequeme Möglichkeit bietet, die künstlerische Persönlichkeit eines Meisters in ihrer Eigenart und ihrer Entwicklung aus seinen Bildern abzulesen. Der neu erschienene Band, der nicht auf Gesamtreproduktionen eingeschränkt ist, sondern auch bedeutsame Einzelheiten dem genaueren Studium hervorragender und charakteristischer Schönheiten in besonderen Aufnahmen darbietet, enthüllt die in vier Jahrzehnte zusammengedrängte Entwicklung Correggios mit seltener Lebendigkeit. Ganz besonders dankenswert sind alle Aufnahmen der Decken- und Kuppelfresken von Parma, weil sie anderweitig dem großen Publikum kaum zugänglich sind und doch einen der bedeutsamsten Züge Correggios, die Einführung des naturalistischen Prinzips der „Unteransicht", allein deutlich machen können. Auch dieser Correggioband wird nicht nur dem Kunsthistoriker ein bequemes Hilfsmittel sein, sondern vor allem für den Laien eine Quelle vornehmsten Genießens werden.

„Hausbuch deutscher Kunst". Ein Familienbilderbuch in 375 Abbildungen, zusammengestellt und herausgegeben von Eduard Engels, Stuttgart Deutsche Verlagsanstalt. (Preis in Leinen geb. 10 Mark.) „Zusammengestellt" von Eduard Engels heißt es auf dem Titelblatt. Aber man merkt es dem Buche an, daß es nicht eigentlich zusammengestellt, daß es geworden ist. Man merkt es ihm an, daß es, wie der Verfasser im Vorwort mitteilt, nicht heute und nicht gestern und auch nicht zum Zwecke der Veröffentlichung entstanden ist, sondern langsam aus einer Bildermappe hervorgewachsen, die den eifrigen Sammler von den Knaben- bis in die Mannesjahre, bis in den eignen Hausstand hinein begleitet hat, die dann wieder zur Freude für die junge Generation geworden ist. Etwas von der Intimität der deutschen Familienstube liegt über der Sammlung, und gerade das wird ihr den Weg in die deutsche Familienstube bahnen. Mit einer Abteilung „Landschaft-Naturleben" beginnt sie; „Von der Wiege bis zum Grabe" bringt dann Bilder aus dem Familien- und Volksleben, „Deutsche Männer und Frauen", „Aus vergangenen Tagen", „Humor-Satire", „Mythen und Mären", „Religiöses — Betrachtung" führen dann wieder hinaus in die weitere Welt. Kein Kommentar stört, in ununterbrochener Reihenfolge sprechen die Bilder für sich selbst, wollen sie nur der naiven Freude am Beschauen dienen. Die Auswahl der Bilder ist ohne jede Tendenz — erfolgt unbekümmert um künstlerische Tagesmoden, Richtungen, Theorien; von Michael Wohlgemut und Dürer bis zu den modernen Meistern ist mit gutem Geschmack gewählt, was dem Zweck dienlich erschien. Und die Verlagshandlung hat alles aufgeboten, um die Reproduktionen in vollendeter Gestalt zu bieten.

In der bekannten Sammlung: **„Bücher der Weisheit und Schönheit"**, herausgegeben von Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß (Greiner und Pfeiffer, Stuttgart, Pr. à 2,50 Mark) sind neu erschienen:

Platos Philosophie in ihren wesentlichsten Zügen durch ausgewählte Abschnitte aus seinen Schriften hergestellt von Gustav Schneider, mit einer orientierenden Einleitung über die vorsokratische Philosophie der Griechen. Die Sophistik, Sokrates, Platos Lehre und Leben.

Karl Ernst von Baers Schriften, ausgewählt und eingeleitet und von Professor Dr. Remigius Stölzle. Nach einer Einleitung über Baers Lebensschicksale, Charakter, Weltanschauung folgt unter den Sammeltiteln „Zur Naturphilosophie, zur Geschichtsphilosophie, zur Religionsphilosophie" einzelne Abschnitte aus seinen Werken.

Gobineau, Auswahl aus seinen Schriften, herausgegeben von Dr. Fritz Friedrich. Der Band enthält Stücke aus dem Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen, aus les religions et les philosophies dans l'Asie centrale, aus den asiatischen Novellen, aus der „Renaissance".

„Aus jungen Tagen", von Gertrud Ingeborg Klett. München, Verlag Albert Langen. So einfach dies Bändchen Gedichte sich präsentiert, so tief und reich erscheint die Dichterseele, die es schuf. Nicht grelle Aufschreie eines verzweifelnden Herzens, nicht lautes Jubeln des Glücks tönt uns daraus entgegen, viel eher ein suchendes, dem Leben mit starken Wünschen, aber auch mit tiefsinniger Aufnahmefähigkeit gegenüberstehendes Gemüt. Dazu ein ausgesprochenes Formtalent, das sich des überquellenden Gefühls unmittelbar bemächtigt und es in gefälligen Rhythmen eigenartig darzustellen fähig ist. G. J. Klett, die als vortreffliche Übersetzerin und als Verfasserin von Skizzen bekannt ist, besitzt lebendige Gestaltungsfähigkeit. Was sie in diesem ersten Gedichtband veröffentlicht — er vereinigt manche schon in der „Deutschen Dichtung" früher erschienene Gedichte — das ist auch alles schön gestaltet und besonders erquicklich durch ein gewisses Maßhalten in den dichterischen Mitteln, durch ein Zusammenstimmen von Form und Inhalt, um das manch ein Großer schon heiß gearbeitet hat. Wie ungern trennt man doch bei echter Lyrik den Inhalt von der Form ab! Man möge sie selbst auf sich wirken lassen — diese fein getönten Stimmungs- und Naturbilder, diese weichen, vom reizvollen Helldunkel eines Zustandes der Genesung von Krankheit seelischer und leiblicher Art umwobenen Augenblicksansichten einer Menschen- und Frauenseele, die fragend und suchend vor sich selber dasteht, und ach, so oft keine Antwort weiß, um dann sachte hinauszugleiten ins Leben der Natur, mit der sie so gerne eins sich fühlt. Wie jeder echte Dichter findet die Verfasserin immer wieder treffende Parallelen zwischen der Natur da draußen und ihrem eigenen starken Lebensgefühl, das bei aller Schwermut des ersten Teils, bei aller Wehmut, die über den Liebesgedichten waltet, doch immer und allmählich wieder sieghafter durchschimmert. Neben aller geistigen Sensibilität lebt in der Dichterin noch etwas ganz gesundes, eine natürliche Freude auch an Farben und Formen, an allem, was das Dasein an sinnlich wahrnehmbarer Schönheit bietet. Durchzieht auch ein tiefes Liebesleid diese Lebenspoesie, so hat sie doch nichts von schwächlichem Entsagen oder blasser Mondscheinhaftigkeit, und sie erscheint nicht als etwas gewolltes, sondern als etwas gewachsenes. Einen ehrlichen Abscheu bringt die Dichterin all dem Konventionellen und Lügenhaften entgegen, hinter dem, wenn man es ehrlich eingesteht, so viel wahres und einzig des Lebens wertes Gefühl verkümmern muß. In leichte Ironie weiß sie diesen Widerwillen einzukleiden. Es ist ein psychologisches Vergnügen für den Leser, wie in diesem Humor immer mehr Güte und Freiheit emporwächst, und wie er schließlich in duftigen volkstümlichen Liedchen ganz rein sich ausprägt. G. J. Klett hat recht getan, zu den künstlerischen Gaben ihrer ernsten tiefinnerlichen Muse auch die der heiteren zu gesellen. Ich glaube, aus den beiden erquicklichen Wurzeln ihrer Poesie wird manche Blüte noch emporsprießen. Sofie Reis-Stuttgart.

Der **deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke** hat folgende Propagandahefte veröffentlicht: „Alkohol und Produktivität der Arbeit" von Dr. med. et polit. Stehr (10 Pfennig). — „Der Kampf der Polizei gegen den Alkohol in Harburg" (10 Pfennig). — „Die Trinkerfürsorge der Breslauer Armenverwaltung bis Ende März 1906" (10 Pfennig). — „Der Kampf der Polizeiverwaltung in Herford gegen den Mißbrauch geistiger Getränke seit 1. Oktober 1900 bis Ende 1905 und die erzielten Erfolge" (10 Pfennig). — „Alkohol und Verkehrssicherheit" von Otto de Terra (20 Pfennig). — „Die Aufgabe der deutschen Schule in der Kulturbewegung gegen den Alkoholismus", herausgegeben von J. Gonser (15 Pfennig). — „Die Schule, der Lehrer und die Mäßigkeitssache". Preisgekrönte Abhandlung von Heinrich Droste, Lehrer in Mechede a. d. Ruhr (20 Pfennig). — „Die Mitarbeit der Frau im Kampf gegen den Alkoholmißbrauch" von Johanna Steinhausen (Preis 20 Pfennig; 100 Stück 8 Mark). — Sämtliche Schriften sind erschienen im Mäßigkeitsverlag, Berlin W. 15.

Der Allgemeine Deutsche Frauenverein hat die nachstehenden Flugblätter herausgegeben:

1. Weshalb brauchen wir in der öffentlichen Armen- und Waisenpflege Frauen?
2. Frauen in der kommunalen Schulverwaltung.
3. Frauen als Vormünder.
4. Ziele und Aufgaben der Frauenbewegung.
5. Das Gemeindewahlrecht der Frau.

Zu beziehen in Partien von insgesamt fünfhundert Stück gegen Einsendung von 10 Mark durch die Verlagsbuchhandlung von **Moritz Schäfer, Leipzig,** Salomonstrasse 8.

Kleine Mitteilungen.

Eine gute Gelegenheit zu Landschaftsstudien in der Heide bietet der Kursus von Frl. Hildegard Lehnert-Berlin, auf den wir aufmerksam machen. Näheres im Anzeigenteil.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

Baesecke, Georg. Zweins, Fantasia quasi und sonata. Verlag der Dertschen Landbuchhandlung G. m. b. H.

Boenisch, Georg. Lieder aus dem Osten. E. Piersons Verlag. Dresden.

Clarus, Dr. Hermann. Der Hochverräter. Drama in 5 Aufzügen. Verlag von Max Spohr. Leipzig. 1,50 Mark.

Eyersesy, Armgard von. Auf freien Schwingen. Gedichte. Verlag Continent G. m. b. H. Berlin.

Friedländer-Werther, E. Am Teufelssprung. Novellen. Verlag Continent. Berlin.

Gebhardt, Florentine. Mein Leben. Gesammelte Gedichte. Verlag von R. Zacharias. Magdeburg-A.

Grosskopf, Walther. Sternbahnen. Ein Epos. E. Piersons Verlag. Dresden.

Helenius, M. u. A. Trygg-Helenius. Gegen den Alkohol. Verlag von G. B. Teubner. Leipzig und Berlin.

Hey, Gertrud. Margherita. Thüringer Sang aus alter Zeit. Verlag von R. Zacharias. Magdeburg-A.

Kluge, Friedrich. Unser Deutsch. Einführung in die Muttersprache. Verlag von Quelle & Meyer. Leipzig.

Ladker, Käthe. Der liebe Nächste. Novellen. Verlag Continent. Berlin.

Olma, Mara. Aus den Tagen der Liebe. Lieder. Verlag von Josef Singer. Straßburg i. E.

Ostwaldt, Hans. Frau Meyen. Episoden aus einem Werdegang. Verlag von Dr. Franz Ledermann. Berlin.

Raumer, K. Pflanze, Tier, Mensch. Ein naturwissenschaftliches Glaubensbekenntnis. Verlagsbuchhandlung Seitz & Schauer. München. Preis 3 Mark, geb. 4 Mark.

Remer, Paul. Unterm Regenbogen. Verlag von Schuster & Loeffler. Berlin. — In goldener Fülle. Gedichte. Verlag von Schuster & Loeffler. Berlin und Leipzig.

Rieth, Rudolf. Feurige Zungen. Gedichte. Verlag Continent G. m. b. H. Berlin W. 50.

Rudloff, Erich. Vom Wege. Gedichte. Verlag von R. Zacharias. Magdeburg.

Rüling, Th. Welcher unter Euch ohne Sünde ist . . . Bilder von der Schattenseite. Verlag von Max Spohr. Leipzig. 1 Mark.

Schmidt-Luz, E. Gedichte. Verlag Continent G. m. b. H. Berlin W. 50.

Voigt, Theodor Paul. Mein Kind. Ein Erziehungsbuch. Verlag von Theod. Thomas. Leipzig. Preis brosch. 3,50 Mark, geb. 4,50 Mark.

Werdshagen, Carl. Sonntagsgedanken und Alltagsmenschen. Plaudereien. Verlag von Franz Wunder. Berlin.

L. O. Ortenwaldts

bildmäßige Copien nach Photographien l. Verstorbener in Wohledruck finden hohe Anerkennung.

Bremen, Wall 86.

Neue Bahnen

Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Das Blatt erscheint 14 tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. —

Berlin SW., L. Oehmigke's Verlag Zimmerstr. 94. (R. Appellius).

Vornehmes Privat-Logis

Inh.: L. Hanff

BERLIN W. 9, Potsdamerstr. 126 III nahe b. d. Potsdamer Brücke.

Fahrstuhl — Elektrisch Licht — Bad

Telephon: Amt VI, Nr. 12643.

Ganz neu und behaglich eingerichtet.

Nahe Tiergarten, Potsdamer-, Anhalter- und Wannseebahnhof.

Omnibus und elektr. Bahnverbindung nach allen Richtungen.

Zimmer von 2 Mark an. Monatl. nach Vereinbarung.

Kranken-Keilkissen,

jede Höhe stellbar. Grosse Hilfe für Asthma, Herzleiden u. Wochenbett. **Preis 20 Mk. Fahr- u. Ruhestühle.** Preisliste IV gratis und franko. **R. Jaekel, Berlin,** Markgrafenstr. 20. **München,** Sonnenstr. 29.

Damen-Pensionat.

Internationales Heim, Berlin SW., Hallesche-Strasse 17 I, dicht am Anhalter Bahnhof, bietet älteren und jüngeren Damen für kürzere und längere Zeit einen **angenehmen Aufenthalt** in der Reichshauptstadt. Monatlicher Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 65 Mk, bei eigenem Zimmer von 80 Mk an. Passanten von 2,50 Mk bis 4,50 Mk pro Tag Pension. Beste Referenzen stehen zur Verfügung.

Frau **Selma Spranger,** Vorsteherin.

LONDON. **Villenvorstadt, unweit Crystal Palace, 80 Thurlow Park Road, Dulwich S. E.**

Pension für Damen und junge Mädchen.

Bequeme Verbindung mit allen Teilen der Stadt, gesunde Lage, Garten, Tennisplatz. — Wöchentlich 35 Mark. Prospekt durch **Miss Dolphin** und **Freiin v. Zedlitz.**

Christlich-soziale Frauenschule

des Deutsch-Evangel. Frauenbundes.

3. Jahreskursus von Mitte Okt. 1907 bis 30. Sept. 1908 in Hannover.

Theoretische und praktische Ausbildung gebildeter Frauen und Mädchen für berufliche und ehrenamtliche soziale Hilfsarbeit.

Prospekte und Auskunft durch die 1. und 2. Vorsitzende der Frauenschule Frl. A. v. Bennigsen, Bennigsen bei Hannover und Frl. H. Busch, Hannover, Sedanstr. 19 I. Gelegenheit, geeignete Anstellungen zu erlangen durch die Zentrale der Stellenvermittelung, Hannover, Alexanderstr. 7 p.

Das Heim des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins

befindet sich jetzt in neuen, hübsch eingerichteten Räumen in Charlottenburg, Grolmannstr. 34/35, dicht am Kurfürstendamm, mit bequemen Verbindungen nach allen Richtungen hin.

Zimmer mit voller Pension 65—90 M. monatlich.

Prospekte bei der Leiterin erhältlich.

Neuer Frauenberuf. In der Fachschule für Zuckerindustrie in Dessau, Kirchhof 2, werden junge Damen als **Chemikerinnen** für die Zuckerindustrie usw. ausgebildet. Prosp. werden von der genannten Anstalt frei versandt.

Westermayr-Lenzenhofer, Mina. Unsere Töchter. Ein Beitrag zur Mädchenerziehung. Verlag von Max Kellerers, Hofbuchhandlung. München. 2,40 Mark.
Wolgast, Heinrich. Vom Kinderbuch. Gesammelte Aufsätze. Verlag von B. G. Teubner. Leipzig und Berlin. Preis brosch. 1,60 Mark, geb. 2,20 Mark.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:

Berlin W. 35, Genthinerstr. 16, Gh. I.
Sprechstunden Wochentags von 11—3 Uhr,
Sonnabends 11—1 Uhr.

1. Michaelis d. Js. für kleineren Ort in Mecklenburg zwei staatlich geprüfte Lehrerinnen gesucht. Lebensbedingungen billig, angenehm und gesund. Gehalt 1060 Mark. Meldungen bis zum 1. Juni erbeten.

2. Für Realgymnasialklassen für Mädchen wird eine Oberlehrerin für Deutsch und Geschichte zur Mitleitung der fünf Klassen zum 1. Oktober gesucht. Anfangsgehalt 2500 Mark. Meldungen baldigst erbeten.

3. Gesucht zum 1. Juli in eine gräfliche Familie in Mitteldeutschland eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, evangelische, musikalische Erzieherin für ein Mädchen von 11 und einen Knaben von 6 Jahren. Zeichenunterricht sehr erwünscht. Gehalt 800 Mark.

4. Zum 1. Juli wird an einer städtischen höheren Töchterschule am Rhein eine evangelische, wissenschaftlich geprüfte, im Klassenunterricht erfahrene Lehrerin gesucht. Diejenigen, welche Turn- und Zeichenlehrerinnenprüfung bestanden haben, werden bevorzugt. Grundgehalt 1350 Mark, Alterszulage 150 Mark und Wohnungsgeld 250 Mark. Während der Probezeit beträgt das Grundgehalt 1080 Mark.

5. Gesucht wird unter sehr günstigen Bedingungen eine Oberlehrerin oder erfahrene, tüchtige Schulvorsteherin für Übernahme einer höheren Privatmädchenschule in einer Provinzialhauptstadt Norddeutschlands.

6. Gesucht wird an ein evangelisches Töchterheim in Mitteldeutschland für sobald als möglich eine erfahrene, evangelische Lehrerin, welche die französische und englische Sprache beherrscht und fähig ist, erwachsenen Mädchen Klavierunterricht zu erteilen. Gehalt 600 bis 800 Mark bei freier Station.

7. Gesucht zum 1. August an eine städtische Volksschule in Thüringen eine evangelische Lehrerin, welche den französischen und englischen Unterricht zu übernehmen hätte. Bei widerruflicher Anstellung Gehalt 1020 Mark, bei fester Anstellung, welche nach 4 Jahren erfolgt, 1120 Mark, Alterszulagen 100 Mark, nach je 4 Jahren bis zum Höchstgehalt von 1620 Mark.

8. Eine Privatmädchenschule in Norddeutschland zu verkaufen. 180 Schülerinnen. Städtische Subvention. Vorsteherinnenexamen nicht erforderlich.

9. Gesucht zum 1. Juli in eine adlige Familie in Schlesien eine Erzieherin für ein Mädchen von 9 Jahren und einen Knaben von 8 Jahren. Eventuell wäre auch ein 10jähriger Knabe (Quintaner) zu übernehmen. Latein inklusive Quarta Bedingung. Englische und französische Sprache und Musik erwünscht. Gehalt nach Übereinkunft.

10. Gesucht zum 1. Oktober nach Süddeutschland eine evangelische, wissenschaftlich geprüfte, erfahrene Erzieherin

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen:

Hermann Sudermann
Eine Studie von **Dr. Ida Axelrod**
Geheftet M. 1.50

Eine hochgebildete, feinfühlige Frau hat es unternommen, den von Sudermann in seinen Romanen, Novellen und Dramen behandelten ernsten Problemen nachzugehen und so die tiefere Bedeutung seines Schaffens klarzulegen. Den zahlreichen Freunden und Verehrern des Dichters wird die Axelrodsche Studie als eine willkommene Ergänzung seiner Werke erscheinen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

„Der Deutsche Bund für weltliche Schule und Moralunterricht" bittet alle Freunde eines freien Schulwesens dringend um Mitteilung ihrer Adressen, zwecks Zusendung von Drucksachen (Kosten entstehen nicht, Namen werden nicht veröffentl.) Dr. R. Penzig, Berlin W., Unter d. Linden 16, Quergeb. II.

Zwecks landschaftlicher Studien
begebe ich mich mit **Schülerinnen** Mitte Juli nach Loccum (Hannover) und später in die Lüneburger Heide.
Nähere Auskunft: Berlin W., Magdeburger Platz 4.
Hildegard Lehnert, Malerin.

Kurse zum Studium der Englischen Sprache

veranstaltet mit sechs englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Prospekte durch den Vorstand 16 Wyndham Place, Bryanston Square London W. Pensionspreis 18 Schillinge in geteiltem, 24 Schillinge in Privatzimmer. Aller Unterricht, einschliesslich Vorträge und Phonetischer Kursus, 10 Schillinge per Woche. Nach Absolvierung des vollen viermonatlichen Kursus Prüfung und Zeugniserteilung.

Nur Lehrerinnen werden zugelassen.

Gymnasialkurse für Frauen zu Berlin.

Die Anstalt nimmt 15jährige Mädchen auf, die das Pensum der höh. Mädchenschule nachweisen können. Der Kursus ist vierjährig. Preis bei realgymnas. Vorbildung 300 M. jährlich; bei humanistischer entsprechend höher. Näheres durch Prospekt.

Meldungen und Anfragen sind zu richten an die **„Gymnasialkurse für Frauen", Berlin SW 14, Kleinbeerenstr. 16.**

Sprechstunde der Leiterin Dienstags und Freitags 5—6 in der Kgl. Augustaschule, Kleinbeerenstr. 16.

Martha Strinz.

Bekanntmachung.
Die Lieferung von Kohlen für die Zeit vom 1. Juli 1911 bis 30. Juni 1912 soll vergeben werden.
Angebote sind bis zum 15. Juni 1911 an die Direktion der Kgl. Sächs. Staatseisenbahnen in Dresden einzureichen.
Die Bedingungen können gegen Einsendung von 1 Mk. bezogen werden.
Dresden, den 1. Juni 1911.
Direktion der Kgl. Sächs. Staatseisenbahnen.

Kohlen-Lieferung.
Die Lieferung von Kohlen für die Zeit vom 1. Juli 1911 bis 30. Juni 1912 soll vergeben werden.
Angebote sind bis zum 15. Juni 1911 an die Direktion der Kgl. Sächs. Staatseisenbahnen in Dresden einzureichen.
Die Bedingungen können gegen Einsendung von 1 Mk. bezogen werden.
Dresden, den 1. Juni 1911.
Direktion der Kgl. Sächs. Staatseisenbahnen.

Bekanntmachung.
Die Lieferung von Kohlen für die Zeit vom 1. Juli 1911 bis 30. Juni 1912 soll vergeben werden.
Angebote sind bis zum 15. Juni 1911 an die Direktion der Kgl. Sächs. Staatseisenbahnen in Dresden einzureichen.
Die Bedingungen können gegen Einsendung von 1 Mk. bezogen werden.
Dresden, den 1. Juni 1911.
Direktion der Kgl. Sächs. Staatseisenbahnen.

Kohlen-Lieferung.
Die Lieferung von Kohlen für die Zeit vom 1. Juli 1911 bis 30. Juni 1912 soll vergeben werden.
Angebote sind bis zum 15. Juni 1911 an die Direktion der Kgl. Sächs. Staatseisenbahnen in Dresden einzureichen.
Die Bedingungen können gegen Einsendung von 1 Mk. bezogen werden.
Dresden, den 1. Juni 1911.
Direktion der Kgl. Sächs. Staatseisenbahnen.

Bekanntmachung.
Die Lieferung von Kohlen für die Zeit vom 1. Juli 1911 bis 30. Juni 1912 soll vergeben werden.
Angebote sind bis zum 15. Juni 1911 an die Direktion der Kgl. Sächs. Staatseisenbahnen in Dresden einzureichen.
Die Bedingungen können gegen Einsendung von 1 Mk. bezogen werden.
Dresden, den 1. Juni 1911.
Direktion der Kgl. Sächs. Staatseisenbahnen.

Kohlen-Lieferung.
Die Lieferung von Kohlen für die Zeit vom 1. Juli 1911 bis 30. Juni 1912 soll vergeben werden.
Angebote sind bis zum 15. Juni 1911 an die Direktion der Kgl. Sächs. Staatseisenbahnen in Dresden einzureichen.
Die Bedingungen können gegen Einsendung von 1 Mk. bezogen werden.
Dresden, den 1. Juni 1911.
Direktion der Kgl. Sächs. Staatseisenbahnen.

Bekanntmachung.
Die Lieferung von Kohlen für die Zeit vom 1. Juli 1911 bis 30. Juni 1912 soll vergeben werden.
Angebote sind bis zum 15. Juni 1911 an die Direktion der Kgl. Sächs. Staatseisenbahnen in Dresden einzureichen.
Die Bedingungen können gegen Einsendung von 1 Mk. bezogen werden.
Dresden, den 1. Juni 1911.
Direktion der Kgl. Sächs. Staatseisenbahnen.

Kohlen-Lieferung.
Die Lieferung von Kohlen für die Zeit vom 1. Juli 1911 bis 30. Juni 1912 soll vergeben werden.
Angebote sind bis zum 15. Juni 1911 an die Direktion der Kgl. Sächs. Staatseisenbahnen in Dresden einzureichen.
Die Bedingungen können gegen Einsendung von 1 Mk. bezogen werden.
Dresden, den 1. Juni 1911.
Direktion der Kgl. Sächs. Staatseisenbahnen.

Bekanntmachung.
Die Lieferung von Kohlen für die Zeit vom 1. Juli 1911 bis 30. Juni 1912 soll vergeben werden.
Angebote sind bis zum 15. Juni 1911 an die Direktion der Kgl. Sächs. Staatseisenbahnen in Dresden einzureichen.
Die Bedingungen können gegen Einsendung von 1 Mk. bezogen werden.
Dresden, den 1. Juni 1911.
Direktion der Kgl. Sächs. Staatseisenbahnen.

Kohlen-Lieferung.
Die Lieferung von Kohlen für die Zeit vom 1. Juli 1911 bis 30. Juni 1912 soll vergeben werden.
Angebote sind bis zum 15. Juni 1911 an die Direktion der Kgl. Sächs. Staatseisenbahnen in Dresden einzureichen.
Die Bedingungen können gegen Einsendung von 1 Mk. bezogen werden.
Dresden, den 1. Juni 1911.
Direktion der Kgl. Sächs. Staatseisenbahnen.

Berliner Verein für Volkserziehung

Preisbücher Preisbücher

Preisbücher für Schulen und Vereine
Preisbücher für Schulen und Vereine

14. Jahrg. Heft 10 Juli 1907

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: B. Weber Buchhandlung. Berlin S.

Das Wahlrecht der Arbeiterinnen zu den Gewerbegerichten.[1])

Von

Dr. Elisabeth Jaffé-Richthofen.

Nachdruck verboten.

Gewerbegerichte können wir kurz als Sondergerichte bezeichnen, bei denen unter Zuziehung von Sachverständigen zum Richteramt Recht gesprochen wird in allen Streitigkeiten, die aus dem gewerblichen Arbeitsverhältnis, aus der Beziehung des modernen Lohnarbeiters zu seinem Arbeitgeber erwachsen. Die Vorzüge eines solchen Spezialgerichtes liegen erstens in der Beteiligung von den interessierten Kreisen entnommenen Beisitzern, ferner in dem Wegfall eines großen Apparates und daher der ungleich rascheren und billigeren Erledigung der Streitfälle. —

Ihre jetzige Gestalt haben die Gewerbegerichte — nachdem sich schon durch das ganze vorige Jahrhundert Ansätze zu derartigen Institutionen finden — durch das Gesetz von 1890 betr. die Gewerbegerichte, und dessen neue Fassung von 1901 erhalten; daran schließt sich das Gesetz von 1904 über die Kaufmannsgerichte.

Gehen wir nun etwas näher auf die Einrichtung und Tätigkeit dieser Sondergerichte ein. Seit 1901 müssen alle Gemeinden über 20 000 Einwohner ein Gewerbegericht haben, in anderen Gemeinden oder Kommunalverbänden kann die Landeszentralbehörde die Errichtung unter Umständen anordnen, wenn ein Antrag von Arbeitnehmern und Arbeitgebern in der Richtung vorliegt.

Zuständig ist das Gewerbegericht für alle gewerblichen Arbeiter, d. h. alle Gesellen, Gehilfen, Fabrikarbeiter oder Arbeiterinnen, Heimarbeiter, auch Werkmeister

[1]) Nach einem auf der „ersten deutschen Konferenz für die Interessen der Arbeiterinnen" im März 1907 in Berlin gehaltenen Referat.

Digitized by Google

und ähnliche Angestellte, sofern ihr Lohn nicht 2000 Mark jährlich übersteigt. Nicht klagen beim Gewerbegericht können diejenigen Personen, für die ein anderes Sondergericht geschaffen ist — also erstens alle Handwerksangehörigen, für deren Gewerbe besondere Innungsgerichte bestehen, dann die Angestellten des Handelsstandes, die sich ja an die Kaufmannsgerichte zu wenden haben. Weiter unterstehen der Rechtsprechung der Gewerbegerichte nicht alle Land- und Forstarbeiter und die Dienstboten. Schon seit Jahren wird — besonders von der Sozialdemokratie — für den Wegfall dieser Ausschließung agitiert, und wenn auch der Einbeziehung der land- und forstwirtschaftlichen Arbeiter Schwierigkeiten — vor allem technischer Art — entgegenstehen dürften, so wäre die Zuständigkeitserklärung der Gewerbegerichte für die Dienstboten zum mindesten spruchreif und entspräche einem durchaus berechtigten Verlangen.

Wie der Personenkreis, der das Spezialgericht anruft, der Sphäre des gewerblichen Lebens angehört, so sind auch die Fälle, die ihm zur Beurteilung zugewiesen werden, nur solche, die sich aus den Beziehungen des Lohnarbeitsvertrages ergeben. Die Gewerbegerichte sind ohne Rücksicht auf den Wert des Streitgegenstandes zuständig für Streitigkeiten über den Antritt, die Fortsetzung oder die Auflösung des Arbeitsverhältnisses, über die Leistungen aus dem Arbeitsverhältnis über die Zurückgabe von Arbeitsbüchern, Kautionen und dergleichen, über fälschlich gemachte Eintragungen in Lohnbüchern usw.

Ehe der Rechtsstreit verhandelt wird, muß das Gericht, sofern beide Parteien anwesend sind, auf einen Vergleich hinwirken. Erst wenn dieser nicht zu stande kommt, kann mit dem eigentlichen Verfahren begonnen werden.

Besonders wichtig ist die Organisation des Gewerbegerichtes. Es besteht dem Gesetz nach zum mindesten aus einem Vorsitzenden, resp. dessen Stellvertreter und vier Beisitzern. Erfordern es die Verhältnisse, so besteht das Gericht aus mehreren Kammern mit der dementsprechend vermehrten Zahl von Vorsitzenden und Beisitzern. Der Vorsitzende und dessen Stellvertreter dürfen weder Arbeitgeber noch Arbeitnehmer sein; sie werden von der Gemeindevertretung oder dem Magistrat auf ein Jahr gewählt.

Die Beisitzer müssen je zur Hälfte aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern bestehen, die in geheimer und direkter Wahl gewählt werden und zwar die Arbeitgeberbeisitzer von den Arbeitgebern, die Arbeitnehmerbeisitzer von den Arbeitnehmern; das Amt ist ein unbesoldetes Ehrenamt.

Die Beisitzer fällen mit dem Vorsitzenden das Urteil nach dem Prinzip der Stimmenmehrheit. Die Wähler müssen über 25 Jahre alt sein, die Gewählten über 30.

Nicht wählen dürfen und nicht wählbar sind Personen, die nicht Schöffen sein können, d. h. in erster Linie Frauen. Also: auf die Gestaltung des Gewerbegerichtes und seine Rechtsprechung haben Frauen keinen Einfluß, trotzdem diese Gerichte geschaffen sind, damit der sachverständige Standesgenosse über den Standesgenossen das Urteil fälle, trotzdem durch die Zuziehung von gewählten Beisitzern ja dokumentiert werden soll, daß diese Beisitzer, diese Richter die Vertrauenspersonen der Recht suchenden Kreise sein sollen. Der eigenartige Charakter der Gewerbegerichte erheischt es geradezu, daß den Arbeiterinnen ein Einfluß auf sie eingeräumt wird — stellen doch die Frauen erstens einen großen Teil der gewerblichen Arbeiterschaft und zwar einen Teil, für den sich aus seiner Geschlechtsqualität besondere Probleme des Arbeitsverhältnisses ergeben; — gibt es ferner doch ganze Gewerbe, die fast nur in weiblichen Händen liegen und für die wenigstens Sachverständige so wie so aus dem Kreis der Arbeiterinnen

zu entnehmen wären. Bedenkt man weiter, daß die Gewerbegerichte bei gewerblichen Streitigkeiten als Einigungsämter fungieren, daß sie auf Verlangen der Behörden Gutachten abzugeben haben, so trägt dieser Umstand nur dazu bei, den Wunsch nach einer organischen Eingliederung der Frauen in diese soziale Institution noch berechtigter erscheinen zu lassen.

Eine wertvolle Unterstützung unserer Darlegung wäre es, wenn wir die mehrfach und von gut orientierter Seite laut gewordene Behauptung, daß nämlich die Arbeiterinnen die Gewerbegerichte relativ seltener anrufen als die Arbeiter, zahlenmäßig belegen könnten. Vielleicht gelingt es, bis die Frage wieder dem Reichstag zur Entscheidung vorliegt, darüber und über das Verhältnis der durch Vergleich und der durch Urteil entschiedenen Rechtsfälle der weiblichen Kläger statistisches Material beizubringen.[1])

An Stimmen, die für eine Beteiligung der Frau an den Gewerbegerichten eingetreten sind, hat es seit Jahren nicht gefehlt. Schon als das Gesetz — 1890 — seine erste Fassung erhielt, hatten die Sozialdemokraten einen Antrag eingebracht, der unter andern das aktive Wahlrecht für die Frauen forderte, der aber in der Kommission abgelehnt wurde. Als sich dann bald die Notwendigkeit herausstellte, das Gesetz abzuändern, äußerten auch die Frauen ihre Wünsche. Der Verein Frauenwohl petitionierte beim Reichstag um Teilnahme der weiblichen Berufsangehörigen an den Gewerbegerichten und kaufmännischen Schiedsgerichten und im Februar 1901 richtete der Bund deutscher Frauenvereine eine Petition an den Reichstag, er wolle beschließen, daß, „das Wahlrecht und die Wählbarkeit zu den Gewerbegerichten auch auf die weiblichen Arbeitgeber und Arbeiter ausgedehnt werde."

In der Begründung wird unter anderem auf Staaten exemplifiziert, in denen man bereits die Konsequenzen der veränderten Gestaltung des Erwerbslebens gezogen und den Frauen das Wahlrecht für die Instanz verliehen habe, der sie von Berufs wegen unterstellt sind, so in Holland, wo die Frauen zu den Arbeitskammern, in Frankreich, wo sie zu den Handelsgerichten wählen. In Österreich haben alle Arbeiterinnen über 20 Jahre das Wahlrecht zu den Gewerbegerichten, und das Stimmrecht, welches die deutschen Frauen seit 1884 für die gesetzlichen Krankenkassen ausüben, habe auch bei uns zu keinerlei Mißständen Anlaß gegeben. — Vor Erlaß des Gesetzes in seiner jetzigen Form hatten die Stadtgemeinden in Deutschland das Recht, Schiedsgerichte aus freier Entschließung zu errichten. Einige dieser Schiedsgerichte, z. B. das von Frankfurt a. M. gewährte der arbeitenden Frau das Wahlrecht, von der richtigen Ansicht ausgehend, daß in Fragen des Arbeitsrechtes das Geschlecht keine Rolle spielen dürfe.

Auch die sozialdemokratische Partei wiederholte ihren Antrag, diesmal mit der Ausdehnung auch auf das passive Wahlrecht. — Während sie aber 1890 ganz allein eine Lanze für die Frauen gebrochen hatte, standen 1901 Centrums- und nationalliberale Redner wenigstens — um einen Abgeordneten zu zitieren — „dem Gedanken, den Frauen das Wahlrecht verleihen, nicht so wildfremd gegenüber" — aber die leidige Furcht vor den politischen Neigungen der Frau war auch diesmal wieder so groß, daß es zu einer weiteren Verhandlung im Plenum nicht mehr kam, und der Antrag in der Kommission sang- und klanglos begraben wurde. Auch der Vergleich

[1]) Für jeden Hinweis in dieser Beziehung wäre die Verfasserin dankbar.

mit den Krankenkassen, zu denen die Frauen ja auch wählen, hatte nicht beruhigend gewirkt — das seien eben keine „politischen" sondern nur wirtschaftliche Institutionen. Inwiefern die Gewerbegerichte „politische" Institutionen sind, ist leider nicht ausgeführt worden! — Mit der Novelle von 1901, die wieder alle Personen, die nicht Schöffen sein können, ausschließt, wäre ja nun vorerst die konkrete Sachlage gegeben, wenn nicht 3 Jahre später bei der Beratung des Gesetzes über die Kaufmannsgerichte noch einmal die Frage aufgerollt worden wäre. Und da die Kaufmannsgerichte ja nichts weiter sind als ein Ableger so zu sagen der Gewerbegerichte, Sondergerichte zur Entscheidung von Streitigkeiten, die sich aus dem Arbeitsverhältnis der Angestellten des Handelsstandes ergeben, so dürfen wir sie gewiß ohne weiteres in den Kreis unserer Erörterungen einbeziehen. Erfreulich ist es zu sehen, wie sich in der Behandlung der Frage in der kurzen Zeit von 1901—1904 eine ganz veränderte Stellungnahme dokumentiert — die Beratungen sind unvergleichlich viel eingehender und Freund und Feind haben die richtige Wertschätzung für die Wichtigkeit der Sache. Allerdings hatte erstens eine starke Agitation vorbereitend gewirkt; zweitens sind die älteren weiblichen Handelsangestellten meist durchaus für ihren Beruf vorgebildete Frauen, in manchmal selbständigen Stellungen, so daß ihre Minderbewertung durch das Gesetz geradezu lächerlich erscheinen mußte; drittens konnte man sich dem Faktum nicht entziehen, daß bei den männlichen Handelsangestellten, wenigstens bei ihrer Vertretung in bestimmten Organisationen die Konkurrenzfurcht eine derartige Animosität gegen die Kolleginnen gezeitigt hatte, daß wenigstens zu erwägen war, ob weibliche Parteien bei männlichen Richtern unter allen Umständen gerechtes Recht finden würden. — So war es dahin gekommen, daß in der Kommission zwar das passive Wahlrecht mit gleichen Stimmen abgelehnt, doch das aktive angenommen wurde. Aber der Regierungsvertreter hatte den Kommissionsbeschluß schon für unannehmbar erklärt — warum? Wieder die alte Melodie: weil mit dem Wahlrecht zu den Kaufmannsgerichten den politischen Gleichberechtigungsgelüsten der Frauen Tür und Tor geöffnet seien! Mit dieser nichts weniger als sachlichen Begründung wurde, wie wohl allgemein erinnerlich, die Forderung der Frauen abgelehnt; die Regierung erklärte: entweder fällt der Kommissionsbeschluß oder das ganze Gesetz! Und die Herren der Kommission gaben, wie das bei einer Frauensache wohl nicht anders zu erwarten war, nach — z. T. mit aufrichtigem Bedauern, wie es z. B. der Abg. Trimborn aussprach, „der bei dieser Lesung gern einmal Frauen hätte Rechte zukommen lassen, die ihnen seiner Ansicht nach gebührten". — Auch die tapfere Verteidigung des Abg. Müller-Meiningen war von vornherein zwecklos.

Ein ganz kleiner Fortschritt ist es, daß ortsstatutarisch Frauen als Sachverständige bei der Abgabe von Gutachten herangezogen werden können — in Nürnberg, Köln, Kassel und Steglitz ist es unseres Wissens geschehen.

In der deutschen Juristenzeitung ist auch noch auf einen „Fortschritt" aufmerksam gemacht worden: es sei doch schon erfreulich, daß im Kaufmannsgerichtsgesetz Frauen ausdrücklich von der Wahl ausgeschlossen seien. Die anderen Gesetze stellten sich nicht einmal die Frage, ob Frauen zuzulassen seien. — Das ist ja allerdings ein Fortschritt, aber das Tempo läßt doch wohl zu wünschen übrig.

Fassen wir noch einmal zusammen, was denn der Beteiligung der Frauen an den Sonder- und Laiengerichten entgegensteht — so sind es keinerlei praktische Schwierigkeiten, nicht einmal der Einwand der Unfähigkeit wird erhoben, sondern es handelt sich allein um die prinzipielle Abwehr aller sogenannten politischen Tätigkeit

der Frau. „Politisch" wäre eben die Ausübung des Wahlrechtes, gefährlich-politisch — so scheint es wenigstens — wäre die Funktion als Beisitzerin, d. h. als Richter und somit als Repräsentant der rechtsprechenden Staatsgewalt!

Doch fassen wir den Gedanken der „politischen Gefahr" einmal ins Auge — wie verhält es sich damit? Entweder ist der Wunsch nach politischer Gleichstellung von Mann und Frau ein in sich unberechtigter, das Hirngespinst phantastischer und unhistorischer Köpfe, dann wird er — zum mindesten nicht dauernd — sich nicht verwirklichen, auch wenn noch ganz andere Dinge geschehen, als die Schaffung eines der Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit entsprechenden Wahlmodus für die Gewerbegerichte. Oder aber: die politische Gleichstellung der Geschlechter ist ein Ziel, auf das unsere Entwickelung hinausläuft, die wirtschaftliche, wie die geistige, die das Individuum zugleich selbständiger und selbstverantwortlicher macht, — dann wird sie sich mit innerer Notwendigkeit durchsetzen, ob man der Flut auch noch so viel Dämme entgegenbaue und es frägt sich nur, ob es nicht klüger gewesen wäre, rechtzeitig der kommenden Entwickelung vorzusorgen und die Frauen durch allmähliche Heranziehung zu den öffentlich-rechtlichen Institutionen politisch mündig zu machen. — Aber darum handelt es sich eigentlich erst sehr in letzter Linie: wir stehen hier vor der ganz konkreten, praktischen Frage: „Wie ist den lohnarbeitenden Frauen eine möglichst gerechte, zweckentsprechende Rechtsprechung, die ihr volles Vertrauen besitzt, zu sichern?" Doch wohl am besten dadurch, daß sie ihre Richter wählen und selbst Richter sein können.

Allerdings gibt es noch einen prinzipiellen Gesichtspunkt, aus dem sich unsere Stellungnahme begründen läßt und der aufs engste mit den Zwecken der Konferenz, die „für die Interessen der Arbeiterinnen" zusammengetreten ist, übereinstimmt. Wir sind uns alle darüber einig, daß die Interessen der Arbeiterinnen am besten vertreten werden durch eine geistige Hebung der Arbeiterinnen selbst, durch eine bessere Erziehung und Bildung, die sie im wirtschaftlichen Kampf auf sicheren Boden stellt, vor allem durch Stärkung ihres Selbstgefühls und dadurch auch des Standesgefühles, des Wissens um die soziale Verantwortlichkeit gegen die Arbeitsgenossen. Wie aber soll diese Entwickelung sich vollziehen, wenn zwar die Frau im wirtschaftlichen Leben der Nation als Lohnarbeiterin und Mutter ihr vollgerüttelt Maß leistet, ihr aber fast jede Betätigung ihrer Standesinteressen untersagt ist? Wie soll die oft beklagte Unfähigkeit der Arbeiterinnen, aus sich heraus brauchbare Organisationen zu schaffen, schwinden, wenn die gegebenen Instanzen zur Geltendmachung ihrer Rechte ausschließlich Männerinstitutionen sind? Und wie soll der Mann dazu erzogen werden, in der Frau den vollwertigen Arbeitskameraden zu achten, sie im Lohnkampf zu stützen und zu der Höhe *seiner* Forderungen herauf zu ziehen, wenn der Staat ihm vorausgeht und die Arbeiterin auch in ihrer Qualität als selbständiges Wirtschaftssubjekt der Vormundschaft des Mannes unterstellt und sie von der aktiven Teilnahme an den mit zu ihrem Schutz geschaffenen Institutionen ausschließt.

Aus praktischen Gründen und aus prinzipiellen Erwägungen stellen wir daher unsere Forderung in der Überzeugung, daß das Wahlrecht zu den Gewerbegerichten ein Glied in der Reihe der Vorbedingungen zu einer gesunden Entwickelung des Arbeiterinnenstandes sei.

Wir vertrauen auf die, in deren Händen die Macht liegt, den arbeitenden Frauen zu ihrem Recht zu verhelfen!

Die Schulstadt.

Von

Dr. phil. Else Conrad.

Nachdruck verboten.

Amerika ist das Land der Freiheit. Es nennt sich wenigstens so. Jedoch der dort reisende Deutsche wird diese vielgerühmte Freiheit an vielen Punkten vergebens suchen, und an manchen, an denen er sie findet, sieht sie der Unordnung und Vernachlässigung zum Verwechseln ähnlich. Das ist auch in bezug auf manche der öffentlichen Schulen zu sagen. Zwar verkennen wir keineswegs, daß in der Mehrzahl von ihnen ein wohltuender, freiheitlicher Geist herrscht, der dem Lehrenden wie dem Lernenden viel mehr Unabhängigkeit der Persönlichkeit, viel mehr selbständige Bewegung sichert, als bei uns; daß die Ordnung in der Schule häufig weniger durch straffe Disziplin, als durch ein Appellieren an die vernünftige Einsicht der Kinder aufrecht erhalten wird, und daß das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler weniger ein Respektsverhältnis, als ein kameradschaftliches ist. Jedoch in einer großen Zahl besonders von Armen- und Immigrantendistriktschulen ist gerade mit solchen Mitteln ein angemessenes Betragen der Kinder nicht zu erreichen, was umso begreiflicher erscheint, wenn man bedenkt, daß dort in den meisten öffentlichen Schulen Coeducation (Unterricht von Knaben und Mädchen zusammen) besteht, daß 74 Prozent[1]) aller Lehrkräfte weiblich sind und fast die Hälfte unter 25 Jahren.

Dieser Schwierigkeit, jene Kinder zu bändigen, sucht man nun seit einigen Jahren durch eine höchst eigentümliche, amerikanisch-charakteristische Methode zu begegnen.

Der Gedanke ging von Mr. Wilson L. Gill aus, der, zunächst von einem ganz anderen Gesichtspunkt geleitet, dazu gelangte.

Das von ihm allgemein beobachtete ungenügende Interesse für das öffentliche Wohl, das geringe Verständnis für staatliche und städtische Angelegenheiten hatten ihn Anfang der neunziger Jahre, im Verein mit anderen Gleichgesinnten, zur Organisierung der patriotischen Liga geführt. Die Arbeit in dieser brachte ihn bald auf den Gedanken, die so notwendige Vorbereitung für die Bürgerpflichten schon in die Schule zu verlegen und als beste Methode die praktische Schulung zu wählen. Erst in zweiter Linie stand für ihn der Gesichtspunkt, die Aufrechterhaltung der Ordnung in der Schule durch Appellieren an das Ehr- und Verantwortungsgefühl der Schüler den Lehrern zu erleichtern, ohne deren Autorität in irgend einer Weise zu beschränken.

Zur praktischen Durchführung jener Methode gab Folgendes im Winter 1896/97 Veranlassung.

In einer New Yorker Schule waren so unhaltbare Zustände eingerissen, daß die dauernde Anwesenheit eines Polizisten unvermeidlich wurde. Alle Versuche, die Kinder in ordentliche Zucht zu bringen, scheiterten; die Lehrer und Lehrerinnen waren ver-

[1]) Annual Report of the Department of the Interior. June 1903.

zweifelt. Da schlug Mr. Hill vor, die Schüler zu einer sich selbst regierenden Körperschaft, analog einer Stadt, zu organisieren, und die Gesetzgebung, Durchführung der Gesetze und Rechtsprechung in ihre Hände zu legen. Die Knaben und Mädchen waren entzückt über diesen Plan, und bald zogen unter Leitung des neuen Lehrers — Mr. Gill nahm die Anleitung selbst in die Hand — die erfreulichsten Zustände ein.

Dies war, wie erwähnt, im Winter 1896/97. Seitdem ist jenes System oder jene Methode, wie Gill sich ausdrückt, in einer beträchtlichen Zahl von öffentlichen Schulen eingeführt. In Philadelphia allein in 30 public schools, dann auch in einigen in New York, Boston, Chicago. Sie ist häufig in allen Schulklassen, selbst in den untersten, zur Anwendung gekommen, außerdem hat sie in einigen Abend-Fortbildungsschulen Eingang gefunden, dann auch in einem Lehrer- und Lehrerinnenseminar, fast überall von dem Urheber selbst eingeführt. Vor einigen Jahren schickte die Regierung Mr. Gill auf zwei Jahre nach Kuba, um dort den Versuch zu machen, mit seiner Methode die recht verwahrlosten Schulen in die Höhe zu bringen und Ordnung in ihnen herzustellen.

Der Erfolg war ein durchschlagender und mehr und mehr bürgert sich das System dort ein.

Ich möchte nun eine solche Schoolcity etwas näher beschreiben und dabei die Hancockschool in Boston besonders ins Auge fassen, die ich Gelegenheit hatte, persönlich kennen zu lernen.

Definiert wird die Schoolcity als „an organization of the pupils of a school into the city form of government“ [1]). Die Kinder sind die Bürger und natürlich die Knaben und Mädchen völlig gleichgestellt. Aus ihrer Mitte wählen sie den city council, Magistrat würden wir wohl sagen, den Bürgermeister, den Richter, den Gerichtssekretär, den Schatzmeister und ähnliche Beamte. Der Bürgermeister und die übrigen Magistratspersonen ernennen dann die Polizeibeamten. Vor allem den Polizeichef für die ganze Schule, und für jede Klasse, die als Stadtbezirk gedacht ist, einen Polizeihauptmann und 4 Polizisten. Auch diese Ämter werden zum Teil von Mädchen bekleidet. Mehrmals im Jahr finden Neuwahlen statt, weil der Wechsel aus verschiedenen Gründen wünschenswert ist. Man will vermeiden, daß sich eine herrschende Klasse herausbildet und will auch möglichst vielen Kindern Gelegenheit geben, sich in Ausübung solcher Funktionen zu versuchen.

Wie nun dem Präsidenten der Vereinigten Staaten ein Kabinet zur Seite steht zur Hilfe und Beratung, wie dem Oberrichter das Richterkollegium, so stehen den Beamten der Schoolcity die Lehrer zur Seite.

Zunächst werden die Kinder von den Lehrern in das System eingeführt, dann aber darf auch keine Komiteesitzung oder Gerichtsverhandlung ohne Beisein eines Lehrers stattfinden; noch darf irgend ein Urteilsspruch ohne Einwilligung des Direktors ausgeführt werden. Die Lehrer sind aber nicht Glieder der Organisation, sondern stehen außerhalb derselben.

Das Wichtigste sind zunächst die Gesetze, welche, wie erwähnt, die Kinder sich auch selbst geben. Sie sind recht allgemein gehalten. Wir lassen hier einige der Hancock School City folgen:

---

[1]) The School City, a new system of moral and civic training. Herausgegeben von der National School City League, Philadelphia, Boston, Washington.

Kapitel I.

Das allgemeine Stadt-Gesetz.

„Was Du willst, daß Dir die Menschen tun sollen, tu Du ihnen auch." Dies ist das allgemeine Gesetz dieser Schulstadt, und alle anderen Gesetze und Maßregeln müssen mit diesem übereinstimmen.

Kapitel II.

Was verboten ist.

Ordnung.

Artikel I. Alles, was die Ordnung im Treppenhaus, in den Klassen- und Toilettenräumen stört, ist verboten.

Artikel II. Alles, was unbescheiden, profan, roh oder absichtlich unfreundlich ist, ist verboten.

Reinlichkeit.

Artikel III. Alles, was unnötiger Weise den guten Eindruck unserer Schulstadt beeinträchtigt, ist verboten.

Gesundheit.

Artikel IV. Alles, was die gesunden Verhältnisse der Schulstadt beeinträchtigt, ist verboten.

Öffentliches und privates Eigentum.

Artikel V. Alles, was unnötiger Weise irgendwelches Eigentum in unserer Schulstadt beschädigt oder zerstört, ist verboten.

Kapitel III.

Pflichten.

Artikel I. Jeder Bürger ist verpflichtet, die Behörden auf jede Gesetzesübertretung aufmerksam zu machen.

Kapitel VI.

Artikel II. Der Polizeihauptmann soll zwei Wochen, die Polizisten eine Woche dienen, außer, wenn ihnen aus besonderen Gründen ihr Amt früher entzogen wird.

Kapitel VII.

Artikel I. Eine Gesundheitsbehörde soll gebildet werden mit der Aufgabe, Schule und Hof ordentlich und sauber zu halten. Diese soll aus 14 Mitgliedern bestehen, aus jedem Stadtdistrikt eines. Die Glieder der Gesundheitsbehörde werden vom Bürgermeister ernannt.

Artikel II. Der Bürgermeister hat zwölf weitere Polizeioffiziere zur Aufsicht in den Korridoren, dem Erdgeschoß und dem Hof zu ernennen.

Artikel III. Jeder Offizier, der sein Abzeichen verliert, hat eine Strafgebühr von 5 Cents an den Schatzmeister zu zahlen.

Mit dem Unterricht selbst und der Disziplin während der Stunden hat diese Kinderorganisation natürlich nichts zu tun, da hat das monarchische System sein Recht behauptet.

Der Magistrat tritt zweimal monatlich zusammen, Gerichtssitzungen finden allwöchentlich statt. Im Laufe der Woche sammelt der Polizeichef die Anklagen und bringt sie dann vor den Richter. Stets ist ein Advokat dabei, der darüber wacht, daß keine persönlichen Momente den Urteilsspruch bestimmen. Die Schüler nehmen die Urteile bitter ernst und unterwerfen sich ihnen ohne Weigerung.

Sehr eigentümlich ist die überall zu Tage tretende Neigung der Kinder zur Strenge. Sie sind stets schnell bereit, schwere Strafen zu verhängen, und die Lehrer haben Not ihnen klar zu machen, daß zum mindesten ein offenbarer guter Wille, sich zu bessern, das Strafmaß herabdrücken muß. Als strengste Strafe gilt allgemein die Suspension des Bürgertums, also vorübergehender Verlust aller bürgerlichen Rechte. Gelegentlich wird auch als Strafe auferlegt, das mehrmalige Abschreiben des Artikels I

von Kapitel II vieler Gesetzbücher, der lautet: „Was Du nicht willst, daß Dir die Leute tun, das tue Du ihnen auch nicht."

Zuweilen wird auch ein Rechenexempel oder das Auswendiglernen eines Gedichtes aufgegeben, dann übernimmt es der Lehrer, das betreffende Exempel oder Gedicht auszuwählen.

Wie erwähnt, hat die Einführung der Schoolcity fast überall und zumal da, wo Gill selbst die Sache in die Hand genommen, günstige Wirkungen erzielt. Das Herumwerfen von Papier und Schalen im Hof, das Bemalen von Mauern, Wänden und Türen, das übermäßige Schreien und Lärmen hat aufgehört, das ganze Benehmen der Kinder ist ein besseres geworden, selbst der Lerneifer hat zugenommen, wie vor allem auch der regelmäßige[1]) und pünktliche Besuch der Schule. Vor allem wird auch das Fluchen und Schwören unterdrückt, das die Kinder ganz besonders streng zu bestrafen pflegen. Nicht selten wurden gerade die Verwahrlosesten und Unbändigsten zu höheren Ämtern gewählt, sodaß die Lehrer nur mit großem Bedenken die Wahl zuließen. Immer aber ist das Experiment gut ausgefallen. Es pflegte dann eine sichtliche Wandlung mit dem Kind vorzugehen, das Gefühl der Verantwortlichkeit, der „self-respect" erwachte, und die überschüssige Energie, die sich bisher in allerlei Unfug Luft gemacht hatte, wurde jetzt in vernünftige Bahnen gelenkt. Aus den wüstesten Straßenkindern wurden die tüchtigsten Bürger. Ähnlich pflegt sich auch die äußere Erscheinung zu ändern, z. B. ein kleiner Knabe war stets der schmutzigste und zerrissenste von allen; gekämmtes Haar kannte man nicht an ihm. Da wurde er zum Polizeihauptmann gewählt, und am nächsten Tag erschien er sauber gewaschen und gekämmt, sein Anzug war geflickt, und auch sein Arbeitsfleiß nahm zu. Und diese Besserung hielt Wochen, ja Monate an. Als die Lehrerin ihn deshalb lobte, antwortete er einfach: das geht doch nicht anders als Polizeihauptmann.

Ein anderer Knabe, der Zeitungsausträger war, entwich immer aus der Schule vor Schluß der Stunde. Keine Maßnahmen der Lehrerin konnten ihn daran hindern. Als er wieder einmal entschlüpfen wollte, trat ihm einer der kleinen Polizisten in den Weg und sagte einfach: „Du bleibst hier." Das Kind sah sich in der Klasse um, merkte, daß die „öffentliche Meinung" auf Seiten des Polizisten war und begab sich ruhig an seinen Platz. Es hat nie wieder den Versuch gemacht zu entschlüpfen.

Einen ähnlich günstigen Einfluß bewirkte das System in einer Abendfortbildungsschule. Dort war die Mehrzahl der Schüler hingekommen, teils aus Neugierde, teils aus Abenteuerlust, und fast alle unter falschem Namen, um, falls sie mit den Gerichten in Konflikt kommen sollten, nicht mit ihrer wahren Persönlichkeit identifiziert zu werden. Die Schule glich auch Sodom und Gomorrha. Der Direktor war verzweifelt. Da bat er Mr. Gill, den jungen Leuten von seinem Schoolcitysystem zu erzählen und den Versuch zu machen, dieses einzuführen. Die Schüler waren begeistert. Sofort schämten sie sich der falschen Namen und gaben die richtigen an, Ordnung und Fleiß zog ein; und die, welche bisher wie Rowdies ausgesehen hatten, kamen bald in sauberen Anzügen und steifen Kragen und zeigten in Haltung und Benehmen, daß sie etwas auf sich hielten, daß sie „Gentlemen" sein wollten.

Ähnlich ging es, wie erwähnt, in Kuba.

[1]) Dies ist besonders wichtig in Amerika, wo sich sehr viele Kinder der Schulpflicht entziehen; in New York sollen gegen 50 bis 100 000 schulpflichtige Kinder der Schule fern bleiben; die meisten darunter allerdings Immigranten.

So hat das Schoolcitysystem sich in den verschiedensten Verhältnissen bewährt. Von einigen Seiten ist das Bedenken geäußert worden, die Kinder möchten sich zu sehr an ein unerfreuliches Aufeinanderaufpassen gewöhnen; oder eine Ämterjagd möchte sich ausbilden, unehrliche politische Tricks schon in die Schule einziehen. Diese Befürchtungen haben sich der Praxis gegenüber als wenig stichhaltig erwiesen und: Wo sich doch einmal Unzuträglichkeiten zeigten, hat die Drohung des Schuldirektors, das Citysystem wieder abzuschaffen, meist genügt, die Kinder wieder in die richtigen Bahnen zu lenken. Jedenfalls haben die günstigen Wirkungen des Systems sich fast überall wesentlich stärker gezeigt, als die ungünstigen. Ohne Widerwillen wird Ordnung und angemessenes Benehmen beobachtet, jeder lernt sich selbst zu beherrschen, die Gesetze zu achten und zu beachten. Dadurch ist das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler ein viel natürlicheres geworden, ohne daß der Lehrer, wie Gill immer wieder betont, an Ansehen einbüßt.

Die andere Bedeutung des eigenartigen Systems liegt ohne Zweifel darin, daß die künftigen Staatsbürger die Notwendigkeit der Selbstbeschränkung zu Gunsten des Ganzen verstehen lernen, dann auch die Unentbehrlichkeit einer obrigkeitlichen Regelung, einer Regierung überhaupt, der sich unterzuordnen bürgerliche Pflicht ist. Anarchisten werden diese Kinder gewiß nie werden.

Ein anderes ließe sich eher befürchten, nämlich, daß sie glauben lernen, jeder Laie könne jedes schwierige Amt in der Stadtverwaltung oder Gerichtsbarkeit übernehmen. Waren in der Schule die Kinder Bürgermeister, Richter, Polizist, ohne dafür besonders vorbereitet zu sein, so mögen sie später auch meinen, jedes derartige Amt ohne weiteres übernehmen zu können; zumal das große Selbstbewußtsein des Amerikaners ohnedies zu dieser Anschauung neigt. Wenn dem wirklich so ist, so wird doch der gute Same, der durch die Schoolcitymethode ausgestreut wird gegenüber dem unzuträglichen weit überwiegen.

Sicher werden die meisten Deutschen die „Schoolcity" als Spielerei belächeln, auch in Amerika stehen ihr nicht wenige ebenso ablehnend gegenüber. Aber schließlich kommt es doch allein auf den Erfolg an, was für Erfahrungen man mit ihr gemacht hat. Und da ist Folgendes zu sagen: Nur da hat das System sich bewährt und kann es sich bewähren, wo die Lehrer ganz in seinen Geist eingedrungen sind, und wo sie mit den Kindern diesen Geist kultivieren und fördern. Und dann noch eins: es sind eine ganze Anzahl Schulen davon abgekommen, die unteren Schulklassen in dieses System einzubeziehen. Die Hancockschule in Boston z. B. läßt erst die 12jährigen Kinder damit beginnen, weil die jüngeren nicht reif genug sind, um ein richtiges Verständnis dafür zu haben. Das ist beachtenswert und schränkt allerdings die Tragweite wesentlich ein, da ja nicht wenige Kinder des Volkes die Schule schon mit dem 13. oder 14. Jahre verlassen. Immerhin gehen noch viele weiter, da ja die unentgeltliche Schule in Amerika bis zum 18. Jahre reicht. Außerdem hat, wie erwähnt, diese Methode auch in Seminaren und in Abendfortbildungsschulen Eingang gefunden, wo sie also gerade den reiferen zu gute kommen kann.

Ist nun die Schoolcity auf deutsche Verhältnisse zu übertragen? Das erscheint sehr fraglich. Es wird jedenfalls ganz von den Lehrern abhängen, ob diese in ihre deutschen Anschauungen so viel vom amerikanischen Geiste aufnehmen können, denn der amerikanische Geist ist das Charakteristikum der Schoolcity. Schon die Lebensbedingungen, die wirtschaftlichen Verhältnisse der neuen Welt, die Lebensauffassung des

Volkes sind sehr dazu angetan, schon früh in den Kindern ein Gefühl der Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu entwickeln. Bereits die Neunjährigen, auch wenn sie es garnicht nötig haben, beginnen sich durch Arbeit etwas zu erwerben und stehen schon dadurch den Eltern selbständiger gegenüber. Wenn eine Mutter sagt: „Kind, das ist überflüssig, dazu gebe ich dir kein Geld", so geht das Kind eben hin, verdient sich so viel es braucht und erfüllt sich selbst den Wunsch. Auch die Erfahrung des Alters wird drüben weniger geachtet als bei uns, die Autorität spielt nur eine untergeordnete Rolle.

In Deutschland herrscht demgegenüber das andere Extrem. Der alte Polizeistaat ist noch nicht ganz überwunden, an wirtschaftliche Bevormundung sind wir nur allzusehr gewöhnt, und der Militarismus sorgt dafür, daß wir strenge Unterordnung unter eine Autorität nicht verlernen. Eltern, Lehrer und Vorgesetzte werden bei uns mehr respektiert als drüben, aber auch mehr gefürchtet. Das alles ist so tief eingewurzelt, daß ein System wie das der Schoolcity wohl ein zu fremdes Reis am deutschen Baum wäre.

So mag es nicht angebracht sein, die Gill'sche Methode auf unsere Schulen zu übertragen, doch können wir sicher von ihr lernen. Nämlich das Verantwortlichkeitsgefühl, den „self-respect" der Kinder zu wecken. Nicht durch Androhung von Strafen Ordnung und gesittetes Betragen zu erzwingen, sondern durch ein Appellieren an das Ehrgefühl der Kinder sie zur Einsicht zu bringen in die Notwendigkeit der Einordnung des Einzelnen in das allgemeine Ganze, zum Wohl des Ganzen. Diesen Geist, den sozialen Geist, wie ich ihn nennen möchte, sollten wir auch in unseren Schulen pflegen, und dazu mag uns die Schoolcity neue Anregung geben.

Edith Nebelong.[1])

Von

Dr. Anna Schapire.

Nachdruck verboten.

Die Emanzipation der Frau vollzog sich im neunzehnten Jahrhundert auf zwei Wegen, die nicht immer parallel liefen und nicht immer von den gleichen Individuen beschritten wurden. Es war die Emanzipation des Weibes in der Frau und die Emanzipation des Menschen in der Frau. Die Romantik hatte allerdings als ideale Forderung den Menschen aufgestellt, den sittlichen geistigen Menschen, dessen geschlechtliche Eigentümlichkeiten und Bedürfnisse erst in zweiter Linie in Betracht kommen sollten, aber in ihren realen Forderungen des Tages blieb sie für die Frau im Weibe stecken. Die Frauen des romantischen Kreises waren die schöngeistigen, klugen, anregenden Freundinnen der Männer, noch mehr waren sie die stolzen Gefährtinnen der Männer, die Liebesbündnisse eingingen und brachen, je nach Stimmung und Leidenschaft, ohne sich um Staat, Gesellschaft und Sitte viel zu kümmern. Eine selbständige Emanzipation des weiblichen Menschen war es nicht.

[1]) Edith Nebelong: Mieze Wichmann, Maja Engell, Madame Gioconda, deutsch von Helene Klepetar bei Axel Juncker, Berlin.

Wahrscheinlich blieb dieser Frauentypus auf einen so kleinen Kreis, fast einen Familienkreis, beschränkt, weil er einmal der männlichen Initiative und Stütze brauchte, um überhaupt hervorzutreten, und zweitens allzusehr in Schöngeisterei und Liebeshändel verstrickt auftrat. Für die große Menge braucht es praktischerer Beweggründe, um eine nachhaltige Wirkung auszuüben, die Liebesangelegenheiten nehmen hier weniger Raum ein und verlaufen in größerer Stille und Bescheidenheit. So lebte die romantische Frau nur in wenigen, allerdings sehr markanten Typen, solange die Romantik selber siegreich war und verschwand mit ihr, ohne einen besonderen Eindruck zu hinterlassen. Sieht man von dem schöngeistigen Einfluß ab, den sie auf die Männer ihres Kreises ausübten, so unterschied sich ihre Rolle nicht viel von der der „Titanidinnen", die vor ihnen ein paar großen Männern in Deutschland mitunter das Leben schwer und die Köpfe heiß gemacht hatten.

Das junge Deutschland übernahm die Forderung des freien Weibes von der Romantik. Gutzkow gab Schleiermachers Briefe über Lucinde neu heraus, und als Menzel sein Feldgeschrei erhob, zeterte er in einem Atem über den Autor der „Wally" und Friedrich Schlegels „Religion der Wollust". Vielleicht war das Ideal vergröbert, noch sinnlicher gestellt, als bei den Vorgängern. Die bedeutenden Frauen aber, die den Jungdeutschen mehr oder weniger nahe standen, Rahel, Bettina und schließlich auch Mundts Freundin, Charlotte Stieglitz, waren mehr von Goethe und der Romantik beeinflußt als von jungdeutschen Emanzipationsgelüsten, und die Emanzipationsgelüste selber wurden schließlich feierlich sowohl von Gutzkow als von Laube in ihrer schroffsten Form zurückgezogen. Beide Dichter schloßen recht banale bürgerliche Ehen. Jungdeutschland lebte in keiner Frau fort. Um dieselbe Zeit zieht George Sand alle Augen auf sich, sie rüttelt auf, aber sie gibt kein neues Frauenideal, das vorbildlich wirkt, sie selbst bleibt eine singuläre Erscheinung, seltsam fesselnd, aber nicht typisch.

Nicht in der Literatur, sondern im Leben hatte man inzwischen begonnen den zweiten Weg zu legen; in England und Frankreich schon früher mit größerer Kühnheit und politischem Nachdruck, in Deutschland ruhiger, gemessener. Man gründete Schulen und Vereine, die Frau sollte gebildet, sollte zur sozialen und ökonomischen Selbständigkeit herangezogen werden. Über den sozialen und geistigen Menschen in der Frau vergaß man hier ein wenig den sexuellen in ihr. Wenig oder gar keine Versuche erstanden, das Verhältnis der Frau zum Manne zu ändern, es galt mehr die Frau vom Manne zu befreien, als ihn ihr unter veränderten Verhältnissen wieder zuzuführen. In der Kunst tritt jetzt fast eine Pause ein. In der Literatur der 50 er und 60 er Jahre des neunzehnten Jahrhunderts findet sich keine Frauengestalt, die Programm ist. An Frauen fehlt es nicht: la femme de trente ans und die sinnige Weiblichkeit, die Dämonin der Leidenschaft und die liebreiche Mutter, die Tyrannin des Mannes, die kluge Freundin des Mannes, die Dienerin des Mannes, das alles tummelt sich in Romanen und Novellen, aber keine soll eine Änderung der Wirklichkeit bedeuten, keine wirkt vorbildlich.

Bis die Frauen selber in die Literatur eingreifen, nicht mehr unter männlichem Pseudonym, sondern als Frauen, gerade als Frauen. Was sie draußen gelernt haben, wird mitgenommen, und was draußen vernachlässigt wurde, die Stellung der Frau zum Mann, die Liebeskonflikte der neuen Frau, gerade das muß jetzt in der Literatur zum Ausdruck kommen. Muß doch die Kunst den ganzen Menschen packen, wenn sie

ihn zeichnen will, während eine politische oder soziale Bewegung sich mit einer Seite begnügen und es ihren Mitgliedern überlassen kann, sich allein mit den übrigen Angelegenheiten des Lebens herumzuquälen. Lernt aber die Kunst vom Leben, so auch das Leben von der Kunst. Auch die Frauenbewegung, die für Berufsfreiheit, Universitäten und Stimmrecht focht, mußte anfangen in der Frau das Weib zu beachten. Sittliche Forderungen an den Mann werden gestellt, die Reformierung der Ehegesetzgebung wird verlangt, Erörterungen über die freie Liebe und die nicht nach Fug und Recht verheiratete Mutter knüpfen sich notwendig an. Beide Wege nähern sich so, und es ist von nun ab schwer zu unterscheiden, wo sie sich noch trennen. Ebenso verliert sich die Scheidung zwischen Literatur und Leben. Schriftsteller greifen die Typen auf, die in der Frauenbewegung entstehen, in der Bewegung selber spricht man von den Gestalten, die in den Büchern auftreten. Noch ist die Verschmelzung der beiden großen Forderungen keine vollständige, noch wird nicht überall der Mensch und das Weib in der Frau harmonisch zu einem Ganzen verbunden, das neue Lebensbedingungen schaffen soll. Bald einseitig, bald lächerlich wird noch oft die eine oder andere Seite zugunsten der anderen verkürzt, strenge Frauenrechtlerinnen, die das Geschlechtliche am liebsten ganz unterdrücken möchten, und hysterische Weiber, die freie Liebe und Mutterschaft zu ihrem einzigen Feldgeschrei gemacht haben, begegnen sich noch in den 90er Jahren.

Aber immer stärker ist die Annäherung, immer größer die Gemeinsamkeit der Forderungen, bis uns schließlich heute die Frau, welche sich ganz auf eine dieser beiden Seiten stellt, als Anomalie erscheint, als verzerrter Typus, der von der Bahn abgewichen ist und auf tollen Zickzacksprüngen ein unnützes Dasein führt. Dazu kommt noch eines. Die Frau, die sich heute die Freiheit ihres Liebeslebens zum Programm gemacht hat und ihr Lebensziel in ein ungehindertes Austoben ihrer sexuellen Instinkte setzt, begegnet keiner Sympathie beim Manne. Als der Mann für die Frau die freie Liebesverbindung forderte und sie selber diese Forderung aufgriff, war ein Moment dabei, an das sich soziale Ideale knüpfen ließen. Die Ehe, ob sie nun legal oder illegal ist, bildet nicht nur eine Privatangelegenheit zweier Individuen, sondern gleichzeitig einen sozialen Faktor. Wird die Forderung nur von einer Seite erhoben, so wird sie meist unnütz und widerlich.

Verschwunden ist dieser Frauentypus noch lange nicht. Vor einigen Jahren tobte er durch die Veraliteratur, jetzt hat er eine kluge, feine, künstlerische Beobachterin in Edith Nebelong gefunden. Die unnütze Frau, die Frau, die nur das Geschlechtliche in sich befreien will, die haltlos taumelt und schließlich unterliegt oder unterduckt, niemand hat sie bisher besser erfaßt, als die Autorin von „Maja Engell“ und „Mieze Wichmann“.

In beiden Novellen zeichnet sie einen Mädchentypus, wie er hier und da, in manchen Kreisen vielleicht sogar recht häufig auftritt. Die Demi-Vierge, nicht the Woman who did, sondern die, welche fortwährend damit spielt, daran denkt. Beide Mal gibt Edith Nebelong ihre Heldin isoliert; keine Familientraditionen fesseln sie, aber auch kein sittliches, kein geistiges Wollen. Maja Engell hat eine vertrunkene Mutter und eine verschüchterte Schwester, Mieze Wichmann ist ganz verwaist. Beide sind völlig unter dem Druck des Männlichen, nicht in der Weise der früheren Generation, die auf den Freiersmann wartete, sondern in einer lüsternen, dabei doch furchtsamen Art. Mieze Wichmann ist musikalisch, aber die Musik nimmt wenig Raum

ein in ihrem Leben, Maja Engell zeichnet, aber sie legt kein Gewicht darauf. Dafür verliebt sie sich in den Baumeister Seippel, in dessen Bureau sie arbeiten soll. Sie, das kleine sensitive Mädchen, wird von einem rohen zynischen Kerl angelockt, weil er sie lüstern macht, weil das Männliche in seiner plumpsten und zugleich raffiniertesten Form sie blendet.

Die bürgerliche Philisterei hat sie abgestoßen, eine andere Lebensform hat sie nicht gefunden, auch nicht gesucht, nun wirkt das schlechtweg Geschlechtliche suggerierend, ohne Hemmungen. Das Leben bietet wenig, wenn man wenig hineinlegt, aller Reiz, den Maja für ihre Existenz braucht, drängt sich für sie an diesem einen Punkt zusammen. Sie braucht Sensation in der Liebe, der lüsterne, prickelnde Seippel bietet sie. Sie unterliegt weder seinen Verführungskünsten, noch seinen Heiratsvorschlägen, die er schließlich macht, um sie nur zu bekommen, sie will ihren Liebsten anders, feiner, aber er erhitzt ihr Blut, ihre Phantasie. Das Perverse stimuliert, der schlichte Gelehrte, den sie endlich heiratet, um ihre „Feinheit" wiederzugewinnen, kann nicht diesen ganzen Apparat von Nervenkünsten spielen lassen. Sie wird seine Frau, aber sie wagt nicht ihm zu sagen, daß sie noch nie geküßt hat. „Es wäre gelogen, obgleich es Wahrheit war." Wahrheit ist ja doch, daß sie tausendmal in ihrer Phantasie damit gespielt hat. Junge Männer haben oft erst ihre Abenteuer mit interessanten Damen und rangieren sich dann als brave Ehemänner noch braverer Ehefrauen. Mädchen wie Maja Engell spielen erst mit interessanten Verführern und rangieren sich dann gleichfalls als brave Gattinnen. Der Unterschied liegt im Tun, nicht im Sein.

Wie Maja ist Mieze Wichmann. Wieder die gleiche Sucht, alle Sensationen im Manne auszukosten. Alles andere ist gleichgiltig, der Mann, immer wieder der Mann. Sie verliebt sich auf ihrem ersten Ball in einen Leutnant, den sie nicht wiedersieht, sie läßt sich von einem jungen Schauspieler anhimmeln und verliebt sich wieder in einen bürgerlich korrekten Mann, mit dem sie sich verlobt. Sie hält diese Verlobung nicht aus, das korrekt Bürgerliche hat zu wenig Raum für die Sensationen, die sie in der Liebe sucht.

Sie bietet sich dem Verlobten als Geliebte an, eigentlich um einen neuen Reiz zu kosten. Er will nicht, sie flieht. Nach ein paar Jahren kehrt sie zurück, Referendar Krüger ist verheiratet, Mieze liebt ihn immer noch, ist unglücklich und läßt sich wieder von einem Mann umgarnen. Dieser Mann hat dieselbe raffinierte Plumpheit, mit der Seippel auf Maja wirkt. Sie spielt mit ihm, wie er mit ihr. Aber die Situation ändert sich, Ole Hein wollte sie anfangs nur besitzen, später will er sie zur Frau, d. h. zur Gefährtin, zur Mutter seiner Kinder. Keine Passion, die man wie einen Rausch durchkostet, sondern ein Gefühl, das man in seine Lebensnorm einfügt. Und wie Krüger will er nichts von Hingabe vor der gesetzlichen Ehe wissen. Für ihn, der schon alle Seiten des nur lüsternen, flüchtigen Liebeslebens ausgekostet hat, bedeutet die Ehe die ruhige Zuflucht; *sie* will endlich ihre Sensation, nichts weiter. Auf beiden Seiten keine Moral, keine gefestigte Anschauung. „Sie wissen nicht", sagt er, „wie verlottert so eine illegitime Verbindung wird, Sie können mir glauben, ich weiß es und bin dessen überdrüssig". Aber sie ist empört. „Sie fühlte, daß sie in seiner Achtung gestiegen war, seit sie seine Frau werden sollte, und das kränkte sie." Wieder löst sie die Verbindung. Immer das Tasten nach etwas anderem, nicht im Namen einer besseren Sittlichkeit, sondern aus der Sucht nach etwas Neuem, Stimulierendem.

Maja Engell heiratet einen zufälligen Mann, um unterzuducken, Mieze Wichmann stirbt an einer zufälligen Darmverschlingung. Ein unnützes Leben und ein unnützer Tod. Die Frau der früheren Generation sah in ihrer Weiblichkeit oft ihre Lebensaufgabe; wenn sie heute nur einen Reiz darin sehen will, aus dem sie aber gleichzeitig die Erfüllung ihres Lebens macht, kommt sie auf die schiefe Bahn.

Nach „Mieze Wichmann" und „Maja Engell" schrieb Edith Nebelong ihren Roman „Madame Gioconda". Nach der Geschichte des perversen kleinen Mädchens sollten wir die Geschichte der reifen Frau bekommen, die beides in sich entwickelt hat, den Menschen und das Weib. Dieser Versuch ist Edith Nebelong nicht gelungen. Ihre Margaret Gray ist kein Typus, sie ist nicht einmal lebendig.

Vor allem scheint dieser Mangel mit dem rein Technischen zusammen zu hängen. Schon in „Mieze Wichmann" und „Maja Engell" fehlte es zuweilen an Anschaulichkeit. Wenn es galt viele Menschen vorzuführen, neue Verhältnisse zu zeigen, griff Edith Nebelong gern nach einem sehr bequemen Mittel: sie ließ Briefe schreiben. Briefe und Tagebücher in Romanen beweisen häufig einen Mangel an Gestaltungskraft. Wer viel kann, zeigt seinen Menschen. In der Novelle wirkte der Fehler weniger. Die Heldin selber war immer fein und sicher gezeichnet, sie sagte oft hübsche, kluge Dinge, und die anderen Personen brauchten nicht stark hervorzutreten. Im Roman ist das anders, die Menschen im Roman müssen Relief haben, und die Kunst des Romans besteht zum großen Teil in den richtigen Proportionen. In Madame Gioconda fehlen sie völlig. Wir erfahren fast mehr von den Auftritten, die Margaret mit ihrer Wirtin hat, als von ihrem Liebesleben mit Giocondo. Zwischen beiden Ereignissen ist allerdings ein starker Zusammenhang, der betrügerische Giocondo verbraucht im stillen das Geld, das Margaret ihm gibt, statt die Monatsrechnung zu bezahlen, aber warum müssen wir auch mit Margaret in Rom Wohnung suchen? Edith Nebelong stellt ihren Roman aus lauter Einzelbegebenheiten zusammen, wahrscheinlich weil auch das wirkliche Leben sich aus lauter einzelnen Begebenheiten zusammensetzt, aber die Kunst muß eben die Zufälligkeiten des Lebens ausscheiden, um zum typischen, idealen Gesamtbild zu gelangen. In Madame Gioconda fehlt es. Der schurkische Giocondo, der ein Liebesverhältnis nach dem andern anknüpft, um sich von einer Frau nach der andern aushalten zu lassen, bleibt eine verschwommene Gestalt, dafür erhalten wir die ganze Lebensgeschichte der sehr überflüssigen Frau Beatrice. Soll sie in ihrem Liebeswahn vielleicht zeigen, was aus der Frau werden kann, die nur ihrer Leidenschaft lebt, während die besonnene Margaret, die außerdem noch Miniaturen malt, das Unglück in der Liebe leichter überwindet? Dann müßte Margaret ebenso allein dastehen, wie Beatrice, statt sofort von Giocondo zu Henri zu flüchten, von dem wir wieder nicht sehr viel wissen.

Vielleicht schreibt Edith Nebelong uns noch einmal die Geschichte der klaren Frau, wie sie uns die schwankende, verwirrte zeigte. Für dies Mal gab sie uns nur einen mittelmäßigen Roman, wie er häufig geschrieben und ebenso häufig wieder vergessen wird. Aber man darf wohl mehr von ihr erwarten.

Das neue dänische Gesetz zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit.

Von

Dr. med. Franziska Tiburtius.

Nachdruck verboten.

Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Sie schleppen von Geschlecht sich zum Geschlechte,
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage;
Weh Dir, daß Du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider nie die Frage!

Der bittre Hohn, mit dem Mephisto des arglosen Schülers Frage beantwortet, galt den Zuständen vor etwa 150 Jahren. Wenn Goethe in unsern Tagen die Tragödie des nach Erkenntnis ringenden Menschengeistes schreiben würde, so fände er vielleicht andere Worte für das Verhältnis des einzelnen und der Völker zu dem überkommenen Gesetz; denn der Ansturm gegen die Bande veralteter und auf jetzige Zustände nicht mehr passender Gesetze ist eine bemerkenswerte Eigentümlichkeit der heutigen Völkerpsychologie, ein Ausdruck des mehr und mehr nach Anerkennung strebenden Individualismus, der besonders in den Unter- und Mittelklassen erwacht ist. Unser neues Bürgerliches Gesetzbuch ist ein Schritt nach dieser Richtung hin, wenn es auch viele Wünsche unerfüllt läßt; — wo fände sich eine Formel, die in einem großen Gemeinwesen jedem einzelnen Genüge täte!

Ein Gebiet, auf dem die öffentliche Meinung schon seit einer Reihe von Jahrzehnten dringend eine Änderung bestehender gesetzlicher Vorschriften fordert, ist die Regulierung resp. Überwachung der Prostitution. Wenn wir Frauen auch die Notwendigkeit der Prostitution als Institution nicht anerkennen möchten, so ist es doch müßig, darüber Worte zu verlieren; wir müssen uns eben damit abfinden, daß sie besteht, überall, bei allen Völkern, welcher Kulturstufe sie auch angehören, und daß sie — wenigstens auf unsrer Stufe der Entwicklung — nicht zu beseitigen ist. Diese Tatsache zugegeben, ist es zwecklos, Betrachtungen darüber anzustellen, ob „nicht zu beseitigen" identisch ist mit „notwendig". Nur die Frage, auf welche Weise der furchtbare Schade für die Gesellschaft, wenn nicht abgewendet, so doch verringert werden könnte, kann Gegenstand der Erörterung und — der Gesetzgebung sein.

Ich betone vorweg, daß ich in den folgenden Darlegungen ganz absehe von alledem, was auf dem Gebiet des Erziehungswesens, durch Haus, Familie, Schule

und Vereinstätigkeit geschehen kann, und nicht etwa, weil diese Einflüsse nicht durchgreifend sein können; es handelt sich nur um eine Betrachtung, inwieweit „das Recht, das mit uns geboren," in der Gesetzgebung Ausdruck findet, und in welcher Weise das Wohl der Allgemeinheit dadurch beeinflußt wird.

Die in Rede stehende soziale Krankheitserscheinung trifft das Leben des Volkes in verschiedener Weise; schädigend in den ethisch-moralischen Anschauungen — hier ist der Punkt, wo die Aufgaben der Erziehung und der privaten Wohlfahrtsbestrebungen einsetzen — schädigend im Rechtsgefühl und endlich hauptsächlich schädigend in sanitärer Beziehung; und dem entsprechend kommt auch bei der Bekämpfung dieser dreifache Standpunkt zur Geltung.

Es ist nicht zu verkennen, daß in der Reglementierung, wie sie jetzt noch hier besteht und bis vor kurzem in fast allen Ländern bestand, vom juristischen Standpunkt aus implicite eine Anerkennung der Institution liegt, während das Recht des Individuums zugunsten des sanitären Standpunktes vergewaltigt wird. Immerhin, wären die praktischen Erfolge für die Allgemeinheit hervorragend günstige gewesen, so hätte man sich damit vielleicht abfinden müssen; das Leben zermalmt ja auch auf anderen Gebieten einzelne Existenzen zugunsten der Menge. Die Einwendungen gegen das alte System erwachsen aber nicht allein aus ethischen und juristischen Erwägungen, sondern liegen auch auf dem das praktische Leben noch mehr in Betracht ziehenden sanitären Gebiet, und diese Erkenntnis vornehmlich dient der modernen völkerpsychologischen Auffassung zur Stütze.

Der moderne Individualismus, das Gefühl für die Freiheit und Unantastbarkeit der Persönlichkeit, findet eigentümlicher Weise seine schärfste Betonung nicht bei den Nationen, deren Volksleben den fruchtbarsten Boden für Revolutionen liefert. Nicht der heißblütige Romane oder der bewegliche Slave, den politische Knechtung veranlaßt, zu Dolch und Dynamit zu greifen, ist der Vertreter des Gedankens, sondern es sind hauptsächlich die Völker germanischer Rasse, Angelsachsen, Skandinavier und Deutsche, die Völker, bei denen eine breite Schicht des gebildeten Mittelstandes durch Quantität und Qualität ausschlaggebend wirkt oder doch wenigstens stark ins Gewicht fällt.

In England wurde der Kampf gegen die Reglementierung und Kasernierung zuerst aufgenommen durch eine Frau, die kürzlich verstorbene Mrs. Josephine Buttler, die, wie alle Idealisten und Fanatiker, durch die Suggestivkraft ihrer Persönlichkeit Außerordentliches wirkte. Durch die Lauterkeit ihrer Gesinnungen und Absichten fand sie bald einen großen Kreis von Anhängern und erweckte Bewunderung sogar bei denen, die sich nicht überzeugen konnten, daß der Weg, den sie vorschlägt, — die gänzliche Aufhebung jeglicher Art von Kontrolle, jeder Beaufsichtigung — der Allgemeinheit zum Heil dienen würde. Schon seit ca. 20 Jahren ist in England resp. in London — die Zustände der Hauptstadt kommen bei Beurteilung der Frage zunächst in Betracht — die Sittenpolizei und Kontrolle ganz aufgehoben. Die sanitären Verhältnisse, namentlich unter den ärmeren Klassen und der Hafenbevölkerung, sollen schlimm sein, — ob schlimmer oder besser als früher, ist schwer zu sagen, da Behauptung gegen Behauptung steht, und auch die Statistik mit all den Möglichkeiten der Umgruppierung, je nach der Verschiedenheit der Auffassung, gibt nicht sichere Aufschlüsse. Daß Straßendelikte, die in das Gebiet der Kriminalität hinüberreichen, nicht öfter vorkommen, ist wohl nur dem wohlgeschulten, ausgezeichneten Beamtenpersonal zuzuschreiben, das für die Sicherheit der Londoner Straßen sorgt.

Auch in Schweden sind in neuerer Zeit, namentlich von Frauenvereinen, abolitionistische Vorschläge laut geworden, doch besteht hier noch das alte System der Reglementierung, und es soll hier zufriedenstellende Resultate liefern. Es mag das an den übersichtlicheren Verhältnissen der kleineren Gemeinwesen — in Betracht kommen hauptsächlich Stockholm und Göteborg — liegen, die einmal der Polizei eine genauere Personalkenntnis ermöglichen, andererseits auch den sehr tüchtigen Ärzten eine längere Beobachtung und Verfolgung des Einzelfalls gestatten. Dann wird auch Gewicht darauf gelegt, daß in der Handhabung der gesetzlichen Bestimmungen und im persönlichen Verkehr zwischen Polizei und Arzt auf der einen, den unter Kontrolle Stehenden auf der andern Seite die Härten möglichst wenig in die Erscheinung treten. Die Mehrzahl der schwedischen Ärzte und auch Professor Welander, dessen Stellung als Chef des betreffenden Krankenhauses in Stockholm fast ausschlaggebend ist, scheinen nicht geneigt, die polizeiliche Kontrolle aufzugeben, ohne sie durch eine ebenso strenge sanitäre zu ersetzen; jedenfalls wird man erst abwarten,, welche Resultate in andern Ländern durch den Systemwechsel erreicht werden.

In Norwegen ist seit dem Jahre 1888 jegliche Kontrolle und Beaufsichtigung aufgehoben, wie es dem fortgeschrittenen Individualismus des Volkes entspricht, dessen beste Dichter begeisterte Prediger des Rechtes auf freie Entwickelung der Persönlichkeit sind. Zwar bestimmt der Gesetzesbuchstabe noch eine gewisse Aufsicht über die venerischen Krankheiten — die im englischen Gesetz fortfällt —; doch ist die Vorschrift wenig eingreifend und leicht zu umgehen; und es haben sich die Ärzte bereits mehrfach für eine mehr organisierte ärztliche Aufsicht ausgesprochen, ohne damit Erfolg zu haben. Bei aller Freiheitsliebe liegt dem Norweger doch eine gewisse Prinzipienreiterei im Blut, die manchmal das Auge auch für auf der Hand liegende Schäden verschließt. Es muß zugegeben werden, daß seit Abschaffung der Reglementierung die Krankheiten nicht vermindert sind, das Straßenbild nicht gebessert ist; auf sittenpolizeilichem Gebiet und in bezug auf Kriminalität soll eher eine Verschlimmerung eingetreten sein.

In Dänemark, dem dritten der skandinavischen Reiche, in dem die Durchschnittskultur der Bevölkerung wohl den relativ höchsten Stand erreicht, ist in neuster Zeit ein gesetzgeberischer Versuch gemacht worden, der mir so interessant und in mancher Hinsicht aussichtsvoll erschien, daß ich vor kurzem eine Anwesenheit in Kopenhagen benutzte, um über die betreffenden Verhältnisse Erkundigungen einzuziehen. In liebenswürdigster Weise wurde mir von kompetenter Seite, dem an der Spitze der betreffenden Abteilung stehenden Herrn Polizeiinspektor Schepeler-Larßen, dem Herrn Professor E. Pontoppidan, Vorsteher des Vestrebro-Hospitals, das die größte Abteilung für Venerische und Prostituierte enthält, die gewünschte Auskunft erteilt. Auch einer Kollegin, Dr. Elisa Müller, die längere Zeit am Vestrebro-Hospital arbeitete, verdanke ich schätzenswerte Fingerzeige zum Verständnis des neuen Gesetzes, sie steht seit 7 Jahren in selbständiger Praxis in Kopenhagen; ganz besonders verpflichtet fühle ich mich der Frau Eugen Petersen, der Gattin des Polizeipräsidenten, einer in Wohlfahrtspflege und Vereinstätigkeit sehr erfahrenen Dame, die mir die Gelegenheit verschaffte, Einsicht zu gewinnen, und durch ihre genaue Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse sehr nützliche Supplemente gab.

Die jedem fortschrittlichen Streben zugewendeten Frauenvereine Kopenhagens hatten schon seit Jahren die Bekämpfung der Reglementierung in ihr Programm auf-

genommen und auch im Parlament Unterstützung ihrer Bestrebungen gefunden — allerdings auch energischen Widerspruch. Als nun Anfang des Jahrhunderts ein liberales Ministerium ans Ruder kam, gewannen die freien Anschauungen die Oberhand, und nach jahrelangen Vorarbeiten wurde durch Gesetz vom 30. März 1906 die Reglementierung aufgehoben und die sogenannte Sittenpolizei abgeschafft. Obgleich sonst jedes Gesetz erst 6 Monate nach dem Erlaß in Kraft tritt, wurde doch sogleich bestimmt, daß von dem Tage der Sanktionierung durch König Friedrich VIII. Neueinschreibungen nicht mehr stattfinden sollten. Den 500 Eingeschriebenen Kopenhagens wurden von Staatswegen und auch wohl durch Vereinstätigkeit Arbeitsgelegenheiten, unter möglichster Berücksichtigung ihrer Neigungen und Fähigkeiten, angewiesen; gegen 200 kamen in ländliche Beschäftigung, fern von Kopenhagen. —

Am Schluß dieses Artikels sind die Hauptparagraphen des Gesetzes in autorisierter deutscher Übersetzung gegeben. Da es aber nicht ganz leicht ist, aus dieser äußerst komprimierten Ausdrucksweise gleich die maßgebenden Gesichtspunkte und Anschauungen, den Geist und die Konsequenzen des neuen Gesetzes herauszufinden, möchte ich kurz darlegen, welche Auffassung ich aus dem Wortlaut und den mir gewordenen mündlichen Erläuterungen gezogen.

Es ist aufgebaut auf dem Gedanken, daß der Staat mit der Prostitution als solcher absolut gar nichts zu tun hat. Sie existiert als Beruf nicht, wird jedenfalls nicht als solcher anerkannt und nicht bestraft. Was sonst unter diesen Begriff fällt, ist Privatsache, in die die Behörde sich nicht mischt. Ein Delikt ist erst gegeben, wenn Öffentlichkeit und Gesellschaft in irgend einer Weise in Mitleidenschaft gezogen werden. Solche Delikte sind:

1. Landstreicherei,
2. Erregung öffentlichen Ärgernisses,
3. Gesundheitliche Schädigung anderer.

Man erwartet, daß durch energisches und konsequentes Vorgehen gegen diese drei Vergehen auch der Prostitution an sich Boden abzugewinnen ist.

Bemerkenswert ist noch, daß das Gesetz einen Unterschied zwischen Männern und Frauen nicht kennt, die Vorschriften gelten in gleicher Weise für beide Geschlechter; nur einige Paragraphen — wo es eben in der Natur der Sache liegt (z. B. zweiter Abschnitt § II) betreffen speziell die Frauen. — Unter den Begriff der Landstreicherei stellt das dänische Gesetz außer offenbarem Betteln und Vagabondieren auch das Leben ohne nachweisbaren Erwerb und Existenzmittel und unordentliches Leben. Wo Lebensstellung und Gewohnheiten geeignet sind, Verdacht zu erregen, wo Belästigung anderer besteht oder wo Beobachtungen der Straßenpolizei oder Anzeigen von Hausgenossen usw. unordentliches Leben vermuten lassen, wird zunächst Auskunft verlangt und, falls diese nicht befriedigend ausfällt, ein Verweis erteilt, zugleich mit der Aufforderung Arbeit zu suchen. Tritt eine Änderung nicht ein, so wird der Verweis wiederholt, zugleich wird aufgegeben, in 8—10 Tagen eine Arbeitsgelegenheit zu suchen und Meldung zu machen. Geschieht dies nicht, oder wird Erfolglosigkeit der Bemühungen angegeben, so kann wohl der Polizeiinspektor den oder die Betreffende zu sich kommen lassen (bei Frauen genügt meist Aufforderung, selten ist Abholung nötig), um genaue Einsicht in die Besonderheiten des Falles zu gewinnen; es tritt dann auch wohl polizeilicher Arbeitsnachweis oder Vereinstätigkeit ein, und erst bei wiederholter

Rückfälligkeit oder wenn Willensschwäche, Unfähigkeit, Böswilligkeit den Fall als ganz aussichtslos erscheinen lassen, können Zwangsmittel, Überführung in ein Arbeitshaus, angewendet werden. Der Gang des Verfahrens ist, wie bereits erwähnt, der gleiche bei jedem beschäftigungslosen Landstreicher oder Bettler, ob Mann, ob Weib.

Übrigens sind diese Bestimmungen nicht neu, sondern bereits durch Gesetz von 1860 festgelegt, und das neue Gesetz greift nur auf diese früher gegebenen Vorschriften zurück.

Unter die zweite Kategorie „Erregung öffentlichen Ärgernisses" fällt jeglicher „Erwerb durch Unzucht", auch ist strafbar „wer einen unsittlichen Lebenswandel so zur Schau trägt, daß dadurch das Schamgefühl verletzt oder Umwohnende belästigt werden". (§ II.) Ebenso ist verboten, was mir sehr wichtig und nachahmenswert erscheint, auch gerade in bezug auf unser Zeitungswesen — „Bekanntmachungen, Aushängeschilder, Aussendung von Beschreibungen an das Publikum oder an unbekannte oder unbestimmte Personen mit Anerbietungen von Verkaufsgegenständen, die den Folgen vorbeugen sollen". (§ III.)

Endlich steht unter Strafe, als zu dieser Kategorie gehörig, die Provokation auf der Straße, sofern sie eben derart ist, daß sie Aufsehen und Anstoß erregt, ganz gleich, ob von Mann oder Weib ausgehend.

Nun scheint es nach den mir zuteil gewordenen Mitteilungen, daß Sistierungen aus dieser Veranlassung im ganzen selten sind. Das kann verschiedene Ursachen haben. Vielleicht liegt es in dem Geist des Gesetzes, daß die Kopenhagener Schutzleute in dieser Beziehung etwas übersichtig sind und sich vor nicht dringend nötigen Eingriffen und namentlich vor Mißgriffen sehr hüten; dann habe ich aber auch aus den mir zuteil gewordenen Informationen entnommen — und mehrere abendliche Spaziergänge auf der Vestrebro Gade, wo die verschiedenartigsten Vergnügungslokale, Tivoli, Tingeltangel usw., nahe beisammen liegen, schienen es mir zu bestätigen, — daß die Form in Kopenhagen eine viel weniger anstößige ist, als z. B. in Berlin. Ich kann mich ja nicht gerade besonders scharfer Augen rühmen in dieser Beziehung — doch mit der Friedrichstraße — kein Vergleich!

Hat einmal eine Sistierung einer weiblichen Person stattgefunden, so wird zunächst der Nachweis einer Erwerbstätigkeit oder vorhandener Existenzmittel verlangt, und es treten die oben bereits erwähnten Bestimmungen gegen Landstreicherei in Anwendung. Auf körperlicher Untersuchung wird nicht bestanden. Wo aus den begleitenden Umständen der Verdacht auf Gewerbsmäßigkeit oder auf Krankheit erwächst, wird Untersuchung in Vorschlag gebracht, und durch ruhiges Zureden, Hinweis auf die Vorteile für die eigene Gesundheit usw. die Zustimmung der Betreffenden zu erlangen gesucht, und sie dann, ihrem Wunsch entsprechend, dem angestellten Arzt oder auch einer Ärztin überwiesen. Ein Zwang findet nur in den allerseltensten Fällen, bei wiederholt Rückfälligen, oder wo Anklage aus dem Publikum wegen Infektion vorliegt, statt; auch kann dieser Zwang nur durch ein ziemlich umständliches Gerichtsverfahren, in dem die Verdachtsmomente geprüft werden, verhängt werden. Der Herr Polizeiinspektor sagte mir, daß die Anwendung dieses Verfahrens sehr selten nötig sei, einmal, weil die Anklagen aus dem Publikum wegen erfolgter Infektion aus leicht begreiflichen Gründen sehr spärlich kämen, andererseits, weil die betreffenden Frauen einem ruhigen und freundlichen Zureden leicht zugänglich seien. Ich glaube wohl, daß die ruhige und selbstverständliche

Art der Persönlichkeit des Vorgesetzten ganz geeignet ist, gerade die jenseit der Grenze stehenden Frauen zu veranlassen, sich im besten Licht zu zeigen. Und ein Hinweis auf diese Art der Suggestion wäre vielleicht auch anderswo ganz angebracht. Der hervortretendste Zug in dem Wesen dieser Klasse in Dänemark sei die Charakter- und Willensschwäche und leichte Suggestibilität; rohes und freches Gebahren sei selten. Meine Kollegin bestätigte mir, daß die Patientinnen im Vestrebro-Hospital — meist Deklassierte — durchschnittlich ganz angenehme Umgangsformen und Wesen hätten; die Damen der Wohlfahrtspflege, die sie besuchen und ihnen vorlesen, beobachteten, daß sie am liebsten Geschichten hören, die von Tugend triefen, von Heldinnen, die unentwegt durch Schwierigkeiten gehen, und daß sie bei rührsamen Stellen in Tränen zerfließen. Freilich trägt diese leichte Beeinflußbarkeit auch die Gefahr der Rückfälligkeit in sich, wie denn auch die in Wohlfahrtspflege arbeitenden Damen über manche Enttäuschung zu klagen haben. Immerhin scheint es, daß der Charakter dieser Klasse von Frauen dort im Durchschnitt ruhiger und leichter traitabel ist als bei uns.

* * *

Man könnte nach dem Gesagten den Eindruck gewinnen, daß die Vorschriften und die Handhabung des Gesetzes, was die beiden ersten Delikte, Landstreicherei und Erregung öffentlichen Ärgernisses betrifft, eine im ganzen recht milde ist. Dagegen sind die Bestimmungen hinsichtlich des dritten Punktes, der sanitären Verhältnisse, äußerst strenge. Vorweg erwähnt sei, daß diese Bestimmungen auf alle venerisch Kranken, auf Mann und Weib, auf Prostituierte und auch auf sonst in geordneten Verhältnissen Lebende sich erstrecken.

In Kopenhagen liegen die Verhältnisse folgendermaßen. In dem ganzen Stadtbezirk — es mögen jetzt ca. ½ Million Einwohner sein mit den Vororten — sind 12 Ärzte, darunter auch ein weiblicher Arzt, Dr. Hamburger, von der Behörde angestellt zu unentgeltlicher Behandlung venerisch Kranker, die an die Zentralstelle zu berichten haben über die Anzahl der von ihnen behandelten Fälle und die Krankheitsformen. Außerdem ist auch jeder Privatarzt verpflichtet, wöchentlich Bericht einzusenden, wieviel derartig Kranke er behandelt, selbstverständlich ohne Namennennung; es ist außerdem seine Pflicht, den Kranken so lange unter Augen zu behalten, bis er von Heilung überzeugt ist oder doch wenigstens jede Infektionsmöglichkeit für ausgeschlossen hält (bei Syphilis rechnet man, wie bei uns, ca. 3 Jahre, bei katarrhalischen Formen kommt die Besonderheit des Falles in Betracht). Im Falle pekuniären Unvermögens hat der Privatarzt den oder die Kranke einem der von der Behörde angestellten Ärzte zu überweisen und diesem von dem Fall — hier muß natürlich Namensnennung stattfinden — Mitteilung zu machen. Kommt der Kranke nicht zu der ihm vom Arzt bestimmten Zeit zur Revision, so erhält er auf einem vorgedruckten Zettel die Aufforderung, zu erscheinen; entzieht er sich auf wiederholte Aufforderung der Beobachtung und Behandlung, ohne schriftliche Bescheinigung zu bringen, daß er anderweitig in Behandlung getreten, so wird dem Stadtarzt Mitteilung gemacht, und dieser ordnet, falls abermalige Aufforderung erfolglos bleibt, die Vorführung, resp. Abholung an.

Ferner heißt es § V: „Leben die erkrankten Personen unter Verhältnissen von solcher Beschaffenheit, daß einer Übertragung der Krankheit auf andere Personen nicht

auf eine andere sichere Art und Weise als durch die Entfernung vorgebeugt werden kann, so sind sie zur Kur in ein Krankenhaus zu überführen." Die Bestimmung wird nötigenfalls vom Polizeidirektor getroffen, und es kann die Erfüllung der Verpflichtung durch Abholung per Polizei erzwungen werden, wenn Ermahnung und Geldstrafen nicht fruchten. Diese Bestimmung gilt nicht allein für solche Kranke, die auf öffentliche Kosten behandelt werden, sondern auch für die in privater Behandlung stehenden; nur daß die Notwendigkeit naturgemäß bei Mehrbegüterten seltener eintreten wird, da hier die Infektionsmöglichkeiten in der Häuslichkeit eher vermieden werden können, auch wohl die nötige Einsicht mit Lebensstellung und Bildungsgrad durchschnittlich wächst; das kommt auf das Urteil des betreffenden Arztes an.

Auch darf der Kranke, der auf öffentliche Kosten zur Behandlung gebracht wird, das Spital nicht eher verlassen, als der Arzt die Erlaubnis gibt, was erst geschehen darf, wenn die Ansteckungsfähigkeit beseitigt erscheint. Wer auf eigne Kosten sich behandeln läßt, muß bei etwaigem früheren Austritt nachweisen, daß er sich auch ferner unter ärztliche Beobachtung begibt.

Ein anderer Abschnitt (§ VII) macht zur gesetzlichen Pflicht, was schon längst mit den Anschauungen und Gepflogenheiten jedes gewissenhaften Arztes übereinstimmt und ausgeübt worden ist: jeden Kranken über die Natur der Krankheit aufzuklären und vor Übertragung zu warnen; namentlich vor Eingehen einer Ehe zu warnen, solange die Ansteckungsgefahr besteht.

Sollte dennoch Übertragung stattfinden, so kann der Geschädigte Strafantrag stellen und hat Anspruch, nicht allein auf die mit der Heilung verbundenen Kosten, sondern auch auf eine Entschädigung für die durch die Krankheit verursachten Leiden und Verluste (§ IV). Es ist schon früher erwähnt, daß Anklagen dieser Art aus dem Publikum relativ selten zur Kenntnis der Behörden gelangen, und eine Handhabe zur Unschädlichmachung gewisser Infektionsherde dadurch nicht so häufig gegeben sind, wie man wohl erwartete. Ganz begreiflich, da Anklage anderer und Selbstanklage hier zusammenfällt. Übrigens gelten diese Bestimmungen auch für Ehegatten.

Schon bei flüchtiger Überlegung erhellt aus diesen Sätzen, daß im neuen Gesetz ein ganz gewaltiger sanitärer Zwang auf die Kranken vorgesehen ist; ein Zwang, so stark in die Selbstbestimmung eingreifend, daß man sich fragen muß, ob die Möglichkeit der Durchführung allgemein gegeben ist. Wie stimmt das nun mit dem Recht der Persönlichkeit und dem fortgeschrittenen Individualismus des dänischen Volkes?

Ich denke, es kommt auf das Motiv an, weshalb der Zwang verhängt wird; nicht als Strafmittel, sondern als Schutz für die Gesamtheit des Volkes! Darin liegt das Versöhnende der nicht wegzuleugnenden Härte der Bestimmungen.

Man sieht außerdem: die Prostitution an sich steht nicht unter Strafe. Man geht aber von der Ansicht aus, daß früher oder später alle, die ihr zugehören oder sich ihrer bedienen, Kranke werden, und zu eignem Nutzen und zum Schutz der Allgemeinheit unter die erwähnten strengen Maßregeln treten.

Was sagen nun die Ärzte zu diesen Bestimmungen? Es ist nicht zu erwarten, daß sie sämtlich sehr einverstanden oder gar beglückt sind über ein Gesetz, das ihnen eine gewaltige Arbeitslast und Verantwortlichkeit auflegt, zu der moralischen Verant-

wortlichkeit für das Geschick ihrer Patienten, die sie immer getragen, noch eine juristische dem Staat gegenüber; ist doch an die Stelle der polizeilichen Kontrolle in gleicher Schärfe die sanitäre Überwachung getreten, die sich noch dazu nicht nur über eine einzige Klasse, sondern über weitere Kreise der Bevölkerung erstreckt. Außerdem ist nicht zu verkennen, daß namentlich in der Privatpraxis für die Ärzte ein gut Teil Unannehmlichkeiten und Konflikte entstehen müssen, wenn die gesetzlichen Vorschriften bis auf den Buchstaben erfüllt werden sollen.

Es gehört von seiten der Ärzte ein gut Teil Idealismus und die feste Überzeugung, auf dem richtigen Wege zu sein, dazu, um mit innerer Zustimmung zu dem Gesetz zu stehen. Es gibt in Kopenhagen genug solcher Ärzte, doch darf man sich nicht wundern, wenn nicht alle diesen Standpunkt teilen. Vielleicht mehrt sich die Zahl der Zustimmenden, wenn die Übergangszeit überwunden und das neue Verfahren zur Gewohnheit geworden ist; möglicherweise findet man auch noch Wege, den ärztlichen Überwachungsdienst zu vereinfachen. Dann wird sich auch erst herausstellen, ob das Netz der Vorschriften so dicht ist, daß die Lücken zum Durchschlüpfen nicht größer sind, als bei anderen Gesetzen auch. Daß die Überwachung in einer industriellen Großstadt, wie es Kopenhagen in den letzten Jahrzehnten geworden ist, und unter der fluktuierenden Bevölkerung der Hafen- und Handelsstadt viel Schwierigkeiten begegnet, liegt auf der Hand.

Endlich der wichtigste, entscheidendste Punkt — die Resultate des Gesetzes! Leider steht darüber noch jegliches Urteil aus, aus leicht begreiflichem Grunde: die Zeit ist zu kurz! Das Gesetz, das am 31. März 1906 gegeben, ist nach allgemein geltender Norm erst 6 Monate später, also seit Oktober vorigen Jahres, in Kraft getreten; außerdem — jeder Arzt, der diese Krankheiten zu behandeln hat, weiß, daß die Erkrankungsziffern auch unter gleichbleibenden Verhältnissen manchmal nach oben oder nach unten fluktuieren. Meine Kollegin wird wohl Recht haben, als sie mir sagte: „Wer von uns Ärzten schon vorher dafür war, wird Besserung finden, wer dagegen war, nicht." Erst nach einer längeren Reihe von Jahren kann der Vergleich gewissenhaft geführter statistischer Tabellen die Unterlage für ein sicheres Urteil abgeben, ob durch das neue Gesetz ein Ausschlag zum Bessern herbeigeführt wurde oder nicht.

Daß ein Ideal nicht erreicht werden kann, weiß man in Dänemark so gut wie bei uns. Aber es liegt doch etwas Großes darin, daß man den Mut zu dem Versuch gehabt hat, den Schwerpunkt nicht in der Tat, die an sich Privatsache ist, sondern in der Verschuldung gegen den andern zu suchen. Wünschen wir von Herzen dem tüchtigen dänischen Volk, daß die Erfolge für die Wohlfahrt und Sanierung dem aus dem Empfinden der Nation hervorgegangenen Gesetz recht geben mögen!

* * *

Blicken wir nun auf die Zustände bei uns daheim. Sollte es wohl möglich und zweckentsprechend sein, den Versuch, wie er in Dänemark gemacht, auch bei uns zu wiederholen?

Auch bei uns ist bei den allermeisten, Frauen wie Männern, deren Gedanken über die persönlichen Interessen hinaus diese dunkle Seite des Großstadtlebens in Betracht ziehen, das Gefühl rege, daß die Reglementierung, so wie sie heute noch bei uns besteht, sich überlebt hat. Die Formel von der Notwendigkeit der Institution verfängt

nicht mehr, und seitdem man durch die genaue Kenntnis der Pathologie der betreffenden Krankheiten und durch die Erfahrung weiß, daß auch die Vorteile für die Volksgesundheit bei der jetzigen Form der Handhabung imaginär sind, also praktische Rücksichten nicht ins Gewicht fallen, dringt auch bei uns die Volkspsyche auf Änderung des Systems.

Da ist nun die Frage, auf welchem Wege diese Änderung des Systems gefunden wird, ob es sich um eine Verschärfung der bestehenden polizeilichen Vorschriften oder um einen völligen Systemwechsel handeln wird. Ich glaube letzteres; denn es ist eine alte Erfahrung, daß den Imponderabilien, die aus der Sphäre des Volksbewußtseins aufsteigen, auf die Länge auch das scheinbar sicher fundierte Gesetz nicht widerstehen kann.

Daß dieser Wechsel ganz im Sinn der Abolitionisten vor sich gehen wird, glaube ich nicht; dazu sind die Erfahrungen an andern Orten noch zu wenig erfreulich.

Ebenso wenig glaube ich, daß eine direkte Übertragung des Kopenhagener Systems sich ausführen ließe. Zum Teil aus äußeren Gründen. Sind die Schwierigkeiten für den recht komplizierten Apparat bei den immerhin noch übersichtlicheren Dimensionen Kopenhagens schon recht beträchtlich, so würde in der mehrfachen Millionenstadt die Maschine wohl versagen. Es dürfte unmöglich sein, den einzelnen, der sich der Aufsicht entziehen will, unter sanitärem Zwang zu behalten. Auch ist es wohl recht fraglich, ob die Ärzte bei allem Idealismus gewillt sind, sich Lasten und Verantwortlichkeiten von solcher Tragweite auflegen zu lassen. Es ist nicht jedermanns Sache, zu den Sorgen des Berufs auch noch die Funktionen des quasi staatlich verantwortlichen sanitären Sicherheitsbeamten zu übernehmen, zumal die Möglichkeit zweckentsprechender Durchführung unwahrscheinlich ist.

Aber wenn das dänische Gesetz auch nicht ohne weiteres auf unsere Verhältnisse anwendbar ist, so erscheint mir doch ganz sicher, daß die neue Formel zu finden ist auf einem Wege, der parallel liegt den Bestrebungen der deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Es sind so viel tüchtige Männer an der Arbeit mit warmem Herzen, hoher Intelligenz und reicher Erfahrung. Es muß gelingen, eine Form zu finden, die sowohl dem Gerechtigkeitsgefühl und Individualitätsprinzip Rechnung trägt, als auch unser Volk vor der physischen und ethischen Durchseuchung schützt.

Sehr schwierig ist diese Aufgabe, und es wird vielleicht noch eine Weile dauern, bis sie gelöst ist; wir müssen uns über den Verzug mit dem geringen Vorteil zu trösten suchen, daß wir inzwischen aus den Erfahrungen anderer Völker lernen.

Allein jedem, der ein Herz für das Volk und für die Jugend hat, wird es schwer, sich mit der Hoffnung auf Besserung der Zustände für eine entfernt liegende Zukunft zu begnügen; und die Eindrücke eines abendlichen Ganges, z. B. durch die Friedrichstraße oder durch eine gewisse Art von Cafés, erwecken die Frage, ob nicht auch schon jetzt, unter dem bestehenden Gesetz, etwas geschehen könnte, um das Straßenbild zu reinigen und die Jugend zu bewahren.

Eine Szene, die ich vor einiger Zeit in später Nachtstunde von meinem Fenster aus beobachtete, erscheint mir als passende Illustration. Aus einem benachbarten Biersaal traten zwei junge Leute in eifrigem Gespräch; im Begriff, sich zu trennen,

blieben sie unter meinem Fenster stehen in lebhafter Diskussion; es handelte sich wohl um ein berufliches Thema, das beider Interesse ganz in Anspruch nahm; Worte wie „Spannung der Dämpfe, Sicherheitsventil" schlugen an mein Ohr. Da kamen quer über die Straße zwei jener zierlichen Nachtvögel; die erste Annäherung fand keine Beachtung, ja, wie mir schien, energische Abweisung. Aber die Vögel waren nicht so leicht abgeschreckt, sie blieben in der Nähe, stetig umkreisten sie die beiden, zögernd, immer wieder dem Blick sich darbietend; das Gespräch wurde stockend, brach ab, und man fand sich und zog paarweise nach verschiedenen Richtungen!

Ich bin eine alte Frau, und unwillkürlich versetzte ich mich in die Seele der Mütter dieser beiden jungen Leute, die sicherlich ruhig ihres Weges gegangen wären, erfüllt von ernsthaften Gedanken, wenn sich ihnen nicht die Versuchung wieder und wieder in den Weg gestellt, sich ihnen nicht aufgedrungen hätte. Wer kann wissen, ob nicht in jener Stunde ein Lebensglück zerstört, ein Charakter gebrochen wurde? Und da sagte ich mir aus der Seele dieser Mütter heraus: fort mit der Provokation von der Straße! Und ganz dasselbe sagte ich mir, als mein hübsches blondes Dienstmädchen abends aufgeregt und halb weinend von einem Ausgang zurückkehrte; sie sei von einem unbekannten Mann angeredet und trotz ihres Schweigens verfolgt worden bis an die Haustür; als sie die Tür geöffnet habe und hineingeschlüpft sei, habe er den Fuß dazwischen gesetzt: „Ich habe aber so fest zugeschlagen, daß es ihm gehörig weh getan haben muß!" Auf meine Frage, weshalb sie sich nicht an einen Schutzmann gewendet: „Es war ja keiner da, und dann hätte er mir auch nicht geholfen!"

Also: fort mit der Provokation von der Straße, von welcher Seite sie auch kommen möge! Sie sollte nicht auf dem Wege anständiger Leute sich breit machen, unsere Straßen unsicher machen und Ärgernis geben dürfen.

Und da komme ich auf das dänische Gesetz zurück. Mir scheint, es wäre auch bei uns der Begriff der Landstreicherei und des öffentlichen Ärgernisses — denn es ist öffentliches Ärgernis — schärfer zu fassen, und es müßte dadurch gelingen, unserm abendlichen Straßenleben einen anständigeren und gesunderen Anstrich zu geben. Gewiß ist der Sicherheitsdienst auf der Straße schwierig, und es ist ja möglich, daß auch besonders geschulten, ruhigen und — gebildeteren Beamten ab und zu ein Mißgriff passieren könnte. Aber da kommt es doch sehr auf die Art und Weise des Verfahrens an, es braucht ja nicht jeder Ton gleich eine Beleidigung zu sein, und eine Feststellung der Persönlichkeit, die den Irrtum aufklärte, würde auch wohl von den rabiatesten Menschenrechtsverfechtern nicht als schlimme Beeinträchtigung empfunden werden. Natürlich müßten beide Geschlechter in gleichem Umfang für Störung der Ordnung verantwortlich sein. Es brauchte also die schärfere Straßenkontrolle, in diesem Sinne gehandhabt, gar nicht mehr als im Zusammenhang mit der Reglementierung gedacht zu werden.

Und noch ein Zweites: sehen wir uns einmal die Wohnungs- und Lebensverhältnisse der Durchschnitts-Prostituierten an.

Ich habe mich oft gefragt, weshalb die Sozialdemokratie, die doch so äußerst empfindlich ist gegen Schädigungen und Benachteiligungen, die ihre heranwachsende Jugend als Klasse treffen, nicht energisch Front macht gegen das Wohnen der

Prostituierten in den Arbeiterfamilien. Wir hören ja oft beklagen und lesen in den Parteiorganen bis zum Überdruß, daß der Proletarier nicht die Möglichkeit hat, seinen Kindern die Segnungen besserer Erziehung und weiterer Bildungsmöglichkeiten zu geben, ich kann mir aber nichts denken, wodurch — ganz abgesehen von der Möglichkeit physischer Infektion — das ethische Gefühl, die Charakterbildung der Kinder, Knaben wie Mädchen, mehr Schaden litte als durch die enge Berührung mit Frauen dieser Klasse und ihrem Anhang, die unvermeidlich ist, wenn die Aftermieterin dazu gehört. Wie gestalten sich denn die Verhältnisse innerhalb der beschränkten Wohnräume der Arbeiterfamilie? Die Wohnung besteht aus Stube, Kammer und Küche; der Aftermieterin wird die „gute Stube" eingeräumt, die Familie, Mann, Frau und Kinder, drängen sich in Kammer und Küche zusammen. Ganz abgesehen von den gesundheitlichen und moralischen Schädigungen der Raumbeschränkung bringen diese Verhältnisse es mit sich, daß den Kindern die Aftermieterin von vornherein als ein vom Geschick begünstigtes Wesen vorkommt, da sie das beste Zimmer hat, nicht arbeitet, in Putz und Lebenshaltung über dem ihnen Gewohnten steht; außerdem, wenn sie ihre Miete richtig bezahlt und sonst nicht gerade allzu auffällige Exzesse vorkommen, wird ihr in der Familie eine geachtete Stellung eingeräumt, namentlich, wenn sie, wie das bei der oberflächlichen Gutmütigkeit, dem Mangel an Einteilung und Voraussicht bei dieser Kategorie von Frauen häufig vorkommt, durch kleine Geschenke und in anderer Weise sich gefällig erzeigt und „etwas draufgehen läßt". Sie avanciert zur „Tante", schenkt etwa auch das Konfirmationskleid, wie ich in einem Fall erlebte, und wird zu Familienberatungen zugezogen. Kinder haben offene Augen, und was sie nicht selber sehen, wird ihnen durch die stets ungenierten Gespräche der Ihrigen klar. Mit dem 10. bis 12. Jahr sind unsere unter solchen Verhältnissen aufwachsenden Arbeiterkinder sämtlich Wissende.

Man dürfte das ja nicht beklagen, wenn das Wissen in diesem Fall ein Schutz sein könnte. Davon ist aber keine Rede, sondern das Gegenteil ist der Fall. Die moralischen Grenzen haben sich in dem Bewußtsein des Kindes verschoben, Recht und Unrecht wird nicht mehr unterschieden, Wille zur Arbeit, Widerstandsfähigkeit und ehrliches Streben sind erschüttert. Aus solchem Milieu tritt das Arbeiterkind ins selbständige Leben, soll als Fabrikarbeiterin, Dienstmädchen usw. ihr Brod erwerben, durch Arbeit und unter allerhand Beschränkungen, die auch unter der besten Herrschaft unvermeidlich sind, Beschränkungen, wie solche eben in jedem Arbeitsgebiet, auch dem der bürgerlichen Frau, vorhanden sind. Nun braucht nur eine Gelegenheitsursache dazu zu kommen, eine vorübergehende Arbeitslosigkeit, eine keifende Hausfrau oder eine allzuliebenswürdige „Bekanntschaft", und die schwachen inneren Schutzwehren, wo solche etwa noch vorhanden, brechen zusammen, und es wird der Weg betreten, von dem man kaum noch weiß, daß er ein ehrloser ist.

So gestaltet sich der Einfluß, den die Mieterin auf die Arbeiterfamilie und die heranwachsenden Kinder ausübt in solchen Fällen, wo es noch relativ ordentlich hergeht und das Krasseste wenigstens nicht in vollster Scheußlichkeit das Kinderauge beleidigt. Viel schlimmer steht es natürlich noch in jenen Fällen, wo das Trio: Roheit, Alkoholismus und Liederlichkeit jene Orgien bereitet, von denen die Frau der gesellschaftlich besser gestellten Klassen nur aus den jetzt Gott sei Dank schon etwas in den Hintergrund getretenen naturalistischen Romanen und gelegentlich aus Polizeiberichten weiß; da wird von vornherein in den kindlichen Gemütern jedem Ehr- und Rechts-

gefühl die Wurzel abgegraben. Und nicht allein, daß solche Kinder selbst von vornherein auf den Weg der Deklassierten gedrängt werden, — ein giftiger Infektionshauch geht von ihnen aus, der sich unter ihren Spielgefährten und in der Schule bemerkbar macht. Eine ganze Schulklasse kann durch ein einziges Kind vergiftet werden, das seine Wahrnehmungen aus der Häuslichkeit den Mitschülerinnen mitteilt. Und wo unreine Neugier in früher Kindheit erweckt ist, verliert auch die Schule ihre Macht; die ruhige Selbstverständlichkeit der Lehrenden bei Behandlung irgend eines Themas, das das sexuelle Gebiet streift, macht den Schaden nicht wieder gut. Übrigens fragt ein infiziertes Kind den Lehrer oder die Lehrerin nicht!

Nun ist ja wohl möglich, daß, wie bei kräftiger physischer Konstitution mancher Krankheitskeim überwunden wird, einige besonders gesund veranlagte Charaktere, wenn die späteren Lebensverhältnisse günstig sind, solche physischen Schädigungen überwinden; doch ist das Glückssache. Wie viele den schädigenden Einflüssen solcher in der Jugend empfangenen Eindrücke zum Opfer fallen, entzieht sich jeder Schätzung; sicherlich ist die Zahl nicht gering. Ebenso erklärlich ist, daß die unter solchem Milieu Erwachsenen später einen beträchtlichen Einschlag zur Kriminalität liefern.

Es scheint mir, daß die Arbeiterjugend unserer großen Städte ein Recht hat auf Schutz, den das Gesetz ihnen gewähren müßte, da die Einsicht der Eltern nicht dazu ausreicht. In den Verhandlungen der Berliner Kreissynode vom 15. Mai 1907 wurde ein von Pfarrer Hirsch gestellter Antrag einstimmig angenommen: „an das Königliche Polizei-Präsidium die Bitte zu richten, das Wohnen der Prostituierten in Familien mit Kindern unter 18 Jahren, beziehungsweise mit Schlafleuten, zu untersagen". Vielleicht wäre es richtig, statt Familie „Häuser" zu setzen, da Beobachtungs- und Infektionsbezirke weiter reichen als die enge Wohnung des Arbeiters, und eine Verantwortlichkeit des Hauswirtes oder Hausvorstandes vorzusehen.

Eine solche Vorschrift wäre leicht zu erlassen und auch ohne große Schwierigkeiten durchzuführen, solange das jetzige Gesetz besteht und es sich nur um die unter Reglementierung Stehenden handelt. Doch ist ja bekannt, daß diese eben nur einen geringen Bruchteil jener Entwurzelten bilden.

Vielleicht aber wäre es auch hier möglich, entsprechend der dänischen Auffassung, durch eine schärfere Fassung und Handhabung des Gesetzes, das öffentliches Ärgernis und Landstreicherei unter Strafe stellt, die heranwachsende Jugend wenigstens einigermaßen zu schützen.

Jedes Gesetz hat Maschen zum Durchschlüpfen, und das Ideal wird nicht erreicht. Doch aber könnte wohl durch Verfolgung dieser beiden Gesichtspunkte — Unterdrückung der Provokation auf der Straße und Regulierung der Wohnungsverhältnisse — auch unter dem bestehenden Gesetz ein Fortschritt erreicht werden zur Gesundung unseres stark gefährdeten Volkslebens, bis eine Formel gefunden wird, die sowohl „dem Rechte, das mit uns geboren," als auch dem Schutze der Allgemeinheit genügt!

Das dänische Gesetz „zur Entgegenwirkung der öffentlichen Unsittlichkeit und venerischen Ansteckung".

Nach autorisierter deutscher Übersetzung.[1])

§ 1. Die polizeiliche Reglementierung von Erwerb durch Unzucht ist aufgehoben. Gegen den, der solchen Erwerb betreibt, ist die Polizei berechtigt einzuschreiten, unter den Bedingungen und auf die Weise, die in dem Gesetz gegen Landstreicherei gilt. Doch soll die Vorschrift, die das Gesetz vom 3. März 1860 § 2 behandelt, nur nach vorausgegangenem Verweis erteilt werden.

(Landstreicherei wird mit Gefängnis bei Wasser und Brod von 2—6 × 5 Tagen; Gefängnis bei gewöhnlicher Gefangenkost von 12 Tagen bis 6 Monaten oder Zwangsarbeit von 12 Tagen bis zu 2 Jahren bestraft.)

§ 2. Wer auf solche Weise zur Unzucht auffordert oder einlädt, oder wer einen unsittlichen Lebenswandel so zur Schau trägt, daß dadurch das Schamgefühl verletzt, öffentliches Ärgernis gegeben oder Umwohnende belästigt werden, wird mit Gefängnis oder unter erschwerenden Umständen und im Wiederholungsfall mit Zwangsarbeit bestraft. Bei mildernden Umständen kann die Strafe mit Geldbuße abgemacht werden.

Derselben Strafe ist diejenige Weibsperson verfallen, die Unzucht als Erwerb betreibt, wenn sie eine erwachsene Mannsperson (Zuhälter) oder ein unmündiges Kind, das über 2 Jahre alt ist, bei sich im Hause hat, oder Besuch von Mannspersonen unter 18 Jahren zu unzüchtigen Zwecken empfängt.

Demjenigen gegenüber, der in besagter Sache weder vorbestraft ist, noch Verweis erhalten hat, kann an Stelle der Strafe ein von der Polizeiobrigkeit zu erteilender Verweis treten.

§ 3. Bordell zu halten ist verboten. Wer dieses Verbot übertritt, wird mit Verbesserungshaus (Strafarbeit in Einzelhaft von $^2/_3$—6 Jahren) oder Zwangsarbeit oder Gefängnis bestraft. Derselben Strafe verfällt, wer sich der Kuppelei schuldig macht.

Wer um Gewinnes willen Personen beiderlei Geschlechts zu seiner Wohnung Zutritt gewährt, behufs Ausübung von Unzucht, oder wer Zimmer nicht zu ständigem Aufenthalt, sondern um zu Unzucht Gelegenheit zu geben vermietet, oder wer Weibspersonen unter 18 Jahren, die Erwerb durch Unzucht suchen, in sein Haus aufnimmt, wird mit Gefängnis oder Zwangsarbeit bestraft. In Wiederholungsfällen kann die Strafe auf Strafarbeit bis zu 2 Jahren gesteigert werden.

Es ist verboten sich durch Bekanntmachungen, Aushängeschilde, Aussendung von Beschreibungen usw. an das Publikum oder an unbekannte oder unbestimmte Personen mit Anerbietungen von Verkaufsgegenständen, die dazu dienen, den Folgen des Geschlechtsverkehrs vorzubeugen, zu wenden. Übertretung hiervon wird nach den über Übertretung von Polizeibestimmungen geltenden Regeln behandelt und bestraft.

§ 4. Dieselbe Strafe, die in § 181 des allgemeinen bürgerlichen Strafgesetzes (§ 181: wenn jemand, der weiß und vermutet, daß er mit venerischer Ansteckung behaftet ist, mit einem andern Unzucht ausübt, ist Gefängnisstrafe oder unter erschwerenden Umständen Strafarbeit anzuwenden) — bestimmt ist kommt demjenigen gegenüber zur Anwendung, der unter in genanntem Paragraphen erwähnten Umständen mit seinem Ehegenossen leiblichen Umgang pflegt, wenn dieser dadurch angesteckt worden ist und vor Ablauf eines Jahres, nachdem er hiervon Kenntnis erhalten hat, Strafantrag stellt. Wer sich der Übertretung vorstehender Bestimmung schuldig macht, soll außerdem, falls Ansteckung stattgefunden hat, ohne daß der Angesteckte von der vorhandenen Ansteckungsgefahr gewußt hat, nicht allein pflichtig sein, dem Angesteckten die mit der Heilung verbundenen Kosten zu ersetzen, sondern auch für die durch die Krankheit verursachten Leiden und Verluste Ersatz zu leisten.

§ 5. Personen, die an Geschlechtskrankheit leiden, sind ohne Rücksicht darauf, ob sie selbst Mittel besitzen, ihre Heilung zu bezahlen oder nicht, berechtigt, sich auf öffentliche Rechnung kurieren zu lassen, gleichwie sie verpflichtet sind, sich einer solchen Kur zu unterwerfen, wenn sie nicht beweisen, sich einer gehörigen Behandlung eines Privatarztes unterzogen zu haben. Leben die erkrankten Personen unter Verhältnissen von solcher Beschaffenheit, daß einer Überführung der Krankheit auf andere Personen nicht

[1]) Wir haben uns nicht berechtigt gefühlt, einzelne Danismen zu ändern, da der Sinn ja überall klar ist. D. Red.

auf andere sichere Art und Weise, als durch ihre Entfernung vorgebeugt werden kann, oder halten sie die zur Vorbeugung der Ansteckung ihnen gegebenen Vorschriften nicht inne, so sind sie zur Kur in ein Krankenhaus zu überführen. Die Bestimmung hierüber wird nötigenfalls vom Amtmann oder Polizeidirektor unter Berufung zum Justizminister getroffen, und die Erfüllung der Verpflichtung kann durch Geldstrafen, die von genannten Obrigkeiten aufzuerlegen sind, und, wenn diese nichts fruchten, durch Abholung per Polizei erzwungen werden.

Wer feste Armenunterstützung genießt und an Geschlechtskrankheit leidend befunden wird, soll zur Kur in ein Krankenhaus gebracht werden.

§ 6. Sollte es während der Behandlung der Krankheit oder bei deren Abschluß mit Rücksicht auf Ansteckungsgefahr für notwendig erachtet werden, daß der Patient dauernd unter Beobachtung steht, soll der Arzt ihm auferlegen, sich entweder bei ihm zu bestimmten Zeitpunkten vorzustellen, oder ihm den schriftlichen Beweis zu liefern, daß seine Behandlung von einem andern autorisierten Arzt übernommen worden ist.

Hält der Betreffende diese Vorschriften nicht inne, oder will der Arzt ihn nicht länger behandeln, und er erbringt trotz Aufforderung keinen schriftlichen Beweis dafür, daß seine Behandlung von einem andern Arzt übernommen worden ist, so ist ohne Verzögerung dem betreffenden öffentlichen Arzt Bericht zu erstatten, und dieser hat darauf den Betreffenden aufzufordern, sich im Konsultationslokal einzufinden.

§ 7. Es liegt jedem Arzt, der jemand wegen Geschlechtskrankheit untersucht oder behandelt, ob, diesen auf die Ansteckungsgefahr der Krankheit und auf die rechtlichen Folgen, jemanden anzustecken oder der Gefahr der Ansteckung auszusetzen, aufmerksam zu machen, sowie den Betreffenden namentlich zu warnen in den Ehestand zu treten, so lange die Ansteckungsgefahr besteht. Vorgedruckte Scheine sind beim Stadtarzt zu erhalten.

§ 8. Jeder Arzt hat in den Wochenberichten an die betr. Stadt- und Distriktsärzte ausdrücklich zu bezeugen, daß er die Bestimmungen des vorigen Paragraphen eingehalten hat, sowie anzugeben, wie vielen Personen er die in § 6 besagten Vorschriften erteilt hat.

Übertretung der Bestimmungen in §§ 6 und 7 und dieses Paragraphen ersten Absatzes wird mit Geldbußen bis zu 200 Kronen bestraft. Wer dem betr. Arzt falschen Namen, Stellung oder Wohnung angibt, wird bestraft.

§ 9 beschäftigt sich mit der Ansteckungsgefahr die von einem syphilitischen Kinde ausgehen kann inbezug auf Amme und Pflegepersonal. Eigentümlich und recht rigorös erscheint folgende Bestimmung:

> „ein Kind wird für syphilitischverdächtig angesehen, auch wenn sich bei ihm keine Anzeichen davon vorfinden, wenn eins der Eltern sich vor weniger als 7 Jahren diese Krankheit zugezogen hat und seit seiner Geburt keine 3 Monate vergangen sind."

§ 10 stellt fest, daß ärztliche Untersuchung nur mit ausdrücklicher Einwilligung oder Gerichtsspruch stattfinden darf. In

§ 11 heißt es: Gezwungene Untersuchung ist, — wenn der Betreffende nicht ausdrücklich davon Abstand nimmt, — von einem Arzt seines eigenen Geschlechtes vorzunehmen, falls seine Herbeirufung keine bedeutende Verzögerung verursacht.

§ 12 stellt fest, daß es stets eine genügende Anzahl staatlich angestellter Ärzte für die ärmere Bevölkerung geben soll.

§ 13. In jedem einzelnen Fall, in dem der Arzt es hinsichtlich der Ansteckungsgefahr für notwendig erachtet, hat er unter Benutzung der dazu bestimmten vorgedruckten Scheine dem Betreffenden vorzuschreiben, sich zu näher bestimmten Zeiten vorzustellen.

Die Erfüllung dieser Vorschrift kann durch Geldstrafen erzwungen werden, die vom Polizeidirektor auferlegt werden, oder wenn diese nichts fruchten, durch Abholung durch die Polizei.

§ 14. Wer auf öffentliche Kosten zur Behandlung wegen Geschlechtskrankheit ins Krankenhaus gebracht ist, darf das Krankenhaus nicht verlassen, ehe er vom Arzt entlassen worden ist. Übertretungen werden mit Gefängnis von 20—30 Tagen bestraft.

§ 15 enthält für Hotels und Hauswirte das Verbot, Frauen die bereits nach § 2 vorbestraft sind, zur Unterhaltung und Bedienung von Gästen zu benutzen.

Die 3 letzten Paragraphen enthalten Verfügungen von mehr administrativer Bedeutung.

Der Peigling.

Novelle

von

Ilſe Franke.

Nachdruck verboten.

Aus den winkligen Häuſern der Altſtadt kroch ſchon die Dämmerung des Frühlingsabends. Aber der blaßblaue Himmel über den ſcharfgezeichneten Giebeln hielt den Glanz des ſchönen, heitren Tages noch feſt. Das Lampenlicht, das hie und da ſchon hinter den Gardinen brannte, blinzelte mit ſeinem nüchternen Gelb fremd und kalt in das weiche, geſtaltloſe Grau. Die kleinen, rötlichen Ahornwipfel ſchmiegten ſich an ihre ſtützenden Pfähle und regten ſich nicht mehr. Manchmal klang noch ein Vogellaut, verloren, wie aus dem Schlafe.

Gottfried Liebeskind, Chefredakteur des „Intelligenzblattes“, ſtand auf dem holprigen Straßenpflaſter der Speckſtraße, das noch dunkel und feucht glänzte von einer kurzen Huſche, die gegen Abend niedergerauſcht war, während der Himmel hinter den Gärten klar und goldig blieb. Er ſah mit leerem Blick auf die verſtaubten Auslagen in einem ſchmalen, dunklen Schaufenſter und ſeufzte von Zeit zu Zeit.

Auf der grünlichen Glasſcheibe, auf die Regentropfen und Staub ein feines Muſter gezeichnet hatten, ſtand in aufgelegten Goldbuchſtaben zu leſen:

„Schnitt-, Kurz- und Poſamentierwaren.
Inh. Frau Wilhelm Haſſelbach ſel. Wwe.“

Er ſtand ſchon lange hier, unruhig und unentſchloſſen, und ging mit ſeinen unregelmäßigen Schritten auf und ab, bis an die nächſte Haustür. Die ſtand offen. In einem engen Flur brannte eine Gasflamme, die ihn an eine goldne Lilie mit blauem Kelch erinnerte. Auf der Schwelle ſaß ein ſchwarzer Spitz, alt, verdrießlich, mit trüben Augen.

Gottfried Liebeskind fror an dieſem milden Abend. Daran war nicht nur das kalte Bad ſchuld und die naſſe Unterkleidung, die er noch nicht hatte wechſeln können. Ihn fror bis in die tiefſte Seele hinein; und das graugrüne Lodenrad, das er bei ſeinen verwegenen Hochtouren in den Tiroler Bergen getragen hatte, zog er ſich feſter um die Schultern. Am liebſten hätte er die Kapuze über den Kopf geſtülpt, wie ein Gnom, aber das hätte die kleine Stadt ihm doch gar zu übel genommen.

Im Anfang, als er aus den Sommerferien zurückgekehrt war, hatten die Straßenjungen hinter ihm hergeſchrieen: „Kiek, da kömmt der Butzemann!“ und: „Engeländer, Kaffeebrenner, Geldverſchwender!“ Da hatte er voll Zorn und Beſchämung das Rad in den Kleiderſchrank verbannt und tagelang nicht anſehen mögen, bis ſeine Stimmung umſchlug und ſein Grimm ſich gegen ſich ſelbſt richtete. Wie klein und erbärmlich war er doch, wie unfrei und von fremder Meinung abhängig. Nein, niemals würde er mit ſich ſelbſt fertig werden, wenn er ſich ſo leicht ins Bockshorn jagen ließ. Was ging der Spott der Straßenjungen ihn an. Sollte er nicht darüber erhaben ſein? Und er nahm das Rad aus der Tiefe des Schrankes und trug es mit einem Gefühl von Trotz und Märtyrermut, und als der Witz der guten Kleinſtädter ſich an ſeiner Hartnäckigkeit und krampfhaften Unbefangenheit abgeſtumpft hatte, fühlte er ſich als Sieger und war ausnahmsweiſe einmal mit ſich zufrieden.

Seitdem liebte er das Rad, obwohl es ſchon ein wenig verwittert und noch unſchein-

barer als im Anfang war. Es war ihm wie ein Symbol und hatte ihn gelehrt, in sich selber fest zu bleiben. Keiner sollte sich um ihn kümmern, keiner ihn aus seiner Einsamkeit herauszerren. Das Leben und die äußeren Dinge, alle Menschen und selbst die Kinder waren hart und verletzten ihn fortwährend, daß er immer wie wund umherging. Kein Zweifel, er war wie der Königsohn im Märchen, der eine Haut zu wenig hatte und sich an einem Dorn verblutete.

Wäre er doch gewesen wie die andern. Aber er war der jämmerlichste und verachtungswürdigste unter allen Menschen, denn er stand dem Leben wehrloser und fremder gegenüber als ein Kind.

Oft freilich vergaß er das ganz. Wenn er seine Arbeit hatte, wenn die Quellen seines Talents strömten und er staunend Wunder über Wunder an sich erlebte, dann versank alle Dunkelheit. Dann fühlte er Rausch und Seligkeit, so rein und so erhaben, wie die lebenstüchtigsten Menschen mit den groben Sinnen und den robusten Nerven sie nicht kannten; dann war er über seine elende Körperlichkeit und Willensgebundenheit weit, weit hinausgehoben. Dann übte er seine edle Rache an den Menschen, indem er ihnen für ihre Kälte die Schätze seiner Seele gab.

Aber das Erwachen aus diesen Seligkeiten und der Sturz in die Wirklichkeit war um so härter, je höher die Erhebung gewesen war. Und wenn das Leben mit seinen alltäglichen Forderungen, die jeder normale Mensch erfüllen konnte, ihn bedrängte, dann war er wieder der arme Wicht, der vor dem Einfachsten versagte. Seine Untüchtigkeit und die fruchtlose Kraftvergeudung lagen auf ihm wie eine Schuld, die ihn fast zermalmte.

„Abschütteln", dachte er. „Kämpfen! du grübelst zu viel. Das zerfrißt die Kraft zum Handeln und lähmt den Willen. Abhärten, den Glauben nicht verlieren, tapfer sein." —

Was an diesem Abend von ihm verlangt wurde, schien ihm schwerer als alles andre. Schwerer als die elenden Studentenjahre, durch die er sich mit Stundengeben, Hungern und Frieren an Leib und Seele durchgeschlagen hatte. Schwerer, als sein Leben hinzugeben, das er heute aufs Spiel gesetzt hatte, ohne zu zaudern.

Und doch war es eigentlich ein Nichts.

Er sollte in diesen kleinen, dunklen Laden gehen, zu dieser Frau Wilhelm Hasselbach sel. Wwe., die er niemals gesehen hatte, und ihr eine Botschaft überbringen. Er kannte viele, die das ohne Herzschmerzen getan hätten. —

Der armselige Kram hinter der Glasscheibe, die Nadeln und Kämme, die billigen Bänder und die bunten Sommerhüte mit den phantastisch grellen Blumen flößten ihm eine Art von mitleidigem Widerwillen ein, wie ein ästhetischer Mensch ihn gegen die naiven Offenbarungen eines sehr rohen Geschmacks empfindet. Aber natürlich mußte er etwas von dem Krempel kaufen. Er konnte nicht gleich mit der Tür ins Haus fallen mit seiner Botschaft. Er mußte diplomatisch sein, er, Gottfried Liebeskind, der wegen seiner plumpen Redlichkeit berüchtigt war. —

So lange er denken konnte, war es ihm eine Qual gewesen, in Läden zu gehen und Einkäufe zu machen. Er wählte immer, was er eigentlich scheußlich fand und ließ sich die ältesten Ladenhüter aufreden. Sobald er auf der Straße stand, bereute er es und nannte sich einen Esel, hatte aber selten den Mut, umzutauschen, weil die Verkäufer dann immer so kühl und beleidigt waren.

Natürlich lag das an ihm, das war ihm ganz klar. Jeder erfährt die Behandlung, die er teils nach seinem Wert, teils nach seiner Selbsteinschätzung verdient. Darin hat der Mensch einen untrüglichen Instinkt und einen unbestechlichen Gerechtigkeitssinn, sozusagen einen seelischen Geruch. Die Leute witterten, daß er den Namen Gottfried Liebeskind durchs Leben schleppte, diesen lächerlich weichlichen Namen, der wie Vergißmeinnicht in Milch gekocht war, und eine Atmosphäre von süßlicher Sentimentalität um sich verbreitete, und der Erinnerungen an altmodische Humoresken wachrief, mit traurigen Helden, wie er einer war. Ein Name ist Segen oder Fluch und steht in geheimnisvollen Beziehungen zum inneren Wesen seines Trägers. Seine Eltern selig waren wohl nur das Werkzeug höherer Mächte gewesen, als sie den unver-

zeihlichen Einfall hatten, ihn auf den frommen Namen Gottfried zu taufen. —

Plötzlich faßte Gottfried Liebeskind einen wirklich ernſten Entſchluß. Seine ernſten Entſchlüſſe waren immer plötzlich. Er überrumpelte gewiſſermaßen ſich ſelbſt. Er wandte ſich um, ſeufzte tief und trat zu ſeinem eigenen Erſtaunen über die ausgehöhlte Schwelle in den kleinen, dunklen Laden von Frau Wilhelm Haſſelbach ſel. Wwe. Ein eigentümlich dumpfer Geruch nach Kattun und Wolle ſchlug ihm entgegen, und es legte ſich wie ein Schleier über ſein Bewußtſein. Die heiſere Türglocke erhob ein aufgeregtes, kreiſchendes Gebimmel, das garnicht wieder enden wollte.

Da fragte endlich, nachdem die Glocke ſich etwas beruhigt hatte, eine fette Stimme aus der Dunkelheit, augenſcheinlich von oben her: „Is da auch woll wer?“

„Ja,“ ſagte Gottfried Liebeskind mit Herzklopfen und ermahnte ſich innerlich zur Ruhe. „Es ſcheint ſo,“ fügte er voll Galgenhumor hinzu.

„Wollten Sie auch was?“ fragte die fette Stimme wieder. Sie hatte etwas eigentümlich Körperliches, ruhig Behagliches und Unerſchütterliches.

„Ja,“ ſagte er leidlich unbefangen, „kaufen wollte ich was . . . zum Mitbringen.“

„Wollten Sie woll einen lüttchen Augenblick warten. Ich mache gleich Licht an.“

„Bitte.“

Gottfried Liebeskind hörte, daß ein Streichholz angezündet wurde, ein Lichtſchein fiel von oben her, ein Zylinder klirrte. Dann erſchien eine behäbige Frau mit einer Lampe ohne Glocke in der Hand. Der Lichtſchein beſtrahlte ein ſehr rundes, rotwangiges, blankes Geſicht mit kleinen, gutmütigen Augen. Sie ſtieg ſchwerfällig eine Art von Hühnerleiter herab, die unter ihrer Fülle bedenklich ächzte.

„Was ſoll's denn ſein?“ fragte ſie ruhig. „Womit kann ich dienen?“

Gottfried drehte die Handſchuhe um die Finger und rang nach Atem.

„Kann ich wohl haben, was man ſo von der Reiſe mitbringt . . . oder ſo ähnlich? Es kommt nicht ſo genau drauf an. Vielleicht ein — ja, ein Tintenfaß?“

„Tintenfäſſers?“ fragte Frau Haſſelbach. „Nein, die Branche führen wir momentan garnich. Aber, wenn es auch ein Nadelkiſſen ſein dürfte, oder ſo, das hätten wir ſchont eher.“

„Nadelkiſſen?“ Liebeskind lachte nervös. „Lieber nicht, gute Frau. Ich bin nicht abergläubiſch. Aber was mit Nadeln zuſammenhängt, daß zerſticht die Freundſchaft.“

„Ganz gewißlicherweiſe. Das is ja nu woll wahr“, ſagte Frau Haſſelbach. „Da kann man nich gegen an, obgleich Nadelns auch wieder ein nützlicher, ja, man kann ſagen, ein ſehr nützlicher Artikel ſind. Aber Tintenfäſſers führen wir momentan wirklich nich, da kann ich nich mit dienen.“

„Ein Paar nette Handſchuhe, das wäre auch was. Handſchuhe ſind immer praktiſch,“ ſagte Gottfried mit abweſendem Blick.

„Gewißlicherweiſe,“ Frau Haſſelbach nickte wohlwollend. „Beſonders als Geſchenk machen ſie was her. Da legt man ümmer Ehre und Achtung mit ein.“

Sie ſtand langſam auf und holte einen Kaſten mit einer wirren, vielfarbigen Maſſe.

Liebeskind fing an, in der Maſſe zu wühlen. Seine Hände zitterten.

„Ja, aber, die ſind ja alle einzeln und paſſen nicht zuſammen.“

„Ach, die ſind bloß momentan ein bißchen durcheinander gekommen. Da is nichts weiter bei. Es ſind woll auch welche zwiſchen, die zu'n ander hören.“

„Hier,“ rief Gottfried freudig und lebhaft, „hier iſt ein gelber und da noch einer. Die Farbe iſt ja ein bischen krall, aber ſie paſſen doch zuſammen. Der eine iſt nur ein ganzes kleines bißchen ſchmutzig.“

„Ach, das tut nichts. Da is mant bloß geſtern unſrerſeits auf getreten. Auf der Hand ſieht man das garnich, das trägt ſich auf. Aber ſo ein feines Geſchenk, das macht was her.“

„Ja,“ ſagte Liebeskind, und die Zähne ſchlugen ihm zuſammen. „Es iſt ſo kalt hier, liebe Frau.“

„Das kann ich nu momentan leider nich finden,“ ſagte Frau Haſſelbach höflich. „Das käme denn doch auf dem Geſchmack an. 18 Grad, nein, da kann un kann ich nu nichts Kaltes

bei finden, trotzdem daß das Fenſter den lieben, langen Tag ſperrangelweit offen geſtanden hat."

Sie wickelte die Handſchuhe in eine ausgeriſſene Heftſeite, die mit einer ſteifen Kinderhand bekritzelt war. Liebeskind fühlte ein Würgen in der Kehle.

„Fufzig Pfennje macht das, feſter Preis."

„Schön. Aber was ich noch ſagen wollte, liebe Frau, haben Sie auch Kinder?"

Seine Stimme klang ſanft und tonlos. Gott ſei Dank, er war einen Schritt weiter.

„Natürlich," ſagte die Frau, „Stücker dreie. Aber was es Liſabeth un er Ottchen is, die ſind alle zwei beide tot, all an die zwei un drei Jahre. Jetze is nur noch er Willi da."

Liebeskind nahm das Paket in ſeine kalten, zitternden Hände. Er konnte ſeine Taſchen nicht finden.

„So, Willi heißt er. Das freut mich. Er ſpielt wohl auf der Straße?"

„Nein, er Willi is zur Schule. Er hat Schönſchreiben. Aber er müßte nu ſchont lange zu Hauſe kommen, es is die hille Zeit. Der Kaffee is ſchont fertig inner Grube."

Gottfried ſetzte ſich auf den Rohrſtuhl, der vor dem Träſen ſtand.

„Haben Sie denn keine Angſt, daß dem Jungen mal was paſſiert? Daß er unter die Räder kommt, oder, oder — daß er ins Waſſer fällt und ertrinkt?"

Die Frau lachte behaglich auf, daß ihr mächtiger Buſen tanzte.

„Gott bewahre, da is er Willi viele zu helle zu. Der geht nich vonner Fußbank runter, wenn daß ein Wagen herkömmt, un bein Waſſer da ſieht er ſich ſchont vor."

„Meinen Sie?" Liebeskind ſeufzte und runzelte die Stirn.

„Gewißlicherweiſe. Unſer Willi, das is ein Klugen. Der will ma' Dokter werden, ſo ein offenen Kopf wie der hat. Inner Schule is er ümmer der Oberſt. Er geht inner Mittelſchule, un nächſte Oſtern ſoll er aufs Gymnaſihum. Wenn er erſt ma' Dokter is, denn verkaufe ich das Geſchäft un ſetze mir zur Ruhe als Rentjäre."

„So," ſagte Gottfried Liebeskind.

„Ja. Un ſehen Sie, auf ihne Willi habe ich ümmer die allergrößten Stücke aufgehalten. Was es Liſabeth un er Ottchen is, das waren ja auch ganz gute Kinder. Aber den Genie hat mant bloß er Willi, un ſo hängt er an einen. Ümmer „Mamma, Mamma", hinten un vorne. Man will doch auch was fürs Gemüt haben."

„Allerdings", ſagte Liebeskind und räuſperte ſich.

„Jetzt!" kommandierte er ſich, „jetzt mußt du's ſagen." Er fühlte ſeine Hände immer feuchter werden, Schwäche, faſt Übelkeit kam ihn an. „Feigling, elender, erbärmlicher, du mußt." „Nein!" das hatte er ganz laut hervorgeſtoßen. Das konnte er nicht. Dieſem armen Weibe ſagen, daß ſein Kind tot war. Dieſer Mutter ihr Letztes rauben, ihren Stolz, ihren Halt, ihr Glück. Dieſe ſichere, friedvolle Ruhe ſollte er zerſtören, ſtatt des behaglichen Lächelns ſollte er einen heißen Schmerzensausbruch hören, Tränen, Klagen und Jammer ſehen. Das konnte er nicht. —

Er hatte einmal in einem Vogelladen zwei kleine grüne Papageien in einem Bauer ſitzen ſehen, krank, traurig, mit ſtruppigem, farbloſen Gefieder. Einer drückte ſich faſt an die Stäbe mit keuchender Bruſt und offenem Schnabel. Sein Gefährte, der noch nicht ganz ſo krank ſchien, ſchmiegte ſich an ihn, wie tröſtend und wärmend, in zärtlicher, ſchützender Liebe. Da waren ihm die Augen naß geworden, denn aller Jammer der unerlöſten, leidenden Kreatur ſchrie zu ihm aus dieſen todgeweihten, kleinen Geſchöpfen. Er war davon geſtürzt, um dem Jammer, dem er nicht ſteuern konnte, zu entfliehen. Und er hatte ſich dabei mit allerlei Ehrennamen belegt, denn ſeine Gefühlsweichheit war ihm ein Gegenſtand tiefſter Verachtung, ein geheimes Schandmal, ein Pfahl im Fleiſch. Was war er? Ein altes Weib, ein Jammerlappen, ein erbärmlicher Schwächling. Er wollte nicht das Leben anklagen, daß es ſo hart ſei. Er klagte ſich ſelbſt an, daß er zu weich war.

Ein Mann tut, was im Augenblick getan werden muß. Alle perſönlichen Gefühle müſſen zurücktreten vor dem Notwendigen, und das war in dieſem Falle, daß er der armen Mutter ſagte, ihr Kind wäre tot, ertrunken in der Leine, hinter der Lohmühle.

Er hatte verſucht es zu retten und war ihm nachgeſprungen. Aber die Strömung

hatte es mitgeriſſen. Er mußte ſelbſt verzweifelt kämpfen. Und als er es ergreifen konnte, war es zu ſpät geweſen.

Das mußte er ſagen.

Gottfried Liebeskind ſtand plötzlich auf, legte ſein Geldſtück auf den Ladentiſch, ſagte ſanft „guten Abend“ und ging mit ſchweren Schritten zur Tür. Er hörte noch Frau Haſſelbachs behagliche Stimme ſagen: „Hadje wünſch ich auch. Bald wieder!“ Und dann erhob die Glocke wieder ihre kreiſchende Stimme wie ein zorniger Papagei, und noch lange gellte ihm das wilde Gebimmel in den Ohren. Klang es nicht wie:

„Feigling, Feigling, elender!“?

Als er auf der Straße ſtand, nahm er den Hut vom Kopfe und wiſchte ſich mit einem Tuche über die Stirn, die mit kalten Tropfen bedeckt war. Ihm war übel zu Mute. Schlechter hatte er ſich auch vor ſeinem letzten Examen nicht gefühlt. Er biß ſich in die Lippen, um einen körperlichen Schmerz zu ſpüren, der ſeine ſeeliſchen Qualen übertäuben ſollte.

Draußen hing nun die weiche, wallende Dämmerung wie ungeheure Schleierwolken in den Straßen. Der Himmel war immer noch hell. Es brannten ſchon viele Lichter. In der Villenvorſtadt war es ſehr ſtill geworden. In den Gärten wurden Raſen und Beete geſprengt, und manchmal traf ihn ein feiner Waſſerſtrahl aus einem Schlauch in das Geſicht. Die naſſe Erde duftete, das erfriſchte Grün atmete Kühle und Reinheit. Maikäfer und Fledermäuſe ſchwirrten. Irgendwo ſchlug eine Nachtigall, aber es mußte eine junge ſein, es klang noch ungeübt und ſuchend. Und junge, weiche Menſchenſtimmen, helle und dunkle, klangen aus einer Laube. Sie ſangen einen Kanon: „O wie wohl iſt mir am Abend.“

Endlich ſtand Gottfried Liebeskind vor dem kleinen Fachwerkhauſe am Fluſſe, wo die alte Frau wohnte, die den kleinen Willi Haſſelbach aufgenommen hatte.

Er trat durch den dunklen Flur in eine niedrige Stube. Auf einer Matratze auf der Erde lag das tote Kind. Über ſein Geſicht war ein weißes Tuch gedeckt. Das hatte ſich voll Feuchtigkeit geſogen, und die Linien eines Kindergeſichts zeichneten ſich darunter ab. Die Arme mit den braungebrannten, ſchmutzigen Händchen hingen ſtarr herab, und das Waſſer fiel in einzelnen, melancholiſchen Tropfen auf den Boden, auf dem ſich dunkle Lachen gebildet hatten.

An dem Tiſch, auf dem eine ärmliche Lampe brannte, ſaßen zwei Menſchen, der Arzt, der Gottfrieds Freund war und der dem Kinde nicht mehr hatte helfen können, und ſeine Schweſter Elsbeth, ein dunkelhaariges Mädchen mit einem klaren, lieblichen Geſicht, auf dem eine tiefe Erſchütterung und zugleich eine ſtille Tapferkeit ſtand. Sie waren beide ſchweigſam und gedrückt und ſtützten den Kopf in die Hände. Als Gottfried eintrat, hoben ſie die Augen, und das Mädchen fragte: „Nun?“

Liebeskind ſagte nichts. Er kniete nieder und ſtreichelte die naſſen, ſtarren Kinderhände. Er hätte ſie küſſen mögen, aber er hätte es vielleicht nicht einmal gewagt, wenn er allein geweſen wäre.

„Die arme Mutter,“ ſagte das Mädchen endlich. „Sie trägt es wohl ſehr ſchwer?“

„Garnichts trägt ſie,“ fuhr Gottfried auf, und ein Zug von Verachtung machte ſein Geſicht alt und häßlich.

„Denkt ihr, ich hätte es fertig gekriegt, dem armen Weibe den Star zu ſtechen? Wie ein Eſel habe ich vor ihr geſtanden und gedruckſt. Aber es ging nicht. Ihr habt euch einen ſchönen Helden als Boten ausgeſucht. Sollte man ſo einem Kerl, wie ich es bin, nicht einen Mühlſtein um den Hals hängen und ihn erſäufen?“

„Red' keinen Unſinn,“ ſagte der Arzt.

„Sie ſollen Herrn Liebeskind nicht ſo ſchlecht machen, das dulde ich nicht,“ ſagte das Mädchen und ſah ihn mit herzlichem Ernſt an, aber in ihren Augen war ein leiſes, gütiges Lächeln.

„Iſt das nicht die Wahrheit?“ ſchrie Gottfried Liebeskind. „Warum läuft nun ſolch ein Wicht wie ich noch herum, und ſo ein Kind, das klug und gut iſt, auf dem ſo viele Hoffnungen ruhen, warum muß das durch ein albernes Ungefähr zu Grunde gehen?“

„Wer hat denn ſein Leben in Gefahr gebracht um das Kind zu retten?“ ſagte ſie. „Wiſſen Sie das vielleicht, Herr Liebeskind?“

„Ach Unſinn,“ ſagte Gottfried und wurde rot wie ein ertappter Schuljunge. „Verzeihen

Sie, Fräulein Elsbeth, höflich bin nicht. Aber warum habe ich ihm auch nicht helfen können!"

Wie ein Schluchzen brach es aus seiner Brust. Aber er räusperte sich gleich danach und hustete ein wenig krampfhaft.

„Das nasse Zeug . . . seine Erkältung wird man wohl weghaben."

Es wurde wieder still. Er strich noch einmal mit scheuer Hand über das feuchte Tuch, hob es ein wenig und sah in das weiße Kindergesicht. Aber er ertrug es nicht lange, es tat ihm zu weh, und er deckte es wieder zu.

„Was wird nun?" fragte er dann. „Irgend etwas muß doch geschehen."

Er stand auf. Auch das Mädchen erhob sich.

„Wir wollen zusammen gehen und uns gegenseitig helfen," sagte sie. „Dann wird es schon gehen."

„Wollen Sie das, Fräulein Elsbeth?"

„Ja, gern."

Irgend etwas war in ihrem Gesicht, das ihren Worten einen besondren Sinn gab, etwas so Gütiges und Ermutigendes, daß er ihre beiden Hände ergriff und ihr mit leuchtender Freude in die Augen sah.

„Ja, wir wollen zusammen gehen und uns gegenseitig helfen. Und, Elsbeth, du verachtest mich nicht nach meiner — Heldentat?"

„Du guter, wunderlicher Mensch," sagte sie. „Ich liebe dein zartes, dein tapferes Herz. Durch den armen Jungen habe ich es kennen gelernt. Wir wollen es ihm danken."

Und ihre lebenswarmen Lippen, die das Glück geküßt hatte, legten sich dankbar auf die Stirn des toten Kindes.

Der Allgemeine deutsche Lehrerinnenverein in Mainz.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

In der Gestaltung seiner Generalversammlungen prägt sich immer deutlicher aus, daß der Allgemeine deutsche Lehrerinnenverein eine Aufgabe zu erfüllen hat, die weit über das Interesse der Standesvertretung hinaus weist. Und zwar nach zwei Richtungen hin, einer spezifisch pädagogischen und einer mehr allgemein kulturellen und sozialen.

Der Allgemeine deutsche Lehrerinnenverein vereinigt die Lehrerinnen aller Schulgattungen, aller Unterrichtsgebiete. Er bringt in ihren Vertreterinnen Volksschule und höhere Schule, die Gebiete der wissenschaftlichen, technischen, künstlerischen Bildung mit einander in Berührung. Diese Vereinigung war ursprünglich kaum etwas mit dem Bewußtsein ihrer ganzen Tragweite *Gewolltes*. Sie entsprach den Verhältnissen eines noch nicht durch Vorbildung und soziale Stellung, durch spezialisiertes Können in viele Unterkategorien klar zerspaltenen Standes. Sie entsprach auch der Tatsache, daß alle diese im Unterrichtswesen hier oder dort beschäftigten Frauen als *Frauen* gemeinsame Ziele zu erreichen, gemeinsame Widerstände zu besiegen hatten.

Heute ist die Differenzierung des Lehrerinnenstandes im Fluß. Die Zeit ist vorauszusehen, wo sie so durchaus durchgeführt sein wird, wie heute im Lehrerstand. Die Entwicklung des Lehrerstandes aus den doppelten Wurzeln einmal der alten Gelehrtenschule, dann aber der modernen, von ihr von vornherein ganz getrennten Volksschule, hat es mit sich gebracht, daß man von einer *deutschen Lehrerschaft*

als einer Einheit nicht reden kann. Das Standesgefühl der Lehrer heftet sich an die Schulgattungen, denen sie angehören: hier Gymnasiallehrer, da Volksschullehrer. Die Verschiedenheit der Bildung der Arbeitsfelder ist das Ausschlaggebende. Darüber kommt man nicht hinweg.

Längst hat man empfunden, daß darin ein Hemmnis, ein sehr schwerwiegendes Hemmnis für die Entwicklung der Schule lag. Die Schule — das ist, wenn man das erfaßt, was an diesem abstrakten Begriff das Lebendige und Wirkliche ist — die Lehrerschaft. Der Gedanke einer Einheitsschule bleibt ein Schatten, eine Abstraktion, und wenn noch so viele Tausende ihn theoretisch annehmen, so lange in der Lehrerschaft nicht die gemeinsamen Ziele einer nationalen Erziehung stärker empfunden werden als die besonderen Aufgaben einzelner Schulgattungen. Wer die „Einheitsschule" wünscht, muß vor allem die Lehrerschaft zu einer Einheit umschaffen. Wer die Ausbildung einer pädagogischen Wissenschaft will, die ihre Erfahrungen in der ganzen Breite erziehlicher Tätigkeit sammelt und alles verwertet, was in der Praxis erprobt ist, die wiederum auf alle Gebiete der Praxis gleichmäßig befruchtend zurückwirkt, der sorge vor allem für regen Austausch, viele und lebhafte Berührungen zwischen den Lehrern der verschiedenen Schulgattungen. Unendlich viel hängt heute, wo wir mehr und mehr von den im Unterrichtsstoff liegenden didaktischen Fragen zu den im Kinde liegenden psychologischen vordringen, von dieser Beseitigung der Schranken ab, die Volksschulpädagogik und Gymnasialpädagogik, die technische und wissenschaftliche Bildung willkürlich auseinander halten. Und diese Schranken sind nur zu beseitigen, wenn die Menschen einander kennen, und sich in ihren Anschauungen und ihrer Arbeit verstehen lernen.

Darin scheint mir nun die große pädagogische Aufgabe des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins zu liegen, daß er die glücklichen Umstände, die seine Organisation geschaffen haben, ausnutzt für die Befestigung dieser Einheitlichkeit der deutschen Lehrerinnenschaft. Gewiß ist das eine schwierige Aufgabe. Ohne gelegentliche Kämpfe an den Grenzen der einzelnen Interessensphären geht es nicht ab. Das haben uns die Mainzer Tage einmal wieder bewiesen.

Der Allgemeine deutsche Lehrerinnenverein hat die Schwierigkeit zu überwinden, in einer Zeit, wo die äußere Interessenvertretung der Lehrerinnen die Zusammenfassung nach Fachgruppen — im engeren Sinne des Wortes — fordert, diese Einheit als das Höhere, Wichtigere, Umfassendere festzuhalten und auszubauen. Dieses Problem sucht er zu lösen, indem er in seinen Sektionen den Lehrerinnen der einzelnen Schulgattungen Gelegenheit gibt, ihre besonderen Angelegenheiten zu besprechen, zugleich aber das Schwergewicht seiner Tagungen in die gemeinsamen Sitzungen legt.

Im Vordergrund der gemeinsamen Verhandlungen stand das Verbandsthema: „Die Möglichkeit einer Schulorganisation nach Fähigkeitsklassen." Frl. Zentmayer, die an dem Mannheimer, nach diesem Prinzip eingerichteten Schulsystem unterrichtet, hatte das Referat, Frl. Wendling, die Leiterin einer städtischen Mädchenmittelschule in Mülhausen i. E. das Korreferat. Leider kam es in der Diskussion nicht zu einer ganz scharfen und präzisen Erörterung des Für und Wider, trotzdem sie sich an die beiden leitenden Gedanken der Referate leicht hätte anschließen lassen, nämlich erstens an die Frage: ist eine Gruppierung der Schüler nach Begabungen psychologisch gerechtfertigt, und zweitens: ist die Errichtung von Fähigkeitsklassen organisatorisch und schultechnisch möglich? Im ganzen aber wurde doch erkennbar, daß nach Ansicht

der Versammlung das Mannheimer System zwar in mancher Hinsicht des Ausbaues und der Modifikation bedürftig, doch aber ein wertvolles organisatorisches Mittel sei, um die Individualisierung im Unterricht zu erleichtern.

Eine wichtige Aufgabe der Sozialpädagogik umfaßte auch der Antrag des Vorstandes, der Allgemeine deutsche Lehrerinnenverein wolle die Frage obligatorischer Schulspeisungen bedürftiger Kinder bearbeiten und eine Zentrale zu diesem Zweck begründen. Die Anregung zu diesem Antrag, der mit allgemeiner Zustimmung besprochen und angenommen wurde, war von der Schrift „Schule und Brot" von Helene Simon ausgegangen. In der in Berlin begründeten Zentrale werden Volksschullehrerinnen und Lehrerinnen höherer Schulen zusammen arbeiten, ein Beweis, wie es innerhalb des Vereins gelingt, gemeinsame Interessen zu schaffen, auch wo es sich scheinbar um Spezialgebiete einzelner Schulgattungen handelt.

Das zweite umfassende Thema der Verhandlungen, das ich selbst zu besprechen hatte, war die Frage der Lehrerinnenbildung insbesondere in ihrer Beeinflussung durch die Pläne zur Reform der höheren Mädchenschule. Es war, als das Thema auf die Tagesordnung gesetzt war, vorausgesehen, daß die Pläne der preußischen Regierung vorher erscheinen würden. Wenn das auch nicht geschehen war, so boten doch einerseits die Mitteilungen des Ministers im Abgeordnetenhaus eine einigermaßen sichere Grundlage, andrerseits hatte der Allgemeine deutsche Lehrerinnenverein die Frage der Lehrerinnenbildung schon so eingehend erörtert, daß es auch hier mehr auf eine spezialisierte Formulierung bereits feststehender prinzipieller Forderungen ankam. So wurden die aufgestellten Leitsätze nach sehr lebhafter Diskussion ziemlich allgemein angenommen — mit Ausnahme des Satzes, der die Verbindung der sog. Frauenschule mit dem Lehrerinnenseminar betraf. Ich halte diese Verbindung für nicht unbedingt zu verurteilen, vorausgesetzt, daß sich die mit allem Hospitantenwesen verbundenen Mißstände vermeiden lassen, und daß die didaktische Fachbildung der Lehrerinnen von dieser Verbindung unberührt bleibt. In der Versammlung dagegen glaubte man nicht an die Unvermeidbarkeit dieser Mißstände und sah in der Verbindung der beiden Anstalten eine Beinträchtigung des Fachcharakters und der Disziplin der Lehrerinnenbildung. Es wurde deshalb annähernd einstimmig die Resolution gefaßt: „Die Verbindung der Frauenschule mit der Lehrerinnenbildung ist entschieden abzulehnen."

Eine Aufgabe der äußeren Interessenvertretung stellte dem Verein ein Antrag der Berliner Musikgruppe, der Allgemeine deutsche Lehrerinnenverein möge der Ausgestaltung der Invalidenversicherung für die Privatlehrerinnen sein Interesse zuwenden. Es wurde eine Kommission eingesetzt, die in Verbindung mit den übrigen Organisationen weiblicher Privatbeamten und im Anschluß an die augenblicklich eingeleiteten Verhandlungen über eine allgemeine Einbeziehung der Privatbeamten in die Reichsversicherung dafür wirken soll, daß die Invalidenversicherung besser als bisher den Bedürfnissen und der sozialen Stellung der Privatlehrerinnen entspricht.

Von den Verhandlungen der Sektionen nahmen diesmal die der endgültig zu konstituierenden Sektion der Volksschullehrerinnen den größten Raum ein. Es schien, als ob der Ausschuß zur Begründung eines selbständigen Verbandes der Volksschullehrerinnen, nachdem seine Bemühungen an dem Widerstand aller Landesverbände und nahezu sämtlicher Zweigvereine des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins gescheitert waren, unter Führung von Frl. Lischnewska nun wenigstens das Zustandekommen der Sektion auf alle Weise erschweren wollte — wie das ja weiter keine Kunst ist, wenn

man über die nötige Rücksichtslosigkeit in der Ausnutzung der parlamentarischen Freiheit verfügt. Wenn die Gründung der Sektion schließlich doch im wesentlichen in der vom provisorischen Vorstand vorgesehenen Form zustande kam, so ist das gewiß ein gutes Zeichen dafür, daß die große Selbständigkeit der Sektionen im Allgemeinen deutschen Lehrerinnenverein auf der festen und unerschütterlichen Grundlage eines starken Zugehörigkeitsgefühls zum Ganzen wohl bestehen kann. Ein noch besseres Zeichen dafür aber ist die sachliche Übereinstimmung, die sich auch bei Gegnern findet, sobald es sich um die wesentlichen Fragen der Schule handelt. Angesichts dieser sachlichen Übereinstimmung, die in der Volksschulsektion bei der Behandlung des Hauptthemas „die Einheitsschule" zutage trat, erscheinen die Machtkämpfe um die Organisation doppelt kleinlich und bedeutungslos.

Die Sektion für höhere Schulen, der der Verband akademisch gebildeter Lehrerinnen angegliedert ist, erörterte in der geschäftlichen Sitzung vor allem die Resultate einer Erhebung über die Privatschulfrage. Der Versuch, eine Statistik über die Verhältnisse der Privatschule zu veranstalten, war, wie erwartet werden konnte, nur unvollkommen gelungen. Um so dringender aber erscheint natürlich für die Sektion die Aufgabe, diese Verhältnisse — die der Öffentlichkeit gewiß vielfach mit gutem Grund vorenthalten werden — weiter zu untersuchen. Ein sehr zeitgemäßes Thema behandelte die Sektion in einer öffentlichen Abendversammlung, in der Frl. Hilger, die Leiterin einer städtischen höheren Mädchenschule in Kreuznach, über die Frage sprach: Wie erzieht die höhere Mädchenschule ihre Schülerinnen zu sozialer Gesinnung?

In dieser Betonung des sozialen Momentes, das im Allgemeinen deutschen Lehrerinnenverein sehr viel stärker hervortritt als etwa im Verein für das höhere Mädchenschulwesen, scheint mir jene zweite große Aufgabe des Vereins zu liegen, von der im Anfang die Rede war. Der Allgemeine deutsche Lehrerinnenverein wird, gerade weil er ein Verein von Frauen ist, und weil er mit im Zeichen einer Bewegung steht, die der Frau neue und weitere soziale Pflichten auferlegen will, die soziale Seite aller Unterrichts- und Erziehungsfragen besonders lebhaft empfinden und energisch betonen. In die Pädagogik der höheren Mädchenschule trägt er damit eine neue Note, ein bisher dort wenig beachtetes modernes Element hinein.

Auch in den Verhandlungen der Musiksektion und der Sektion für technische Fächer kam der Gedanke zur Geltung, daß allem Fachunterricht die gleichen allgemeinen erziehlichen Probleme zugrunde liegen, und daß deshalb die Lehrerin überall neben ihrer spezifischen Fachausbildung über die gleiche allgemeine psychologische und pädagogische Vorbildung verfügen muß. Dieser Gedanke hat wohl vor allem das Verbandsthema der Musiksektion angeregt: Welche Mittel stehen der Musiklehrerin zu ihrer pädagogischen Weiterbildung zu Gebote? Dieser Gedanke wurde auch in der Sektion für technische Fächer sowohl in dem Referat über die Reform des Handarbeitsunterrichtes wie auch in dem über die Lage des Zeichenlehrerinnenstandes mehrfach formuliert.

So ist die Mainzer Tagung — betrachtet unter dem Gesichtswinkel dieser fruchtbaren und weittragenden Aufgaben der Vereinheitlichung und Zusammenfassung der Lehrerinnenschaft als einer Vorbedingung der Vereinheitlichung der Schule und der Pädagogik — wohl ein Erfolg und ein Fortschritt, den hoffentlich die Weiterführung aller in Mainz neu aufgenommenen Aufgaben während der nächsten Jahre sichern und befestigen wird.

Die Reform der Strafgesetzgebung.

Ein Überblick.

Von

Amtsrichter Dr. Thiesing.

Nachdruck verboten.

Vor nahezu einem Jahrhundert, als die sogenannte historische Schule der deutschen Rechtswissenschaft in ihrer Blüte stand, erhob der Heidelberger Professor und Rechtsgelehrte Thibaut in einer berühmten Schrift über „die Notwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuchs" mit Lebhaftigkeit die Forderung eines einheitlichen, das ganze deutsche Volk umfassenden bürgerlichen Rechts. Ihm trat sofort der glänzende Bannerträger der historischen Schule, Friedrich Karl v. Savigny, entgegen. Getreu dem Grundgedanken dieser Schule, wonach das Recht ein Produkt der Geschichte, ein Ausdruck des Volksgeistes ist, wandte er sich, wenn er auch vorwiegend seiner Zeit den Beruf zu gesetzgeberischer Tätigkeit absprach, mit Nachdruck gegen die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit von Kodifikationen überhaupt, da sie nur die Verbindung mit der Vergangenheit abbrächen und daher schädlich wirkten. — Wie sehr sich seither die Zeiten und mit ihnen die Anschauungen geändert haben, ist auch dem Laien ohne weiteres klar. Die Errichtung des Deutschen Reiches, mit der eine zentrale Gesetzgebungsgewalt geschaffen war, gab einen mächtigen Impuls zur Fortentwicklung und nationalen Vereinheitlichung des deutschen Rechts auf gesetzgeberischem Wege. Ja, es wird nicht selten der Vorwurf laut, daß unsere Zeit die Wirkungskraft gesetzlicher Vorschriften überschätze und daher nur zu leicht geneigt sei, zur Bekämpfung und Heilung aller möglichen Schäden „die Klinke der Gesetzgebung" zur Hand zu nehmen, was zu einer manchmal überhasteten, oft überflüssigen, ja direkt schädlichen Gelegenheitsgesetzmacherei führe. Ein berechtigter Kern steckt gewiß in diesem Vorwurf, allein man vergegenwärtige sich, welch' tiefgreifende Umwälzung unser gesamtes politisches, wirtschaftliches und gesellschaftliches Leben in den letzten Jahrzehnten erfahren hat, und man wird begreifen, daß diese tatsächliche Neugestaltung der Dinge auch vielfach eine rechtliche nach sich ziehen muß. Daß hierbei Unzulänglichkeiten und Mißgriffe mit unterlaufen, ist um so weniger verwunderlich, wenn man bedenkt, daß wir in einer Epoche stark ausgeprägter Klassengegensätze und scharfer Klassenkämpfe leben und daß die Mitglieder des einen gesetzgebenden Faktors, der Volksvertretung, sich zum Teil mehr als Mandatare miteinander im Streite liegender wirtschaftlicher Interessentengruppen, denn als Vertreter eines ganzen Volks fühlen.

Gleichwohl hat die heutige Zeit durch das große Kulturwerk des Bürgerlichen Gesetzbuchs mit seinen zahlreichen Neben- und Ausführungsgesetzen den Befähigungsnachweis zur Lösung bedeutender gesetzgeberischer Aufgaben erbracht. Seitdem mit seiner Verabschiedung die langersehnte Rechtseinheit auf dem Gebiete des Zivilrechts errungen und damit auf lange Jahre hinaus eine gesunde und lebenskräftige Basis für den privaten Rechtsverkehr geschaffen ist, sind die Kräfte frei geworden für eine neue und gewaltige Aufgabe, die allmählich mehr und mehr in den Vordergrund gerückt ist. Der weitesten Kreise hat sich die Empfindung bemächtigt, daß unsere Strafgesetzgebung den Bedürfnissen der modernen Zeit nicht mehr genügt. Das Strafgesetzbuch, bei dessen Schaffung es vor allem darauf ankam, als festen Kitt für die zuerst im Norddeutschen Bunde und dann im neuen Reiche gewonnene politische Einigung möglichst rasch die

Einheitlichkeit des für das sittliche Empfinden einer Nation so wichtigen Strafrechts herbeizuführen, stand von vornherein unter dem Vorbehalt einer demnächstigen Revision. Von Jahr zu Jahr haben sich seine Fehler und Lücken mehr und mehr fühlbar gemacht. Man griff zu dem Aushilfsmittel, besondere Spezialgesetze strafrechtlichen Inhalts zu erlassen, deren Fülle, es gibt zurzeit etwa 130, abgesehen von ihrer mangelhaften technischen und wissenschaftlichen Durchbildung, eine derartige Unklarheit über das, was der Staat unter Strafe stellt, mit sich gebracht hat, daß nicht einmal die Juristen in dieser verwickelten Materie mit genügender Sicherheit Bescheid wissen. Mit Recht betont der Strafrechtslehrer v. Liszt, daß dieser Zustand, wonach das Strafrecht zum größeren Teile eine nur wenigen Eingeweihten bekannte Geheimlehre darstelle, ein Ende nehmen müsse, da der einzelne Staatsbürger, an den die Strafdrohung sich wendet, verlangen könne, die Rechtssätze, die er bei Strafe befolgen solle, auch zu kennen.

Abgesehen von diesem mehr technisch-formalen Mangel ist unser Strafrecht auch inhaltlich unzulänglich. Es ist veraltet und entspricht weder den heutigen ethischen und Rechtsanschauungen, noch leistet es in ausreichendem Maße Hilfe im Kampfe gegen das Verbrechen, erfüllt also seinen Zweck der Aufrechterhaltung der Rechtsordnung gegen rechtswidrige Angriffe nur unvollkommen. Dies liegt vor allem in der Umgestaltung unserer ganzen Verhältnisse. Die moderne wirtschaftliche Entwicklung, die den Wert und die Bedeutung vieler Rechtsgüter völlig verschoben und neue schutzwürdige Interessen geschaffen oder in den Vordergrund gerückt hat, ist auch von größtem Einfluß auf die Art und Gestaltung des Verbrechens gewesen. Vielfach hat es sich den modernen Lebensformen angepaßt und unter Benutzung der Errungenschaften in Technik und Verkehr einen anderen Charakter angenommen. Ein berufsmäßiges Verbrechertum großen Stils mit weit verzweigten, sogar internationalen Organisationen ist entstanden, das sich hauptsächlich auf dem Gebiete der Vermögensdelikte, des Diebstahls und Betruges, betätigt. Dabei kennt unser Strafgesetzbuch, von der Verwertung der Gewerbsmäßigkeit als eines Qualifikationsmomentes bei einigen wenigen Delikten abgesehen, ein Berufsverbrechertum überhaupt nicht. Aber auch im übrigen wird es den Anforderungen der Zeit nicht gerecht, ich erinnere nur an die strafrechtliche Behandlung der Jugendlichen und der vermindert Zurechnungsfähigen.

Nicht minder, wie das materielle Strafrecht, hat das formelle, der Strafprozeß, eine gründliche Reformierung nötig. Die Strafprozeßordnung, die mit dem Gerichtsverfassungsgesetz und der Zivilprozeß- und Konkursordnung im Jahre 1879 in Kraft trat, ist wohl das schwächste dieser Reichsjustizgesetze. Ihre Mängel sind um so drückender, als es sich hier um das Verfahren handelt, in welchem Schuld oder Nichtschuld des Angeklagten festgestellt wird, die Strafgewalt des Staates also das materielle Strafrecht im konkreten Fall zur Anwendung bringt. Ist hier nicht für genügenden Schutz des Angeklagten gesorgt, herrscht hier ein Formalismus, der das Verfahren schleppend und schwerfällig macht und der die materielle Wahrheit ersticken kann, so fällt dies noch schwerer ins Gewicht, als die Unzulänglichkeit des materiellen Strafrechts selbst.

Die Schwierigkeiten, die sich einer fundamentalen Neugestaltung des gesamten Strafrechts entgegenstellen, sind natürlich ganz ungeheuer. Sie liegen einmal in der Kompliziertheit der Materie an sich, ferner darin, daß in ganz anderem Maße, wie auf dem mehr neutralen Gebiete des bürgerlichen Rechts, politische Gesichtspunkte sich Geltung zu verschaffen suchen — dies besonders im Strafprozeß — und schließlich darin, daß sich innerhalb der Strafrechtswissenschaft zwei einander gegenüberstehende Schulen gebildet haben, deren Gegensätzlichkeit in einer verschiedenen wissenschaftlichen Grundanschauung wurzelt. Während die Anhänger der sogenannten klassischen Richtung in erster Linie die verbrecherische Tat berücksichtigen und die Strafe als eine Vergeltung auffassen, betrachtet die moderne Schule die Persönlichkeit des Verbrechers, seine mehr oder weniger antisoziale Gesinnung, seine Gefährlichkeit, als maßgebend und will hiernach die Strafe als Zweckstrafe gestalten, um den Täter zu bessern oder unschädlich zu machen. So tiefgehend diese wissenschaftlichen Gegensätze auch sind, so muß und

wird doch die zukünftige Strafgesetzgebung sich als ein Kompromiß beider Richtungen darstellen. Daß es bei der Reform zwischen zähem Festhalten am Alten und allzu stürmischem Vorwärtsdrängen die rechte Mitte zu halten gilt, diese Überzeugung hat denn auch nach und nach die meisten Vertreter beider Schulen durchdrungen. Zu einer Verständigung über die Grundzüge im Wege beiderseitigen Nachgebens sind bereits erfolgverheißende Schritte getan. Besonderes Verdienst um die Annäherung der beiden kriminalpolitischen Standpunkte hat sich der Deutsche Juristentag erworben. Im Jahre 1902 hat er beschlossen, sich durch Vorarbeiten an der Revision zu beteiligen. Und zwar sollen Leitsätze über diejenigen Fragen gewonnen werden, die nach ihrer zentralen Stellung oder prinzipiellen Bedeutung die wesentlichen Probleme der Strafrechtsreform darstellen. Als solche hat er vor allem bezeichnet: die strafrechtliche Behandlung der Jugendlichen, der geistig Minderwertigen, des Rückfalls sowie des gewohnheits- und gewerbsmäßigen Verbrechertums, die richterliche Strafzumessung, das Strafmittelsystem einschließlich der Besserungs- und Schutzmaßregeln, den Strafvollzug und die Strafausschließungsgründe.

In der Tat sind hiermit diejenigen Punkte herausgegriffen, die für die Strafgesetzgebung von grundlegender Bedeutung sind. Es handelt sich hier durchweg um Fragen aus dem sogenannten allgemeinen Teil des Strafrechts, deren Regelung dem Ganzen seinen Stempel aufdrückt und die auch zugleich für das Volksempfinden sich als der wesentliche Kern der Reform darstellen. Gewiß gibt es daneben auch noch viele für das öffentliche Rechtsbewußtsein wichtige Probleme nicht nur des allgemeinen, sondern auch des besonderen Teils, der es mit den strafrechtlichen Tatbeständen, d. h. den einzelnen Deliktstypen, zu tun hat. Ich erinnere nur an die Eidesverbrechen, die Religionsvergehen, den Zweikampf, die Roheits- und Sittlichkeitsdelikte, die Majestätsbeleidigung, über die bekanntlich auf direkte Initiative des Kaisers augenblicklich ein Gesetzentwurf in Vorbereitung ist, der eine Verminderung solcher, das monarchische Bewußtsein oft schädigender Prozesse herbeizuführen bestimmt ist. Allein gegenüber jenen Problemen sind sie doch von sekundärer Bedeutung, zumal in den jetzigen Anfangsstadien der Reformarbeit und vor allem für ein Laienpublikum. Welch eine Riesenmasse von Arbeit zu bewältigen ist, wenn es an die Einzelarbeit, an die technisch-juristische Ausarbeitung eines Gesetzentwurfes geht, davon kann sich der Laie ohnehin keine Vorstellung machen. Mit welcher Gründlichkeit die Reichsregierung zu verfahren gedenkt, geht daraus hervor, daß im Auftrag des Reichsjustizamts eine Kommission der angesehensten Strafrechtslehrer damit befaßt ist, eine vergleichende Darstellung aller in Betracht kommenden strafrechtlichen Materien des deutschen und ausländischen Rechts unter kritischer Würdigung des Ergebnisses und unter Formulierung von Vorschlägen für die Reform abzufassen. Eine Reihe von Bänden, die sich auf den besonderen Teil des Strafrechts beziehen, ist bereits erschienen und die Arbeit schreitet rüstig fort. Unter Benutzung dieses Rohmaterials — denn die Strafrechtswissenschaft ist in gewissem Sinne international und die ausländische Gesetzgebung kann nicht unbeachtet bleiben — sind bereits die ersten Vorarbeiten für die Aufstellung eines vorläufigen Gesetzentwurfs von einer Kommission in Angriff genommen. Jedoch werden noch lange Jahre vergehen, ehe wir unter einem neuen Strafgesetzbuch leben. Und nichts ist verkehrter als das Drängen der Presse auf schleunige Vorlegung eines fertigen Entwurfs. Dies zeugt nur von einer vollständigen Unkenntnis der einschlägigen Verhältnisse.

Anders steht es mit dem Strafprozeß. Hier sind Reformen bereits seit längerem betrieben, und schon im Jahre 1894 verdichteten sich die Bestrebungen zu einer dem Reichstag gemachten Regierungsvorlage. Sie scheiterten an unüberwindlichen Differenzen zwischen Regierung und Reichstag. Es folgten dann ebenfalls ergebnislose Anträge aus der Mitte des Hauses, bis auf einen Beschluß vom 19. April 1902 die Reichsregierung die Zusage einer umfassenden Revision erteilte. Zur Erfüllung dieser Zusage wurde denn auch eine Kommission zur Durchberatung der in Betracht kommenden Gesichtspunkte einberufen, die in den Jahren 1903 bis 1905 mit Unterbrechungen tagte. Das Ergebnis, das übrigens keineswegs den Charakter eines bestimmt formu-

lierten Gesetzentwurfs haben sollte, ist im Druck der Öffentlichkeit unterbreitet. Die Kritik hat sich eingehend damit beschäftigt, und nachdem es längere Zeit davon still gewesen war, hat nunmehr die Thronrede bei Eröffnung des neuen Reichstags die Fortsetzung der Arbeiten angekündigt, und bei der Beratung des Justizetats hat der Staatssekretär die eifrigen Dränger auf die übernächste Session vertröstet. Demnach werden wir voraussichtlich eine neue Strafprozeßordnung und eine entsprechende Abänderung der Gerichtsverfassung in nicht zu ferner Zukunft zu erwarten haben. An sich ist diese Vorwegnahme nicht unbedenklich. Denn der Strafprozeß dient nur der Verwirklichung des Strafrechts und ist deshalb ihm gegenüber sozusagen ein sekundäres Gebilde, das jenes zur Voraussetzung hat. Allein diese Bedenken sind offenbar vor der Erwägung zurückgetreten, daß die Strafprozeßreform eben schon spruchreif ist und deshalb nicht bis zu der weitausstehenden Erledigung der Strafrechtsreform zurückgestellt werden soll.

Die Beschlüsse der Kommission sehen eine sehr tiefgreifende Umwälzung vor, insbesondere in der Gestaltung der Strafgerichte. Sie werden aber, wie aus bekannt gewordenen Äußerungen der verbündeten Regierungen und insbesondere einer Erklärung des Staatssekretärs des Reichsjustizamts bei der letzten Etatsberatung hervorgeht, nicht in diesem Umfange dem Gesetzentwurf zu Grunde gelegt. Vor allem sollen nicht, wie die Kommission vorschlug, die Schwurgerichte beseitigt werden. Vom praktisch-politischen Standpunkt aus kann die Reichsregierung in der Tat einen Entwurf ohne Schwurgerichte nicht vorlegen. Ein solcher würde niemals vom Reichstag angenommen werden. Abgesehen von den radikalen Parteien, die selbstverständlich aus rein politischen Gründen das Schwurgericht, „diese freiheitliche Errungenschaft", nicht preisgeben würden, gehört dieser Institution das Herz des Volkes. Es erblickt in ihr ein Palladium seines Rechts, die wichtigste und augenfälligste Gelegenheit zu aktiver Teilnahme an der Rechtspflege, ein äußerlich sichtbares Zeichen der Anerkennung seiner Mündigkeit. Diese Imponderabilien sind so stark, daß sie alle sachlichen Momente, die eine Abschaffung der Schwurgerichte als sehr wünschenswert erscheinen lassen, überwiegen. Denn die Erhaltung und Stärkung des Vertrauens in die Handhabung der Rechtspflege bilden ebensosehr das Fundament der Staaten, wie die Gerechtigkeit selbst. Und deshalb ist auch die Laienmitwirkung, wenigstens in der Strafrechtspflege, nicht zu entbehren, ja sie wird m. E. vor allem hierdurch gerechtfertigt. Interesse und Verständnis weiterer Kreise an den Dingen des Rechtslebens werden dadurch geweckt und gefördert. Der Nutzen liegt also vornehmlich auf Seiten der Laien und der Allgemeinheit. Ob der Einfluß des Laienelements auf den Berufsrichter wirklich ein derartiger ist, wie es als Dogma gilt, ist mir zweifelhaft. Wer jahrelang als Vorsitzender des Schöffengerichts diese Dinge in der täglichen Praxis kennen gelernt und die Laienrichter bei der Urteilsfindung beobachtet hat, wird darin leicht skeptisch urteilen. Und jedenfalls ist es eine unbewiesene Behauptung, daß die Berufsrichter durchschnittlich weltfremd und von abstrakter und formalistischer Denkungsart seien, dem „mitten im Leben stehenden" Laien dagegen nichts Menschliches fremd sei. Der Durchschnittslaie wird bestenfalls in den Verhältnissen seiner Lebens-, Geschäfts- und Gesellschaftssphäre Bescheid wissen, die Anschauungen, die Interessen, das Milieu anderer Schichten kennt er nicht. Je enger also der Kreis ist, in dem er sich bewegt, desto mehr ist er sogar in dem, was sein Vorzug sein soll, dem Berufsrichter unterlegen. Denn dieser kommt eben durch seinen Beruf täglich mit **allen** Schichten der Bevölkerung in die engste Berührung. Man tut immer so, als ob der Berufsrichter in die Stille seines Studierzimmers gebannt seine Weisheit aus verstaubten Akten schöpfe, während er doch gerade im breiten Strom des Lebens steht. Und dann ist der Berufsrichter, abgesehen von seiner Rechtskenntnis und seiner technischen Schulung, seiner Losgelöstheit von wirtschaftlichen Interesseneinflüssen in **einem** dem Laien unter allen Umständen überlegen: er hat die Gewohnheit der Unterordnung unter das Gesetz. Dies ist, wie Jhering sagt, das Notwendigste für den Richter: der Gehorsam gegen das Gesetz, das gleiche Maß für den Schurken und Ehrenmann, das Verschließen des Ohrs gegen die Klagen der Armen und Elenden und den Jammer von Weib und Kind, denen

der Richterspruch den Gatten und Vater rauben soll. Den guten Menschen in sich zu unterdrücken, ist die schwerste Prüfung, die der Dienst der Gerechtigkeit mit sich bringt. Und dieser Aufgabe ist der Neuling schwerlich gewachsen.

Wenn nun auch die Kommission die Schwurgerichte beseitigt wissen wollte, so hatte sie andererseits die Heranziehung von Laien zum Richteramt in noch größerem Umfang als bisher befürwortet. Und zwar sollten kleine, mittlere und große Schöffengerichte gebildet werden. Der Unterschied zwischen Schwurgericht und Schöffengericht besteht darin, daß in ersterem die Laien allein die Schuldfrage zu entscheiden haben, bei der Beratung sich also führerlos selbst überlassen bleiben und daher — ganz zu schweigen von Irrtümern sachlicher Art — nicht selten einem an sozialer Stellung oder besonderer Intelligenz sie überragenden Mitgeschworenen blind folgen, so daß tatsächlich das Schicksal des Angeklagten oft in der Hand eines einzelnen ruht. Bei den Schöffengerichten dagegen bilden Juristen und Laien ein Kollegium. Diese Form des Zusammenwirkens ist selbstverständlich die richtige, und die Befürchtung, daß die Juristen kraft ihrer dialektischen Schulung stets den Ausschlag geben würden, wird dadurch beseitigt, daß die Laien ein zahlenmäßiges Übergewicht erhalten. Daß, von den Schwurgerichten und der Aburteilung bloßer Übertretungen durch den Amtsrichter allein abgesehen, alle übrigen Gerichte als Schöffengerichte ausgestaltet werden, scheint sicher, wenngleich die Preußische Justizverwaltung der Ansicht ist, es ständen nicht genug geeignete Laien zur Verfügung. Wenn man aber auch die Arbeiter mehr als bisher heranzieht und Diäten zahlt, so wird es wahrscheinlich gehen. Daran, daß man auch die Frauen heranzieht, ist bei dem jetzigen Stande der Anschauungen in den maßgebenden Kreisen natürlich noch nicht zu denken. Ich verweise nur auf den Kampf um das aktive und passive Wahlrecht der Frauen zu den Kaufmannsgerichten vor drei Jahren.

Von weiteren Reformen wird zweifellos die Einführung der Berufung gegen alle erstinstanzlichen Urteile (mit Ausnahme der schwurgerichtlichen) kommen und vermutlich eine Umgestaltung der Voruntersuchung in der Richtung einer größeren Sicherung des Angeschuldigten, sowie eine Beschränkung der Untersuchungshaft, ferner eine Einschränkung des Legalitätsprinzips, wonach der Staatsanwalt anklagen muß, zugunsten des Opportunitätsprinzips, das ein Einschreiten beim Mangel eines öffentlichen Interesses zu unterlassen gestattet, und eine erweiterte Zulassung der Privatklage, ferner eine Verminderung der Eide und dergl. Daß die Einführung von besonderen Gerichtshöfen für Jugendliche, wie sie in Amerika erfolgreich wirken sollen, ins Auge gefaßt ist, möchte ich bezweifeln, da die strafrechtliche Behandlung Jugendlicher im übrigen dem Strafgesetzbuch vorbehalten bleibt. Hier zeigt sich schon das Mißliche der Vorwegnahme der Strafprozeßreform. Jedoch werden Besonderheiten in der prozessualen Behandlung der Jugendlichen wohl in größerem Umfang als bisher aufgestellt werden. — Bemerken will ich noch, daß die deutsche Landesgruppe der internationalen kriminalistischen Vereinigung, in der sich die Vertreter der modernen Richtung vorwiegend finden, von sich aus eine Kommission zur selbständigen Feststellung der Grundlagen für eine Reform mit Unterkommissionen gebildet hat, von denen die eine sich mit der Stellung der Jugendlichen im Strafverfahren befassen soll.

Wie schon erwähnt, ist die Frage der Jugendlichen auch im materiellen Strafrecht einer der wichtigsten Punkte. Seit langen Jahren ist das Problem der gefährdeten, verwahrlosten und verbrecherischen Jugend nicht mehr von der Tagesordnung der öffentlichen Diskussion verschwunden. Eins muß aber dabei immer wieder betont werden: man hüte sich vor einer Überschätzung der Leistungsfähigkeit des Strafrechts. Bei Bekämpfung der Kriminalität der Jugendlichen ist aller Nachdruck auf die Anwendung vorbeugender Maßregeln zu legen. Mangelhafte Erziehung, körperliche und sittliche Verwahrlosung sind die Quellen des Verbrechertums. Der Staat muß daher, wozu der erste Schritt im Fürsorgeerziehungsgesetz bereits geschehen ist, in die Lage versetzt werden, nicht erst beim Vorliegen einer Gesetzesübertretung, sondern möglichst frühzeitig durch erzieherische Maßnahmen einzugreifen. Daneben ist die strafrechtliche Behandlung des bereits kriminell gewordenen Jugendlichen erheblich abzuändern. Die

im Jahre 1904 vom deutschen Juristentag angenommenen Thesen dürften der Neuregelung zugrunde zu legen sein. Zunächst ist die Grenze der völligen Strafunmündigkeit, die jetzt durch das zwölfte Lebensjahr gebildet wird, auf das vollendete vierzehnte Jahr heraufzurücken. Denn einmal ist eine kriminelle Bestrafung von Kindern unter 14 Jahren ungerecht, da sie durchschnittlich noch nicht diejenige sittliche Reife besitzen, die zu einem vollen Verständnis für die Tragweite einer Auflehnung gegen die Rechtsordnung mit ihren schweren Folgen notwendige Voraussetzung ist. Andererseits ist das Einschreiten der staatlichen Strafgewalt in diesem Alter auch unzweckmäßig. Bei geringfügigen Verfehlungen genügt die Schulzucht, bei schwereren das Eintreten der staatlichen Erziehungsgewalt, insbesondere im Wege des Fürsorgeerziehungsverfahrens, während gerichtliches Strafverfahren und gar der Vollzug von Freiheitsstrafen äußerst schädlich sind. Sie stören den Schulbetrieb, wirken auf die Mitschüler durch Erregung der Sensationslust, von pharisäischem Hochmut und dergl. ungünstig ein und bringen dem Übeltäter selbst moralisch, geistig und körperlich schwere Nachteile. Die besser veranlagten Kinder werden von dem Gefühl der Schande zu Boden gedrückt, werden verschüchtert und verstockt, die schlimmen fühlen sich als Helden, prahlen mit ihren Taten und üben schlechten Einfluß auf die Kameraden. Auch sind Kinder unter 14 Jahren völlig ungeeignete Objekte für die Strafverbüßung im Gefängnis. Mangel an Bewegung, Gefängniskost schaden dem Körper, Furcht in der Einsamkeit der Zelle dem Gemüt. Und manches verwahrloste Geschöpf empfindet den Aufenthalt in den warmen Räumen, wo es satt zu essen und keine Prügel bekommt, eher als Wohltat denn als ein Übel.

Übrigens kommt es auch heute schon meist nicht zur Vollstreckung der erkannten Freiheitsstrafen, da im Verwaltungswege Strafaufschub mit Aussicht auf späteren Straferlaß bewilligt wird. Dies Institut der sogenannten bedingten Begnadigung, das in den meisten Bundesstaaten (in Preußen seit 1895) besteht, hat sich sehr bewährt. In den ersten 10 Jahren ist in 97 219 Fällen davon Gebrauch gemacht, von denen 61 314 endgültig erledigt sind und zwar 46 407 durch Begnadigung, und nur 13 347 durch nachträgliche Vollstreckung und 1560 durch Tod, Flucht usw.[1]) Im Durchschnitt der letzten 6 Jahre sind sogar 80,3 % günstig verlaufen. Der bedingte Strafaufschub kommt in erster Linie den zu einer 6 Monate nicht übersteigenden Freiheitsstrafe verurteilten, noch nicht vorbestraften Jugendlichen, (d. h. noch nicht 18jährigen), ausnahmsweise auch Erwachsenen zu Gute. Es wird ihnen eine Bewährungsfrist bis zu 3 Jahren gesetzt. Legen sie während dieser Probezeit ein zufriedenstellendes Gesamtverhalten an den Tag, so werden sie begnadigt. Ist zugleich die Fürsorgeerziehung ausgesprochen, so soll der Strafaufschub stets erfolgen.

Diese Maßregel wird bei der Reform *gesetzlich* festzulegen sein für die Altersgruppe von 14—18 Jahren, die, wie jetzt die 12—18jährigen, relativ strafmündig sind. Ihre Verantwortlichkeit soll aber nicht, wie jetzt, davon abhängig sein, ob der betreffende Täter intellektuell fähig war, die Strafbarkeit seiner Handlung zu erkennen, sondern ob seine Gesamtentwicklung soweit ausgereift war, daß er die Tat sittlich zu würdigen vermochte. Nur wenn er über das normale Maß sittlicher Bildung verfügt, kann Verurteilung erfolgen, da nur dann der Zweck der Strafe erreicht werden kann. Auf Freiheitsstrafe soll nur erkannt werden, wo Verweis und Geldstrafe, die gesetzlich weiter auszugestalten sind, der Schwere der Tat nicht entsprechen. Denn es ist zu berücksichtigen, daß der Jugendliche weniger gefestigt und dem Einfluß augenblicklicher Reize gegenüber weniger widerstandsfähig ist. Kurzzeitige Freiheitsstrafen sind zu vermeiden, da sie nach alter Erfahrung schädlich wirken, indem sie den Jugendlichen abstumpfen oder durch Berührung mit verkommenen Elementen völlig verderben. Der bisherige Milderungsgrund des jugendlichen Alters für die Bemessung der Freiheitsstrafen ist daher zu beseitigen. Anstatt und neben der Strafe soll auch der Strafrichter die Fürsorgeerziehung anordnen können. Auch soll die Staatsanwaltschaft nicht, wie jetzt, zur Erhebung der Anklage verpflichtet sein, sondern statt dessen das Einschreiten

[1]) Im Jahre 1906 sind noch 19 026 neue Fälle hinzugekommen.

des Vormundschaftsgerichts veranlassen dürfen. Als weitere strafprozessuale Reformen kommen in Frage: möglichst prompte Justiz gegenüber Jugendlichen, also Beschleunigung des Verfahrens, Stellung eines „notwendigen" Verteidigers, Ausschluß der Öffentlichkeit, einerseits um die Gefühle des noch nicht so verdorbenen Jugendlichen zu schonen, auch keine Berichte in die Presse dringen zu lassen, andrerseits um den schlimmen Burschen sich nicht in dem Nimbus einer wichtigen Rolle sonnen zu lassen. Jedoch sind Eltern, Vormund, Erzieher, Lehrer, Dienst- und Lehrherr, der Geistliche zuzulassen und geeignetenfalls als Auskunftspersonen zur Gewinnung eines Urteils über die geistige und sittliche Reife zu vernehmen, auch hat ein entsprechend vorgebildeter Arzt zur Prüfung der Zurechnungsfähigkeit mitzuwirken. Kommt es zur Vollstreckung einer Freiheitsstrafe, so hat sie in besonders eingerichteten Anstalten zu geschehen, in denen neben dem Ernst der Strafe die geistige, sittliche und körperliche Erziehung zu ihrem Rechte kommt. Für die zur Entlassung Gelangten ist eine staatliche Fürsorge einzurichten. Ist doch — und nicht nur bei Jugendlichen, sondern bei allen entlassenen Gefangenen — der Rückfall in der ersten Zeit besonders leicht, bis sie wieder in geordnete Verhältnisse zurückgekehrt und festen Fuß gefaßt haben.

Neben den Jugendlichen bilden die geistig Minderwertigen die Sorge der modernen Kriminalistik. Während unser geltendes Strafrecht nur den Gegensatz von Zurechnungsfähigen (Geistesgesunden) und Unzurechnungsfähigen (Geisteskranken) und damit nur die Alternative einer Bestrafung nach der Strenge des Gesetzes oder Freisprechung kennt, hat die moderne Psychiatrie den Beweis erbracht, daß es eine Menge von Zwischenstufen gibt, die man als geistige Minderwertigkeit bezeichnet. Es ist dies ein chronisch krankhafter Zustand, der entweder das Verständnis für die Strafwürdigkeit des strafbaren Handelns oder die Widerstandskraft dagegen herabsetzt, wobei der Intellekt unversehrt sein kann. Hierher gehören z. B. Epileptiker, Alkoholiker, Hysterische, Neurastheniker, Schwachsinnige leichteren Grades und dergl. Ihre Zurechnungsfähigkeit besteht und damit auch ihre Verantwortlichkeit, sodaß die Voraussetzung der Strafe gegeben ist, allein ihre Inferiorität muß berücksichtigt werden. Dies soll einmal durch die Verhängung einer milderen Strafe, andererseits durch die Einrichtung des Strafvollzugs geschehen, der unter individueller Berücksichtigung des krankhaften Zustandes, eventuell in einer staatlichen Sicherungsanstalt erfolgen soll. Von der bedingten Begnadigung soll möglichst Gebrauch gemacht werden, da die Furcht vor der Realisierung des Urteils starke Hemmungsvorstellungen gegen den Anreiz zu neuen Straftaten einzuschalten geeignet ist. Gemeingefährliche Minderwertige müssen auch nach Vollzug der Strafe zur Sicherung der Gesellschaft in geeigneten Anstalten verwahrt werden, während nicht gemeingefährliche unter Gesundheitsaufsicht zu stellen sind, nachdem in einem besonderen Verfahren die Notwendigkeit dieser Maßregeln festgestellt ist. Der Psychiater wird hier ein gewichtiges Wort mitzusprechen haben. Aber auch für den Richter ist ein Fonds von kriminalpsychologischer Bildung notwendig, den sich aber nur der Berufsrichter erwerben kann. Daß die Laienrichter, zumal aus den mittleren und unteren Ständen für psychologische und psychopathologische Gesichtspunkte nicht zu haben sind, hat neuerdings der Psychiater Aschaffenburg auf Grund reicher Erfahrungen beklagt. Nach ihm ist die Stellung des geistig Kranken vor den Geschworenen sehr viel schlechter, als vor dem Berufsrichter, bei dem das Verständnis in psychiatrischen Dingen nach und nach besser zu werden verspricht, während man bei den Laien stets mit dem völligen Fehlen auch der notwendigsten Vorkenntnisse zu rechnen haben wird. Nebenbei bemerkt gilt das auch von der Bewertung der Zeugenaussagen, deren Psychologie (ihre Bedingungen und Fehlerquellen) in den letzten Jahren bekanntlich zum Gegenstand eines eingehenden Studiums gemacht ist.

Als dritte Gruppe von Sorgenkindern schließt sich den Jugendlichen und Minderwertigen das gewerbs- und gewohnheitsmäßige Verbrechertum an. Rekrutieren sich doch aus jenen die Gewohnheitsverbrecher zum nicht geringen Teil. Insoweit ein solcher als minderwertig erkannt wird, finden auf ihn dieselben Grundsätze Anwendung. Aber auch sonst ist er einer besonderen Behandlung zu unterwerfen, da die Erfahrungen, vor allem die Rückfallsstatistik, die Unzulänglichkeit des geltenden Rechts klar ans Licht

gestellt haben. Die berufsmäßigen Verbrecher, die Taschendiebe, die Hochstapler, die internationalen Eisenbahn- und Bankräuber, die Hoteldiebe, die Einbrecher, die Hehler und Wucherer sind die der Gesellschaft gefährlichsten Schädlinge. Gegen sie sind demnach schärfere Maßregeln geboten, ebenso wie gegen diejenigen Typen, die sich zwar nicht, wie der gewerbsmäßige Verbrecher, durch die Begehung von Verbrechen eine Einnahmequelle erschließen wollen, die aber aus einer in ihrem Charakter wurzelnden Neigung wieder und wieder kriminell werden (Gewohnheitsmäßige). Als wichtigstes Erkennungszeichen der Gewohnheits- und Gewerbsmäßigkeit dient der Rückfall, d. h. die wiederholte Verurteilung wegen desselben oder ähnlich gearteter Delikte. Allein ihm kommt nur eine symptomatische Bedeutung zu, sodaß das Vorhandensein von Vorstrafen nicht die unumgängliche Voraussetzung zur Feststellung der Gewohnheitsmäßigkeit bildet, diese vielmehr auch aus anderen Umständen, aus dem ganzen Vorleben des Täters erschlossen werden kann. Die Reaktion gegen die gewerbs- und gewohnheitsmäßige Begehung von Verbrechen derselben oder verschiedenen Art hat in der Form zu geschehen, daß sie als ein allgemeiner Verschärfungsgrund aufzunehmen ist. Ein Kardinalpunkt ist es aber, wie die Strafdauer des Gewohnheitsverbrechers bemessen werden soll. Da er die Freiheit doch wieder nur zum Kampfe gegen die Gesellschaft benutzt, so erscheint es als ein Gebot der Selbsterhaltung, ihn für immer unschädlich zu machen, während nach dem jetzigen System das Gericht — von den wenigen mit lebenslänglichem Zuchthaus bedrohten Verbrechen abgesehen — von vorneherein auf eine Strafe von bestimmter Zeitdauer erkennen muß. Die moderne kriminalistische Richtung hält diese Art der Straffestsetzung überhaupt — nicht nur bei Gewohnheitsverbrechern — für unhaltbar. Sie meint, daß dem Richter vom Gesetz, das in den meisten Fällen für die einzelnen Deliktsarten sehr weit gespannte Strafrahmen aufgestellt hat, z. B. beim einfachen Diebstahl zwischen 1 Tag bis zu 5 Jahren Gefängnis, eine unlösbare Aufgabe aufgebürdet sei. Denn es sei für ihn unmöglich, zwischen Schuld und Strafe, wie es der Vergeltungsgedanke erfordere, die zutreffende Gleichung zu finden. Richtig sei es allein, die verbrecherische Gesinnung für die Ausmessung der Strafe maßgebend sein zu lassen. Dem Richter fehle es aber an einer genaueren Kenntnis dieser Gesinnung. Deshalb solle er nur auf eine nach der Art und der oberen und unteren Zeitgrenze bestimmte Strafe erkennen, während die definitive Bestimmung in die Hände eines sogenannten Strafvollzugsamts gelegt werden solle. Diese aus Untersuchungsrichter, Strafvollstreckungsbeamten und ehrenamtlichen Vertrauensmännern gebildete Kommission solle die Dauer der Strafe von der während der Verbüßung erforschten Individualität des Verurteilten und des Maßes seiner antisozialen Gesinnung (Gefährlichkeit) abhängig machen. So bedenklich dies als allgemeiner Grundsatz ist, so ist doch seine Anwendung auf den als gemeingefährlich und rückfällig erwiesenen Gewohnheitsverbrecher nicht zu beanstanden. Und so haben denn auch die Anhänger der klassischen Strafrechtswissenschaft ihn in dieser Beschränkung acceptiert. Im übrigen müßte der Strafvollzug derart geregelt werden, daß neben dem Strafzweck auch das Ziel einer Entwöhnung von der verbrecherischen Gewohnheit und einer Gewöhnung an eine die Rechtsgüter achtende Lebensführung, sowie einer Vorbereitung für die Rückkehr in die Freiheit verfolgt würde. Er würde deshalb progressiv zu gestalten sein, d. h. die Vollstreckung würde in einer der Individualität des Einzelnen angepaßten Weise allmählich und stufenweise von der strengsten Einzelhaft zu immer milderen, den gewohnten Lebensbedingungen sich annähernden Formen übergehen müssen.

Dies in großen Umrissen diejenigen Punkte, die bei der kommenden Revision eine besondere Bedeutung beanspruchen und von deren Regelung das Urteil über den Wert oder Unwert des Geschaffenen sehr wesentlich abhängen wird.

Über die Grazie des deutschen Kindes.

Von

Minna Radrziwill.

Nachdruck verboten.

Im Aprilheft dieser Zeitschrift schreibt Anna Plehn über die Grazie der deutschen Frau. Sie sagt im Hinblick auf die modernen Bemühungen zur Erziehung von Anmut: „Es wird doch ein Zweifel erlaubt sein, ob alle die Anstalten, die jetzt gemacht werden, die erhoffte Wirkung hervorbringen.“ Und ich glaube, soweit sich diese Anstalten auf die Frau erstrecken, ist dieser Zweifel berechtigt. Nehmen wir als Beispiel das Büchlein: „Schönheit der Frauengestalt“ von Margarete Zepler. Daß uns ein solches Büchlein unter diesem Titel angeboten werden kann, bedeutet eigentlich, daß die Auffassung von der Schönheit der Frau auf einem recht niedrigen Niveau steht. Kann man wirklich durch wenige Übungen, die man ausführt, ehe man in die Modetoilette steigt, Schönheit erringen? Dann wäre Schönheit wieder ein aufgeklebtes Ornament, das sich mit der laufenden Nummer des Modejournals auf- und umarbeiten läßt. Was wir aber suchen, ist, wie auch Anna Plehn sagt, Harmonie im Sinne Schillers, die Harmonie der Seele und des Körpers. Diese kann erst ganz langsam ein Gut des Volkes werden und muß durch ernstes, ehrliches Streben gewonnen werden. Alle die modernen Versuche sind ein Tasten und Suchen nach jenem Ziel. Aber vieles darin scheint mir unklar oder falsch. Meinen Augen scheint das Wesentlichste und Wichtigste bei dem Wandern nach jenem Ziel die Erziehung zu sein, die Erziehung von Anbeginn an. Haben wir unsern Kindern Schönheit erhalten und entwickelt nach den Maßen ihrer natürlichen Gaben, erst dann werden wir beim Reifen dieser Kinder von der Schönheit der Frau als einem Allgemeingut sprechen können.

Als Lehrerin, als Erzieherin, deren ganz besonderes Interesse der Leibeserziehung gilt, möchte ich im Anschluß an die Ausführungen von Anna Plehn einige Worte über die Schönheit und Grazie des Kindes sagen. Man glaubte, unsern Kindern Anmut, Grazie und Schönheit beibringen zu können. Tanz- und Turnstunde mußten dafür herhalten. In Walzer und Menuett, in Elfen- und Winzerreigen bewunderten zärtliche Elternblicke die anerzogene Schönheit der Kinder. Was verstanden wir da unter Schönheit?

Bewundern wir die Schönheit einer Blume, eines Baumes, eines Tieres, dann wollen wir die gesunde, kräftige Entwicklung der natürlichen Anlagen und Fähigkeiten sehen. Nicht die Blume, die vom Draht des Gärtners aufrecht erhalten wird, erscheint uns schön, sondern die kräftig entwickelte. Nicht die Seidenpapierhüllen machen die Schönheit des Topfgewächses aus, sondern die Blüten und Blätter und Zweige. Wir bewundern die Schönheit irgend eines vollendeten Rassepferdes; die rote Purpurdecke darf es schmücken. Aber wird durch eben diesen selben Schmuck der müde Klepper schön? Nein. Und damit will ich nur sagen, Schönheit läßt sich nicht künstlich aufsetzen, sie kann nichts anderes sein als die gesunde Entwicklung und Pflege des von der Natur Gewollten. Und eben diese Natur will bei den Kindern eine liebliche, leicht bewegliche Schönheit im Gegensatz zur ernsteren Schönheit der reifen Menschen. Dieffenbach in seinem Kinderfries, Per und Fidus in den Tänzen und Naturkindern haben sie uns gezeichnet. Und wir tasten und suchen und sehnen uns danach. Denn wir empfinden, daß unser Kulturleben, wie es ist, dieser Grazie und Schönheit entbehrt. Gesucht habe auch ich als Erzieherin lange danach, manches Jahr hindurch, und wo mir Kinder begegneten. Und wieviel Gelegenheit sich mir bot

wird man ermessen können, wenn man bedenkt, daß allein reichlich 4000 Kinder in meinem Lehrerinnenleben auftauchten und lebten, und daß etwa 2000 dieser Kinder unter meiner Leitung Turn-, Spiel- und Schwimmstunden erhielten.

Es mag vielleicht überraschend klingen, wenn ich sage, daß ich überall und immer die Beobachtung machte, daß Grazie und Schönheit von Natur in den Kindern steckt, und daß nur unsere Erziehung sie in Banden schlägt. Man muß aber nur an die Zeit denken, wo auf das Kind noch nicht strenge Schul-, sondern weichere Hauserziehung einwirkte. Wie oft gibt uns das Kind da Gelegenheit, seine Anmut zu bewundern. Je weniger die Erziehung auf die guten Formen und Sitten, die uns unser Kulturleben als modern und höflich vorschreibt, acht gibt, desto freier, ungezwungener und graziöser bewegt sich das Kind. Es muß uns also Notwendigkeit sein, alles aus unsrer Erziehung zu bannen, das der angeborenen Kindesgrazie Fessel sein könnte. Dahin gehören Gebote wie: Du mußt hübsch still sitzen, kleine Mädchen dürfen nicht laufen, Mädchen dürfen nicht springen. Kurz gesagt, das Gebot der Freiheit, das Auslebendürfen muß in die körperliche Kindererziehung hineinkommen.

Daneben ist es zweite Aufgabe der Erziehung, zu pflegen und zu veredeln, was dem Kinde als flüchtige, unentwickelte Naturanlage gegeben wurde. Und gewiß können wir für Schönheit und Grazie auch durch erzieherische Pflegemittel sorgen. Körpererziehung im weitesten Sinn scheint mir eines der besten jener Mittel zu sein. Denn Grazie und Schönheit ist doch immer ein Ausleben der Seele im Körperlichen. Vorbedingung jeglicher Schönheit ist Gesundheit, darum muß sich zunächst und vor allen Dingen diese Körpererziehung auf die Gesundheit des Kindes richten. Herz, Lunge und Muskeln müssen geübt, gebildet und gekräftigt werden, das bürgt auch für eine gesunde Entwickelung des Skeletts. Und dann tritt in Kraft, was wir Schiller sagen hören, daß sich im Gegensatz zur einseitigen Gymnastik nur durch das freie und gleichförmige Spiel der Glieder die Schönheit bildet; dann werden wir auch neben der Gesundheit erstrebenden Gymnastik diesem Spiel der Glieder Aufmerksamkeit und Interesse schenken.

Das Wichtigste aber beim Spiel scheint auch mir der Anschluß an die Natur. Wir dürfen nicht lehrhafte Pädagogenspiele wie fremde Reiser auf das natürliche Wachstum des Kindeslebens aufsetzen. Von diesem Gesichtspunkt aus habe ich mir das, was an Kinderspielen in Schule und Haus gebräuchlich ist, angesehen. Wertvoll und gut schien mir in den meisten Fällen nur das zu sein, was uralt ererbtes Gut aus unsrer Vorfahrenzeit ist. Vor allem das, was die Schule für das Kinderspiel brachte, die Reigen der Turnstunde, ließen jegliches freie Spiel der Glieder vermissen. Es waren streng abgemessene Bewegungen in engen Grenzen. Viel Besseres bieten die alten Spiele, die durch Worte und Musik zu Bewegung und Tanz lockten.

Nun trat ich mit neuen Liedern an die Kinder heran und fand, daß sie gern und leicht sich vom Lied zum Tanz locken ließen, und ein anmutiges Spiel der Glieder ganz frei und ungezwungen ausführten. Gewiß wird dadurch Anmut und Grazie gepflegt, wenn die Kinder z. B. nachahmen, wie die Libellen tanzen, wie Vögel flattern und hüpfen, wenn sie das schmollende Lieschen zum Tanz erkiesen und ihr vorspringen und -singen. Eine ganze Reihe neuer Tänze und Spiele entstand so. Und wenn wir irgendwo diese Spiele Fernestehenden zeigten, dann wurde mir immer von der Anmut und Grazie der Kinder gesprochen.

Unsre Tänze und Spiele sind ja auch so recht eigentlich ein Ausleben des seelischen Empfindens im Körper. Wenn es im Liede z. B. heißt: „Froh wie die Libell am Teich, Frohsinn macht leicht und reich", so tanzen die Mädchen dazu, wie sie nach ihrer Meinung den in der Natur beobachteten Libellentanz nachahmen können. Natürlich darf man nicht sofort erwarten, daß ein jedes Kind und auf die erste Aufforderung hin einen solchen Libellentanz nachahmen könnte. Ganz langsam müssen wir in den Kindern wieder die Zuversicht erwecken, daß sie durch Bewegungen ausdrücken können, was sie empfinden, wie es in den ersten Kindertagen geschah, da sie der Sprache des Mundes noch nicht oder noch nicht in vollem Maße fähig waren. Je älter und erzogener die Kinder sind, desto mehr Arbeit liegt da vor uns. Kleine

Kinder gehen leichter auf solche Gedanken ein. Bei ihnen freilich darf man nicht eine zu große Vollkommenheit und Abrundung der Bewegungen erwarten wollen. Nichts weiter als kindliche Bewegungen können und sollen sie uns bringen. Oft hat die Anmut der kleinen Kinder etwas derb Drolliges an sich, und doch scheint uns bei ihnen natürlich und schön, was für größere Menschenkinder ungeschickt aussehen würde. Man muß eben immer und überall der Entwicklung folgen und darf nicht mit D-Zug- und Extrablatt-Geschwindigkeit vorwärts kommen wollen.

Dann möchte ich noch eins betonen: das Bewahren des echt Nationalen im Spiel und Tanz. Ich erlebte, daß man die Kindertänze von Dalcroze in Deutschland einzuführen sich durch Übersetzungen und Vorführungen eifrigst Mühe gab. Ich will hier jenen Tänzen kein absprechendes Urteil schreiben, aber schon als ich Noten und Text und Beschreibung sah, hatte ich die Empfindung, was Dalcroze bietet, ist französisch, man kann es nicht einfach in deutsche Kinderwelt hineinpflanzen wollen. Diese Empfindung blieb, so oft ich auch Vorführungen Dalcrozescher Tänze sah. Bleiben wir uns doch selbst getreu. Das ist die vornehmste Forderung aller Schönheit, aller Grazie. Darum ist es auch ein Unding, mit unsern Kindern tanzen zu wollen, wie die Kinder der Duncanschule tanzen. Schon soviel Übung und Studium auf den Kindertanz zu verwenden, ist im gewöhnlichen Leben nicht möglich, und mit weniger Mitteln den Abklatsch der Duncantänze zu bringen, wäre gewiß das Verkehrteste, was jenen Tänzen und unsern Kindern geschehen könnte. Aber aus unseren Kindern herauslocken, was sie tanzen können, ihrer Natur nach, dem Schatz von Liedern und Musik nach, der ihr eigen ist oder ihrem kindlichen Verstehen zugänglich ist, das muß uns Aufgabe sein, wo wir neben den natürlichen Bewegungen des täglichen Lebens eine besondere Pflege für Bewegung, für Grazie üben wollen. Dann gesellt sich zu dem Schiller-Wort von dem feinen Spiel der Glieder der Goethe-Ausspruch: Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen und haben sich, eh man es denkt, gefunden.

Nachklänge zur Heimarbeitsausstellung.

Von

Alice Salomon.

Nachdruck verboten.

Als im vorigen Jahre die Ausstellung von Erzeugnissen der Heimarbeit in Berlin Tausende von Gegenständen aus allen Teilen Deutschlands zur Schau stellte, wurde weitesten Kreisen ein Begriff von der Bedeutung der hausindustriellen Betriebsform gegeben. Das Komitee hatte sich in umfangreichen Vorarbeiten gewissenhaft bemüht, für jeden einzelnen auszustellenden Gegenstand genaue Berechnungen der aufgewendeten Arbeitszeit und zuverlässige Angaben über den Arbeitslohn zu erlangen. Und in diesen Angaben, die jedem Gegenstande beigefügt wurden — nicht in den Ausstellungsgegenständen selbst — wurde der Zweck der Ausstellung verwirklicht. Stundenlöhne von 10, 5, selbst von 3 Pfg, die für bestimmte Artikel oft in ganz übereinstimmender Weise von verschiedenen Arbeitern mitgeteilt wurden, illustrierten das alte traurige Lied, „daß Brot so teuer ist und so wohlfeil Fleisch und Blut“. Was durch umfangreiche Erhebungen amtlicher Körperschaften, was durch tiefgründige Untersuchungen zahlreicher Gelehrter längst festgestellt war, was als Gemeingut der Nationalökonomen und Sozialpolitiker galt, das Elend weiter

Kreise von Heimarbeitern, das wurde hier in anschaulicher Weise dem Bewußtsein der Menge nahe gebracht. Und lauter als je vorher ertönte die Stimme des Mitleids, der Ruf nach Hilfe für diese unterdrückteste aller Arbeiterschichten.

Es war vorauszusehen, und es ist begreiflich, daß die Unternehmer, die während der Ausstellungszeit so zu sagen auf der Anklagebank saßen, auf diesem Platz nicht stillschweigend verharren wollten. Schon während der Ausstellung kam es verschiedentlich vor, daß Industrielle die dort gemachten Lohnangaben einzelner Artikel anzweifelten oder gar als absolut unrichtig bezeichneten. Den Veranstaltern des ganzen Unternehmens ist es wohl bekannt, daß die daraufhin herbeigeführten Untersuchungen fast immer die Richtigkeit der Angaben der Arbeiter bezeugten, daß eben die Unternehmer in den meisten Fällen gar nicht darüber orientiert sind, welcher Teil des von ihnen gezahlten Betrages vom Zwischenmeister an die Arbeiter weitergegeben wird. Um so gespannter mußte man deshalb die Ankündigung der Berliner Handelskammer aufnehmen, die die Veranstaltung einer Gegenausstellung in Aussicht stellte, in der nun von seiten der Handelskammer die angeblich falschen Darstellungen unseres Unternehmens korrigiert werden sollten. Diese Ausstellung ist bis zum heutigen Tage nicht zustande gekommen. Statt dessen hat die Handelskammer sich damit begnügt, einen Bericht über die Heimarbeit in Berlin zu veröffentlichen, in dem sie eigentlich nur zeigt, wie sich die Berliner Heimarbeit in den Augen der Berliner Unternehmer spiegelt.

Der Bericht geht ausdrücklich von der Heimarbeitsausstellung aus und will die dort hervorgerufenen Ansichten, die pessimistische Beurteilung zerstreuen. Es wird zwar gesagt, daß man kein Gegenmaterial habe sammeln wollen. (Die damalige Absicht, eine Gegenausstellung zu veranstalten, wird überhaupt nicht mehr erwähnt.) Aber die Ausstellung wird mit der Bemerkung kritisiert, daß sie kein Spiegel der deutschen Heimarbeit im ganzen war. Der Heimarbeitsliteratur wird vorgeworfen, daß sie individuelle Beobachtungen und Erfahrungen, die im engen Zirkel gemacht wurden, zu verallgemeinern pflegt. „Licht- oder Schattenseiten, die im Betriebe eines Gewerbes beobachtet wurden, werden als charakteristisch für sämtliche Betriebe dieses Gewerbes betrachtet, und schematisch wird die Eigenart des einen Gewerbes auf die andere übertragen.“ Ob tatsächlich die Angaben der Berliner Industriellen sich über ein weiteres Feld erstrecken, als die für die Ausstellung aus ganz Deutschland herbeigeholten Angaben, ob die Aussagen einiger Berliner Industriellen soviel allgemeinere Bedeutung beanspruchen können als die umfassenden Enqueten deutscher Behörden, das muß allerdings dem Handelskammerbericht gegenüber zweifelnd hervorgehoben werden. Um so mehr als die darin zusammengetragenen Angaben ausschließlich von Unternehmern gemacht und zum Teil diesen wieder von den Zwischenmeistern übermittelt wurden.

Es wird zwar in dem Bericht selbst zugegeben, daß Arbeitgeber im allgemeinen geneigt sind, bei der Beurteilung von Arbeitsbedingungen die günstigen Verhältnisse in den Vordergrund zu rücken. Doch meint der Berichterstatter, gerade die von der Handelskammer befragten Firmeninhaber hätten nicht versucht, das Bild der Wirklichkeit durch Schönfärberei zu ändern. Daß der Berichterstatter der Handelskammer diese außerordentlich wohlwollende Meinung über die von ihm befragten Industriellen hat, ist ein schönes Zeichen seines uneingeschränkten Vertrauens. Er wird aber wohl kaum erwarten, daß dieses Vertrauen auch auf den Leser übergeht. Denn Mißstände, die man verschuldet, hervorgerufen oder geduldet hat, gibt eben niemand gern zu. Warum sollten es gerade die von der Berliner Handelskammer befragten Geschäftsleute tun! Und so muß dieser Bericht, der den Zweck hat, die Angaben der Heimarbeitsausstellung zu kontrollieren, mit all der Reserve aufgenommen werden, die eben einem einseitigen Bericht zukommt. Ist er doch sehr geeignet, über die tatsächlichen Verhältnisse hinwegzutäuschen. Liegt doch in dieser sehr geschickt abgefaßten Schrift die Gefahr, daß die sozialpolitischen Ansichten, die wir mit so viel Mühe auch

in Frauenkreisen zu verbreiten suchen, wankend gemacht werden, weil die darin enthaltenen in so autoritativer Weise ausgesprochenen Angaben gar nicht von jedem nachgeprüft werden können.

* * *

Welche Angaben über die tatsächlichen Verhältnisse der Heimarbeit enthält die Berliner Denkschrift? Welche dieser Angaben können die auf der Ausstellung gewonnenen Anschauungen korrigieren? Das sind die Fragen, die an der Hand des Handelskammerberichts kurz beantwortet werden sollen.

Neben manchen interessanten Mitteilungen über den Umfang und die Betriebsverhältnisse der Berliner Heimarbeitsindustrie beschäftigt sich die Darstellung hauptsächlich mit der Arbeitszeit und dem Lohn. Die oft zitierte Tatsache, daß viele Heimarbeiterinnen 12, 14, selbst 16 Stunden täglich arbeiten müssen, um auch nur den notwendigen Unterhalt zu verdienen, beruht nach Ansicht des Berichtes auf Übertreibungen, die sich nicht auf tatsächliches Material gründen. Zur Entkräftung dieser Behauptungen bringt die Denkschrift allerdings nur Angaben, welche die Heimarbeiterinnen einer einzigen Knabenkonfektionsfirma gemacht haben. Ein spärliches Zeugnis, dem das umfangreiche Material behördlicher und privater Enqueten entgegensteht.

Der größte Raum des Handelskammerberichts ist aber — mit Recht — der Erörterung der Lohnfrage gewidmet. Zunächst werden die Arbeitslöhne, die auf der Berliner Ausstellung angegeben waren, herangezogen. Daß die Stücklöhne tatsächlich richtig waren, wird selbst an dieser Stelle nicht bestritten. Aber gegen diese Feststellungen wird eingewendet, daß die Zeit, die für die Herstellung jedes einzelnen Gegenstandes auf der Ausstellung genannt wurde, zu hoch angegeben war. Nun wird man zweifellos unter allen Umständen nachweisen können, daß gleiche Beschäftigungen — von verschiedenen Menschen ausgeführt — ungleiche Zeit in Anspruch nehmen. Vereinzelte Versuche, die unter dem Auge des Fabrikanten ausgeführt werden, können deshalb keineswegs eine falsche Zeitberechnung der Aussteller bekunden. Werden sich doch die mit weiblichen Handarbeiten erfahrenen Besucher der Ausstellung noch erinnern, daß die angegebenen Arbeitszeiten ihnen häufig viel zu kurz erschienen; daß jemand, der nicht über einen gewissen Grad von Übung verfügt, die Dinge gewiß nicht in der Zeit herstellen könnte. Sicherlich finden sich unter den Heimarbeiterinnen neben geübten sehr viele ungeübte Kräfte. Es ist sogar wahrscheinlich, daß die ungeübten Arbeiterinnen ziffernmäßig überwiegen. Und was die geübte Arbeiterin innerhalb der Fabrik in einer zehnstündigen Arbeitszeit leisten kann, das stellt eine Heimarbeiterin, die sicherlich oft durch ihre häuslichen Pflichten für Augenblicke abgezogen wird, vielleicht erst in zwölf oder vierzehn Stunden fertig. Mit der Tatsache einer solchen anderweitigen Belastung muß man naturgemäß bei der Heimarbeiterin rechnen. Grade die Elastizität dieser Betriebsform, die Möglichkeit, einmal von der Arbeit aufzuspringen, veranlaßt ja eben viele Frauen, im Heim der Erwerbsarbeit nachzugehen. Es sind das so zu sagen natürliche Störungen, die sich aus der Betriebsform ergeben und die bei der Berechnung des Arbeitslohns auf die Arbeitszeit nicht in Abzug gebracht werden können.

Der Handelskammerbericht selbst weist auf die ungeheuren Schwierigkeiten hin, die der Feststellung von Arbeitslöhnen bei Heimarbeiterinnen entgegenstehen. Er glaubt, daß Durchschnittslöhne schwer zu berechnen seien, weil sehr verschiedenartige Arbeitskräfte tätig sind, weil man bei einem Teil der Arbeiter mit häufigen Unterbrechungen, bei anderen wiederum mit der Hilfe der Familienangehörigen bei der Arbeit zu rechnen hat, weil schließlich der Beschäftigungsgrad großen Schwankungen im Laufe des Jahres zu unterliegen pflegt. Nach Ansicht der Handelskammer ist es nur durch kontrollierte Probearbeiten möglich, die Zeit für die Herstellung eines bestimmten Stücks und dann nach dem Stücklohn den Stunden-, Tages- oder Wochenverdienst der Arbeiter zu berechnen. Andere Methoden seien unzuverlässig, namentlich das Vornehmen eines Divisionsexempels nach den Angaben der Heimarbeiter über ihre Arbeitszeit und den tatsächlichen Verdienst.

Grade dieser Anschauung muß ganz energisch entgegengetreten werden. Es ist schon oben erwähnt, daß die Probearbeit von einer ausgewählten Arbeiterin innerhalb der Fabrik keinen Maßstab abgibt. Es muß weiter gesagt werden, daß die Berechnung von Durchschnittslöhnen überhaupt keine Bedeutung hat, sondern nur die Aufstellung umfangreicher Tabellen, aus denen sich die genauen Verdienste einer sehr großen Anzahl von Arbeiterinnen ersehen lassen. Ein Durchschnittslohn, mag er noch so hoch sein, sagt doch schließlich nichts darüber, ob nicht eine ganz erhebliche, vielleicht die größte Zahl der Arbeiterinnen einer Branche weit hinter diesem Lohn zurückbleibt, soweit vielleicht, daß sie dabei langsam an Unterernährung zugrunde gehen.

Die Handelskammer bedient sich zur Feststellung von Durchschnittslöhnen, die an sich schon ziemlich bedeutungslos sein würde, nun aber einer Methode, die im höchsten Grade anfechtbar ist; und gegen diese muß sich eine Kritik der Denkschrift mit aller Entschiedenheit richten. Um für die einzelnen Branchen der Berliner Industrie Durchschnittslöhne zu erhalten, stellt nämlich die Handelskammer ein Divisionsexempel auf, bei dem der Divisor eine unbekannte Größe ist. Und wenn man mit unbekannten Größen rechnet, kann man auch nur unbekannte Größen herausbekommen. Die Handelskammer stellt folgendes Exempel auf: Es wird angenommen, daß die Zwischenmeister von den ihnen durch die Unternehmer einer Branche gezahlten Löhnen die Hälfte zur Begleichung ihrer Ausgaben und zur Deckung ihres Verdienstes behalten, während die andere Hälfte den eigentlichen Heimarbeitern zufällt. Die Hälfte der an die Zwischenmeister einer Branche gezahlten Beträge wird deshalb mit der Zahl der Heimarbeiter dividiert, die allerdings nur auf Grund der Schätzungen der sachverständigen Mitglieder jedes Industriezweiges berechnet ist. Es ist im Vorwort der Denkschrift selbst ausgesprochen worden, daß die Schätzungen über die Zahl der Heimarbeiter nur ungefähre sind und kein absolut zuverlässiges Bild geben können. Trotzdem wird nun für jede Branche mit dieser geschätzten Zahl das Exempel vollzogen.

Auf diese Weise ergibt sich beispielsweise für die Damen- und Kindermäntel-Konfektion folgende Berechnung: Umsatz der Konfektionäre zirka 200 Millionen Mark. Davon machen die an die Zwischenmeister gezahlten Löhne 20 Prozent, also 40 Millionen aus. Die Zwischenmeister behalten die Hälfte, es verbleiben demnach 20 Millionen Mark, die den 27 000 Heimarbeitern zufließen, so daß auf den Kopf ein Jahreslohn von nahezu 750 Mark entfällt. Alle diese Zahlen sind durch Schätzungen von Sachverständigen ermittelt, sowohl die Gesamtsumme des Umsatzes, der Prozentsatz der Zahlungen an die Zwischenmeister, der Teil, den diese an die Arbeiter abgeben; und allen diesen Schätzungen steht nun die geschätzte Zahl der Arbeiter gegenüber, bei der es eben auf ein paar tausend Menschen mehr oder weniger gar nicht ankommt. In der Kostüm-, Rock- und Blusenkonfektion gibt der Bericht 2000—3000 Zwischenmeister an, weist aber darauf hin, daß deren Zahl von anderer Seite auf das Doppelte berechnet wird. Das Ergebnis des Divisionsexempels wird dann aber auch für diese Branche festgestellt, als ob es sich hierbei um tatsächliche Berechnungen konkreter Verhältnisse handele. Fast nirgends, wo die einzelnen vom Zwischenmeister an Arbeiterinnen gezahlten Löhne angegeben werden, wird darauf hingewiesen, daß die Zwischenmeister gar nicht wissen können, ob die Arbeiter allein oder mit Hilfe von Angehörigen tätig sind. Was kann man aus Lohnangaben schließen, bei denen innerhalb eines einzigen Monats der Wochenlohn bei der einen Arbeiterin zwischen 9,60 und 15 Mark, bei einer anderen zwischen 6,40 und 16,45 Mark, bei einer dritten zwischen 6,60 und 13,85 Mark, bei einer vierten zwischen 15,70 und 24,50 Mark schwankt, wenn man nichts über die näheren Umstände erfährt, unter denen diese verschiedenen Verdienste zustande kamen. Wenn nun auch durch einzelne Beispiele aus der Praxis die Richtigkeit dieser Berechnung illustriert werden soll, so z. B. durch die Angaben eines Zwischenmeisters, der 15 Arbeiter beschäftigt, so muß das als ein absolut unzureichender Beweis für die aufgestellten Berechnungen angesehen werden.

Außer diesen so allgemein gehaltenen und anfechtbaren Divisionsexempeln mit dem unbekannten Divisor bringt der Handelskammerbericht nur für einige Industrien

„Auszüge“ aus den Lohnlisten „einzelner Unternehmer“. Aber auch diese Lohnlisten können uns über die allgemeine Lage der Heimarbeiter überhaupt nicht aufklären. Denn die vier oder sechs Unternehmer einer großen Branche, die „Auszüge“ aus ihren Lohnlisten machen, geben ja nicht an, was sie aus den Listen ausgezogen haben und was sie nicht für mitteilenswert halten. Und sie sagen uns nichts über all die Hunderte von Unternehmern, die keine Auszüge aus ihren Lohnlisten eingesandt haben. Für mehrere Branchen verzichtet die Denkschrift überhaupt auf die Angabe von Löhnen. In der Herrenkonfektionsbranche wird gar nichts darüber gesagt. Bei der Knabenkonfektion wird für die weiblichen Arbeiter die Berechnung eines Durchschnittsverdienstes als unmöglich bezeichnet. Für die Wäschefabrikation werden Durchschnittslöhne nicht angegeben, weil sie ein falsches Bild ergeben müßten, da infolge der beträchtlichen Anzahl junger Arbeiterinnen der Durchschnittslohn niedriger erscheinen würde, als er bei den geübten Arbeiterinnen ist! In der Hutbranche, die zirka 3200 Heimarbeiterinnen beschäftigen soll, gibt eine Firma die Wochenverdienste von 7 Arbeiterinnen an. Mit solchen Feststellungen begnügt sich die Berliner Handelskammer bei der Darstellung der einzelnen Branchen.

Als Gesamtanschauung stellt sie aber fest, daß die Bedeutung der Heimarbeit für die Arbeiterkreise selbst vor allem darin liegt, daß diese Betriebsform eine Arbeitsgelegenheit für verheiratete Frauen schafft. Der Lohn sei dabei ein Zusatzerwerb zum Familieneinkommen. Deshalb läßt die „bloße Tatsache, daß unter zirka 4 Dutzend Arbeiterinnen 2 Dutzend sich mit Wochenverdiensten von 3—6 Mark begnügen“ nicht den Schluß auf eine niedrige Lebenshaltung dieser Arbeiterinnen zu. Vielmehr wird unter Umständen diese Tatsache „sogar zu der Folgerung benutzt werden können, daß die Erwerbslage der Familie, der die Heimarbeiterin angehört, ihr gestattet, auf höheren Eigenverdienst zu verzichten.“[1]) Und an anderer Stelle wird wiederum hervorgehoben, daß die „Tatsache eines geringen Verdienstes nicht ohne weiteres als Symptom unzureichender Lohnsätze gelten kann, sondern im Gegenteil unter Umständen die Folgerung gestattet, daß angesichts des Einkommens des Ehemannes der Heimarbeiterin eine anstrengende Beschäftigung der letzteren nicht als notwendig betrachtet wird“. Immerhin wird wenigstens an einer Stelle zugegeben, daß unter unverheirateten Arbeiterinnen sich nur schwache Kräfte der Heimarbeit zuwenden, da geschickte und geschulte Hände leicht eine besser lohnende Beschäftigung finden. Daß es also lohnendere Beschäftigungen gibt, wird wenigstens — ein schwaches Zugeständnis — von dem Handelskammerbericht nicht bestritten!

Es ist schon eingangs erwähnt, daß die Beschäftigung mit diesem Bericht geboten war, weil er von autoritativer Stelle ausgeht, weil er mit großer Bestimmtheit seine Darstellungen gibt, und weil diese Darstellungen leicht irreführend wirken können, wenn sie in die Hand eines Lesers geraten, der sie nicht genau auf Grund der Heimarbeitsliteratur nachprüfen kann. Sie war nötig, weil der Bericht sich offen gegen die Bestrebungen richtet, welche endlich einen wirksamen Schutz der Heimarbeiter herbeiwünschen.

Wenn die Berliner Handelskammer, der es an tüchtigen Beamten für die Bearbeitung dieser Frage sicherlich nicht fehlt, kein besseres Material beschaffen konnte, so wird sie die Überzeugungen, die die Heimarbeitsausstellung in weiten Kreisen erweckt hat, nicht erschüttern, so wird sie die Ergebnisse sozialpolitischer Forschung nicht widerlegen können.

[1]) Der gesperrte Druck hebt diesen Satz in der Denkschrift hervor.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Der deutsche Kongreß zur Frage der höheren Frauenbildung.

Zur Berichtigung.

In Nr. 11 der Frauenbewegung berichtet Frl. Lischnewska über die Verhandlungen des Vereins Frauenbildung-Frauenstudium zur Frage eines deutschen Kongresses der höheren Frauenbildung. Dieser Bericht, der wohl leidend der Vereinspresse an Ort und Stelle noch berichtigt werden wird, enthält auch in bezug auf meine Stellung zu der Angelegenheit verschiedene Unrichtigkeiten, die nur auf bewußter Entstellung meiner Äußerungen, oder auf Mißverständnissen beruhen können, wie sie lediglich bei vollständiger Unkenntnis der bisherigen Geschichte der preußischen Mädchenschulreform denkbar sind.

Wie ich zu den vorliegenden Plänen zur Reform der preußischen höheren Mädchenschule stehe, habe ich in eingehender Kritik der Vorlage in dieser Zeitschrift und anderswo oft genug dargelegt. Wenn daher Frl. Lischnewska meine Äußerung, ein Kongreß könne nur dann zu einem Resultat kommen, wenn die Kinderzahl im wesentlichen auf dem gleichen Boden stünden, durch den Kommentar erläutert, d. h. „die Städtische Reform gutheißen", so ist diese Deutung ihre Erfindung. Was ich gemeint und, glaube ich, im Zusammenhang meiner Äußerungen ganz unmißverständlich ausgesprochen habe, war, daß ein solcher Kongreß nur dann einen Sinn habe, wenn die Kinderzahl darin einig sind, daß man nicht theoretisch irgend welche letzten prinzipiellen Forderungen diskutieren, sondern gemeinsam beraten wolle, welche praktischen Schritte im Augenblick und unter vorliegenden konkreten Verhältnissen getroffen müssen, um auf unserm Ziel näher zu bringen.

Die zweite Unrichtigkeit enthält die Wiedergabe meiner Äußerung über die Frauenschule. Ich habe — und mit mir alle an der Konferenz vom Januar beteiligten Frauen — die Errichtung von Ergänzungsklassen für solche Mädchen, die nicht das Abiturium machen wollen, gefordert, und das oft genug öffentlich ausgesprochen. Ergänzungsklassen mit einem auch die häuslichen und sozialen Kulturgaben der Frau berücksichtigenden Lehrgang. Frl. Reinhardt, die auf Grund mißverständlicher Zeitungsberichte von den Äußerungen des Ministers über die Frauenschule eine ganz ungutreffende Auffassung hatte, interpellierte mich, ob es meine Meinung sei, daß nicht die Frauenschulen, sondern die Studienanstalten den Charakter der Allgemeinheit haben sollten. Darauf antwortete ich, daß ich das doch nicht entscheiden könne. Die Wahl der Schule stehe ja völlig frei, und wenn die Damen wünschten, daß die Frauenschulen beibehalten würden, so brauchten sie ja nur dafür zu sorgen, daß niemand hinein ginge. Wenn Frl. Lischnewska diese Äußerung so wiedergibt: „Sorgen Sie, daß die Frauenschulen leer stehen", so könnte man dabei ja in der Tat an eine bewußte Entstellung denken. Da aber Frl. Lischnewska selbst genau zuhört, was anderen sagen, sich auch während der ganzen Verhandlung über die vorliegenden Fragen wenig orientiert zeigte, so will ich auch hier wieder ein Mißverständnis annehmen.

Im übrigen ist der ganze „Bericht" über die Weimarer Versammlung für die Kampfesweise von Frl. Lischnewska so charakteristisch, daß ich ihn allen Teilnehmerinnen der Tagung nicht warm genug zur Lektüre empfehlen kann. Frl. Lischnewska hat sich unleugbar allmählich eine große Virtuosität erworben in solchen geschickt aufreizenden und auch wieder geschickt schmeichelnden Tendenzberichten, von denen man nicht recht weiß, ob sie nur für die „Volksführung" für notwendig hält, aber ob sie in der Tat einer Art von Wirklichkeit, der subjektiven Wirklichkeit in ihrem eigenen Kopf nämlich, entsprechen. In diesem Bericht ist die bisher kleine Hetze, mit der in den ruhig und tüchtig arbeitenden Verein Frauenbildung-Frauenstudium die Spaltung hineingetragen werden soll, die sich in Weimar nicht vollziehen wollte, für sie noch besonders bezeichnend. „Eintreten!" empfiehlt sie allen radikalen

Frauen, damit die jetzige große Majorität des Vereins ihrerseits majorisiert werden kann. Gewiß, so etwas kann man ja machen, wenn man über die genügende Unverfrorenheit und den genügenden Mangel an Vereinsanstand verfügt. Für jeden, der auch nur die Elemente dieses Anstandes besitzt, erscheint es mir selbstverständlich, daß er seine eigenen Pläne oder solche, die er so völlig zu seinen eigenen macht, wie Fräulein Lischnewska diesen Kongreß, auch mit seinen eigenen Leuten ausführt. Frl. Lischnewska klagt darüber, daß in Weimar der große „Gedanke" (wie sie das bekannte Zitat etwas pointelos variiert) ein kleines Geschlecht gefunden hätte. Warum überläßt sie nicht dies kleine Geschlecht — auch die 22000 Mitglieder des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins haben schon oft den Beweis erbracht, daß sie dazu gehören — ruhig seiner Verdummung und trägt die großen Gedanken dem großen Geschlecht vor, das sie doch unzweifelhaft in der von ihr begründeten liberalen Frauenpartei oder anderen ihrer Gründungen um sich schart? Warum unternimmt sie nicht mit ihm ihren Siegeszug? Es darf ja angenommen werden, daß das preußische Ministerium, obwohl es seit Jahrzehnten mit hoffnungsloser Gelassenheit allen Protestversammlungen in bezug auf Frauenbildungsfragen, Vereinsrecht usw. zugesehen hat, vor einem unter Frl. Lischnewskas Ägide einberufenen Kongreß die Waffen strecken und Koedukation und Vollgymnasien für Mädchen durch das ganze Reich einführen wird. Und wenn nicht, — dann ist doch wieder einmal bewiesen, was für Rednerinnen Deutschland hat. Dann sind doch einmal wieder die Unorientierten darüber aufgeklärt, wo die eigentliche geistige Kraft liegt. Dann werden sie es doch glauben, was Frl. Lischnewska ihnen — bescheiden, wie immer — zuruft: „Auch auf diesem Gebiet tritt Stagnation ein, wenn wir nicht eingreifen und die Dinge vorwärts treiben." Die lästige Arbeit, bei der man immer nur das Erreichbare ins Auge fassen kann und es langsam, aber sicher ergreift, wird man nachher dann wieder mit freiem Gewissen dem kleinen Geschlecht überlassen, zu dem sich zu zählen die Unterzeichnete sich zur besonderen Ehre rechnet.

Helene Lange.

Bildungswesen.

* **Zwei Promotionen von Frauen** hat die medizinische Fakultät in Berlin vollzogen. Beide Kandidaten sind Russinnen.

* **Eine Eingabe um die Immatrikulation in Preußen** ist von den Studentinnen an den Kultusminister gerichtet. Etwa 160 Universitätsprofessoren haben sie befürwortet.

* **An dem zahnärztlichen Institut** der Universität Bonn bestand Frl. A. Foerster die Staatsprüfung mit sehr gut. Der Verband der Studierenden der Zahnheilkunde in Berlin hat den weiblichen Studierenden das aktive und passive Wahlrecht innerhalb seines Vorstandes gegeben.

Berufliches.

* **Über die Befähigung der Frauen zum Medizinstudium** äußert sich Prof. Forel in der „Medizin für alle". Er betont zunächst das Prinzip, daß, wenn die Frau Medizin studieren will, der Mann nicht das Recht hat, sie davon auszuschließen, daß also in dieser Hinsicht die Frage nach ihrer Befähigung belanglos sei. Im übrigen hält er die Leistungen der Frauen ebenso wie die der Männer für individuell zu verschieden, als daß sich von einer generellen Feststellung ihrer Qualität nach Geschlechtern reden ließe. Einen Unterschied findet Forel nur insofern, als Frauen selten „Schöpferinnen neuer Gedanken und neuer Wege sind". Was er von dem Medizinstudium der Frauen erwartet, formuliert Forel deshalb mit dem Satz: „Ich erhoffe von der Frau auf medizinischem Gebiet keine große Mehrung wissenschaftlicher Erkenntnisse, wohl aber unseres kulturellen Besitzes."

* Zu der Notiz im Maiheft dieser Zeitschrift, daß **zwei Frauen in Bayern das erste juristische Examen** bestanden hätten, bemerken wir nachträglich, daß dieses Examen nicht die Referendarprüfung ist, sondern eine speziell in Bayern eingeführte Vorstufe dazu, das sogenannte Zwischenexamen. Den beiden Frauen ist jedoch die Zulassung zur Referendarprüfung bereits zugesagt.

Arbeiterinnenfrage.

* **Fachlicher Fortbildungsunterricht für Heimarbeiterinnen** wird auf Veranlassung der Großherzogin von Hessen an der unter ihrem Präsidium stehenden Aliceschule des Darmstädter Alicenvereins für Frauenbildung und -erwerb demnächst abgehalten werden. Da die Heimarbeiterinnen sehr oft gerade durch ihre ungenügende Ausbildung in der untersten Erwerbsstufe festgehalten werden, so ist diese Einrichtung mit Freuden zu begrüßen. Die Anregung zu dieser fachlichen Fortbildung geht von der Darmstädter Ortsgruppe des christlichen Gewerkvereins der Heimarbeiterinnen aus. Auch die Arbeitgeber stehen dieser Einrichtung sympathisch gegenüber, da sie selbst oft unter dem Mangel an wirklich tüchtigen Näherinnen leiden.

* **Gegen die Frauenarbeit im Bergbau** erklärte sich die 17. Generalversammlung des Verbandes der Bergarbeiter Deutschlands in Punkt 5 einer Resolution: „Die Frauenarbeit im Bergbau ist gänzlich verboten." Die Zahl der weiblichen Arbeiter im preußischen Bergbau beträgt, nebenbei bemerkt, nach dem letzten Inspektionsbericht 10392, davon sind 668 jugendliche, seit 1905 ist sie immer noch gewachsen.

* **Der 16. Verbandstag der Deutschen Gewerkvereine** (Hirsch-Dunker), der vom 20. bis 27. Mai tagte, hat ein modifiziertes Programm einstimmig angenommen, in dem die Stellung der Gewerkvereine zur Frauenfrage in folgendem Satz ausgesprochen ist: „Die Gewerkvereine fordern die soziale und wirtschaftliche Gleichberechtigung beider Geschlechter."

* **Die Vermehrung der weiblichen Gewerbeaufsichtsbeamten** in Preußen wird in einer Besprechung des letzten Gewerbeinspektionsberichtes durch die Soziale Praxis dringend gefordert. Preußen hat bei 612627 weiblichen Arbeitern nur vier Assistentinnen.

Soziale Fürsorge.

* **Der Fonds für die Witwen- und Waisenversicherung** — lex Trimborn — war im Voranschlag des Etats für 1906 mit 22 Millionen eingesetzt, hat aber in Wirklichkeit nur 770000 Mark ergeben, da die Getreidezölle infolge der starken Voreinfuhr vor dem Inkrafttreten des neuen Zolltarifs verhältnismäßig wenig eingebracht haben. Für 1907 sind 48 Millionen etatisiert, und nach einer Aufstellung in der „Köln. Volksztg." ist wahrscheinlich ein noch höherer Betrag zu erwarten, „weil die Getreidevorräte erschöpft sind und also mit einer starken Einfuhr gerechnet werden muß. Voraussichtlich werden diese Erträge aus den Nahrungsmittelzöllen überhaupt eine stark steigende Entwicklung nehmen und es ist nicht ausgeschlossen, daß sie in wenigen Jahren einen Betrag von 100000000 Mark jährlich erreichen." Bekanntlich soll die Witwen- und Waisenversicherung 1910 in Kraft treten.

* **Die Christlich-soziale Frauenschule des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes**, gegründet im Jahre 1905, bietet gebildeten Frauen und Mädchen eine theoretische und praktische Ausbildung für berufliche und ehrenamtliche soziale Hilfstätigkeit. Der 3. Jahreskursus reicht von Mitte Oktober 1907 bis Ende September 1908 und umfaßt folgende Gebiete:

1. Teil. (Mitte Oktober bis 30. Januar) Theoretischer Unterricht. Lehrfächer: Volkswirtschaftslehre, Bürgerkunde, Erziehungslehre, hauswirtschaftliche Buchführung, Einführung in das Gebiet der Inneren Mission und christlichen Liebestätigkeit, in die soziale Frauenarbeit und in den sozialen Geist und Gehalt der Bibel.

2. Teil. (1. Februar bis 30. April.) Praktische Arbeit in Anstalten der Inneren Mission und der Wohlfahrtspflege (Kranken-, Rettungs- und Erziehungshäuser, Arbeiterinnen-, Wöchnerinnen- und Säuglingsheime, Krippen usw.).

3. Teil. (1. Mai bis 30. Juni.) Vormittags: praktische Wohlfahrtspflege (Gemeindepflegen, Fürsorgestellen, Polikliniken usw.); nachmittags: Vorträge über Einzelgebiete sozialer Arbeit.

4. Teil. (1. Juli bis 30. Sept.) Praktische Anstaltsarbeit.

Während des 1. und 3. Teiles finden Besichtigungen von Anstalten, Wohlfahrtseinrichtungen, industriellen Unternehmungen usw. statt.

Aufnahme-Bedingungen: Das vollendete 20. Lebensjahr und höhere Mädchenschulbildung. — Honorar 350 Mark. Auskunft und Prospekte durch die 1. und 2. Vorsitzende der Frauenschule: Frl. A. v. Bennigsen-Bennigsen und Frl. H. Busch-Hannover, Sedanstr. 191.

Sittlichkeitsfrage.

* **In Finnland ist die Reglementierung der Prostitution beseitigt.** Sie bestand auf Grund einer kaiserlichen Verordnung vom Jahre 1894 in einzelnen Städten. Der Senat hat nunmehr die Einschreibung und regelmäßige Zwangsuntersuchung der Prostituierten abgeschafft und statt dessen Maßregeln erlassen, durch welche die Bekämpfung der venerischen Krankheiten den Gesundheitsbehörden übertragen wird.

Die rechtliche Stellung der Frau.

* **Der finnländische Landtag und die Frauen.** Unter diesem Titel bringt die National-Zeitung einen Artikel, der in bezug auf die weiblichen Abgeordneten den folgenden Passus enthält:

Ein spezielles Interesse bietet der neue Landtag weiter durch den Umstand, daß demselben auch Frauen als Abgeordnete angehören; von den 200 Parlamentsmitgliedern sind 18 weiblich. Während der Wahl und unmittelbar nach derselben hieß es, die weiblichen Abgeordneten wollten im Parlament eine der Frauenart entsprechende zurückgezogene Stellung einnehmen. Die Damen ließen sich vernehmen, sie dächten nicht an die Bildung einer besonderen Fraktion, würden wenig hervortreten und wollten sozusagen lediglich durch ihre Anwesenheit in der Versammlung einen Einfluß ausüben. Aber auch die nun gewählten Frauen haben inzwischen sich dazu verstanden, ihre beabsichtigte Reserve zu beschränken. Von der Konstituierung einer förmlichen selbständigen Frauenfraktion sieht man vorläufig zwar ab, indem die

weiblichen Abgeordneten sich auf die bestehenden politischen Fraktionen des Landtags verteilen, wie sie meistens denn auch auf Grund eines besonderen politischen Programmes gewählt sind. Es zeigt sich hierbei, daß die Frauen in ihren politischen Anschauungen nicht minder von einander abweichen, als es bei Männern der Fall ist; sie verteilen sich auf alle Fraktionen, von der konservativen bis zur sozialdemokratischen. Daneben aber sind die weiblichen Abgeordneten doch eine gewisse Verbindung eingegangen, um spezielle Interessen der Frauen wahrzunehmen. Man meint auf diese Weise eine Revision der Ehegesetzgebung wie der Rechtsverhältnisse Minderjähriger und außerehelich geborener Kinder wirksamst fördern zu können. Und mit der Zeit dürfte das weibliche Element des Parlaments auf die Verhandlungen in noch größerem Umfange Einfluß auszuüben suchen.

Es wird übrigens auch festgestellt, daß die Beteiligung der Frauen an der Wahl stärker war als die der Männer.

Verschiedenes.

* **Frauenzählung — nicht Volkszählung.** Unter diesem Titel gibt Elisabeth Gnauck-Kühne in der Kölnischen Volkszeitung eine beachtenswerte Anregung. Mit Rücksicht darauf, daß die bisher unternommenen Volkszählungen keine ausreichende Grundlage für die Beurteilung der Lage des weiblichen Geschlechtes boten, möchte Frau Gnauck-Kühne, daß bei der nächsten Zählung (es würde die von 1910 sein), ganz besonders auf die Lage der Frauen Rücksicht genommen wird. Sie regt an, daß die Frauenvereine sich mit dahingehenden Petitionen an das Statistische Amt wenden und zugleich dafür eintreten, daß Frauen bei der Redaktion der Fragebogen und Verarbeitung der Resultate beschäftigt werden. Eine Anregung von einer Frau, die zweifellos die Mängel des bisher vorliegenden Zahlenmaterials über die Lage der Frau am besten und gründlichsten kennt, verdient jedenfalls beherzigt zu werden. Hoffentlich erfüllt die Berufszählung vom 12. Juni schon etwas von den Aufgaben, die eine „Frauenzählung" zu erfüllen haben würde.

* **Die Beteiligung der Geschlechter an Unterschlagungen** wird durch statistische Berichte der amerikanischen Versicherungsgesellschaften gegen Unterschlagungen beleuchtet. Trotzdem die Zahl der weiblichen Kassierer in den Vereinigten Staaten bedeutend höher ist als die der männlichen, verhält sich die Zahl der von Frauen begangenen Veruntreuungen zu denen der Männer wie 1 : 100.

Persönliches.

* **Der 70. Geburtstag** von Frau Anna Schmidt, Leipzig, hat den ihr nahestehenden Vereinen willkommene Gelegenheit gegeben, ihr nochmals den warmen Dank für alles, was sie in unermüdlicher Tätigkeit geschaffen, auszusprechen. „Die Frau" brachte bereits in der Septembernummer ihres 6. Jahrgangs ein ausführliches Lebensbild dieser seit Jahrzehnten so erfolgreich für die Frauensache tätigen Frau, auf das wir unsere Leserinnen nochmals verweisen.

Seit dem Tode ihrer Schwester, Auguste Schmidt, der nie vergessenen langjährigen Führerin des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, hat sie diesem gleichsam in Erfüllung eines Vermächtnisses ihre Haupttätigkeit zugewendet. Möge ihr nach ihrer bedeutsamen Lebensarbeit noch ein langer, schöner Lebensabend beschieden sein.

Versammlungen und Vereine.

Der Verein „Frauenstreben" (Berlin) nahm in seiner Sitzung vom 31. Mai folgende Resolutionen als Ergebnis einer Diskussion an, welche sich an ein Referat der Vorsitzenden Frau Dr. Proelß über Frank Wedekinds „Frühlings Erwachen" und anderes anschloß:

Resolution I.

Wir lehnen Werke der Literatur, in denen das sexuelle Problem in den Vordergrund tritt, ab — und zwar aus Gründen der Ästhetik und der Ethik.

Die Lektüre und die Darstellung sexueller Erörterungen und Begebenheiten verletzen das ästhetische Gefühl durch zu krasse naturalistische Szenen, und durch die Unwahrhaftigkeit der eigens für das Problem konstruierten Charaktere. Sie verletzen das Schamgefühl, das wichtigste Hemmungsmittel gegen vorzeitige und übermäßige Befriedigung der Instinkte, und stumpfen es ab.

Sie fälschen das Urteil über die Werte im sozialen Leben, indem sie die physisch-sexuelle Seite zu sehr in den Vordergrund stellen, die geschilderten pathologischen Figuren als typisch ansehen lassen.

Diese literarischen Erzeugnisse sind nicht imstande, eine pädagogische Wirkung auf die große Menge, am wenigsten auf jugendliche Personen, auszuüben.

Resolution II.

In Erwägung der sittlichen Gefahren, welchen die heutige Jugend, nicht nur die männliche, sondern auch die weibliche, ausgesetzt ist, nachdem sie mehr und mehr aus dem Schutz des Hauses in das öffentliche Leben hinaustritt, erachten wir es für nötig, daß die Jugend beizeiten in geeigneter Weise auf diese Gefahren und die Mittel, ihnen zu widerstehen, aufmerksam gemacht werde.

1. Es ist die Pflicht der Eltern, insbesondere der Mutter, das Kind nach und nach, seiner Reife und Entwickelung gemäß, mit den wirklichen Tatsachen bekannt zu machen und seine Fragen nach dem Woher des Menschen nicht mit einem Märchen zu beantworten.

2. Es ist die Pflicht der Schule, hier ergänzend einzugreifen und mit den Kindern gelegentlich im Religions- und im naturgeschichtlichen sowie im deutschen Unterricht die sexuellen Fragen insoweit zu besprechen, als es nötig ist, um sie auf die gesundheitlichen, ethischen und sozialen Gefahren, welche das Geschlechtsleben mit sich bringen kann, aufmerksam zu machen und ihnen ein Rüstzeug gegen dieselben in das Leben mitzugeben.

Wir betonen aber, daß wir bei dieser Belehrung eine eingehende Beschreibung der Organe und des Vorgangs der Zeugung ausdrücklich ablehnen und daß auf eine sehr subtile Behandlung des Gegenstandes, auf Unauffälligkeit und Einfachheit das größte Gewicht gelegt werden muß, damit nicht der Zweck dieser Belehrungen in sein Gegenteil umschlage. Deshalb halten wir es auch nicht für angezeigt, einen besonderen Unterrichtszweig aus dieser Materie zu machen, die eine Ausdehnung nicht gestattet. Es ist daher nicht angängig, die betr. Belehrungen in der Schule etwa Ärzten zu übertragen. Sie dürfen keinenfalls den Händen der Pädagogen entzogen werden.

Verein für Kinderausflüge-Berlin.

Aufruf.

Wenn der Frühling naht und die Natur die arme Großstadtmenschheit wieder ins Freie lockt, wenn jung und alt sich draußen in Luft und Sonne frische Kräfte und neuen Lebensmut holen, dann beginnt auch der „Verein für Kinderausflüge" wieder seine Tätigkeit. Er versammelt die Scharen schwächlicher und bedürftiger Volksschulkinder allwöchentlich an einem Nachmittage und führt sie hinaus in die freie Natur. In fröhlichem Spiel und Jauchzen ohne Ende werden diese Nachmittage verlebt, und die sonst so blassen Wangen unserer kleinen Hinterhausbewohner färben sich in zartem Rot — ist es die Freude oder die würzige Luft, die sie färbt — wahrscheinlich beides!

Seit drei Jahren entfaltet der Verein seine Tätigkeit, und dank der freundlichen Beihilfe, die ihm zuteil geworden ist, ist er jetzt imstande, 240 Kinder regelmäßig an den Spaziergängen zu beteiligen. Die Kinder sind in kleine Gruppen von 15 Knaben und Mädchen eingeteilt, und jede Gruppe wird von zwei Helferinnen geführt. Dieser Kleinbetrieb ermöglicht es, daß sich herzliche kameradschaftliche Beziehungen zwischen den Kindern und Helferinnen ausbilden, und die Helferinnentätigkeit allen Beteiligten eine wahre Herzensfreude ist. Im Laufe des Sommers vom 1. April bis 15. Oktober macht jede Abteilung etwa 30 Ausflüge. Die Helferinnen, Mädchen und Frauen der gebildeten Kreise, stellen sich uns freiwillig zur Verfügung.

Mit Betrübnis müssen wir alljährlich einen großen Teil der uns von den Schulärzten und Rektoren vorgeschlagenen Kinder zurückweisen, da einmal unsere Mittel nicht ausreichen, um den Ansprüchen zu genügen, sodann aber auch die Zahl unserer Helferinnen nicht so groß ist, wie es im Interesse der Erweiterung unserer Bestrebungen wünschenswert wäre. Deshalb richten wir auch in diesem Frühjahr wieder die herzliche Bitte an alle diejenigen, die für ihre ärmeren Volksgenossen ein fühlendes Herz haben, uns durch Beiträge oder durch persönliche Hilfeleistung zu unterstützen. Möchten doch besonders die Eltern, die ihren Kindern eine glückliche Jugend bieten können, der Kinder des Volkes gedenken, die in luft- und freudlosen Hofwohnungen und im öden Straßengewühl ihre Kindheit verleben! Aber auch an die jungen Mädchen wenden wir uns, die über freie Zeit und frische Kräfte verfügen, möchten sie uns beides zur Verfügung stellen und als Helferinnen bei uns eintreten, sie werden es nicht bereuen.

Anmeldungen von Mitgliedern und Helferinnen nimmt entgegen: Lilli Jannasch, Lutherstraße 5 I. Sprechstunde: Sonnabends von 5—7 Uhr.

Verein Jugendschutz, Berlin.

Eine halbe Freistelle für eine Haushaltungsschülerin ist im Heim II. des Vereins „Jugendschutz" zu vergeben. Meldungen unter genauer Angabe der häuslichen Verhältnisse und persönliche Vorstellung der jungen Mädchen mit ihren Schulzeugnissen nur von 10—½12 Uhr vorm. bei der Hausmutter des Heims II, Berlin S.W., Beuthstraße 14 (Ecke Spittelmarkt).

Alkoholfreies Walderholungsheim in Neuzelle auf dem Priorsberg hinter Frankfurt a. O., prachtvoll gelegen, bietet jetzt im Blütenschmuck einen herrlichen Aufenthalt für Damen zur Erholung und ist wegen der sehr billigen Pension für alle geeignet. — Auch junge Mädchen, die Gartenbau erlernen wollen, oder in der Hauswirtschaft Ausbildung suchen, finden bei ermäßigten Preisen Aufnahme.

Meldungen und Anfragen werden in Heim I. vom Verein „Jugendschutz", Berlin C., Stralauerstraße 52 II gern entgegengenommen.

Verein Frauenwohl-Witten.

Dem 5. Jahresbericht des Vereins Frauenwohl-Witten (Vors. Frl. Martha Dönhoff) entnehmen wir folgendes: In neun Mitgliederversammlungen fanden Vorträge statt, deren Themen im Zusammenhang mit den Bestrebungen des Vereins standen. Besonders hervorzuheben sind die Vorträge von Frl. Dr. Duensing „über die Reform des Strafgesetzbuches mit Rücksicht auf die Jugendlichen" und „Frauen und Vormundschaft", sowie der in Gemeinschaft mit dem Bildungsverein veranstaltete Vortrag des Prof. Forel über das Verbandsthema „Alkohol und Sittlichkeit". Die gemeinschaftlich mit dem Lehrerverein veranstalteten wissenschaft-

lichen Vorträge des Prof. Küntzel-Frankfurt über Napoleon (fünf Doppelvorträge) fanden rege Beteiligung. Im Februar 1907 wurde ein Frauenkomitee für Übernahme von Vormundschaften begründet. Zur Ansammlung eines Fonds für die Errichtung eines Hauspflegevereins wurden in 40 Häusern von Mitgliedern Sparbüchsen angebracht. — In der städtischen Armenpflege sind 12 Frauen als Helferinnen tätig, 26 Frauen üben das Vormundschaftsamt aus. — Seit Dezember 1906 finden allmonatlich Diskussionsübungen statt. — Die am 13. Juni 1906 eröffnete Rechtsschutzstelle (Vors. Frau E. Brietzenstein) findet fleißigen Zuspruch. Bis zum 1. März 1907 wurden in 30 Sitzungen 75 Fälle behandelt, die zumeist eine befriedigende Lösung fanden. — Der Besuch der Turngruppe war nicht so rege wie im Vorjahr. — Die Vereinsbibliothek zählt 107 Nummern.

Bücherschau.

„Absolvo te". Roman von Klara Viebig. Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin. Mit ihrem neuen Roman begiebt sich Klara Viebig wieder in das Leben der Ostmarken. Mit der ihr eigentümlichen Fähigkeit für die Psychologie des Menschen, der die Masse bildet, macht sie auch hier wieder eine Reihe von Typen lebendig auf einem mit so wenig Strichen gekennzeichneten Hintergrund, wie es der konsequent epischen Form, zu dem ihr Romanstil sich mit der Zeit durchgearbeitet hat, entspricht. Mit einem fast hart wirkenden Realismus zeigt das Buch ein Stück Volksleben, das in seiner inneren Verwahrlosung, seiner entsetzlichen Schwunglosigkeit und Trivialität erschütternder und trostloser ist als manches Stück Großstadtelend. Was in diesem Buche wieder von neuem frappiert, ist Klara Viebigs Kunst zu erzählen, plastisch zu machen. Das Schicksal einer heißblütigen und doch im Verhältnis zu ihrer Umgebung verfeinerten Frau, die ihr Leben in ruheloſem und sündhaftem Suchen nach Sensationen verliert und verdirbt, das ist ein Motiv, wie es Klara Viebig ganz besonders liegen muß. — Heftet sich doch sowohl ihr Interesse wie auch die stärkste Entfaltung ihrer Kunst immer an die „Naturgewalten" im Menschen, die allen gemeinsamen, undifferenzierten, gewissermaßen unpersönlichen Triebe, die sein menschliches Teil sind. Es hängt damit zusammen, daß es Klara Viebig wie keine unserer Schriftstellerinnen versteht, die bestimmenden sozialen und kulturellen Mächte eines Volkslebens in ihrer Wirkung auf den einzelnen, in ihrer Verkörperung in den kleinen Kreisen des persönlichen Lebens zu zeigen. Sie bewältigt mit ihrer realistischen Kraft die Welt der äußeren Lebensbedingungen, während gerade die Frauenkunst der Gegenwart fast durchgehend im Subjektiven, Persönlichen, Lyrischen stecken bleibt. Diese ihre Einzigartigkeit in der weiblichen Romankunst dokumentiert auch dieser Band wieder.

„Die Intelligenz der Blumen". Von Maurice Maeterlinck. Autorisierte Übersetzung, in das Deutsche übertragen von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski. Verlegt in Jena bei Eugen Diederichs. (Pr. 4,50 M.) In der Weise, wie er das Leben der Bienen betrachtet, spricht Maeterlinck in dem ersten und größten der Essays dieser Sammlung von der Intelligenz der Blumen. Man denkt an das feine Buch Fechners von der Pflanzenseele, das ebenso zwischen Poesie und Wissenschaft steht, wie diese Betrachtungen. Ein Dichter fühlt das Leben der „Brüder" in Busch und Wiese und umfaßt es wie sein eigenes, deutet es aus dem Wissen um die eigene Seele, um ihr Lebensverlangen und ihren Selbstbehauptungskampf. „Ein Gang durch die sichtbare Welt, um die unsichtbare zu finden." Wir greifen sie nicht mit Händen, aber wir fühlen ihre Nähe und ihr Leben in der tiefen, geheimnisvollen Bedeutsamkeit ihrer vergänglichen Symbole. Ein ganz feiner Reiz liegt in der zarten und friedlichen Einfachheit der Darstellung, die aus einer stillen und gleichmäßig tiefen Liebe zu den Dingen ihnen Glanz und wunderbare Lebendigkeit gibt.

Die Sammlung enthält außer den Betrachtungen über die Blumen noch Aufsätze über menschliche Lebensfragen: Den Krieg, die soziale Pflicht, die Unsterblichkeit u. a. Maeterlincks Lebensphilosophie ist die milde Weisheit des Eremiten, der aus den Äußerlichkeiten der Welt den Weg nach innen gefunden hat, und dem sich alle Lebensfragen nun in wenigen einfachen Einsichten lösen. Darin liegt ihre Kraft und ihre Schwäche; ihre Kraft in der Macht seiner Weisheit, das subjektive Leben zu befrieden, ihre Schwäche in der Unzulänglichkeit den gleichsam materielleren Problemen des wirklichen sozialen Lebens gegenüber, eine Unzulänglichkeit, die unter Umständen sogar ungeduldig machen und verstimmen kann.

„Wie Stürme segnen". Roman von Frederik van Eeden. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Holländischen von Else Otten. Verlag bei Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig 1907. Der neue Roman des jungen Holländers, dessen feines und eigenartiges Buch „Der kleine Johannes" durch Else Ottens Übersetzung in Deutschland schon bekannt ist, frappiert zunächst durch seinen Stil. Der Verfasser erzählt nicht im eigentlichen Sinn; er gibt eine Art psychologischer Beschreibung. D. h., daß wir der Seele, die er zeichnet, nicht nur in dem nahe kommen, was „vor Augen liegt", sondern daß der Dichter noch öfter den direkteren Weg einer Charakteristik wählt, die mit den Mitteln psychologischer Analyse, nicht mit denen epischer Gestaltung wirkt. Häufig wird diese Methode als ein Zurückbleiben der künstlerischen Verkörperung hinter ihrem Thema fühlbar. Man hat mehr die Empfindung, einer wissenschaftlichen Analyse als dichterischem Schaffen zuzusehen.

Aber diese Analyse ist divinatorisch in echt künstlerischem Sinn. Sie führt durch die Wirren eines Seelenlebens, das als ein ganzes, organisches mit einer Intimität nachempfunden ist, die etwas durchaus Künstlerisches hat. Und mehr als das: Der dieser Seele nachgeht, ist nicht der kühle Psychologe. Es ist der Künstler, der diesem aus Hohem und Niedrigem, Adel und Schwäche seltsam gemischten Stück Menschlichkeit durch seine Wonnen und Schmerzen, seine Erniedrigungen und Siege mit dem großen, erbarmenden Verstehen folgt. — Die Übersetzung wird den sehr subtilen Aufgaben, die dieser Roman ihr stellt, vollkommen gerecht.

Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen". Von Selma Lagerlöf. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen von Pauline Klaiber. Albert Langen. Verlag für Literatur und Kunst. München 1907. Selma Lagerlöf ist wohl der einzige moderne Märchendichter. Nicht einer, der wie etwa Maeterlinck das Märchen mit einem bewußten artistischen Empfinden in seiner Art und seiner Wirkung, in seiner eigentümlichen Stellung zur Wirklichkeit aufgenommen hat, und nun einzelne dieser Kunstmittel, einige dieser Stimmungswirkungen nachbildet, sondern ein naiv schaffender, aus dem gleichen großen Vorrat wie das Volksmärchen frisch und gleichsam unbefangen schöpfender Dichter. Die Art, wie das Märchen symbolisch ist — nicht indem es Gleichnisse des Menschenlebens erfindet, sondern indem es sich in den einfachen Urformen und Verhältnissen bewegt, die aller komplizierten Wirklichkeit irgendwie zugrunde liegen und in ihr immer wieder durchscheinen —, diese Art gleichsam ungewollter Tiefe und Bedeutsamkeit findet auch Selma Lagerlöf. Diese Tiergeschichte, die allerlei alte Motive neu verwertet, umformt und weiter bildet, gibt von dieser ihrer seltenen Fähigkeit einen sehr starken und reinen Eindruck. Wer ihre Art überhaupt versteht, wird sie gerade in diesem Märchen sehr genießen.

„Bleibe jung meine Seele". Roman von Toni Schwabe. Verlag von Axel Juncker. Stuttgart 1906. (Preis 3,50 Mark.) Die Kunst, mit Worten die Pracht und Feinheit der Dinge zu erfassen, tritt in den Dienst eines mehr aufgeregten als reichen Gefühls, einer mehr von literarischen Motiven als von eigenem Besitz zehrenden Lebenskunde. Das Buch hat einige sehr schöne Seiten, meist solche, in denen das Naturgefühl zu Wort kommt, Seiten, in denen man ein verfeinertes Empfinden für die Stimmungswerte der Worte und das Können findet, das diese Werte zu starken Wirkungen zu vereinigen weiß. Aber im Menschlichen bleibt das Buch uns die gleiche warme Farbigkeit schuldig. Es ist subjektiv bis zur Enge und lyrisch bis zur Süßlichkeit. Es wirkt wie eine dünne und etwas larmoyante Stimme trotz des tapferen Mottos, das seinen Titel hergegeben hat. Man hat bei ihm, wie bei so manchem Frauenbuch das Gefühl, daß die Frauen mehr von „Lebensfluten und Tatensturm" umgetrieben werden müßten, um ein sicheres und kräftigeres Verhältnis zur objektiven Welt zu bekommen; und daß dann erst ihre Feinheit nicht mehr preziös und ihr Befangensein in der eigenen Innerlichkeit nicht mehr jüngferlich sein würde.

Eine überaus geschmackvolle Ausgabe der **Rousseauschen Bekenntnisse** (unverkürzt aus dem Französischen übertragen von Ernst Hardt, Zierleisten von A. Gratz) hat die Verlagshandlung von Wiegandt & Grieben (G. K. Sarasin), Berlin, veranstaltet. Auf ganz dünnem, aber nirgends durchschlagendem Papier in eleganter Antiqua gedruckt, machen die 870 Seiten nur einen mäßigen Oktavband aus, der auf das vornehmste — grünes Leder mit Goldschnitt — ausgestattet, in seiner Weise ein Bücherideal erfüllt.

„Die Abelsberger Chronik". Von Peter Rosegger. Den Schriften entnommene Sonderausgabe. Umschlag- und Textzeichnungen von Anton C. Baworowski. Leipzig, Verlag von L. Staackmann (Pr. 3 Mark). Eine Reihe lustiger Abelsberger alias Schildbürgerstreiche sind hier aus Roseggers Schriften vereinigt; um denen etwas zu bieten, die auf ein lustiges Lachen ausgehen. Sie werden bei dem Buch sicherlich auf ihre Rechnung kommen.

Deutsche Literaturgeschichte von Alfred Biese. In zwei Bänden. Erster Band: Von den Anfängen bis Herder. Mit Proben von Handschriften und Drucken und mit 36 Bildnissen. 1.—8. Tausend. München 1907. C. H. Becksche Verlagshandlung, Oskar Beck. (Preis in Leinwand geb. 5,50 Mark, in hbfz. 7 Mark.) Mit berechtigtem Zweifel nimmt man eine neue Literaturgeschichte zur Hand. Was will sie? Was kann sie? Wodurch unterscheidet sie sich von den vielen bestehenden? Man schlägt in Biese kaum eine Seite auf, ohne eine klare und befriedigende Antwort auf diese Fragen zu erhalten. Sie will eine für jeden zugängliche Darstellung der deutschen Literatur geben. Und sie kann es, weil sie ohne gelehrte Voraussetzungen, aber auch ohne lehrerhafte Herablassung wirklich zu erzählen versteht, weil sie die großen literarischen Strömungen in ihren Zusammenhängen untereinander und mit den Zeitereignissen wirklich lebendig zu machen weiß. Ein Prüfstein für die Heutigen dürfte Klopstock sein. Biese hat es tatsächlich verstanden, den Dichter des Messias in seiner schöpferischen Wirksamkeit wieder anschaulich zu machen. — Das Werk, dessen zweiter Band noch zu Weihnachten nachfolgen soll, dürfte in der Tat zu einem Haus- und Familienbuch werden, das man der heranwachsenden Jugend gern in die Hand gibt und in dem auch der in der Literatur Bewanderte gern einmal wieder ein Kapitel überblickt.

Die von Freiherrn von Grotthuß herausgegebene Sammlung: Bücher der Weisheit und Schönheit, Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart (Preis gebunden à 2,50 Mark), wurde vor kurzem um einen vielen gewiß willkommenen Band vermehrt: **E. T. A. Hoffmanns musikalische Schriften,** herausgegeben von Dr. Edgar Istel.

Der Allgemeine Deutsche Frauenverein hat die nachstehenden Flugblätter herausgegeben:

1. **Weshalb brauchen wir in der öffentlichen Armen- und Waisenpflege Frauen?**
2. **Frauen in der kommunalen Schulverwaltung.**
3. **Frauen als Vormünder.**
4. **Ziele und Aufgaben der Frauenbewegung.**
5. **Das Gemeindewahlrecht der Frau.**

Zu beziehen in Partien von insgesamt fünfhundert Stück gegen Einsendung von 10 Mark durch die Verlagsbuchhandlung von **Moritz Schäfer, Leipzig,** Salomonstrasse 8.

Töchter

gebildeter Stände, die Lust und Liebe zur Krankenpflege haben, werden in Krankenpflege und Krankenküche gut ausgebildet in Privatklinik

Dr. Weisswange, Dresden-A.
Schnorrstr. 82. Eintritt jederzeit.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

Axelrod, Dr. Ida. Hermann Sudermann. Eine Studie. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin.

Body, M. O. Aus eines Mannes Mädchenjahren. Verlag von Gustav Riecke's Buchhandlung, Berlin W. 50.

Daun, Dr. Berthold. Die Kunst des 19. Jahrhunderts. Ein Grundriß der modernen Plastik und Malerei. Verlag von Georg Wattenbach, Berlin.

Erlebnisse der Schwester Vera nebst Anhang: Aus den Papieren einer Wahnsinnigen Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H., Berlin W. 30, Nollendorfplatz 7. 1,50 Mark.

Ensell-Hilburger, C. Dreiklang. Drei Novellen. Verlag von Paul Unterborn, Schöneberg-Berlin.

Frankfurth, Ernst. Das arbeitslose Einkommen. Eine Skizze. Verlag von F. Junginger-Hefti, Arosa.

Ganoberg, F. Streiflichter durch die Welt der Großstadtkinder. Lebensbilder und Gedankengänge für den Anschauungsunterricht in Stadtschulen. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin.

Haarbeck, L. Gedanken einer Frau. Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh.

Heydtmann, Dr. Johannes. Deutsches Lesebuch für Lehrerinnenseminarien. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin. 3,40 Mark.

Jurie, Bertha von. Spitzen und ihre Charakteristik. Verlag von Bruno Cassirer, Berlin.

Klemperer, Victor. Adolf Wilbrandt. Eine Studie über seine Werke. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin.

Knauer, Georg. Aus meiner Welt. Gedichte. Verlag von Emil Behrend, Wiesbaden.

Meisel-Heß, Grete. Die Stimme. Roman in Blättern. Verlag Dr Wedekind & Co., G. m. b. H., Berlin.

Meyer, Gertrud. Tanzspiele und Singtänze. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig.

Neuer Frauenberuf. Am 3. Juli d. J. beginnt in der Fachschule für Zuckerindustrie in **Dessau,** Auchhof 2, ein neuer Kursus zur Ausbildung von jungen Damen als Chemikerinnen für die Zuckerindustrie usw. Prospekte werden von der Anstalt gratis versandt.

Zwecks landschaftlicher Studien

begebe ich mich mit Schülerinnen Mitte Juli nach Loccum (Hannover) und später in die Lüneburger Heide.
Nähere Auskunft: Berlin W., Magdeburger Platz 4.
Hildegard Lehnert, Malerin.

Kurse zum Studium der Englischen Sprache

veranstaltet mit sechs englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Prospekte durch den Vorstand 16 Wyndham Place, Bryanston Square London W. Pensionspreis 18 Schillinge in geteiltem, 24 Schillinge in Privatzimmer. Aller Unterricht, einschliesslich Vorträge und Phonetischer Kursus, 10 Schillinge per Woche. Nach Absolvierung des vollen viermonatlichen Kursus Prüfung und Zeugniserteilung.

Nur Lehrerinnen werden zugelassen.

Gymnasialkurse für Frauen zu Berlin.

Die Anstalt nimmt 15jährige Mädchen auf, die das Pensum der höh. Mädchenschule nachweisen können. Der Kursus ist vierjährig. Preis bei realgymnas. Vorbildung 300 M. jährlich; bei humanistischer entsprechend höher. Näheres durch Prospekt.

Meldungen und Anfragen sind zu richten an die **„Gymnasialkurse für Frauen", Berlin SW 14, Kleinbeerenstr. 16.**

Sprechstunde der Leiterin Dienstags und Freitags 5—6 in der Kgl. Augustaschule, Kleinbeerenstr. 16.

Martha Strinz.

Der Vereinsbote, Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.

Zu beziehen durch das Vereinsbureau 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. gegen Einsendung von 2,20 Mark.

Müller, Gustav Adolf. Märchengold. Verlag von Eduard Maerter, Leipzig.
Orlowski, Dr. Die Schönheitspflege. Für Aerzte und gebildete Laien. A. Studer's Verlag, Würzburg.
Oettinger, Luise. Wir Sünderinnen. E. Pierson's Verlag, Dresden.
Schmidt, F. A., Karl Möller, Minna Radczwill. Schönheit und Gymnastik. Drei Beiträge zur Aesthetik der Leibeserziehung. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig.
Schüler, Carl. Staatsanwalt Alexander. Schauspiel in vier Aufzügen. Verlag von D. Dreyer & Co., Berlin SW. 48.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:

Berlin W. 35, Genthinerstr. 16, Gh. I.
Sprechstunden Wochentags von 11—3 Uhr,
Sonnabends 11—1 Uhr.

1. Zu Michaelis dieses Jahres wird an einer mit einem Lehrerinnenseminar verbundenen höheren Mädchenschule in Mitteldeutschland eine Oberlehrerin mit der Lehrbefähigung für die neueren Sprachen (vor allem englisch) gesucht. Anfangsgehalt (einschl. Wohnungsgeld) beträgt 2400 Mark und steigt in 15 Jahren auf 4000 Mark. Alle drei Jahre wird eine Zulage von zuerst 400 Mark, und dann 300 Mark gewährt.

2. Zum 1. August wird an einer Volksschule in Thüringen eine Lehrerin für französischen und englischen Unterricht gesucht. Bei widerruflicher Anstellung 1020 Mark Gehalt, bei Anstellung 1120 Mark und nach je vier Jahren 100 Mark mehr bis zum Höchstgehalt von 1620 Mark.

3. Zum 1. Oktober wird an einer Privatschule in Pommern eine erfahrene, tüchtige, evangelische Schulvorsteherin gesucht. Gehalt 1500 Mark und 270 Mark Tantieme. Für Wohnung und Heizung zirka 270 Mark.

4. Für Realgymnasialklassen für Mädchen wird eine Oberlehrerin für Deutsch und Geschichte zur Mitleitung der fünf Klassen gesucht, zum 1. Oktober. Anfangsgehalt 2500 Mark. Meldungen baldigst erbeten.

5. Zum 1. Oktober wird an einer sehr gut renommierten Privatschule in Ostpreußen eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, evangelische Lehrerin gesucht, welche auch befähigt ist, den Gesangunterricht zu übernehmen. Erwünscht Handarbeiten und gute Leistungen in Geschichte, Rechnen und etwas Englisch. 24—25 Stunden wöchentlich. Gehalt 1200 Mark und mehr, 50 Mark Pensionsversicherung.

6. Zum 1. Oktober wird in eine adlige Familie in der Nähe Berlins eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, evangelische, wenn möglich süddeutsche Erzieherin für drei Mädchen von 10, 8 und 6 Jahren gesucht. Erwünscht ist Klavierunterricht, doch nicht Bedingung. Gehalt 1200 Mark bei freier Station.

7. In eine feingebildete Familie in Griechenland wird zu baldigem oder späterem Antritt eine evangelische oder katholische, wissenschaftlich geprüfte, energische Erzieherin aus bester Familie für drei Knaben von 8—12 Jahren gesucht. Perfekte englische und französische Sprachkenntnisse. Musik erwünscht. Gehalt 2000 Mark und mehr.

L. O. Grienwaldts
bildmäßige Copien nach Photographien f. Verstorbener in Kohledruck finden hohe Anerkennung.
Bremen, Wall 86.

Neue Bahnen
Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.
Das Blatt erscheint 14 tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. —
Berlin SW., L. Oehmigke's Verlag
Zimmerstr. 94. (R. Appelius).

Vornehmes Privat-Logis
Inh.: L. Hanff
BERLIN W. 9, Potsdamerstr. 126 III
nahe b. d. Potsdamer Brücke.
Fahrstuhl — Elektrisch Licht — Bad
Telephon: Amt VI, Nr. 12643.
Ganz neu und behaglich eingerichtet.
Nahe Tiergarten, Potsdamer-, Anhalter- und Wannseebahnhof.
Omnibus und elektr. Bahnverbindung nach allen Richtungen.
Zimmer von 2 Mark an.
Monatl. nach Vereinbarung.

KRANKEN-
Fahr- u. Ruhestühle
verstellbare Keilkissen usw.
R. Jaekel's
Patentmöbel-Fabrik
BERLIN,
Markgrafenstr. 20.
Preisliste IV gratis und franko.

Damen-Pensionat.
Internationales Heim, Berlin SW., Hallesche-Strasse 17 I, dicht am Anhalter Bahnhof, bietet älteren und jüngeren Damen für kürzere und längere Zeit einen **angenehmen Aufenthalt** in der Reichshauptstadt. Monatlicher Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 65 Mk, bei eigenem Zimmer von 80 Mk an. Passanten von 2.50 Mk bis 4.50 Mk pro Tag Pension. Beste Referenzen stehen zur Verfügung.
Frau Selma Spranger, Vorsteherin.

LONDON. Villenvorstadt, unweit Crystal Palace, 80 Thurlow Park Road, Dulwich S. E.
Pension für Damen und junge Mädchen.
Bequeme Verbindung mit allen Teilen der Stadt, gesunde Lage, Garten, Tennisplatz. — Wöchentlich 35 Mark.
Prospekt durch Miss Dolphin und Frelln v. Zedlitz.

Christlich-soziale Frauenschule
des Deutsch-Evangel. Frauenbundes.
3. Jahreskursus von Mitte Okt. 1907 bis 30. Sept. 1908 in Hannover.
Theoretische und praktische Ausbildung gebildeter Frauen und Mädchen für berufliche und ehrenamtliche soziale Hilfsarbeit.
Prospekte und Auskunft durch die 1. und 2. Vorsitzende der Frauenschule Frl. A. v. Bennigsen, Bennigsen bei Hannover und Frl. H. Busch, Hannover, Sedanstr. 19 I. Gelegenheit, geeignete Anstellungen zu erlangen durch die Zentrale der Stellenvermittelung, Hannover, Alexanderstr. 7 p.

Das Heim des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins
befindet sich jetzt in neuen, hübsch eingerichteten Räumen in Charlottenburg, Grolmannstr. 34/35, dicht am Kurfürstendamm, mit bequemen Verbindungen nach allen Richtungen hin.
Zimmer mit voller Pension 65—90 M. monatlich.
Prospekte bei der Leiterin erhältlich.

Ladies' Cloaks 3
Ladies' Costumes 3
Ladies' Dresses 3
Ladies' Furs 3
Ladies' Hats 3
Ladies' Jackets 3
Ladies' Mantles 3
Ladies' Millinery 3
Ladies' Shawls 3
Ladies' Skirts 3
Ladies' Underclothing 3
Ladies' Waterproofs 3
Ladies' Wraps 3
Lamps 3
Lamps, Oil 3
Lamps, Table 3
Lamps, Wall 3
Lanterns 3
Lanterns, Hall 3
Lanterns, Stable 3
Lanterns, Street 3
Lanterns, Table 3
Lanterns, Wall 3
Lasts 3
Lasts, Boot 3
Lasts, Shoe 3
Lathes 3
Lathes, Foot 3
Lathes, Hand 3
Lathes, Power 3
Lathes, Treadle 3
Lawn Mowers 3
Lawn Mowers, Hand 3
Lawn Mowers, Horse 3
Lawn Mowers, Power 3
Lawn Mowers, Steam 3
Leather 3
Leather, Bag 3
Leather, Belting 3
Leather, Boot 3
Leather, Calf 3
Leather, Chamois 3
Leather, Dressing 3
Leather, Enamelled 3
Leather, Glove 3
Leather, Harness 3
Leather, Kid 3
Leather, Morocco 3
Leather, Patent 3
Leather, Sheep 3
Leather, Shoe 3
Leather, Upper 3
Leather, Waterproof 3
Leather Cloth 3
Leather Cloth, Bag 3
Leather Cloth, Boot 3
Leather Cloth, Enamelled 3
Leather Cloth, Furniture 3
Leather Cloth, Harness 3
Leather Cloth, Shoe 3
Leather Cloth, Upholstery 3
Leather Cloth, Waterproof 3
Leather Dressing 3
Leather Dressing, Boot 3
Leather Dressing, Harness 3
Leather Dressing, Shoe 3
Leather Dressing, Waterproof 3
Leather Goods 3
Leather Goods, Bag 3
Leather Goods, Belting 3
Leather Goods, Boot 3
Leather Goods, Harness 3
Leather Goods, Shoe 3
Leather Goods, Upholstery 3
Leather Goods, Waterproof 3
Leather Paper 3
Leather Paper, Bag 3
Leather Paper, Boot 3
Leather Paper, Enamelled 3
Leather Paper, Furniture 3
Leather Paper, Harness 3
Leather Paper, Shoe 3
Leather Paper, Upholstery 3
Leather Paper, Waterproof 3
Leather Substitutes 3
Leather Substitutes, Bag 3
Leather Substitutes, Boot 3
Leather Substitutes, Enamelled 3
Leather Substitutes, Furniture 3
Leather Substitutes, Harness 3
Leather Substitutes, Shoe 3
Leather Substitutes, Upholstery 3
Leather Substitutes, Waterproof 3
Leather Work 3
Leather Work, Bag 3
Leather Work, Boot 3
Leather Work, Harness 3
Leather Work, Shoe 3
Leather Work, Upholstery 3
Leather Work, Waterproof 3
Leggings 3
Leggings, Boot 3
Leggings, Shoe 3
Lenses 3
Lenses, Camera 3
Lenses, Concave 3
Lenses, Convex 3
Lenses, Eye 3
Lenses, Field 3
Lenses, Magnifying 3
Lenses, Microscope 3
Lenses, Opera 3
Lenses, Spectacle 3
Lenses, Telescope 3
Letter Boxes 3
Letter Boxes, Iron 3
Letter Boxes, Wood 3
Letter Copying 3
Letter Copying, Machines 3
Letter Copying, Presses 3
Letter Copying, Supplies 3
Letter Files 3
Letter Files, Cabinets 3
Letter Files, Drawers 3
Letter Files, Wire 3
Letter Paper 3
Letter Paper, Blotting 3
Letter Paper, Cream Laid 3
Letter Paper, Envelopes 3
Letter Paper, Foolscap 3
Letter Paper, Linen 3
Letter Paper, Parchment 3
Letter Paper, Ruled 3
Letter Paper, Tinted 3
Letter Paper, Wove 3
Letter Presses 3
Letter Presses, Copying 3
Letter Presses, Hand 3
Letter Presses, Power 3
Letter Presses, Screw 3
Letter Presses, Toggle 3
Letter Weights 3
Letter Weights, Brass 3
Letter Weights, Iron 3
Letter Weights, Lead 3
Letter Weights, Steel 3
Letter Weights, Wood 3
Levels 3
Levels, Builders' 3
Levels, Carpenters' 3
Levels, Engineers' 3
Levels, Mason's 3
Levels, Plumb 3
Levels, Spirit 3
Levels, Surveyors' 3
Levels, Water 3
Lime 3
Lime, Burnt 3
Lime, Chloride 3
Lime, Hydrated 3
Lime, Quick 3
Lime, Slaked 3
Lime, Unslaked 3
Lime Juice 3
Lime Juice, Cordial 3
Lime Juice, Pure 3
Lime Juice, Sweetened 3
Lime Juice, Unsweetened 3
Linen 3
Linen, Bed 3
Linen, Bleached 3
Linen, Crash 3
Linen, Damask 3
Linen, Diaper 3
Linen, Drill 3
Linen, Duck 3
Linen, Huckaback 3
Linen, Irish 3
Linen, Scotch 3
Linen, Table 3
Linen, Unbleached 3
Linen, Union 3
Linen, Yarn 3
Linen Goods 3
Linen Goods, Bed 3
Linen Goods, Table 3
Linen Goods, Union 3
Linen Goods, Yarn 3
Linen Thread 3
Linen Thread, Boot 3
Linen Thread, Harness 3
Linen Thread, Shoe 3
Linen Thread, Upholstery 3
Linen Thread, Waterproof 3
Linoleum 3
Linoleum, Floor 3
Linoleum, Table 3
Linoleum, Wall 3
Liquorice 3
Liquorice, Cake 3
Liquorice, Extract 3
Liquorice, Powder 3
Liquorice, Root 3
Liquorice, Stick 3
Locks 3
Locks, Bag 3
Locks, Box 3
Locks, Cabinet 3
Locks, Chest 3
Locks, Cupboard 3
Locks, Door 3
Locks, Drawer 3
Locks, Gate 3
Locks, Padlock 3
Locks, Rim 3
Locks, Safe 3
Locks, Trunk 3
Locks, Window 3
Looking Glasses 3
Looking Glasses, Bevelled 3
Looking Glasses, Cheval 3
Looking Glasses, Dressing 3
Looking Glasses, Hand 3
Looking Glasses, Pocket 3
Looking Glasses, Shaving 3
Looking Glasses, Toilet 3
Looking Glasses, Wall 3
Lozenges 3
Lozenges, Cough 3
Lozenges, Peppermint 3
Lozenges, Throat 3
Lubricating Oil 3
Lubricating Oil, Cylinder 3
Lubricating Oil, Machine 3
Lubricating Oil, Sewing Machine 3
Lubricating Oil, Watch 3
Luggage 3
Luggage, Bags 3
Luggage, Boxes 3
Luggage, Cases 3
Luggage, Portmanteaus 3
Luggage, Trunks 3
Lunch Baskets 3
Lunch Baskets, Fitted 3
Lunch Baskets, Unfitted 3
Lunch Baskets, Wicker 3
Lunch Baskets, Wood 3

Ladies' Cloaks

Ladies' Costumes

Ladies' Dresses

Ladies' Furs

Ladies' Hats

Ladies' Jackets

Ladies' Mantles

Ladies' Millinery

Ladies' Shawls

Ladies' Skirts

Ladies' Underclothing

Ladies' Waterproofs

Ladies' Wraps

Lamps

Lamps, Oil

Lamps, Table

Lamps, Wall

Lanterns

Lanterns, Hall

Lanterns, Stable

Lanterns, Street

Lanterns, Table

Lanterns, Wall

Lasts

Lasts, Boot

Lasts, Shoe

Lathes

Lathes, Foot

Lathes, Hand

Lathes, Power

Lathes, Treadle

Lawn Mowers

Lawn Mowers, Hand

Lawn Mowers, Horse

Lawn Mowers, Power

Lawn Mowers, Steam

Leather

Leather, Bag

Leather, Belting

Leather, Boot

Leather, Calf

Leather, Chamois

Leather, Dressing

Leather, Enamelled

Leather, Glove

Leather, Harness

Leather, Kid

Leather, Morocco

Leather, Patent

Leather, Sheep

Leather, Shoe

Leather, Upper

Leather, Waterproof

Leather Cloth

Leather Cloth, Bag

Leather Cloth, Boot

Leather Cloth, Enamelled

Leather Cloth, Furniture

Leather Cloth, Harness

Leather Cloth, Shoe

Leather Cloth, Upholstery

Leather Cloth, Waterproof

Leather Dressing

Leather Dressing, Boot

Leather Dressing, Harness

Leather Dressing, Shoe

Leather Dressing, Waterproof

Leather Goods

Leather Goods, Bag

Leather Goods, Belting

Leather Goods, Boot

Leather Goods, Harness

Leather Goods, Shoe

Leather Goods, Upholstery

Leather Goods, Waterproof

Leather Paper

Leather Paper, Bag

Leather Paper, Boot

Leather Paper, Enamelled

Leather Paper, Furniture

Leather Paper, Harness

Leather Paper, Shoe

Leather Paper, Upholstery

Leather Paper, Waterproof

Leather Substitutes

Leather Substitutes, Bag

Leather Substitutes, Boot

Leather Substitutes, Enamelled

Leather Substitutes, Furniture

Leather Substitutes, Harness

Leather Substitutes, Shoe

Leather Substitutes, Upholstery

Leather Substitutes, Waterproof

Leather Work

Leather Work, Bag

Leather Work, Boot

Leather Work, Harness

Leather Work, Shoe

Leather Work, Upholstery

Leather Work, Waterproof

Leggings

Leggings, Boot

Leggings, Shoe

Lenses

Lenses, Camera

Lenses, Concave

Lenses, Convex

Lenses, Eye

Lenses, Field

Lenses, Magnifying

Lenses, Microscope

Lenses, Opera

Lenses, Spectacle

Lenses, Telescope

Letter Boxes

Letter Boxes, Iron

Letter Boxes, Wood

Letter Copying

Letter Copying, Machines

Letter Copying, Presses

Letter Copying, Supplies

Letter Files

Letter Files, Cabinets

Letter Files, Drawers

Letter Files, Wire

Letter Paper

Letter Paper, Blotting

Letter Paper, Cream Laid

Letter Paper, Envelopes

Letter Paper, Foolscap

Letter Paper, Linen

Letter Paper, Parchment

Letter Paper, Ruled

Letter Paper, Tinted

Letter Paper, Wove

Letter Presses

Letter Presses, Copying

Letter Presses, Hand

Letter Presses, Power

Letter Presses, Screw

Letter Presses, Toggle

Letter Weights

Letter Weights, Brass

Letter Weights, Iron

Letter Weights, Lead

Letter Weights, Steel

Letter Weights, Wood

Levels

Levels, Builders'

Levels, Carpenters'

Levels, Engineers'

Levels, Mason's

Levels, Plumb

Levels, Spirit

Levels, Surveyors'

Levels, Water

Lime

Lime, Burnt

Lime, Chloride

Lime, Hydrated

Lime, Quick

Lime, Slaked

Lime, Unslaked

Lime Juice

Lime Juice, Cordial

Lime Juice, Pure

Lime Juice, Sweetened

Lime Juice, Unsweetened

Linen

Linen, Bed

Linen, Bleached

Linen, Crash

Linen, Damask

Linen, Diaper

Linen, Drill

Linen, Duck

Linen, Huckaback

Linen, Irish

Linen, Scotch

Linen, Table

Linen, Unbleached

Linen, Union

Linen, Yarn

Linen Goods

Linen Goods, Bed

Linen Goods, Table

Linen Goods, Union

Linen Goods, Yarn

Linen Thread

Linen Thread, Boot

Linen Thread, Harness

Linen Thread, Shoe

Linen Thread, Upholstery

Linen Thread, Waterproof

Linoleum

Linoleum, Floor

Linoleum, Table

Linoleum, Wall

Liquorice

Liquorice, Cake

Liquorice, Extract

Liquorice, Powder

Liquorice, Root

Liquorice, Stick

Locks

Locks, Bag

Locks, Box

Locks, Cabinet

Locks, Chest

Locks, Cupboard

Locks, Door

Locks, Drawer

Locks, Gate

Locks, Padlock

Locks, Rim

Locks, Safe

Locks, Trunk

Locks, Window

Looking Glasses

Looking Glasses, Bevelled

Looking Glasses, Cheval

Looking Glasses, Dressing

Looking Glasses, Hand

Looking Glasses, Pocket

Looking Glasses, Shaving

Looking Glasses, Toilet

Looking Glasses, Wall

Lozenges

Lozenges, Cough

Lozenges, Peppermint

Lozenges, Throat

Lubricating Oil

Lubricating Oil, Cylinder

Lubricating Oil, Machine

Lubricating Oil, Sewing Machine

Lubricating Oil, Watch

Luggage

Luggage, Bags

Luggage, Boxes

Luggage, Cases

Luggage, Portmanteaus

Luggage, Trunks

Lunch Baskets

Lunch Baskets, Fitted

Lunch Baskets, Unfitted

Lunch Baskets, Wicker

Lunch Baskets, Wood

Berliner Verein für Volksarztkunde

Mitteilungen, Nachrichten und Berichte über Volksarztkunde und Volksmedizin

Jahrgang 1 (1911) Heft 1

Titelbild: Ex-Voto-Gemälde aus Mariazell
Votivbild aus der Wallfahrtskirche Mariazell in Steiermark

Verlag von Hermann Walther, Berlin-Schöneberg, Hauptstraße 27

Preis des Jahrgangs (4 Hefte) 4 Mark

14. Jahrg. Heft 11 — August 1907

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Die politischen Parteiprogramme in Deutschland und ihre Stellung zur Frauenfrage.

Von

Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner.

Nachdruck verboten.

Wer auf Grund der Erfolge der Frauenbewegung im Laufe des letzten Jahrzehnts die Überzeugung gewonnen haben sollte, daß wir es in Deutschland doch schon „herrlich weit gebracht" haben, dem dürfte es ganz heilsam sein, einmal die von den verschiedenen politischen Parteien aufgestellten Programme daraufhin zu betrachten, welche Stellung jede einzelne von ihnen zur Frauenfrage einnimmt. Gesetzt den Fall, ein Ausländer wolle sich darüber orientieren, welche Rolle die Frauenbewegung in Deutschland spielt, und wählte als Weg zur Beantwortung dieser Frage das Studium der Programme der verschiedenen bürgerlichen Parteien, so würde er vermutlich zu dem Ergebnis kommen: „Eine Frauenbewegung gibt es in Deutschland überhaupt nicht." So unwahrscheinlich und seltsam es klingt: in den Programmen der rechts von der Sozialdemokratie stehenden Parteien nehmen die Forderungen der Frauen, — die in den Programmen der Frauenbewegung viele Seiten füllen, — wo sie überhaupt erwähnt werden, einen verschwindend kleinen Raum ein.

Sehen wir uns, bei der äußersten Rechten beginnend, die Parteiprogramme daraufhin einmal etwas näher an. Das „konservative Handbuch" (Berlin 1898) erwähnt die Frauenfrage mit keinem Worte. Dies ist kaum zu verwundern. Denn die Geschichte und Zusammensetzung der konservativen Partei machen sie zu dem

Digitized by Google

natürlichen Bollwerk solcher Grundsätze, wie „die Frau gehört ins Haus" „mulier taceat in ecclesia" usw. und lassen sie glauben, daß durch die Vogelstraußpolitik des Nichtwissen- und Nichtsehenwollens die Frauenbewegung am besten zu bekämpfen sei. Auf den ersten Blick erstaunlicher ist, daß auch das politisch-soziale A-B-C-Buch des Zentrums (Stuttgart 1900) eine Frauenfrage gar nicht zu kennen scheint. Ist es doch allbekannt, daß sich das Zentrum z. B. bei der Wahlagitation des Einflusses der leichter zu gängelnden Frau häufig mit Erfolg bedient und sich ebenso wenig scheut, das Organisationstalent und die Tatkraft kluger Frauen beispielsweise in der Arbeiterinnenorganisation ausgiebig zu benutzen. Der Gedanke der Frauenemanzipation ist aber mit den Grundanschauungen der katholischen Kirche unvereinbar, welche lehrt, daß die von Gott eingesetzte patria potestas die Überordnung des Mannes über das Weib ein für allemal festgelegt habe und das Wesen des Weibes als „die eigentümliche Seinsweise der Menschennatur, welche in Unterordnung vereint mit dem Manne bestimmt ist, das Menschengeschlecht darzustellen und zu entwickeln" [1]), bezeichnet. Hieraus geht zur Genüge hervor, daß das Zentrumsprogramm die Forderung der Einordnung der Frau als dem Manne gleichberechtigtes Glied des Staatsganzen nicht enthalten kann und daher nicht enthält.

Das politische Handbuch für nationalliberale Wähler weist als erstes in der Reihe der Handbücher der mehr rechts stehenden Parteien die Spitzmarke „Frauenbewegung und Frauenrechte" [2]) auf. Doch ist auch hier die Ernte eine nur sehr geringe. Der in Frage kommende Absatz enthält der Hauptsache nach die auf die Frau bezüglichen familienrechtlichen Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Dann folgt nachstehend wörtlich angeführter Passus: „Die Sozialdemokratie und zum Teil auch Demokraten und Freisinnige vertreten weiterhin im Sinne der Frauenbewegung die Forderung, den Frauen dasselbe politische, insbesondere also das Wahlrecht zu gewähren, wie den Männern. Neuerdings (3. 2. 97) hat sich sogar im englischen Unterhaus eine Zufallsmehrheit von 228 gegen 117 Stimmen (bei Abwesenheit von 200 Mitgliedern) zugunsten des Frauenwahlrechts ausgesprochen." Wenn die nationalliberale Partei hiermit explicite ihre Stellung zur Frauenfrage nicht präzisiert, so geht sie doch implicite klar und deutlich daraus hervor. Unter den Parteien, welche zugunsten der Frauenbewegung auftreten, ist die nationalliberale nicht genannt, ferner läßt die Gruppierung der angeführten Parteien erkennen, daß man das Eintreten für die politische Gleichberechtigung der Frau als eine in erster Linie sozialdemokratische Eigentümlichkeit angesehen wissen und es dadurch in den eigenen Reihen diskreditieren will. Auch die Worte „sogar" und „Zufallsmehrheit" im zweiten Satz verraten dem nur halbwegs psychologisch geschulten Leser deutlich genug, welche Stellung der Nationalliberalismus speziell zu der Frauenstimmrechtsfrage einnimmt.

Einen abweichenden Standpunkt — wenigstens soweit die Zukunft in Betracht kommt — vertritt in neuester Zeit der jüngste Sprößling des alten Nationalliberalismus, die jungliberale Partei. Bei Gelegenheit des Verbandstags der jungliberalen Vereine Bayerns r. d. Rh. nahm einer ihrer Hauptvertreter, Dr. Bruno Stern-

---

[1]) Vgl. P. Rösler, C. S. R.: Freiburger Kirchenlexikon II. Aufl. Heft 128 und P. Cathrein S. J.: Stimmen aus Maria Laach. April, Mai und Juni 1900.

[2]) S. 284 ff.

Würzburg in einem Vortrag über die Reform des Gemeindewahlrechts in Bayern auch Stellung zu dem Gemeindewahlrecht der Frau. Die Art und Weise der Veröffentlichung dieses Vortrags — er erschien als Heft 1 der bayrischen jungliberalen Schriften — berechtigt daher, die in ihm gefallenen Äußerungen als eine Art Glaubensbekenntnis der Jungliberalen aufzufassen. Bekanntlich sind in Bayern die Frauen bisher nur dann gemeindewahlberechtigt, wenn sie auf Grund des Besitzes eines besteuerten Wohnhauses oder als Höchstbesteuerte in den Gemeinden das Bürgerrecht erworben haben.[1]) Stern bemerkt hierzu:

„Dieses Wahlrecht darf den Frauen nicht genommen werden. Sie allgemein zu den Gemeindewahlen zuzulassen, (was er für die männlichen Staatsbürger mit gewissen Einschränkungen verlangt), wäre heute vielleicht noch verfrüht; die Forderung der Zukunft wird dahin gehen. Die Frauen müssen zur Teilnahme am öffentlichen Leben erzogen werden. Ein Mißstand ist aber heute schon zu beseitigen. Die heute bereits wahlberechtigten Frauen dürfen ihr Wahlrecht nur durch Vertreter ausüben. Es ist eine bekannte Tatsache, daß schon in einer Reihe von Städten wiederholt Frauen Angehörigen verschiedener Parteigruppen gleichzeitig Vollmacht zur Wahlausübung erteilt hatten. Ferner hat die wahlberechtigte Frau heute keine Gewähr dafür, daß ihr Wahlrecht in dem Sinne ausgeübt wird, in dem sie ihre Stimme abgegeben haben will. Die Vertretung der Frau bei der Wahl widerspricht dem Prinzip der Geheimhaltung der Stimmabgabe. Es muß darum, wenn auch die Zahl der gemeindewahlberechtigten Frauen vielfach nur gering ist, dem bestehenden Mißstande entgegengetreten werden, und dies geschieht in angemessener Weise dadurch, daß man den wenigen wahlberechtigten Frauen die selbständige Ausübung des ihnen zukommenden Wahlrechts überläßt."

Man sieht, das Programm der Jungliberalen weist bereits die ersten Ansätze einer frauenfreundlichen Politik auf, die uns zu der Hoffnung berechtigen, mit dem Anwachsen dieser Gruppe werden ihre sich hoffentlich mehr und mehr in der angedeuteten Richtung entwickelnden Anschauungen allmählich auch die große Masse der Nationalliberalen durchdringen. Was sie den Frauen in bezug auf das kommunale Wahlrecht heute konzedieren wollen, ist allerdings nichts anderes, als ein Recht, das die Frauen in den Gemeinden des Königreichs Sachsen von jeher besitzen, ohne daß sich irgend welche „gefährlichen" Folgeerscheinungen eingestellt haben, aber für die Zukunft versprechen sie ja eine weitergehende Forderung zu stellen, und, wie der Engländer sagt, „one must be thankful for small mercies."

Die Stellung des eigentlichen Liberalismus zur Frauenfrage ist eins der niederdrückendsten Kapitel in der Geschichte der Frauenbewegung. Charakteristisch für die Auffassung der freisinnigen Volkspartei unter der Führung von Eugen Richter ist es, daß das von diesem herausgegebene Politische A-B-C-Buch, ein Lexikon parlamentarischer Zeit- und Streitfragen (Berlin 1903), die Frauenfrage in so starkem Maße für eine quantité négligeable hält, daß es nicht einmal für nötig erachtet, sie als eine Zeit- und Streitfrage auch nur zu erwähnen, geschweige denn ihr gegenüber Stellung zu nehmen. Auch in dem im Herbst 1905 beratenen und noch nicht endgültig angenommenen Entwurf eines Kommunal-Programmes der Deutschen

[1]) Vgl. Artikel 15 der Gemeindeordnung.

Volkspartei[1]) sucht man vergebens nach Forderungen, die eine wahrhaft liberale Auffassung der Frauenfrage bekunden. Der Absatz über das Gemeindewahlrecht lautet: „Die Wahl der Gemeindevertreter soll im Wege des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts erfolgen und zwar unter Anwendung des Proportionalsystems. Alle auf dem Besitz beruhenden Privilegien sind abzuschaffen." Von einer Ausdehnung des kommunalen Wahlrechts auf die Frauen ist selbst als von einer Forderung der Zukunft mit keinem Wort die Rede. Überhaupt weist das Programm von den Forderungen der Frauenbewegung nur diejenigen auf, die nach Ansicht der großen Mehrzahl der Männerwelt mit der so ängstlich gehüteten „weiblichen Eigenart" durchaus vereinbar sind: nämlich die Einführung obligatorischer Fortbildungsschulen für Knaben und Mädchen bis zum 18. Lebensjahre, Haushaltungs- und Kochunterricht für Mädchen und eine individuelle Armen- und Waisenpflege unter Heranziehung der Frauen. Ermutigender wirkt schon die Lektüre des sogenannten Frankfurter Mindestprogramms, das im November 1904 von einer aus Mitgliedern der drei freisinnigen Parteigruppen (Süddeutsche Volkspartei, Freisinnige Volkspartei und Freisinnige Vereinigung) zusammengesetzten Kommission als geeignete Unterlage für eine programmatische Einigung des gesamten Liberalismus entworfen und von der Freisinnigen Vereinigung im Februar 1906, von der Süddeutschen Volkspartei im Herbst 1906 angenommen wurde. Die Freisinnige Volkspartei hat sich noch nicht endgültig auf dieses Programm festgelegt. Seine Stellung zur Frauenfrage erschöpft sich in zwei allerdings ziemlich weit gefaßten Forderungen: „Erweiterung der Rechte der Frauen, insbesondere Gleichstellung mit den Männern für das Gebiet der gesamten sozialen Gesetzgebung und Mitwirkung der Frauen in der Kommunalverwaltung." Die erste, an sich bis auf die weitestgehenden Frauenansprüche ausdehnbare Forderung erhält durch den mit „insbesondere" eingeleiteten Nachsatz gleich eine erhebliche Einschränkung. Der Satz stellt anscheinend einen wenig erfreulichen Kompromiß zweier auf der Parteiversammlung in gleich starker Weise zur Geltung gekommener Meinungen dar, ist aber trotzdem immer noch einer großzügigen Auslegung fähig, falls sich innerhalb der Parteien Männer finden, die dies der Mühe wert erachten.

Weniger weitgehend ist wiederum das Wahlprogramm der vereinigten Liberalen und Demokraten Bayerns (sog. bayrisches Blockprogramm), das in bezug auf das Gemeindewahlrecht ähnlich lautet wie der Entwurf der Deutschen Volkspartei, und ebenso wie dieser die Stellung der Frau dazu gänzlich außer acht läßt, dafür aber wenigstens für die Frauen die volle politische Organisationsfreiheit und ungehinderte Teilnahme an politischen Veranstaltungen jeder Art und die gesetzliche Ermöglichung der Mitwirkung von Frauen bei der Armenpflege, und zwar in der Gestalt von gewählten Armenpflegschaftsrätinnen verlangt. Dem bayrischen Blockprogramm haben sich, einer Anregung ihres Führers Friedrich Naumann folgend, auch die süddeutschen Nationalsozialen angeschlossen, jene Partei, die trotz ihres fraktionellen Eingehens in die freisinnige Vereinigung dennoch ein so starkes Eigenleben besitzt, daß sie und ihre in ihren Programmen zum Ausdruck kommende Stellung zur Frauenfrage besonders beleuchtet zu werden verdienen.

[1]) Hervorgegangen aus den Beratungen eines in Aschaffenburg eingesetzten aus den Herren Baritsch, Fulda, Köhl, Haas, Mayer-Mainz, Mayer-Ulm, Rößler, Schickler und Stroh bestehenden Ausschusses.

Dem erfolgreichen Auftreten Elisabeth Gnauck-Kühnes, die auf dem evangelisch-sozialen Kongreß zu Erfurt im Juni 1895 als erste Frau einen durch formvollendete Darstellung und tiefes Eindringen in die wirtschaftlichen Verhältnisse gleich ausgezeichneten Vortrag über „die soziale Lage der Frau“ [1]) gehalten hatte, war es zu danken, daß die damals noch mit der christlich-sozialen Bewegung eng verknüpfte nationalsoziale Partei in ihrem Programm auch zur Frauenfrage Stellung nahm. Der erste Entwurf dieses Programms [2]) hatte bereits eine derartige These enthalten, die indessen auf dem im November 1896 ebenfalls zu Erfurt tagenden Parteitag von Friedrich Naumann gar nicht zur Diskussion gestellt wurde.

Sie lautete:

„Wir sind für Regelung der Frauenfrage im Sinne weiterer Zulassung des weiblichen Geschlechts zu geeigneten Berufen und größerer Sicherung seiner persönlichen und ökonomischen Stellung auf dem Boden des bürgerlichen Rechts.“

Die auf der Tagung anwesende Frau Gnauck-Kühne griff die Frage aber in der Debatte wieder auf und setzte durch, daß der Parteitag sich auf folgende These [3]) festlegte:

„Wir sind für Regelung der Frauenfrage im Sinne einer größeren Sicherung der persönlichen und wirtschaftlichen Stellung der Frau und ihre Zulassung zu solchen Berufen und öffentlichen Stellungen, in denen sie die fürsorgende und erziehende Tätigkeit für ihr eigenes Geschlecht wirksam entfalten kann.“

Die Nationalsozialen traten zugunsten der Frauenbewegung also nur so weit ein, als sich deren Bestrebungen auf größere Entfaltungsmöglichkeiten innerhalb der persönlichen und der wirtschaftlichen Sphäre richten. Das Streben nach Erlangung irgend welcher politischer Gleichberechtigung mit dem Manne unterstützten sie nicht. Von dieser Stellung wichen sie auch späterhin nicht ab, wie einerseits aus dem Anschluß der süddeutschen Nationalsozialen an das bayerische Blockprogramm, andererseits aus dem eigenen Gemeindeprogramm [4]) des nationalsozialen Vereins hervorgeht, das auf dem 4. Vertretertag in Göttingen im Jahre 1899 auf Grundlage eines von dem Bodenreformer Damaschke aufgestellten Entwurfs beschlossen wurde.

In dem darin enthaltenen Abschnitt über das Gemeindewahlrecht wird ebenso wenig wie in den fast gleichlautenden Abschnitten der Programme der Deutschen Volkspartei und der vereinigten Liberalen und Demokraten Bayerns des weiblichen Geschlechts Erwähnung getan und die einzige Stelle, wo die Frauen ausdrücklich genannt werden, ist die Forderung einer „weitblickenden Armen- und Waisenpflege unter Anstellung auch weiblicher Pfleger“.

Seitdem die nationalsoziale Richtung aufgehört hat, eine „Partei von Pfarrern und Lehrern“ zu sein und ein Sammelpunkt für geistig hochstehende Persönlichkeiten der verschiedensten Lager geworden ist, hat sich ihre Stellung zur Frauenbewegung wesentlich zugunsten dieser verschoben, ohne jedoch bisher durch eine Programmänderung festgelegt zu werden. Indessen sprechen eine so große Reihe von Umständen — es sei

---

[1]) E. Gnauck-Kühne. Die soziale Lage der Frau. Berlin 1895.

[2]) Vgl. „Die Hilfe“ 1896, Nr. 40.

[3]) Vgl. „Die Hilfe“ 1896, Nr. 48 und 49.

[4]) Vgl. Protokoll S. 12—21, 93—127.

hier u. a. nur der Tatsache gedacht, daß der Vorstand des badischen Landesverbandes in der Person von Dr. Elisabeth Jaffé-Richthofen ein weibliches Mitglied aufweist — dafür, daß die veränderte Auffassung tiefgehend ist, daß man berechtigterweise auf eine baldige Revision der nationalsozialen Programme im frauenfreundlichen Sinne hoffen darf.

Ob die neuerdings so stark hervortretenden Bestrebungen zur Einigung des Liberalismus die Aufnahme der Frauenforderungen in die liberalen Programme beschleunigen oder verzögern werden, muß dahin gestellt bleiben. Die Tatsache, daß einer der Hauptträger der Einigungsbewegung, der neue Nationalverein, sich die Aufgabe gestellt hat, „alle diejenigen Männer und Frauen dem politischen Leben zuzuführen, die durch die seitherige Entwicklung, insbesondere durch den Zank der Fraktionen und die Versandung des parlamentarischen Lebens ihren öffentlichen Pflichten entzogen worden sind," könnte eine optimistische Auffassung bestärken. Noch mehr vielleicht die Tatsache, daß der Verein drei Frauen in den Vorstand gewählt (Marianne Weber, Ika Freudenberg, Luise Kurtz-Osthofen) und offiziell ausgesprochen hat, daß er seinen Sitz aus Bayern verlegen würde, falls der Zugehörigkeit von Frauen zu ihm vereinsrechtliche Schwierigkeiten erwachsen würden. Dagegen gibt zu pessimistischen Vermutungen Anlaß, daß das im Juli 1907 in Mannheim tagende gemeinsame Aktionskomitee der Nationalliberalen, Jungliberalen, Freisinnigen, Demokraten und Nationalsozialen für die im 11. badischen Reichstagswahlkreis zu gründenden liberalen Volksvereine Leitsätze aufgestellt hat, in denen der Frauen wiederum mit keinem Worte gedacht wird.

In der bürgerlichen Frauenbewegung lebt schon seit Jahren eine tiefe Sehnsucht nach einer Einigung mit dem politischen Liberalismus im weitesten Sinne, als derjenigen Parteiengruppe, die vor allem berufen erscheint, die Forderungen der Frauen zu den ihren zu machen. Wir haben aber gesehen, wie ablehnend sich die in Programmen niedergeschlagene liberale Majoritätsmeinung den Fraueninteressen gegenüber noch verhält; trotzdem mehren sich innerhalb des Liberalismus die Stimmen, — und seit der Mitarbeit der Frauen bei der letzten Reichstagswahl sind es ihrer noch mehr geworden, — die es wagen, öffentlich für die Erweiterung der Frauenrechte einzutreten. Stärker als je zuvor regt sich daher in der Frauenbewegung die Hoffnung, daß die Zeit nicht mehr fern sein kann, wo der verjüngte Liberalismus seine Programme den gerechten Forderungen der Frau nach Teilnahme am Bürgerrecht anpaßt und von ihr dafür die Gegengabe erhält, daß sie seinen Geist ganz in sich aufnimmt und, als die natürliche Hegerin der kommenden Generation, ihn auch dieser einzupflanzen sucht.

Leider ist das programmatische Eintreten für die Rechte der Frau beim Liberalismus noch Zukunftsmusik, und nur die Sozialdemokratie stößt bis jetzt in dies Horn, dessen Töne geeignet sind, ihr die Gefolgschaft vieler Frauen und ein Agitationsmittel von immer stärker werbender Kraft zu verschaffen. Bei ihr ist das Eintreten zugunsten der Frau der natürliche Ausfluß der Auffassung, daß die Partei gegen Unterdrückung jeder Art anzukämpfen verpflichtet sei. Interessant ist es, die Entwicklung der sozialdemokratischen Programme mit Rücksicht auf ihre Stellung zu den Rechten der Frau von diesem Gesichtspunkt aus zu betrachten. Der Gedanke, auch das weibliche Geschlecht der Bürgerrechte und Bürgerpflichten in vollem Umfange teilhaftig werden zu lassen, lag in den sechziger Jahren in Deutschland allen Klassen und Ständen noch

so fern, daß der Ausschluß von diesen Rechten und Pflichten im Jahre 1869 selbst von sozialdemokratischer Seite noch als etwas Natürliches und keineswegs als Unterdrückung angesehen wurde. Nur so ist es wenigstens zu verstehen, daß das Eisenacher Programm aus dem genannten Jahre das allgemeine direkte und geheime Wahlrecht nur für alle Männer vom 20. Jahre an fordert und des weiblichen Geschlechts in dem gleichen Programm lediglich in der Forderung der Einschränkung der Frauenarbeit gedenkt. Das Gothaer Programm von 1875 ging bereits einen Schritt weiter, und wenn die Partei es auch noch nicht wagte, sich nach außen hin ganz offen zugunsten der politischen Gleichberechtigung der Frau zu bekennen, so bedeutet doch ihre Forderung eines „allgemeinen, gleichen, direkten Wahl- und Stimmrechts mit geheimer und obligatorischer Stimmabgabe aller Staatsangehörigen vom 20. Lebensjahre an für alle Wahlen und Abstimmungen in Staat und Gemeinde" nichts anderes, als ein allerdings noch sehr schüchternes Eingeständnis ihrer teils vielleicht bereits durch Bebels[1]) Einfluß veränderten Auffassung vom Rechte der Frau. Ganz unumwunden erklärt sich endlich das Erfurter Programm von 1891 gegen die nunmehr klarer und immer klarer als soziale und politische Ungerechtigkeit erkannte Ausschließung der Frau von den politischen Rechten. Der betreffende Passus lautet:

„Die sozialdemokratische Partei Deutschlands kämpft also nicht für neue Klassenprivilegien und Vorrechte, sondern für die Abschaffung der Klassenherrschaft und der Klassen selbst und für gleiche Rechte und gleiche Pflichten aller ohne Unterschied des Geschlechts und der Abstammung. Von diesen Anschauungen ausgehend, bekämpft sie in der heutigen Gesellschaft nicht bloß die Ausbeutung und Unterdrückung der Lohnarbeiter, sondern jede Art der Ausbeutung und Unterdrückung, richte sie sich gegen eine Klasse, eine Partei, ein Geschlecht oder eine Rasse.

Ausgehend von diesen Grundsätzen fordert die sozialdemokratische Partei Deutschlands zunächst:

1. Allgemeines, gleiches, direktes Wahl- und Stimmrecht mit geheimer Stimmabgabe aller über 20 Jahre alten Reichsangehörigen ohne Unterschied des Geschlechts.

— —

5. Abschaffung aller Gesetze, welche die Frau in öffentlicher und privatrechtlicher Beziehung gegenüber dem Manne benachteiligen."

Neben diesem grundlegenden Parteiprogramm sind seit dem immer zunehmenden Eindringen der Sozialdemokraten in die Stadtverordnetenversammlungen und seit dem Aufkommen der besonders von Hugo (Lindemann)[2]) und Bernstein vertretenen Anschauung von der Bedeutung der Gemeindepolitik als Mittel zur Herbeiführung einer neuen Gesellschaftsordnung eine Reihe ausführlicher Kommunalprogramme[3])

---

[1]) Bebels aufsehenerregendes Buch „Die Frau und der Sozialismus" erschien allerdings erst 1879 in erster Auflage.

[2]) Vgl. seine Zusammenstellung der wichtigsten sozialdemokratischen Gemeindeprogramme Deutschlands in einer Beilage zur „Kommunalen Praxis" (2. Jahrg. 1902, Nr. 18), ferner seine Aufsätze: „Zur Kritik der sozialdemokratischen Parteiprogramme" und „Unsere Forderungen an die Kommune" in den Sozialistischen Monatsheften, 1902, S. 277—288 und 437—447; desgl. P. Hirsch: „Sozialdemokratische Kommunewahlprogramme" in der „Neuen Zeit", 1902, Bd. 1 S. 612 ff.

[3]) Für Stuttgart schon 1891, für Leipzig 1892, für Dortmund 1893.

erschienen, unter denen das schleswig-holsteinsche[1]) von 1892, das brandenburgische[2]) von 1898, sowie der auf dem Münchener Parteitag von 1902 von Lindemann aufgestellte Programmentwurf[3]) wohl als die wichtigsten zu nennen sind.

Merkwürdigerweise betont von den drei genannten nur das älteste, das schleswig-holsteinsche Programm, ausdrücklich, daß sich das Gemeindewahlrecht auf alle mündigen Personen, ohne Unterschied des Geschlechts, zu erstrecken habe, während sowohl das brandenburgische Programm, wie der Lindemannsche Entwurf sich damit begnügen, die Bildung der Gemeindevertretung durch allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlen zu fordern. Es ist dies um so erstaunlicher, als das brandenburgische Programm den obligatorischen Fortbildungsunterricht bis zum 18. Lebensjahr ausdrücklich „für beide Geschlechter" verlangt, und Lindemann es ebenfalls für nötig hält, die weitgehendste Heranziehung der Frauen zur Armenpflege als besondere Forderung auszusprechen. Wäre dies nicht der Fall, so könnte man ohne weiteres annehmen, daß alle Programmforderungen auf dem Erfurter Programm fußend, sich stillschweigend auf beide Geschlechter beziehen sollen. Die Tatsache aber, daß an zwei verhältnismäßig unwichtigen Punkten die Rechte der Frauen besonders erwähnt werden, stößt eine solche Auslegung um und kann beinahe zu der Ansicht verleiten, daß die Sozialdemokratie vor der verhältnismäßig leichter realisierbaren Forderung des Gemeindewahlrechts für die Frau zum Teil zurückschreckt, während sie es für ungefährlich hält, für das politische Wahlrecht, das voraussichtlich länger unerfüllte Forderung bleiben wird, theoretisch einzutreten.

* * *

Friedrich Naumann hat vor kurzem den Ausspruch getan: „Alles, was etwas taugt in der jüngeren Frauenwelt, ist zur Bewegung gegangen." Möchte die Zeit nicht mehr fern sein, wo wir mit einer Variation dieses Wortes sagen können: „Alles, was etwas taugt in der jüngeren politischen Welt, hat die Berechtigung der Frauenbewegung anerkannt." Innerhalb der politischen Welt aber setzen wir unsere Hoffnung in erster Linie auf den verjüngten Liberalismus, der die verknöcherten Ideale vergangener Zeiten nach und nach abstreifen und den alten liberalen Grundgedanken „der unlöslichen Verknüpfung von vaterländischer Macht und Größe mit der Freiheit und Tüchtigkeit aller Staatsbürger" nach der Richtung hin ausbauen muß, daß er unter „Staatsbürgern" als eine Selbstverständlichkeit Männer und Frauen versteht.

---

[1]) Unter dem Titel „Wehr und Waffen" mit ausführlichen Erläuterungen von Karl Frohme, Neumünster 1892, erschienen.

[2]) Vgl. Protokolle über die Verhandlungen der Konferenzen sozialdemokratischer Gemeindevertreter der Provinz Brandenburg vom 27. Dezember 1898 und 1900. Verlag Vorwärts.

[3]) Vgl. Protokolle über die Verhandlungen des sozialdemokratischen Parteitags zu München, 1902, S. 90—92 und 203—218.

Marie Ebners Jugendarchiv.[1])

Von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

Marie Ebner, die „Kinderlose, die die meisten Kinder hat“ und die so tief und liebevoll verstehend ins Herz der Kleinsten gesehen und nachfühlend Kunde gegeben, hat wieder eine Kindergeschichte geschrieben.

Sie handelt von einem kleinen Komteßchen, das auf einem mährischen Gut mit unaussprechlichem Namen aufwächst, mit einem bezaubernden Vater, schönen Stiefmüttern, — Lügenstrafen für das Märchen — imposanten Großmüttern, kuriosen Gouvernantenexemplaren, viel geliebten und viel gehaßten, und in einer nachdenkenden, rastlos wirbelnden Phantasie Menschen und Dinge steigernder, geheimnisvoller nacherlebt.

Die eigene Kindheit ist es diesmal, die Marie Ebner zu sich kommen läßt, und die reifen, gütigen Menschenaugen, mit denen sie so viele Geschöpflein auf den verhüllten und verwirrten Wegen des jungen tastenden Lebens begleitet, die richtet sie jetzt auf das eigene „grüne Seelchen“, das fern am dämmernden Horizont ihrer Erinnerung mit langenden Armen ihr zuwinkt.

Und — bedeutungsvoller Schicksalskreis — gerade in Rom, das der Dichterin späte glückhafte Erfüllung hohen Alters wurde, gehen zur Sammlung und Sichtung diese Gedächtnisblätter mit Kindertränen und Kinderlachen durch ihre Hände.

Und sie genießt nun alles in eins in mächtig magischer Gegenwart: das Land der Jugend mit flatternden Spielen unter den Kastanien und im Wiesengrund des Schloßparkes von Zislavic; mit Praterveilchenstimmung und lieblichen Idyllen, wie aus den stillen Bildern Alts; mit dem schweigenden Blumenhof; mit dem Altwiener Haus, das einem „langgeschwänzten Klavier“ glich. Und diese Kleinwelt ist nun eingekapselt, wie eine bescheidene Reliquie, in diesem ungeheuern Grabmal der Welt auf den sieben Hügeln mit seinen Erinnerungen in Riesenmaßen. Mikrokosmos, Makrokosmos.

Die Schreiberin dieser Blätter freilich in ihrer demütig edelen Art ward fast verzagt, als die Bogen mit den kleinen Schicksalen sie gerade in der Weltgeschichtsatmosphäre heimsuchten. Wir aber, als Genießende, freuen uns des Zusammenklangs freier, und wir fühlen vor diesen Blättern, was die Verfasserin beim Vorstellen und Schreiben empfand: „Ihr seid etwas“ . . .

* * *

Wer die Ebnersche Lebens- und Menschenspiegelung kennt, die bei aller Güte so unbestochen und prüfend, so wenig einfärberisch, und so gerad und festfassend die Dinge nimmt, der wird sich denken können, daß auch in der Selbstbetrachtung und Selbst-

[1]) Meine Kinderjahre. Berlin, Gebr. Paetel.

rekonstruierung vergangner Zustände das „Richten mit unbefangner Stirn“ waltet, und daß unzweifelhaft eins hier ganz fehlen muß: die Betonung eines Wunderkindlichen in den Vorbedeutungszügen der künftigen Dichterin.

Die frühe Neigung zu den „poetischen Gegenständen“ wird durchaus in der richtigen Proportion zu dem Gesamtbild behandelt, sie wird als Mischungseinschlag in die seelische Konstitution dieser Jugend bewertet; und die Einstellung der andern, der kleinen Mitwelt, dazu, und dann wiederum die Gegenreaktion der „Unverstandenen“ werden überschauend mit humorhaftem Lächeln verzeichnet.

Und keine Bitterkeit, nur eine milde Resigniertheit ist in der nachdenklichen Erwägung, daß das Schicksal, durch die Getreusten und Geliebtesten in ihrem Herzenstun abgelehnt zu werden, ihr ja von der Kindheit bis ins reife Alter treu geblieben sei: „der Grundton, auf den das Schicksal der Größten wie der Kleinsten gestimmt ist, kommt immer wieder hervor.“

Die erste so geliebte Widersacherin war die eigene Schwester. Ihr war Marie als Reimerin unheimlich und kurios. Sie hielt das für eine Krankheit und gab der eingeschüchterten Marie, die sich nun auch schon fürchtete, daß „es“ wieder in ihr anfangen könne, den trostreichen Rat: „Sprich nicht davon, dann vergeht's vielleicht.“

Einer stand freundlicher zu der „Kinderkrankheit“. Freundlich aber streng und ernst, das war der Vetter Moritz, der „Gelahrte“, wie ihn der Grandseigneur-Vater Maries etwas minderlich nannte, der spätere Lebensgefährte.

Er brachte Marie vom wälschen Ton ihrer französischen Klangspiele mit einer Mahnung in gutmeinenden, etwas schwerfällig gewälzten Streckversen zur deutschen Zunge. Und die „deutsche Maid“ aus „gut germanischem Blut“, so stark beschworen, ward nun sofort gut bardisch und schlägt in die Harfe. „Die Harfe“, sagt sie, „bildete jetzt die köstlichste Bereicherung des neuen poetischen Hausrats. Doch vertauschte ich oft das musikalische Rüstzeug der Barden mit der Laute der Minnesänger, weil sich auf Laute so viel mehr und lieblichere Reime finden lassen als auf das stolze herbe Harfe.“

So hält die Erinnernde humorhaft Distanz, und auch selbstrichtend, wenn sie von der Hoffart spricht, die ihr das Gefühl des Verkanntheits-Martyriums erweckt, und schließlich bekennt sie dankbar schicksalsfromm den Segen mancher Widerstände, die in der Reibung sie stärker werden ließen.

Ganz fern von jeder Weichmütigkeit gegen Dilettantinnen und von der Hätschelei unreifer Begabung ist sie, das zeigt sie in der ruhigen und entschiedenen Verwerfung der Schöngeistereien einer von ihr sehr geliebten Jugendfreundin. Und ihren Standpunkt dazu kennt man ja auch aus der grotesken Novelle vom Bertram Vogelweid.

* * *

Aus ihrer Kindheit interessieren sie übrigens andere Wetterzeichen und Phänomene mehr als die poetischen Triebe.

Ohne hineinzugeheimnissen, in schlichtem Wahrhaftigkeitston, charakterisiert sie die Wunderwelt der kindlichen Vorstellung: dies Ineinanderübergehen, dies Grenz-Changeant der Wirklichkeit und der Phantasie, die Umbildung des Naturstoffes zu Märchen, und umgekehrt das Hineintragen des Märchenhaften in die Natur. So einfach und dabei so erkenntnisvoll ist selten vom Kind als Magier gesprochen worden.

Die Gabe, die allen jungen Völkern eigen, elementare Erscheinungen zu Mythen umzubilden, die kehrt in jedem Kinde fruchtbar von neuem wieder. Hermann Hesse hat davon im ersten Kapitel des Peter Camenzind verkündigend, rhapsodisch geredet. Marie Ebner erzählt einfacher, aber sehr eindrucksstark von solchen Magien, von Mittags- und Nachtzauber. Wie sie im Gurgeln des Brunnens am Ende des Gemüsegartens die Stimme des Wassermanns gehört und Elschen im leis raschelnden Laube; wie sie huschende Lichtgeister im Glanz, der im Hochsommer über die Ähren fliegt, gesehen.

Von den Elfen erzählt Anischa, die Amme aus der Hanna, dem mährischen Land, das der tote J. J. David tief erfaßt und gespiegelt, . . . die Elfen, sie sind zu Mittag nicht größer als Libellen. Aber sie wachsen sehr geschwind, und um Mitternacht sind ihre Flügel wie Adlerflügel, und das Laub stöhnt, wenn sie mit Windeseile hindurchfegen. Wenn der Sturm aber um die Ecke des Hauses saust, dann ist es kein Stöhnen mehr in der Luft, dann gellt es wie schrille Schmerzenslaute, wie Schluchzen, flüsternd wie hastiges Flehen, gleitend über die Fensterscheiben mit tastenden Fingern. Die Kinder schauern und raunen sich zu: das ist Melusine, die ihre Kinder sucht, nach ihnen ruft, um ihre Kinder jammert und weint. Sie sehen deutlich den weißen Schleier und bitten: „Lösche das Licht, Anischa, daß sie uns nicht sieht; sie glaubt vielleicht, wir sind ihre Kinder und holt uns."

Solche Märchensphäre voll süßer Schauer, einlullend und verschwebend, hat Marie Ebner, als Märchentante, später selbst vor Kindern gebannt. Und einen Wiederschein davon sieht man in der Zwielichtszene, da der Rittmeister Brandt den fieberkranken Knaben der Frau, die er liebt, zur Ruhe sänftigt und ihn einwiegt mit den Schleierbildern der grauen, auf- und abwehenden Feen.

* * *

Besonderer ausgebildet als diese den Kindern allgemeine Gabe, märchenhaft zu sehn, scheint bei diesem Kinde jene Eigenschaft dämmernder Wesensdumpfheit, halb unbewußten Doppellebens, in der es sich selbst zum Märchen wird. Die Erinnernde formuliert sich diese Zustände. Die Hauptvorstellung dabei — sie wurde auch das Motiv der Dichtung „Schattenleben" — war der Zweifel an der Wirklichkeit dessen, was sie umgab; sie glaubte nicht an diese Existenz, ihr Auge zauberte es nur hin. Also eine kindliche Spielart des philosophischen Begriffs der „Welt als Vorstellung". Trotz dieses Phantasiespinnens und Einsinnens muß das Kind aber eine scharf erfassende Beobachtung gehabt haben. In der Erinnerungskamera haften stark leibhaftige Momentbilder und Persönlichkeitsimpressionen. Man fühlt, wie dies Gedächtnisinventar, nachdem es einmal erschlossen, mühelos, leicht sich mit frischen Farben anglüht und neue Gegenwart gewinnt.

Da ist der dramatische Eindruck des Geiers, der plötzlich über dem Kreis der spielenden Kinder mit ausgebreiteten Schwingen regungslos in der Luft hängt, ruhevoll, während unten alles fiebert, spannt, vor Aufregung zittert, und dann plötzlich einen großartigen Kreis beschreibt und „wie ein abgeschossener Riesenpfeil" am Himmel hinfliegt und entschwindet.

Dann reihen sich aneinander frappant gefaßte Menschenphysiognomien und Umrisse. Oft nur durch ein Wort bezeichnet: der sanfte Schreiblehrer in braun und gelb, braun das Perrückchen und die Schnupftabaksnase, gelb die Hände und das kleine

Geſicht. Doch die Farbe ſeiner milden Seele zartes Apfelblütenroſa. Dann der ſehr ehrenwerte würdige alte Herr, den die Jugend wegen ſeines weißen Halbmondhaarkranzes um den kahlen Schädel den „beſchneiten Roſenhügel“ nennt.

Die mannigfachen Gouvernantentypen, darunter die ſtrenge Klaviermeiſterin im kragenreichen Fiakermantel und dem großen ſchwarzen ausladenden Hut, aus dem das Geſicht wie „aus der Tiefe einer ſchattigen Laube“ hervorſah; die unglückſelige Hiſtorikerin, die ſich mit dem widerſpruchsvollen, alles nach ihrem Kopf umwertenden Komteßchen durch das ganze Mittelalter hindurchzanken muß, und die ſchließlich zu der reſpektloſen Helden-Kritikerin faſſungslos mit bebender Stimme ſagt: „Aber Karl V. werden Sie doch gelten laſſen.“

Dann die Familienbilder.

Die pompöſe Grandmaman Bartenſtein, gerade aufgerichtet, ſchmal wie eine Gerte, ſtets in tiefer Witwentrauer.

Der Vater, im Glanz ſoldatiſchen Ruhms, jugendlich, temperamentsſprühend, ein Stimmungsmenſch, voll ſtarker Affekte.

Die Kinder vergötterten ihn, wenn er ſeine ſtrahlende Stunde hatte. Aber ſie waren auch eingeſchüchtert von dem ſtolzen Herrenweſen dieſer Natur und hatten keine freie Vertraulichkeit.

Marie grübelte darüber nach, und aus ihren Ideengängen, daß die Dinge nicht wirklich, ſondern nur von ihren Augen gemacht würden, kam ſie folgernd nun auch zu einer gleichen Betrachtung der Menſchen.

„Wenn die Menſchen nicht ſind, wenn ich ſie mir nur einbilde, dann will ich ſie mir ſo einbilden, wie ſie ſein müſſen, um mir bequem und angenehm zu ſein.“ So bildet ſie ſich einen „Papa ein, den ſie nicht fürchtet, und eine Gouvernante, die ſie nicht quält“. Doch in dieſem Bereich trat gegen die Vorſtellung allzudeutlich, unwiderleglich und unſchonend der Wille der anderen. Und leidend wird die Erfahrung gemacht, die ſich ſpäter im dichteriſchen Schaffen ſo oft beſtätigt: „Über keines der Weſen, die ihre Exiſtenz wirklich nur unſerer Einbildungskraft verdanken, haben wir unumſchränkte Macht, wir können ſie ins Leben rufen, ſie aber nicht handeln laſſen nach unſerem bloßen Gefallen. Sind es Menſchen, die den Namen verdienen, dann haben ſie ihre eigenen Geſetze, müſſen tun nach ihrer eigenen Natur und ſich aus dieſem Tun ihr Schickſal bereiten.“

In dieſem Satz voll Kunſt- und Menſchen-Erkenntnis ſteht einfach und ſicher ausgedrückt, was die Geſchöpfe des Dichters von den Geſchöpfen des Machers unterſcheidet. Jene erwecken die echte Illuſion des Handelns aus ſich, dieſe werden gegängelt und geſchoben, Figuren und Puppen. Und wenn Marie Ebner als Kind merkte, daß mit Menſchen nicht geſpielt werden darf, als Dichterin hat ſie es nie getan und ihre Geſchöpfe ſich ſelbſt erfüllen laſſen in untrüglicher Daimonion-Ahnung, was einem jeden aus ſeinem Weſen heraus zuerteilt iſt und welche Kurven, Auf- und Abſtiege ſeine Lebenslinie nach den Gravitationen nehmen müſſe.

So gingen aus ihren Händen Lebens- und Menſchenbücher hervor.

Eine poetische Erziehungslehre.

(Zu Adolf Wilbrandts siebzigstem Geburtstag am 24. August 1907.)

Von

Victor Klemperer.

Nachdruck verboten.

Ich weiß kein literarisches Gebiet, auf dem sich Adolf Wilbrandt nicht betätigt hätte. Neben lyrischen und dramatischen Schöpfungen verdanken wir ihm eine lange und wohl noch längst nicht abgeschlossene Reihe sehr bedeutender Novellen und Romane; sein treffliches Buch über Heinrich Kleist hat allen späteren Kleistforschern den Weg gewiesen; als Bindeglied zwischen der literarhistorischen und der freischöpferischen Arbeit sind Wilbrandts bühnengerechte Übertragungen aus dem Griechischen und Spanischen zu nennen; der Jüngling führte seine Feder mit Leidenschaft als freiheitlicher Journalist und politischer Schriftsteller, der reife Mann diente der Kunst als Leiter des Wiener Burgtheaters. Dieser Vielseitigkeit des Dichters gegenüber nimmt sich mein im Titel angekündigtes Einzelthema vorderhand wohl recht dürftig, willkürlich und bedenklich aus. Vielleicht gelingt mir aber im folgenden der Nachweis, daß ich vom Kernpunkt in Wilbrandts Charakter, vom wesentlichen Gehalt seiner bedeutendsten Werke handle, wenn ich seine pädagogischen Ideen beleuchte.

Wilbrandts gesamte Erziehungslehre ist in seinem Roman „Vater Robinson" angedeutet. Ich muß eine kurze Inhaltsskizze vorausschicken; da wird sich der Leser beim Anblick des bloßen Handlungsgerippes wahrscheinlich über die Häufung von Zufällen und Unwahrscheinlichkeiten entsetzen. In der Tat kann man den vielfachen Gebrauch des Zufalls in Wilbrandts Romanen sehr oft verurteilen hören. Ich bin aber der Meinung, daß der Dichter niemals die innere, psychologische Handlung von der äußeren überwuchern läßt. Und solange ein Zufall zu psychologischen und nicht zu Sensationszwecken in die Handlung eingeführt wird, halte ich es für unnötig, sich gegen seine Anwendung zu ereifern.

Gottfried Hellbach, ein unfertiger, rastloser Mensch hat seine Gemahlin auf anderthalb Jahre verlassen, um eine Forschungsreise in Afrika zu machen. Dort überfällt und verwundet man ihn; der Verschollene gilt in Europa für tot. Als er nach längerer Zeit an die Küste zurückkommt, erfährt er, daß seine mehr leichtfertige als schlechte Frau ihn betrogen habe und mit dem Ehebrecher davongegangen sei. So berichtet Magnus Friedeberg, Henriettes gegensätzlicher Bruder, dem Schwager und fügt hinzu, daß seine Schwester für ihn nun tot sei. Die Unglücksnachricht verbittert dem Genesenen das Leben. Er mag nicht nach Europa zurückkehren, legt auch seinen Namen ab und hält sich achtzehn Jahre lang als Doktor Robinson in andern Erdteilen auf. Dann aber überfällt ihn doch ein Heimweh. Er will sich Wien nur wenige

Wochen ansehen, findet aber bei seiner Wirtin ein einsames junges Mädchen — Lilis Vater ist tot, ihre Mutter im Irrenhaus — das ihn als ein seltsames Erziehungsobjekt fesselt. Lili ist „schiefgewachsen", er will die gut Veranlagte und bisher schlecht Erzogene gerade richten. Bald lieben sich die beiden Menschen wie Vater und Kind. Nach vier Jahren, die er in Wien verbracht hat, sucht Hellbach seinen Schwager Magnus Friedeberg auf. Der „Spartaner", ein genialer Großkaufmann und Philanthrop, erschöpft sich in Wohltaten für die Menschheit, während er für seine Angehörigen wenig Milde und Verständnis aufbringt. So hat er seine Schwester verstoßen, so ist er im besten Zug, seinen im Kern durchaus tüchtigen, nur gegen die spartanische Moralität des Vaters opponierenden Sohn zu einem rechten Lumpen zu machen. Hier greift Hellbach, den Hugo Friedeberg nur als Doktor Robinson kennen lernt, im letzten Augenblick ein. Hugo und Lili werden nun gemeinsam erzogen. Es war Zeit dazu; sie hatten bereits vor dem offiziellen Bekanntwerden eine gefährliche Liebelei auf dem letzten Maskenball begonnen. Ich kann mich über den Ausgang der Geschichte sehr kurz fassen. Lilis aus dem Irrenhaus heimkehrende Mutter ist Frau Henriette. Sie muß erst sühnenden Selbstmord begehen, ehe Magnus Friedeberg in eine Vereinigung zwischen seinem Sohn und der Tochter einer Sünderin einwilligt. In eine spätere Vereinigung übrigens; denn vorerst sollen sich Lili und Hugo unter Hellbachs Leitung zu tüchtigen, reifen Menschen heranbilden.

Hellbachs Erziehungsmethode macht den eigentlichen Gehalt des Buches aus. Vater Robinson hat ein großes Vorbild: den athenischen Lehrmeister Sokrates. Wie Sokrates ist er fest von der Erlernbarkeit und Lehrbarkeit der Tugend überzeugt, wie Sokrates drängt er dem Schüler nicht fertiges Wissen auf, sondern regt ihn zum eignen Denken und Finden an, übt geistige Hebammenkunst. Und tut das mit gleichem Humor, wie er dem Athener zu Gebote stand. Man prüfe nur die erste Szene zwischen Gottfried Hellbach und Hugo. (Ich sage mit Absicht „Szene". Der Dramatiker, speziell der Lustspieldichter verrät sich jeden Augenblick in Wilbrandts Romanen und Novellen. Eine ungemeine Straffheit und Lebendigkeit ist die erfreuliche Folge.) Hugo ist in heftigem Zorn von seinem Vater gegangen, er will im Wirtshaus bei Wein und Karten Vergessenheit suchen. Das halte er für sehr gescheit, meint Hellbach, und schließt sich dem Sünder als Gleichgestimmter an. Nur ins Wirtshaus mag er nicht; zu Haus hat er von seinen Reisen her einen besonders guten fremdländischen Wein und ein besonders anziehendes Spiel. Ein Schachspiel hat er dort, was er aber vorläufig nicht verrät. Und danach braucht er nicht einmal zum Schachspiel zu greifen; es ist ihm im lustigen Plaudern gelungen, den Gedanken des Gefährten eine höhere Richtung zu geben. In Hellbachs Hause findet dann Hugo etwas, was ihn auf sein eigenes Studiengebiet zurücklenkt. Hellbach befaßt sich eifrig mit den Problemen der modernen Naturforschung; er hat einen „Neurographen" konstruiert, einen Apparat, der die Bewegungen des Froschnervs aufzeichnet. Das paßt nun eigentlich schlecht zum Wesen eines Erziehers, der an platonische Ideale glaubt. Denn wie vereint sich der Glaube an die Erlernbarkeit der Tugend, also an Erziehungsmöglichkeit überhaupt, mit dem Wissen von ererbten Übeln und all den andern Einschränkungen des freien Willens? Auch Wilbrandt legt sich diese Frage vor und erteilt durch seinen Vater Robinson eine zum mindesten charakteristische und liebenswerte Auskunft, die freilich den radikalen Anhängern beider Richtungen lau erscheinen dürfte. In der schönsten Szene des Romans meint Lili, die eben wieder einmal an etliche Sünden erinnert

wurde: „Früher haben Sie mir gesagt, daß das mächtigste in allen Wesen die Erbschaft von Vater und Mutter ist. Mit all meinem guten Willen, wie kann ich mir helfen?“ Hellbach entgegnet: „Ja, ja, ja, gefangen sitzen wir in diesen ererbten vier Wänden unseres Ich; diesen Kerker sprengt niemand als der Tod. Aber doch, doch ist uns zu helfen. Wohnt nicht der Mensch unter den Menschen, Kind? Ist nicht ein ewiges Wirken und Säen hin und her von einem zum anderen? Von Seele zu Seele flattern ja tausend unsichtbare Keime, schlüpfen durch tausend unsichtbare Spalten in den Kerker des Ich; gib ihnen nur Zeit und Kraft, darin einzuwurzeln, so wachsen sie hinein in dein ererbtes Ich und vererben sich fort mit dir, vom Geschöpf geschaffen. Nein, Lili, klagen Sie nicht! ‚Böse Feinde‘ und ‚gute Engel‘ — ’s sind ja alles nur Keime, die in Ihnen wuchern; die guten Engel können die bösen Feinde ersticken.“ Und Lili erwidert ihrem Pflegevater: „Ich will erben von Ihnen.“

Diese Verschmelzung platonischer Ideengänge und modern naturwissenschaftlicher Anschauungen ist das Wesentliche in Wilbrandts Werken. Wie gesagt, sie ist nicht nach jedermanns Geschmack und läßt sich leicht und von verschiedenen Seiten angreifen. Dem Gelehrten mag sie „unwissenschaftlich“ erscheinen; der moderne Ästhetiker wiederum wird über soviel „Reflexion“ die Nase rümpfen und sich naivere Kunstübung ausbitten. Ich für meinen Teil sehe nicht ein, warum wir den Mann nicht ohne Registrierwut als das nehmen und schätzen sollen, was er nun einmal ist: als edlen durchaus eigenartigen Dichterphilosophen.[1])

Als Hugo das erstemal vor Vater Robinsons Neurographen steht und sich die Konstruktion des Apparates nicht zu erklären vermag, hilft ihm Lili auf die Spur. Ihr Erzieher hat sie in seine Arbeit eingeweiht, hat sie immer wie eine viel jüngere Schwester, eine kleine Kameradin behandelt. Auch hierin bietet dieser Roman das für die gesamten Wilbrandtschen Werke Allgemeingültige und Wesentliche. Zwischen Vater und Kind herrscht starke Interessengemeinschaft und gute Kameradschaft (die aber durchaus nicht ausschließt, daß das Kind mit der herzlichsten Ehrerbietung zu seinem vorbildlichen ältesten Freund aufsieht). Das Geschlecht des Kindes macht dabei einen geringen Unterschied: den Mädchen wird geradeso ein Höchstmaß von Ausbildung zugeführt wie den Knaben. Auch werden sie an gleiche Selbständigkeit des Denkens gewöhnt. Sein völliges Vater- und Tochterideal hat Wilbrandt wohl in den beiden Kirchheims im „Sänger“ gezeichnet. Als der Held dieses Romans die beiden schlanken jugendlichen Menschen zuerst erblickt, weiß er nicht, ob er Braut-, Eheleute, Geschwister oder Vater und Tochter vor sich hat. Schon im Äußern der beiden drückt sich liebevolle Kameradschaftlichkeit aus. Der Vater, ein Universitätsprofessor, hat sich frisch erhalten, indem er mit dem Kinde lebte. Und Elsbeth nahm von früh auf an allem teil, was ihn bewegte; er hat sie sehr viel lernen lassen. Dabei wurde über ihrer geistigen Ausbildung die körperliche nicht vergessen; sie ist im Turnen, im Springen und Laufen sehr gewandt. Wilbrandt hat einen ungemeinen, bisweilen gar etwas chauvinistisch gefärbten Stolz auf sein Germanentum. Die körperliche Kraft und Geschmeidigkeit, die Tacitus so sehr an den alten Germanen rühmte, will er auch von den jungen bei Mann und Weib gleichermaßen gepflegt wissen. Und seine Lieblinge

[1]) Auf die Gefahr hin, umschichtig unwissenschaftlich und unmodern zu erscheinen, war ich in meinem Buch über Wilbrandt (Cotta 07) bemüht, durchweg beiden Faktoren in den Werken des Mannes gerecht zu werden.

unter den Mädchen schildert er immer als „gotische" Prachtgestalten, schlank, groß, kraftvoll, frei von aller Prüderie und Zimperlichkeit.

Dabei aber durchaus nicht unweiblich. Wie er die Grenze zwischen männlicher und weiblicher Kraftbetätigung zieht, das hat er einmal rührend schön in seinen „Mecklenburgern" dargestellt, einem Roman, der einen Hymnus auf Wilbrandts sonnigste Stammeseigenschaft bildet, auf den „gesunden, dauerhaften, unerschrockenen, auch schön verrückten Humor" der Mecklenburger. Zwei Menschen, die sich wahrhaft ergänzen und gegenseitig erziehen — er lehrt sie Mut und Frohsinn kennen, sie zeigt dem noch Zügellosen, was Pflichterfüllung und Selbstüberwindung ist — müssen hart kämpfen, ehe sie die Ehe eingehen können. Einen halben Tag, bevor Ewald den für seine Zukunft entscheidenden humoristischen Vortrag halten soll, stirbt Marthas Vater. Das verheimlicht sie dem Geliebten, um ihm nicht die zum Erfolg notwendige frohe Stimmung zu zerstören. Hinterher erzählt sie ihm, wie sie ihn oft um seine Tapferkeit beneidet habe: „Ich wollt' auch einmal so tapfer sein. Aber so, wie wir's können, auf Frauenart. Darum hab' ich mich heut so hart gemacht."

Diese naturgebotene Unterscheidung zwischen männlicher und weiblicher Seele mag den Dichter dahin geführt haben, daß er, stutzig gemacht durch die Übertreibungen mancher extremer Frauenrechtlerinnen, seltsamerweise in einigen Werken gegen die Emanzipation Stellung nahm, obwohl doch Lili und Elsbeth und noch manche andere von Wilbrandts geistigen Töchtern durchaus moderne und im besten Wortsinn emanzipierte Mädchen sind. Der Roman „Villa Maria" scheint mir eine arge Inkonsequenz gegen Wilbrandts eigne Erziehungslehre zu bedeuten. Er wird ja doch sonst nicht müde, zu schildern, wie Mädchen und Knaben dazu herangebildet werden, einmal als gute Kameraden zusammenzuwirken, und all seinen Mädchen wohnt soviel Kraft und Stolz inne, daß sie in einer Ehe ohne Gleichheit und Kameradschaftlichkeit notwendig unglücklich werden müssen. In „Villa Maria" erzählt er nun ganz novellistisch, wie eine seiner „Gotinnen", die künstlerisch reich veranlagte Maria Merker, eben daran zugrunde geht, daß sie den Kameraden nicht findet. Sie hat das Unglück, ihre Liebe zuerst an einen allzu weichen Jüngling zu verschenken. Von dessen Haltlosigkeit abgestoßen wirft sie sich dann an einen Kraftmenschen, einen „preußischen Herkules" fort, der die bei aller Stahlhärte Feinfühlige tödlich verletzt. Diesen novellistischen Einzelfall bauschte Wilbrandt zum Roman auf und predigte ganz im allgemeinen gegen eine „Gleichheit", die er sonst selber oft genug als Kameradschaftlichkeit herbeizuführen bestrebt ist. Ebenso verfehlt scheinen mir zwei Novellen, die gleichfalls in diese Linie gehören: „Der Verwalter" und „Die gute Lorelei". In jener erzählt Wilbrandt die Zähmung einer Widerspenstigen auf ziemlich gewaltsame Weise, in dieser belächelt er eine junge Professorin, die gern ein wenig Verständnis für die Arbeiten ihres Sanskrit-gelehrten Gatten gewänne.

Überhaupt zeichnet sich Wilbrandt in Ehegeschichten nicht durch die gleiche Sicherheit und originelle Kraft aus wie in seinen pädagogischen Stoffen. Lehrer und Schüler, Vater und Kind — das ist sein immer wieder, und immer neu und reich und eigenartig behandeltes Thema. (Merkwürdig, daß er fast immer Vater und Kind, sehr selten und minder glücklich Mutter und Kind zeichnet.) Der Stoff gerade seiner besten Werke mag scheinbar weitab liegen von allem Pädagogischen; sieht man genauer hin, so entdeckt man doch irgendwo eine Erziehungsgeschichte, und je mehr Raum das Pädagogische einnimmt, um so besser ist auch sicherlich die Dichtung. Ein schönes und

einfaches Beispiel für dieses Hineinziehen des pädagogischen Momentes bildet die Novelle „Das lebende Bild“. Scheinbar sind die Helden der Geschichte zwei geistig hochstehende, doch sehr verschiedenartige Eheleute, die ohne bestimmtes Verschulden von einer Seite im Laufe der Jahre arg „auseinandergewachsen“ sind. Der Mann ist etwas pedantisch veranlagt, ruhig und kritisch; die Frau ist eine Proteusnatur, liebt bewegtes Treiben, Verkleidungen, schauspielerische Betätigung. Der Bruch zwischen beiden Menschen scheint unvermeidlich. Da finden sie wortlose Belehrung bei ihrer Tochter. Die sechzehnjährige Luise ist die eigentliche Heldin der Erzählung. Sie ist eine fast tragische, rührende Gestalt. Vom Vater und von der Mutter hat sie gleichmäßig geerbt, liebt beide gleichmäßig und kann es beiden nicht recht machen. Ihm ist sie zu spielerisch, ihr zu pedantisch. Aber schließlich wird sie doch zur Friedensstifterin zwischen den Eltern. In ihrer Seele ringen ja die Eigenschaften jener beiden Menschen nach einem Ausgleich. Warum sollen die Eltern sich nicht danach richten und einen Frieden anstreben, der dem Kinde sein Heim erhält?

Doch auch wo Wilbrandt über die Darstellung allgemein menschlicher, gleichsam zeitloser, Verhältnisse hinausgeht und die sozialen und politischen Verhältnisse der Gegenwart (genauer: das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts) zeichnet, bildet das pädagogische Moment den Kern seiner Dichtungen. Ich greife eine Geschichte heraus, die auf den ersten Blick nichts anderes zu enthalten scheint als den realistischen Bericht eines naturwissenschaftlich-technischen Fortschrittes. Man glaubt in den „Rothenburgern“ einen buchstäblich „orthopädischen“ Roman vor sich zu haben. Wilbrandt erzählt die Geschichte eines genialen Bandagenmachers, der sich ein großes Sanatorium baut, und versichert auch ausdrücklich in der Einleitung, daß er alle Tatsachen der Wirklichkeit nachgeschrieben habe. Doch Richard Tauber erzielt seine wunderbaren Heilungen nicht bloß durch seine Bandagenkunst; mehr noch als der Arzt ist er der Lehrer seiner Patienten. Er schafft den Kranken eine schöne Umgebung; ein Park, ein Kristallpalast, eine Kirche müssen die Stimmung der Verdüsterten erhöhen; Schmuck und Spiel müssen sie erfrischen und ermutigen. Und dann wirkt er wie ein rechter Lehrer auch unmittelbar durch seine Persönlichkeit auf die Kranken ein, benutzt ihren eignen „Heilwillen“. „Sie helfen mir, wir legen Ihren und meinen Willen zusammen, machen einen draus“, sagt Richard zu Anna, der verkrüppelten Tochter seiner Jugendgeliebten. Und bald hören wir nur noch von dem Wunderwerk, das Richard Tauber an dieser einen Patientin verrichtet, nicht so sehr als Arzt wie als Erzieher, als seelischer Orthopäde, als ein anderer Vater Robinson. Schade nur, daß am Ende aus Vater und Kind Braut und Bräutigam wird; auch das ist wieder eine Inkonsequenz, denn hier heiraten sich Meister und Geschöpf, und nicht gleichwertige Menschen.

Eine ebenso bedeutende Rolle spielt das Pädagogische in Wilbrandts Theaterromanen. Eigentlich ist ja die Bühne für den modernen Romandichter durchaus kein origineller Stoff mehr. Seit „Anton Reiser“ und „Wilhelm Meister“ wurde das Theater gar zu häufig behandelt. Da wußte denn Wilbrandt dem alten Thema neuen völlig originellen Reiz zu geben, indem er eben seine pädagogischen Ideen auch auf dieses Gebiet übertrug. Im „Sänger“ schilderte er einen Regie-begabten Schauspieler als wahren Sokrates der Bühne. Im „Meister Amor“ gelang ihm in dem alten Willmann, der auch erzieht, aber wahrlich kein Sokrates ist, die merkwürdigste Gestalt aus seiner langen Reihe von Charakteren. Der einstige Charakterschauspieler Willmann hat ein Kind adoptiert, das er zur Schauspielerin ausbildete. Willmann ist durchaus

kein fleckenloser Mensch. Er ist zu schlimm vom Leben umgetrieben worden, als daß er seine Kinderunschuld hätte wahren können. Der alte Mann lebt von recht bedenklichen Geldgeschäften, vom Schwindsüchtig- und Herzkrankschminken der jungen Leute, die dem Militärdienst entgehen wollen, und nur in letzter Linie vom Schauspielunterricht. Aber was er auch Anrüchiges tut — es geschieht zu Ehren der Kunst. Er erwirbt nur, um Ada ausbilden zu können. Und sie, die Hochbegabte, muß lernen und lernen. (Bei welch interessanten Lektionen der Leser übrigens auch gediegenen Vortragsunterricht erhält.) Mit fünfzehn Jahren spielt sie die Eboli, die Luise Millerin, die Julia mit technischer Vollendung. Doch nur eben technisch vollendet. Ein Kind, dem man Wissen aufgedrängt, ohne sein Herz zu wecken, wie sollte das die Julia spielen? Ada Willmanns erstes Auftreten bedeutet eine böse Katastrophe. Erst später, da „Meister Amor" sie noch gelehrt, was an Willmanns sonst untadligen Lektionen fehlte, wird sie zur großen Künstlerin.

Weit über den „Sänger" und „Meister Amor" stelle ich eine erst im vergangenen Jahr erschienene Theatergeschichte Wilbrandts. Zwar was der Dichter in „Irma" an eigentlichen Bühnenereignissen berichtet, ist nicht sonderlich neu. Aber die wunderbar einfache Vorgeschichte, wie die kleine Künstlerin als Tochter eines ehemaligen Theaterfriseurs aufwächst, wie sie den etwas kindischen Vater erzieht, wie sie sich zum Weib entwickelt, das ist mit reifster und ergreifend schöner Kunst geschrieben. Noch auf einen Punkt dieses reichen Buches möchte ich wenigstens andeutend hinweisen, wenn er auch nur indirekt zum Thema dieser Skizze gehört. Wilbrandt schildert mit größter Schärfe und ganz unverblümt das Erwachen der Pubertät in seiner Irma. Aber mit welchem Zartsinn, welcher Reinheit und Poesie ist das dargestellt. Könnte ich doch das Buch allen denen in die Hand geben, die sich für das „Frühlingserwachen" begeistern. Daß sie lernen könnten, wie es sehr wohl möglich ist, alles darzustellen und dennoch rein und künstlerisch zu schreiben. Man muß nur eben ein Dichter sein und nicht — aber ich schweife wohl doch zu weit ab und bitte um Verzeihung, daß ich einen „Reflexionsdichter" ältester Schule neben dem modernsten „Neulandentdecker" zu nennen wagte. Unnötig zu sagen, daß ein „Gotenmädel" Wilbrandtschen Schlages, auch wenn es sehr natürliche Anwandlungen hat, nicht — an der Bleichsucht stirbt. — —

Während alle bisher erwähnten Dichtungen nur mehr Einzelabschnitte menschlicher Tätigkeit schildern, hat es Wilbrandt in einigen großen Romanen unternommen, ein totaleres Weltbild zu zeichnen und sich mit umfassenden Fragen seiner Zeit, mit ihrer Ästhetik, Philosophie, Politik und Religion in weiterem Maße auseinanderzusetzen. Geht man aber diesen Romanen auf den Grund, so findet man doch schließlich wieder den alten Wilbrandtschen Kern. Und so offenbar und richtig es ist, daß im „Hermann Ifinger" Wilbrandts ästhetische Prinzipien, die sich dem Makartschen Sinnentaumel widersetzen, daß im „Dornenweg" und in „Adams Söhnen" seine politischen Anschauungen ausgesprochen sind, daß er in der „Osterinsel" zu Nietzsche Stellung nimmt, im „Franz" seinen Christus darstellt — ebenso richtig ist es auch sicherlich, wenn man all diese Werke einfach als Erziehungsromane bezeichnet.

Der reichverschlungenen Handlung des „Hermann Ifinger" zu folgen, die aufs lebensvollste die künstlerischen Bestrebungen der siebziger Jahre in Deutschland darstellt, würde den Rahmen dieser Skizze sprengen. Hermann Ifinger, der selbst keine Kunst ausübt, steht den einzelnen Malern als Lehrer und Prediger des Echten und Natürlichen

gegenüber. Eine einzelne Phase der Handlung aber zeigt ihn unmittelbar als Erzieher. Nach doppeltem Liebesleid in einer unglücklichen Ehe und einer unseligen Leidenschaft findet er endlich den Frieden in der Verbindung mit Christel Schellenberg. Christel kam völlig ungebildet aus ihrem Heimatdorf als Kindermädchen in Ifingers Haus. Von Natur gut und edel, voller Herzenstakt und mit tüchtigem Denkvermögen ausgestattet, sieht sie sich doch im Anfang durch die größte Kluft von Ifinger getrennt. Der beeinflußt sie erst ohne Absicht; dann, als er die Lernbegier und Bildungsfähigkeit des Mädchens schärfer erkannt, wird er geradezu Christels Lehrer. Bis er sich endlich eine ebenbürtige Kameradin herangebildet hat. (Eine ganz andere als Richard Tauber in seiner Anna finden kann.) Wilbrandts Erziehungsideal kommt deutlich zum Ausdruck, wenn Hermann Ifinger, da er Christels Jawort erbittet, seinen verwunderlichen Schritt derart begründet: „Eine Mißheirat — für die bin ich gar nicht. So ein stupider fanatischer Demokrat, der alles gleich machen will, der soll nur lieber gleich aus der Welt lauter Gallert machen! Wären Sie die Christel vom Halleiner Kirchhof geblieben . . . so paßten Sie nicht zu meiner Frau; ich heiratete Sie auch nicht. Jetzt passen Sie aber dazu . . . Sie hatten schon damals ein großes Herz, einen hohen Sinn, Christel; darin waren Sie schon lange weiter als die meisten Menschen. Nun sind Sie ihnen in allem über den Kopf gewachsen: im Denken, im Streben, im Wissen . . . in dem, was man Bildung nennt, und in dem, was man Form nennt. Was Sie im Herzen hatten, das haben Sie nun auch in den Armen, in den Schultern. . . ."

Der „Dornenweg", dessen politisches Thema die soziale Gesetzgebung ist, spricht in jeder Hinsicht von Erziehung. Im Mittelpunkt der Handlung steht ein Freundespaar, das sich ergänzt wie Sokrates und Plato. Olearius, der ursprünglichere Denker, der willensstarke Anreger und Erzieher, und Dittmar, der geniale leidenschaftlich bewegte Ausführer. Das hohe Ziel beider Männer ist Deutschlands Förderung und Hebung. Doch auch ein Selbsterziehungswerk haben sie zu leisten: sie wandern beide den „Dornenweg", den schweren Pfad der Glücklosen, der doch schließlich zum Glücksweg werden muß, weil er den Willen derer, die ihn schreiten, stählt, weil er sie aufwärts entwickelt, veredelt, erzieht. Die nächtliche Szene, in der Martin Olearius dem geistig und körperlich niedergebrochenen Freund die Lehre vom Dornenweg predigt, bildet den besten Gehalt des Werkes. Herzerquickend sind auch die meisten Blätter, die vom Hause Rohrbach handeln. Familie Rohrbach, in der Olearius als Erzieher und Freund wirkt — am Schlusse ist er der Schwiegersohn des Barons — hat die größte Ähnlichkeit mit der vorher beschriebenen Familie Kirchheim.

In „Adams Söhnen", deren geistige Atmosphäre gleichfalls die Politik bildet, ist das pädagogische Moment schon dadurch gekennzeichnet, daß Vater und Sohn die zentralen Gestalten bilden. Ein reifer gefesteter deutscher „Bauer" und ein noch schwankend ideologischer Knabe, der sich erst allmählich zur Mannheit hindurchringt. Wie es um die geistige Ausbildung des „Bauern" Karl Wittekind aussieht, mag ein Blick in sein Arbeitszimmer lehren. Auf seinem Schreibtisch liegen Shakespeare, Darwin, Ranke, Ihering und sein „Lieblingsheiltrank", der „Faust", auf dem Klavier Beethovens Sonaten.

Als ein milder humaner Erzieher vor allem zeigt sich Wilbrandt auch in seinem Nietzsche-Roman, der „Osterinsel". Er hat Verständnis und Bewunderung für den genialen Unglücklichen, der auf ferner Insel, losgelöst von der mittelmäßigen Masse,

den neuen Renaissancemenschen, die Mischung aus Goethe und Napoléon, züchten will, er wendet sich unwillig von dem „Nazarener", dem „Obstmenschen" ab, der Tolstoj-Ideale vertritt; aber sein Herz ist bei dem jugendlichen „Germanen" Schweitzer, der adlig und kraftvoll gesinnt ist wie der „Meister" Helmuth Adler, der aber doch alle Mitmenschen weichherzig und liebevoll emporzuziehen bestrebt ist. Und es ist sehr charakteristisch, einen wie weiten Raum in dem bitterernsten Buche die fröhlichen Szenen einnehmen, in denen Schweitzer mit Adlers schlecht genug erzogenem Töchterchen spielt und es im Spiel mit „schauderhaft" viel Liebe heranbildet. Schließlich, da Adler gescheitert ist, zieht Schweitzer dieses Fazit aus den Bestrebungen des „Meisters": „Uns bleibt am Ende nichts als die innere Osterinsel . . . Viel Entsagung und etwas Hoffnung; mehr nicht. Daß jeder mit sich selber anfängt; — jeder ist ja doch eine Menge, nicht wahr: eine Menge von Erbschaften, Eigenschaften, Trieben, Stärken, Schwächen. Nun daß er also in dieser Menge gleichsam eine Aristokratie begründet — — nein, das ist nicht das Wort. Daß er nach den edelsten Vorbildern aus der Menge eine Auslese macht, vom Tüchtigsten, vom Besten, vom Menschlichsten; und daß er diese Insel in sich vor der „Welt" behütet, sie mit aller Liebe hegt und pflegt, all ihre Keime entwickelt; nicht durch Abtötung, Versimpelung . . . sondern mit Erdenlust, mit Weltsinn, mit rechter Umarmung des Lebens . . . Nun und dann muß einer den anderen suchen, die Osterinseln müssen sich finden, sie müssen zu größeren und immer größeren zusammenwachsen mitten in der Welt. Anders, deucht mir, gehts nicht. Vielleicht gehts aber auch so. Vielleicht entwickelt sich auch so, in Zehntausenden von Jahren, aus dem Zusammenhalten der Besten eine bessere Menschheit!"

Über seine vielen deutschen Einzelerzieher — meine Studie griff aus ganzen Gruppen immer nur einen heraus — stellte Wilbrandt einen deutschen Heiland. Ich betone das „deutsch". Denn ein leichter, doch gerade bei der Erhabenheit des Themas peinlicher Anhauch von Chauvinismus ist das einzige, was ich an Wilbrandts „Franz" auszusetzen habe. Im übrigen ist dieser theosophische Roman, der die Sittenlehre des Dichters aus heiliger Höhe in edler Form und künstlerischer Gestaltung zusammenfaßt, gewiß eine der reichsten und besten Romanschöpfungen seit „Wilhelm Meister". (Hat es aber — oder schreibe ich besser: deshalb? — in den sieben Jahren seit seinem Erscheinen auf ganze drei Auflagen gebracht. Womit man die Auflageziffer einiger moderner Bücher vergleiche!)

Eine totale Pädagogik, die Erziehung des Menschengeschlechts durch die Gottheit, hat Wilbrandt schließlich in einer dramatischen Dichtung, dem „Meister von Palmyra" gegeben. Er lehnte sich an jene indischen Gedankengänge, die er in Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts" angedeutet fand. Die Gottheit erzieht die Menschen durch das mystische Mittel der Seelenwanderung. Eine Persönlichkeit ist nur eine Form und läßt die Ausbildung der Seele in nur einer Richtung geschehen. Was höher entwickelt werden will, muß sich der „Formveränderung", dem Eintritt ins unbestimmte „Andere", muß sich dem Tod unterziehen. Persönliche Unsterblichkeit wäre der wahre Tod, weil sie Starrheit, Entwicklungslosigkeit mit sich brächte. Meister Apelles, der sich im doppelten Kraftgefühl des jugendlichen Künstlers und siegreichen Kriegers solch eine persönliche Unsterblichkeit erbittet, muß die Erfüllung seines naturwidrigen Wunsches erdulden, während rings um ihn die Seelen seiner Geliebten wie seiner Feinde die „Zickzackpfade der Entwicklung" in steter Formveränderung durchwandern. Erst da er dem geheimnisvollen göttlichen Gesetz auf die Spur gekommen, befreit ihn

der Tod — „Pauſanias“, der Sorgenlöſer, heißt er im Stück — von ſeiner überlebten Geſtalt. — — —

Mein flüchtiger Streifzug durch Wilbrandts poetiſche Werke hat dem Leſer wohl die Schätze dieſer noch längſt nicht weit genug verbreiteten Dichtungen angedeutet. Eine anfangs verwirrende Vielſeitigkeit herrſcht in ihnen: Scherz und Ernſt, Reales und Phantaſtiſch-Myſtiſches, Zeitfragen und allgemein Menſchliches kommen zu Worte. Und dennoch gibt es ein ſchlichtes Zauberwort, das den gemeinſamen Schlüſſel für all dieſe verſchiedenartigen Werke bildet: Erziehung.

Gedanken der Königin Chriſtine von Schweden.

Von

Maria Raſſow.

Nachdruck verboten.

Welchen Proteſtanten wird es nicht peinlich berühren, wenn er in der Peterskirche in Rom das Grabmal Chriſtinens von Schweden erblickt? Dieſes prunkvolle, gleichſam triumphierende Denkmal — übrigens ein unſchönes Werk im Barockſtil — ſetzte ein Papſt der Tochter Guſtav Adolfs! Was Goethe mit bezug auf Winckelmanns Übertritt ſagt, es bleibe jeder, der die Religion verändere, mit einem Makel beſpritzt, von dem es unmöglich ſcheine, ihn zu reinigen, trifft auf niemanden mehr zu, als auf Chriſtine. Ebenſo paßt aber auf ſie, wenn Goethe fortfährt: „Gewiſſe Zuſtände des Menſchen, die wir keineswegs billigen, gewiſſe ſittliche Flecken an dritten Perſonen haben für unſere Phantaſie einen beſondern Reiz. Will man uns ein Gleichnis erlauben, ſo möchten wir ſagen, es iſt damit wie mit dem Wildpret, das dem feinen Gaumen mit einer kleinen Andeutung von Fäulnis weit beſſer, als friſch gebraten ſchmeckt. Eine geſchiedene Frau, ein Renegat machen auf uns einen beſonders reizenden Eindruck, . . . es iſt nicht zu läugnen, daß die Religionsveränderung Winckelmanns das Romantiſche ſeines Lebens und Weſens vor unſerer Einbildungskraft merklich erhöht.“ Da bei der königlichen Konvertitin zu dem Romantiſchen das Senſationelle hinzukommt, ſo erklärt es ſich leicht, daß ihre merkwürdige Erſcheinung zu allen Zeiten nicht nur das Intereſſe erregt, ſondern auch die Neugier gereizt hat.

Wahrſcheinlich würde das Buch „Pensées de Christine Reine de Suède“ [1]), auf das ich die Aufmerkſamkeit lenken möchte, einen ausgedehnteren Leſerkreis finden, wenn es in näherer Beziehung zu dem Lebensroman der Verfaſſerin ſtände, ſtatt Reflexionen etwa Memoiren enthielte. Chriſtine hat bekanntlich die Abſicht gehabt, ihre Selbſtbiographie zu ſchreiben, und das vorhandene, nur ihre Kindheit umfaſſende

[1]) „Pensées de Christine Reine de Suède,“ avec une préface par le Baron de Bildt, de l'Académie Suédoise. Stockholm 1906. P. A. Norstedt & Söner. Der Herausgeber hat ſich ſeit Jahren mit Chriſtine beſchäftigt, es ſei noch hingewieſen auf „Drottning Kristinas sista dagar“ of C. de Bildt, Stockholm 1897 — und Baron de Bildt: Christine de Suède et le cardinal Azzolino. Lettres inédites (1666—1668). Paris 1899.

Bruchſtück, eine Art Beichte „Gott gewidmet“, läßt ſehr bedauern, daß dieſe Arbeit nicht weiter gediehen iſt. Einige hiſtoriſche Aufſätze von ihr über ihre Lieblingshelden, Cyrus, Alexander und Cäſar, haben heute kein Intereſſe mehr. Anders verhält es ſich mit dem vorliegenden Werk, wie der Herausgeber Baron von Bildt, ſchwediſcher Geſandter in Rom und Mitglied der ſchwediſchen Akademie, hervorhebt. „Le monde ne change pas si vite qu'on le croit“, ſagt er in ſeiner franzöſiſch geſchriebenen Einleitung, „et bien des maximes et sentences de la reine ont autant d'actualité que si elles avaient été écrites hier“.

Nicht zum erſtenmal werden Chriſtinens Gedanken einer von ihr ſelbſt durchaus nicht beabſichtigten Veröffentlichung unterzogen. Die erſte der beiden Gruppen, in die ſie geteilt ſind, „L'ouvrage du loisir“, iſt mehrfach, die zweite „Les sentiments“ einmal im achtzehnten Jahrhundert gedruckt worden. Aber die jetzige Ausgabe iſt die erſte auf moderner, wiſſenſchaftlicher Kritik beruhende; Vergleichungen der verſchiedenen erhaltenen Manuſkripte gingen ihr voraus. Der Stil, der häufig die Ausländerin verrät, obgleich Chriſtine alle ihre Schriften franzöſiſch ſchrieb, iſt unberührt gelaſſen, grammatiſche Unkorrektheiten ebenfalls, nur die Orthographie iſt moderniſiert worden. Gegen hundert Sentenzen, weil lediglich Wiederholungen bringend, hat der Herausgeber geſtrichen, trotzdem enthält das Buch noch die ſtattliche Anzahl von 1583. Die Entſtehungsweiſe gibt der Name an. In ihren Mußeſtunden faßte Chriſtine ihre Betrachtungen über Gott und Welt in die damals, und jetzt wieder beliebte, aphoriſtiſche Form. Daß Pascals „Pensées“ ſie vielleicht, La Rochefoucaulds „Réflexions morales“ ſie jedenfalls beeinflußt haben, erwähnt Bildt. Das Reflektieren iſt in der Regel eine Beſchäftigung ſpäterer Jahre. Auch hier iſt es eine alternde Frau, die rückblickend ihre Erfahrungen nutzt, um dieſe Sentenzen zu prägen. Nicht alle ſind aus wertvollem Metall. Es laufen neben einer großen Zahl geiſtvoller und origineller viele gemeinplätzige unter, die durch alltägliche Moral ermüden, und manche Gedanken kehren, leicht variiert, häufig wieder. Der einzige Unterſchied zwiſchen den beiden Gruppen beſteht darin, daß die zweite, die urſprünglich „Sentiments héroiques“ genannt war, einen getrageneren Ton anſchlägt als „L'ouvrage du loisir“. Wenn wir hier und da auf Sätze ſtoßen wie: „die Charaktere Alexanders und Cäſars ſind verſchieden, aber ſie ſind beide bewunderungswürdig,“ oder „Cyrus, Alexander und Cäſar verdienen die Freundſchaft und die Achtung aller Jahrhunderte,“ ſo fühlen wir uns an Ploetzſche und Ollendorffſche Überſetzungsſtücke aus unſerer Schulzeit erinnert. Der Herausgeber konnte dieſe gelegentlichen Ausflüge „dans le domaine de l'antiquité“ aber nicht wohl weglaſſen, da ſie für den Zeitgeſchmack und für Chriſtine charakteriſtiſch ſind. Man darf auch nicht überſehen, daß die Schreiberin bis zuletzt an ihrem Werk änderte und feilte und es nicht als ein fertiges betrachtete.

Das Intereſſanteſte an dieſer Veröffentlichung iſt, daß ſie auf die Perſönlichkeit der Verfaſſerin manches Licht wirft. „Cet ouvrage est de qui ne désire, ni ne craint rien, et qui n'impose aussi rien à personne“, ſagt ſie ſelbſt darin. Hatte Chriſtine ſich wirklich damals (die Gedanken entſtanden in den Jahren von 1680 ab bis zu ihrem Tode) wunſchlos auf das Altenteil der Reſignation zurückgezogen? Im Palazzo Riario, jetzt Corſini, an der Via della Lungara ſchwirrte es noch immer von Plänen und Entwürfen. Wollten die politiſchen nicht glücken, ſich weder die polniſche Krone noch ein kleines deutſches Krönchen erreichen laſſen, ſo fand Chriſtinens nie ſchlummernder Ehrgeiz doch im Reich der Künſte und Wiſſenſchaften ſchöne Erfolge.

Sie war der unbestrittene Mittelpunkt des geistigen Lebens in Rom. Hervorragende Fremde suchten ihre Zirkel. Ihre Bibliothek mit fast zweitausend Handschriften, ihre von feinstem Kunstverständnis zeugenden Sammlungen waren berühmt. Mit auswärtigen Gelehrten stand sie in reger Korrespondenz und hatte für wissenschaftliche Zwecke und deren Vertreter stets eine offene Hand. Die Römer flüsterten sich zu, daß die Regina di Svezia insgeheim auch Schwarzkunst betriebe und Gold mache, an einen Erfolg ihrer Versuche konnte angesichts ihrer chronischen Finanznot — war sie doch genötigt ein päpstliches Jahrgeld anzunehmen — wohl niemand ernstlich glauben. Als eine Goldsucherin in edlerem Sinne zeigt ihre Schöpfung, die Accademia Reale sie, in der Christine die italienische Poesie der Zeit von den Schlacken des Schwulstes und der Gespreiztheit zu reinigen strebte. „Es macht einen sonderbaren Eindruck, wenn man in der Bibliothek Albani zu Rom auf die Arbeiten dieser Akademie stößt," sagt Ranke, „Übungen italienischer Abbaten, verbessert von der Hand einer nordischen Königin." Er schlägt ihren Einfluß auf die italienische Literatur hoch an, ebenso Justi, der auf eine Entlehnung Winckelmanns aus den uns vorliegenden Aphorismen aufmerksam macht. Christine schreibt: „La mer est l'image des grandes âmes; quelque agitées qu'elles paraissent, leur fond est toujours tranquille". (Nr. 395 dieser Ausgabe.) Winckelmann verwendet ihr Bild in folgender Weise: „So wie die Tiefe des Meeres allezeit ruhig ist, die Oberfläche mag noch so sehr wüten, ebenso zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele." — Bemerkenswerte Glieder von Christinens Akademie, aus der nach ihrem Tode Gli Arcadi wurden, denen noch Goethe und Anna Amalia angehörten, waren der Cardinal Albani (der spätere Clemens XI.) und der Dichter Alessandro Guidi, ihr besonderer Schützling, an dessen Schäferspiel Endymion sie mitarbeitete. Sie präsidierte stets den Sitzungen und stellte selbst Thesen zur Diskussion auf. An manchen dieser „Gedanken" haben sich einst der Geist und die Rhetorik der Akademiker versucht.

Noch ein mit dem Kardinalspurpur Bekleideter gehörte zu Christinens engstem Kreise, Azzolino, ihr Freund. Das einst so veränderliche Herz der launischen Frau hatte in der Freundschaft zu dem klugen Prälaten die Treue gelernt. Er erwies sich als ihres Vertrauens würdig, war dreißig Jahre lang ihr unentbehrlicher Berater und Helfer und stand an ihrem Sterbebett. Die Chronique scandaleuse hat das Verhältnis der beiden verdächtigen wollen, ungerechterweise, wie angenommen werden muß. Aber eine warme Zuneigung empfand Christine für den nicht nur geistvollen, sondern auch schönen, stattlichen Mann, die sich vorteilhaft von ihren früheren Tändeleien abhebt. Sie nennt ihn den einzigen, welcher Oxenstjerna übertreffe, stellt ihn neben Alexander den Großen und schreibt noch nach fast zwanzigjähriger Bekanntschaft in ihrer übertriebenen Weise: „Der Kardinal ist ein göttlicher, unvergleichlicher Mann. Er ist mir lieber als mein Leben; er vermag alles bei mir." Auch die Briefe Christinens an ihn, die erhalten sind, von ihrer zweiten schwedischen Reise zeigen ihr Gefühl. Ihm gegenüber ist die Stolze, Eigenwillige gefügig und beglückt durch jedes Zeichen seiner Sympathie. Für Azzolino, den sie zu ihrem Erben einsetzte, sind die aufgezeichneten Gedanken in erster Linie bestimmt. „Qu'il se souvienne en lisant ces lignes, tracées par une vieille femme aux cheveux gris, qu'elle fut autrefois une grande princesse et qu'elle ne courba son front que devant lui seul, voilà le but que Christine ne perd jamais de vue", schreibt Bildt.

Andere ſollten ebenfalls im Gedächtnis behalten, was Chriſtine zu keiner Zeit vergaß, nämlich daß ſie einmal beſeſſen hatte, was ſo köſtlich iſt, eine Krone. Hebbels Wort: „Wer einmal König war, für den gibt es keine Exiſtenz mehr", könnte als Erklärung über manches in ihrem Leben geſetzt werden. Die Trauben ſind ſauer, wenn ſie im 111. Sentiment ſagt: „Mir ſcheint, daß Diocletian Recht hatte, die Regierung auszuſchlagen, die man ihm, nachdem er ſie niedergelegt hatte, wieder anbot." Stolz fährt ſie fort und ſieht im Geiſte Azzolino als Leſer vor ſich: „Wenige haben auf die Herrſchaft verzichtet. Wir kennen nur Diocletian, Almanſor, Karl V. und Criſtine." Daß gewöhnliche Menſchen dies oft ſehr töricht beurteilten, dürfe uns nicht wunder nehmen. Man ſei nicht imſtande zu bewundern und zu billigen, was man nicht fähig ſei zu tun. Des Freundes Bewunderung ſucht ſie, ſo hoch ſie ſich ſonſt über Lob und Tadel erhaben fühlt. „Es hieße den Menſchen zu viel Ehre erweiſen," meint ſie, „wenn man ſich darüber unterrichten wollte, was ſie von uns ſagen." (444.) Der Fürſt und ſeine Pflichten, der Katholizismus und die Liebe, das ſind die Stoffe, die den breiteſten Raum in den Aphorismen einnehmen. Immer iſt es Chriſtinens eigenes Leben, das ihr, um ein Wort des Herausgebers zu benutzen, den Canevas liefert, auf dem ſie ſtickt. — Es lohnt den Verſuch, zwiſchen den Zeilen zu leſen.

Selten iſt die Autorin ſo deutlich, wie im 342. Sentiment, wo es heißt: „Ein Fürſt, der ein minderjähriges Kind hinterläßt, tut ſehr unrecht, wenn er die Vormundſchaft des Königs und des Reiches ſeiner Frau übergibt. Die Mutter eines Königs dürfte kein anderes Amt haben, als das, über der Geſundheit und dem Leben ihres königlichen Sohnes zu wachen, und man ſollte ihre Autorität auf dieſe einzige Beſchäftigung beſchränken. Außerdem ſollte ſie gar keine Kenntnis der Geſchäfte und gar keine Machtvollkommenheit haben. Man ſollte einen Rat bilden, der alles nach Stimmenmehrheit entſchiede. Dieſer Rat müßte die Sorge für die Erziehung des Fürſten übernehmen, und das erſte, was er tun müßte, wäre, ihn von ſeiner Mutter zu trennen, um ihm ſeines Ranges würdige Gefühle einzuflößen, und um ihn ſeine Pflicht zu lehren, wozu die Mütter unfähig ſind. Ein großer König verfuhr ſo, und man befand ſich wohl dabei." Ob, wie ich vermute, die Verhältniſſe in Schweden nach dem frühen Tode von Chriſtinens Nachfolger dieſe Ausführung veranlaßt haben, darauf kommt es hier nicht an. Aus ihrer Wiedergabe der Beſtimmungen Guſtav Adolfs hören wir nur die harten, ungerechten Worte heraus, die ſie über die Unfähigkeit der Mütter ſagt, und vor unſeren Augen ſteigt das traurige Bild der kleinen, vaterloſen Königin empor, die ihrer zum Erziehen unfähigen Mutter, der ſchönen aber bizarren und unbedeutenden Marie Eleonore, genommen werden mußte, und die man zum Mann erzog. Chriſtine ſelbſt erſchien das in ihrem Fall als das Rechte, ſie ſagt: „Es gibt Männer, die Frauen ſind wie ihre Mütter, und Frauen, die ebenſo wohl Männer ſind wie ihre Väter, denn die Seele hat kein Geſchlecht." (634.) Und weiter: „Man ſieht nicht ſelten Männer, die Frauen ſind, aber man ſieht ſehr ſelten Frauen, die Männer ſind." (635.) Als ein ſolches bevorzugtes Ausnahmeweſen ſah Chriſtine ſich an und hielt ſich daher auch für geeignet zum Herrſchen, während ſonſt nach ihrer Anſicht die Frauen nicht regieren ſollten. Das ſaliſche Geſetz ſei berechtigt; mit den wenigen Beiſpielen früherer glorreicher Königinnen dürfe man nicht rechnen. Trotz ihrer angeborenen und anerzogenen männlichen Eigenſchaften ſcheint Chriſtine ihr Geſchlecht ſtörend empfunden zu haben. „Le sexe féminin est d'un grand

embarras", erklärt ſie (S. 340)[1]), und ſei ein Hindernis für Tugend und Verdienſt. Dieſer Naturfehler ſei der größte, den man haben könne, faſt incorrigible, und wenige Perſonen hätten ſich mit Ehren aus dieſem embarras gezogen. Sie hat ſich zu dieſen Wenigen gezählt. Aber ſie hat auch Opfer gebracht; man höre: „Die Tugenden der Frauen ſind ſo unvereinbar mit den Tugenden und Talenten, die für den Thron erforderlich ſind, daß die Frauen ebenſo wohl auf alle ihre Tugenden und guten Eigenſchaften, als auf ihre Schwächen und Fehler verzichten müſſen, wenn ſie ſich des Regierens würdig machen wollen; das ſetzt ſie unzähligen Unannehmlichkeiten aus, aber wenn ſie nicht darauf verzichten, machen ſie ihre Perſon und ihre Regierung lächerlich." Selbſt die alternde Chriſtine erkannte nicht, daß ſie gerade durch den Verzicht auf gute Eigenſchaften der Frau die eigene Perſon lächerlich gemacht hatte. Können wir ihr Abſtreifen der Weiblichkeit nur beklagen, ſo dürfen wir ſie, wie bereits angedeutet, nicht allein für ihre abſonderliche Entwicklung verantwortlich machen. Ein Rat trefflicher Staatsmänner iſt nicht immer ein geeignetes Erziehungskollegium für ein junges Mädchen. Guſtav Adolfs Schweſter, die Pfalzgräfin Katharina, der das Kind, nachdem es der Mutter genommen war, übergeben wurde — ſie hatte es ſchon zu des Vaters Lebzeiten viel bei ſich gehabt, da Marie Eleonore der unerwünſchten Tochter zuerſt Abneigung entgegenbrachte, ihren Gemahl auch häufig ins Feldlager begleitete — ſtarb bald, und von ihrem zwölften Jahr ab iſt in Chriſtinens Leben kein weiblicher Einfluß mehr zu bemerken. Da es in Schweden nicht an bedeutenden Frauen gefehlt haben wird, ſo muß man den Vormündern, die den Hofſtaat wählten, die Schuld zuſchieben. Unheilvoll wirkte Guſtav Adolfs Wunſch, die Thronerbin ſolle als Prinz erzogen und ihr von den Geſinnungen ihres Geſchlechts nur Beſcheidenheit und Anſtändigkeit eingeflößt werden. Dürfen wir uns wundern, daß Chriſtine, die von ihrer Mutter nur Schwächen und keine von deren ſchönen weiblichen Eigenſchaften geerbt hatte, das Gefühl für weibliche Würde fremd blieb und ſie nur eine königliche Würde kannte? Verächtlich ſah ſie zeitlebens auf die Frauen und verkehrte immer mit Vorliebe, zuletzt faſt ausſchließlich, mit Männern. — Die Gedanken ſind ebenſo lehrreich durch die Gebiete, die ſie nicht berühren, wie durch das, was ſie ſagen.

Das alte Wort: Wehe dem Volk, deſſen König ein Kind iſt, war auf Schweden dank Oxenſtjerna nicht anzuwenden, aber mir deucht, man könnte es in Chriſtinens Fall umdrehen und ſagen: Wehe dem Kind, das König eines Volkes iſt. Aus ihrer Sentenz: „Wenn die auf dem Thron geborenen Fürſten etwas Großes leiſten, verdienen ſie die Bewunderung der Menſchen wie ‚Wunderwerke'," (639) und aus andern klingt etwas Ähnliches durch. Eine Art Wunderkind war Guſtav Adolfs Tochter. In der quälenden Monotonie des Lebens bei der in übertriebene, ans krankhafte grenzende Witwentrauer verſenkten Mutter war der Unterricht die einzige Freude des hochbegabten Kindes. Niemand hemmte auch ſpäter den faſt fieberhaften Eifer für die Studien. Im Gegenteil. Die ſchwediſchen Stände entwarfen der Achtjährigen den Lehrplan, der Zehnjährigen wurde der Religionsunterricht lateiniſch erteilt, um ſie zugleich in der Latinität zu üben, und in einem Alter, in dem andere Mädchen noch mit Puppen ſpielen, unterwies der große Kanzler

[1]) S. bedeutet Sentiments, die Nummern, bei denen kein S. angegeben iſt, ſind aus dem Ouvrage du loisir.

selbst sie täglich in den Staatsgeschäften. Wenn Christine in den Reflexionen sagt: „Die Menschen lernen in den Schulen alles, was man vergessen muß," (88) so hat sie nicht die Sprachen gemeint, denn sie war sehr stolz auf die sieben oder acht, die sie im Laufe ihres Lebens beherrschen lernte. Zahlreich sind ihre Mahnungen zur Lektüre. Für den Fürsten sei es Pflicht, etwas von seiner Zeit guten Büchern zu schenken, zu seiner Belehrung. „Man muß es verstehen, diese Augenblicke seiner Ruhe, seinen Mahlzeiten, Unterhaltungen und Vergnügungen zu entziehen, aber nicht seinen Geschäften und Pflichten." (S. 133.) Hier sehen wir nicht mehr das lernbegierige Kind, sondern die jugendliche regierende Königin vor uns, die sich höchstens fünf Stunden Schlaf gönnte, in der Regel weniger, und die Descartes täglich früh um fünf Uhr in ihre Bibliothek kommen ließ, um sich wissenschaftlich mit ihm zu unterhalten. Es war bei ihr Selbstzweck geworden, was ursprünglich nur Vorbereitung sein sollte auf „den Beruf des Fürsten, die Wissenschaften und die Künste blühen zu machen". (756.) Schwedens geistiges Leben hat wenig Gewinn von ihren nach Stockholm gezogenen großen Ausländern gehabt, die man wohl mit Friedrichs II. französischen Gelehrten verglichen hat. Christine selbst ist die Philosophie, so gründlich sie sich mit ihr beschäftigte — Ranke sagt, sie habe Plato zuweilen besser aufgefaßt als Philologen von Profession — doch im Grunde ein jeu d'esprit gewesen. Ihren Charakter hat sie nicht beeinflußt. Hier urteilt sie: „Der Mensch ist ein Abgrund von Elend und Unwissenheit; er kennt weder seinen Körper noch seine Seele, das erkennt er jedoch, daß er ein wahres Nichts ist, nur mit ein wenig Leben bekleidet, und diese Erkenntnis dient mehr dazu ihn unglücklich, als ihn weise zu machen, denn die Philosophie ändert ihn nicht und bessert ihn nicht." (S. 429.) Der letzte Gedanke kehrt in verschiedener Form wieder. Wir wissen, was sie der Philosophie abspenstig gemacht hat. Von den alten Philosophen persönlich spricht sie mit großer Hochachtung, ob aber die Vossius, Heinsius, Salmasius und ihre andern berühmten Freunde mit den Namen auf us einverstanden gewesen wären mit dem 375. Sentiment? „Man muß sich der Gelehrten wie lebendiger Bibliotheken zu bedienen wissen, sie achten, ihnen Freigebigkeit bezeigen, sie verwenden, sie um Rat fragen über das, was sie wissen; aber man muß überzeugt sein, daß sie darüber hinaus in der Kenntnis der Welt und in den Geschäften gewöhnlich sehr einfältige Leute sind."

Mehr Grund sich zu beklagen, haben die Staatsmänner. „Man wechselt Diebe, wenn man Minister wechselt," (190) wird durch den folgenden Gedanken nur schwach modifiziert: „Es gibt zweifelsohne Ausnahmen von dieser Regel, aber sie sind sehr selten." Bei den Ausnahmen wird Christine der Reichsräte und des Kanzlers gedacht haben, die Schweden zwölf Kriegsjahre lang für ihre unmündige Herrin regierten. Sie war selbst viel zu bedeutend, um nicht Oxenstjernas Größe in vollem Umfang anzuerkennen, eine Ausführung in ihrer Selbstbiographie beweist das, aber die junge, glühend ehrgeizige Herrscherin litt unter seinem sie beschattenden Ruhm. „Mit Unrecht," heißt es 184, „schreibt man den Ministern alles Gute und alles Böse zu, was die Fürsten tun." Die Fürsten — abgesehen von den fainéants — würden nicht von den Ministern beherrscht, sie wären doch immer die Stärkeren. Dieser Gedanke wird einmal sehr eigentümlich ausgedrückt, S. 124, wo die Minister mit Tierbändigern verglichen werden, die Löwen und Tiger zähmen und sie alle mögliche Kunststücke ausführen lassen. Es scheine, als seien die Tiere vollständig unterwürfig gegen jene, aber wenn sie am wenigsten daran dächten, treffe sie ein Schlag mit der Tatze und

beweiſe, daß man die Tiere nicht zahm machen könne. — Es war mehr ein Kratzen der Kralle als ein Tatzenſchlag, was Oxenſtjerna hie und da von ſeiner Königin zu fühlen bekam. Einmal ſo ſcharf, daß es ihn veranlaßte, ſich zurückzuziehen, und es bedurfte ſeiner ſeltenen Treue für ſein Königshaus und ſein Land, um ihn zur Rückkehr und zum Aushalten zu beſtimmen. So tief verletzend Chriſtinens Intriguieren gegen dieſen Mann iſt, ſo müſſen wir uns doch auch vergegenwärtigen, daß es nicht leicht war, die Erbſchaft einer ſo großen Zeit anzutreten, beſonders für eine Natur wie die ihrige. „Wie alle dieſe großen Toten und Halbtoten mich bedrücken und einſchnüren," läßt Strindberg in ſeinem Drama die junge Chriſtine klagen. „Die Könige allein ſollen regieren, alle Übrigen ſollen gehorchen und ihre Befehle ausführen," lautet S. 100, das war keine erſt ſpäter gewonnene Anſicht. So war es aber nicht im damaligen Schweden mit ſeinem mächtigen Adel. Auf Erfahrung, „auf die ſich die Greiſe ſo viel zugute tun," legt die Denkerin wenig Gewicht. Noch weniger die Königin, in der — im Gegenſatz zu dem Geiſt der Zeit ihres Vaters — der Geiſt des Schwedens nach dem dreißigjährigen Kriege Geſtalt gewann; des Schwedens, welchem die alte Religioſität mit der ſchwindenden Größe des zänkiſch gewordenen Luthertums abhanden kam, welches mit den heimkehrenden Truppen fremde, leichtfertige Sitten in ſich aufnahm, ſich aber auch neuen Gedanken öffnete und verlangend nach der höheren Kultur des Auslands blickte. Pietät pflegt nicht die ſtarke Seite ſolcher Übergangszeiten zu ſein, Chriſtine aber beſaß gar keine. So reich ihr Verſtand ſich entfaltet hatte, ſo dürftig war ihr Gemütsleben entwickelt. Doch verbarg ſich dieſer Mangel vorerſt hinter einem liebenswürdigen Weſen.

Bewunderungswürdig ſind zweifelsohne die mutigen Anſtrengungen und die genialen Leiſtungen der jungen Königin in den erſten Regierungsjahren. Viele der zahlreichen klugen, in den Reflexionen gegebenen Ratſchläge für den Fürſten wird ſie ſich damals redlich zu befolgen bemüht haben. Einige mit leicht machiavelliſtiſcher Färbung, die dazwiſchen ſind, nicht ausgenommen. Es iſt ihre größte Zeit. Ihr Volk vergöttert ſie, das Ausland bewundert ſie. Oxenſtjerna findet, ſie ſei „nicht wie eine Frauensperſon, ſondern beherzt und von einem guten Verſtand," und Pascal nennt ſie „la plus grande princesse du monde". Sie will eine Friedensfürſtin ſein, aber ſie fürchtet den Krieg nicht. „Die Feder überzeugt niemanden, wohl aber das Schwert." (730.) Der Fürſt dürfe es nie zu einem Angriff ſeines Nachbars kommen laſſen, ſondern er müſſe allen, die ihn bedrohen, zuvorkommen. Er müſſe auch im Frieden gewaffnet ſein. (S. 364.) So dachte ſie immer.

Chriſtine tat zu viel. Neben den Pflichten und Sorgen ihres Amtes, und man darf nicht vergeſſen, daß Schweden eine europäiſche Großmacht war, liefen enorme Studien aller Art. Es hatte etwas Übertriebenes, und der Umſchlag blieb nicht aus. Die zurückgedrängte Jugendluſt rächte ſich, es kam die Periode des Lebensgenuſſes und der Günſtlinge. Komödien, Ballette, franzöſiſche Frivolitäten zogen in die Stockholmer Königsburg. Auf Erfahrungen aus jener Zeit aber beruhen die Sentenzen: „Nichts nimmt uns mehr den Geſchmack an den Vergnügungen, als die Vergnügungen ſelbſt," (S. 297) und „man muß die man liebt mehr fürchten, als die man haßt". (179.) Wir glauben die damalige Chriſtine zu hören in den Taſſoworten, mit denen S. 53 beginnt: „Alles, was gefällt, iſt erlaubt," die römiſche Chriſtine fährt fort: „Es darf aber nichts gefallen, als was gerecht, verſtändig und ehrenwert iſt." — In das laute Treiben der verſchwenderiſchen Hoffeſte, in das Flirten mit den wechſelnden Günſtlingen

schallte der ernste Wunsch des Volkes hinein, seine Königin solle sich vermählen. Christinens Abneigung gegen die Ehe kommt in den Aphorismen häufig zum Ausdruck. „Es ist mehr Mut zur Ehe erforderlich, als zum Kriege." (672.) Sokrates habe gesagt: ob du dich verheiratest oder ob du dich nicht verheiratest, du wirst es bereuen. Sie, Christine, glaube, daß jeder Mensch, der sich verheirate, es unfehlbar bereuen werde, aber sie verstehe nicht, warum man es bereuen solle, sich nicht verheiratet zu haben, und sie könne aus Erfahrung reden. (S. 348.) Der hauptsächlichste Grund für ihre Ansicht, den sie hier in verschiedenen Variationen angibt, ist der: „Liebe und Hymen sind fast unvereinbar." (427.) „Es wäre ein zu großes Glück, d'être amoureux et marié." (431.) Sie meint auch, die Menschen vermählten sich, ohne sich zu kennen, und so bald sie sich kennten, haßten sie sich. (430.) Christine kannte ihren in erster Linie in Frage kommenden Bewerber sehr genau. Ihr Vetter, Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken, war mit ihr aufgewachsen, und sie hatte ihm als Kind versprochen, ihn zu heiraten. An dieses Versprechen wurde sie nun von ihm und von den Ständen wiederholt gemahnt. Aber es sei die größte der Torheiten, sagen die Gedanken, eine Verbindung nicht zu lösen, weil man sich fürchte einzugestehen, daß sie eine verfehlte gewesen sei. (670.) Dem entsprach die Handlung der Königin. Sie erklärte sich durch jenes verfrühte Versprechen für nicht gebunden. Sie schätzte Karl Gustavs Verstand und seine kriegerische Tüchtigkeit, aber mehr als ein freundschaftliches Gefühl empfand sie nicht für ihn. Sein Werben war ihr peinlich, „die Liebe von Menschen, die man nicht lieben kann, belästigt im höchsten Grade." (S. 201.) Sie setzte es nicht ohne Schwierigkeiten durch, daß er zu ihrem Nachfolger bestimmt ward, und hat sich dadurch um ihr Land ein großes Verdienst erworben, aber ihn zum Gemahl nehmen, nein. Sein Äußeres mißfiel ihr, die sich gern mit schönen Menschen umgab, und es heißt, daß er Neigung zum Trunk gehabt habe. Eine von Christinens ausgeprägtesten Eigenschaften war ihre Mäßigkeit. „Nichts ist schöner und ehrenwerter, als sich mit der äußersten Zurückhaltung des Weins zu bedienen, jeder aber, der ihn entbehren kann, tut am besten, sich seiner gänzlich zu enthalten." (415.) Klingt dieses Wort aus dem siebzehnten Jahrhundert nicht, als käme es aus dem Munde eines modernen Abstinenzlers?

Auch ihre Verurteilung des Duells mutet uns ganz neuzeitlich an. Von dem Vorwurf der leichtfertigen Sitten, den die üble Nachrede Christine gemacht hat, scheinen manche der Sentenzen geeignet, sie zu reinigen, wie schon Geijer sagte, sie sei besser gewesen als ihr Ruf. Aber es ist bedenklich, sich auf dieses Gebiet, auf dem doch nur mit Vermutungen operiert wird, zu begeben. Es bleibt des Unverzeihlichen genug in ihrem damaligen launischen Spiel mit den Gefühlen anderer und mit den eigenen. Ihre Zeit hätte der von Schmeichlern umringten, temperamentvollen Fürstin wahrscheinlich die Gunst nicht nachgetragen, die sie nach einander verschiedenen Personen an ihrem Hofe bezeigte, wie Elisabeth von England ähnliche Beziehungen verziehen worden waren, wenn Christine die pflichtgetreue, bedeutende Monarchin der ersten Jahre geblieben wäre. Aber sie war ihres Thrones müde. Nicht wie für Heinrichs VIII. Tochter war er für sie einst ein Ziel der Sehnsucht gewesen, sie war Königin ja schon in den Kinderschuhen. „Man sucht das Glück immer in dem Zustande, in dem man sich nicht befindet." (651.) Christine war nicht nur der Regierung, die sie vor große, meist durch ihre maßlose Verschwendung verschuldete Schwierigkeiten stellte, überdrüssig, nein, sie war auch Schwedens, das sie — ein trauriges Erbteil ihrer Mutter — nie

wirklich geliebt hatte, überdrüſſig, — auch ſeiner Religion. Und woher dieſe Unbefriedigtheit? „Es iſt im Menſchen ein geheimer Kummer verborgen, der ihn vor allem Widerwillen empfinden läßt und ihn unerſättlich macht“ (604), antworten die Gedanken.

Wie dieſer Geiſt der Nichtbefriedigung bei Chriſtine ſich auf die religiöſen Dinge wirft und ihre Phantaſtik, ihre Liebe zum Ungewöhnlichen dazu beitragen, ſie dem Katholizismus in die Arme zu treiben, hat Ranke in der Geſchichte der Päpſte bewunderungswürdig geſchildert. Die Aphorismen zeigen ſie als überzeugte Katholikin, werfen aber kein neues Licht auf die innere Wandlung. 979 heißt es wohl: „Wenn man katholiſch iſt, hat man den Troſt zu glauben, was ſo viele große Geiſter, die während ſechzehn Jahrhunderten lebten, geglaubt haben; man iſt glücklich, einer Religion anzugehören, beſtätigt durch Tauſende von Wundern und Millionen von Märtyrern, die ihr Leben den katholiſchen Wahrheiten geopfert haben; dieſe Religion iſt es, welche die Wüſten mit ſolchen bevölkert hat, die ſich Gott geweiht, — — und die ſo viele wunderbare Jungfrauen hervorgebracht hat, welche über die Schwachheit ihres Geſchlechts und ihrer Zeit triumphierten, um ſich zu glorreichen Opfern einer Religion zu machen — — —.“ Aber die Jeſuiten müſſen doch feinere Argumente gebraucht haben, als ſolche Hinweiſe, um eine Chriſtine zum sacrifizio dell'intelletto zu bringen. Daß die Freundin Descartes ſich hierzu bequemt hat, zeigt unter andern 945, wo ſie blinde Unterwerfung unter die römiſche Kirche, die das einzige Orakel ſei, durch das Gott ſich zu erkennen gebe, für notwendig hält. Der Papſt iſt ihr das unfehlbare Oberhaupt der Kirche, was ſie allerdings nicht gehindert hat, mit ihrer ſcharfen Zunge manche der Vertreter Petri zu beſpötteln. Einer revanchierte ſich, indem er von ihr ſagte: „È donna!“ Und nichts hätte ſie empfindlicher treffen können, als dieſe Worte. — Sie zu einer fanatiſchen Bekennerin des Katholizismus zu machen, iſt ihren Bekehrern nicht gelungen. In den Reflexionen warnt ſie immer wieder, beſonders die Fürſten, vor dem gefährlichen Einfluß der Beichtväter, und über die Bigotten leert ſie in vielen Sentenzen die Schale ihres Zorns. Sie kümmerten ſich mehr um die Sünden anderer, als um die eigenen (1085). „Fier son argent et sa femme aux bigots, c'est s'en défaire,“ (1087) und was der ſatiriſchen Worte mehr ſind. Die Heuchelei nennt ſie einen Proteus, der tauſend Geſtalten und ein Chamäleon, das tauſend Farben annehmen könne (1018). „Gott und den Nächſten zu lieben, iſt die wahre Frömmigkeit, alles übrige iſt nur Grimaſſe“ (1084), erinnert an ihre urſprüngliche Konfeſſion. Einige Male überraſcht ſie durch myſtiſche Anwandlungen, die an ihren Zeitgenoſſen Angelus Sileſius mahnen, ſo in 1037, wo ſie ausführt, daß man, um zur wahren Verehrung Gottes zu gelangen, ſich in ſeine ewige Einſamkeit verſetzen ſolle und ſich in ihren dunkeln Tiefen verlieren, in jener Unergründlichkeit vollende ſich die wunderbare Umwandlung der Seele in Gott. Auch von einem unmittelbaren wunderbaren Sichverſenken und einem Schweigen in Gott iſt die Rede.

Fragen wir, ob Chriſtine im Katholizismus die innere Befriedigung gefunden hat, nach der ſie ſuchte, ſo finde ich in dieſen Gedanken trotz der vielen Tiraden zum Preiſe der römiſchen Kirche eine verneinende Antwort. Die Reſignation, die ſich hindurchzieht, hat eine ſtarke Beimiſchung von Bitterkeit. Die Schreiberin ſpricht an einer Stelle unverhüllt aus: „Es gibt eine Art Bitterkeit, die ſich über alles, was wir ſehen und fühlen, verbreitet, die einen ſchmecken ſie früher, die anderen ſpäter“ (605).

Es iſt ein fauſtiſcher Zug in Chriſtine, der einmal nach Erkenntnis, dann nach Macht, Genuß, Liebe, Ruhm oder nach dem Göttlichen ſtrebt, und der nie Genüge findet. „Die Veränderung iſt ein Heilmittel für viele Übel des Lebens“ (406), ſagt die Denkerin; dreißig Jahre früher war ſie ihr ein notwendiges Hilfsmittel zum Lebensgenießen.

Ich bin nur durch die Welt gerannt,
Ein jed' Gelüſt ergriff ich bei den Haaren,
Was nicht genügte, ließ ich fahren,
Was mir entwiſchte, ließ ich zieh'n — —

Mit dieſen Worten des alten Fauſt könnte man die erſte Zeit nach der Thronentſagung und der Convertierung charakteriſieren. Es ſind künſtleriſche, wiſſenſchaftliche, geſellſchaftliche Gelüſte, — denn die Einſamkeit iſt ihr noch nicht „das Element der großen Geiſter“ — die Chriſtine hegt, aber auch der Sinn für politiſche Intrigue und für das Abſonderliche redet mit. Sie möchte ſich in Freiheit ausleben, „man iſt glücklicher, wenn man niemandem gehorcht, als wenn man der Welt gebietet“ (469). Und ſie überſieht, daß ſie ſich in eine geiſtige Unfreiheit begeben hat. Sie will bewundert werden, aber der Nimbus, der die freiwillig vom Thron Geſtiegene umgibt, ſchwindet ſchnell, und die unweibliche Frau mißfällt. Am franzöſiſchen Hofe wird der Eindruck, den ihr blendender Geiſt und ihre ſeltene Unterhaltungsgabe machen, zerſtört durch das geſucht Männliche[1]) ihres Auftretens und ihrer Kleidung. Im Reiten und Jagen hatte ſie es ſchon in erſter Jugend mit jedem Jüngling aufgenommen, und obgleich ſie es mit wilder Leidenſchaftlichkeit betrieb, verdachte ihr das keiner, mit Schärfe aber tadeln die franzöſiſchen Memoirenſchreiberinnen die nachläſſigen Manieren, in denen ſie ſich gefiel. Das berüchtigte Amazonenkleid hatte die Schreiberin der Reflexionen längſt abgelegt, aber über Toilettenfragen dachte ſie womöglich noch geringſchätziger, als in ihren jungen Jahren. Nur kein langes Putzen. Eine Viertelſtunde genügt zum „ajustement“ eines gebildeten Menſchen. (S. 306.) „Es gibt Menſchen, dumm genug, ſich zu Sklaven und Märtyrern ihrer Kleidung und der Moden zu machen. Man iſt ſehr unglücklich, wenn man Zeit ſeines Lebens zwiſchen einem Spiegel und einem Kamm beſchäftigt iſt“ (S. 305). Das iſt ihr wohl nie nachgeſagt worden. Ihr üppiges blondlockiges Haar hatte ſie nie beſonders gut gepflegt und ſchnitt es ſpäter kurz ab, obgleich das ihre Schönheit beeinträchtigte. Sie hatte edle, an ihren Vater erinnernde Züge. Für feierliche Gelegenheiten wünſcht ſie hier prächtige Gewänder, und ſie hat ſie trotz ihrer kleinen Geſtalt mit imponierender Würde zu tragen gewußt, d. h. wenn es ihr darauf ankam. Dann verbarg ſie wohl auch, worauf ſie ſonſt kein Gewicht legte, den Mangel ihres Wuchſes — ihre eine Schulter war höher als die andere. Man hatte, wie es heißt, die kleine Prinzeſſin fallen laſſen. Ungenügende Sorgfalt hatte den körperlichen Schönheitsfehler verurſacht, ob die Schönheitsfehler ihrer Seele alle angeboren waren? — Chriſtine war nicht nur unweiblich, ſie konnte grauſam ſein. Ich denke hier an die Affäre Monaldeschi, jene geheimnisvolle, blutige Geſchichte, die von Laube, Alex. Dumas, Rob. Browning und

[1]) Der Kurioſität wegen ſei aus Joh. Scherrs Aufſatz über Chriſtine „Eine Emanzipierte des ſiebzehnten Jahrhunderts“ folgende Stelle zitiert: „Dieſer Wirbelwind von Weib nimmt ſich aus wie eine um zwei Jahrhunderte verfrühte Vorwegnahme der ‚emanzipierten‘ Weibsbilder unſerer eigenen Zeit. Es fehlt kein typiſcher Zug: weder der Blauſtrumpf, noch die Mannshoſe, noch der Abſcheu vor der Ehe. Auch hier muß man alſo wieder ſagen: Alles ſchon dageweſen.“ — Ob Scherr wirklich ſolche Emanzipierte gekannt hat?

andern als dichterischer Stoff verwendet worden ist. Christinens Stallmeister und Vertrauter, der Marchese Monaldeschi, wird von ihr als ein Verräter erkannt. Sie entringt ihm das Geständnis seiner Schuld, verurteilt ihn, ohngeachtet seines Flehens um Gnade, zum Tode, läßt einen schnell herbeigeholten Priester ihm die Beichte hören und ihn dann sofort von ihren Trabanten niedermachen. Die Tatsache, daß der Schleier über dem Verbrechen Monaldeschis nie gelüftet worden ist, und der Schauplatz, die Hirschgalerie im Schlosse zu Fontainebleau, wo Christine sich als Gast des französischen Hofes aufhielt, machen das Drama stark romantisch. Ob es sich, wie Christinens Biograph Grauert zu beweisen versucht, um den Verrat gefährlicher politischer Geheimnisse durch Monaldeschi handelte, oder ob, wie in der Regel angenommen worden ist, der Italiener ein treuloser Liebhaber der Königin war, wird wohl unaufgeklärt bleiben. Die Rechtsfrage tritt zurück. Schon die Zeitgenossen sahen in Christine in erster Linie die grausame Frau und fragten erst in zweiter darnach, ob die nicht mehr regierende Königin im fremden Lande ihren Untergebenen richten dürfe, noch dazu in eigener Sache. Nichts hat Christine so sehr geschadet, als diese widerwärtige Geschichte. Der Schatten des Marchese wird vor der Denkerin aufgetaucht sein, als sie schrieb: „Man gewährt den Schuldigen Gnade, wenn man sie sterben läßt“ (S. 176). Auch eine warme Verteidigung Alexanders des Großen wegen des Todes des Klitus macht den Eindruck, als wäre sie pro domo gesprochen. Lehnt Christine den Vorwurf der Grausamkeit ab, so hält sie doch vielleicht die Überstürztheit ihres Verfahrens für unweise. Sie lobt hier das Gesetz des Theodosius, das geboten habe, kein Todesurteil zu vollstrecken, ehe dreißig Tage seit dem Urteilsspruch verflossen seien. (S. 380). An ihrer Berechtigung zum Richten hat sie in diesem Fall nie gezweifelt, S. 268 beweist aber, daß sie nicht zu peinlich war: „Es gibt kaum ein Gesetz oder eine Vorschrift, über die man sich nicht unter gewissen Umständen hinwegsetzen kann, ohne schuldig zu sein. Das ist die Ansicht des Aristippos und ich unterschreibe sie.“

Widersprüche wird man in jeder Aphorismensammlung finden, wie sollten sie in der eines so widerspruchsvollen Wesens wie Christine fehlen? Zwischen Sprüchen, die dem Buch Sirach entnommen sein könnten, stoßen wir auf die Bewunderung von Alcibiades' Charakter und auf die Bemerkung, abgesehen von Ehrgeiz und Liebe seien alle Gefühle fade. Über die Vergänglichkeit des Glücks und der irdischen Größe und über die Selbstverantwortlichkeit bringt sie schöne Worte. Von den Menschen hat sie eine sehr geringe Meinung. Ihnen Gutes tun sei dasselbe, als wenn man wilde Bestien streichle. Trotz der menschlichen Undankbarkeit solle man aber die Wohltaten ausstreuen „wie der Sämann den Samen, reichlich und auf gut Glück“. Man würde Christine unrecht tun, wenn man hierbei an kirchlich vorgeschriebene gute Werke dächte. Sie gab gerne und in feiner Weise. Mehr als von der Menschenliebe im allgemeinen ist in den Gedanken von „l'amour unique“, der ewigen, der großen, die Rede. „Tausend Dinge können uns hindern, den Gegenstand unserer Wünsche zu besitzen, aber nichts kann uns hindern, ihn zu lieben.“ (S. 205.) Wer der Gegenstand ihrer Wünsche war, ist bereits erwähnt. Doch auch die Neigung zu Azzolino, das echteste Gefühl in Christinens Leben, bringt keine wirkliche Harmonie in diesen Geist, in dem die Genialität der Wasa ihren letzten merkwürdigen Ausdruck gefunden hat. Alle charakteristischen Eigenschaften des großartigen Geschlechts, der scharfe Verstand, der staatskluge Blick, das religiöse Interesse, die Energie, die Leidenschaftlichkeit, der

Ehrgeiz, sie sind in der Letzten zu erkennen, aber Christine hat etwas Dekadentes, es fehlt das Gleichgewicht der großen Eigenschaften, unter die sich sehr kleine mischen. Es fehlt ihr das Kennzeichen ihrer Ahnen, die Hingabe des Ich an eine große Idee.

Es ist bezeichnend, daß die Gedanken über Vaterlandsliebe schweigen. Die einstige Schwedenkönigin war der Heimat entfremdet. Sie hätte mit Robert Browning sagen können:

Open my heart and you will see
Graved inside of it, „Italy".

Die letzten zwanzig Jahre ihres Lebens verließ sie Italien nicht mehr. Die geistige Atmosphäre Roms war ihre Lebensluft geworden, und wenn sie in ihrem Garten die Acqua Paola rauschen hörte, so regte sich kein Gefühl der Sehnsucht mehr nach dem Brausen der Ostseewellen in Stockholms Schären. Das Nahen des Alters mußte Christine, die noch immer die Leidenschaften „das Salz des Lebens" nannte, unwillkommen sein. „Das Alter ist mehr zu fürchten, als der Tod. Glücklich die, welche sterben, ohne zu altern." (1069.) Dem Tod, der sie im 63. Lebensjahre abrief, sah sie ruhig ins Auge.

Christine sagt in den Gedanken: „La vie ressemble à une belle symphonie qui charme, et qui plait, mais qui dure trop peu." (S. 83.) Ihr eigenes Leben gleicht einer Symphonie mit vielen schrillen Dissonanzen, die mißtönendste ist ihre Verachtung der Weiblichkeit.

Wetterleuchten.

Schwül und schwer ist die Nacht.
Rauschende Regenflut,
Löse die Schwüle der Nacht!
Über der Gärten Gewog
Drängt in dunkelnde Luft
Dunkler Mauern Gewalt.
Durch die dunkelnde Luft
Wandert ein jähes Licht,
Eines Cherubs schnell-
streifender Flügelschlag.
Jäh in bläulichem Licht
Stehen die Mauern hell —
Kalt entzündet von Geisterglut —
Wie ein erstorbenes Herz
In der Glut der Erinnerung.
Schwül und schwer ist die Nacht.
Rauschende Regenflut,
Löse die Schwüle der Brust!

Helene Herrmann.

Kuba und Bawschon.

Von

Elisabeth Siewert.

Nachdruck verboten.

Die beiden Brüder ähnelten sich ungemein, zwei starke, rotbäckige junge Männer von gedrungenen Figuren. Auf kräftigen Halssäulen saßen ihre kleinen Athletenköpfe, die Form ihrer Westen auf Brust und Rücken bildete ein Quadrat, ihre Beine steckten in Lederhosen, die sie straff ausfüllten. Kuba, der ältere, war blonder und stiller als Bawschon. Viele hielten ihn für einfältig. Sein Gesicht, obgleich etwas gedrückt, machte einen angenehmen, gutmütigen Eindruck; vielleicht war Bawschon hübscher; lebhafter war er auf jeden Fall, dafür sah er aber roher und weniger offen aus.

Sie waren beide Pferdeknechte, und dieser Beruf paßte für sie. Man konnte sich ihre starken, gradlinien Gestalten mit den kleinen Köpfen in keiner besseren Umgebung denken als draußen auf den weiten Äckern, wo sie in irgend einer Beziehung zu dem Pferde standen. Die Art, wie die Gäule den beiden Brüdern ihre langen Nasen auf die Schultern legten und mit ihren harten Lippen seitwärts ihre Ärmel zu erschnappen trachteten, zeigte, ein wie sicheres und gutes Einvernehmen zwischen ihnen und ihren Gespannen herrschte.

Kuba und Bawschons Eltern wohnten in dem Dorf, das zur Gutsherrschaft gehörte. Der alte Jaschinski, ein dürrer, hochgewachsener, aber gebeugter und verbraucht aussehender Mann, hütete und fütterte die Schweine, seine dickliche, kränkliche Frau führte das Regiment und die Wirtschaft. Es gab Stimmen im Dorf, die sagten, die alte Schweinehirtenfrau hätte es zu gut, einfach zu bequem und gut im Leben. Ihr bescheidener, stiller Mann verstand sein Fach, verdiente ein schönes Geld und gab ihr gar keine Scherereien und Überlast zu kosten; ihre beiden einzigen Kinder waren gut geraten und wohnten bei ihr. Sie behauptete nun zwar, daß sie viel zu leiden habe, da die Wassersucht sie so aufschwemmte, aber man glaubte ihr das nicht recht, sondern schob diese feiste Körperbeschaffenheit auf das bequeme Leben, das sie führte. Zweimal in der Woche Fleisch und den Kohl gut abgemacht, auch dann und wann ein Fischchen oder Kartoffelplatz, so lebten Jaschinskis. Umsonst waren die beiden Knechte auch nicht so stark im Fleisch. Und Tatsache war es, daß die Schweinehirtenfamilie alles aufbrauchte, was sie verdiente, womöglich den Wirtschafter um Vorschuß angehen mußte. Abends kam nicht nur Kuba, der bei den Eltern schlief, sondern auch Bawschon, dessen Bett im Pferdestall eingerammt stand, vor die Schwelle der alten strohgedeckten, braunen Kathe. Der eine hackte Holz, wobei er das Beil spielend handhabte, der andere nahm die Wassertrage auf seine breiten Schultern und begab sich auf die Wiese mit dem Ziehbrunnen, um die grüne Wassertonne neben dem Herd mit mehreren Trachten vollzufüllen. Die Alte saß während dessen auf ihrem gewohnten Platz auf der Schwelle, den Rücken gegen den Pfosten gelehnt, die dicken, grauen Hände im Schoß, das volle Gesicht mit der starken Nase und den wachsamen Augen stets von einem schwarzen Tuch umwickelt, und sah behaglich zu, wie man ihr das Leben erleichterte. Man spöttelte über das Verhältnis der beiden Söhne zu ihrer Mutter und nannte die Alte eine Kluge. Die beiden gutmütigen Kerle ließen sich wie kleine Kinder beherrschen, allen

Verdienst gaben sie auf Heller und Pfennig ab. Wenn die Gespanne mit Lasten zur Stadt fuhren, traten die Söhne bei der Alten an, und sie händigte jedem mit vielen Ermahnungen zwanzig Pfennige ein. Sich mit diesem Gelde zu betrinken war unmöglich, also kamen die beiden jungen Bäume auch bei dem schärfsten Winterwetter, das ihnen womöglich noch einen Schneesturm bescheerte, stets nüchtern nach Hause. Die Mutter hatte dann für ein gutes Essen gesorgt, welches die Söhne langsam auftauend, mit ihren krebsroten Fingern hantierend, schweigend und behaglich einnahmen.

Eines Abends nach der Haferernte fuhr Kuba einen zweispännigen hochbepackten Wagen Seradella auf den Gutshof. Von einem Feldweg in die Birkenallee am Gartenzaun einbiegend, begegnete ihm Bawschon, der mit seinen Vorderpferden, einem Paar feingliedriger und lebhafter Isabellen, von der Schmiede kam. An den Birkenzweigen zwischen den hellen, runden Blättern hatten die hohen Roggenfuder eine Menge Ähren abgestreift. Unten auf der Landstraße, die ein Vormittagsregen befeuchtet, wackelte eine bunte katschende Entenschar, auf der Suche nach den reichlich verstreuten und in die Erde gewühlten Körnern. Kuba saß gemächlich in dem feuchten, feinen Grün der Seradella wie in einem Nest, an seiner Mütze steckte eine rote Aster. Seine beiden derben gelben Pferdchen zogen tapfer, vor ihren kleinen schwarzen Hufen stoben die Enten auseinander.

Der ältere Bruder fuhr voran in die Einfahrt. An dem trüben Ententeich mit seinem lehmigen, durch viele Hufe zerstampften Ufer begegnete ihm Ronika. Sie trug eine Harke mit einem sehr langen hellen Stiel auf der Schulter. Barfuß, mit kurzem Rock, ein weißes Tuch um das stark gefärbte runde Gesicht, in einer plumpen rosa Kattunjacke, stand sie seitwärts auf dem Steig, das ganze Gesicht ein Lachen.

„Weißt du schon, daß die Musik bestellt ist?" fragte sie.

Kuba reckte den Hals, die Beine anziehend. Das Mädchen gefiel ihm so brennend gut in diesem Augenblick, daß er nicht verstand, was sie sagte.

„'ne Baßgeig', zwei Vijolinen, 'ne Klar'nette kommen, die vom vorichten Jahr sagen die Leut'" fuhr Ronika fort, ihre Augen und Zähne blitzten freudig. „Na? Wird das ein feines Tänzchen geben, Kuba?"

Der Knecht war so hingenommen von der Anrede des Mädchens, daß ihm war, als müsse er von seinem Seradellafuder herunterrutschen, um sich ihr zu nähern. Bisher hatte sich Ronika nie um ihn gekümmert, da sie es mit dem Schäferknecht gehalten, und er hatte sie nur immer betrachtet, wo er sie traf, ohne sich darüber klar zu werden, daß sie ihm so gut gefiel.

„Nun, was meinst denn du?" erkundigte sich das Mädchen.

„Ja, wir zwei", sagte der Knecht, der jetzt endlich begriff, daß es sich um den Tanz zum Erntefest handelte.

Ronika lachte schreiend und unbändig auf, wobei sie mit ihrem vollen Oberkörper eine Wendung nach rückwärts machte.

Da rief Bawschon von seinen Isabellen her: „Kommst nicht weiter mit deinem Grünzeug?"

Kuba spitzte die Lippen, seine Pferde anfeuernd. „Wir zwei", sagte er nochmals, während seine kleinen hellen Augen das Mädchen festhielten, so lange es anging. Das grüne Fuder rollte den Ställen zu.

* * *

Bei einer kinderlosen Instfrau wurden die Krone und die Sträuße für das Erntefest gewunden. Die große, starke, mütterlich aussehende Frau rückte den Tisch vom Fenster und stellte Stühle ringsherum. Ordentlich war ihre Stube immer; also konnte getrost jeder hereinkommen. Sie ging vor die Türe, um nach den Scharwerkerinnen auszuschauen. Im Westen hinter dem rundwipflichen Gutsgarten stand das Abendrot in einigen düster roten Streifen, es nebelte, und in der Luft lag der strenge Geruch welker Blätter und satter Erde. Es war längst Feierabend.

Auf der Schwelle der Nebenwohnung saß die alte Jaschinska wie immer auf ihrem gewohnten Fleck, in ihrem dunklen Tuch eine massige und unheimliche Erscheinung. Da kam

Kuba den Steig an dem baufälligen Ställchen entlang mit zwei Waſſereimern, und Bawſchon rumorte in der Stube, man hörte ihn klopfen. Wahrſcheinlich ſtellte er den kleinen eiſernen Herd auf, den ſich Jaſchinskis gekauft; beſtimmt konnte es die Inſtfrau nicht ſagen, da die Alte ſich nie über ihre Angelegenheiten ausſprach und niemanden um Rat anging; alles geſchah heimlich und ſtill in der Familie, ohne Gezänk und Geſchwätz mit anderen. Nicht mit lauten Worten, mit einer Handbewegung, einem kaum verſtändlichen Gemurmel kommandierte die Alte. Wie ſie es nur fertig kriegte, die drei Männer ſo zu lenken! Und ob Bawſchon den eiſernen Herd aufſtellte, oder ob er eine Bank zimmerte? Es war ärgerlich, daß niemand etwas davon erfuhr.

Die alte Jaſchinska warf einen mokanten Blick auf die große ſtarke Inſtfrau, die breit und einfältig daſtand und ſich den Kopf darüber zerbrach, was der Bawſchon in der Stube baſtelte. Der Blick trieb die Inſtfrau in ihre Stube, das heißt, ſie tat ſo, als ſei es nötig, jetzt die Lampe anzuſtecken.

Nun kamen auch die Mädchen, einzeln und in kleinen Trupps. Die Vorharkerin, ein grobknochiges, männlich ausſehendes Weib mit einem gemeinen ſtumpfnäſigen Geſicht, brachte ein geheimnisvolles Paket in weißem Papier mit, das ſie auf den Tiſch legte und auswickelte. Die Mädchen drängten ſich eifrig dazu wie Bienen nach dem Honig, allen voran Nonika, die ſich ſoweit über den Tiſch legte, daß ſie einen Holzpantoffel von ihrem Fuße verlor.

Von dem, was ſich aus dem Papier entwickelte, ging ein Schein über die verarbeiteten groben Geſichter, man hörte Zungenſchnalzen und Ausrufe der Bewunderung. Die Vorharkerin breitete die Herrlichkeiten aus: blanke, ſteife Bänder in verſchiedenen Breiten von lebhafteſten Farben, gelb, roſa, blau, arſenikgrün; Streifen von knatterndem, gelbem Blech und weißem Metall, einige Päckchen Schaumgold und Silber zwiſchen Löſchpapier.

Nonika faßte mit beiden Händen in den bunten Kram. „Fein!“ ſagte ſie, das Wort kindiſch ziehend, einmal über das andere, während ihre dunklen Finger betaſteten und befühlten.

„Nun fangt auch an“, mahnte die Inſtfrau, die auf Zehenſpitzen hinter den Mädchen ſtand und ſtrickend dann und wann einen Blick auf den aufgehäuften Plunder gewann. „Fangt an!“

Ein ſchmächtiges Mädchen kam jetzt noch nachträglich mit einem dunklen Etwas im Arm in die Stube, trat ſchweigend heran und legte einen wahren Buſch von Blumen auf den Tiſch. Es waren düſterviolette und geiſterhaft weiße Aſtern, kupferfarbene Georginen und ſamtroter Löwenmaul in kühler Friſche.

„Noch brauchen wir das nicht; werd' ichs fortlegen“, ſagte die Vorharkerin, das Papier mit dem grellen Zierrat zuſammenraffend. Aber Nonika litt nicht, daß ihr die Augenfreude ſo bald entzogen wurde. Einige Augenblicke tobte ein Wortgefecht zwiſchen den beiden Weibern. Das Packet wurde hin und hergeriſſen, aber die Vorharkerin mußte nachgeben. Obgleich ihr das Kommando zukam, zog ſie oft den kürzeren gegen die heitere und hübſche Nonika.

Aus dem oberſten Kommodenfach wurden nun verſchiedene Bündel Ähren und Draht geholt. Das Winden begann. Die künſtliche Krone war bis auf den unteren Rand fertig.

„So, nu' fehlen noch die Mohnköpf', eh' die Bänder 'an können“, erklärte Nonika, ihr farbiges Geſicht erhebend, mit viel Wichtigkeit. Sie erhob ſich und langte auf den Balken. Da ſtellte es ſich heraus, daß jeder einzelne Kopf benagt war. Als ſie dieſen Schaden entdeckte, war ſie außer ſich. Auf ihren Fingern klebte ſchon das Gold, mit dem ſie die Mohnköpfe überziehen wollte. „Die Maus!“ ſchrie ſie. „Alles zerfreſſen! Mein Jeſus!“ Ihre Stirne zog ſich in krauſe Falten, ſie brach in Tränen aus.

„Was iſt, was iſt? So mach es ohne Mohnköpfe“, ſchlug die Inſtfrau vor.

„Ohne Mohnköpf'? Der Satan ſoll die Mäuſe holen!“ Nonika lief heulend an das Fenſter.

Ungerührt und emſig flocht indes die Vorharkerin an einem Strohzopf, den ſie ſich auf dem Knie feſtgemacht hatte. „Warum will ſie neue Mod' einführen, vorichtes Jahr war die Kron' auch ohne Mohnköpf'!“

„Da hatten wir 'nen Kranz", verbesserte das schmächtige Mädchen.

„Warum will solche Zigeunersche neue Mod' einführen," fuhr die Vorharkerin fort. Ihre gesenkten, starren und finsteren Augen verfolgten das Wachsen des Strohzopfes voll Eifer.

Das Mädchen am Fenster stampfte laut mit den Füßen. Die Anspielung auf ihre dunkle Herkunft und ihre Armut — sie hatte kaum so viel Wäsche und Kleider, um diese zu wechseln — versetzte sie in noch größere Wut.

Die anderen Scharwerkerinnen fingen auch an zu zanken, teils für, teils gegen Nonika mit ihren Mohnköpfen Partei ergreifend. Die Instfrau bemühte sich, Ruhe zu stiften. „Laßt doch, laßt doch! Czichow, czichow! Der Gärtner hat mehr Mohnköpf'. Na ja, gewiß doch sehen sie schön aus! Ja, aber es geht auch ohne dem!" Sie wollte beiden Parteien gerecht werden und erreichte nicht viel.

Da ging die Türe auf, und Kuba erschien in seiner ganzen Wucht, Pferdestallgeruch um sich verbreitend. Das männliche Element dämpfte den Zank sofort. Zunächst riefen alle zugleich: „Kuba raus! Was kommst du! Hier soll keine Mannsperson sein!"

„Woher denn? Wo steht das geschrieben?" Kuba stapfte in seinen hohen Stiefeln gemächlich näher und pflanzte sich neben dem Tisch auf. Einen Augenblick überschaute er von oben ruhig die aufgehäuften bunten Dinge, langsam zog er seine Rechte aus der Hosentasche und packte hinein, dann sah er sich nach Nonika um. Die hatte sich bei seinem Eintritt sofort vom Fenster entfernt.

„Was schad' dir denn?" fragte Kuba.

„Ach so, gar nichts", sagte sie lachend, obgleich ihre Augenwimpern und Wangen noch naß von Tränen waren. Volle Röte und voller Glanz kehrten in ihr rundes Gesicht zurück, als sie sich hinsetzend mit der Arbeit begann einen Strauß zu winden. Ein paarmal schluckte sie noch aus schwerer Brust auf, dann war das Mißgeschick vergessen. Man gab Kuba eine Erklärung der Sachlage, er hörte aber nicht hin, sondern betrachtete Nonika unverwandt und stellte sich dann hinter ihren Stuhl in die Nähe der Kommode.

„Du könntest auch helfen, Kuba", sagte die Instfrau scherzend.

„Das versteh ich meist nicht", entgegnete er träge.

Nonika arbeitete emsig, wobei sie den gesenkten Kopf hin- und herbog. Ihr Nacken war weiß, durch das Kopftuch, das sie immer trug, vom Sonnenbrand verschont, von ihrem rötlichen sommersprossigen Gesicht stach er merkwürdig ab, er sah aus wie eine weiße Aster. Von dem bunten Kram, der die Mädchen so aufregte, hatte Kuba nur einen geringen Eindruck, aber dieser Nacken reizte ihn so zwingend, daß seine Hand herauskam und sich darauf legte, halb ohne seinen Willen. Nonika wollte die schwere, tätschelnde Hand abschütteln, sie sah sich rasch um und fuhr ihn an. Er schwieg und blickte treuherzig in ihre blanken, lebhaften Augen. Noch einigemale versuchte sie es, ihn loszuwerden; da er aber so zäh war und ihr mit dem nämlichen Blick, der schläfriger und trauriger wurde, je länger der Abend vorrückte, begegnete, ließ sie ihm schließlich den Willen, ohne auf das Gewitzel der anderen zu hören.

Endlich war die Krone fertig. Die Vorharkerin hielt sie in die Höhe, um sie bewundern zu lassen, während ihr Gesicht seine verdrossenste Miene zeigte. Sie war schön gelungen. Die sechs Bügel zeigten eine gleichmäßige Ährenfülle, die bunten Bänder hingen in verschiedenen Längen prächtig herab. Nonika bog sich über den Tisch und sah zu dem Prachtstück empor, wobei ihr Mund lachend aufstand. Ihre Backen brannten, und ihre schönen Augen strahlten feurig. Die Sträuße waren auch fertig; einige nur aus Ähren und Blumen gewunden, mit Schaumgold beklext, andere künstlich von Stroh geflochten, so daß sie auf drei henkelartigen Füßchen standen.

„Jetzt bin ich schläfrig, jetzt geh ich nach Haus", erklärte Nonika plötzlich aufspringend. Mit einem herzhaften Gähnen schüttelte sie ihre Röcke, von denen Halme und Goldstäubchen abflogen, und lief dann zur Türe hinaus.

Aller Augen richteten sich auf Kuba, der steif und verdutzt auf seinem Schemel sitzen blieb. Die Vorharkerin wollte soeben ihren

Mund zu einer Anspielung aufmachen, als er sich erhob und mit einem „Gut Nacht auch“ ebenfalls zur Türe hinausging.

Draußen war es nicht dunkel, da der Mond schien, aber neblig und daher ein unsicheres Licht. Kuba sah den Weg, der nach dem Hofe führte, scharf herab. Ronika hatte ihre Kammer im Gesindehaus; also mußte sie diesen gegangen sein. Ein schmetterndes, helles Gelächter kam vom Weg her; in der großen Stille klar und deutlich zu hören. Kuba fing an zu laufen; in seinen schweren Stiefeln ging es nicht rasch, es war dies überhaupt keine Bewegung für seine gedrungene schwere Gestalt. „Steh doch, halt!“ rief er Ronika zu, die mit langen, wilden Schritten vor ihm herjagte. Sie war so lustig, daß sie vor Vergnügen schrie: „Ach steh doch!“ Kuba wurde ungeduldig bei dem unbequemen Laufen. Und endlich stand sie am Gartenzaun unter den gelben Birkenblättern still, die über ihrem Kopf frei im Nebel ohne Zweige zu hängen schienen.

Kuba kam angestapft, die letzten Schritte ging er. Er trat vor das Mädchen, faßte sie an den Schultern und umarmte sie. „Bist meine?“ fragte er. Ronika legte sich ihm an die Brust und lachte. „Bist meine?“ fragte er nun wieder zwischen heftigen Küssen und emsigem Streicheln, andre Worte fand er nicht. Sie sagte gar nichts, ihr Herz schlug stark und ihr Atem jagte; sie wußte nur, daß ihr unbändig wohl in seinen Armen war, über etwas anderes nachzudenken hatte sie keine Lust.

Da bellte ein Schäferhund plötzlich scharf und wütend los; der Stall war vielleicht vierzig Schritt entfernt, aber es klang, durch Nachhall verstärkt, ganz nah. „Hörst du, das ist die Baldine, die bellt“, sagte Ronika in einem kindisch erschreckten Tone und machte sich von Kuba los. Baldine galt für den klügsten Schäferhund in der Gegend, ihr Herr erzählte geradezu unheimliche Beweise ihrer Klugheit.

Ehe sich's Kuba versah, lief das Mädchen die Birkenallee vollends herab, bog um den Torpfeiler und verschwand. In der Gesindeküche, neben der ihre Kammer lag, erreichte er sie. Als er über die Schwelle trat, fuhr sie ihn an: „Kuba, geh nach Haus!“ Er zeigte die Zähne und näherte sich ihr.

„Geh nach Haus! Was sagt die Mutter!“ Ronika bekam einen Lachanfall und stopfte sich die Finger in den Mund. „Die Leut' sagen“ — brachte sie halb erstickt heraus, — „die Mutter steigt noch jeden Abend aus'n Bett und geht sehn, ob du dich auch nich abgestrampelt hast, du kleiner Bengel!“

„Die Leut' sagen so, dumme Marjell“, fuhr er sie mit rotem Kopf an und packte sie am Arm. Er klemmte sie an sich und riß ihren Kopf zur Seite, daß ihr schwindelte, und doch lachte sie immer noch. Ihn ärgerte das Lachen, und zugleich steckte es ihn immer mehr in Brand; dies sich vor Lachen schüttelnde, weiche große Mädchen war ihm lieber wie sein Leben. Und wieder fiel ihm nichts ein als die flehenden Worte: „Bist meine?“

Aber die die Seine sein sollte, verschwand plötzlich, eine knarrende Türe schlug zu, und ein schwerfälliger Riegel schob sich innen vor. Kuba befand sich allein in der räuchrigen Gesindeküche neben einer dicken, leeren Tonne, aus der ein säuerlicher Geruch stieg, und dem noch warmen Herd. Eine Zeit lang tastete er nun nach der Türe, rief, schimpfte und bat, aber nichts erfolgte. Schließlich trat er aus der engen Küche ins Freie heraus; mit heißem Kopf, zornig und unglücklich zugleich ging er in dem dichter gewordenen Nebel den Weg zu den Kathen zurück.

Seine Mutter saß eingeschlafen bei einer ausgehenden Petroleumlampe am Tisch. Sobald er eintrat, ermunterte sie sich rasch; sie fragte ihn scharf, was er sich so lange herumzutreiben habe. „Komm du mir nicht auf die liederlichen Schliche,“ fuhr sie drohend fort, den Sohn mit ihren verblaßten, strengen Augen fixierend. Kuba fühlte sich schuldig wie ein ertappter Schuljunge, an seinen Händen drehend sah er an der Mutter vorbei. „Ich rat' dirs, mach keine Dummheiten, auf die eine Art und auf die andre Art wird dir's schlimm gehn dabei!“ Die Mutter weiß alles, dachte er abergläubisch, und auf jeden Fall war er sich einer Dummheit bewußt. „So, nu mach, daß du zu Bett kommst, hast reine Bezüge, laß dir nicht die Katz' ins Bett springen.“ Kuba murmelte etwas, und der

alte Hirt drehte sich seufzend auf seinem Strohsack um. In fünf Minuten brannte bei Jaschinskis kein Licht mehr.

* * *

Das Fest am nächsten Abend wurde durch die Musikanten eingeleitet, die ihre Tätigkeit vor dem Wohnhause begannen. Die geputzten, verlegenen Mädchen überreichten den Erntekranz, nachdem sie ein Erntelied abgesungen. Drauf ein fürchterlicher Tusch und eine beklommene Stille. Nun brachte der Wirtschafter mit herausquellenden Augen, Angstschweiß auf der Stirne, ein Hoch aus, wobei er sich dem Gutsherrn, dem es galt, Schritt vor Schritt in drohender Haltung näherte und ihm schließlich bei dem, hoch, und noch ä' mol, hoch, und noch ä' mol, hoch, mit der ausgestreckten Hand beinahe unter die Nase fuhr. Wieder Musik. Auf der Veranda brannten zwei Lampen, draußen sah es deshalb schon ganz schwarz und nächtig aus. „So, nun geht tanzen, ich dank' euch schön für die Krone und die treue Erntearbeit — allerdings, bei dem Weizen hättet ihr euch mehr dazu halten können; wir hätten weiter sein können, als der Regen kam — na, nun geht nur tanzen." Nach diesen Worten des Gutsherrn entfernten sich die Leute mit einem ohrenzerreißenden Marsch, um sich in der ausgeräumten Wagenremise dem wahren Vergnügen hinzugeben.

Kuba und Nonka tanzten die langen Tänze einen nach dem andern zusammen, so wie es die Ehemänner mit ihren Ehefrauen taten. Das Mädchen hatte ein weißes Kattunkleid mit einer Schoßtaille an, ihre weißen Ärmel lagen ebenso um Kubas Hüften wie seine Arme um ihre. So tanzten sie emsig, eng umschlungen, mit scharrenden Füßen, unwandelbar taktmäßig, dann und wann ihrer beseligten Stimmung durch ein frohes Geschrei Ausdruck gebend. Manchmal ließ das Mädchen den einen Arm hängen, besonders, wenn es links um ging, halb schwindlig drehte sich ihr die ganze Remise rund um, aber sie fühlte des Mannes mächtigen Arm und seine sichere Führung, das war gerade schön.

Das Vergnügen dauerte bereits einige Stunden. Nach einem sehr pfiffigen Rheinländer, in dem Kuba seine Nonka mit viel Kraft und Geschick geschwenkt hatte, setzte er sie ab; ihre heißen Hände lösten sich und beide traten ohne irgend eine Zeremonie auseinander. Als die Musik nach einer Pause, in der sich der rotbraune, von den Ziegeln abgekratzte Staub gelegt hatte, wieder anfing, sah sich Kuba vergebens nach seiner Liebe um. Vor der weitoffenen Remisentüre war das Gewühl groß, und da der Mond untergegangen war, lagerte eine Rabenschwärze um die Gruppen. Die trübe brennenden Lampen, die den Tanzsaal nur schwach erleuchteten, konnten in der Nacht draußen nur wenig ausrichten. Gerade um diese Zeit hatten sich einige Fremde von dem Nachbargut und den angrenzenden Parzellen eingefunden. Dies geschah bei jedem Erntefest in den vorgerückten Nachtstunden; meistens wurden diese ungebetenen Gäste ruhig geduldet, vorausgesetzt, daß sie sich bescheiden und anständig benahmen und unter den Einheimischen nicht gerade ein Krakeeler Zank verursachte. Anfänglich waren die Ausländischen draußen unter den dunklen Gruppen, die hauptsächlich aus zum Tanzen endgültig zu alten Leuten bestanden, wagten sich dann allmählich in den Lichtkreis hervor, bis sie schließlich ein Tänzchen riskierten.

Nonka stand erhitzt da, wo Kuba sie verlassen hatte, und sah in die fremden Gesichter in dem Türrahmen. Da winkte ihr eine Hand, aus den Zuschauern heraus, die Hand winkte eifrig, dringend. Als Nonka sich näherte, zog sie die kinderlose Instfrau an einer Rockfalte einige Schritte auf den Hof und in völlige Dunkelheit hinein. Die Frau konnte sich vor Wichtigkeit gar nicht lassen. „Der Meloch ist da," sagte sie dem Mädchen nahe ins Gesicht. Dann lachte sie erregt. „Er hat gefragt, wer du bist."

Es entstand eine Pause. Nonka glühte wie ein Bolzen, mit offenem Munde atmend: „Wo ist er?" fragte sie.

„Da, sieh ihn dir an, das ist der Meloch." Die Frau zog Nonka wieder näher zu der erleuchteten Remise und zeigte auf ein hageres Männchen mit einem spitznäsigen, braunen Gesicht; er unterhielt sich mit dem Wirtschafter. Seine Kleidung war auffallend, ein schäbiger, langer schwarzer Rock gab ihm ein krähenhaftes

Aussehn. Aber auch ohne dieses Kleidungsstück fiel seine Persönlichkeit auf, insofern als er ein Witmann war, der vor drei Monaten seine Frau verloren hatte und jetzt selbstverständlich wieder auf Freiersfüßen ging; da er Parzellenbesitzer war, konnte er unmöglich längere Zeit allein wirtschaften. Es hieß, die Hinterlassenschaft seiner Frau gehöre ihm völlig, vom Glasspind bis zum Butterfaß sei alles vollständig in seiner Häuslichkeit eingerichtet, so daß sich seine neue Frau ohne Aussteuer, gewissermaßen nur einfach in ihr Glück hineinzusetzen brauchte.

Meloch tanzte die Polka, die jetzt begann, mit Nonika. Die Instfrau, die dem Mädchen das Glück gönnte, des Witmanns zweite Frau zu werden, drückte sich bis in die vorderste Reihe hindurch und sah mit heimlicher Freude, wie der schwarze Schäskenrock und das weiße Kattunkleid zusammen flogen. Nach dem Tanz nahm sie das Mädchen wieder beiseite und erzählte ihr von dem Glasspind und dem Butterfaß. „Ich sag dir, alles — alles is da," sie schlug in ihre Hände. „Ich weiß es von einer Frau, die dem Meloch Ferkel verkauft hat; fix und fertig, du kannst rein gehn, wie du stehst und gehst, du findst die Wäsche, alles."

Nonika drehte den Hals und lachte kindisch verlegen, sie sah in die nahen, grellen Augen der eifrigen Frau und blinzelte. Davon, daß sie sich die Sache mit dem Meloch überlegte, war gar keine Rede; sie würde ja sehen, was da wurde. Der Augenblick herrschte, sie lebte von einem zum andern ohne Reflexionen, so erinnerte sie an einen sorglosen Vogel oder an ein munteres Rehwild auf grüner Saat. Wie konnte sie sich etwas überlegen, wenn die Musik anging. Da, der interessante Witmann kam auf sie zu geschlichen, nun tanzte sie mit ihm. . . . . .

Indessen ging Kuba nach der herrschaftlichen Küche, um Nonika zu suchen; mit Auguste, dem Scheuermädchen, war sie befreundet, also konnte sie möglicherweise zu ihr gelaufen sein. Aber da war sie nicht. Hausflur, Küche und Wirtschaftsstube standen leer mit offenen Türen, nur das Stubenmädchen lag aus einem Fenster und warf dem Knecht, als er sich ihr näherte, höhnische Redensarten an den Kopf. Sie war übernächtig und beleidigt. Anfänglich hatte sie sich geziert und das rohe Erntefestvergnügen als unter ihrem Stande verschmäht, in der Erwartung, daß die hübsche junge Mamsell und die gutmütige Gärtnerfrau sie nach einigen Tänzen holen kommen würden. Als Antwort auf dringendes Bitten gedachte sie mit einer Menge Einwendungen heraus zu kommen, auf die sie vorbereitet war, und schließlich wollte sie sich erweichen lassen. Ein Tanz nach dem andern verging, und niemand kam. Sie sah in dem roten Dunst durch die offene Remisentüre die dunklen emsigen Paare sich drehen und erboste sich immer gründlicher über die Geschmacklosigkeit und Dummheit der Menschen. Nun kam Kuba, stand wie ein Pfahl unter der Hängelampe in der Küche, sah in alle Ecken, sogar in den Torfkasten und antwortete mit keinem Laut auf ihre spitzen Reden. Sein Anblick, die ganze blühende vierschrötige Kraft seiner Gestalt, sein rotes, festes Gesicht über dem offenen Hals brachte das häßliche Mädchen in immer größere Aufregung. Als er es gefaßt hatte, daß Nonika hier nicht versteckt war, machte Kuba kehrt und ging. Draußen spuckte er aus, er mochte solche schnatternden, grau und bissig aussehenden Frauenspersonen nicht leiden. Das Verlangen nach seinem schönen Mädchen ergriff ihn so gewaltsam, daß es ihm alle Überlegung nahm. Statt wieder in die Remise zurückzugehen, in der das Scharren und Lärmen aufs neue begonnen, ging er in des Gärtners Stube. Aber auch hier war Nonika nicht. Die Gärtnerfrau lag über der Wiege, in der ihr jüngstes Kindchen aufgewacht war und leise quarrte. Sie wiegte sich mit ihm zugleich, auf des Knechts fragenden Blick schüttelte sie mit dem Kopf.

Vielleicht war sie in ihrer Kammer und zog sich ein anderes Kleid an. Diese Mode war bei den Schartwerkerinnen beliebt. Dabei wurde auf möglichst starke Gegensätze Wert gelegt. Begann eine das Fest in Weiß, so war es hübsch und schicklich, wenn sie es in Schwarz beendete. Die Kammertüre stand offen, doch niemand befand sich in dem unordentlichen jämmerlichen Gelaß. Eigentlich war es von Nonika nicht anzunehmen, daß sie sich ein anderes Kleid anzog; selbst das weiße Kattunkleid gehörte ihr nur zum Teil; die

Taille hatte ſie ſich von einer Kameradin geborgt.

Der Stellmacher traf Kuba, als dieſer auf den Hof heraus trat, und forderte ihn auf, ein Glas Bier zu trinken; ſoeben war das zweite Faß in der Geſindeſtube angeſtochen. Noch ſchäumte das dünne Gebräu gewaltig; man mußte ein Weilchen warten, bis ſich dieſe wilde Hefe etwas legte. Schließlich, ein Glas war gar nichts, das wirkte nicht anders wie Waſſer, man mußte mehrere hintereinander trinken. Als ſich Kuba nach einer halben Stunde erheben wollte, fiel er von einem Fuß auf den andern, und als er gehen wollte, wußte er nicht, wohin er ſich wenden ſollte; die Lage der Tür war ihm unklar. Man lachte ſchrecklich über ſein verblüfftes Geſicht und die komiſchen Anſtrengungen, die er machte, um zu der Herrſchaft über ſeine Glieder zu kommen. „Laß man gut ſein, Kuba, trink noch eins, denn wird's beſſer gehen," riet ihm der Gärtner. Durch Augenzwinckern verſtändigte er den Stellmacher, der in Kubas Glas heimlich Branntwein goß. Die bleiche und erſchöpft ausſehende Gärtnerfrau trat in die Geſindeſtube, als draußen ein Morgenſchauer durch die Dunkelheit ſchlich. Sie wollte nachſehn, wie ſich ihr Mann aufführte, da ſie alle Urſache hatte, ihm zu mißtrauen. Kaum erblickte Kuba die weibliche Geſtalt, als er auf ſie zu ſtapſte, ſie ergriff und mit ihr zu tanzen anfing; ſofort fand ſich jemand, der eine Melodie pfiff. Mit in den Nacken geworfenen Kopf und in ſchiefer Haltung legte er los, ohne das Widerſtreben der Frau zu beachten. Der Einfall zu tanzen wurde für ihn das Signal, ſich als Hanswurſt aufzuſpielen. Als ſich die Frau ihm entwand, ſprang er allein weiter, verdrehte die Augen und lärmte, durch den Beifall der Männer noch mehr angefeuert. Sobald er ſich einmal ſetzte, überkam ihn ein unglückliches, verwirrtes Gefühl, dann riß er ſich aber immer wieder auf, um ſich aufs neue albern und toll zu geberden.

Indeſſen tanzte Nonika mit ihrem dürftigen kleinen Verehrer einen Tanz nach dem andern; er ſchien ſie für die zweite Hälfte der Erntefeſtnacht für ſich in Anſpruch nehmen zu wollen, wie es Kuba für die erſte Hälfte getan hatte. Einmal, mitten in einem Walzer, als ſich Meloch mit ſeinen dünnen Armen feſt an ſie gerankt hatte, wurde es dem Mädchen plötzlich zu viel. Sie blieb ſtehen, ungeachtet der nachdrängenden Paare, nahm einige Püffe gemütsruhig in Kauf und ging, die Röcke ſchwenkend, auf und davon. Eine Sehnſucht befiel ſie — Kuba. Sie drängte ſich durch die Zuſchauer in die Nacht hinein. Mit geblähten Nüſtern ſpähte ſie. Wo ſteckte er? Er ſollte da ſein, ſie brauchte ihn. Mit vorgeſtreckten Händen bog ſie um den Speichergiebel. Da polterten Schritte auf den Steinen, an dem Kutſchſtall gingen ſie vorüber und näherten ſich ihr. „Kuba!" rief ſie, mit ihren Händen taſtend. Sie faßte in die Höhe auf ein paar breite Schultern. „Du!" ſtammelte ſie atemlos, von dem Glücksgefühl durchſtrömt, das gleiches zu gleichem zieht.

Derjenige, den ſie umfaßte, erwiderte ihre Zärtlichkeit, indem er ſie umſchlang und an ſich drückte. „Wenn auch nich Kuba," ſagte eine rauhe Stimme, „aber Bawſchon, Bawſchon is auch gut, nee?" Der Knecht dachte, das Mädchen würde ſich nun mit einem Schrei von ihm los machen, und hielt ſie um ſo feſter, aber Nonika lachte beluſtigt auf, und lachend legte ſie ihm die Hände auf die Wangen, ſtrich über ſeine Schultern und Arme mit Lauten der Befriedigung. „Was alles kommt," ſagte ſie kurzatmig. „Nee, Lieber" und dann küßten ſie ſich. (Schluß folgt.)

Herbert Spencer über das Recht der Frau.

Herbert Spencer, dieser radikalste Individualist, hat in seinem Buch: „Soziale Statik, oder die Bedingungen des menschlichen Glückes", das anfangs der fünfziger Jahre erschien, die Grundbedingung für den sozialen Gleichgewichtszustand in dem „Gesetz der gleichen Freiheit" gefunden. Seine Ausführungen über die Anwendung dieses Gesetzes auf das soziale Verhältnis der Geschlechter enthalten so viel Zutreffendes, vor allem so viel glückliche Repliken auf heute noch erhobene Einwände, daß sie, trotzdem fünfzig Jahre seit ihrer Publikation vergangen sind, noch nicht an Interesse verloren haben, ja, daß sie den Frauen zur Vertretung ihrer Forderungen noch heute scharfe Waffen zu liefern vermögen. Wir möchten unserm Leserkreis deshalb das betreffende Kapitel mit einigen unwesentlichen Kürzungen vorlegen.

* * *

§ 1. Die Gerechtigkeit kennt keinen Unterschied der Geschlechter. In ihrem Wörterbuch muß das Wort „man" im Sinne der Gattung und nicht im spezifischen Sinn verstanden werden. Die Forderung der gleichen Freiheit findet offenbar auf die ganze Menschheit, männliche und weibliche, Anwendung. Dieselbe a priori Beweisführung, welche diese Forderung für Männer aufstellt (Kap. III und IV), kann mit der gleichen Beweiskraft auf Frauen angewandt werden. Der moralische Sinn, mittels dessen der männliche Geist auf diese Forderung reagiert, ist ebenso gut im weiblichen Geist vorhanden. Deshalb müssen die verschiedenen Rechte, die sich aus dieser Forderung ableiten lassen, beiden Geschlechtern gleichmäßig zugesprochen werden.

Das könnte man für eine selbstverständliche Wahrheit halten, die man nur aufzustellen braucht, damit sie allgemeine Anerkennung findet. Trotzdem gibt es viele, die entweder stillschweigend oder mit vielen Worten ihre abweichende Meinung kundgeben. Aus welchen Gründen sie abweichen, ist nicht ersichtlich. Sie geben die Grundwahrheit zu, daß das menschliche Glück Gottes Wille ist, ein Axiom, aus dem alles abgeleitet wird, was wir Rechte nennen. Und warum der Unterschied der körperlichen Beschaffenheit und die geringen geistigen Unterschiede, in denen die Frau vom Mann abweicht, die eine Hälfte der Menschheit von der Wohltat dieser Einrichtung ausschließen sollen, muß erst bewiesen werden. Die Last des Beweises liegt auf denen, die diese Tatsache behaupten, und man würde vollkommen im Recht sein anzunehmen, daß das Gesetz gleicher Freiheit beide Geschlechter umfaßt, bis das Gegenteil bewiesen worden ist. Aber ohne uns das zunutze zu machen, gehen wir gleich auf die Streitfrage ein.

Drei Möglichkeiten stehen uns offen. Es kann behauptet werden, daß Frauen überhaupt keine Rechte haben, — daß ihre Rechte nicht so groß wie die der Männer sind — oder daß sie denen der Männer gleich sind.

Wer sich zu dem ersten Grundsatz bekennt, daß Frauen überhaupt keine Rechte haben, muß beweisen, daß der Schöpfer die Frauen ganz der Gnade oder Ungnade der Männer anheim gegeben, ihr Glück, ihre Freiheit, ihr Leben dem Mann zur Verfügung stellen wollte, oder mit anderen Worten, daß sie dazu bestimmt seien, als Geschöpfe niederer Ordnung behandelt zu werden. Wenige werden die Kühnheit haben, das zu behaupten.

Bei der zweiten Behauptung, daß die Rechte der Frauen nicht so umfassend wie die der Männer sind, erheben sich gleich weitere Fragen: Wenn sie nicht so groß sind, um wieviel sind sie dann geringer? Welches ist das genaue Verhältnis zwischen den Rechtsansprüchen der beiden Geschlechter? Wie läßt sich feststellen, welche Rechte beiden gemeinsam sind, und wo die der Männer über die der Frauen hinausgehen? Wer kann uns die Wage zeigen, die die Abstufungen anzeigt? oder — wenn wir die Frage praktisch stellen — es muß durch irgend eine logische Methode bewiesen werden, ob der Türke im Recht ist, wenn er eine mißliebige Cirkassierin in den Bosporus wirft? ob die Rechte der Frauen durch das athenische Gesetz verletzt werden, welches unter gewissen Voraussetzungen dem Bürger erlaubte, seine Schwester oder Tochter zu verkaufen? ob unsere eigene Bestimmung, die dem Manne gestattet, seine Frau in maßvoller Weise zu schlagen, und sie in irgend einem Raum des Hauses einzuschließen[1]), moralisch verteidigt werden kann? ob es billig ist, daß eine verheiratete Frau unfähig sein soll, eigenes Vermögen zu haben? ob ein Ehemann berechtigt ist, die Einnahmen seiner Frau gegen ihren Willen an sich zu reißen, wie unser Gesetz ihm erlaubt? — usw. Diese und eine Menge ähnlicher Schwierigkeiten verlangen eine Lösung. Irgend ein in der Natur der Sache wurzelnder Grundsatz muß gefunden werden, durch die sie wissenschaftlich gelöst werden können, gelöst nicht mit Zweckmäßigkeitsgründen, sondern in definitivem philosophischen Sinn. Glaubt irgend einer, der die Lehre verteidigt, daß die Rechte der Frau nicht so groß sind, wie die des Mannes, dieses Prinzip finden zu können?

Wenn nicht, dann bleibt nichts übrig, als der dritte Standpunkt: daß die Rechte der Frau denen des Mannes gleich sind.

§ 2. Wer die geistige Minderwertigkeit der Frau für eine Schranke ihres Anspruchs auf gleiche Rechte hält, kann in verschiedener Weise widerlegt werden.

Erstens kann die angeführte Tatsache bestritten werden. Ein Verteidiger ihres Geschlechts könnte viele nennen, deren Leistungen in der Regierung. in der Wissenschaft, in Literatur und Kunst nicht geringen Ruhm erlangt haben. Mächtige und weise Königinnen hat die Welt viele gesehen, von Zenobia bis zu den Kaiserinnen Katharina und Maria Theresia. In den exakten Wissenschaften haben Mrs. Somerville, Miß Herschel und Miß Zornlin Anerkennung gefunden; in den Staatswissenschaften Miß Martineau; in allgemeiner Philosophie Mad. de Staël; in Politik Madame Roland. Die Dichtkunst hat ihre Tighes, ihre Hemanses, ihre Sandrus, ihre Brownings, das Drama seine Joanna Baillie; der Roman seine Austens, Bremers, Gores, Dudevants usw. In der Bildhauerkunst hat eine Prinzessin Ruhm erlangt; ein Gemälde wie „The Momentous Question" ist ein ausreichender Beweis weiblichen Talentes zum Malen; und auf der Bühne ist es sicher, daß Frauen auf derselben Höhe stehen wie Männer, wenn sie nicht sogar die Palme davontragen. Wenn man mit solchen Tatsachen die wichtige Erwägung vereinigt, daß Frauen immer im Nachteil waren und noch sind auf jedem Gebiet des Studiums, des Denkens und der Geschicklichkeit — in anbetracht dessen, daß sie nicht zu den Akademien und Universitäten zugelassen werden, wo Männer ihre Ausbildung empfangen; daß der Lebensweg, der vor ihnen liegt, keinen großen Ehrgeiz befriedigt; daß sie selten dem mächtigsten aller Reizmittel, der Notwendigkeit, ausgesetzt sind; daß die Erziehung, die die Gewohnheit ihnen vorschreibt, viele der höheren Anlagen unberücksichtigt läßt und daß das Vorurteil gegen Blaustrümpfe, bis jetzt so vorherrschend bei den Männern, viel dazu beigetragen hat, Frauen von dem Ringen nach literarischem Ruhm abzuhalten — wenn man diese Erwägungen den oben erwähnten Tatsachen hinzufügt, haben wir guten Grund anzunehmen, daß die vorausgesetzte Minderwertigkeit des weiblichen Geistes keineswegs selbstverständlich ist.

Aber wir wollen auf diesen Punkt verzichten und den Grundsatz nur unter seiner eigenen Voraussetzung bekämpfen. Zugegeben, daß der weibliche Intellekt weniger tief als der des Mannes ist — daß sie im allgemeinen sich mehr vom Gefühl leiten läßt,

[1]) Dieses Recht des Mannes ist seither in England beseitigt. D. Red.

daß sie impulsiver und weniger überlegt ist, als der Mann — all das zugegeben: würde eine solche Annahme die Behauptung begründen, daß die Rechte der Frauen nicht ebenso ausgedehnt sind als die der Männer?

1. Wenn die Rechte den beiden Geschlechtern zugemessen werden im Verhältnis zu dem verschiedenen Grade ihrer Intelligenz, dann muß dasselbe System der Einteilung auch in Anwendung kommen zwischen Männern. Daraus entsteht dann die schon angedeutete große Verwirrung.[1])

2. Ebenso folgt daraus, daß, da es hie und da Frauen gibt von fraglos größeren Fähigkeiten als Männer, manche Frau größere Rechte haben müßte als viele Männer.

3. Dieses Prinzip würde also, statt daß es einen bestimmten Maßstab des Rechts für Männer und einen anderen für Frauen ergibt, eine unendliche Abstufung von Rechten einschließen, gänzlich unabhängig vom Geschlecht, und uns noch einmal auf die Suche nach unerreichbaren Dingen schicken — nämlich nach *einem* Maßstab für die Anlagen und einem anderen für die Rechte.

Diese Theorie *zerfällt* aber nicht nur bei näherer Besichtigung, sie ist auch genau betrachtet, absurd, wenn sie des Gewandes abgedroschener Phrasen entkleidet wird. Denn was ist es, was wir unter Rechten verstehen? Nichts anderes als die Freiheit, die Anlagen auszubilden. Und was bedeutet die Behauptung, daß die Frau dem Manne in geistiger Beziehung nachstehe? Nur, daß ihre Anlagen nicht so kräftig sind. Was soll denn das Dogma besagen, daß, weil die Frau dem Manne geistig nachsteht, sie auch weniger ausgedehnte Rechte hat? Nur das, daß, weil die Frau schwächere Anlagen hat als der Mann, sie nicht dieselbe Freiheit wie der Mann haben soll, die Anlagen, die sie hat, auszubilden!

§ 3. Der Glaube trägt immer den Stempel des Charakters, ja ist in der Tat sein Erzeugnis. Der Anthropomorphismus bezeugt es. Die Wünsche der Menschen drücken sich schließlich in ihrem Glauben aus, ihrem tatsächlichen Glauben, nicht ihrem vorschriftsmäßigen. Wenn man eines Menschen Theorie über die Dinge in Stücke reißt, findet man auf dem Grunde Tatsachen, deren Zusammenstellung ihm seine Wünsche eingeben. Glühende Leidenschaft vernichtet alle Beweise, die sich ihrer Befriedigung entgegenstellen und indem sie alle die verschmilzt, die ihrem Zweck dienen, schmiedet sie daraus Waffen, die sie dem Ziele näherbringen. Es gibt keine noch so böse Tat, für die nicht der Täter eine Entschuldigung zu seiner Rechtfertigung finden könnte; und wenn die Tat sich oft wiederholt, wird eine solche Entschuldigung zum Glauben. Die abscheulichsten geschichtlichen Vorgänge — die Bartholomäusnacht und ähnliches — haben Verteidiger gehabt; ja, sind sogar eingeprägt worden als Erfüllung des göttlichen Willens. Es ist Weisheit in der Fabel vom Wolfe, der dem Lamm Vorwürfe macht, ehe er es auffrißt. Unter Menschen ist es immer so. Kein Angreifer hat je eine Standarte aufgepflanzt, ohne daß er sich die Gerechtigkeit seiner Sache eingeredet hätte. Opfer und Gebete sind jedem Kriegszug vorausgegangen, von Cäsars Kriegen bis zu einem Grenzstreifzug. Gott ist mit uns, das ist das gewöhnliche Feldgeschrei. Jedes der streitenden Völker weiht seine Fahnen; und wer siegt, singt ein Te Deum. Attila stellte sich vor, er habe „ein göttliches Recht zur Herrschaft auf Erden"; die Spanier unterwarfen die Indianer unter dem Vorwand, sie zum Christentum zu bekehren, und erhängten dreißig Widerspänstige zu Ehren Christi und seiner Apostel, und wir Engländer rechtfertigen unsere kolonialen Kriege, indem wir behaupten, der Schöpfer wolle, daß die angelsächsische Rasse die Erde bevölkere! Eine unersättliche Eroberungslust macht den Totschlag zur Tugend, und bei mehr als einem Volk hat unversöhnliche Rache den Mord zur Pflicht gemacht. Ein schlauer Diebstahl war bei den Spartanern rühmlich; und ist es auch bei den Christen, vorausgesetzt, daß er in möglichst großem Stil betrieben wird. Bei Jason und seinen Gefährten war Seeräuberei Heldentum, ebenso bei den Normannen, und heute noch bei den Malayen, und es fehlt nie an einem

[1]) In einem früheren Kapitel desselben Buches führt Spencer aus, daß es unmöglich wäre, eine Abstufung der Rechtssphären auf Grund von Verdiensten und Fähigkeiten aufzustellen. D. Red.

goldenen Vließ als Vorwand. Bei einem goldgierigen Volke wird ein Mann geschätzt im Verhältnis zur Zahl der Stunden, die er im Geschäft zubringt; in unseren Tagen hat die Leidenschaft, Gold aufzuspeichern, die Arbeit vergöttlicht; und selbst dem Geizhals fehlen nicht ein paar Tugendlehren, um seinen Geiz zu entschuldigen. Die herrschenden Klassen rennen sich in den Glauben, daß mehr das Eigentum als die Person vertreten werden müsse —, daß das Interesse des Grundbesitzes vorgehen müsse. Der Arme ist fest davon überzeugt, daß er ein Recht auf Unterstützung hat. Die Mönche hielten die Buchdruckerkunst für eine Erfindung des Teufels, und manche unserer modernen Sektierer glauben ihre widerspenstigen Brüder vom Teufel besessen. Der Geistlichkeit ist nichts einleuchtender, als daß die Staatskirche eine gerechte Einrichtung ist und unentbehrlich zur Erhaltung der Religion. Der Inhaber einer Sinekure ist rechtschaffen entrüstet bei jeder Mißachtung seiner Interessen.

Vielleicht sind die Behauptung der Sklavenhalter, daß Neger keine Menschen sind, und das verwandte Dogma der Muhammedaner, daß Frauen keine Seele haben, die wunderbarsten Beispiele so entstandener Überzeugungen. In diesen wie in den vorhergehenden Fällen findet die Selbstsucht einen ausreichenden Grund zu tun, was sie will — sie sammelt, zerreißt, übertreibt und unterdrückt, um sich schließlich die gewünschte Schlußfolgerung vorzutäuschen. Zweifelt irgend jemand daran, daß die Menschen wirklich Dinge glauben können, die handgreiflich den einfachsten Tatsachen widersprechen? Will irgend jemand behaupten, daß die Heuchler sein müssen, die sich zu so offenkundigen abgeschmackten Meinungen bekennen? Er soll sich hüten und soll bedenken, ob ihn nicht die Selbstsucht zu fast ebenso groben Ungereimtheiten verleitet hat. Die Gesetze in England und die öffentliche Meinung in England unterstützen Lehren, die fast so widersinnig sind wie jene, die uns so unbegreiflich scheinen; ja, fast dieselben Lehren, nur etwas gemildert. Denn was ist denn bei näherer Prüfung schließlich die Vorstellung, daß die Rechte der Frauen denen der Männer nicht gleich sind, anders? Einfach ein Ausfluß der Lehre, daß Frauen keine Seele haben.

§ 4. Daß auf die Höhe der Entwicklung eines Volkes geschlossen werden kann aus der Behandlung, die den Frauen zuteil wird, ist eine fast abgedroschene Bemerkung. Die Tatsachen, deren Verallgemeinerung diese Bemerkung ist, sind zahlreich genug. Überall, wohin wir sehen, finden wir, daß das Verhältnis zwischen Mann und Frau genau so geregelt ist, wie nach dem Recht des Stärkeren das Verhältnis zwischen Mann und Mann. In demselben Maße, in dem der Triumph der Macht über das Recht in den politischen Einrichtungen eines Volkes zu erkennen ist, in demselben Maße ist er auch in seinen häuslichen zu erkennen. Despotismus im Staate ist unweigerlich mit Despotismus in der Familie verbunden. Da beide des gleichen moralischen Ursprungs sind, müssen sie auch zusammen bestehen. Die Türkei, Egypten, China, Rußland, die Feudalstaaten Europas — es genügt nur diese zu nennen, um auf ganze Haufen von Tatsachen hinzuweisen, die diese Übereinstimmung bekunden. Und doch, sonderbar genug, übersehen alle, die diese Beobachtung machen, die Anwendung auf uns selbst. Da sitzen wir an unseren Teetischen und zergliedern den Nationalcharakter oder philosophieren über die Entwicklung von Kultureinrichtungen, und nehmen es ruhig als Tatsache hin, daß wir zivilisiert sind —, daß die Zustände, in denen wir leben, die rechten sind, oder dergleichen mehr. Obgleich die Leute jedes vergangenen Zeitalters dasselbe gedacht haben und sich gleicherweise geirrt haben, so gibt es doch viele, denen es niemals einfällt, zu denken, daß wir uns auch irren können. Bei ihren Anspielungen auf die schlechte Behandlung der Frauen im Orient und die ungesunden sozialen Einrichtungen, die daraus hervorgehen, sehen die meisten Menschen nicht, daß dieselbe Verbindung zwischen politischem und häuslichem Druck zu dieser Stunde in unserem England herrscht, und daß genau so wie unsere Gesetze und Gewohnheiten die Menschheitsrechte verletzen, in dem sie den reichen Klassen Macht über die ärmeren geben, sie auch jene Rechte verletzen, indem sie dem stärkeren Geschlecht Macht über das schwächere geben. In demselben Maße als sich der alte Sauerteig der Tyrannei in den Handlungen des Parlamentes zeigt, kommt er auch in dem Tun und Treiben des Haushalts zum Vorschein. Wenn Ungerechtigkeit die öffentlichen

Taten der Menschen beherrscht, beherrscht sie unzweifelhaft ihre persönlichen auch. Die bloße Tatsache, daß Unterdrückung die Verhältnisse des Außenlebens kennzeichnet, ist Beweis genug, daß sie auch am häuslichen Herde vorhanden ist.

§ 5. Der Wunsch zu herrschen ist seinem Wesen nach ein barbarischer Wunsch. Ob er sich bemerkbar macht in dem Erlaß eines Zaren oder in dem Verhalten eines Etoner Raufboldes seinem Leibfuchs gegenüber — er ist auf alle Fälle ein Zeichen von Brutalität. Ein Befehl *kann* nur roh sein, denn er enthält einen Appell an die Gewalt, wenn Gewalt nötig sein sollte. In dem „du sollst" steht wenig verborgen das: „Wenn du es nicht tust, werde ich dichs lehren". Das Befehlen ist das Brummen des Zwangs, der im Hinterhalt lauert, oder wie man auch sagen könnte: die Gewalttätigkeit im latenten Zustand. Alle seine Begleiterscheinungen, — seine finstern Blicke, seine Stimme, seine Bewegungen zeigen seine Verwandtschaft mit der Grausamkeit des Wilden. Macht ist der Feind des Friedens, denn sie erzeugt Krieg in Worten und Gefühlen — manchmal auch in Taten. Sie verträgt sich nicht mit dem obersten Gesetz der Moral. Sie ist das absolut Ungerechte. Alle Barbareien der Vergangenheit haben ihre Typen in der Gegenwart. Alle Barbareien der Vergangenheit entwickelten sich aus gewissen Anlagen: diese Anlagen können schwächer geworden sein, aber sie sind nicht erloschen; und so lange sie vorhanden sind, betätigen sie sich irgendwo. Was wir gewöhnlich unter Befehlen und Gehorchen verstehen, sind die heutigen Formen des früheren Despotismus und der Sklaverei. Philosophisch betrachtet sind sie mit diesen identisch. Despotismus kann bezeichnet werden als der Versuch, einen anderen Willen zu beugen, damit der unsere erfüllt werde, und sein Gegenstück — die Sklaverei — als das Unterdrücken unseres Willens einem anderen gegenüber. Tatsächlich wenden wir die Bezeichnung nur an, wenn die Herrschaft des einen Willens über den andern ungewöhnlich groß ist — wenn der eine ganz oder beinah ganz den anderen unterdrückt. Aber wenn die Unterwerfung eines Menschen unter den andern dann schlecht ist, wenn sie bis zum äußersten durchgeführt wird, so ist sie auf jeder Stufe schlecht. Wenn jedermann die Freiheit hat, seine Fähigkeiten innerhalb bestimmter Grenzen zu entfalten, und wenn die Sklaverei ein Unrecht ist, weil sie jene Freiheit beschränkt, und einen Menschen seine Kräfte gebrauchen läßt, nicht um seine eigenen Bedürfnisse zu befriedigen, sondern die anderer, dann ist Befehlen und Gehorchen in *jedem* Fall ein Unrecht; denn es erfordert die Unterwürfigkeit der Handlungen eines Menschen zur Befriedigung eines andern. „Du darfst nicht tun, was du willst, sondern, was ich will" ist die Grundlage jedes Befehls, ob er von einem Pflanzer seinem Neger gegeben wird oder von einem Manne seiner Frau. Nicht zufrieden damit, Alleinherrscher über seine eigenen Handlungen zu sein, überschreitet der kleinliche Autokrat die Grenzen, die den Kreis seiner Handlungen von dem des Mitmenschen trennen und übernimmt es, auch seine oder ihre Handlungen zu lenken. Es kommt mit Rücksicht auf das Prinzip gar nicht darauf an, ob diese Herrschaft ganz oder teilweise ist. In dem Maße als der Wille des einen den des andern unterdrückt, sind die Parteien Tyrann und Sklave.

Es gibt zweifelsohne viele, die sich gegen diese Lehre auflehnen. Es gibt viele, die der Ansicht sind, daß der Gehorsam eines menschlichen Wesens einem anderen gegenüber richtig, tugendhaft und lobenswert ist. Es gibt viele, deren moralischem Gefühl das Befehlen nicht widerstrebt. Es gibt viele, die die Unterwerfung des schwächeren Geschlechts unter das stärkere für gesetzlich und nützlich halten. Sie sollen sich nur nicht täuschen lassen. Sie sollen daran denken, daß die Institutionen und Überzeugungen eines Volkes von seinem Charakter bestimmt werden, daß die Begriffe der Menschen von ihren Leidenschaften beeinflußt werden. Sie sollen daran denken, daß, wie unser sozialer Zustand beweist, unsere besten Gefühle noch unvollkommen entwickelt sind. Mögen sie sich erinnern, daß ebenso viele Gewohnheiten, die von unseren Vorfahren für recht gehalten wurden und uns jetzt verächtlich erscheinen, von uns geübt werden und von unseren zivilisierteren Nachkommen mit Abscheu betrachtet werden — daß ebenso, wie wir die barbarischen Sitten verdammen, die einer Frau verbieten, mit ihrem Herrn und Meister an demselben Tische zu sitzen, die Menschheit

eines Tages die Unterwürfigkeit der Frau unter ihren Mann verdammen wird, die das heutige Gesetz zur Pflicht macht.

Wie schon anderswo bewiesen wurde, wird das moralische Gefühl nur ein sicherer Leiter, wenn es von der Logik interpretiert wird. Nur der von ihm aufgestellte Grundimperativ ist maßgebend. Von diesem grundlegenden Gesetz muß die Vernunft die Folgerungen ziehen; und wenn diese richtig gezogen sind, so sind sie letzte Instanz. Es beweist deswegen nichts, daß es Leute gibt, die das Befehlen nicht für unrecht halten. Sie sollten darnach fragen, ob das Befehlen sich verträgt mit dem ersten ausdrücklichen Grundsatz von Gottes Willen oder nicht — dem Grundsatz, der dem sittlichen Gefühl entspricht. Und sie werden finden, daß, nach dem Gesetz gleicher Freiheit beurteilt, Befehlen zum Unrecht wird; denn derjenige, der befiehlt, verlangt augenscheinlich mehr Freiheit, als der, dem befohlen wird.

§ 6. Daß die Überzeugung von der Ungerechtigkeit der Unterordnung eines Geschlechts die der Zukunft sein wird, ist schon heute erkennbar an dem Umschwung, den die Zivilisation in den Empfindungen der Menschen hervorbringt. Die willkürliche Herrschaft eines Menschen über einen andern, in welcher Form sie sich auch zeigt, wird jetzt im allgemeinen für roh und brutal gehalten. In unserer Zeit spielt ein Mensch mit verfeinertem Gefühl nicht gern den Despoten über seinen Mitmenschen. Er empfindet Ekel, wenn einer aus einfacheren Verhältnissen als er, vor ihm kriecht. Weit entfernt von dem Wunsch, sich zu erhöhen, indem er seine armen und unwissenden Mitmenschen unterdrückt, bemüht er sich, ihnen in seiner Gegenwart die Schüchternheit zu nehmen — ermutigt sie, sich in einem weniger unterwürfigen Ton und mit mehr Selbstachtung zu geben. Er fühlt es, daß ein Mitmensch ebenso gut durch hochfahrende Worte und Gebärden zum Sklaven erniedrigt werden kann wie durch tyrannische Taten; und deswegen vermeidet er den unter ihm Stehenden gegenüber eine diktatorische Sprechweise. Selbst bezahlte Diener, auf deren Dienste er ein vertragsmäßiges Recht erworben hat, redet er nicht gern im Befehlstone an. Er sucht eher seinen Charakter als Herr zu verbergen, kleidet zu dem Ende seine Befehle in die Form von Bitten, und benutzt immer die Wendungen „bitte" und „danke".

In dem Benehmen des modernen Gentleman seinem Freunde gegenüber haben wir gleichfalls Zeichen seiner wachsenden Achtung vor der Würde eines anderen. Jedermann muß die Sorgfalt bemerken, mit der Menschen, die in vertrautem Verkehre stehen, jeden Schein von Überlegenheit auf einer Seite scheuen oder sich bemühen, durch ihr Benehmen jede Überlegenheit zu verwischen, wenn sie tatsächlich vorhanden ist. Wer hat nicht schon die Verlegenheit bemerkt, in der der Reichere von beiden sich manchmal befindet, zwischen dem Wunsch, dem andern eine Wohltat zu erzeigen und der Furcht, daß er beleidigen könne, indem er dadurch die Stellung eines Gönners einnimmt? Und wer empfindet es nicht, wie zerstörend es auf die Gefühle wirken würde, wenn er sich zum Herrn über seinen Freund aufwerfen wollte oder dieser über ihn?

Ein weiteres Wachsen dieser selben Verfeinerung wird den Menschen klarmachen, daß ein verhängnisvolles Mißverhältnis besteht zwischen der ehelichen Knechtschaft, die unser Gesetz anerkennt, und dem Verhältnis, wie es zwischen Mann und Frau sein sollte. Wenn jeder, der von einigermaßen großmütiger Art ist, nicht gern mit einem Diener im Befehlstone spricht — wenn er es nicht über sich gewinnt, seinem Freunde gegenüber einen überlegenen Ton anzuschlagen — so muß es ihm doch aufs äußerste widerstreben, sich zum Herrscher über jemand zu machen, zu dessen Gunsten alle seine zärtlichen Gefühle sprechen; über jemand, dem er durch die stärkste Zuneigung, deren seine Natur fähig ist, verbunden ist; und für dessen Rechte und Würde er die meiste tatkräftige Sympathie haben sollte!

§ 7. Befehlen ist Gift für die Liebe. Was von Feinheit — was von Schönheit — was von Poesie in der Leidenschaft enthalten ist, die die Geschlechter verbindet, welkt und stirbt ab in der kalten Luft der Autorität. Geboren in weit von einander liegenden Regionen unserer Natur, können Liebe und Zwang nicht nebeneinander gedeihen. Die eine entspringt unserem besten Gefühl, der andere wurzelt in unserem schlechtesten.

Liebe ist mitfühlend, Zwang ist gefühllos. Liebe ist sanft, Zwang ist herb. Liebe ist selbstlos; Zwang ist selbstsüchtig. Wie können sie also zusammen bestehen? Es ist die Eigentümlichkeit des einen anzuziehen; während es die des andern ist abzustoßen. Und so im steten Kampfe mit einander, liegt in jedem von ihnen die Tendenz, das andere zu vernichten. Wer die beiden für vereinbar hält, möge sich vorstellen, daß er seine Braut beherrschen wolle. Glaubt er, das tun zu können, ohne sein Verhältnis zu ihr zu stören? Weiß er nicht vielmehr, daß es einen verhängnisvollen Einfluß auf die Empfindungen beider Teile haben würde, wenn er sich eine solche Stellung anmaßte? Und wenn er das bekennen muß, ist er dann abergläubisch genug, sich einzubilden, daß irgend eine gesetzliche Form den Gebrauch der Gewalt harmlos machen kann, der vorher so schädlich war?

Von allen Ursachen, die dazu beitragen, die glühenden Hoffnungen zu enttäuschen, mit denen gewöhnlich das eheliche Leben beginnt, ist keine so mächtig als das Übergewicht des Geschlechts — die Entwürdigung dessen, was ein freies und gleiches Verhältnis sein sollte, zu dem von Herrscher und Untertan — dieses Vertauschen der Herrschaft der Liebe mit der Herrschaft der Autorität. Nur da, wo der Zustand der Sklaverei, zu der die Frauen unter barbarischen Völkern verdammt sind, gehoben wird, ist ideale Liebe möglich; und nur wenn dieser Zustand der Sklaverei ganz abgeschafft ist, wird ideale Liebe höchste Fülle und Dauer erlangen.

Die uns umgebenden Tatsachen weisen deutlich darauf hin. Wo immer jetzt etwas wie eheliches Glück vorhanden ist, werden wir finden, daß die Unterwerfung der Frau unter den Mann nicht erzwungen wird; obgleich vielleicht in der Theorie noch festgehalten, wird sie tatsächlich verworfen.

§ 8. Es gibt viele, die glauben, Autorität und ihr Verbündeter, der Zwang, seien die einzigen Mittel, um die Menschen unter Kontrolle zu halten. Anarchie oder Herrschergewalt sind für sie die einzigen Möglichkeiten. Da sie nur das glauben, was sie sehen, können sie sich nicht die Möglichkeit einer Sachlage vorstellen, bei der Friede und Ordnung ohne Gewalt und ohne Furcht vor Gewalt aufrecht erhalten werden. Von diesen wird die Lehre, daß die Herrschaft des Mannes über die Frau ein Unrecht ist, zweifellos bekämpft werden mit der Begründung, daß das häusliche Verhältnis nur mittels dieser Überlegenheit aufrecht erhalten werden könne. Die Untunlichkeit der Verleihung gleicher Rechte beiden Geschlechtern wird von ihnen nachdrücklich behauptet werden. Es wird der Beweis versucht werden, daß da, wo man sie gleichstellt, Mann und Frau immer im Kampf liegen werden, da, wenn ihre Wünsche aufeinanderstoßen, jedes denselben Anspruch habe, seinen Willen durchzuführen, und so der Ehebund täglich gefährdet werde durch den Streit entgegengesetzter Wünsche, und daß, indem sie einen so ständigen Konflikt hervorrufe, eine solche Einrichtung des ehelichen Lebens notwendig falsch sein müsse.

Das ist ein sehr oberflächlicher Schluß. Es ist schon nachgewiesen worden, daß ein innerer Widerspruch zwischen dem vollkommenen Gesetz und dem unvollkommenen Staat besteht. Je schlechter die gesellschaftlichen Zustände sind, um so phantastischer muß ein wahres Sittengesetz erscheinen. Die Tatsache, daß irgend ein vorgeschlagener Grundsatz des Verhaltens sogleich ausführbar ist — keine Umbildung der menschlichen Natur zu seiner vollkommenen Verwirklichung verlangt — ist kein Beweis für die Wahrheit: ist eher ein Beweis für den Irrtum. Und umgekehrt ist ein gewisser Grad der Nichtübereinstimmung zwischen der Menschheit, wie wir sie kennen, und einem solchen Grundsatz, obgleich kein Beweis für die Richtigkeit dieses Grundsatzes, immerhin eine Tatsache zu seinen Gunsten. Daher die Behauptung, die Menschheit sei nicht gut genug für das harmonische Zusammenleben der Geschlechter unter dem Gesetz gleicher Freiheit, keinesfalls den Wert und die Heiligkeit dieses Gesetzes widerlegt.

Aber der immerwährende Prozeß der Anpassung wird allmählich dieses Hindernis häuslicher Gerechtigkeit beseitigen. Die Erkenntnis des Sittengesetzes und der Anstoß danach zu handeln, gehen notwendig Hand in Hand. Gleichheit der Rechte im ehelichen Leben werden möglich werden, sobald die Erkenntnis ihrer Richtigkeit gewonnen ist. Der selbstsüchtige Kampf der Ansprüche, der nach den vorhergegangenen Einwänden

eine Verbindung, die auf das Gesetz gleicher Freiheit gegründet ist, in einen Zustand der Anarchie verwandeln würde, setzt einen Mangel jener Gefühle voraus, in denen der Glaube an ein Gesetz gleicher Freiheit wurzelt und wird abnehmen mit dem Wachsen dieser Gefühle. Wie schon anderwärts bewiesen wurde, führt dasselbe Gefühl, das uns zur Erhaltung unserer Rechte veranlaßt, auch durch mitfühlende Erregung dazu, die Rechte unserer Nebenmenschen zu achten. Ceteris paribus stehen der Gerechtigkeitssinn gegen uns selbst und der gegen unsere Mitmenschen in sich gleich bleibendem Verhältnis zu einander. Ein Zustand, in dem jeder eifersüchtig über seine natürlichen Rechte wacht, ist deshalb nicht ein Zustand des Kampfes. Im Gegenteil — denn es besteht in einem solchen Zustand notwendigerweise geringere Neigung zum Angriff. Die Erfahrung bestätigt das. Es kann nicht geleugnet werden, daß jetzt unter den Menschen eine stärkere Tendenz zur Behauptung ihrer individuellen Freiheit vorhanden ist als im Mittelalter, und ebenso wenig kann geleugnet werden, daß jetzt unter den Menschen auch weniger Neigung vorhanden ist, das Recht des anderen zu verletzen als damals. Diese Veränderungen gehen Hand in Hand und werden es immer tun. Deswegen wird, wenn die Gesellschaft zivilisiert genug sein wird, die Gleichheit der Rechte der beiden Geschlechter anzuerkennen — wenn Frauen zu der klaren Erkenntnis gekommen sein werden, was ihnen gebührt, und Männer zu dem Adel einer Gesinnung, der den Frauen die Freiheit zugesteht, die sie selbst verlangen — die Menschheit eine Veränderung erfahren haben, die die Gleichheit der Rechte durchführbar macht.

Das eheliche Leben wird in diesem letzten Zustand nicht durch beständige Scharmützel ausgezeichnet sein, sondern durch gegenseitige Zugeständnisse. Statt des Wunsches auf seiten des Ehemanns, seine Ansprüche bis aufs äußerste zu behaupten über die seiner Ehefrau hinweg, oder auf seiten der Frau, dasselbe zu tun, wird auf beiden Seiten der Wunsch sein, keine Übergriffe zu machen. Keiner wird den Verteidigungszustand nötig haben, da jeder besorgt für die Rechte des anderen sein wird. Nicht Anmaßung, sondern Selbstverleugnung wird der herrschende Grundsatz sein, der Kampf wird nicht um die Herrschaft gehen, sondern ums Nachgeben. Die Furcht einen Übergriff zu *begehen*, wird größer sein als die Furcht, einen zu *erfahren*. Und so werden wir statt zu häuslicher Zwietracht zu bis jetzt nicht gekannter höherer Harmonie kommen.

Das ist keine Utopie. Wir können die Anfänge dazu schon verfolgen. Eine Stellung wie die beschriebene ist nicht ungewöhnlich im Verkehr anständiger Menschen untereinander; und wenn schon, warum sollte sie nicht auch zwischen den Geschlechtern möglich sein? Hie und da ist in der Tat schon jetzt ein Ehepaar zu finden, das ein solches Verhältnis innehält. Und was heutzutage die Ausnahme ist, kann eines Tages die Regel werden.

§ 9. Die Ausdehnung des Gesetzes der gleichen Freiheit auf die Geschlechter wird zweifellos Widerspruch finden mit der Begründung, daß die vom Mann ausgeübten politischen Rechte dann auch auf die Frau ausgedehnt werden müßten. Natürlich müssen sie es. Warum nicht? Vielleicht, weil die Frauen von Staatsangelegenheiten nichts verstehen? Dann würde ihre Meinung die ihrer Gatten und Brüder sein. Und der praktische Erfolg würde nur der sein, daß jeder männliche Wähler zwei Stimmen statt einer hätte. Oder vielleicht, weil sich die Frau nach und nach besser unterrichten würde und damit anfangen, unabhängig zu handeln? In dem Falle würde sie ungefähr ebenso tauglich sein, ihre Macht mit Einsicht zu gebrauchen, wie die Mitglieder unserer jetzigen Wählerschaft.

Es wird uns freilich immer gesagt, daß die Bestimmung des Weibes im Hause sei — daß ihr Charakter und ihre Stellung ihre Teilnahme bei der Entscheidung öffentlicher Angelegenheiten nicht zulassen — und daß die Politik außerhalb ihrer Sphäre liege. Aber das führt zu der Frage: Wer kann sagen, was ihre Sphäre ist? Bei den Pawnees und Sioux ist sie die eines Lasttieres; sie muß das Gepäck schleppen, Feuerung im Walde holen und alles tun, was niedrig und mühsam ist. In Sklavenländern liegt es in der Sphäre der Frau, Seite an Seite mit dem

Mann unter der Peitsche des Aufsehers zu arbeiten. Das Amt eines Buchhalters und Kassierers und andere verantwortliche geschäftliche Stellungen gehören in dem modernen Frankreich zu ihrer Sphäre. Während andererseits die Sphäre einer türkischen oder ägyptischen Dame kaum einen Zoll über die Mauern des Harems hinausreicht. Wer kann uns also sagen, wo eigentlich die Sphäre der Frau liegt? Da die Gebräuche der Menschen so sehr von einander abweichen, möchte ich wissen, wodurch bewiesen werden kann, daß die Sphäre, die wir ihr zuweisen, ihre wirkliche ist — daß die Grenzen, die wir ihrer Tätigkeit stecken, gerade die richtigen Grenzen sind. Man erkläre mir, warum wir in dem einem Punkte unserer sozialen Einrichtungen so sehr recht haben sollen, während wir zugestandenermaßen in so vielen andern unrecht haben.

Es wird in der Tat behauptet, daß das Ausüben politischer Macht von seiten der Frauen unserem Schicklichkeitsbegriff entgegenläuft — mit unserer Vorstellung des weiblichen Charakters unvereinbar ist — gleichsam von unserem Empfinden verdammt wird. Zugegeben, aber was dann? Derselbe Vorwand ist bei der Verteidigung von tausend Torheiten gebraucht worden, und wenn in einem Falle tristig, warum nicht auch in allen andern? Wenn ein Reisender im Orient einen Türken fragen würde, warum die Frauen seines Landes ihr Antlitz verschleiern, würde man ihm sagen, es gelte als für sie unpassend, unverschleiert zu erscheinen, und würde die Empfindungen der Zuschauer verletzen. In Rußland hört man nie weibliche Stimmen in der Kirche: Frauen werden nicht für würdig erachtet, „Gott in der Gegenwart von Männern zu preisen," und das Außerachtlassen dieser Vorschrift würde als eine Beleidigung des öffentlichen Empfindens angesehen werden. Es gab in Frankreich eine Zeit, da die Männer so entzückt von der Unwissenheit waren, daß die Frau, die andere als die allergewöhnlichsten Worte richtig aussprach, ihre Gefährtinnen errötet machte; ein ziemlich deutlicher Beweis, daß die Volksempfindung bei einer Frau Belesenheit mißbilligte, deren Mangel man heute bei ihr für eine Schande hält. In China sind verkrüppelte Füße unerläßlich zur weiblichen Vornehmheit; und das Gefühl in dieser Hinsicht ist dabei so streng, daß ein Chinese nicht glauben will, daß eine Engländerin, die natürlich geht, den höheren Ständen angehört. Es galt einst für unweiblich, ein Buch zu schreiben; und zweifellos würden die, die das glaubten, Gefühle zur Bekräftigung ihrer Meinung angeführt haben. Trotz aller dieser Tatsachen nehmen die Leute an, daß die Befreiung der Frau nicht recht sein kann, weil sie ihrer Empfindung widerstrebt!

Wir haben Empfindungen, die notwendig und ewig sind; wir haben andere, die als Resultate der Gewohnheit veränderlich und vergänglich sind. Und es gibt keinen Weg, die natürlichen Gefühle von den herkömmlichen zu unterscheiden, als ein Zurückgehen auf den ersten Ursprung. Wenn ein Gefühl einem Bedürfnis unserer Lage entspricht, müssen seine Gesetze beobachtet werden. Andernfalls, — wenn es mit einem Bedürfnis im Widerspruch statt in Übereinstimmung ist, müssen wir diese Empfindung als das Produkt der Umstände, der Erziehung und Gewohnheit ansehen und deswegen für belanglos halten. So sehr auch deshalb das Verleihen politischer Rechte an die Frau mit unserem Begriff von Schicklichkeit in Widerspruch steht, müssen wir doch den Schluß ziehen, daß, weil diese gleichen Rechte im Sinne der Grundvoraussetzung höchsten Glückes liegen — nämlich im Sinne des Gesetzes gleicher Freiheit —, ihre Verwirklichung fraglos recht und gut ist.

§ 10. So ist denn bewiesen worden, daß die Rechte der Frauen mit denen der Männer stehen und fallen müssen, da sie von derselben Autorität abgeleitet, in demselben Grundprinzip enthalten, durch dasselbe Argument bewiesen sind. Daß das Gesetz gleicher Freiheit auf beide Geschlechter angewendet werden muß, ist auch durch die Tatsache bewiesen worden, daß jede andere Annahme uns in unentwirrbare Schwierigkeiten verwickelt. Der Gedanke, daß die Rechte der Frauen mit denen der Männer nicht gleich sind, ist verworfen worden, weil er dem orientalischen Dogma verwandt ist, daß Frauen keine Seele haben. Es ist bewiesen worden, daß die heutige Stellung des schwachen Geschlechts notwendig eine falsche ist, daß dieselbe Selbstsucht, die unsere politischen Einrichtungen schändet, auch unsere häuslichen schändet.

Die Unterwerfung der Frau unter den Mann ist auch zurückgewiesen worden, weil sie die Anwendung des Befehls einschließt und dadurch ihre Abstammung aus der Barbarei beweist. Es ist bewiesen worden, daß die Herrschaft auf der einen Seite, die Unterwerfung auf der anderen in wesentlichem Gegensatz stehen zu dem verfeinerten Gefühl, das zwischen Mann und Frau herrschen soll. Dem Argument, daß das Eheleben undurchführbar wäre unter jeder anderen Einrichtung, ist durch den Hinweis begegnet worden, daß das Verhältnis der Gleichheit möglich werden muß, sobald seine Richtigkeit erkannt wird. Und zuletzt ist gezeigt worden, daß die Einwände, die gewöhnlich erhoben werden gegen das Verleihen politischer Macht an die Frauen, auf Begriffe und Vorurteile begründet sind, die keiner näheren Prüfung standhalten.

Erwerbstätigkeit.

Der Beruf der Hausbeamtin.

Von Johanna Wälcher.

Nachdruck verboten.

In unserer Zeit ist man eifrig bemüht, immer neue Erwerbsgebiete den Frauen zu erschließen. Diesem Bemühen sucht man vielfach entgegenzutreten mit dem bekannten Schlagwort: „Die Frau gehört ins Haus. Da liegt ihr eigentliches Berufsfeld, da kann sie ihrer Eigenart entsprechend am meisten wirken.“ Wenn wir letzteres nicht bestreiten wollen, so müssen wir uns doch fragen, woran liegt es denn, daß trotzdem so viele Frauen andere Berufe ergreifen, *selbst dann, wenn ihre Neigung entschieden dahin geht, sich im Haus zu betätigen*. Da sind es vor allen Dingen drei Punkte, die die jungen Mädchen zurückhalten, den Beruf der Hausbeamtin zu wählen. Diese sind: die meist sehr geringen Gehalte in den verschiedenen Stellungen für gebildete Frauen im Haushalt, damit verbunden die Unmöglichkeit, für die Zukunft zu sorgen, und schließlich die geringe Aussicht, in vorgerückten Jahren eine möglichst selbständige Stelle erlangen zu können. — Da man nun heute den Beruf der Frauen nicht mehr mit gutem Gewissen nur „*als ein Übergangsstadium*“ für junge Mädchen bis zum Eintritt in die Ehe ansehen darf, so fallen diese drei Punkte ganz besonders schwer ins Gewicht. Die Gehalte, die heute noch vielfach für Stützen, Kindergärtnerinnen, Hausdamen, Wirtschafterinnen gezahlt werden, — sie sind oft geringer, als die für eine gute Köchin, — rechnen noch nicht mit der Tatsache, daß die betreffende Persönlichkeit vielleicht lebenslang für sich selbst zu sorgen gezwungen ist und daß sie darum in den Tagen ihrer größten Schaffenskraft *mehr* als für ihren augenblicklichen Bedarf verdienen muß, um in der meist frühzeitig eintretenden Erwerbsunfähigkeit vor bitterster Not geschützt zu sein. Man will noch nicht einsehen, daß die Arbeit im Haus gleichwertig jeder anderen Arbeit ist, wenn sie mit voller Hingabe geleistet wird. Die häusliche Arbeit wird leider fast immer unterschätzt, und sie verlangt doch so viel Wissen, Können, Umsicht, Kraft, Fleiß und Ausdauer wie kaum eine andere. — Wird die häusliche Arbeit aber an sich nicht hoch bewertet, so fällt auch die Entlohnung gering aus. Dies beides aber hat unmittelbar zur Folge, daß der häusliche Beruf an sich wenig Verlockendes für junge *strebsame* Menschen hat, die auch gern Anerkennung für ihre Arbeit und zwar ideelle und materielle haben wollen. Wenn trotzdem sich noch viele tüchtige junge Mädchen bereit finden lassen, Hausbeamtin zu werden, so ist dies einmal dem nicht wegzuleugnenden, gewiß recht erfreulichen Umstand zu danken, daß es tatsächlich viele Frauen gibt, die sich nur in häuslicher Beschäftigung wohl fühlen und die selbstlos (oder unüberlegt?) genug handeln, die Gehaltsfrage außer acht zu lassen. Die Möglichkeit, eventuell bald zu heiraten, bleibt ja bestehen. Diese Hoffnung tröstet eine ganze Reihe von Jahren über die Unzulänglichkeit der Stellung als Hausbeamtin, als Lebensberuf betrachtet, hinweg. Aber was dann, wenn Jahr um Jahr verrinnt, ohne die Ehehoffnung zu erfüllen? Was dann, wenn das schon nicht sehr hohe Gehalt sich bei zunehmendem Alter gar noch verringert, oder wenn gar, wie dies oft gerade bei langjährigen treuen Hausbeamtinnen vorkommt, das Haus sich auflöst, dem sie Jahrzehnte ihre beste Kraft geliehen haben, und sie stellenlos werden? — Dann ist oft guter Rat teuer. — Darum kann man nur dann einem Mädchen dazu raten, Hausbeamtin zu werden, wenn alles geschieht, um den Beruf so auszugestalten, daß er mit einiger Hoffnung auf Erfolg auch als Lebensberuf angesehen werden kann

Dann werden auch die heute sehr berechtigten Klagen über minderwertige, leistungsunfähige Hausbeamtinnen schwinden, wenn dem Streben nach Vervollkommnung ein Ziel gesteckt wird, daß der Mühe lohnt erreicht zu werden. Heute ist sehr großer Mangel an tüchtig ausgebildeten Hausbeamtinnen, — hauptsächlich wohl aus den dargelegten Gründen. Viele, die besonders befähigt für die Hauswirtschaft sind, werden darum lieber Haushaltungslehrerin, Kochlehrerin usw., nur um auf eine feste Stelle und auf Versorgung im Alter rechnen zu können. Es ist dies insofern zu beklagen, als dies Ergreifen des Lehrberufes häufig nur aus äußerlichen Gründen geschieht, ohne jeden inneren Drang, ohne besondere pädagogische Befähigung. Andererseits werden dadurch auch den Privathaushalten oft die wertvollsten Kräfte entzogen.

Was kann nun geschehen, um dem Stand der Hausbeamtinnen neue tüchtige Kräfte zu gewinnen? Neben der Erhöhung des Gehaltes, wo dies nicht den tatsächlichen Leistungen und den Lebensbedingungen der gebildeten Stände entspricht, ist es die Sicherung der Existenz der Hausbeamtin sowohl bei eintretender Krankheit, Erwerbsunfähigkeit, wie im Alter. Dazu gehört, daß für die Hausbeamtinnen der Krankenversicherungszwang gesetzlich wird. Heute ist dies nicht der Fall, es hängt vom Haushaltungsvorstand ab, ob er seinen Hausangestellten die Wohltat der Zugehörigkeit zu einer Krankenkasse angedeihen lassen will. Seit wenigen Jahren ist ja erfreulicherweise der Zwang für die Invalidenversicherung gesetzlich bestimmt, nur gewährt die zu erwartende Rente nicht den vollen Lebensunterhalt. Darum ist es für die Hausbeamtinnen sehr wertvoll, wenn das in Aussicht stehende Gesetz über die staatliche Pensionsversicherung der Privatbeamten zur Wahrheit wird. Dadurch würde auch ihnen eine höhere Alters- und Invalidenrente gesichert sein, die eher geeignet sein wird, ihren Lebensabend sorglos zu gestalten.

Wie könnte nun noch dem Streben tüchtiger Hausbeamtinnen Rechnung getragen werden, das nach einer gewissen Selbständigkeit und unter erhöhter Verantwortung nach möglichster Unabhängigkeit geht? Dies könnte sehr leicht dadurch geschehen, daß man derartige besondere Stellungen schüfe, die bisher aus Mangel an geeigneten Persönlichkeiten von anderen im Nebenamte geführt wurden — häufig genug zum Schaden des Ganzen. Wer hätte z. B. noch nicht Klagen über die Wirtschaftsführung in den Krankenhäusern gehört? Forscht man dem Grund nach, so kann man sich gar nicht wundern, daß es da vieles zu klagen gibt und zwar ohne daß auch nur jemand dafür anzuklagen wäre. Es ist unmöglich, in einem so großen Betrieb, wie es ein Krankenhaus ist, von einer Persönlichkeit die volle Verantwortung für die Krankenpflege und die Haushaltsführung zu verlangen. Wo dies der Fall ist, da muß eins leiden — und das ist dann in den meisten Fällen die Hauswirtschaft. Das Umgekehrte wird weniger vorkommen, da über die Pflege durch die Herren Ärzte die nötige Aufsicht geübt wird. Daß es mit der Kochkunst oft sehr übel aussieht, das beweisen die „Kochkurse", die man in verschiedenen Kliniken für junge Ärzte eingerichtet hat, damit sie in der Lage sind, die Kost ihrer Patienten zu überwachen. Wäre es da nicht viel richtiger, man stellte in allen Krankenhäusern außer der Vorsteherin der Pflegeschwestern eine zweite gebildete Frau an, die, dieser völlig nebengeordnet, die volle Verantwortung für die Küche und die Hauswirtschaft trägt? Bei dem Mangel an tüchtigen ersten Kräften in der Krankenpflege sollte man deren schätzungswerte Arbeitskraft nicht noch nach einer anderen Seite hin belasten. Sie sollten nur den Kranken und ihrer Pflege sich widmen. So ausgezeichnet unsere heutigen Krankenhäuser eingerichtet sind, so sehr der Schrecken vor den Krankenhäusern im Schwinden begriffen ist, ein dunkler Punkt ist geblieben. Die Kost läßt selbst in der ersten Klasse — Ausnahmen sind gewiß auch hier vorhanden — in vielen Häusern noch sehr zu wünschen übrig. Wenn irgend wo, dann ist hier die umsichtige Leitung der Küche durch eine auf dem Gebiete der Hauswirtschaft gründlich geschulte Frau am Platz. — Die Wirtschaftsführung in Kadettenhäusern, Waisenhäusern und ähnlichen Anstalten leidet unter dem gleichen Mangel. Welch segensreicher Wirkungskreis könnte da für tüchtige Hausbeamtinnen entstehen, die sich durch langjährige gute Leistungen im Privathaus ausgezeichnet und ein Alter erreicht haben, daß sie für solch verantwortungsvolle Posten geeignet macht. Dann müßten auch ganz notwendig Heime für Studenten, junge Kaufleute, Techniker usw. gegründet werden, die unter Leitung einer praktisch geschulten, gebildeten Frau stehen. Heime, die nicht den Stempel des Notdürftigen tragen, sondern die so ausgestattet sein müßten, daß die jungen Leute, die heute durch das Möbellogiswohnen und Wirtshausessen so vielen Unannehmlichkeiten und Schädigungen an Leib und Seele ausgesetzt sind, sich so wohl und behaglich darin fühlen, als seien sie daheim. Auch in Walderholungsstätten, Ferienkolonien usw. würden tüchtige Hausbeamtinnen die Leitung übernehmen können, die heute auch vielfach in den Händen von Krankenschwestern liegt, für die doch so viel Arbeit vorhanden ist.

Wessen Aufgabe ist es nun, für die Erweiterung der Berufsaussichten der Hausbeamtin einzu-

treten? Es ist die Pflicht der Berufsorganisation, des Hausbeamtinnenvereins. Dieser arbeitet bereits seit länger als einem Jahrzehnt in nie ermüdender Weise für die Hausbeamtinnen und die Hebung des ganzen Standes. Eine ganz vorzüglich arbeitende Stellenvermittlung, die sich über ganz Deutschland erstreckt, sorgt für den nötigen Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage. Gerade durch diese Stellenvermittlung ist der Verein zur Erkenntnis gelangt, wie nötig die Ausgestaltung des Berufes als Lebensberuf ist, um in Zukunft mehr bessere Kräfte für die zahlreichen Vakanzen zu gewinnen, die er zu besetzen hat. Er muß darum weiter energisch für eine tüchtige Ausbildung in der Hauswirtschaft eintreten. Die Frauen und Mädchen in Stadt und Land müssen durch ihn aufgeklärt werden, daß ohne planmäßig gründliche Schulung, sei es als Kindergärtnerin, Haushälterin, Stütze usw., heute kein Fortkommen im häuslichen Beruf mehr möglich ist. Denn Mädchen, die im Elternhaus nur nach Lust tätig waren und keinerlei ernstliche Vorbereitung für den häuslichen Beruf besitzen, können, wenn die Not an sie herantritt, keine Ansprüche machen, — sie versagen im fremden Haus regelmäßig. Sie mit ihrer Untüchtigkeit sind Schuld an den vielen berechtigten Klagen über minderwertige Leistungen der weiblichen Hilfskräfte im Haus, die aus gebildeten Kreisen stammen. Sie sind leider auch Schuld an dem Lohndruck, der für den ganzen Beruf verhängnisvoll geworden ist.

Bessere gründliche Ausbildung auf der einen Seite — bessere Arbeitsbedingungen in bezug auf freie Zeit, bessere Entlohnung, Aussicht auf Selbständigkeit, bessere Alters- und Invalidenrente auf der andern Seite, das wird dem Hausbeamtinnenberuf in der Reihe der begehrten Frauenberufe wieder einen bevorzugten Platz sichern, den er zweifellos verdient, da er ja doch zugleich auch die beste Vorbereitung für die Pflichten der zukünftigen Hausfrau und Mutter ist.

Damit der Hausbeamtinnenverein die große Aufgabe erfüllen kann, müssen seine Bestrebungen getragen werden von dem Interesse aller derer, denen er in erster Linie dient, vom Interesse der Hausbeamtinnen selbst. Sie alle — keine darf sich ausschließen — müßten mitarbeiten und ihre Standesvertretung stärken, dadurch, daß sie Mitglied des Vereins werden. Andererseits sollten auch alle Hausfrauen, besonders die, welche weibliche Hilfskräfte im Haushalt beschäftigen, den Verein unterstützen. Sorgt er doch ernstlich für die Heranbildung tüchtiger Hausbeamtinnen und ist er doch bemüht, durch erzieherische Beeinflussung die Stellensuchenden zur gewissenhaften Ausführung übernommener Pflichten anzuhalten. So kommt die Tätigkeit des Vereins auch den Hausfrauen zugute. Schließlich sollten auch die vielen Männer, die immer dafür eintreten, daß die Frau sich ihren Wirkungskreis im Haus suchen soll, einmal durch die Tat beweisen, daß sie gern die Bestrebungen fördern, die dahin zielen, die Frauen der häuslichen Tätigkeit zu erhalten, indem sie den Hausbeamtinnenverein durch Beiträge oder Stipendien unterstützen, die dieser sehr gut gebrauchen kann, um unbemittelten Mädchen den Besuch einer guten hauswirtschaftlichen Schule zu ermöglichen.

Außer dieser Hilfe von außen könnte aber der Hausbeamtinnenverein aus sich selbst heraus schon um ein beträchtliches mehr leisten, als es ihm bis heute möglich ist, wenn er seine Statuten zeitgemäß umgestaltete und dabei folgendes berücksichtigte.

1. Die Mitglieder zahlen statt einer Mark zwei Mark.

2. Die Mitgliedsbeiträge sind zum Wohl des ganzen Standes zu verwenden, indem sie die Unkosten der Stellenvermittlung decken helfen und außerdem zur Förderung der Berufsorganisation durch Propaganda dienen. Jede Sprechstelle, jeder Zweigverein und jede Agentur muß durch eine Delegierte bei der Hauptversammlung vertreten sein. Die Reisekosten werden aus der Hauptkasse bestritten. Im Hauptvorstand wie in den Vorständen der Zweigvereine müssen Hausbeamtinnen Sitz und Stimme haben.

Wird der Hauptvorstand des Vereins für Hausbeamtinnen den Mut und den Willen haben, diese durchgreifende Reform anzubahnen, so wird er eines großen Erfolges sicher sein. Sie ist unerläßlich, wenn der Verein die große Aufgabe der Organisation der Hausbeamtinnen in zeitgemäßer Weise lösen will. Nur dadurch kann er alle die mühevolle, treue Arbeit, die er bis heute geleistet hat, würdig krönen. Bei aller Anerkennung der selbstlosen Tätigkeit des Vorstandes, wie der Leiterinnen der Agenturen und Zweigvereine muß doch betont werden, daß eine weitere ersprießliche Arbeit wesentlich davon abhängen wird, ob der Verein mehr Mittel zur Verfügung bekommt, um eventuell auch besoldete Kräfte anstellen zu können. Die erhöhten Mitgliedsbeiträge werden diese Mittel bringen, sie werden aber auch, und das ist die Hauptsache, einen großen Teil der Hausbeamtinnen, der heut noch gleichgültig den Bestrebungen des Vereins gegenüber steht, gewinnen. Diese Erfahrung haben alle Berufsvereine bei Erhöhung ihrer Mitgliederbeiträge gemacht. Einen Jahresbeitrag von nur 1 Mark, den scheut vielleicht manche, weil sie sich sagt, damit kann kein Verein etwas Durchgreifendes leisten. Sie gibt aber dafür gern 2 Mark, es erscheint ihr standesgemäßer, wenn sie

und ihre Kolleginnen, die das Vertrauen der Mitglieder in den Vorstand berufen hat, erfahren, was einem leistungsfähigen Verein für den Stand zu tun möglich ist.

Man werfe nicht ein, 2 Mark sind zu viel im Verhältnis zum Gehalt einer Hausbeamtin. Das ist nicht zutreffend. Die organisierten Arbeiterinnen zahlen 20—30 Pfg. wöchentlich in die Vereinskasse bei 6—7 Mark Wochenlohn. Wenn die Gehalte so gering sind, daß nicht einmal 18 Pfg. den Monat für den Berufsverein zu erübrigen sind, dann müssen diese unbedingt eine Steigerung erfahren. Das muß dann die Hauptaufgabe des Hausbeamtinnenvereins sein. Auch regelmäßige Zusammenkünfte der Mitglieder und die dadurch möglich werdende Besprechung von Berufsfragen, Anregung zur Fortbildung wie Erreichung besserer Arbeitsbedingungen wird als unmöglich hingestellt. Auch das ist nicht zuzugeben. Hier muß die Organisation das Eisen schmieden, wenn es heiß ist, und das ist zur Zeit der Fall, denn in allen Agenturen ist großer Mangel an tüchtigen Kräften. Darum gilt es jetzt Bedingungen zu stellen, die im Einklang mit den Leistungen stehen und die persönliche Freiheit gewährleisten, die jeder beanspruchen kann. Was in modernen Berufen geht, geht auch bei gutem Willen im Haushalt. Diesen guten Willen bei den Hausfrauen zu wecken, das ist Pflicht des Vereins. Andere Berufsvereine haben für ihre Mitglieder auch erreicht, was anfangs unmöglich schien. Der 8 Uhr Ladenschluß, die Sonntagsruhe, der Fortbildungsschulzwang für die kaufmännischen Angestellten sind solche Errungenschaften. Der Erfolg ist, daß die kaufmännischen Berufsvereine heut auf eine große Mitgliederzahl sich stützen können. Was im Geschäft, das doch von einem unberechenbaren Faktor, dem kaufenden Publikum, abhängt, möglich war, das muß und wird im Haus erreichbar sein. Unsere Dienstmädchen erhalten alle regelmäßig ihren freien Sonntag und im Lauf der Woche einen Abend für sich (wenn nicht mehr!). Das muß doch der gebildeten Hausbeamtin auch zuteil werden können, wobei natürlich nicht ausgeschlossen ist, daß sie bei besonderen Anlässen gern einmal freiwillig darauf verzichtet. Ein gut organisierter Haushalt läßt das unbedingt zu; und es sind nicht die Haushalte, wo es die meiste Arbeit gibt, in denen die Hausbeamtin am wenigsten einmal ein Stündchen Zeit ganz für sich hat, sondern oft genug solche, wo diese Möglichkeit nur durch den Mangel an sozialem Verständnis bei der Hausfrau ausgeschlossen wird.

Daß der Hausvorstand nicht mit den Hausbeamtinnen für die Hausbeamtinnen arbeitet, — in einigen der Zweigvereine ist man erfreulicherweise schon zu dieser Einsicht gekommen, — das läßt bei seiner sonst gern anerkannten Arbeit ein wenig das Verständnis für das vermissen, was der Hausbeamtin selbst wünschenswert erscheint. Es würde unendlich segensreich für die Förderung des ganzen Standes sein, wenn die vorhandenen Mittel angewandt würden, um den Gedanken vom Wert der Organisation in die Kreise der Hausbeamtinnen zu tragen, statt daß diese Mittel in eine Darlehnskasse fließen, deren Segen nur ganz wenigen Hausbeamtinnen zugute kommt. Das beste Mittel, Frauen für die Vereinstätigkeit zu gewinnen, ist stets das gewesen, sie zu verantwortlicher Arbeit im Verein heranzuziehen und sie zu Versammlungen zu delegieren. Dazu müssen die vorhandenen Mittel benutzt werden. Die Teilnahme an den Verhandlungen der Hauptversammlung, die einen Einblick in die umfassende Tätigkeit des Vereins bieten, die Kenntnis vermitteln von den Schwierigkeiten, mit denen zu kämpfen ist, von der Opferwilligkeit derer, die sich in selbstloser Weise dieser Mühe unterziehen, — wird stets einen nachhaltigen Eindruck ausüben auf jeden Neuling. Das Interesse wird geweckt und vieles, was früher gleichgültig entgegen genommen wurde, von nun an dankbar empfunden. Die Berichterstattung von der Versammlung daheim im Kreis der Kolleginnen wird auch dann Interesse in höherem Grade erwecken, wenn der Bericht von einer im Beruf stehenden Hausbeamtin kommt. Alles erscheint in anderm Licht. Sobald der Verein für Hausbeamtinnen so arbeitet, dann wird er nicht mehr mit dem Übelstand zu kämpfen haben, daß andere Stellenvermittlungen, die völlig kostenlos arbeiten, von den Hausbeamtinnen bevorzugt worden, trotzdem diese eben nur eine Stelle vermitteln, ohne sonst irgend welches weitere Interesse an den Stellensuchenden zu nehmen. Dann, wenn die Reform des Vereins in der vorgeschlagenen Weise vorgenommen wird, werden die Hausbeamtinnen den Jahresbeitrag von 2 Mark nicht scheuen. Sie werden selbst untereinander eine rege Propaganda machen für einen Verein, der ihre Interessen nach jeder Richtung hin vertritt, der ihnen den Berufsweg erleichtert, der ihre wirtschaftliche Lage verbessert, der für sie zu sorgen bereit ist, wenn Not und Sorge in irgend einer Gestalt an sie herantritt.

Ungefähr 100,000 Hausbeamtinnen, so schätzt man, leben in Deutschland; ungefähr 7000 sind erst bis heute im Verein für Hausbeamtinnen vereinigt. Alle anderen Berufsvereine haben auch ein wohlberechtigtes Interesse daran, daß sich der Hausbeamtinnenverein zu einer starken Berufsorganisation auswachse, denn nicht gar selten sind

die Fälle, daß wirklich tüchtige Hausbeamtinnen nur den Beruf wechseln, weil in einem anderen Beruf durch eine starke Organisation günstigere Bedingungen für ein weiteres Fortkommen geschaffen sind.

Mögen daher die hier gegebenen Anregungen, die durchaus keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen, auf empfänglichen Boden fallen, daß sie gute Früchte tragen zum Wohl der Hausbeamtinnen! —

Zur Frauenbewegung.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Bildungswesen.

* **Die Zahl der an der Universität Berlin studierenden Frauen** beträgt gegenwärtig 443, gegen 393 im vorigen Sommerhalbjahr und 792 im letzten Winter. Nach der Staatsangehörigkeit entfallen von den 443 Frauen 321 auf das Deutsche Reich, 58 auf Rußland, 30 auf Amerika, 10 auf Österreich und Ungarn, 6 auf England, 4 auf Frankreich, je 3 auf Holland und auf die Balkanstaaten, einschließlich Griechenland, je 2 auf Italien und auf asiatische Länder, je 1 auf Schweden, Dänemark, die Schweiz und auf Spanien. Dem Alter nach haben 29 noch nicht das 20. Lebensjahr erreicht, 271 stehen zwischen 20 und 30; älter noch sind 143. Protestantisch sind 290, römisch-katholisch 22, griechisch-katholisch 12, zu sonstigen christlichen Bekenntnissen rechnen sich 7, israelitisch 110, religionslos 2. Was den Familienstand anlangt, so sind 385 der Damen ledig, 41 verheiratet, 11 verwitwet, 6 geschieden. Von den 443 Frauen sind 8 Theologen, 8 studieren Rechtswissenschaft, 74 Medizin, 8 Zahnheilkunde, 32 Philosophie, 148 neuere Philologie und Literatur, 23 klassische Philologie und Literatur, 39 Geschichte und Kulturgeschichte, 5 Geographie, 13 Mathematik, 33 naturwissenschaftliche Fächer und Astronomie, 35 Kunst- und Musikgeschichte, 2 Pädagogik, 15 Staatswissenschaften und Nationalökonomie. Der Zweck des Studiums ist bei 271 Fortbildung im allgemeinen oder auf einem besonderen Gebiete, bei 78 die Ablegung der Oberlehrerinnenprüfung, bei 66 Zulassung zu akademischen Fachprüfungen, bei 28 Vorbereitung zur Doktorpromotion. Wichtig ist endlich noch die Frage der Vorbildung, da von ihr die erstrebte Zulassung zur Immatrikulation in Preußen abhängig sein wird. Von den 443 Gastzuhörerinnen besitzen 94 Reifezeugnisse von deutschen Vollanstalten (43 von Gymnasien, 49 von Realgymnasien, 2 von Oberrealschulen; 12 haben Primareife (3 von deutschen Gymnasien, 9 von deutschen Realgymnasien); 156 haben die deutsche Lehrerinnenprüfung bestanden, 6 die Oberlehrerin- oder Schulvorsteherinprüfung; 15 kamen mit Zeugnissen außerdeutscher Gymnasien oder Realanstalten, 9 mit ausländischen Lehrerinnenzeugnissen, 52 mit Zeugnissen russischer Mädchengymnasien, 31 besitzen ausländische Baccalaureats-, Magister- oder sonstige akademische Grade, 1 den deutschen Doktortitel, 32 brachten Zeugnisse höherer Töchterschulen mit ergänzenden Ausweisen, 35 haben eine sonstige Vorbildung.

* **Von dem Vorstand des Vereins von Direktoren der preußischen öffentlichen höheren Mädchenschulen** ist ein Rundschreiben versandt, das eine eingehende Kritik der Mädchenschulreform enthält. Wir veröffentlichen daraus die folgenden zusammenfassenden Bemerkungen über die Stellungnahme der Direktoren.

A) 1. Wir stimmen im allgemeinen den Grundgedanken der Reform und ihren Zielen zu, bedauern aber, daß sie eine ideale Erfüllung unserer Forderungen nicht gebracht hat, bedauern insbesondere, daß zugunsten der Studienanstalt nicht die 10jährige höhere Mädchenschule als die einzige grundlegende Normalanstalt angenommen ist. 2. Wir erblicken in der Reform einen unverkennbaren Fortschritt gegenüber den Bestimmungen von 1894; trotzdem aber können wir besonders wegen der großen, fast verwirrenden Vielgestaltigkeit des ganzen Planes in der jetzigen Form eine endgültige Lösung der Mädchenschulfrage noch nicht erblicken.

B) Da Änderungsvorschläge und Eingaben jetzt keine Aussicht mehr auf Erfolg haben, so werden wir uns mit den neuen Einrichtungen abfinden müssen; es erscheint aber doch wünschenswert, daß wir uns über unsere Auffassung und zukünftige Stellungnahme in einigen der wichtigsten Punkte einigen; wir schlagen folgendes vor: 1. Wir halten an der erprobten 10jährigen höheren Mädchenschule mit stetig fortschreitendem Lehrgange entschieden fest. 2. Falls in den ausgeführten Lehrplänen für das 10. Jahr nur Vertiefung erworbener Kenntnisse vorgesehen sein sollte, erbitten wir die Genehmigung, den Lehrstoff auf 10 aufsteigende Klassen zu verteilen. 3. Wenn die 9klassigen Schulen für kleinere Städte wirtschaftlich notwendig erscheinen, so mögen sie bestehen bleiben, gelten aber nicht als die normale Form der höheren Mädchenschule. 4. Im Interesse eines einheitlichen Lehrverfahrens halten wir zunächst an dem auf der 10jährigen Mädchenschule sich aufsetzenden 3jährigen Seminar fest

(unter den im Abgeordnetenhause angegebenen Erleichterungen), erstreben aber ein 4jähriges höheres Seminar (10 + 4), das auch zum philologischen Studium mit Prüfung pro fac. doc. berechtigt. 5. Eine organische Verbindung der Frauenschule mit dem Seminar ist nicht wünschenswert, das Seminar bleibt vielmehr eine selbständige Fachschule für die Lehrerinnenbildung. 6. Auch für die (2jährige) Frauenschule, die in Verbindung mit jeder höheren Mädchenschule gestattet wird, sind grundsätzlich Selbständigkeit und ganz bestimmte Berechtigungen zu erstreben, der Wahlfreiheit aber gewisse Grenzen zu ziehen. 7. In der äußeren Reform halten wir an den früheren Forderungen fest:

a) Anerkennung der höheren Mädchenschule als höhere Lehranstalt mit allen formalen Konsequenzen; eine Verweigerung dieser Anerkennung würde eine Zurücksetzung gegenüber den 6klassigen Realschulen, eine Verschlechterung des Lehrermaterials und eine Schädigung des Ansehens der Schule bedeuten.

b) Zusammensetzung des Lehrkörpers so, daß der wissenschaftliche Unterricht möglichst von akademisch gebildeten Lehrkräften erteilt wird und eine grundsätzliche Bevorzugung der Frau als Lehrerin oder Leiterin nicht stattfindet.

8. Da nun einmal die Forderung einer 4jährigen Studienanstalt für die Universitätsreife unvermeidlich scheint, so ist ernstlich zu erwägen, ob dann nicht lieber — trotz der wirtschaftlichen Bedenken und trotz unseres früher vertretenen anderen Standpunktes — auf den Vorschlag der Januarkonferenz wieder zurückgegriffen werde, der einen 14jährigen Gesamtlehrgang in Aussicht nahm und so in einheitlichem Plane auf der 10jährigen Mädchenschule ein 4jähriges Seminar, eine 2jährige Frauenschule und eine 4jährige Studienanstalt ermöglicht.

Berufliches.

* **Zur Frage der weiblichen Angestellten** hat der mitteldeutsche Handelskammertag folgende Resolution angenommen:

„Der mitteldeutsche Handelskammertag erklärt:

1. Daß mit der vorhandenen und möglicherweise zunehmenden Beschäftigung weiblicher Personen im Handel als mit einer Tatsache zu rechnen ist, der auch die für die Heranbildung des kaufmännischen Nachwuchses verantwortlichen Stellen Rechnung zu tragen haben.

2. Der vorhandene natürliche Zugang wird leider aber in ungesunder Weise vermehrt durch die künstlichen Lockmittel, deren sich ein höchst schädlich wirkender Teil der bestehenden Privathandelsschulen bedient.

Der mitteldeutsche Handelskammertag begrüßt es deshalb mit Befriedigung, daß die Regierungen der behördlichen Regelung des Privathandelsschulwesens jetzt eine größere Aufmerksamkeit zuwenden.

3. Der mitteldeutsche Handelskammertag erhebt entschieden Einspruch gegen die Petition des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes, der sich berufen fühlt, im Namen des Handelsstandes gegen die Bewilligung öffentlicher Mittel für die Ausbildung weiblicher Angestellten zu protestieren."

Arbeiterinnenfrage.

* **Eine Enquete über Lohnverhältnisse der gewerblichen Frauenarbeit** hat das Statistische Amt in München veranstaltet. Wir entnehmen dem Material folgende Aufstellung:

Lohnsatz ℳ	Zahl verdient nebenstehenden Satz als Mindestlohn	%	Zahl verdient nebenstehenden Satz als Durchschnittslohn	%	Zahl verdient nebenstehenden Satz als Höchstlohn	%
5 — 7,5	447	12,8	—	—	—	—
7,5—10	1561	44,2	280	7,9	76	2,1
10 —12,5	1184	33,5	1693	48,0	941	26,7
12,5—15	40	1,1	1194	33,8	1064	30,1
15 —17,5	254	7,2	319	9,0	1076	30,5
17,5—20	43	1,2	20	0,6	304	8,6
20 —22,5	—	—	23	0,7	45	1,3
22,5—25	—	—	—	—	23	0,7
Zusammen	3529	100,0	3529	100,0	3529	100,0

Zusammen 81,8 Prozent, das heißt über vier Fünftel aller Durchschnittslöhne liegen also zwischen 10—15 Mark; nur 10,3 Prozent der befragten Arbeiterinnen verdienen in der Regel mehr; über 17,50 Mark geht aber der Durchschnittslohn nur bei verschwindend wenigen. Auf der anderen Seite bleiben 7,9 Prozent noch unter dem Durchschnittslohnsatz von 7,50 Mark die Woche.

Faßt man die Durchschnittslöhne in den einzelnen Erwerbszweigen ins Auge, so ergibt sich folgendes Bild:

7,50—10 Mark wird in folgenden Berufen gezahlt: Konditorhilfsarbeiterin, Handschuhnäherin, Hilfsdamenschneiderin (z. T.), Schuhtaglöhnerin, Buchbinderhilfsarbeiterin, Druckereilehrmädchen, Gummiarbeiterin von 16 bis 21 Jahren, jugendliche Wäscherin, Arbeiterin in Trockenplattenfabrik im ersten Anstellungsjahre.

10—12,50 Mark erhalten: Bautaglöhnerin, Büfettdame, Gastwirtschaftsbeschließerin und Köchin II. Klasse (ohne Naturallohn), Poliererin, Bohrerin, Packerin und Einzieherin der Bürstenbranche, Pelznäherin, Huthilfsarbeiterin und Garniererin, Damenhilfsschneiderin (z. T.), Bogenfängerin und Hilfsarbeiterin beim Druck, Porzellandruckerin, erwachsene Gummiarbeiterin, Arbeiterin in Trockenplattenfabrik nach einem Jahr, Wäscherin und Maschinenbüglerin, Taglöhnerin in diversen Branchen.

12,50—15 Mark erhalten: Brauereiarbeiterin, Einlegerin, Falzerin, Hefterin, Goldaufträgerin, Prägerin, Schuharbeiterin, Büglerin (bes. Handbüglerin), Expedientin der Dampfwäscherei, Weichenstellerin und Schienenputzerin der Trambahn.

15—17,50 Mark erhalten: Gastwirtsköchin I. Klasse (ohne Naturallohn), Damenschneidereimaschinenarbeiterin, Broschiererin, gelernte Ex-

pedientin, Vorarbeiterin und Beschließerin der Dampfwäscherei, Schuhstepperin (nach Arbeitgeberaussagen).

17,50—20 Mark erhalten: Damenschneidereimaschinenarbeiterin, I. Vorarbeiterin in Trockenplattenfabriken.

20—22,50 Mark erhalten: Schuhstepperin (nach Unternehmeraussagen).

30 Mark erhalten: Gastwirtschaftsköchin I. Klasse.

Bedenkt man, daß die männliche Arbeiterschaft Münchens nach den Ermittelungen der gleichen Behörde sich zu $^2/_3$ in den Lohnstufen von 20 bis 30 Mark befand, so erhellt der ganze Abstand der Entlohnung der Frauenarbeit und der Männerarbeit. Die letztere wird durchschnittlich gerade doppelt so hoch gewertet wie die erstere. „Die Frau verrichtet regelmäßig die einfachen mechanischen Arbeiten und steigt nur selten zu qualifizierter Arbeit auf" — lautet die allgemeine Schlußfolgerung, die der Bearbeiter aus den Ergebnissen der Untersuchung zieht. An die mittleren Lohnstufen der Männer ragen in der Tat nur einzelne qualifizierte weibliche Arbeitskräfte heran, wie besonders geschickte Damenschneiderinnen, Vorarbeiterinnen in Dampfwäschereien, Porzellan- und Emaildruckerinnen und Schuhstepperinnen. Am besten bezahlt werden erstklassige Köchinnen im Gastwirtsgewerbe.

Die rechtliche Stellung der Frau.

* **Zum kirchlichen Frauenstimmrecht.** Die Weimarische Landessynode beriet in ihrer letzten Sitzung über eine Eingabe des Deutsch-evangelischen Frauenbundes über die Beteiligung der Frauen am kirchlichen Leben. Die Petition forderte 1. Erweiterung der geordneten Beteiligung an der Arbeit für die Gemeinde, hauptsächlich im Sinne der Fürsorge für die Jugend und der Ausübung der christlichen Liebestätigkeit; 2. das aktive und passive kirchliche Wahlrecht für die Frau unter der Voraussetzung der Zugehörigkeit zur Kirchengemeinde. Dem Ausschußantrage gemäß wurde der erste Teil der Petition unter dankbarer Anerkennung der von den Frauen zur Förderung kirchlichen Gemeindelebens bisher geleisteten Arbeit der Großherzoglichen Kirchenregierung zur Berücksichtigung übermittelt Über den zweiten Teil der Eingabe wurde zur Tagesordnung übergegangen mit der Begründung, daß die Frage des kirchlichen Frauenstimmrechtes in ihrer Entwicklung zur Zeit noch nicht bis zur Möglichkeit gesetzgebender Maßnahmen gefördert sei.

* **Über das politische Frauenstimmrecht in Norwegen** hat die Storthing-Abstimmung vom 14. Juni entschieden. Der Storthing verwarf mit 73 gegen 48 Stimmen den Gesetzentwurf betreffend das allgemeine Wahlrecht für Frauen, nahm jedoch mit 96 gegen 25 Stimmen das staatsbürgerliche Wahlrecht für Frauen in derselben Ausdehnung an, wie es jetzt bei den kommunalen Wahlen besteht, das heißt, daß die Frauen selbst oder ihre Ehegatten für das letzte abgelaufene Jahr ein Einkommen von 400 Kr. in der Stadt und 300 auf dem Lande versteuert haben müssen. Hierdurch wird die Wählerzahl um etwa 300 000 vermehrt.

* **Das politische Frauenstimmrecht in Schweden** ist mit 133 gegen 91 Stimmen abgelehnt. Dagegen hat man den Frauen das passive kommunale Wahlrecht verliehen. Das aktive besitzen sie schon seit langer Zeit.

* **Die Wählbarkeit der Frauen zu den englischen County- und Borough-Councils** ist am 12. Juni vom Oberhaus beschlossen worden. Mit 111 gegen 33 Stimmen wurde in zweiter Lesung eine Vorlage angenommen, nach der Frauen sowohl Mitglieder als Vorsitzende der Grafschaftsräte und der Magistrate der großen Städte werden können, mit der einzigen Einschränkung, daß die Würde des Friedensrichters, die in gewissen Fällen ex officio mit der Bürgermeisterwürde verbunden ist, von ihnen nicht ausgeübt werden kann.

Soziale Fürsorge.

* **Weibliche Armenpflege** wird in Hamburg auf Antrag der Ortsgruppe des Allg. deutschen Frauenvereins eingeführt werden. Allerdings knüpfte die Bürgerschaft diese Zulassung an die Bedingung, daß dreiviertel der männlichen Armenpfleger sich für die Aufnahme von Frauen in die Armenkommission ausspricht.

Verschiedenes.

* **Frauen als Erfinderinnen.** In den amtlichen Patentlisten finden sich in steigendem Maße Frauennamen. So lesen wir z. B. unter den neuesten Patenten (Nr. 187 870) ein „Verfahren zur Herstellung von Diphenylamin, sowie Substitutionsprodukten desselben". Erfinderin dieses beträchtliche chemische Kenntnisse voraussetzenden Verfahrens ist Frl. Dr. Irma Goldberg, eine junge Schweizerin aus Genf, die inzwischen als weiblicher Chemiker von einer großen deutschen Fabrik engagiert worden ist und für dieselbe im Laboratorium einer technischen Hochschule arbeitet.

Ein Kind, das sich in Gefahr befindet, ist ein Gegenstand der Sorge für jeden Menschen, der ein Herz im Leibe hat. Wenn es sich aber um ein Kind handelt, das uns nahe steht, dann ist unsere Sorge eine ganz besondere. Wir wollen es vor Gefahren bewahren, wir wollen es schützen, wir wollen es retten. Wir wollen es retten, wenn es in Gefahr ist, wir wollen es retten, wenn es in Not ist, wir wollen es retten, wenn es in Gefahr ist, wir wollen es retten, wenn es in Not ist.

Ein Kind, das sich in Gefahr befindet, ist ein Gegenstand der Sorge für jeden Menschen, der ein Herz im Leibe hat. Wenn es sich aber um ein Kind handelt, das uns nahe steht, dann ist unsere Sorge eine ganz besondere. Wir wollen es vor Gefahren bewahren, wir wollen es schützen, wir wollen es retten. Wir wollen es retten, wenn es in Gefahr ist, wir wollen es retten, wenn es in Not ist, wir wollen es retten, wenn es in Gefahr ist, wir wollen es retten, wenn es in Not ist.

Illustrationen.

Ein Kind, das sich in Gefahr befindet, ist ein Gegenstand der Sorge für jeden Menschen, der ein Herz im Leibe hat. Wenn es sich aber um ein Kind handelt, das uns nahe steht, dann ist unsere Sorge eine ganz besondere. Wir wollen es vor Gefahren bewahren, wir wollen es schützen, wir wollen es retten. Wir wollen es retten, wenn es in Gefahr ist, wir wollen es retten, wenn es in Not ist, wir wollen es retten, wenn es in Gefahr ist, wir wollen es retten, wenn es in Not ist.

Ein Kind, das sich in Gefahr befindet, ist ein Gegenstand der Sorge für jeden Menschen, der ein Herz im Leibe hat. Wenn es sich aber um ein Kind handelt, das uns nahe steht, dann ist unsere Sorge eine ganz besondere. Wir wollen es vor Gefahren bewahren, wir wollen es schützen, wir wollen es retten. Wir wollen es retten, wenn es in Gefahr ist, wir wollen es retten, wenn es in Not ist, wir wollen es retten, wenn es in Gefahr ist, wir wollen es retten, wenn es in Not ist.

anknüpfenden Art, die auch den ersten Band kennzeichnete, die Beziehungen zwischen Erzieher und Zögling. Den deutschen Leser mag die unsystematische Art des Buches zuerst befremden. Wir sind an tiefere Begründungen pädagogischer Regeln, an geschlossenere Verarbeitung, an methodischeres Verfahren gewöhnt. Aber der unbestreitbare Mangel, der in dieser Zusammenhanglosigkeit liegt, wird zum Teil aufgewogen dadurch, daß alle diese Bemerkungen und Beobachtungen, die wie eine Art Sammlung pädagogischer Hausregeln wirken, dem konkreten Leben noch ganz unmittelbar nahe stehen; sie sind vielleicht deshalb dem Laien besonders verständlich und wertvoll.

Hauspädagogik in demselben Sinn, d. h. mit besonderer Betonung der Verantwortung der Eltern, enthält ein Buch, **„Elternpflicht"**, von E. Ernst (Kevelaer, Verlag von Butzon u. Bercker. Preis 2,50 Mark). Von ausgesprochen katholischem Standpunkt ausgehend, ist es von einem gesunden und innigen deutschen Familiensinn erfüllt und so auch für den erfreulich, der die Fragen der Erziehung vom Gesichtspunkt einer anderen Weltanschauung betrachtet. Die Verfasserin ist die Begründerin und Vorsitzende des Deutschen Katholischen Lehrerinnenvereins Pauline Herber.

Eine Art Enzyklopädie über alle Fragen der Kindererziehung gibt das **„Buch vom Kinde"**. Unter Mitarbeit zahlreicher hervorragender Fachleute herausgegeben von Adele Schreiber. 2 Bände. (Verlag von B. G. Teubner. Preis geb. je 9 Mark, in einem Band geb. 16 Mark.) Erster Band: Einleitung; Körper- und Seelenleben des Kindes, häusliche und allgemeine Erziehung. Zweiter Band: öffentliches und Fürsorgeerziehungswesen; das Kind in Gesellschaft und Recht. — Das Buch ist seiner ganzen Art nach eine für Eltern und Laienkreise bestimmte Orientierung über alle mit der Erziehung des Kindes zusammenhängenden Fragen in ihrer modernen Beleuchtung. Fast auf allen Gebieten, die zur Besprechung kommen, haben führende Fachleute das Wort ergriffen und geben in kurzer, leicht verständlicher und übersichtlicher Darstellung die im Augenblick herrschenden Anschauungen und die in die Zukunft weisenden Bestrebungen wieder. Die zeitgemäßen Ansichten über Körperpflege, Hygiene, die dem Stand der Kinderpsychologie entsprechenden Ansichten und Erfahrungen über das Seelenleben des Kindes, die neuen Anschauungen über Erziehung und Unterricht, alles das wird ebenso sorgfältig berücksichtigt wie in dem zweiten Bande der Stand des öffentlichen Unterrichtswesens und die Tendenzen auf den verschiedenen Gebieten der Schule, der Jugendfürsorge, des Kinderschutzes usw. So kann das Buch wohl in den Kreisen der Eltern eine nützliche Mission erfüllen und dazu beitragen, daß recht weite Kreise Nutzen von dem haben, was die moderne Pädagogik in Theorie und Praxis für das Kind erarbeitet. Das Buch ist durch zahlreiche instruktive Abbildungen illustriert.

Es wird in dieser Zeit der eingehenden Erörterung von Erziehungsfragen sicher bei uns in Deutschland begrüßt werden, daß nun auch die **„Pädagogischen Schriften Tolstois"** in einer deutschen Ausgabe erschienen sind. Die Veröffentlichung gehört der großen von A. Löwenfeld geleiteten Tolstoiausgabe an, die der Verlag von Eugen Diederichs in Jena schon seit lange begonnen hat, und von der schon viele Bände vorliegen. In zwei Bänden sind alle die Aufsätze und Berichte gesammelt, die mit Tolstois volkserziehlicher Tätigkeit in Jasnaja Poljana zusammenhängen. Sie gehören den verschiedensten Zeiten von Tolstois Leben an. Der interessanteste der Aufsätze ist der große Rechenschaftsbericht über die Schule von Jasnaja Poljana im November und Dezember des Jahres 1862. Von Tolstois Pädagogik gilt, was von seiner Sozialethik im allgemeinen zu sagen ist, man darf sie nicht als ein bis in die letzten Konsequenzen hinein gültiges System beurteilen, sondern muß sie in ihrer Bedeutung als Impuls, als Befruchtung des Willens und des Lebens einschätzen. Sein erstes Erziehungsprinzip ist die Beseitigung jedes Zwanges in dem Verhältnis von Lehrer und Schüler; was die pädagogische Tätigkeit in erster Linie bestimmen muß, ist nach Tolstoi der Wille des Schülers. Er leitet das nicht nur aus psychologischen Gründen her, sondern auch aus der philosophischen Anschauung, daß ein Zwang nur da berechtigt ist, wo der Lehrer sich im sicheren Besitz einer unumstößlichen Wahrheit glaubt, daß unsre Zeit aber dieses Bewußtsein nicht habe. Jedenfalls sind diese pädagogischen Abhandlungen ein Geschenk und eine Bereicherung für unsre deutsche Pädagogik, auch da, wo wir ihnen nicht zustimmen und wo wir die Bedingtheit der Wirklichkeit deutlicher sehen als der geniale Idealist.

Von modernen pädagogischen Gedanken für die Gestaltung des Unterrichts geht das hübsche und frische kleine Buch von Fritz Gansberg aus: **„Streifzüge durch die Welt der Großstadtkinder"** (B. G. Teubner). Die Besprechungen, die in neuer Gestaltung des alten Anschauungsunterrichts mit förmlich dichterischer Kraft die Umgebung des Großstadtkindes lebendig machen, sind nicht nur Lehrern, sondern auch Eltern als Anregung für den Verkehr mit ihren Kindern aufs wärmste zu empfehlen.

Es sei in diesem Zusammenhang auch noch einmal auf die pädagogische Zeitschrift verwiesen, die — für Schule und Haus gleich wertvoll — einen Mittelpunkt für die Bestrebungen bildet, die Pädagogik von Convention und erstarrtem Formalismus zu befreien und wieder lebendig und keimkräftig zu machen: **„Der Säemann"** herausgegeben von Karl Goetze (B. G. Teubner).

Auf die soziale und schulpolitische Seite der Pädagogik weist ein kleines Buch **„Grundfragen der Schulorganisation"** hin. Eine Sammlung von Reden, Aufsätzen und Organisationsbeispielen von Georg Kerschensteiner. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1907. Der bekannte Pädagoge, dessen Namen man unter den führenden der fortschrittlichen Bewegung in unserm öffentlichen Erziehungswesen findet, sammelt hier eine Reihe von verstreut erschienenen Abhandlungen. Der Titel, den er der Sammlung gegeben hat, bezeichnet zugleich, wo der Schwerpunkt ihres Wertes zu suchen ist. Hier spricht der im praktischen Leben, in einer großstädtischen Schulverwaltung stehende Schulmann über Versuche, in der Praxis moderne Ideen und Einsichten durchzuführen und organisatorisch zu gestalten. Gerade nach dieser Richtung bedarf unser Schulwesen der Führung. Die reformatorischen Theorien, die Prophetie der neuen Bildungsideale

allein tut es nicht; woran es fehlt, das sind Versuche zur praktischen Verwirklichung dieser Theorien im großen Stil. In dieser Hinsicht gibt das Buch sowohl in schulpolitischer und sozialer, wie auch in direkt pädagogischer Richtung wertvolle Fingerzeige.

Ähnlichen Charakter trägt eine Sammlung **„Vorträge und Aufsätze zum Mädchenschulwesen"** von Direktor Professor J. Wychgram in Berlin (Verlag von B. G. Teubner. Preis geh. 3,20 Mark, geb. 4 Mark). Auch hier spricht ein in der Praxis stehender Kenner sowohl der organisatorischen, wie der inneren pädagogischen Fragen der Mädchenschule und der Lehrerinnenbildung. Als Herausgeber der Zeitschrift „Frauenbildung" steht der Verfasser außerdem mitten in der Reformbewegung, die er nach all ihren Richtungen übersieht. Diese Fühlung mit dem praktischen Schulleben sowohl wie mit allen Bestrebungen, der Mädchenschule neue Ziele und Aufgaben zu geben, kennzeichnet jeden einzelnen der hier zusammengestellten Aufsätze. Eine eingehende und lebendige Darstellung des französischen Mädchenschulwesens ebenso wie die verständnisvolle Beleuchtung von Fragen der häuslichen Erziehung erweitern den Rahmen des Buches über das Gebiet der deutschen Mädchenschulreform hinaus. Die Tendenz der Aufsätze ist, zwischen den extremen Richtungen, die in Frauenbildungsfragen hervortreten, zu vermitteln. Als Dokumente für die bewegte Geschichte der Frauenbildung im letzten Jahrzehnt sind die Aufsätze von wesentlicher Bedeutung.

Ein Unternehmen von bibliographischem Wert ist die von B. G. Teubner herausgegebene **Pädagogische Jahresschau über das Volksschulwesen im Jahre 1906.** In dieser Jahresschau, die von jetzt ab jährlich veröffentlicht werden soll, werden von sachkundigen Mitarbeitern Berichte über alle Neuerscheinungen und wichtigen Ereignisse auf dem Gebiete der Volksschulpädagogik gegeben. Es ist also an der Hand dieses Buches möglich, die Fortschritte in der Schulorganisation, der äußeren Stellung der Volksschule, ihrer allgemeinen Pädagogik, der speziellen Methodik der einzelnen Fächer zu verfolgen. Damit ist dem Lehrer wie dem Kulturhistoriker ein wertvolles Hilfsmittel geschaffen.

In Verbindung mit einer Anzahl tüchtiger Mitarbeiter hat der bekannte Pädagoge Professor Wilhelm Rein in Jena ein Buch **„Deutsche Schulerziehung"** zu veröffentlichen begonnen (München, J. F. Lehmanns Verlag 1907). Bis jetzt ist der erste Band erschienen, der zunächst in zwei Abhandlungen die Organisation des Knabenschulwesens und die Organisation des Mädchenschulwesens behandelt und dann sich in weiteren Aufsätzen denjenigen Unterrichtsgebieten zuwendet, die in besonderem Sinne für die Aufgaben deutscher Nationalerziehung in Betracht kommen. Der Plan zu dem Buch entspringt dem Gedanken, daß die Schule die nationalen Aufgaben konsequenter und zielbewußter als bisher in Angriff nehmen müsse. Das Buch will zeigen, wie die Schule dieser ihrer wesentlichen Aufgabe, der Erziehung der deutschen Persönlichkeit, gerecht werden kann, wie sie die im deutschen Volke liegenden besonderen Fähigkeiten und Kräfte allen modernen Gefahren zum Trotz für die Aufgaben der Zukunft heranbilden soll. So stellt das Buch ein nationales Unternehmen im schönsten Sinne des Wortes dar und dürfte zur Klärung der Tendenzen in unserm Schulleben, zur Zusammenfassung aller einzelnen Bestrebungen in einer großen nationalen Aufgabe und der Durchdringung unserer Schulpädagogik mit modernem sozial-pädagogischen und geschichtlichen Geist eine wichtige Mission zu erfüllen haben.

Ähnliche Tendenzen verfolgt in kleinerem Maßstabe ein Bändchen **„Moderne Erziehung in Haus und Schule"**. Von J. Tews (159. Bändchen der Sammlung: Aus Natur und Geisteswelt. B. G. Teubner, geh. 1 Mark, geb. 1,25 Mark). Aus Vorträgen an der Humboldtakademie in Berlin hervorgegangen, beleuchtet das Buch die Fragen der häuslichen und Schulerziehung vor allem nach ihrer sozialpolitischen Seite und in ihren Beziehungen zu den Anforderungen moderner nationaler Volkskultur. Der Verfasser, einer der bekanntesten Führer der liberalen Volksbildungsbestrebungen, übersieht sowohl die äußere schulpolitische wie die Innenseite des Problems „Volkserziehung" und versteht, seinen Lesern diese beiden Seiten gleich lebendig zu machen.

Wenn zum Schlusse noch eines Buches gedacht werden soll, das seines im engeren Sinne fachlichen Charakters wegen vielleicht nicht durchaus in den Interessenkreis der Leser dieser Zeitschrift gehört, so geschieht es um seiner über dieses Fachgebiet hinausreichenden kulturhistorischen Bedeutung willen. In dem **„Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen"** erschien als Band 1 des ersten Teils die **Geschichte des deutschen Unterrichts** von Dr. Adolf Matthias (München 1907, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Preis geh. 9 Mark, geb. 10 Mark). Die Geschichte des deutschen Unterrichts ist mehr als die Geschichte einer Fachdisziplin. Sie ist zugleich im kleinen eine Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins. Wir lesen die Entwicklung und bewußte Ausgestaltung des deutschen Volkstums aus den Fortschritten, die in der Schule die Einführung in deutsche Dichtung und Literatur gemacht hat. In dem Maße, als die Schule durch die Beschäftigung mit der Muttersprache den deutschen Geist bewußt stärkt und pflegt, hat sich in der Geistesgeschichte unseres Volkes das Bewußtsein unserer besonderen Art und ihrer Aufgaben gekräftigt. Deshalb wird es auch für den Laien interessant sein, dem Werdegang des deutschen Unterrichts zu folgen, wie er hier auf Grund eingehender Studien durch einen Verfasser, dem alles Aktenmaterial in reichstem Maße zu Gebote stand, dargestellt worden ist. Der Verfasser löst seine Aufgabe nicht nur als sorgfältig und gewissenhaft arbeitender Historiker, sondern auch als Lehrer, der sich in die praktischen Fragen dieses Gebietes mit ganzer Seele hineinvertieft hat und deshalb aus eigenem Erlebnis heraus die Bemühungen und das Streben vergangener Jahrhunderte mit seltener Lebendigkeit nachzuempfinden versteht. Seinen Hauptwert hat das Buch natürlich für Lehrerkreise. Sie vor allem werden den Reiz empfinden, der darin liegt zu erkennen, wie die großen geistesgeschichtlichen Strömungen, die Zeitideale bis auf die letzten und verborgensten Zweige geistiger Betätigung, bis in die Schulaufsätze hinein bestimmend und farbegebend wirken.

Einladung

zur

24. Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Die 24. Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins findet in den Tagen vom 3. bis 5. Oktober in Hamburg statt. Bei Gelegenheit der Generalversammlung wird wie immer ein öffentlicher Frauentag einberufen werden.

Die Versammlung wird ihre Aufgabe vor allem darin sehen, ein Aktionsprogramm in den augenblicklich aktuellen Fragen und in den in nächster Zeit bevorstehenden gesetzgeberischen Schritten auf dem Gebiet der Frauenfrage zu erörtern und festzustellen. Auf der diesjährigen Generalversammlung werden daher folgende Fragen zur Besprechung kommen:

Was erwarten wir von der Gesetzgebung hinsichtlich der Arbeiterinnenfrage? — Frauenbewegung und Mittelstandspolitik. — Wie ist die Beteiligung der Frauen an der Gemeindeverwaltung zu erweitern? — Die Gestaltung der sogenannten „Frauenschule". — Aufgaben der Jugendfürsorge mit bezug auf verwahrloste Mädchen. — Frauenbewegung und moderne Ehekritik.

Der unterzeichnete Vorstand ladet die Mitglieder des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins zu reger Beteiligung an den Verhandlungen herzlich ein. Ebenso ergeht unsre Einladung an alle außerhalb unseres Vereins stehenden Frauen und Männer, die an der Arbeit der Frauenbewegung Anteil nehmen, an alle in der Frauenbewegung stehenden Vereine, insbesondere an die Zweigvereine des Bundes deutscher Frauenvereine.

Die Generalversammlungen sind wie die Frauentage öffentlich. Auch Nichtmitglieder dürfen sich an der Diskussion beteiligen; stimmberechtigt sind nur die direkten Mitglieder, die als Mitglieder eingetragenen Delegierten der Zweigvereine und alle dem Vorstand angemeldeten Mitglieder der Ortsgruppen.

Anträge müssen mindestens vier Wochen vor der Generalversammlung, also spätestens Ende August angemeldet werden, und zwar bei der ersten Vorsitzenden Helene Lange (Grunewald bei Berlin, Gillstraße 9). Im anderen Falle hat die Generalversammlung darüber zu entscheiden, ob der später eingebrachte Antrag beraten werden soll. — Anträge, welche sich auf Änderung der Statuten beziehen, werden mindestens sechs Wochen vor der Generalversammlung erbeten.

Das spezielle Programm wird rechtzeitig in den „Neuen Bahnen" bekannt gemacht werden.

Juli 1907.

Der Vorstand des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Helene Lange, Dr. Agnes Gosche, Dr. Käthe Windscheid, Gertrud Dumstrey-Freytag, Marie Hecht, Helene v. Forster, Elsbeth Krukenberg, Friederike Bröll, Pauline Voigtländer.

Die Ortsgruppe Hamburg des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins und sein Zweigverein, die Sozialen Hilfsgruppen sprechen ihre große Befriedigung darüber aus, daß der Vorstand des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins ihre Einladung angenommen hat, seine 24. Generalversammlung in Hamburg abzuhalten.

Der unterzeichnete Arbeitsausschuß des Lokalkomitees ist bereits in Tätigkeit getreten, um den Aufenthalt in Hamburg den Gästen angenehm zu gestalten. Genauere Mitteilungen über festliche Veranstaltungen, über Wohnungsgelegenheit und Mittagstisch wird das im September erscheinende Programm enthalten. Vom 15. Juli bis 15. August sind Frau Otto Traun, Frau L. Tillmann und Frau Direktor Lohse zu jeder Auskunft bereit; später wird eine „Auskunftsstelle für die Tagung" eingerichtet und deren Adresse bekannt gegeben werden.

Der Arbeitsausschuß:

Frl. **Helene Bonfort**, Vorsitzende der Ortsgruppe Hamburg des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, ABC-Straße 57, I.

Frau **Otto Traun**, Vorsitzende der Sozialen Hilfsgruppen, Heilwigstraße 3.

Frau **Ernst Abarbanell**, Jungfrauenthal 35.

Frl. **Elisabeth Martienssen**, Böttgerstraße 10.

Frl. **Marie Pfannenstiel**, Holzdamm 10.

Frau **L. Tillmann**, Hochallee 70.

Frau Direktor **Dr. Lohse**, Innocentiastraße 16.

Frl. **von Massenbach**, Klopstockstraße 2, Fontenay.

Frl. **Elisabeth Seifarth**, Besenbinderhof 19.

Frau **Dr. A. L. Wex**, Harvestehuderweg 58.

Der Allgemeine Deutsche Frauenverein hat die nachstehenden Flugblätter herausgegeben:

1. **Weshalb brauchen wir in der öffentlichen Armen- und Waisenpflege Frauen?**
2. **Frauen in der kommunalen Schulverwaltung.**
3. **Frauen als Vormünder.**
4. **Ziele und Aufgaben der Frauenbewegung.**
5. **Das Gemeindewahlrecht der Frau.**

Zu beziehen in Partien von insgesamt fünfhundert Stück gegen Einsendung von 10 Mark durch die Verlagsbuchhandlung von Moritz Schäfer, Leipzig, Salomonstrasse 8.

Kleine Mitteilungen.

Das **Seminar**, das der Zweigverein Berlin des Vaterländischen Frauenvereins, Wilhelmstr. 30/31, im Oktober vorigen Jahres zum Andenken an die silberne Hochzeit des Kaiserpaares eröffnet hat, erfreut sich eines lebhaften Zuspruchs. Es bereitet zur staatlichen Prüfung in einem 1½jährigen Kursus vor. Das Honorar für den Unterricht beträgt vierteljährlich 100 M. Lehrgegenstände sind: Kochen für den bürgerlichen Haushalt, Herstellung von Kranken- und Säuglingskost, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Reinigen der Wohnung und Geräte, einfache Handarbeit, Ausbessern von Kleidern und Wäsche, Maschinennähen, Musterzeichnen, Zuschneiden, Pädagogik, Methodik, Haushaltungskunde, Chemie, Gesundheitslehre, Buchführung, Gesetzeskunde, Volkswirtschaftslehre. Die Übungen im Unterrichten erfolgen in einer mit dem Seminar verbundenen Haushaltungsschule des Vereins. Auswärtigen Seminaristinnen weist die Anstalt geeignete Pension zu mäßigem Preise nach. Den ausgebildeten Seminaristinnen wird der Verein zur Erlangung einer Anstellung nach Möglichkeit behilflich sein. Für jeden Kursus werden höchstens 15 Schülerinnen angenommen. Bedingungen für die Aufnahme sind das vollendete 18. Lebensjahr, sowie das Abgangszeugnis einer höheren Töchterschule oder der Nachweis entsprechender Bildung. Anmeldungen sind an die Vorsteherin, Frl. Anna Woycke, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 30/31, Gartenhaus, zu richten und zwar vor den Ferien bis zum 4. Juli. Mit der Anmeldung sind einzureichen: ein selbstgeschriebener Lebenslauf, das letzte Schulzeugnis, ein ärztliches Gesundheitsattest, sowie die schriftliche

Kurse zum Studium der Englischen Sprache

veranstaltet mit sechs englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Prospekte durch den Vorstand 16 Wyndham Place, Bryanston Square London W. Pensionspreis 18 Schillinge in geteiltem, 24 Schillinge in Privatzimmer. Aller Unterricht, einschliesslich Vorträge und Phonetischer Kursus, 10 Schillinge per Woche. Nach Absolvierung des vollen viermonatlichen Kursus Prüfung und Zeugniserteilung.

Nur Lehrerinnen werden zugelassen.

Gymnasialkurse für Frauen zu Berlin.

Die Anstalt nimmt 15jährige Mädchen auf, die das Pensum der höh. Mädchenschule nachweisen können. Der Kursus ist vierjährig. Preis bei realgymnas. Vorbildung 300 M. jährlich; bei humanistischer entsprechend höher. Näheres durch Prospekt.

Meldungen und Anfragen sind zu richten an die „Gymnasialkurse für Frauen", Berlin SW 14, Kleinbeerenstr. 16.

Sprechstunde der Leiterin Dienstags und Freitags 5—6 in der Kgl. Augustaschule, Kleinbeerenstr. 16.

Martha Strinz.

Der Vereinsbote,

Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen :: :: :: in England, :: :: ::

erscheint jährlich viermal.

Zu beziehen durch das Vereinsbureau 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W.

gegen Einsendung von 2,20 Mark.

Genehmigung des Vaters oder des gesetzlichen Vertreters.

Lehrerinnen-Kurse der Viktoria-Fortbildungsschule zu Berlin, W., Kurfürstenstr. 160. Die Lehrerinnen-Kurse der Viktoria-Fortbildungsschule zu Berlin, die bekanntlich in eine pädagogische, eine kaufmännische und eine gewerbliche Gruppe zerfallen, werden im Herbst dieses Jahres, beim Eintritt in den X. Jahrgang, eine wesentliche Erweiterung erfahren. Die Ausbildungszeit wird in allen drei Gruppen auf ein Jahr ausgedehnt, jedoch so, daß in dem kaufmännischen Fachkursus am Ende des ersten Halbjahres für die Lehrerinnen der Fortbildungsschule ein Abschluß eintritt, während die Ausbildung der Handelsschullehrerinnen ein volles Jahr in Anspruch nimmt. Ausführliche Prospekte werden im Herbst ausgegeben. Schriftliche Anfragen sind zu richten an die 2. Vorsitzende, Frl. Margarete Henschke, W., Derfflingerstr. 16. (Sprechstunde: Mittwoch 5—6, W., Kurfürstenstr. 160).

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

Springer, Dr. Wilhelm. Die Haushaltungslehrerin. Ein Vorbereitungsbuch für die Haushaltungsprüfung. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin.

Vögtlin, Adolf. Jugendliebe. Novellen und Skizzen. Verlag von Arnold Bopp. Zürich und Berlin.

Worms, Carl. Aus roter Dämmerung. Baltische Skizzen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:

Berlin W. 35, Genthinerstr. 16, Gh. I.

Sprechstunden Wochentags von 11—3 Uhr, Sonnabends 11—1 Uhr.

1. Zum 1. Oktober wird in eine adlige Rittergutsbesitzersfamilie in der Provinz Brandenburg eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, evangelische Erzieherin mit guten französischen und englischen Sprachkenntnissen für ein 12jähriges Mädchen gesucht. Klavier erwünscht. Gehalt 1000 Mark.

2. Gesucht zum 15. Oktober eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, evangelische Erzieherin für ein Mädchen von 13 und einen Knaben von 6½ Jahren nach der Provinz Brandenburg. Fertigkeit in französischer und englischer Sprache Bedingung. Zeichnen sehr erwünscht. Gehalt 800—900 Mark.

3. Zum 1. Oktober wird in eine Offiziersfamilie im Königreich Sachsen eine katholische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin oder Abiturientin gesucht, welche einen Sextaner bis zur Obertertia zirka vorbereiten kann. Außerdem wäre noch einem jüngeren Knaben und gleichaltrigem

T. O. Grienwaldts

bildmäßige Copien nach Photographien i. Verstorbener in Kohlebruch finden hohe Anerkennung.

Bremen, Wall 86.

Neue Bahnen

Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Das Blatt erscheint 14tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. —

Berlin SW., L. Oehmigke's Verlag Zimmerstr. 94. (R. Appelius).

Vornehmes Privat-Logis

Inh.: L. Hanff

BERLIN W. 9, Potsdamerstr. 126 III nahe b. d. Potsdamer Brücke.

Fahrstuhl — Elektrisch Licht — Bad

Telephon: Amt VI, Nr. 12643.

Ganz neu und behaglich eingerichtet.

Nahe Tiergarten, Potsdamer-, Anhalter- und Wannseebahnhof.

Omnibus und elektr. Bahnverbindung nach allen Richtungen.

Zimmer von 2 Mark an. Monatl. nach Vereinbarung.

Kranken-Keilkissen,

jede Höhe stellbar. Grosse Hilfe für Asthma, Herzleiden u. Wochenbett. **Preis 20 Mk. Fahr- u. Ruhestühle.** Preisliste IV gratis und franko. **R. Jaekel, Berlin,** Markgrafenstr. 20. **München,** Sonnenstr. 28.

Damen-Pensionat.

Internationales Heim, Berlin SW., Hallesche-Strasse 17 I, dicht am Anhalter Bahnhof, bietet älteren und jüngeren Damen für kürzere und längere Zeit einen **angenehmen Aufenthalt** in der Reichshauptstadt. Monatlicher Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 65 Mk, bei eigenem Zimmer von 80 Mk an. Passanten von 2.50 Mk bis 4.50 Mk pro Tag Pension. Beste Referenzen stehen zur Verfügung.

Frau Selma Spranger, Vorsteherin.

LONDON. Villenvorstadt, unweit Crystal Palace, **80 Thurlow Park Road, Dulwich S. E.**

Pension für Damen und junge Mädchen.

Bequeme Verbindung mit allen Teilen der Stadt, gesunde Lage, Garten Tennisplatz. — Wöchentlich 35 Mark. Prospekt durch **Miss Dolphin** und **Freiin v. Zedlitz.**

Christlich-soziale Frauenschule

des Deutsch-Evangel. Frauenbundes.

3. Jahreskursus von Mitte Okt. 1907 bis 30. Sept. 1908 in Hannover.

Theoretische und praktische Ausbildung gebildeter Frauen und Mädchen für berufliche und ehrenamtliche soziale Hilfsarbeit.

Prospekte und Auskunft durch die 1. und 2. Vorsitzende der Frauenschule Frl. A. v. Bennigsen, Bennigsen bei Hannover und Frl. H. Busch, Hannover, Sedanstr. 19 I. Gelegenheit, geeignete Anstellungen zu erlangen durch die Zentrale der Stellenvermittelung, Hannover, Alexanderstr. 7 p.

Das Heim des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins

befindet sich jetzt in neuen, hübsch eingerichteten Räumen in Charlottenburg, Grolmannstr. 34/35, dicht am Kurfürstendamm, mit bequemen Verbindungen nach allen Richtungen hin.

Zimmer mit voller Pension 65—90 M. monatlich.

Prospekte bei der Leiterin erhältlich.

Mädchen der Unterricht für die unteren Gymnasialklassen zu erteilen. Gehalt nach Übereinkunft.

4. Zum 1. Oktober wird an eine höhere Privatmädchenschule im nördlichen Westdeutschland eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, evangelische Lehrerin gesucht. 25 bis 26 Stunden wöchentlich. Unterricht bei 10 bis 30 Mädchen von 8 bis 13 Jahren. Französisch im Ausland erlernt Bedingung. Gehalt 1100 bis 1200 Mark.

5. Gesucht zum 1. Januar 1908 in ein bestrenommiertes Pensionat in Süddeutschland eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, evangelische, musikalische Lehrerin zur Oberleitung des Unterrichts und eventueller späterer Übernahme des Pensionats. Im Ausland erlerntes Englisch Bedingung. Gehalt 1500 bis 2000 Mark.

6. Zum 1. Oktober wird an eine höhere Privatmädchenschule in Schlesien eine erfahrene, evangelische Lehrerin für die Mittelstufe gesucht. Französisch wäre auch auf der Oberstufe zu erteilen; wöchentliche Stundenzahl 27. Anfangsgehalt 1200 Mark respektive 1300 Mark.

7. An eine höhere Privatmädchenschule in Posen (9 klassig) ist zum 1. Oktober die Stelle der Schulvorsteherin zu besetzen. Gehalt 1800 Mark. Pensionsberechtigung in Aussicht. Zwei Lehrerinnen unterrichten außerdem an der Anstalt.

8. Gesucht zum 1. September nach Venezuela eine evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin im Alter von 20 bis 24 Jahren, für drei Mädchen von 6 bis 7 Jahren. Erwünscht Musik und Beaufsichtigung eines 4jährigen Mädchens und 3jährigen Knaben. Gehalt nach Übereinkunft. Freie Hinreise und nach drei Jahren freie Rückreise.

9. Nach Westfalen wird an eine höhere Privatmädchenschule zum 1. Oktober eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin (am liebsten Oberlehrerin) gesucht. Mit der Anstalt ist ein Seminar verbunden. Französisch im Ausland erlernt erwünscht. Gehalt 1340 Mark, nach 7 Jahren 120 Mark Zulage, dann alle 3 Jahre 120 Mark, 9 mal im ganzen. Dienstjahre an vollberechtigten Schulen werden angerechnet. Einkauf in Pensionskasse. Oberlehrerinnen 2100 Mark Gehalt, um 180 Mark in obigen Zeiträumen steigend.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Nur Mitglieder des Vereins werden berücksichtigt. Dieselben haben sich als solche durch Einsendung ihrer Beitragsquittung für das laufende Vereinsjahr auszuweisen.

Beitrittserklärungen sind zu richten an die Geschäftsstelle des Vereins, Berlin W. 35, Genthinerstraße 18, Gh. I, dagegen Aufträge, Stellengesuche und Kommissionsgebühren an die Zentralleitung.

Pracht-Unterröcke

direkt aus der Fabrik

in Zanella, plissiert und warm gefüttert per Stück Mk. **5.—**

in Moiré, feinste Qualität mit 3 aufgesetzten Volants, in allen Farben . . . . . per Stück Mk. **7.—**

in Alpacca mit entzückenden Besätzen, 3 aufgesetzten Volants, in allen Farben . . per Stück Mk. **4.—**

Entzückende Frisur-, Panama- und Alpacca-Spitzenröcke

in voller Weite zu den denkbar billigsten Preisen liefert prompt

Edgar Brambeer

Juponfabrik BERLIN N. Dänenstr. 3

Versand überall hin. Telephon Amt 3, 7325.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.

Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1000 Mk. jährl.

Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.

Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Sprach- u. Handelsinstitut für Damen

von Frau **Elise Brewitz,**

BERLIN W., Potsdamer-Strasse 90.

Ausb. als Buchhalterin, Korrespondentin, Sekretärin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin Vierteljahrs-, Halbjahrs- und Jahreskurse. • Musterkontor.

Silb. Medaille. • Neue Kurse: Anf. Jan., April, Juli, Okt. • Pension im Hause.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Berliner Verein für Volkswasserbau
Gesellschaft mit beschränkter Haftung
Berlin W 9, Potsdamer Straße 123 b, Fernsprecher: Lützow 9750

Pumpwerk Fischerhütte
Pumpwerk Fischerhütte

Eine Zeitschrift für alle Frauen
Die Frau
Herausgeberin: Helene Lange
Verlag von Wilhelm Moeser Buchhandlung, Berlin W. 30

Die sogenannte „Frauenschuld".

Helene Lange.

Wenn wir uns heute mit der Frage beschäftigen, ob die Frau an dem Elend unserer Zeit mitschuldig ist, so ist es nicht unsere Absicht, eine Antwort auf diese Frage zu geben, sondern wir wollen nur einige Gesichtspunkte aufstellen, die uns bei der Beantwortung dieser Frage maßgebend erscheinen.

Wir wollen zunächst einmal feststellen, was wir unter dem Elend unserer Zeit verstehen. Wir verstehen darunter die Tatsache, daß unsere Kultur, die wir mit Recht als eine hohe bezeichnen können, nicht imstande ist, allen ihren Gliedern ein menschenwürdiges Dasein zu gewähren. Wir verstehen darunter die Tatsache, daß Millionen von Menschen in Not und Elend leben müssen, während andere Millionen im Überfluß schwelgen. Wir verstehen darunter die Tatsache, daß unsere Kultur nicht imstande ist, die Menschen vor Krankheit, Siechtum und Tod zu bewahren. Wir verstehen darunter die Tatsache, daß unsere Kultur nicht imstande ist, die Menschen vor Krieg und Kriegsgefahr zu bewahren.

Wir wollen nun untersuchen, ob die Frau an diesen Tatsachen mitschuldig ist. Wir wollen untersuchen, ob die Frau durch ihr Verhalten dazu beigetragen hat, daß unsere Kultur nicht imstande ist, allen ihren Gliedern ein menschenwürdiges Dasein zu gewähren.

der höheren Knabenschulen setzen können. Ein „Mädchenabiturium" hätte man zu Anfang des Frauenstudiums möglicherweise ins Auge fassen können; heute erscheint das unmöglich. Man kann also höchstens in bezug auf Organisation und Methoden von der höheren Knabenschule abweichen, man kann und wird hier voraussichtlich zu vorläufigen Kompromissen mit der Rückständigkeit beteiligter Kreise kommen, Kompromissen, die, so bedauerlich sie sind, sich doch notwendig mit der Zeit selbst korrigieren müssen. Das Ziel selbst aber dürfte, wie gesagt, kaum verrückt werden, da die Anerkennung des Abiturums als vollwertig nicht auf das Spiel gesetzt werden kann.

Wie aber steht es mit der Fortbildung der Mädchen, die die Studienanstalt nicht zu besuchen gedenken?

Bekanntlich hatten die der Januarkonferenz von 1906 vorgelegten Pläne eine solche Fortbildung überhaupt nicht vorgesehen. Geplant waren lediglich die der zehnjährigen Schule aufzusetzenden Oberlyzeen, die zum Abiturium der drei Knabenschulgattungen führen sollten. Da diese Oberlyzeen nur in geringer Anzahl errichtet werden sollten, blieb die große Mehrzahl der Mädchen für die notwendige Ergänzung ihrer Bildung auf private Unternehmungen nach Art der Selekten angewiesen.

Die an der Konferenz beteiligten Frauen traten fast einstimmig für die Notwendigkeit einer geregelten Fortbildung für die zahlreichen Mädchen ein, die sich nicht zum Abiturium vorbereiten wollen und doch auch nicht darauf angewiesen sein dürfen, den dahin führenden Lehrgang etwa nur zur Hälfte zu absolvieren, sondern denen auch etwas in seiner Art Ganzes und in gewisser Weise Abschließendes geboten werden sollte. Dieser Anregung konnte natürlich in der Konferenz selbst nicht Raum gegeben werden; sie ist aber inzwischen durch Eingaben von den verschiedensten Seiten wiederholt und, wie die Mitteilungen beweisen, die der Kultusminister seinerzeit im Abgeordnetenhause machte, weiter verfolgt worden.

Wie läßt sich nun eine solche Fortbildung denken? Sie wird in ihrer Gesamtheit alle die Forderungen ins Auge zu fassen haben, die das Leben heute an jede gebildete Frau stellt, insbesondere aber an die Frau, die in der Familie wirkt und aus der Familie heraus Fühlung gewinnen und behalten soll mit all den Aufgaben, die jetzt von der Gemeinschaft auch an sie gestellt werden. Dadurch wird diese Bildung im wesentlichen nach drei Richtungen hin bestimmt: es wird eine wissenschaftliche Fortbildung ins Auge zu fassen sein; es wird der häusliche Beruf der Frau nach verschiedenen Richtungen hin bestimmend sein müssen, und es wird eine Einführung in die für die soziale Hilfsarbeit der Frau maßgebenden Disziplinen stattfinden müssen.

Es kann selbstverständlich nicht davon die Rede sein, alle diese Disziplinen zu einem Zwangssystem zu vereinigen, bei dem alle alles mitnehmen müssen. Andrerseits wird eine absolute Wahlfreiheit den Zweck einer wirklichen Fortbildung auch illusorisch machen und den Dilettantismus fördern. Es wird eine Art von Gruppenbildung vorgesehen werden müssen, bei der einander voraussetzende oder ergänzende Gegenstände, wie Naturwissenschaften und Mathematik, Literatur und Geschichte, an die sich wiederum Religionsgeschichte und Kunstgeschichte anzugliedern hätten, nicht nur äußerlich verbunden, sondern auch im Lehrplan in bezug auf die zu behandelnden Abschnitte in organische Verbindung gebracht werden. Ebenso wird es sich empfehlen, die Mindestzahl der zu belegenden Fächer oder Stunden festzusetzen und nicht zu niedrig zu bemessen,

um eine geschlossene Arbeit zu erzielen. Endlich wäre noch zu bedenken, ob man nicht einzelne Fächer als eine Art von Mittelpunkt obligatorisch für alle Schülerinnen machen will.

Es ist hier nicht der Ort, auf diese und andere fachliche Einzelheiten, Organisation und Lehrgang betreffend, einzugehen. Um die Ziele selbst aber sollte sich gerade das Laienpublikum, sollten sich vor allem die Mütter kümmern, um wo möglich dieser neuen Schulgattung die Lebensfähigkeit zu geben, die die bisherigen Selekten entschieden *nicht* haben.

Was zuerst die wissenschaftliche Fortbildung betrifft, so wird sie eine sprachliche, eine historisch-literarische, eine mathematisch-naturwissenschaftliche sein müssen. Nicht nur, weil damit etwa der Bezirk der allgemeinen Bildung umgrenzt ist, sondern auch, weil dem jungen Mädchen, das sich vorläufig für den Besuch der Ergänzungsklassen entscheidet, die Möglichkeit eines Überganges in die früher als Oberlyzeum bezeichnete Studienanstalt gewahrt werden muß. (Es ist, in Parenthese gesagt, schwer zu begreifen, warum die einfachen, sachlich bezeichnenden Benennungen der Knabenschulen mit solcher nervösen Scheu bei den neu zu errichtenden Mädchenanstalten gemieden und durch nichtssagende ersetzt werden.) Darum muß auch das Lateinische in den Kreis der sprachlichen Fächer aufgenommen werden.

Die Rücksicht auf einen etwaigen späteren Übergang in die Studienanstalt wird sich aber freilich nur auf die Aufnahme der betreffenden Fächer an sich, nicht auf ihre Behandlung erstrecken können. Hier werden die Ergänzungsklassen, wie ich sie mir denke, in *einer* Weise einen Vorteil vor der streng gegliederten Studienanstalt bieten. Während dort das immer wieder ins Auge zu fassende Ziel ein Verweilen auf dem Wege, eine Verschiebung des straff geordneten Stoffs, eine Abweichung auf verlockende angrenzende Stoffgebiete nicht gestattet, wird die Methode der Ergänzungsklassen, indem sie freilich immer *Methode* bleibt, das alles gestatten und suchen. Es wird sich hier viel weniger darum handeln, ein übersichtliches Wissen über ein *ganzes* Stoffgebiet in möglichst präsentabler Form zu erwerben, als durch das intensive Eindringen in besonders fruchtbare Einzelgebiete sich, je nach dem Fach, um das es sich handelt, einen tieferen Einblick in geschichtlich-literarische, in sprachliche, in naturwissenschaftliche Zusammenhänge zu erwerben. Hier wird beispielsweise die Stelle sein, wo eine Einführung in das reiche biographische Material, in die Memoirenliteratur, in geschichtliche Dokumente, in die Briefwechsel, an denen unsere Literatur so reich ist, stattfinden kann. Und was an Ausdehnung des Wissensgebiets aufgegeben werden muß, wird an Intensität reichlich ersetzt werden; ja die Einführung in alle geistigen, religiösen, künstlerischen Strömungen, in die ganzen kulturellen Zusammenhänge einer großen, produktiven Epoche unserer Vergangenheit wird Kraft und Lust zum Eindringen in andere Zusammenhänge erziehen; sie wird auf die Persönlichkeit den Einfluß ausüben können, den wir eben mit dem Worte *Bildung* bezeichnen. Das aber, dieses nur auf Grund eines inneren Miterlebens zu erwerbende Verständnis für Kulturwerte und Kulturzusammenhänge ist es, was wir für die Mütter, die Führerinnen der heranwachsenden Jugend wünschen.

Wenn in dieser Weise die wissenschaftliche Fortbildung möglichst den Aufgaben dienstbar gemacht werden soll, die einmal die Frau als Leiterin des geistigen Lebens ihres Hauses zu erfüllen haben wird, wenn hier ihr Geschmack erzogen, ihre Urteilsfähigkeit gebildet und ihr eine, wenn auch nur bescheidene Kenntnis der Mittel gegeben

werden soll, durch die man zu den Quellen steigt, so stellt sich die zweite Gruppe der vorzusehenden Fächer noch unmittelbarer in den Dienst des Hauses. Es ist selbstverständlich, daß sich hier die Pädagogik in den Mittelpunkt zu stellen hat. Oder sagen wir lieber, die Lehre vom körperlichen und seelischen Leben des Kindes. Denn dem Wort „Pädagogik" haftet dank unseren Seminaren so viel von vermoderten Namen und Jahreszahlen, von den Eierschalen ausgetiftelter Systeme an, daß seine ursprüngliche Bedeutung ganz in Vergessenheit geraten ist. Da wir im übrigen auch Mädchenerziehung und nicht nur „Knabenführung" wollen, da wir ferner der Meinung sind, daß sich jede Art von Erziehung nur auf eine genaue Erkenntnis des zu Erziehenden gründen kann, so dürfte es an der Zeit sein, das unzweideutig in den Plänen zum Ausdruck zu bringen. Wir stehen erst am Anfang unsrer Kenntnis der Kindesseele und sind gerade an der Wende angekommen, wo uns aus der Erkenntnis alles dessen, was am Kinde gesündigt wurde, eine ungeheure Weichheit überkommt, die vor lauter Offenbarungen kniet und nun nach der andren Seite in eine Verweichlichung und einen falschen Individualismus umschlägt, die ebenso unpsychologisch sind, wie die früher übliche handfeste Vergewaltigung der Individualität. Ein vernünftiges, auf ruhige Beobachtung gegründetes Studium des Kindes tut darum doppelt not, um an Stelle des zu weit getriebenen Kultus wieder die ruhig überlegene, wenn auch freundlich eingehende Beurteilung und Behandlung des Kindes zu setzen, die ihm selbst am wohlsten tut. Dazu sind den zukünftigen Müttern und Erzieherinnen die Wege zu weisen.

Die Wegweiser zwar sind dafür zum großen Teil erst zu setzen. Noch fehlt es uns so gut wie ganz an brauchbaren Lehr- und Lesebüchern; es kann kaum etwas Banausischeres und Abschreckenderes geben als unsere landläufigen Leitfäden für Pädagogik und Psychologie. Aber das „Jahrhundert des Kindes" wird ja auch eines Tages hier aufräumen und neu gestalten. Bis dahin wird der Lehrende auch ein Suchender, Sammelnder, Schaffender sein müssen, — was er ja freilich eigentlich immer sein sollte.

Es wird nun fast überall angängig sein, die Theorie durch die Praxis zu ergänzen, d. h. einen oder zwei Nachmittage der Beschäftigung mit Kindern zu widmen. Der Einwurf, daß das nicht ausreichend sei, der besonders von berufsmäßigen Kindergärtnerinnen gemacht werden dürfte, scheint mir nicht berechtigt. Es handelt sich hier eben nicht um eine berufsmäßige Vorbildung, auch nicht um einen vollständigen „Kursus", sondern lediglich um eine Ergänzung der Theorie und der Beobachtungen, die die jungen Mädchen, dank der wohlgefüllten deutschen Kinderstube, fast ausnahmslos sonst zu machen Gelegenheit haben. Es handelt sich darum, ihnen zu einer Systematisierung ihrer Beobachtungen, zu richtigen Folgerungen, zu einer verständigen Auffassung ihrer dereinstigen erzieherischen Aufgaben zu verhelfen, keineswegs aber darum, den Kindergärten Konkurrenz zu machen und so nebenbei in der höheren Mädchenschule die ganze Praxis der Kleinkindererziehung zu lehren, auf die dort so viel Zeit, Mühe und Nachdenken verwandt wird. Ich würde sogar dafür sein, wo die Verbindung mit einem guten Kindergarten zu haben ist, diese zu benutzen und die jungen Mädchen einfach dorthin zu schicken; — was denn allerdings voraussetzt, daß man dort für diese Separatkurse — denn als solche müßten sie eingerichtet werden — etwas von der Fröbel-Orthodoxie absehen und sie dem besonderen Zweck gemäß gestalten will.

Ziehen wir von diesem Unterrichtszweig, an den sich zweckmäßig ein Kursus für häusliche Hygiene und Gesundheitspflege anschlösse, die Linien in das dritte Gebiet hinüber, das meines Erachtens für die Ergänzungsklassen in Frage käme, so kommen wir von der Individualpädagogik zur Sozialpädagogik.

Neben einer theoretischen Einführung in die Grundbegriffe der Volkswirtschaft — am besten nicht in systematischer Form, sondern im Anschluß an den Geschichtsunterricht — wäre insbesondere eine Einführung in das Verständnis der sozialen Frage unserer Zeit zu geben, um daraus den Inhalt der sozialen Pflicht zu gewinnen, die heute den Frauen der gebildeten und begüterten Stände obliegt. Daran müßte sich die Belehrung über die Mittel und Wege schließen, die sich die moderne Gesellschaft zur Erfüllung dieser Pflicht geschaffen hat: die Organisation der Armenpflege, des Fürsorgeerziehungswesens, die Einrichtung von Wohlfahrts- und Erziehungsanstalten usw. Bei der absoluten Fremdheit, mit der man in weiten — auch in „maßgebenden" — Kreisen dieser Forderung noch gegenübersteht, werden die Frauen, die sie stellen und verstehen, sich ihre nachdrückliche Unterstützung doppelt zur Pflicht machen müssen. Daß, hier und da wenigstens, schon diese Pflicht empfunden wird, beweisen private Veranstaltungen aller Art. Sind sie auch bisher mehr von reiferen Frauen in Anspruch genommen worden, so müßte es doch gelingen, vor allem durch den Einfluß der Mütter, auch die jüngeren Mädchen heranzuziehen. Was in den Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit in Berlin, oder in den sozialen Hilfsgruppen in Hamburg gelingt, wird auch anderswo möglich sein, wenn auch vielleicht zunächst in kleineren Maßstäben.

* * *

Besteht nun irgendwelche Hoffnung, daß eine so oder ähnlich gestaltete Ergänzungsbildung für die zahlreichen jungen Mädchen, die keine Vorbildung für einen gelehrten Beruf suchen, bei der preußischen Reform der höheren Mädchenschulen in Aussicht genommen wird?

Für die Beantwortung dieser Frage sind wir auf die dürftigen Mitteilungen angewiesen, die seinerzeit der Kultusminister im Abgeordnetenhaus machte. Sie scheinen allerdings auf einen wesentlich anderen Plan hinzudeuten. Nimmt man diese Äußerungen und den Niederschlag, den sie in der öffentlichen Auffassung zurückgelassen haben, zusammen mit dem, was sonst in bezug auf die Pläne „durchgesickert" ist, so ergibt sich etwa folgendes: Die ganze wissenschaftliche Weiterbildung der jungen Mädchen soll, so will man wissen, durch Hospitieren in einem Lehrerinnenseminar erledigt werden. Das Hauptgewicht aber soll auf die im strengsten Sinne *hauswirtschaftliche* Bildung gelegt werden — eine Aussicht, die mit so offensichtlicher Befriedigung von den Herren Abgeordneten entgegengenommen wurde, daß man von der Wirkung aus fast auf eine taktische Absicht schließen möchte: plausibler war entschieden die Reform nicht zu machen als durch den Hinweis auf ihren Nutzen für Küche und Keller.

Wie weit diesen in der Luft schwebenden Gerüchten zu glauben ist, lasse ich dahingestellt sein. Die *Möglichkeit*, daß sie auf Wahrheit beruhen, ist bei der bisherigen Entwicklung der deutschen Mädchenschule gar nicht zu leugnen. Und so wird es sich empfehlen, diese Möglichkeit zur Grundlage einer weiteren kleinen Erörterung zu machen.

Was zunächst die Verbindung der sogenannten Frauenschule — an dem Namen scheint man hartnäckig festzuhalten — mit dem Lehrerinnenseminar betrifft, so weiß man nicht, wer mehr dadurch geschädigt würde, die Schülerinnen des Seminars oder der Frauenschule. Die ganze Behandlung der Lehrgegenstände und die Zielsetzung würde selbstverständlich durch die Zwecke des Seminars bestimmt. Damit würde die oben gekennzeichnete Art der Behandlung, wie jeder Kundige sofort sehen muß, ohne weiteres fallen. Andrerseits würde der Unterricht im Seminar durch das Hospitieren zahlreicher junger und älterer Damen, die eigentlich den auf ein bestimmtes, ihnen fern liegendes Ziel zugeschnittenen Unterricht in dieser Form gar nicht wollen, ihn nur faute de mieux mitnehmen, unbedingt leiden. Eine Nebenfolge, die wir schon jetzt in Städten beobachten können, die ein Lehrerinnenseminar, aber keine sonstige Gelegenheit zur Fortbildung haben, würde sein, daß so manches zum Lehrerinnenberuf weder neigende noch dafür geeignete junge Mädchen sich doch dafür entschlösse, da sie ja nun einmal veranlaßt ist, einen großen Teil der Seminarstunden mitzunehmen. Wenn nun aber sogar behauptet wird, daß eine Frauenschule nur da errichtet werden *darf*, wo ein Lehrerinnenseminar besteht, so verliert für mich die Sache so sehr den Charakter des Wahrscheinlichen, daß ich mich nicht in noch weitere Spekulationen darüber einlassen möchte.

Nun zum zweiten Punkt. Hier treten die Gerüchte mit größerer Bestimmtheit auf, so daß bereits mehrfach Diskussionen über die Einrichtung des hauswirtschaftlichen Unterrichts in der höheren Mädchenschule — man will wissen, daß dafür 5 Stunden wöchentlich angesetzt sind, — stattgefunden haben.

Wie stellen wir uns zu diesem Punkt?

Als seinerzeit die gleiche Frage für die Mädchenvolksschule aufgeworfen wurde, gab es zwar viele, die die Einbuße an Zeit und den daraus erwachsenden Verlust für die Zwecke der allgemeinen Bildung bedauerten, es gab viele, die diesen Unterricht der *Fortbildungsschule*, nicht der Volksschule zuweisen wollten — dennoch aber waren die Frauen in ihrer Mehrzahl darüber einig, daß die Notwendigkeit einer hauswirtschaftlichen Unterweisung in den betreffenden Bevölkerungsschichten so dringend sei, daß nicht etwa die Einführung der obligatorischen Fortbildung für Mädchen abgewartet werden könne, sondern die Zeit dazu unter allen Umständen beschafft werden müsse. An eine genügende hauswirtschaftliche Unterweisung durch die Mütter war nicht zu denken; fehlte es diesen doch zum größten Teil selbst an den nötigen Kenntnissen, und waren sie doch überdies vielfach durch außerhäusliche Erwerbsarbeit gebunden. Auch handelte es sich ja nur um eine Unterweisung in den Elementen des Kochens und anderer hauswirtschaftlicher Verrichtungen, so daß schließlich auch bei der geringen verfügbaren Zeit etwas Greifbares herausschauen konnte; es bedeutet für die Arbeiterfamilie viel, ob das heranwachsende Mädchen ein einfaches Gericht zu kochen imstande ist oder nicht, ob sie gewisse Begriffe von Ordnung und Sauberkeit, eine gewisse Anleitung für die praktischen häuslichen Arbeiten mitbekommt.

Wollen wir nun zu einer Entscheidung darüber kommen, ob in die sogenannte Frauenschule, d. h. in die staatlich und kommunal zu regelnde Fortbildung der Töchter der hier in Betracht kommenden Klassen die hauswirtschaftliche Ausbildung aufzunehmen ist oder nicht, so haben wir uns zwei Fragen vorzulegen: 1. liegt hier die Sache so wie in der Arbeiterfamilie, d. h. kann die hauswirtschaftliche Unterweisung nicht durch die Mutter gegeben werden? und 2. ist es möglich, bei der etwa verfügbaren Zeit den

Mädchen eine Ausbildung zu geben, die *ihren* Lebenskreisen, den Ansprüchen, die *dort* an das hauswirtschaftliche Können der Frau gestellt werden müssen, entspricht?

Die erste Frage wird nicht für die ganzen in Betracht kommenden Kreise einheitlich beantwortet werden können. Für viele Mütter des Mittelstandes werden wir gottlob noch sagen dürfen: die Tochter wird nichts Gescheiteres tun können, als für ihre hauswirtschaftliche Ausbildung sich in die Lehre der eigenen Mutter zu begeben; hier kann sie alles das am besten lernen, was der Stolz der alten Hausfrau war. Für andere, für die eigentlichen „Gesellschaftskreise" dagegen wird in vielen Fällen gelten, was mir kürzlich in einer Diskussion entgegengehalten wurde: die Frau des Hauses versteht zu repräsentieren, vielleicht auch anzuordnen; ihre praktische hauswirtschaftliche Bildung aber würde zu einer Anleitung der Tochter niemals ausreichen, und die Köchin, oder gar der Küchenchef, denen man zumuten würde, die Tochter des Hauses in der Küche zu dulden, würden sofort kündigen.

Es ist nun wohl keine Frage, daß die zuletzt genannten Kreise unmöglich verlangen können, daß öffentliche Mittel, die für die Frauen so wie so spärlich genug fließen, aufgewandt werden, um hier Abhilfe zu schaffen. Wenn allerdings eine Gemeinde, in der solche Zustände *Regel* sind, die Mittel dazu hergeben will, wird ihr das niemand verdenken können. Sie wird dann nur die zweite Frage aufzuwerfen haben: ist es möglich, bei der innerhalb der sogenannten Frauenschule, d. h. im Kreise der Aufgaben, die sich die allgemeine Fortbildung der Mädchen dieser Kreise stellen muß, verfügbaren Zeit eine hauswirtschaftliche Ausbildung zu erzielen, die den Ansprüchen dieser Kreise an das hauswirtschaftliche Können der Frau etwa entspricht? Oder vielmehr — ich will gar nicht einmal den häuslichen Zuschnitt dieser Kreise ins Auge fassen, sondern nur an die Erfordernisse des sogenannten gut bürgerlichen Haushalts denken, da jedes junge Mädchen, die hier gründlich Bescheid weiß, sich leicht in erweiterte Aufgaben hineinfinden wird.

Was dafür erforderlich ist, läßt sich in der Hauptsache in die Worte: Kochen, Backen, Einmachen, Hausarbeit, Waschen, Plätten zusammenfassen — nur sechs Worte, aber inhaltschwer! Und nun denke man sich die fünf Wochenstunden, die Fama dafür ansetzen will. Diese fünf Stunden sind entweder viel zu wenig oder viel zu viel. Viel zu wenig, wenn man an irgendwelche Praxis dabei denkt; viel zu viel, wenn man sie einem theoretischen Unterricht opfern will, der nur am grünen Tisch ausgedacht werden kann.

Eine gute Haushaltungsschule — ich habe den Lehrplan des Pestalozzi-Fröbelhauses II (Haus „Hedwig Heyl") in Berlin vor mir — rechnet auf einen Kursus zur Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigene Haus eine Kursusdauer von einem Jahr bei 26 Stunden wöchentlich. Es kommen da allerdings zu den praktischen Zweigen noch die theoretischen Unterrichtsfächer hinzu, die aber *nur* in dieser Verbindung Wert haben. Was helfen einer Frau die schönsten theoretischen Kenntnisse in Ernährungslehre, Warenkunde, Geld- und Wirtschaftseinteilung, wenn sie nicht fortwährend Gelegenheit hat, sie zu erproben und an der Praxis erforderlichenfalls zu korrigieren? In französischen Pensionaten ist ein Unterrichtszweig „Tenue de livres" vielfach Mode; Konti von Pierre und Paul und ihren fingierten Gläubigern, mit denen sie allerlei komplizierte Transaktionen ausführen, sind von den Schülerinnen zu führen. Nun, in keiner Stunde wird nach meinen Erfahrungen mehr

abgeschrieben, da die Schülerinnen sich in die ihnen gänzlich gleichgültige Materie einzuarbeiten keinen Antrieb finden — doppelte Buchführung interessiert erst, wenn das praktische Interesse dahintersteht.

Und so würde es mit der theoretischen Hauswirtschaft gehen, falls sie wirklich allein Gegenstand der Fortbildung werden sollte. Will man aber tatsächlich die Praxis damit in jenen fünf Stunden verbinden, so kann nur die Frage gestellt werden: Wo glaubt man für eine so hoffnungslose Aufgabe tüchtig vorgebildete Lehrkräfte zu finden? Welche Haushaltungslehrerin wird sich dazu hergeben?

Der einzige Ausweg für Gemeinden, die einen hauswirtschaftlichen Unterricht ihrer Töchter außerhalb des Hauses für notwendig halten, ist, eine Haushaltungsschule zu errichten, in der tatsächlich eine gründliche theoretische und praktische Durchbildung zu erlangen ist, und ihre Töchter dort hinzuschicken. Beim Entwurf der Pläne dafür werden sie sich vielleicht selbst einmal die Frage vorlegen, wie man wohl daran hätte denken können, eine solche Anstalt einfach einem Schulkomplex einzugliedern, oder umgekehrt, wie man sich eine für ihre Kreise brauchbare hauswirtschaftliche Ausbildung an eine Schulküche hätte gebunden denken können? Dann erst wird ihnen der ganze Dilettantismus einer solchen Einrichtung klar werden.

Hoffen wir einstweilen, daß er von der Regierung gar nicht beabsichtigt ist.

* * *

Es gibt Frauen, die überhaupt gegen besondere Ergänzungsklassen für Mädchen sind, die da wünschen, daß alle Mädchen zu ihrer Fortbildung die den Knabenschulen angeglichenen höheren Mädchenstudienanstalten der Zukunft besuchen.

Das heißt erstens: die Lebenssphären von Mann und Frau für absolut identisch erklären; das heißt zweitens: auch den zukünftigen Mädchenstudienanstalten eine Menge sonst vielleicht gut veranlagter, aber für diese Bildungsgänge durchaus ungeeigneter Elemente zuweisen, also das Elend, unter dem die höheren Knabenschulen laborieren, auch hier einführen wollen. Wer sich dies beides überlegt, muß eine Gelegenheit zur besonderen Fortbildung der zahlreichen Mädchen wollen, die selbst eine andere Fortbildung suchen als die in den Studienanstalten gebotene. Nur muß es freilich die richtige Fortbildung sein. In Deutschland wird ja nun nicht wie z. B. in England nur das Minimum, sondern auch das Maximum dessen, was die Schulen bieten dürfen, wird überhaupt ihr ganzer Lehrplan staatlich festgelegt. Im Hinblick auf das Mädchenschulwesen können wir nur sagen: leider. Denn das gründliche Fiasko unsrer höheren Mädchenbildung hängt eng damit zusammen. Wir können nur zum Schluß dem lebhaften Wunsche Ausdruck geben, daß bei der jetzigen Neuordnung in Preußen endlich einmal mit der Praxis gebrochen werde, das — meist nur vermeintliche — Interesse des Mannes für die Mädchenbildung maßgebend sein zu lassen, und daß man vorurteilslos das wirkliche Interesse der Mädchen selbst zum Ausgangspunkt nimmt.

Die staatliche Pensionsversicherung der Privatbeamten.

Von

Johanna Wäscher.

Nachdruck verboten.

Die Frage der staatlichen Pensionsversicherung der Privatbeamten ist augenblicklich an einem wichtigen Entscheidungspunkt angelangt. Da nun schätzungsweise der fünfte Teil der Privatangestellten Deutschlands Frauen sind, so ist es wohl berechtigt, wenn wir diese Frage auch an dieser Stelle besprechen und dadurch vielen, die es angeht, eine Anregung geben, sich näher damit zu beschäftigen. Da man erfahrungsmäßig nicht bei allen praktisch durch die Frage berührten Frauen den Entwicklungsgang der Bewegung zur staatlichen Pensionsversicherung für Privatangestellte als bekannt voraussetzen darf, sei dieser zunächst kurz geschildert.

Erst die wirtschaftliche Umwälzung, die im letzten Viertel des verflossenen Jahrhunderts vor sich ging, hat im eigentlichen Sinn des Wortes einen Privatbeamtenstand geschaffen. Das Angestelltenverhältnis, das in früherer Zeit nur ein Übergangsstadium zwischen der Lehrzeit und der späteren Selbständigkeit war, verlor für die überwiegende Mehrzahl der in Privatdienst beschäftigten Angestellten ganz diesen transitorischen Charakter; es wurde zum dauernden Abhängigkeitsverhältnis, ohne Aussicht auf die Möglichkeit, außergewöhnliche Einnahmen durch Intelligenz und Tüchtigkeit zu erlangen, aber auch ohne Hoffnung auf eine Versorgung bei Krankheit und im Alter, wenn die Erwerbsunfähigkeit eintrat. Es galt diesem Zustand ein Ende zu bereiten, unter dem gerade die tüchtigsten, gewissenhaftesten Privatbeamten schwer litten. Man hoffte durch die Organisation der Privatbeamten, durch Selbsthilfe, durch die Gründung von Kassen aller Art allein die Verhältnisse so regeln zu können, daß die Mitglieder der Vereine bei eintretender Erwerbsunfähigkeit vor Not geschützt waren und ihre Angehörigen für den Fall sicher stellen konnten, daß ihnen der Ernährer durch den Tod entrissen wurde. Sehr viel Segensreiches ist gewiß auch durch die einzelnen Verbände der verschiedensten Berufsvereine und ihre Unterstützungs-, Pensions-, Witwen- und Waisenkassen geschaffen worden, doch scheiterte der wahre Erfolg aller dieser Unternehmungen an der großen Teilnahmlosigkeit vieler Privatbeamten. Diese Gleichgültigkeit verschärfte den Mißstand, der allen privaten Versicherungen sowieso anhaftet: die Prämien mußten, sollten die Leistungen der Kassen gesichert sein, verhältnismäßig hoch sein, so daß vielen die Möglichkeit genommen war, sich einzukaufen, viele die große Abgabe von ihrem Gehalt schwer drückte. Die Erfahrungen lehrten zweierlei: einmal, daß es nötig ist, einen gewissen Zwang auf alle Privatbeamten auszuüben, sich zu versichern, damit die Prämien für den einzelnen sich ermäßigen, und zweitens, daß die Arbeitgeber gesetzlich verpflichtet werden müßten, einen Teil der Beiträge zu entrichten. Der erste Schritt hierzu geschah dadurch, daß im Jahr 1899 auch die Privatangestellten der Reichsinvalidenversicherung zwangsweise unterstellt wurden, sofern ihr nachweisliches Einkommen 2000 Mark nicht überschritt.

Bei aller Anerkennung dessen, was durch diesen Anschluß der Privatbeamten an die Invalidenversicherung erreicht war — besonders im Verhältnis zu der geringen Abgabe — durfte man sich aber nicht damit zufrieden geben; denn das ganze Gesetz, das anfänglich nur für den Handarbeiterstand — nicht für den geistigen Arbeiter — geschaffen war, zeigte, auf diesen ausgedehnt, manche Mängel.

Die höchste Invalidenrente ist völlig unzulänglich für den Privatbeamten, und der Eintritt der Invalidität ist nach dem Wortlaut des Invaliditätsgesetzes, das den Begriff der Berufsinvalidität nicht kennt, für den Privatbeamten schwer festzustellen, und das hat schon zu vielen Unzuträglichkeiten geführt.

Aus diesen Erfahrungen heraus erstreben die verschiedenen Berufsverbände der Privatbeamten gemeinsam eine staatliche Pensionsversicherung mit gesetzlichem Versicherungszwang für alle Privatbeamten und gesetzlicher Beitragspflicht der Arbeitgeber. Diese Pensionsversicherung soll bei entsprechend höhern Beiträgen eine den Lebensbedingungen des Standes besser angepaßte Rente und daneben auch Witwen- und Waisenversorgung gewähren. Diese Versicherung soll ferner — und das ist einer der wichtigsten Punkte — „die Berufsinvalidität" anerkennen, d. h. es soll demjenigen die Invalidenrente gewährt werden, der unfähig ist, in seinem erlernten Beruf weiter zu arbeiten und das zum Leben Notwendigste zu erwerben. —

Schon seit dem Jahre 1894 beschäftigt sich der deutsche Verband kaufmännischer Vereine eingehend mit der Lösung dieser Frage. Diesem Verband sind auch verschiedene der kaufmännischen Vereine für weibliche Angestellte angeschlossen. Am 1. Dezember 1901 haben die meisten größeren Berufsvereine der Privatbeamten sich zusammengeschlossen zum „Hauptausschuß für die staatliche Pensions- und Hinterbliebenen-Versicherung für Privatangestellte". In 150 Städten haben sich örtliche Ausschüsse gebildet, die eine rege Werbearbeit für den Gedanken entfalteten. In den verschiedenen Landesteilen sind Arbeitszentralen gegründet, welche auch Einzelmitglieder aufnehmen und ebenfalls Vertreter in den Hauptausschuß entsenden.

Eine Zusammenstellung der heute durch den Hauptausschuß vertretenen Verbände gibt folgendes Bild:

Kaufmännische Verbände mit	434290	Mitgliedern,
Technische Verbände	82149	"
Arbeitszentralen	58200	"
Landwirtschaftliche Verbände	9329	"
Verbände der Bureaubeamten	6142	"
Verschiedene	37132	"

(darunter der Allgemeine Deutsche Lehrerinnen-Verein mit 21000 Mitgliedern). —

Der Hauptausschuß hat seinerzeit die Vorarbeit für die Verwirklichung der staatlichen Pensionsversicherung der Privatbeamten tatkräftig in die Hand genommen, dadurch daß er im Oktober 1903 eine Enquete veranstaltete, die das anerkennenswerte Resultat zeitigte, daß 157390 Fragebogen mit je 13 Fragen beantwortet wurden. Diese geben Auskunft über die wirtschaftliche Lage, die Familienverhältnisse, das Berufsleben der Befragten, sowie darüber, in welcher Weise diese für den Krankheits- oder Todesfall durch Versicherung irgend welcher Art Fürsorge für sich und ihre Angehörigen getroffen haben. Wer selbst je Enqueten in die Wege geleitet hat, wird die bedeutende Arbeitsleistung zu schätzen wissen, die eine solch umfangreiche Erhebung, wie sie bis jetzt noch nie von einer privaten Organisation zu Wege gebracht ist, voraussetzt, — und ihr seine Anerkennung nicht versagen können.

Ferner stellte der Hauptausschuß in seiner Tagung vom 16.—18. Januar 1904 folgende 13 Leitsätze auf, in denen die Wünsche der Angestellten für die Verwirklichung der Pensionsversicherung zusammengefaßt sind. Dies geschah, um gewisse Richtlinien festzulegen, sozusagen ein Werbeprogramm zu schaffen.

1. Es ist für die obligatorische Invaliden-, Alters- und Hinterbliebenenversicherung der Privatangestellten eine besondere Kasseneinrichtung gemäß § 10 des Invaliden-Versicherungsgesetzes zu schaffen.
2. Gewährung des Reichszuschusses von 50 Mark für jede von der besonderen Kasseneinrichtung im Rahmen des Invaliden-Versicherungsgesetzes zu gewährende Rente.
3. Die Beiträge werden von den Privatangestellten und den Arbeitgebern je zur Hälfte getragen.
4. Als Privatangestellte im Sinne dieses Gesetzes gelten Personen, welche gegen Gehalt im Privatdienste oder bei staatlichen, kommunalen oder kirchlichen Behörden in noch nicht mit Pensionsberechtigung ausgestatteten Stellen beschäftigt sind, soweit sie nicht als gewerbliche Arbeiter (Gesellen, Gehilfen, Lehrlinge, Fabrikarbeiter usw.) als Tagelöhner und Handarbeiter oder als Gesinde Dienste verrichten.

5. Der Versicherungspflicht unterstehen alle Privatangestellte ohne Unterschied des Gehaltes.
6. Als Altersgrenze gilt nach unten 18 Jahre, nach oben 40 Jahre.
7. Folgende Personen sind befugt, freiwillig in die Versicherung einzutreten, solange sie das vierzigste Jahr nicht vollendet haben:

a) kaufmännische Agenten, Kommissionäre, Bücherrevisoren und nicht fest angestellte Buchhalter;
b) Lehrer, welche, ohne fest angestellt zu sein, wissenschaftlichen oder künstlerischen Unterricht erteilen, Musiklehrer, Sprachlehrer, Repetitoren, Lehrer in gewerblichen und technischen Fertigkeiten und anderen Unterweisungen.
c) Privatgelehrte, Schriftsteller, Korrektoren, Personen, welche freie Künste ausüben (Schauspieler, Pianisten usw.), ohne sich in fester Stellung zu befinden.

8. Weiterversicherung auch der Stellenlosen, wie im Invaliden-Versicherungsgesetz.
9. Die Versicherungspflichtigen werden in mindestens 5 Klassen eingeteilt.
10. Gegenstand der Versicherung ist:

a) für den Versicherten der Anspruch auf Gewährung einer Invaliden- bezw. Altersrente;
b) für die hinterlassene Witwe oder die Waisen eine Witwenrente bezw. ein Erziehungsbeitrag für die Waisen.

Invalidenrente erhält der Versicherte nach Maßgabe des Invaliden-Versicherungsgesetzes. Altersrente erhält, ohne daß es des Nachweises der Erwerbsunfähigkeit bedürfte, derjenige Versicherte, welcher das 60. Lebensjahr vollendet hat.

Der Anspruch auf Witwenrente erlischt im Falle der Wiederverheiratung. Die Erziehungsbeiträge werden bis zum 16. Lebensjahre der Waisen gezahlt.

11. Der Ausschuß wünscht, daß die Leistungen der Versicherung annähernd die Höhe der Pensions- und Hinterbliebenenbezüge der Staatsbeamten der entsprechenden Gehaltsklassen erreichen.

12. Behandlung der Kranken sowie Übernahme des Heilverfahrens wie im Invaliden-Versicherungsgesetz.

13. Angestellte, die bei einer vom Reichsaufsichtsamte für die privaten Versicherungen zugelassenen Kasse versichert sind, sind von der Zugehörigkeit zur staatlichen Pensionsanstalt für Privatangestellte befreit, sofern jene Kasse die Mindestleistungen der staatlichen Anstalt erfüllt.

Eine dritte Aufgabe, die der Hauptausschuß sich stellte, war die, Stimmung für seine Bestrebungen bei den maßgebenden Behörden zu machen und die Reichstagsabgeordneten dafür zu interessieren. In welcher Weise letzteres gelungen, bewies die Reichstagssitzung vom 14. März, in der Vertreter aller Parteien sich einmütig für die Verwirklichung der Wünsche der Privatbeamten aussprachen, und der leider inzwischen aus seinem Amte geschiedene Staatssekretär Graf Posadowsky die Notwendigkeit und wirtschaftliche Nützlichkeit der staatlichen Versicherung der Privatbeamten ohne weiteres anerkannte.

Bereits im Jahre 1903 wurden dem Reichsamt des Innern die ausgefüllten Fragebogen seitens des Hauptausschusses übermittelt. Das Material wurde als ausreichend zur Bearbeitung anerkannt, und in diesem Jahr, wenige Tage nach der Sitzung vom 14. März, erschien die auf Grund dieser Fragebogen ausgearbeitete „Denkschrift". —

Aus dieser Denkschrift, die in Quartformat 116 Seiten enthält, geht hervor, daß von den 157 390 Fragebogen 2547 ungenügend beantwortet sind und darum von der Aufarbeitung ausgeschlossen wurden.

Ferner zeigt die Denkschrift, daß trotzdem, wie eingangs erwähnt wurde, wohl ein Fünftel aller Privatangestellten Frauen sind — die diesjährige Berufszählung wird Genaueres darüber feststellen —, nur 4787 Fragebogen von Frauen ausgefüllt sind. Das ist im Verhältnis zu den von den Männern eingelieferten Fragebogen noch nicht einmal der 30. Teil. Diese Tatsache — ein Beweis für die große Gleichgültigkeit der Frauen in bezug auf die wirtschaftliche Sicherstellung ihrer Zukunft — hat leider bedauerliche Folgen gehabt. Durch das Fehlen der Fragebogen von den meisten weiblichen Privatbeamten, die in der Mehrzahl zu den gering besoldeten ledigen zählen, hat sich in der Denkschrift ein den tatsächlichen Verhältnissen nicht entsprechender Durchschnitt ergeben, sowohl was das Gehalt anlangt wie den Familienstand. Dieses unrichtige Verhältnis wird noch verstärkt dadurch, daß auch die ledigen Männer sich in weit geringerer Zahl an der Ausfüllung der Fragebogen beteiligt haben, als die verheirateten. So ist die Feststellung der Beiträge in der Denkschrift leider auf eine unzutreffende Grundlage aufgebaut und infolgedessen, besonders da die Witwen- und

Waisenversorgung mit in die Berechnung einbezogen ist, zu hoch ausgefallen, jedenfalls viel höher als sie tatsächlich zu sein braucht.

Aus den Zusammenstellungen der Denkschrift geht außerdem mancherlei hervor, das für uns Frauen ganz interessant und lehrreich ist. Von den Frauen, die die Fragebogen beantwortet haben, sind u. a. in leitender Stellung: im Bergbau, Hüttenwesen 122, im Handel 77, im Bankfach 2, im Zeitungswesen, Druckerei 6, Bureauvorsteher 5.

Von den Männern sind die meisten in den Berufsgruppen Bergbau, Hüttenwesen, Industrie beschäftigt, von den Frauen sind es überwiegend (72 Prozent) Handelsangestellte, die die Fragebogen beantwortet haben.

Was den Familienstand anlangt, so sind von den 150 056 Privatbeamten 92 290 verheiratet. 72 030 haben Kinder und zwar insgesamt 186 686 Kinder — das bedeutet für jeden Vater 2½ Kind und verteilt auf alle befragten Privatbeamten 1,24 Kind. Ein Verhältnis, das noch viel ungünstiger sich stellen wird, wenn man nach der amtlichen Berufszählung genaue Feststellungen über alle Privatbeamten machen kann. Mehrere der Väter sind unter 19 Jahren alt, dann steigt die Zahl langsam, die meisten waren beim Eintritt in die Ehe bereits 30—40 Jahre alt.

Es bezogen	1860	Privatbeamtinnen	bis zu	1000	Mark	Jahresgehalt
	1410	"	" "	1250	"	"
	693	"	" "	1500	"	"
	460	"	" "	1800	"	"
	202	"	" "	2100	"	"
	61	"	" "	2400	"	"
	47	"	" "	2700	"	"
	1	"	" "	3000	"	"
	16	"	" "	3600	"	"
	5	"	über	3600	"	"

Demnach verdienen die meisten Frauen unter 1000 Mark, während das Durchschnittsgehalt der Männer 2100 Mark beträgt. Das Gehalt der Männer ist im Durchschnitt fast doppelt so hoch wie das der Frauen, nämlich 100 Prozent zu 55 Prozent.

Auch bezüglich der Fürsorge für das Alter ist das männliche Geschlecht dem weiblichen überlegen. Während 10 Prozent Männer sich freiwillig versichert haben, ist dies nur bei 1,13 Prozent Frauen der Fall. In der Invalidenversicherung sind die Männer meist in der höchsten Lohnklasse, die Frauen in der 4. Klasse versichert.

Auch über die Stellenlosigkeit gibt die Denkschrift Aufschluß. Danach sind 11 Prozent der Männer und 21 Prozent der Frauen öfter stellenlos gewesen. Hierbei ist aber zu bemerken, daß die häufigere Stellenlosigkeit der Frauen keineswegs immer eine gezwungene ist, wie das bei den Männern der Fall sein dürfte. Bei den Frauen ist sie sehr oft eine freiwillige und beweist nur, daß viele das Berufsleben noch immer nicht ernst genug nehmen, oder daß es von ihren Angehörigen noch nicht so angesehen wird. Allerlei Gründe veranlassen sie, die Berufsarbeit zu unterbrechen. Da ist Krankheit in der Familie, da wird die Tochter zeitweise zur Unterstützung im Hause gebraucht, da will sie sich selbst einmal erholen u. a. m. Man darf darum aus dieser häufigeren Stellenlosigkeit der Frauen nicht den Schluß auf Untüchtigkeit der Leistungen ziehen.

Der zweite Teil der Denkschrift befaßt sich mit der Berechnung der Kosten einer staatlichen Pensionsversicherung, die den Privatbeamten eine den Staatsbeamten annähernd gleiche Pension bei eintretender Erwerbsunfähigkeit sichern soll und die auch Witwen- und Waisengelder zahlt. Diese Berechnung ist natürlich unendlich schwer und kann immer nur eine Wahrscheinlichkeitsrechnung bleiben. Da sind an Hand der Berichte vorhandener Versicherungen, die unter ähnlichen Bedingungen arbeiten, Tabellen aufgestellt worden für die Invaliditätshäufigkeit, die Sterbewahrscheinlichkeit, die Sterblichkeit der Kinder, das Alter der Witwen usw. Es sind Vergleiche mit dem vorhandenen

Material angestellt und der Durchschnitt als Berechnungsgrundlage angenommen. Die Denkschrift berechnet danach und nach dem Durchschnittseinkommen der Männer, das 2100 Mark beträgt, bei 14,36 Prozent Jahresprämie

Invalidenpension nach		Witwengeld	Waisengeld für je 1 Waise	Waisengeld für eine Doppelwaise
10 Jahren	525 Mark	210 Mark	42 Mark	70 Mark
15 „	700 „	280 „	56 „	93 1/3 „
20 „	875 „	350 „	70 „	116 2/3 „
25 „	1050 „	420 „	84 „	140 „
30 „	1225 „	490 „	98 „	163 1/3 „
35 „	1400 „	560 „	112 „	186 2/3 „
40 „	1575 „	630 „	126 „	210 „

Wenn wir danach die Rente der Frauen nach ihrem Durchschnittsgehalt, das 1000 Mark beträgt, berechnen, so würden die Frauen mit diesem Gehalt nach 15 Jahren 350 Mark, nach 20 Jahren 438 Mark, nach 25 Jahren 525 Mark, nach 30 Jahren 612 Mark, nach 35 Jahren, wenn sie also 55 Jahre alt wären, 700 Mark, nach 40 Jahren 738 Mark erhalten, während sie heute aus der jetzigen Reichsinvalidenversicherung nach der gleichen Zeit nur 321 Mark jährlich beziehen, im Höchstfall 366 Mark, wenn sie in der höchsten Lohnklasse kleben. Außerdem soll auch genau wie im Invalidengesetz das Heilverfahren im Erkrankungsfall eingeleitet werden, das auch bei der Berechnung der Beiträge in Anrechnung gebracht werden muß. Im Jahre 1905 sind von der Invalidenversicherung z. B. 13, 144, 432 Mark für Krankenhilfe an Versicherte ausgegeben worden. —

Das Erscheinen der Denkschrift rief zunächst eine große Enttäuschung bei den Privatbeamten hervor. Insofern die herausgerechnete Höhe der Beiträge in der Hauptsache durch die falsche Unterlage der Fragebogen bedingt wurde, ist diese Enttäuschung besserer Einsicht gewichen. Da die Witwen- und Waisenversorgung eine bedeutende Belastung der Versicherung darstellt und da, wie ich eingangs erläuterte, durch die fehlenden Fragebogen der Mehrzahl der Ledigen ein viel höherer Prozentsatz Verheirateter, als er tatsächlich vorhanden ist, in die Berechnung eingestellt wurde, so mußten bei vorsichtiger Kalkulation viel höhere Beiträge herausgerechnet werden, als sie in der Tat nötig sein werden.

Ferner ist in der Denkschrift der Zins der mündelsicheren Papiere, in denen die Gelder angelegt werden müssen, mit 3 Prozent berechnet, während dafür nach Ansicht von Sachverständigen 3 1/2 Prozent ohne jedes Risiko in Anschlag gebracht werden dürfen. Auch nimmt die Denkschrift keinen Bezug auf den schon jetzt bestehenden Reichszuschuß von 50 Mark bis zum Einkommen von 3000 Mark, dessen Beibehaltung auch die Beiträge der einzelnen herabsetzen würde, und schließlich ist die Wahrscheinlichkeitsberechnung der Denkschrift auf den Erfahrungen aufgebaut, die in bezug auf Invalidität, Sterbefall, Witwen- und Waisenversorgung mit der Versicherung von Eisenbahnbeamten gemacht sind. Deren Verhältnisse dürften aber in dieser Hinsicht ungünstiger sein als die der überwiegenden Zahl der Privatbeamten. Auch die Verwaltungskosten sind — nach dem Invalidenversicherungsgesetz — mit 20 Prozent in Anschlag gebracht. Durch die viel höheren Summen, welche die Beiträge in der Privatbeamtenversicherung darstellen gegenüber der Invalidenversicherung, ohne dabei eine höhere Arbeitslast für die Verwaltung zu erfordern, als sie diese verlangt, würden sich die Kosten aber prozentual fraglos auch niedriger stellen.

Alle diese Faktoren lassen es bestimmt erwarten, daß bei einer Nachprüfung der Denkschrift resp. einer Neubearbeitung der ganzen Berechnung auf Grund der letzten Berufszählung, die genauere Angaben über den Privatbeamtenstand bieten wird, weit niedrigere Beiträge für die in der Denkschrift angegebenen Rentenbezüge verlangt zu werden brauchen, ohne die Leistungen der Kasse für die Zukunft zu gefährden.

So ist denn auch die Mißstimmung über die Denkschrift in Privatbeamtenkreisen schnell verflogen. Wenn man wirklich gehofft hatte, durch die hohen Beiträge

abzuschrecken, so war dies nicht erreicht. Überall im Deutschen Reich fanden Versammlungen statt, in denen man übereinstimmend sich bereit erklärte, die finanziellen Opfer, die solche Pensionsversicherung erforderte, zu bringen. Am 5. Mai trat in Berlin der Hauptausschuß zusammen, um über die weiteren Schritte zu beraten.

Anwesend waren sämtliche Ausschußmitglieder bezw. ihre Vertreter. Von den eingeladenen Reichstagsabgeordneten waren im Laufe der Sitzung erschienen die Herren Dr. Potthoff, Frhr. Heyl von Herrnsheim, Nacken und Dr. Stresemann. Vorsitzender des Hauptausschusses ist vom Orde-Bochum (Westfälischer Verband für staatliche Pensionsversicherung). Geschäftsführender Vorsitzender Wilhelm Schack-Hamburg.

Folgende Beschlüsse wurden gefaßt:

1. Vertretung im Hauptausschuß: Von heute (5. Mai 1907) ab, haben alle dem Hauptausschusse angeschlossenen Vereinigungen Sitz und Stimme im Hauptausschusse, soweit sie 10 000 Mitglieder und die Beiträge bezahlt haben.

2. Grundsätze für die Pensions- und Hinterbliebenenversicherung der Privatangestellten.

a) Der Hauptausschuß wünscht, daß durch Reichsgesetz eine besondere Versicherungsanstalt zur Pensions- und Hinterbliebenenversicherung der Privatangestellten geschaffen werden soll.

b) Der Hauptausschuß beschließt, daß für das neue Versicherungsgesetz in erster Linie die Berufsinvalidität als Grundlage gefordert wird.

c) Im übrigen beschließt der Hauptausschuß, die Prüfung der Denkschrift und der von ihm aufgestellten Leitsätze, ferner der dem Hauptausschuß eingereichten Leitsätze:

1. Des Deutschen Werkmeisterverbandes,
2. Des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes,
3. Des Deutschen Verbandes kaufmännischer Vereine,

sowie der zur heutigen Sitzung eingelaufenen Anträge einer aus 5 Mitgliedern bestehenden Kommission zu überweisen, welche einer für den 6. Oktober d. J. einzuberufenden Versammlung des Hauptausschusses entsprechende Vorschläge für seine endgültige Stellungnahme vorzulegen hat.

Weitere Anträge sind der Kommission bis zum 15. Juni einzureichen. Das Ergebnis ihrer Beratung hat die Kommission spätestens 4 Wochen vor Zusammentritt des Hauptausschusses den angeschlossenen Vereinen schriftlich zu unterbreiten.

In die Kommission sind gewählt worden je ein Vertreter des Deutschen Werkmeisterverbandes, des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes, des Verbandes Deutscher Handlungsgehilfen, des Westfälischen Pensionsverbandes, der Arbeitszentrale Hessen-Nassau. Mitteilungen für die Kommission sind bis zu dem angegebenen Tage an den Vorsitzenden, Herrn Th. vom Orde, Bochum, Klosterstr. 31, zu senden. (Der Termin ist inzwischen verlängert.)

3. An alle dem Hauptausschuß noch nicht angeschlossenen Vereine soll unter Mitteilung der gefaßten Beschlüsse ein gleichlautendes Schreiben mit Aufforderung zum Anschluß gesandt werden.

Wie aus dem Vorangehenden ersichtlich, hatten sich bis zu diesem Termin, abgesehen von einigen kaufmännischen Vereinen für weibliche Angestellte, die sich bereits an der Enquete lebhaft beteiligt haben und an die Arbeitszentralen angeschlossen sind, die Frauen sehr wenig mit der ganzen Frage befaßt, trotzdem zahlreiche Frauen, wenn das Gesetz zur Wahrheit wird, durch ihre Privatbeamtenstellung unter dasselbe fallen werden. Es sind dies die an Privatschulen angestellten Lehrerinnen, Musiklehrerinnen, Privatsekretärinnen, Vereinsbeamtinnen, alle im kaufmännischen Beruf tätigen Frauen, die Hausbeamtinnen, die Krankenpflegerinnen u. a. m. Für alle diese Frauen ist eine ausreichende Invaliden- und Altersrente eine sehr wichtige Frage. Sie haben ein doppeltes Interesse an der Pensionsversicherung; einmal, daß sie überhaupt verwirklicht wird, und dann, daß auch ihre Interessen innerhalb des Gesetzes genügend gewahrt werden.

Es ist das Verdienst der verbündeten kaufmännischen Vereine für weibliche Angestellte, in Frauenkreisen die Anregung gegeben zu haben, Stellung zur Frage der Pensionsversicherung zu nehmen. In ihrer Konferenz in Eisenach, die am 4. Mai, also am Tage vor der Sitzung des Hauptausschusses in Berlin stattfand, stellten die verbündeten kaufmännischen Vereine eine Reihe von Leitsätzen auf als Ergänzung derjenigen des Hauptausschusses, die zum Teil in Frageform gehalten sind, um durch eine Erörterung derselben in allen Frauenvereinen eine Klärung über verschiedene für die Frauen sehr wichtige Punkte herbeizuführen. —

Bei verschiedenen Frauentagungen, die im Lauf des Sommers stattfanden, wurden die Leitsätze von Frau Bröll, der Vorsitzenden der verbündeten kaufmännischen Vereine für weibliche Angestellte, kurz besprochen; so z. B. in Weimar bei der Generalversammlung des Vereins „Frauenbildung-Frauenstudium", bei der Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins in Mainz[1]), bei der Sitzung des Gesamtvorstandes des Bundes deutscher Frauenvereine in Jena, bei der Generalversammlung der Hausbeamtinnen in Cassel. Durch den Bund deutscher Frauenvereine wurden sämtliche angeschlossenen Vereine angeregt, sich auch mit der Frage zu beschäftigen und ihre endgültige Stellungnahme bis zum Herbst an den Bundesvorstand gelangen zu lassen. Die Leitsätze lauten:

1. Die vom Reichsamte des Innern bearbeitete Denkschrift über die wirtschaftliche Lage der Privatbeamten gibt auch eine Kostenberechnung über eine gesonderte Versicherung der Privatbeamten und gelangt dabei zu so hohen Versicherungsbeiträgen, daß die Erwägung angebracht ist:
   a) Sollen alle Privatbeamten, auch die ledigen, in ihren Beiträgen zur Hinterbliebenenversicherung beisteuern.
   b) Müßte man den Ledigbleibenden nicht ein Äquivalent für die Hinterbliebenenpension durch Gewährung einer früheren Altersrente (etwa beim vollendeten 55. Lebensjahre) bieten?
   c) Oder erscheint es richtiger, besondere Beiträge für die Witwen- und Waisenversicherung zu erheben?
2. Berufstätige Frauen, die sich verheiraten, erhalten ihre Beiträge nicht zurückgezahlt.
   Für sie ist die Weiterversicherung notwendig, da sie dadurch den Anspruch auf die Invalidenrente und das damit verbundene Heilverfahren behalten.
3. Der Begriff der Berufsinvalidität muß in die Versicherung aufgenommen werden.
4. Als Altersgrenze ist das 60. Lebensjahr festzusetzen.
5. Den Frauen ist die Beteiligung an allen Geschäften der Verwaltung zuzusichern.
6. Beim Inkrafttreten der Versicherung sind Übergangsbestimmungen zu schaffen, nach denen die bisher in der Reichs-Invalidenversicherung geleisteten Beiträge in vollem Umfange zur Anrechnung kommen.

Um einem Mißverständnis vorzubeugen, das wiederholt vorgekommen ist, sei erwähnt, daß die verbündeten kaufmännischen Vereine für weibliche Angestellte den Frauen in dem Gesetz keine Sonderstellung eingeräumt wissen wollen, und daß nur von ledigen Personen nicht von ledigen Frauen, wie es von seiten einzelner Männerverbände fälschlich angenommen und bekämpft wurde, unter 1a die Rede ist. Andererseits ist es nicht zu leugnen, daß es ein Unterschied ist, ob ledige Frauen die hohen Beiträge für die Hinterbliebenenversorgung mit entrichten oder ledige Männer. Die Aussicht, in Zukunft bei einer Verheiratung die eigene Familie sicher gestellt zu wissen, ist bei den Männern entschieden eine größere, als bei den Frauen. Für diese käme sie nur dann in Betracht, wenn sie Privatangestellte heiraten und so später in den Genuß der Witwenrente gelangten. Nach einer Berechnung von Frl. von Roy, welche diese in den Mitteilungen der verbündeten kaufmännischen Vereine macht, erfordert die Witwenversorgung einen Mehraufwand von 38 Prozent, die Waisenrente dagegen nur 4¼ Prozent. Es ist da sehr schwer, eine Lösung zu finden, die allen Teilen gerecht wird. Die beste würde wohl die sein, wenn statt einer Witwenversorgung durch das neue Gesetz eine Frauenversicherung obligatorisch gemacht würde, und nur die Waisenversorgung von allen gemeinsam getragen würde.

Es würde diese Frauenversicherung einmal unserem modernen Empfinden Rechnung tragen insofern, daß die Hausfrauen nicht mehr als „die Versorgten" angesehen würden. Sie ließe sich ohne viel Schwierigkeit einführen und würde gar keine viel höhere Belastung des Ehemannes zur Folge haben, da durch den Wegfall der Witwenrente die Beiträge für den einzelnen überhaupt niedriger würden. Außerdem würde die auf geleisteten Beiträgen beruhende Rente für die Frauen eine weit höhere sein können, als eine Witwenversorgung, die nicht auf besonderen Beiträgen beruht, je sein kann. Wenn wir das Wohl der Frauen in ihrer Gesamtheit im Auge behalten, so

[1]) Der Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein hatte die Frage, einem Antrage seines Zweigvereins, der Berliner Musikgruppe, entsprechend, schon auf die im April veröffentlichte Tagesordnung seiner Generalversammlung gesetzt. Die Red.

müssen wir auch für die Hausfrauen eintreten und sorgen, daß auch ihre wirtschaftliche Lage in den Wechselfällen des Lebens gesicherter wird, als sie es bisher war. Alle, die in den Frauen-Stellenvermittlungen arbeiten, kennen das Witwenelend Tausender von Frauen der gebildeten Stände, die durch ihre Hausfrauenpflichten oft Jahrzehnte ganz beansprucht waren und beim Tod ihres Mannes gänzlich unversorgt zurückblieben. Darum wäre es sehr nötig, daß in das Gesetz Bestimmungen aufgenommen würden, nach welchen:

1. der berufstätig gewesenen Frau, sofern sie in die Ehe tritt, je nach ihrer Wahl die Rechte aus ihrer Versicherung durch Weiterversicherung erhalten bleiben, oder dadurch, daß sie eine prämienfreie Anwartschaft auf eine Witwenrente erhält.

2. daß Frauen und Töchter, die im Geschäft des Mannes oder Vaters tätig sind oder dem Hauswesen vorstehen und in diesem arbeiten — was der anderen Berufsarbeit gleich zu stellen ist —, versicherungspflichtig sind.

Durch diese letzte Bestimmung, die gewiß auch in Frauenkreisen zunächst viel Widerspruch finden wird, davon bin ich überzeugt, würde die hauswirtschaftliche Tätigkeit gesetzlich die erste Wertung finden. Das wäre ein großer Fortschritt. Frauen, die in glücklichen Verhältnissen leben und durchaus keine Ahnung haben, (es gibt deren noch mehr wie man oft denkt) was alles minder vom Schicksal begünstigte Frauen durchmachen müssen, geht eine solche Bestimmung vielleicht gegen das Gefühl. Wer dagegen das traurige Schicksal so vieler Mitschwestern, Hausfrauen und Haustöchter kennt, der muß sich sagen, durch eine derartige Bestimmung würde unendlicher Not vorgebeugt. Es wäre sehr gut, wenn der heilsame Zwang eine regelmäßige geringe Zahlung vom Mann verlangte zur Sicherstellung der Zukunft seiner Frau, die ihre ganze Arbeitskraft in den Dienst der Familie stellt, die sein häusliches Behagen schafft, die Kinder erzieht und dadurch außerstande ist, selbst für ihre Zukunft zu sorgen, ebenso wenig wie es ihr möglich sein wird, nachdem sie Jahrzehnte nur ihren häuslichen Pflichten gelebt hat, mit Erfolg wieder erwerbstätig zu werden. Was heute zahlreiche Männer oft unter großen Opfern freiwillig tun dadurch, daß sie sich in eine Lebensversicherung einkaufen, dazu müssen eben die, welche weniger Verantwortlichkeitsgefühl für die Zukunft ihrer Frau haben, gezwungen werden. Alle diese verschiedenen Gesichtspunkte sind zu prüfen und auf ihre Durchführbarkeit zu untersuchen.

Die Vorschläge, den Ledigbleibenden ein Aquivalent für die Hinterbliebenenpension durch Gewährung einer früheren Altersrente etwa beim 55. Lebensjahr zu bieten, erscheint mir heute ziemlich wertlos bei einer Versicherung, die Berufsinvalidität gelten läßt.

Einen andern Ausgleich herbeizuführen, wie er von verschiedenen Seiten vorgeschlagen wird, daß nahe Angehörige der Ledigen (Eltern, Geschwister, Adoptiv- und Pflegekinder unter 18 Jahren), falls sie durch den Tod einer versicherten Person ihren Ernährer verlieren, den Witwen und Waisen verheirateter Angestellten gleich zu achten und in den Besitz einer Hinterbliebenenrente zu setzen sind, erscheint mir viel zu weitgehend und versicherungstechnisch ganz undurchführbar. Welche ungeheuern Lasten würden dadurch der Versicherung entstehen, ganz abgesehen von den Schwierigkeiten und Streitigkeiten, die die Feststellung der Berechtigung auf diese Hinterbliebenenrente im Gefolge hätten.

Die Leitsätze 3, 4, 5 und 6 werden keinerlei Meinungsverschiedenheit bei den Frauen hervorrufen; sie werden vielleicht mit Ausnahme von § 5, der den Frauen die Beteiligung an allen Geschäften der Verwaltung zusichern will, wohl auch von den Männern keinen Widerspruch erfahren. Auch diesem Paragraphen werden die Männer kaum die *Berechtigung* absprechen können; es gilt, an dieser Forderung *einmütig* festzuhalten.

Alles dieses sind nun zunächst, so wichtig sie auch sind, Fragen, die noch zurücktreten vor der einen großen, schwerwiegenden Entscheidungsfrage: Sollen die Privatbeamten einmütig eine *Sonderversicherung* für ihren Stand fordern oder sollen sie sich mit dem *Ausbau der Invalidenversicherung* zufrieden geben, wenn innerhalb dieser einem großen Teil ihrer Wünsche Rechnung getragen wird?

Der Hauptausschuß hatte diese Frage bereits durch die Beschlüsse vom 5. Mai erledigt und sich in überwiegender Mehrheit ganz bestimmt für eine Sonderkasseneinrichtung ausgesprochen, gegen die eine Stimme des Herrn Dr. Potthoff, des Vorsitzenden des Werkmeister-Verbandes. Nur auf dem Boden eines besonderen Versicherungsgesetzes für die Privatbeamten sahen die Vertreter im Hauptausschuß die Möglichkeit, eine ausreichende, der sozialen und wirtschaftlichen Stellung des Standes entsprechende Pensionsversicherung zu erreichen. Trotz dieses Beschlusses des Hauptausschusses hat Herr Dr. Potthoff später seine Ansicht durch eine Reihe von Zeitungsartikeln und die Herausgabe einer Broschüre „Vor der Entscheidung" in der Öffentlichkeit weiter vertreten, um Stimmung dafür zu machen. Dies Vorgehen gab Veranlassung, daß der Hauptausschuß am 14. Juli in Berlin aufs neue zusammentrat, da nur von einem entschiedenen einheitlichen Vorgehen des gesamten Privatbeamtenstandes eine baldige glückliche Lösung der Pensionsfrage zu erhoffen ist. Neben den beiden Möglichkeiten — Sonderkasse — Ausbau der Reichsinvalidenversicherung — kam durch den Handlungsgehilfentag noch ein dritter Vorschlag, dahingehend, daß das Verhältnis der Privatangestellten zur Reichsinvalidenversicherung ruhig in gewohnter Weise weiter bestehen bleiben solle und daneben durch die Schaffung einer Sonderkasse mit Versicherungszwang für alle Privatangestellte eine den Wünschen des Standes entsprechende höhere Alters- und Invalidenrente, sowie Witwen- und Waisenversorgung zu erreichen sei. In diese Sonderkasse sollen 10 Prozent vom Einkommen entrichtet werden, von denen die Hälfte auf die Arbeitgeber entfallen soll. Durch Selbstverwaltung, gute Kapitalanlage u. a. m. hofft man die Rentenbezüge in der Höhe, wie sie die Denkschrift angibt, zuzüglich der Bezüge aus der Invalidenversicherung zu erreichen.

In der Sitzung des Hauptausschusses am 14. Juli wurde infolgedessen, auf Antrag des Fabrikdirektors Groeningen, um die Einheitlichkeit der Bewegung nicht zu gefährden, folgender Ausgleichsantrag angenommen: Der Hauptausschuß hält an seinen am 5. Mai gefaßten Beschlüssen fest, ersucht jedoch die eingesetzte Kommission, ihre Prüfung dahin auszudehnen, daß die drei Möglichkeiten: 1. die Einrichtung einer besonderen Kasseneinrichtung, 2. die Einrichtung der besonderen Kasseneinrichtung und Angliederung der Verwaltung an die Alters- und Invalidenversicherung und 3. die Erweiterung des Alters- und Invalidengesetzes genau zu prüfen und der Hauptausschußsitzung am 6. Oktober zur Entscheidung zu unterbreiten sind, nebst einem Majoritäts- und Minoritätsbericht.

Weitere Beschlüsse dieser Sitzung waren die, daß kleinere Berufsverbände sich vereinigen dürfen, um einen Vertreter in den Hauptausschuß zu entsenden und ferner, daß die fünfgliedrige Kommission, welcher die Prüfung obiger Frage und aller eingehenden Anträge obliegt, durch Zuwahl je eines Vertreters des deutschen Technikerverbandes und des 58er Verbandes zu einer siebengliedrigen Kommission erweitert ist.

Nun möchte ich noch kurz einige Fragen zu beantworten versuchen, die sicher gestellt werden. Zunächst die, werden die Frauen durch die Beiträge in diese Pensionsversicherung nicht zu hoch belastet? Ich möchte dies entschieden verneinen. Es wird der Zwang, 5 Prozent von dem Einkommen für die Sicherung der Zukunft abgeben zu müssen — wie viele tun dies heute freiwillig — jedenfalls sehr heilsam sein. Manche unnötige Ausgabe muß dann vielleicht zugunsten der Versicherung unterbleiben, aber das schadet durchaus nichts. Man darf eben nicht vergessen, daß der Arbeitgeber durch das Pensionsversicherungsgesetz auch zu größeren Leistungen mit herangezogen wird, die der Privatbeamtin in Zukunft zugute kommen und die doch ganz in Wegfall kommen, wenn das Gesetz nicht zustande kommt. Ferner spornt wohl auch die Notwendigkeit dieser höheren Abgaben im Verhältnis zu den gewohnten geringen Beiträgen für die Invalidenversicherung an, durch erhöhtes Streben besser besoldete Stellungen zu erringen. Vor allen Dingen werden die Frauen dann nicht länger, wie es leider heute noch so viel vorkommt, mit jedem Gehalt, das geboten wird, zufrieden sein, wenn es eben notdürftig zum Lebensunterhalt langt, weil man seitens der weiblichen Jugend noch viel zu wenig die Zukunft in Betracht zieht, für die man doch beginnen muß schon in den Tagen der Kraft und besten Leistungsfähigkeit zu sorgen, damit man

bei eintretender Erwerbsunfähigkeit vor Not geschützt wird. Dadurch aber wäre sehr viel genützt.

Eine weitere sehr wichtige Frage ist die, wie stellen sich die Arbeitgeber zu der Pensionsversicherung, die ihnen doch neue Lasten auferlegt?

Gewiß werden manche nicht gerade erbaut davon sein, andererseits ist aber mit Freuden zu konstatieren, daß die Zahl derer schon heute sehr groß ist, die es begrüßen, wenn sie durch ein verhältnismäßig kleines Opfer die Zukunft ihrer Angestellten gesichert wissen.

Daß diese Sorge viele Arbeitgeber ernstlich gedrückt hat, beweisen die vielen Altersversicherungskassen, die von einzelnen Firmen selbst unter weit größeren Opfern ins Leben gerufen sind. Ein großer Vorteil wird außerdem für die Arbeitgeber der sein, daß sie ferner der moralischen Verpflichtung enthoben sein werden, einen in ihrem Haus alt gewordenen Angestellten nur deshalb weiter zu beschäftigen, weil eine Entlassung gleichbedeutend damit ist, ihn ins Elend zu stürzen. Hat der Betreffende aber ausreichende Pension, dann ist es nur von Vorteil für beide Teile, wenn eine leistungsfähigere Kraft an seine Stelle tritt.

Die Hauptsache aber ist, daß eine gesicherte Zukunft die Arbeits- und Berufsfreude der Privatbeamten erhöht und leistungsfähigere Menschen schafft. Die Aussicht darauf wird auch wieder viele bessere Kräfte dem Privatbeamtenstand zuführen, die ihm heut fern bleiben, deren Mitarbeit aber für viele Privatunternehmen geradezu Existenzbedingung ist.

Der Deutsche Verband kaufmännischer Vereine, in dem Prinzipale und Angestellte vereinigt sind, ist darum auch in Vertretung der gemeinsamen Interessen stets in voller Einstimmigkeit für die Pensionsversicherung der Privatangestellten eingetreten. Auch der Bund sächsischer Industriellen hat sich dafür ausgesprochen und den Plan einer eigenen Versicherungskasse für alle Angestellten der sächsischen Industrie und des Handels zu errichten aufgegeben, da er sich gesagt hat, daß eine vom Staat eingeführte Pensionsversicherung, die alle Privatbeamten umfaßt, ein ganz anderes Fundament erhält, als es bei einer privaten Kasse möglich wäre und auch andere Leistungen zu bieten imstande ist.

Nun noch die letzte Frage: was sollen die Frauen jetzt tun, worin kann ihre Mitarbeit bestehen? Sie muß zunächst darin bestehen, daß seitens der Frauenvereine alle die Personengruppen, welche in Frage kommen, angeregt werden, ihr Interesse der Frage zuzuwenden. Alle Gleichgültigen müssen aufgerüttelt werden und zum Anschluß an die verschiedenen Berufsvereine aufgefordert werden, damit diese so erstarken, daß sie Sitz und Stimme im Hauptausschuß erlangen können. Der Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein und der kaufmännische Verband für weibliche Angestellte, Berlin, sind bereits darin vertreten; das genügt aber nicht. Die Frauen müssen mehr Stimmen erwerben, wo es gilt, ein so wichtiges Gesetz zu beraten, das auch für sie das größte Interesse hat, das ohne ihre Mitarbeit nicht zustande kommen darf. Es wäre vielleicht auch ratsam, die Frauen der Privatbeamten ebenfalls zur Mitarbeit aufzufordern bezüglich der Witwenversorgung oder Frauenversicherung, auch ihre Stimme zu hören und durch sie vielleicht ihre Männer anzuregen, an der Bewegung teilzunehmen. Jede Organisation, die 10000 Mitglieder hat, kann eine Vertreterin in den Hauptausschuß senden, nach dem letzten Beschluß (s. o.) ist auch eine Vereinigung mehrerer kleiner Verbände möglich, um Sitz und Stimme zu erhalten. Der Verband der Krankenpflegerinnen, der Hausbeamtinnenverein, die verbündeten Vereine für kaufmännische Angestellte, müssen zusammen oder allein sich dem Hauptausschuß anschließen, um hier an der berufenen Stelle die Beschlüsse der Frauen zu vertreten. Außerdem müssen die Privatbeamtinnen so viel wie möglich an den vorbereitenden Sitzungen in den Arbeitszentralen der verschiedenen Provinzen teilnehmen und hier ihren Einfluß nach Möglichkeit zur Geltung bringen. Hier ist Gelegenheit geboten zu zeigen, daß wir Frauen willig und fähig sind, in eigener Sache selbständig mit zu raten und zu handeln.

Walter Calé.

Von

Hermann Friedemann.

Nachdruck verboten.

„Stefan George hat ein Erlebnis: Das Nicht-erleben-können. Dies dichtet er."
Walter Calé in seinem Tagebuch.

Was diese Worte andeuten, ist Calés eigne Tragödie. Es ist zugleich die Tragödie des romantischen Intellektualismus. Walter Calé ist ein Opfer der Romantik. [1])

„Die Endgültigkeit unseres Lebens", sagt dasselbe Tagebuch, „wird eine Kühle und Klarheit, oder eine Wärme und Dunkelheit werden." Seltsam und schmerzlich ist das Ringen romantischer Dichter nach dieser Wärme und Dunkelheit; denn den meisten hat es Mißerfolg und Untergang gebracht. Die Romantiker scheitern an einem tragischen Widerspruch. Sie kämpfen gegen den Intellekt und überhitzen ihn zu lebensverdorrender Glut. Sie wähnen in die tiefen Brunnen des Unbewußten zu tauchen und werden vom schlaflosen Dämon der Bewußtheit gehetzt. Sie flüchten zu den Instinkten und korrumpieren sie durch Analyse. Sie denken die Seele zu entschleiern und töten sie. Das Unaussprechbare wollen sie zum Tönen bringen und finden kein lebenswarmes Wort. Neben ihren psychologischen Raffinements erscheint der Verstandeskult naiv, der Naturalismus triebhaft. Warum erschreckt gerade so manches romantische Werk durch seine Nüchternheit? Warum ist in einem Buch wie etwa der Marionettentrilogie Schnitzlers, des dramatischen Conferenciers der Wiener Neuromantik, die Verdeutlichung so grell?

Walter Calé ist einer von denen, die zu ihrer Qual das romantische Mißverständnis erkannt haben.

Nicht der Sieg des Gefühlslebens, an den man geglaubt, noch das Geheimnis, auf das man gehofft hat, ist das Grundgesetz der Romantik; sondern der alles beherrschende Intellekt. Romantisch sein heißt: bewußt sein bis zur Selbstzerstörung; romantisch sein heißt: den Willen haben zum Unintellektuellen mit den Mitteln der äußersten Intellektualität. Der psychologische Spürsinn der Romantiker weiß wohl das Ahnungsvolle zu finden; aber gefunden, hört es auf zu sein; er legt die heimlich-triebhaften Kräfte frei, doch nur, um sie auszudörren. Er zerspaltet die Wirklichkeiten zu einsamen Atomen. Wie Machs Philosophie den Ich-Begriff zersetzt, so zerstört die Neuromantik das Wirklichkeitsgefühl. So in Wassermanns Romanen, wenn das jähe Gefühl sinn- und zusammenhangloser Impressionen den Boden unter dem Schreitenden schwanken macht; in Hoffmannsthals Gedichten, die vor der Seltsamkeit alles Geschehenden erschauern; in den Versen des zerrütteten Lyrikers Mombert. Auch Calé

[1]) Walter Calé. Nachgelassene Schriften. S. Fischer Verlag, Berlin.

kennt dies gespenstische Verrauchen der Realität. Auch ihn ängstet die Unwirklichkeit des Gewesenen und der Mord analysierter Empfindungen. Auch ihn trennt vom Erleben die gläserne Mauer der Reflexion.

In diesen Eigenschaften des romantischen Intellektualismus, der Träumerei und Geistesschärfe, der Sehnsucht nach der mütterlichen, gebärenden „Nacht" hat Calé einen Vorgänger: Novalis. Wie eine Novalis-Ausgabe mutet schon äußerlich der Band nachgelassener Calé'scher Schriften an. Einige schöne, manchmal schlichte Gesänge, halb märchenhafte Novellen, ein dramatischer Versuch, philosophische Tagebuchblätter — und Fragmente und wieder Fragmente. Novalis vielumspannender Geist ersteht wieder, seine in „Dunkelheit und Wärme" flüchtende Bewußtseinsklarheit, seine Ästhetik, die den Dichter warnt, sein eigner Leser zu werden, seine visionäre Erotik, seine Vertrautheit mit dem Tode; die Mischung von Lebensheitrem und Erdentrücktem in ihm. —

Romantiker. Sie sind die Unnaiven mit dem Sehnen nach Ursprünglichkeit, denen die ewige Lampe des Intellekts den Lebensstoff verzehrt; Mystiker, die die Dornenkrone der Wissenden tragen. Nur in Eines Bezirk ist tröstendes Dunkel, in das die immerwache Bewußtheit nicht folgt: das ist der Reigenführer der Romantik, der Tod. Mehr als andere zieht es ihre Jünger aus dem Sonnenbrande des Intellekts in seinen Schatten. Das ist die innere Geschichte der Romantiker. Die äußere ist diese: Caroline von Günderode: untergegangen 1806. Heinrich von Kleist: untergegangen 1811. Friedrich Nietzsche: untergegangen 1889. Oskar Wilde: untergegangen 1897. Walter Calé: untergegangen 1904.

Tödliches steigt aus den Träumen der Romantiker auf; Tödlicheres aus ihrem Wachen. Ihre unglückliche Zusammensetzung aus brennendem Intellektualismus und schattender Gefühlsweichheit löst ihnen alle Wirklichkeiten und läßt sie das eigne Leben scheinhaft und berechtigungslos empfinden wie Goethes Helenagespenst es fühlt: „Ich schwinde hin und werde selbst mir ein Idol."

Von Frauen und über Frauen.

„Männer sind ihrer Natur nach kampfeslustig. Sie sind bereit, sich für jede Sache zu schlagen, und oft auch ohne Ursache. Aufgabe der Frau ist, sie davon zurückzuhalten, wenn kein gerechter Grund vorliegt. Sie müssen dem Instinkt ihres Herzens vertrauen und nicht scheu vor der Klugheit und Überlegenheit des Mannes zurückweichen, wo es sich um die höchsten Güter der Menschheit handelt — um Liebe und Frieden und um Gerechtigkeit —, denn die Erziehung des Menschengeschlechts kann nicht vollendet werden, wofern nicht die weiblichen Seiten zu voller Entfaltung und damit zur Macht gelangen. Das Ewigweibliche zieht uns hinan. Es gibt kein Leiden, kein Elend auf Erden, woran die Frau nicht die Schuld trifft. Die Männer können solchen Anblick ertragen. Ihr aber solltet es nicht können. Männer treten Eindrücke von Jammer und Not unter die Füße, denn ihr Mitgefühl und ihre Hoffnung sind beschränkt. Ihr aber könnt die Tiefen des Schmerzes nachfühlen und den Weg zu ihrer Linderung ausfindig machen."

John Ruskin, Sesam und Lilien.

Kuba und Bawschon.

Von

Elisabeth Siewert.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 680.)

Noch vor Sonnenaufgang im ersten Morgengrauen gingen zwei Personen einen breiten, grünen Grabenrand entlang durch die Felder. Voran der kleine, spitznäsige Witmann, hinterher die hochgewachsene, üppige Nonika. Durch die Vermittlung der kinderlosen Instfrau hatte ihr Meloch seine Meinung kundgetan, daß er sie zur Frau wünsche, und sie hatte beschlossen, die Gelegenheit beim Schopf zu fassen und sich vorerst den Hausstand des Parzellanten zu besehen, ehe sie sich auf irgend etwas weiteres einließ. Meloch zeigte sich hocherfreut über den Entschluß der Schönen, und nun gingen sie durch das reich betaute, harte, herbstliche Gras über die weiten Felder den nächsten Weg, der zu dem Besitztum führte. Nonika hatte ihren Oberrock in die Höhe gehoben, so daß er ihr wie eine Wulst um die Hüften lag. Wegen ihrer wundgetanzten Füße ging sie barfuß; der Weg war feucht und uneben. Er hatte Stiefel an, manchmal sah er sich nach dem Mädchen um, aber in ihr Gesicht sah er nicht, sondern immer nur auf ihre nackten Füße. „Die Wies' unten ist noch nasser," bemerkte er grinsend. Darauf erwiderte Nonika nichts, sie sah gelassen geradeaus nach Osten, wohin sie gingen.

Über den braunen, kahlen und völlig einsamen Äckern und dem schwarzen Rand am Horizont, den einige hinter einander liegende Wälderstreifen bildeten, erschien eine trübe, zögernde Röte. Dort vor der dichten Kiefernschonung mußte das Gehöft des Witmanns liegen, aber noch war nichts davon zu sehen, noch zeigte die Landschaft nur wenig Formen und nur zwei Farben in grenzenloser herbstlicher Melancholie.

„Laß uns erst über die Wies' unten sein und den Sandberg rauf, dann siehst du den See und gerad' dahinter meine Parzell', gerad' dahinter." Meloch lachte kichernd in sich hinein und zwinkerte mit den kleinen, blanken Augen.

Endlich erreichte das Paar den Sandberg, da lag, wie Meloch gesagt hatte, der See vor ihnen, eine graue, stille Fläche von länglicher, unsicherer Form; Nebel umlagerten ihn. Die zunehmende Helligkeit war dabei, den Dunst zu zerteilen; der eine Zipfel der Seefläche fing an, in einem schwachen Metallschimmer zu glänzen. Jenseits auf einer hellen, ziemlich steilen Anhöhe stand ein Häuschen mit einem Pappdach, dessen zwei quadratische kleine Fenster ganz dunkel und verschlafen aussahen. Ringsherum war keine andere menschliche Niederlassung zu sehen; also mußte das Haus wohl Meloch gehören. Ein Zaun von jungen Kiefern, denen die spärlichen Kronen nicht genommen waren, lief den Abhang hinab, darin sah man ein Stück Land, auf dem aber nichts wuchs. Dem Häuschen gegenüber stand eine neue Scheune aus Holz und seitwärts ein gebrechlich aussehendes Ställchen, aus allerhand Brettchen und Bohlen zusammengeflickt. Auf dem Raum zwischen den Gebäuden lag verschiedenes Gerät, ein Wagen, dem das Vorderteil fehlte, ein Pflug, Brennholz, ein ausgespanntes Fischnetz neben dem Düngerhaufen. Die Sonne, die jetzt wirklich aufging, schuf im Nu all' die Einzelheiten aus dem Dämmer heraus.

Meloch sah Nonika forschend an, um zu erfahren, wie ihr wohl das Besitztum gefallen möchte. Er schnüffelte eben und wollte etwas

ſagen, als ein Hahn drüben laut und klar zu krähen begann.

Nonika öffnete die Lippen, der verſchlafene, beinahe ſtumpfe Ausdruck ihres Geſichts verſchwand. „Hühner haſt' auch?“ fragte ſie, ihre gleichmäßigen weißen Zähne zeigend.

„Ja, ja, auch ein paar Enten, aber der Fuchs hat mir vor'chte Nacht drei Junge geholt.“

Sie gingen weiter, den ſchmalen Fußpfad in dem loſen Sande verfolgend, der den Hügel hinabführte und dann rechts um den See herumlief. Sie umgingen die Bucht und kamen auf Melochs Beſitztum an, von Hühnergegacker und Entengeſchnatter begrüßt, das verborgen und dumpf aus einem Verſchlage neben dem Ställchen kam. Nur der Hahn ſtand draußen auf dem Hof, ein kleiner, aber prächtig roter und keck ausſehender Hahn. Auf irgend eine Art war er entſchlüpft. Er hob die Flügel, machte den Hals krumm und krähte ſchmetternd mit weiß überzogenen Augen. Nonika lachte vor Vergnügen, wobei ſich ihre Wangen mit hellem Rot bedeckten. Sie war nun einmal ſo ſehr für alles Bunte eingenommen, da mußten dieſe roten Flügel, der goldige Hals und die gebogenen grünſchwarzen Schwanzfedern einen großen Eindruck auf ſie machen.

Meloch holte den Haustürſchlüſſel umſtändlich aus ſeiner Hoſentaſche, wobei er krummbeinig ſtand und ein Geſicht ſchnitt.

„'ne Kuh haſt' auch?“ erkundigte ſich Nonika heiter.

„Ja, ja, gewiß doch.“

„Auch 'n Pferd? 'n alten Schinder?“

„Nee — gerad nich ſo eins wie die herrſchaftlichen Pferd'“ — er ſtockte — „ich gab zwanzig Dahler.“

Sie traten in die Stube ein, einen geweißten Raum mit niedrigen Balken. Zwei Fenſter ſahen auf den See, der jetzt in ſanftem Rot erſtrahlte, durch welches ſchwarze ſpiegelnde Streifen floſſen, das dritte führte auf den unordentlichen kleinen Hof mit dem ſchönen Hahn als Glanzpunkt darauf. Ein fichtenes, hochaufgetürmtes Bett ſtand an der Hauptwand. Die weiße Waffeldecke war wie mit der Elle abgemeſſen darüber gebreitet, feſt und glatt wie ein Stein. Einige Marienbilder und ein Kruzifix hingen an der Wand. Nonika muſterte alles ſcharf. Mit einem Blick hatte ſie überſehen, daß fünf Stühle da waren, vier ſo gut wie neu mit Rohrgeflecht, der eine ein alter ſchmutziger Holzſchemel. Sie ſetzte ſich zur Probe auf den Stuhl, der am Bett ſtand, legte die Hände auf die Kniee und ſeufzte leicht auf. Es ſaß ſich ſehr bequem auf dem Rohrſtuhl. Sie dachte an die Jaſchinskis . . . Darauf nahm ſie die Betrachtung der Einrichtung wieder auf. Da war ein netter, breiter Kleiderſchrank, eine rote Kommode, mit einer gehäkelten Decke bedeckt und einigen Nippes darauf, als Prachtſtücke ein Glas mit in Spiritus eingelegten jungen Schlangen und eine bunte Hochzeitskarte mit Kuliſſen von roter Gelatine. Der Spiegel über der Kommode ſah aus wie eine von mäßigem Wind bewegte Waſſerfläche; aber den Mangel, daß man darin nichts ſehen konnte, erſetzte in Nonikas Augen der Umſtand, daß er groß war und einen angenehm blanken Rahmen aufwies. Der Tiſch am Fenſter hätte größer ſein können, aber alles in allem war ſie befriedigt. Der kleine eiſerne Herd ſah ja ſoweit auch ganz gut aus. „Hat er Zug?“ fragte ſie.

„Serr gut“, beeilte ſich Meloch zu verſichern, „nur bei Nordwind iſt die Stub' voll Rauch.“

„Haſt 'ne Kammer? Ich mein', wo man was aus der Hand ſetzen kann?“

Der Witmann jagte aus der Stube und öffnete in dem winzigen Hausflur eine Bretterture. Der Hausflur war ſo eng, daß die beiden Menſchen darin dicht aufeinander gepreßt wurden. Nonika ſah, ruhig und bequem auf ihres Zukünftigen Schulter gelehnt, in den ſchmalen Raum, der nur von einer Scheibe in der Größe eines Briefbogens erhellt wurde. Die frühe Sonne warf Glut und Licht genug hinein, um alle Gegenſtände in der Kammer zu vergolden. Ein ſauberes hübſches Butterfaß ſtand da, eine Buttermulle, daneben ein ſchwerer Sack Mehl, an der Decke hing eine Speckſeite; dann war da noch ein Kaſten zu ſehen, und an einem Nagel hingen Kleider.

„Haſt viele Mäuſ' hier? Auch Ratzen?“

„Nee, nee, gar keine. Ich hab' 'ne gute Katz'. Pui, pui!“

Eilfertig bückte ſich Meloch, die Katze lockend, die auch wirklich von einem warmen Plätzchen

im Hausflur herabgehopſt kam. Sie erſchien blinzelnd, ein Tier mit dickem geringelten Fell und ſtarkem Kopf, eine angenehme Katze. Ronika ſtreichelte ſie und nahm ſie unter den Arm. „So, nu' mal in den Stall!"

Meloch ſchnaubte ſich heftig die Naſe und ſprang dann an Ronika vorbei nach der Haustür.

Sie ſchauten in den gebrechlichen kleinen Stall, der in zwei Abteilungen Melochs Viehſtand beherbergte. Rechts ſtand das Pferd, ein krummer Fuchs, der mit hängendem Kopf und hängender Hüfte noch zu ſchlafen ſchien. Links die Kuh, ein junges ſchwarzweißes Tier mit ſchönen Augen. „Hat ſie gekalbt?" fragte Ronika. „Ja ſie iſt friſchmilchend". Meloch lachte verſtohlen in ſeine hohle Hand. „Da ſteht das Kalb."

Ein kleiner Abſchlag war für das Tierchen in einer Ecke angebracht. Das Mädchen beugte ſich darüber und ſuchte mit ihrer Hand nach dem Körper des Kalbes. Der Kater benutzte dieſe Gelegenheit um ſich aus ſeiner gezwungenen Lage zu befreien, mit einem Sprung erreichte er den Hof, wo er ſich auf eine trockene, mit Stroh bedeckte Stelle ſetzte und umſtändlich Toilette zu machen begann.

„Wann wollen wir Hochzeit machen," erkundigte ſich Meloch, Ronika mit den Knöcheln ſeiner Hand anſtoßend. Sie antwortete erſt als ſie des Kälbchens krauſen Kopf gefühlt hatte, da richtete ſie ſich auf. „Zu Aller Heiligen, was meinſt?" „In vier Wochen. Ich brauch auch zu nötig die Frau." Meloch faßte ſich in das magere Genick. „Was fängt ſo'n Einzelter an mit all der Arbeit! Die Zinſen müſſen auch beſchafft ſein." Er warf einen lauernden Blick in des Mädchens glattes, blühendes Geſicht. Dieſe ſah ruhig nach der Kuh herüber und dann durch die ſchmale Türe auf den ſonnbeglänzten Hof. Meloch ſchnalzte mit der Zunge. „Hab' Schulden. Viel Schulden! Zweihundert Dahler Schulden, vom Schwager hundertzwanzig Dahler und vom Krugwirt achzig Dahler." Er trat von einem Fuß auf den andern.

„Beſorg man die Papiere." Damit ging Ronika an ihm vorbei aus dem Ställchen heraus. Der Hahn ſtand zwei Schritte entfernt und ſchlug mit den Flügeln, ſich zum Krähen anſchickend. Da rief ſie über die Schulter zugleich mit dem ſchmetternden Ton: „Nu laß auch die Hühner raus!"

Sie kamen herausgehüpft, braune, gelbe und weiße Hennen, und einige ſchmutzige kleine Enten watſchelten dazwiſchen. Ronika ſtreckte den Finger aus und zählte: zehn Hennen, fünf Enten. Ja, ſie war zufrieden und völlig entſchloſſen. Auch der See gefiel ihr ſo gut; ſie aß gern Fiſche.

— — — — — — — — — — — —

Um die Kaffeezeit verbreitete ſich plötzlich das Gerücht in den Dorfkathen, Kuba und Batwſchon ſchlügen ſich auf dem Hofe. Aus dem glänzenden Morgen war ein trüber Tag geworden mit niedrigem Himmel, da dicke Wolkenwülſte das Blau gänzlich bedeckten. Der Rauch ſchlug aus den Schornſteinen, grau und atemverſetzend umlagerte er die Inſthäuſer und drang durch die offenen Türen in die engen Stuben ein. Aus dieſem Qualm tauchten hier und da die Geſtalten der Arbeiter und ihrer Frauen auf; es waren nur wenige, die da müde herumſchlichen, die meiſten benutzten den Sonntag, um ſich von den Anſtrengungen der Tanznacht irgendwo verkrochen auszuſchlafen. Die alte Jaſchinska ſaß huſtend auf ihrer Schwelle, wie immer mit einem Kopftuch um die Ohren. Da ſie von dem ganzen Ernteſeſt nichts geſehen und nur von weitem die Muſik gehört hatte, war ſie nicht beſonders müde. Wie immer ſaß ſie träge beobachtend und nachdenklich auf ihrer Schwelle. „Weißt du ſchon, die Leut' ſagen, deine Söhne prügeln ſich auf dem Hof," ſagte die junge Kutſcherfrau mit ihrer rauhen, häßlichen Stimme, und ihr bleiches, übernächtiges Geſicht verzog ſich zu einem Lachen. Die alte Jaſchinska bewegte die Hand. „Das wird wohl nicht an dem ſein," ſagte ſie abweiſend.

Auf der Steinſchwelle der Nebenwohnung berichtete ein kleiner Hirtenjunge, der ſoeben vom Hofe kam, mit lebhaften Geſten, was dort paſſierte. Von Zeit zu Zeit blickte er ſeitwärts auf die alte Schweinehirtenfrau.

„Da hör mal!" forderte die Kutſcherfrau auf.

„Wird ſo ſchlimm nicht ſein, vertragen ſich doch ſonſt," murmelte die alte Frau, während ſie einen Flicken auf ihrer Schürze betrachtete.

„Im Stall fing's an, da ſchimpften ſie ſich." Der Hirtenjunge reckte den Hals, und

ſein Geſicht übergoß Röte. „Da ſchimpften ſie ſich, dann kamen ſie raus vor die Türe. Da faßt der Kuba den Bawſchon und da der Bawſchon dem Kuba an die Gurgel. Aber flink ſchmeißt ihn der Kuba gegen die Wand. Da wird der Bawſchon falſch und will's Meſſer aus der Taſch' kriegen, aber der Kuba —" der Junge iſt atemlos vor Eifer; ſeine Stimme kräht und ſchlägt über.

„Das lügſt du!" fährt ihn die Alte an. Sie will aufſtehen, aber ihre Beine ſind ſchwach und zittern. Sie kommt nicht in die Höhe; ihr Herz packt eine ſchmerzhafte Erregung. Moi boçza! Ihre Hände falten ſich, und ihr graues, dickes Geſicht bedeckt ſich mit Schweißperlen. „Werden aufhören, vertragen ſich doch ſonſt," bringt ſie mühſam über die Lippen.

Den Weg vom Gutshof herab kommt ein rothaariger, junger Schäferknecht in beſchleunigter Gangart. Schon von weitem ruft er: „Kuba und Bawſchon haben ſich beim Kragen, ſie prügeln ſich. Kommt!" Er bleibt in einiger Entfernung von den Kathen ſtehn und winkt mit der Hand. Als einige zugleich fragen und ſchreien, dreht er um und fängt an, den Weg zurückzulaufen, den er gekommen.

Nach einigem Hin- und Herhaſten machen ſich alle auf und gehen und laufen den Weg nach dem Hofe herunter. Manche nehmen das ganze für einen Scherz und lachen darüber im voraus, andere ſchaudern und erwarten ein aufregendes Schauſpiel. Der Stellmacher und der erſte verheiratete Knecht ſprechen, als ſie zuſammen abgehen, darüber, daß ſie die Brüder auseinander bringen müßten.

Im Umſehen ſind die Kathen wie leergefegt von Menſchen. Die alte Hirtenfrau bleibt allein auf der Schwelle ſitzen. Sie reißt das Kopftuch von ihren Ohren und lauſcht, während ihre Bruſt keucht. Sie wendet das linke Ohr nach der Richtung des Hofs, dann das rechte. Schritte und ſchwächer werdendes Reden der Leute auf der Landſtraße ſind zu hören, eine laute, ſchreiende Stimme vom Hof und dann ein Ton, als ob ein wütender Stier den Kopf hebt und brüllt. Die alte Frau erſchrickt furchtbar, es geht ihr kalt über den Rücken. Was ſoll ſie denken? Wieder macht ſie eine Anſtrengung aufzuſtehen. Die Hände auf die Knie geſtützt, verſucht ſie, ſich zu erheben, aber es will nicht gehen, die Beine ſcheinen ihr gar nicht zu gehören: es iſt ihr unmöglich, aufzukommen. „Ich wollt' ſie ſchon, ich wollt' ſie ſchon kriegen, die Jungen," ächzt ſie, ihre kleinen, fetten Hände ballend. Die Fäuſte vor ſich haltend, ſchickt ſie die Augen hilfeſuchend umher. In dem kleinen Flur ſtehen die hellen Waſſereimer, die Trage hängt an einem Nagel an der Wand, in der mit Sand ausgeſtreuten reinlichen Stube ſieht ſie das Bett mit roter Decke und den Herd, auf dem der Kaffeereſt in einer irdenen Kanne warm ſteht. Und nirgends etwas, was ihr helfen könnte!

Jetzt hört man ein verworrenes Geſchrei, dann Stille, und nun wieder dieſen erſchreckenden heiſer brüllenden Ton. — — Die alte Jaſchinska hebt die Hände zum Himmel und bleibt ſo wie verſteinert ſitzen. Sie weiß, was der Ton bedeutet — ihre Söhne brüllen wie wilde Tiere, ſie wollen ſich morden! Sie betet zu allen Heiligen um einen Menſchen, um eine Hand, die ihr aufhelfen könnte. Und als ſich nichts ereignet, ſchreit ſie laut um Hilfe. Alle Namen der Dorfinſaſſen ruft ſie, auch die der Schulkinder und Säuglinge, und Tränen ſtürzen aus ihren Augen — aber das Dorf iſt wie ausgeſtorben.

Es war ſo, wie es Joſeph, der Hirtenjunge, erzählte; im Stall fing es an. Sämtliche Arbeitspferde ſtanden in engen Reihen zu beiden Seiten des gepflaſterten Mittelganges und genoſſen die Sonntagsruhe. Einige Köpfe hoben ſich noch hier und da, um aus den Raufen die Seradella zu zupfen, der Hauptеifer zum Freſſen war ſchon vorbei. Das Grünzeug lag zerwühlt unter den Vorderhufen und war in die Krippen gezogen, ſein friſcher, feuchter Duft beherrſchte den Raum.

Die beiden Brüder waren allein im Stall. Kuba ſtand an eins der gelben Pferdchen gelehnt und zwackte es mit zwei Fingern in die Weiche. Bei jedem Zwacken erhob das kitzliche Tier ſeinen linken Hinterhuf, klemmte die Ohren an und blickte ſeitwärts auf den Knecht. Es war das hübſcheſte und beſte ſeiner Pferde: eine breite kleine Fohlenſtute mit einem glänzenden ſchwarzen Streifen auf dem geraden Rücken, von derbem, feſtem Bau, mit ſtarkem Hals und kleinem Kopf. Als Kuba

des freundschaftlichen Neckens müde war, fing er an, den falben Schenkel, den er grade vor sich hatte, zu streicheln, unter seiner schwieligen, groben Hand wurden die ohnehin glatten Haare blank und seidig wie Atlas. Dann legte er der Stute beide Arme über den Rücken und lehnte seinen Körper fest gegen den warmen straffen Pferdebauch; dabei kaute er an einem Strohhalm. Sein Gesicht sah verschwollen, rot und unwirsch aus. Bawschon stand auf dem gepflasterten Mittelweg hinter seinen Isabellen mit seiner Peitsche beschäftigt, an deren Schnurende er ein Stückchen Aalhaut befestigte. Er schätzte eine gute Knallpeitsche außerordentlich; es waren stets wahre Flintenschüsse, mit denen er seine Ankunft auf dem Hofe ankündigte. Als die Peitsche nach seinem Ermessen in Stand gesetzt war, fing er an zu pfeifen und begab sich mit polternden Schritten tiefer in den Stall hinein, wo sein Bett neben der Futterkiste stand. Plötzlich lachte er laut los. „Na, nu' wird's Tag!" Er lachte unbändig, belustigt eine ganze Weile: „Donnerwetter," und dann fing er von neuem zu lachen an.

Natürlich hörte Kuba seinen Bruder lachen, doch er rührte sich nicht aus seiner Stellung; seine verdrossene Laune aber nahm zu; je mehr Bawschon lachte, je mehr schwoll ihm die Galle; er wußte nicht, woher das kam, denn noch nie in seinem Leben hatte er solch versteckte Bosheit und solch nagenden Zorn auf irgend etwas Unbestimmtes gefühlt. Als die kleine Stute schließlich eine Bewegung machte, als wünsche sie den schweren Kerl, der sich auf sie legte, los zu werden, trat er auf den gepflasterten Gang. „Du, Kuba, sieh den Spaß!" rief ihm Bawschon zu.

In dem breiten Bett zwischen seinen vier in die Erde gerammten Pfosten lag anscheinend ein Mann mit einem Hut auf dem Kopfe und Stiefeln an den Beinen, die unter dem Deckbett hervorsahen, neben ihm steckte eine Peitsche lotrecht in die Höhe.

„Was soll der Unsinn," grollte Kuba mit verkniffenen Augen die Bescherung betrachtend.

„Das 'n Witz von ihr." Bawschon hielt sich den Magen vor Lachen.

„Von wem?"

„Na, von der Nonika!"

Die letzte sorglose Auskunft wirkte auf Kuba, als ob ihn jemand in die geschwollene Galle stäche, im Umsehn war sein Blut vergiftet und zum Kochen heiß. „Was geht dich die Nonika an?" fragte er in einem Ton, als ob er den schändlichsten, feindlichsten und fremdesten Menschen von der Welt vor sich hätte. Sein Athletenhals streckte sich vor, und die Adern schwollen ihm.

„Na, du siehst ja, was sie für Wippchen macht!" Bawschon wies mit der Hand auf das Bett.

„Warst du gestern Abend mit ihr weg?"

Der jüngere Bruder besann sich einen Augenblick, dann grinste er. „Nee, Kerlchen, Angst hab' ich nich' vor dir. Ich will dir man sagen: sie wartete am Kutschstall; wie 'n Pasternak stand sie an der Mauer. Ich sag': auf wem wart'st? Sie sagt: na, auf 'n Kuba. Ich sag': der Kuba is ja woll besoffen, Bawschon is auch gut, na und da", Bawschon zog die Nase kraus, „da gingen . . ."

Er kam nicht zu Ende, da ihn seines Bruders Faust an der Kehle packte. Durch diese Berührung verwandelte sich der lachlustige, heitere und menschliche Bawschon zu demselben sinnlosen, kampfeswütigen wilden Tier, das sein Bruder bereits war. Die Pferde hoben die Nasen und spitzten die spielenden Ohren, einige drehten die Köpfe nach dem Gange; ihre sanften schwarzen Augen sahen verständnislos auf das, was da vorging.

Bawschon hatte sich losgerissen, ließ sich aber, da er ungünstig stand, Schritt für Schritt aus dem Stalle herausjagen. Draußen, als die freie Luft ihnen entgegen kam und der weite Hof sich vor ihnen ausdehnte, ging der Kampf erst recht los. Noch standen beide, sich mit Reden wild anfauchend, beide völlig verändert wie umhüllt von einer brodelnden, glühenden Atmosphäre, dann packten sie sich, und es kam wie Joseph erzählt hatte: Bawschon flog gegen die Mauer, und damit begann der Kampf, bei dem es auf Vernichtung abgesehen zu sein schien. Anfänglich rangen sie langsam in schönen Stellungen, während ein stoßweises, heiseres Brüllen über ihre Lippen kam. Das Messerziehen gelang Bawschon nicht, es blieb bei Stößen, Schleudern und Ringen, schließlich lagen sie zusammengekrallt auf der Erde, rollten

sich wie ein paar verbissene Hunde nach der Mitte des Hofes zu, mehrere Male in Gefahr, auf den Düngerhaufen zu fallen.

Allmählich kamen sämtliche Einwohner des Guts herbeigerannt. Der Wirtschafter kam in seiner schwarzen Sonntagshose in Hemdärmeln. Mit geringer, dünner Stimme schrie er die Brüder an, ein Ende zu machen. „Wollt ihr wohl, ihr Hunde!" Er versuchte einen der beiden zu packen. Der Stellmacher und der erste Knecht kamen ihm zur Hilfe. Unter Vorstellungen und Schimpfen versuchten sie Einhalt zu tun; vergeblich. Da für die beiden Brüder nichts außer ihrer kochenden Wut und Kampfesbegier existierte, hörten und fühlten sie nichts. Jetzt lag Kuba unten, und Batwschon bemühte sich, ihm den Brustkasten einzudrücken, dann bäumte der Untenliegende mit einer jähen Wendung auf, und eine Zeit lang wälzten sie sich in unentschiedener Lage hin und her. Jede Sekunde, die verging, vergrößerte das Entsetzen und die Unruhe der Umstehenden. Der Wirtschafter stand krummbeinig mit ratlosem Gesicht da und bewegte die Hände, die Frauen jammerten und schrieen.

Gerade, als es hieß: jetzt kommt die gnädige Frau selber, — trat die Sonne hinter der letzten dunklen Wolkenwulst hervor, und da der westliche Himmel ganz klar war, verbreitete sich im Umsehn ein helles und sattes Licht über den Hof. Die Bäume glühten hinter der Gartenmauer in prächtigem Grün und Gold auf, die Mauern brannten in einem südlichen Rot, und die Pfützen lagen blitzblau in dem braunen Erdreich. In dieser plötzlichen Helligkeit nahm das Schauspiel der beiden wie auf Leben und Tod ringenden Brüder einen noch erschreckenderen Charakter an. Man machte der gnädigen Frau in atemloser Spannung Platz.

Ihre mittelgroße würdige Matronengestalt kam gradewegs von der Veranda des Wohnhauses her. Sie ging mit kurzen, sicheren Schritten, den Kopf mit den glatten, rotbraunen Scheiteln etwas in den Nacken geworfen. Ihr längliches, volles Gesicht zeigte eine strenge und herrschende Miene.

„Bringt einen Eimer Wasser!" befahl sie durch die Zuschauer hindurchschreitend und sich den Knechten nähernd, die, in einen Knäul verwickelt, aus dem halb erstickte Laute drangen, in einer sumpfigen Stelle verharrten.

Voll Wonne darüber, daß etwas geschah, rannten sechs Personen in den Stall nach Eimern und acht an die Pumpe. Im Nu waren mehrere Eimer gefüllt und herbeigeschleppt.

„So schüttet aus, mit einemmal!"

Zwei Eimer ergossen ihren Inhalt zu gleicher Zeit auf die Kämpfenden; ein Schnauben und Gurgeln war die Wirkung, die eng ineinandergeflochtenen Leiber ließen von einander, die Spannung der Muskeln gab nach.

„So, rasch, Kutscher, fassen Sie den Kuba, Stellmacher, Sie den Batwschon, rasch, reißt sie auseinander!"

Es war im Nu geschehn. Sie standen auf den Beinen, jeder von seinem Bändiger um den Leib gefaßt.

„Schämt ihr euch nicht?" fragte die Gnädige scharf und hinterdrein von Erregung befallen, erst den einen dann den andern unwillig ansehend. „Gestern habt ihr ein Fest gehabt und heute dankt ihr es dem Herrn damit, daß ihr euch prügelt wie ein paar —" sie suchte nach Worten — „wie ein paar wilde Tataren, wie Wüteriche! Pfui!"

Verwildert, keuchend, erschöpft und besudelt, ein verächtlicher Anblick, so standen die beiden Knechte da, mit leeren, rohen Gesichtern.

„Ihr seid doch Brüder! Da solltet ihr euch vertragen! Weshalb schlagt ihr euch? Gewiß wegen einer Dummheit, einer albernen Dummheit," die Worte der Gnädigen verhallten, aller Augen richteten sich auf die beiden Missetäter.

„Bringt den Kuba in das dritte Scheunenfach und den Batwschon in den Kartoffelkeller," und nach einer Sekunde der Überlegung wurde der Befehl hinzugesetzt: „Aber seht erst nach, daß sie weder Messer noch Streichhölzer bei sich haben, diese Wüteriche!"

Im Halbkreis um die Gnädige standen die Instleute bewundernd und zahm. Mit einer gewissen freudigen Genugtuung fühlte diese selber die tatkräftige Rolle, die sie spielte. Als sie sich rasch umdrehte, um das Feld ihres Wirkens ehrenvoll und flink zu verlassen, fiel ihr die alte Jaschinska beinahe in die Arme. Mit Hilfe von einem greisen Bettler, der des

Wegs gekommen war, und einem ſchmächtigen Schulmädchen, das krank auf ihrem Bett gelegen und ſchließlich, durch der Alten Schreien geweckt, ſich herausgemacht hatte, langte ſie jetzt wankend mit ſchleppenden Knien an. Ihre Wangen waren ganz blank von Tränen, und ihre Lippen und Kinnbacken zitterten.

„O mein Jeſus, Jeſus Maria und Joſeph,“ ſchrie ſie, ſich über die Hände der Gnädigen hermachend, um ſie mit Küſſen zu überſchauern. „Meine Söhne — o moi boçze, dieſe ſchlechte Kerle!“ Als ihr die Hände entzogen wurden, ergriff ſie die Ärmel und dann bückte ſie ſich, umſchlang die Hüften der Gnädigen und küßte die Falten ihres Kleides. „Beruhigt euch nur, Jaſchinska,“ ſagte die Dame, von dem Ausbruch der mütterlichen Angſt und Dankbarkeit bewegt. „Beruhigt euch,“ ſie legte ihre Hand auf den eingemummten wackelnden Kopf, der ſich an ihren Körper preßte. „Nun ſind ſie auseinander, noch iſt nichts Schlimmes geſchehn. Es war kein kleiner Schreck, und der Herr iſt gerade fort.“

„Tak, tak, ich weiß alles, ich weiß alles, dieſe niederträchtige Bengel.“ Die Alte richtete ſich auf, von ihrer heftigen Erregung geſchüttelt. „Machen ſolche Schande auf'm Hof, wo der Herr nicht zu Hauſ' iſt.“ Sie ſchluchzte mit einem wimmernden Laut auf und warf die Hände, einen Halt ſuchend, in die Luft. Der Bettler faßte ſie an der Schulter, um ſie zu ſtützen. So ſtand die Alte, nach Worten ringend, während ihre zitternde Fauſt zuerſt nach der Richtung der Scheune, wohin ſich Kuba wie ein Lamm abführen ließ, und dann nach der Richtung des Pferdeſtalles wies, in dem Batwſchon ſoeben verſchwand. „Sie ſollen mir nur kommen, die Hallunken,“ brachte ſie endlich mit quäkender, ſchwankender Stimme hervor, „von mir kriegen ſie noch ihre Tracht; ja, ja, Ordnung muß ſein!“

Durch dieſe Äußerung der gebrechlichen alten Mutter kam etwas wie ein humoriſtiſcher Anſtrich über das ganze Vorkommnis. Man erholte ſich im Umſehn von dem Schrecken. „Gib ihnen nur düchtig, gib ihnen mit dem Stock,“ hörte man jemand ermunternd ſagen; andere lachten. Die gnädige Frau zog ſich nun wirklich zurück, und der Kampfplatz verödete raſch.

Batwſchon wurde durch den Pferdeſtall in die Häckſelkammer geleitet. Man raffte eilfertig einige Bündel Stroh zur Seite und ſcharrte das helle, verſtreute Häckſel auf der glatten Diele zuſammen, um eine Falltüre frei zu machen, die an einem Ring in die Höhe gehoben wurde. Gutwillig, wie im Schlaf, ſtieg Batwſchon die ſteile Treppe in den muffigen, niedrigen und ſehr ausgedehnten Keller hinab, in dem ſich nichts befand als einige Sandhaufen, in denen das Wintergemüſe gelegen hatte, und verſtreut liegende faule Kartoffeln. Die Männer machten die Türe wieder zu, ſteckten einen ſtarken Knüppel durch die Öſe und gingen fort. Der Knecht ſetzte ſich auf einen Sandhaufen; nicht nur ſeine Kniee, ſondern auch ſeine Arme und die Schultermuskeln zitterten, in ſeinem Kopfe ſauſte es, als ob Waſſer hindurchſtürzte. Er war ganz zufrieden damit, daß er ſitzen durfte, und ſo blieb er eine ganze Weile gedankenlos und unbeweglich, dann verſpürte er Näſſe an ſeinem Ärmel und taſtete mit den Fingern auf eine breite Hautabſchürfung, aus der Blut floß. Als er gerade dabei war, ſein Schnupftuch um den Arm zu binden, das er mit den Zähnen feſtzog, und ein leiſes Gefühl von Schuld und Unbehagen durch ſeinen Sinn ſchlich, hörte er, wie jemand von außen in den Keller rief: „Kuba, he, Kuba!“ Der Ton ſchallte, als ob jemand in ein Faß rief, und in der Stimme lag etwas Ermunterndes, Aufreizendes.

Das kleine hochgelegene Fenſter in dem von Feldſteinen aufgeführten Fundament führte nach dem Garten. Durch die vielen gelben Laubbäume ſchien das Abendlicht goldig auf die verſtaubten, iriſierenden Fenſterſcheiben; eine war zerbrochen, ein beliebter Durchſchlupf für herumſtreifende oder verfolgte Katzen. An dieſe Öffnung legte Ronika ihr, durch den feſten und geſunden Schlaf, den ſie ſich gegönnt, rotes und friſches Geſicht. Beim Herabgehen an der langen Stallwand hatte ſie einen Apfel aufgeleſen, der ſeitwärts auf dem Graſe unter den niedrigen Obſtbäumen lag und gleichzeitig einige Marienblätter abgerupft. Der grüne dichte Buſch ſtand dicht neben dem Apfel. Die Blätter in der Hand, mit vollen Backen kauend, ſah ſie in den auf den erſten Blick

rabenſchwarzen Keller. „Kuba, hörſt'? Die Leut' ſagen, du und der Bruder, ihr habt euch geſchlagen — beide Jaſchinskis ſagen ſie — auf'm Hof. Die Gnäd'ge iſt gekommen. Na ihr —" Sie biß von neuem in den harten Winterapfel. „Wer kann denn beſſer? Ich denke meiſt, du, Kuba, nich?"

Bawſchon rührte ſich nicht. Das Taſchentuch in den Zähnen, ſaß er mäuschenſtill.

„Weißt auch, daß ich den Meloch heiraten werd'? Mit uns zwei is das doch nichts. Wenn beide nichts haben, wie ſollen wir zu einer Kuh kommen! Er hat 'n feines Beſitztum, weißt?" Sie roch raſch an den Blättern, und dann füllte ihr glattes, hübſches Geſicht wieder das dunkle Dreieck der Öffnung aus. „Alles is da," ſie ſtreckte die Zunge ein wenig heraus in Gedanken an die Fülle von Beſitz, die ihrer wartete. „Alles is da und Aller Heil'gen machen wir Hochzeit."

„So'n Satan," dachte Bawſchon, halb bewundernd, halb geringſchätzig.

„Aber das wollt' ich dir man ſagen, Kuba: gefallen, gefallen tut mir der Meloch man wenig." Ihre klaren Augen ſpähten ſchärfer in den Keller, und diesmal unterſchied ſie die auf dem Sandhaufen ſitzende Geſtalt des Knechtes in der Dunkelheit. „Wann werden ſie dich 'raus laſſen, Kuba?" fragte ſie zärtlich, und dann verſtummte ſie plötzlich. Bawſchon hatte den Kopf erhoben, in ſeinen Augen lagen gelbe, ſpitze Lichter. „Ach nee, Bawſchon," ſagte ſie gedehnt, auf ihren Lippen ſpürte ſie ein eigentümliches Brennen, ſie ſenkte den Blick und ſtrich ihre Schürze glatt. Im nächſten Augenblick ging ſie an der roten Stallmauer entlang.

Kubas Einkerkerung in der Scheunentenne wurde durch kein Vorkommnis unterbrochen. Auf ein Bündel Stroh hingeſtreckt, hörte er ein Weilchen den Mäuſen zu, die tief in den Getreidebergen rechts und links ſchroteten, dann ſchlief er ein und träumte, daß er mit einer ſchweren Laſt mit ſeinen vier Pferden auf der naſſen Chauſſee unterwegs war, das heißt, er wollte vorwärts, aber es gelang ihm nicht, ſeine Pferde ſtampften und ſtolperten, aber der Wagen ſaß wie feſtgeleimt. Ein kleiner Hund raſte wie beſeſſen um das Gefährt herum und bellte keifend ohne Unterlaß. Zuſehends wurden die vier gelben Pferdchen von dem ängſtlichen Bemühen vorwärts zu kommen, magerer. Bald waren es nur noch vier elende Schinder, bei denen die Hüftknochen herausſteckten und die Rippen zu zählen waren. Und der ekelhafte kleine Köter rannte immer rund um und ſchrie. Kuba war ſo entſetzlich angſtvoll und furchtſam zu Sinn, daß er ſich im Traume den Tod wünſchte. Er ſtöhnte, mit einer Laſt auf der Bruſt auf dem Rücken liegend. Als er endlich wach wurde, verharrte er in derſelben Lage wie gelähmt und weinte. Seine beſudelten Kleider wurden ihm bewußt, jeder Fleck lag kalt an ſeinem Körper. Endlich kam der Stellmacher unter Bedeckung des erſten Knechtes und des Vorreiters.

„Hat jemand meine Pferde zur Nacht gefüttert?" fragte Kuba, mit dem Ärmel über das Geſicht fahrend.

„Na, biſt' denn jetzt vernünftig?" fragte der Stellmacher dagegen, ſich vorſichtig nähernd.

„Habt ihr den Pferden auch Heu vorgelegt?" Kubas Stimme klang ſo beſcheiden und nüchtern, daß kein Zweifel darüber beſtehen konnte: er hatte den Wutanfall überſtanden. Schwerfällig erhob er ſich, ſchloß ſich den dreien an und ging mit ihnen durch eine kleine Türe, die in dem großen Scheunentor angebracht war, auf den Hof hinaus.

„Deine Pferd' ſind auch verſorgt, kannſt nach Hauſ' gehen Abendbrot eſſen. Daß du aber keinen neuen Skandal anfängſt," ſagte der Stellmacher mit einem mißtrauiſchen Blick auf den Knecht. Nach ſeinem Dafürhalten machte dieſer einen zu nüchternen Eindruck.

Kuba kümmerte ſich nicht um den Vorſchlag; ſtumm ging er geradeaus über den Hof auf den Stall zu.

Man hatte ſeine Pferde nicht vernachläſſigt. Von der Sonntagsruhe geſtärkt, ſtanden ſie glatt und rundlich in dem trüben roten Laternenlicht und malmten gemächlich ihr Heu. Er trat zu jedem hin, faßte in die naſſen Krippen und fuhr ihnen über die Naſen. Der ſchwere Traum beherrſchte ſein Gemüt ſo ſehr, daß er ſich gar nicht genug verſichern konnte, daß ſeine Gelben noch die Alten waren. Seine Hände taſteten auf den Pferdekörpern mit Eifer herum.

„Weißt du, Nonika nimmt nich' dich, auch nich' den Bawſchon, ſie nimmt den Meloch,"

ſagte eine Stimme im Hintergrunde, wo die Futterkiſten ſtanden.

Kuba hörte es, aber es rührte ihn nicht. Sie haben noch ihr Fleiſch auf den Rippen, ſind keine abgemagerten Schinder, dachte er, die kleine Stute befühlend. Das Pferdchen ſchien jetzt erſt den Knecht zu erkennen, ſeine Nüſtern zitterten und ſeine Naſe legte ſich in krauſe Fältchen, ein leiſer, dunkler, ſchwingender Ton kam ihm aus der Kehle.

„Weißt', deine Mutter hat beinah' die Krämpfen bekommen, und die Gnäd'ge war auf'm Hof," ſagte dieſelbe Stimme.

Dieſe Mitteilung packte Kuba wie eine harte Fauſt. Jeſus, Maria, die Mutter iſt krank, und ſie werden dich vom Hof' jagen wegen der Schlägerei, ging es ihm voll Erſchrecken durch den Kopf, und ſogleich ſtellte ſich auch wieder dieſe hündiſche Angſt vor dem furchtbaren Traume bei ihm ein. Es trieb ihn aus dem Stall heraus.

Vor dem Bilde eines gekrönten heiligen Stephan in der Stube des Schweinehirten brannte ein qualmendes Ollämpchen in rotem Glaſe. Die alte Jaſchinska hatte es angeſteckt, weil ihr dieſer Sonntag mit ſeinen erregenden Vorgängen bedeutſam genug erſchien, um ihn dadurch auszuzeichnen. Sie erwartete ihre Söhne. Während ſie das Abendbrot bereitete, dachte ſie mit gerunzelter Stirne darüber nach, was ſie ihnen alles ſagen wollte, um ihnen ihre Sündhaftigkeit recht zum Bewußtſein zu bringen. Eifrig murmelnd ſchleppte ſie Geſchirr aus dem Taſſenſchrank und ſtellte es auf den Tiſch in der Mitte der Stube, humpelte dann zum Herd, wo ſie in einem eiſernen Kochtopf rührte. Sie wußte mehr wie genug, was ſie ihnen vorhalten wollte; bei ihrem Murmeln hob ſie dann und wann die Hand, ſchlug damit auf die Schürze und ſchüttelte mit dem Kopf. Ein Büſchel ihrer grauen Haare hing an der Schläfe aus ihrem Kopftuch, ihr Geſicht ſah zuſammengefallen und erhitzt aus, nur mühſam regte ſie ſich von der Stelle. Es war Zeit, daß die Söhne nun kamen, die Erwartung und die Fülle und Stärke ihrer Entrüſtung ſprengten ihr beinahe die Bruſt.

Vater Jaſchinski lag bereits bis über die Ohren zugedeckt im Bett; man ſah nur ſeinen von einzelnen Haarſträhnen überzogenen kahlen Kopf. Für ihn war einer der höchſten Erdengenüſſe, ſein Abendbrot im Bett liegend verzehren zu dürfen, und hin und wieder geſtattete ihm ſeine Frau dieſen Genuß.

Bawſchon kam zuerſt. Er trampelte umſtändlich im Hausflur herum, bis er eintrat, tat unbefangen, ſchnüffelte mit der Naſe und erkundigte ſich, was es zum Abendbrot gäbe.

„Setz dich auf die Ofenbank," befahl ſeine Mutter, ſeitwärts mit dem Kochlöffel nach dem gelben Lehmofen weiſend und ohne ihren Blick von den Kartoffeln zu erheben, die ſie eifrig beſah. — „Zur Beichte werdet ihr gehen und den Herrn Pfarrer bitten, daß er euch eine ſchwere Straf' auferlegen tut, damit ihr das nicht vergeßt, was ihr für Hallunken ſeid," — bei dieſem Teil ihrer Strafpredigt war die Alte, und da blieb ihr immer noch als Rückhalt, das Sterbeglöckchen zu läuten. Sie ließ ſich in ihrem Nachſinnen nicht ſtören.

Bawſchon hatte ſich puſtend auf ſeinen Platz begeben, wo er mit rotem Kopf, die Hände auf den prallen Schenkeln, ſaß und nicht recht wußte, was er denken oder tun ſollte. Manchmal ſah er ſich um und ſchnitt ein Geſicht.

„Na ſcheen, dobrcze, kommſt zur Zeit," ſagte die Alte, den Kochlöffel fortlegend, als von neuem draußen ſchwere Stiefel auf dem gepflaſterten Hausflur polterten.

Kuba trat ein, den Kopf in die Schultern gezogen. Einen Augenblick blieb er in der Nähe der Türe ſtehen, griff ſich ins Genick und ſah blinzelnd mit einer einfältigen, ängſtlichen Miene zu ſeiner Mutter herüber.

Die Alte hatte ſich ihm zugewandt; ihre blaſſen, feuchten Augen ſahen ihn an, und ihre Kinnbacken begannen zu zittern. Noch mehr zuſammengeduckt ſchlich Kuba zu der Ofenbank, wo er ſich neben ſeinen Bruder ſetzte. O mein Jeſus, was bin ich für ein ſchlechter Menſch, was für ein Hund bin ich, dachte er ſeufzend. Als ſein Bruder eine Bewegung machte und ihn dabei mit ſeinem Bein anſtieß, freute er ſich über die Berührung. Er ſah ihn von der Seite an, und die Hoffnung erhellte ſein bedrücktes Gemüt, daß doch noch alles gut werden könnte. Möchte die Matka nur bald anfangen, dann wird mir beſſer werden, ging es ihm durch den Kopf. Er

konnte es gar nicht erwarten, daß die Alte die wenigen Schritte vom Herde herbeikam und sich vor ihn hinstellte. Endlich kam sie, die dunkelblaue Schürze, die ihren breiten Leib umspannte, war dicht vor seinen Augen, in ihr Gesicht wagte er nicht zu sehen; sie stützte sich auf einen Stock.

„Jäh, was soll man zu euch sagen," begann sie und verstummte sogleich, weil ihr der Atem ausging. Bawschon dachte: wird sie uns mit dem Knüppel schlagen? Nein, den braucht sie für sich, sonst fällt sie um, überlegte er und zog die Stirn kraus.

Der alte Jaschinski hob die Nase aus dem Federbett und schielte mit schmalen Augen herüber, da seine Frau aber stumm blieb, weil sie die Worte und Ausdrücke zusammensammelte, die ihr vorhin so reichlich zu Gebot gestanden, dauerte es ihm zu lange, das Schauspiel abzuwarten. Er zog die Knie noch höher hinauf und legte den Kopf in die warme Kaule des Kissens zurück.

Wo war die mit soviel Lebhaftigkeit zurechtgelegte Strafpredigt geblieben? Die ganze Reihenfolge von Vorwürfen und die sich steigernden Anklagen von dem Sichbetrinken bis zu dem Skandal der Schlägerei, welche die Gnädige beenden mußte? Die alte Frau suchte angstvoll in ihrem Gedächtnis. Ihre so oft erprobte Energie und Autorität ließen sie im Stich; sie sah die Söhne an und empfand nichts als einen sie schüttelnden Zorn, die Gründe aber wußte sie nicht mehr. Schwäche und Erregung zehrten ihre Geisteskräfte auf, ihr Kopf war leer. Die kleine welke Hand, die den Stock hielt, wankte, ihre Brust atmete erschöpft. Ja, sie war eine schwache alte Frau, nicht wie sonst konnte sie ihre Söhne mit religiösen Schreckbildern heruntermachen, sie schlagen und ausschimpfen. Aber gesagt mußte etwas werden, wenn sie zur Tat zu schwach war, also fing sie aufs Geratewohl mit schwankender Stimme an: „So was is nich' dagewesen auf'm Hof, sagen die Leut'. Der alte Namierski sagt, so was hat er nich' mit seine Augen gesehen" — sie stockte und besann sich, hoffend, ihr würde einfallen, was sich zugetragen hatte — „und er is doch dreißig Jahr in der Gegend, als Scharwerker, als Kuhhirt und auf dem Torfbruch, wo er auf die Torfstecher aufpassen tut, und sein Sohn is der Stellmacher." Die Alte verlor nun vollends den Faden ohne irgend eine Aussicht, ihn wieder anzuknüpfen. Ratlos und zugleich forschend sah sie ihre Söhne an.

Bawschon merkte, wie unfähig die Mutter war zu Gericht zu sitzen, er grinste verstohlen, während Kuba ganz versunken, ohne zu hören, sie anstarrte. Mit einer Art Andacht sah er seiner Strafe entgegen.

Einen Augenblick schien es den beiden Knechten, als schwebten Ohrfeigen über ihren Köpfen — die Mutter hatte die Hände erhoben. Da ihr aber die Energie fehlte zuzuschlagen, geschah nichts derartiges. Die Hände sanken herab, mit einem kindisch lauten und unbeherrschten Aufschluchzen sagte die Alte: „So macht ihr Schande der alten Mutter!"

Das war alles, aber es war viel, wie sie es sagte, so gekränkt, so anklagend mit ihrer rauhen, ohnmächtigen Stimme.

Bawschon erhob sich schnaufend und ging an den Tassenschrank, den er ohne einen bestimmten Zweck auf und zu machte, Kuba faltete die Hände und schmolz in Reue. „Mutter, Sie werden sowas nicht mehr sehen." Er faßte mit seinen breiten Händen an ihre Schürze und drückte sie an sich. „Schlagen Sie mich, Mutter, schlagen Sie mich mit dem Stock," murmelte er.

Die Alte sah ein, daß sie in all ihrer Verwirrung kein schlechtes Mittel gewählt hatte, um ihren Söhnen beizukommen; diese Wahrnehmung erfrischte ihre sinkenden Kräfte. Von Kuba gestützt und gestreichelt, ließ sie sich noch eine Weile von ihm mit zärtlichen und demütigen Reden trösten, dann wischte sie sich mit ihrer Schürze das Gesicht ab. „Wie mich das im Leibe stechen tut," ächzte sie kopfschüttelnd.

„Sie werden nicht krank sein, Mutter," bat Kuba eifrig, als ob er mit einem Kinde redete.

Der Alten gefiel das neue Stadium, das einer gebrechlichen, schonungsbedürftigen Greisin, in das sie hineingeraten war, gar nicht schlecht. Da sie nun einmal aus ihrer strengen Höhe herabgekommen war, fand sie wenigstens Ersatz in der ängstlichen Zärtlichkeit ihres Sohnes. Wie lieb ihr dieser älteste Sohn war, das

goß Feuer in ihre Adern und ließ sie ihre körperliche Schwäche überwinden.

„Laß man gut sein," sagte sie, sich auf seine Schulter stützend, „ich wasch dir dein Zeug aus — da, hast dir die Achsel ausgerissen. Na, laß gut sein, ich flick dir's."

An Kubas Schulter klaffte die grobe Leinwand, sein fester, rosa Muskel sah heraus.

„Werden Sie uns heut kein Abendbrot geben, Mutter?" erkundigte sich Balvschon.

Mit einer gewissen Freudigkeit machten sich die drei Menschen in der Schweinehirtenstube an die Arbeit des Essens. Kuba fühlte sich wieder vollkommen wohl in seiner Haut. Von der unheimlichen Macht des Traumes war er erlöst, und das Glück, mit seiner versöhnten Mutter und dem Bruder, gegen den er keine Spur von Übelwollen mehr empfand, in Frieden seine Satschirken essen zu können, trieb ihm immer wieder Rührung in die Augen.

Am nächsten Morgen zogen die beiden Jaschinskis ihre Gespanne aus dem Stall, spannten sie vor Vierscharre und fuhren in einem sanften Nebelwetter, aus dem die verhüllten Bäume ihre Blätter streuten, am Gartenzaun entlang auf das spinnwebenüberzogene Kartoffelland. Einträchtig pflügten sie, von Krähen gefolgt, einer hinter dem andern den welligen, breiten Acker; die Mittagssonne weitete den engen Horizont. In den Pausen, die sie sich gönnten, saßen sie stumm auf ihren Kultivatoren oder pfiffen vor sich hin in die große ruhsame Stille hinein.

Man machte im Dorfe Anspielungen auf die Prügelei; einige versuchten es, die Brüder nochmals auf einander zu hetzen oder wünschten sie zu beschämen. Alles prallte von ihnen ab. Sie taten so, als wäre nichts vorgefallen. Kuba vermied es, Nonika nur anzusehen. Die abergläubische Angst vor den Qualen jenes Traumes im Scheunensach meldete sich in ihm, wenn er sie sah. Mochte der Meloch das Mädchen heiraten — er machte drei Kreuze vor ihr und diente seiner Mutter. Bei diesem Leben war ihm wohl.

Karin Michaelis.

Von

Frida Erdmute Vogel.

Nachdruck verboten.

Karin Michaelis gehört als Künstlerin zu den Menschen der Phantasie. Zu jenen, die mehr fühlen als denken, die mit dem Herzen beobachten, und deren Produktion dem Überströmen eines großen inneren Reichtums entspringt. Der Intellekt scheint bei ihr mehr eine Art Notbehelf zu sein, wie alle Ökonomie, alles Sichten und Wägen. Das verleiht ihrem Dichten ein Gepräge von reinem Gottesgnadentum, etwas Ganzes, Ursprüngliches. Doch nur das wirkliche, starke Talent kann sich solche Art erlauben. Trotzdem sind auch ihre Arbeiten nicht frei von Sprunghaftem und Ungleichwertigem, das durch ein stärkeres Mitarbeiten des Intellekts verhindert werden könnte. Sie gleicht darin der Selma Lagerlöf, deren Dichtung erschallen kann wie alter Bardengesang, so kräftig und gesättigt von Worten und Bildern, und die doch wieder Stellen aufweist voll süßlicher Sentimentalität und abgestandener himmelblauer Romantik.

Das Stoffgebiet der Michaelis ist ein unbeschränktes. Darin liegt wieder die Stärke ihrer Schwäche: das Zurücktreten des farblosen, einseitigen Intellekts läßt es so vielgestaltig werden. Sie ist wie ein großes zuckendes Herz, durch das alles Leben

flutet. Sie gibt uns Menschen, zarte übersensible Seelchen, in all ihren feinsten und verborgensten Regungen so lebendig, bringt sie uns so nah, daß es scheint, als hielten wir solch ein Seelchen wie einen warmen kleinen zitternden Vogel in der Hand. Daneben aber kann sie elementare Leidenschaften malen, mit fester Hand großzügige Schicksalskonturen vor Hintergründen von Blut, Feuer und Meer hinwerfen. Und sie schreckt dabei vor nichts zurück. Sie sagt das, was sie sagen will, restlos bis zu Ende, ohne Zaudern, ohne Zimperlichkeit, aber auch ohne jene gewisse Kraftprotzerei, die in solchen Fällen sonst so leicht mit unterläuft.

Am erstaunlichsten jedoch berührt die Vielseitigkeit dieses Talents, denkt man an ihre Arme-Leutegeschichten, ihre Bauern- und Landstreichergestalten. Sie offenbart hier eine Drolerie, eine Schärfe der Beobachtung, die sich an Konsequenz der Durchführung den Schilderungen ihres Landsmannes Gustav Wied an die Seite stellen können. Trotz alledem hat auch sie ihr Spezialgebiet, ihren Lieblingsstoff, den sie mit besonderer Meisterschaft beherrscht: die Schilderung des Kindes, das vor der Schwelle des Weibtums steht, oder der Frau mit der Kinderseele. In ihnen zeigt sich ihr Talent am stärksten, und die Töne, die sie hier anschlägt, sind ihre zartesten und echtesten.

Im Jahre 1898 veröffentlichte Karin Michaelis ihr erstes Buch, eine Novellensammlung „Hohes Spiel“ [1]). Künstlerisch sind diese Sachen belanglos. Sie enthalten alle Fehler der Anfängerschaft, ein Anhäufen des Stofflichen, des reinen Geschehens. Nur eine Novelle „Ein Seelchen“ erhebt sich technisch und inhaltlich weit über die anderen, und die Heldin mutet wie eine Vorstudie zu „Ulla Fangel“ an. Erstaunlich ist der Fortschritt, den die Verfasserin in den wenigen Jahren gemacht hat, die zwischen dieser ersten Novellensammlung und den folgenden Publikationen liegen. Die Vorliebe für das Grausige, für die dramatischen Stoffe, die in jenem Erstlingswerk zu schreiend und bunt, zu sehr im Genre Kolportageroman berührt, hat im „Richter“ [2]) (1901), zu weisem Maß gebändigt, ein großliniges Schicksalsbild geschaffen. Gewiß, die Komposition zeigt noch Mängel, der Anfang bis zum Tode von Düvels berührt mit seiner zu starken Betonung und Schilderung der Nebenfiguren wie eine Erzählung für sich, und die Fäden, die zu dem Folgenden hinüberleiten sollen, gehen zu dünn und unklar, auch die Psychologie erscheint stellenweis zu verworren und lückenhaft. Aber in seiner Gesamtheit bietet sich doch ein Werk, voll von einem leidenschaftlichen Lebenstempo, etwas Elementares und Zwingendes. Und ganz ohne jedwedes historische Flickwerk ist hier ein echtes Stück Mittelalter voll intensiver Anschaulichkeit aufgerollt.

Das gleiche Jahr bringt die Novellensammlung „Arme im Geiste“ [3]). Hier ist das Leben der Ärmsten der Armen mit festem Blick gesehen und ohne Zaudern, aber auch ohne sklavische Naturalismen wiedergegeben. Da sind die beiden Lumpensammler Dirik und Tomasius („Kartenspiel“), die um die Gunst ihrer Freundin Marja ein stets unentschiedenes Spiel spielen, weil immer der eine dem andern Betrug vorwirft. Sie kommen ins Gefängnis und dann ins Delirantenheim — aber sie bleiben bei ihrem Spiel. Marja stirbt, und nun spielen sie darum, wer sie im Jenseits besitzen soll. Bei einem Streit um dieselbe Frage fällt Dirik zuletzt tot um. Tomasius ergreift das Kartenspiel und versucht weiter zu spielen, aber jetzt, wo er allein ist,

[1]) Bröd. Salmonsen, Kopenhagen.
[2]) Junckers Verlag, Stuttgart.
[3]) Berlin, Iris Verlag.

kann er nicht mehr betrügen, und als er unfreiwillig verliert, hängt er sich auf in der geheimen Hoffnung, eher im Himmel bei Marja zu sein als Dirik.

Und dann die Erzählung von der armen kleinen Pensionatsinhaberin, („Die Taube"), die sich inmitten ihrer kümmerlichen Existenz erst voll sparsamen Zornes und dann mit steigendem, sehnsüchtigem Appetit der fetten Tauben erinnert, die in ihrem Vaterhause so oft in „reiner Butter" gebraten gegessen wurden; bis sie sich schließlich eine Taube, die ihre Pensionärinnen zu füttern pflegen, herbeilockt. Obgleich sie sich dabei fast wie eine Mörderin vorkommt, tötet sie das Tierchen und verspeist darauf das leckere Mahl nachts im Bett.

Ferner die köstliche Geschichte von den Brasens, die beide nur eine Leidenschaft haben: Trunk und Kinder und den gleichen Ekel: Arbeit, und welche so anhebt: „Der Herr hatte Brasen mit 18 Kindern gesegnet und die waren so ziemlich alle ganz gut geraten. Das heißt 2 waren gestorben, ein paar waren eingesperrt wegen Trunks und einer saß wegen Mords auf Lebenszeit im Zuchthaus. Aber sie sind doch wenigstens gut versorgt, meinte der Brasenvater." Es sind in dieser festzupackenden Art Sachen voll niederländischer Komik, durch welche aber immer noch ein feiner, mitfühlender Humor schimmert.

* * *

Im nächsten Jahre eröffnet Karin Michaelis dann mit ihrer Erzählung „Das Kind"[1]) (1902) die Reihe jener zarten Seelenschilderungen, in denen sie fortan ihr Bestes geben soll. Gleich dies Buch bringt ihr den ersten und größten Erfolg. Es ist eine ganz einfache Geschichte, die Geschichte von dem Kinde mit dem warmen, warmen Herzen, das da sterben muß. Die kleine Andrea, die so heldenhaft alle Tränen und alle Furcht vor dem Kommenden niederzukämpfen sucht, die teilweis so fest an ihrem kurzen wunderlichen Kinderleben hängt und doch auch schon wieder die tiefe Reife der Todgeweihten besitzt, und deren letzte Tage noch von so vielem bedrückt werden. Vor allem andern von der zitternden Mühe, ihre Eltern, zwischen denen sie mit den Jahren das einzige Bindeglied geworden, wieder zu vereinigen, auch nach ihrem Tode ihre Gemeinsamkeit sicher zu stellen. Mit hellseherischer Klarheit ist hier alles nachempfunden, allein schon das Tagebuch des Kindes ist stofflich und im Ausdruck eine Meisterleistung. All das stille Zarte und all die furchtbare Unruhe, die sich in dem sterbenden Geschöpfchen zu höchster Intensität steigert, wird in schlichten zwingenden Worten wiedergegeben. Es ist ein Werk so eins in sich und abgeschlossen wie ein Ring, und es greift an das Herz mit einer so tiefen Trauer, daß einem daneben jeder Gedanke an Freudigeres süßlich und banal erscheinen möchte.

* * *

Dieselbe Trauer zieht sich auch durch das Buch von dem Schicksal der Ulla Fangel[2]) (1902). Nur ist sie hier noch schlichter, gleichsam stummer. Die kleine Ulla wird mit 17 Jahren von der strengen Mutter an einen Vetter, der Landarzt in einem Heidedorfe ist, verheiratet. In Gemeinschaft mit dem viel älteren nervösen Gatten, zu dem sie weder körperlich noch geistig paßt, und einer taubstummen Dienerin soll sie

[1]) Junckers Verlag, Stuttgart.
[2]) Stuttgart, A. Juncker.

nun leben. Sie versucht es so treu und gewissenhaft wie ein artiges Schulkind. Einmal im Monat, dies hat die Mutter festgesetzt, darf sie nach Hause schreiben, und aus diesen Briefen hören wir nun ihr ganzes trauriges Schicksal. Sie klagt fast nie, geduldig bemüht sie sich, sich in alles hineinzufinden, aber hinter jedem der einfachen Sätze klingt ein leises Weinen. „Ich gebe mir große Mühe, so recht glücklich zu sein und daran zu denken, daß ich verheiratet bin, und daß ich nun am liebsten hier wohnen muß" . . . „Ich habe nicht ein einziges Mal geweint, auch nicht des Nachts und auch nicht, wenn ich allein in der Stube war" . . . „Ich sehne mich nach all den Bäumen daheim, auch nach den häßlichen, verkrüppelten Weiden am Mühlenweg, hier hätte ich sie gern." Wenn Ulla von ihrem Gatten spricht, muß sie sich Mühe geben, ihn beim Vornamen zu nennen, und seine erste, tote Frau ist für sie immer nur „die richtige Frau". Ihr bisheriges Leben war ganz in der Liebe und Sorge um die beiden kleineren Geschwister aufgegangen (dementsprechend heißt das Buch im Dänischen auch „Mütterchen") und auch in ihren Briefen sorgt sie weiter, daß Anina nicht im Schneewetter ohne Hut auf die Straße laufen soll und man ihr die Bettdecke recht feststopfe, damit sie sich nachts nicht erkälte. Jetzt weiß sie gar nichts mit sich anzufangen. Die Wirtschaft wird durch die Dienerin besorgt, und die wenigen Stunden, die sie mit ihrem Mann verbringt, verlebt sie in beständiger Angst, etwas Verkehrtes zu tun oder zu sagen. Sie kann immer nur von ihren Geschwistern erzählen, und das interessiert ihn nicht, und ihr bißchen Klavierspiel findet er zu langweilig. Was er ihr erzählt und sie lehren möchte, vergißt sie aus lauter Angst es zu behalten. Einen Trost und eine Beschäftigung findet Ulla schließlich in einem imaginären kleinen Friedhof, den sie sich an einer sandigen Stelle bei dem Haus aus lauter kleinen Gräbern macht, die sie mit selbstgewundenen Kränzen verziert. — Zweimal soll sie Mutter werden, aber sie fürchtet sich ein bißchen davor, weil sie sich für zu jung und unwissend hält, Kinder zu erziehen, und dann könnten es Mädchen werden, und die will ihr Mann nicht. Beidemale bringt sie ein totes Kind zur Welt. Aber da verspricht ihr der Gatte, die kleinen Mädchen auf ihrem eigenen kleinen Puppen-Kirchhof zu begraben, und das dankt sie ihm sehr. Ihre einzige Freude ist jetzt dieser Ort. Aber endlich, als Ulla immer stiller und kränklicher wird, entschließt sich ihr Mann, mit ihr unter Menschen zu ziehen, nach der Stadt überzusiedeln. Sie freut sich nicht mehr darauf, wie sie es anfänglich noch getan hätte; in den zwei Jahren ihrer Ehe ist sie allmählich ganz still geworden, sie möchte am liebsten „bloß so dasitzen und ihre Hände ansehen". Kurz vor der Reise erfährt sie noch, daß die kleinen toten Kinder nicht, wie ihr gesagt worden war, auf ihrem Friedhof liegen, sondern bei der richtigen, fremden Frau auf dem großen Kirchhof begraben sind. Das bricht sie völlig. Jetzt ist ihr aller Halt genommen, ihre Geduld zum Leben ist erschöpft, und sie läßt sich in den Brunnen gleiten, nicht ohne daß sie noch in einem rührenden Abschiedsbrief ihren Mann um Verzeihung gebeten hätte, weil sie so das Wasser verderbe.

Diese kleine passive Heldin, eine Art Selysette-Charakter, wird noch kontrastiert und erhellt durch die Gestalt ihrer einen Schwester Anina, die in wenigen Briefen in all ihrem glitzernden Übermut und ihrer gesunden Tatkraft gezeichnet ist.

Eng in Stoff und Stimmung zu den beiden vorhergehenden gehört auch der Roman „Gyda"[1]) (1904). Auch hier die Schilderung eines Seelchens „aus dem

[1]) Leipzig, Insel-Verlag.

Zwischenland", der kleinen Gyda, die ihre Mutter dazu bestimmt und erzieht, die Frau ihres Onkels zu werden, den sie selbst, trotzdem sie seinen Bruder nahm, ihr ganzes kurzes Leben hindurch leidenschaftlich, doch still geliebt hat. Und diesmal hebt sich die Gestalt der zarten, mystisch-sensiblen Heldin noch besonders fein von einem landschaftlichen Hintergrund, der in seiner delikaten Zeichnung an Schilderungen Jacobsens erinnert, ab. Gyda wächst auf dem väterlichen Pfarrhof auf, träumerisch und still; ihr Herz klopft mit allen Erscheinungen der Natur, und jede Blume, jeder Baum, jeder Stein und jede Wolke bedeuten ihr etwas. „Zogen Nebel über Sarnhof hin, so war sie wie benommen in Erwartung von etwas, das größer war und merkwürdiger, als sie es auszudenken vermochte. Die weiße Nebelluft erschien ihr lebendig und handgreiflich, sie ging darin umher wie zwischen Wesen, die anzogen und abstießen. Sie fühlte sie durch die Kleider an ihrer Haut, sie schmeckte sie, wenn sie atmete."

Kaum erwachsen, kommt Gyda nach der Stadt, um noch ein „Probejahr" unter Menschen zuzubringen, ehe sie ihren Onkel Johannes heiratet. Aber alles quält sie hier, wirkt furchtbar und beklemmend auf sie. Schon daß über ihrem Kopf Menschen wohnen — bei dem Gedanken ist ihr, als würde ihr Haar zu schwer, als trüge sie eine erdrückende Last auf den Schultern. Sie glaubt es wie einen feinen Staubregen herabsickern zu sehen, unaufhaltsam. „Als ob alles, Traum und Freude, Gedanken und Rede, Stille und Geräusch und Schlaf, von oben her durch die Luft zu ihr geglitten und gesickert käme." Diese Ureindrücke, die eine Stadt auf ein naives zartes Naturgeschöpf machen kann, sind äußerst fein nachempfunden. — Gyda bittet beständig ihren Onkel, das Probejahr abzukürzen, sie fürchtet sich vor allem in der Stadt. Doch er kann es trotz seiner leidenschaftlichen Sehnsucht und Liebe mit seinem Gewissen nicht vereinbaren, sie früher an sich zu fesseln. Gegen Ende des Jahres macht Gyda einen Ball mit. Als sie sich um Mitternacht müde und verwirrt von dem Ganzen davonschleicht, begegnet ihr ein Herr auf der Treppe. „Als sie ihn sah, blieb sie stehen und beugte die Knie. Es war, als habe sie in ihren Träumen dies Gesicht einmal gesehen und es seither vergebens gesucht. Sie wurde wie ein Papier, das Feuer fängt."

Aber der Mann will nichts mit ihr zu tun haben, er ist ein kranker Mensch, der zum letzten Mal in dieser Stadt weilt. Und das Leben, dem sich Gyda eben voll erschließen wollte, ist dadurch gleichsam für sie schon wieder vorbei. Sie erlebt diesen einen unendlichen Schmerz, daß der, den ihre Instinkte in einem Augenblick hellseherisch gewählt, nichts von ihr wissen will und kann. Was nun noch für sie kommt, wird Traum und Tränen und Sehnen. Tief und traurig klingt das Buch aus.

* * *

Diesen drei traurigen Büchern von den Weib-Kindermenschen gesellt sich noch ein viertes hinzu: „Backfische"[1]) (1904), das aber im Gegensatz zu ihnen hell und lustig ist wie ein Sommersonnen-Ferientag. Es gereichte dem Buch nur zum Vorteil, daß es ursprünglich als bloße Unterhaltungslektüre für Kinder gedacht war. Dadurch ist es so persönlich mitempfindend geworden, das kalte Objektive, Gespreizte und Moralisierende, das Jugenderzählungen annehmen können, fehlt hier vollständig.

[1]) Insel-Verlag, Leipzig.

Die Kinder werden nicht als Hanswurste zur Belustigung der Erwachsenen vorgeführt, sondern aus ihrer eigenen Empfindungswelt heraus geschildert; aber so plastisch, so natürlich, daß jeder Erwachsene seine Freude daran haben kann. Die kleine Thora, die mit ihrer Freundin Lili und ihrer beider Brüdern zusammen auf Schloß Egemose ihre Ferien verlebt, sie ist ein echter Backfisch. Das hastige, physische und psychische Werden in diesem Altersabschnitt erzeugt eine Frühlingsstimmung, eine Art Rauschzustand, man fühlt nicht, man schwärmt, alle Superlative florieren. „Lil, wenn du einmal schrecklich unglücklich wirst, willst du dann Gift nehmen oder dich ertränken oder sowas?" frägt Thora und Lili antwortet: „Nein, dann will ich lieber ermordet werden." Und Thora hat den heimlichen „ehrgeizigen" Wunsch, einmal „wirklich" in Ohnmacht zu fallen. Lili, ihre Freundin, nimmt sich fast exotisch neben der kleinbürgerlichen Thora aus, ihr Wesen erscheint manchmal etwas zu barock und unkindlich, jedoch liegt auch hierin etwas von echter Backfischart. Der Gärungszustand jenes Altersabschnittes erregt eben den Wunsch nach etwas Absonderlichem, Außergewöhnlichem, und die kleine Lili kommt sich mit ihren blasiert-altklugen Äußerungen doch im Grunde genommen selbst furchtbar spannend und interessant vor.

Eine Wesensverwandte dieser lustigen Beiden ist auch das „Däumelinchen"[1]) (1906) in dem gleichnamigen Romane. Dies winzige, zierliche Persönchen, Anna Louise, die so viel prächtige Streiche in ihrer Jugend verübt, um dann endlich in den Armen ihres Mannes, eines Seekapitäns, zu landen, der aus der Widerspenstigen nicht grade ein fügsames Kätchen, aber doch immerhin eine etwas gemäßigtere kleine Frau macht.

Auch die junge Heldin von „Der Mönch geht auf die Wiese"[2]) hat in ihrem naiven Zigeunertum noch viele Momente jenes Übergangsstadiums an sich. Hier ist ein eigentümliches Naturgeschöpf, das inmitten ihrer Umgebung buntschillernd wie eine Traumblume wächst und von den Menschen des Alltags verdammt und nicht verstanden wird, mit warmem Herzen in seiner naiven Menschlichkeit nachgefühlt. Auch dies Buch hat mehr helle Seiten und klingt glücklich aus. Das gleiche Thema vom Kinde und vom Backfisch wird dann noch in mehreren köstlichen Erzählungen, die unter dem Titel „Kleines Volk"[3]) (1906) erschienen sind, behandelt.

* * *

Außer den genannten Werken veröffentlichte Karin Michaelis eine Novellensammlung „Heilige Einfalt"[3]) (1903), in denen sie von einfachen Menschen und ihren stillen Schicksalen erzählt. Auch der im selben Jahr erschienene Roman „Der Sohn"[4]) (1903) gehört in seiner Art ihnen zu. Ja, vielleicht hätte sich dieser schlichte Stoff überhaupt besser im Rahmen einer Novelle ausgenommen; diese Geschichte von den vier Schwestern, zwei Zwillingspaaren, die ein Findelkind annehmen, das sie auf das aufopferndste betreuen und von dessen Zukunft sie die höchsten Erwartungen hegen. Ihr angebeteter „Sohn" kommt aber schon in jungen Jahren ins Gefängnis und stirbt dort. Doch die Schwestern, die das für furchtbar ungerecht halten, haben nie

[1]) Kopenhagen 1906, Gyldendals Verlag.
[2]) Junckers Verlag, Stuttgart.
[3]) Gyldendals Verlag, Kopenhagen.
[4]) A. Kohlers Verlag, Berlin.

aufgehört ihn zu lieben, und auf den Schleifen des Kranzes, den sie ihm zu seinem fürstlichen Leichenbegängnisse stiften, steht geschrieben, daß sie ihm nie nur einen Augenblick gezürnt hätten.

Wer die vielseitige Produktion dieser Autorin überdenkt, den wird es schließlich nicht wundernehmen, daß sie auch noch mit Gedichten hervorgetreten ist. Es sind an Zahl nicht viele — aber auch in ihnen findet man ihre besondere Kunst, die tiefsten Empfindungen in einfachste Worte gehüllt, fühlen zu machen.

Man gewinnt den Eindruck, als ob diese Frau über einen unerschöpflichen inneren Reichtum verfügte, aus dem sie ihre Schätze austeilt, froh des Gebens und mit gütigen Händen.

Katharina II. von Russland nach ihren Memoiren.[1])

Von

Margarete Treuge.

Nachdruck verboten.

Die Geschichte erblickt in der Zarin Katharina II. eine der bedeutendsten Frauen auf dem Thron. Ihre Regierung reiht sich — in der Größe und den Richtlinien ihrer Politik — an die Peters des Großen an, als dessen ebenbürtige Nachfolgerin sie angesehen werden kann. Durch ihre Objektivität, ihr Arbeiten mit den realen Mächten des Lebens, die in ihrer Hand höhere Schwungkraft erreichen nicht durch einen wirklichkeitsfremden Idealismus, sondern durch einen spornenden Ehrgeiz und ein unbesiegbares Selbstgefühl, hat Katharina II. sich und ihrem Lande die Stellung geschaffen, die nicht innerhalb der Möglichkeiten ihrer direkten Vorgänger, der Zarin Elisabeth und Peters III., lagen. Daß sie in der Wertung der Historiker stets diese auch unter Herrschern seltene Sonderstellung erhalten hat, ist besonders bemerkenswert bei einer Fürstin, die Friedrich den Großen und Napoleon I. als Zeitgenossen hatte. Der erstere erfüllte bei ihrem Regierungsantritt die Welt mit seinen Taten; Napoleons aufgehender Stern leuchtete in Katharinas Lebensabend hinein. Trotzdem hat sie stets zur Erforschung ihres Wesens, zu psychologischer und historischer Betrachtung gereizt. Der russische Gelehrte Bilbassoff, wohl der beste Kenner dieser Epoche russischer Geschichte, nennt in seinem Werk über Katharina II. 1282 Schriften, die sich mit dem Leben und Wirken der Zarin beschäftigen. Dennoch ist kaum ein einheitliches Bild zustande gekommen. „In Liebe und Haß, in Bewunderung und Verachtung, durch Pamphlet und einseitiges Loben oder Tadeln ist das Bild der merkwürdigen Frau verzerrt worden." (Schiemann.) Indessen sind die verschiedenartigen Auffassungen nicht unwesentlich für die Entstehung eines Gesamtbildes. Was aus der Heterogenität der Urteile deutlich wird, ist das Schwierige und Mannigfaltige im Charakter dieser Frau,

[1]) Erinnerungen Katharinas II. Nach Alexander von Herzens Ausgabe neu herausgegeben von G. Kuntze. Stuttgart 1907. Verlag Robert Lutz, 343 S.

die zu keiner einheitlichen Auffassung kommen läßt, ja, die selbst über den Dualismus in sich im klaren ist und nur über die verschiedenen Seiten ihres Wesens berichten kann, ohne daß sie vermag, sie in Harmonie zusammenzufügen.

Die Darstellung ihrer Erlebnisse und ihres Charakters finden wir in den von ihr verfaßten Memoiren. Sie wurden zum erstenmal im Jahre 1859 von Alexander Herzen in London veröffentlicht, der sie im französischen Urtext wie auch in russischer Übersetzung herausgab. Noch in demselben Jahre erschienen sie auch in deutscher Übertragung. In neuer deutscher Übersetzung ist jetzt eine Ausgabe veranstaltet, die dieses interessante Werk den Deutschen aufs neue zugänglich macht. Da Herzen nicht das Originalmanuskript besessen, sondern nur nach einer Abschrift die Ausgabe veranstaltet hat, und die Abschriften dieser allzu aufrichtigen Aufzeichnungen selbst geheime, verbotene und abenteuerreiche Wege wandern mußten, ehe sie in die Öffentlichkeit gelangten, so mußten der Glaubwürdigkeit zunächst Zweifel begegnen. Diese Zweifel sind von den Forschern aufgegeben worden, nachdem Sybel als einer der ersten in Deutschland Beweise für die Echtheit der Aufzeichnungen beizubringen trachtete. Am deutlichsten sprechen diese für sich selbst. Die intime Kenntnis der Ereignisse am Hofe deuten zum mindesten auf eine sehr eingeweihte und in der nächsten Umgebung der Zarin Elisabeth und des Großfürsten lebende Persönlichkeit hin. Bilbassoff hat den Nachweis geliefert, daß sich zu der Zeit, da die Aufzeichnungen entstanden sind, Parallelen dazu in Katharinas Briefen finden. Und abgesehen von diesen direkten Übereinstimmungen offenbaren sich Stilähnlichkeiten mit den andern Schriften Katharinas, die den Gedanken einer Mystifikation unglaublich erscheinen lassen, derselbe esprit, ähnliche Wendungen, daneben dieselbe Lebensauffassung finden sich in den Memoiren wie in den Briefen.

Eine andere Frage ist die nach der inneren Glaubwürdigkeit und dem daraus resultierenden Quellenwert der Aufzeichnungen Katharinas. Von großer Bedeutung sind sie durch die genaue Sachkenntnis, durch die Beobachtung der kämpfenden Mächte am bewegten Petersburger Hof in der Zeit um 1750, und durch eine treue Darstellung des Kulturmilieus, die bisweilen mit selbstverständlicher Zustimmung, dann aber auch in erkennender Ironie gegeben wird. Dieser Wert der historischen Treue wird — wie bei jedem Memoirenwerk, das zur Veröffentlichung bestimmt ist — eingeschränkt durch die Absicht des Verfassers, einer bestimmten vorgefaßten Meinung Ausdruck und Anerkennung zu schaffen. Diese Eigenschaft teilt es mit den Werken der großen Staatslenker, — Friedrichs II., Bismarcks —, die die Sprache dazu benutzten, um „ihre Gedanken zu verbergen," und die stets die Kunst klug gewählter oder weise verschwiegener Worte in die Reihe ihrer genialen Fähigkeiten einfügten. Ganz in diesem Sinne sind auch Katharinas „Erinnerungen" einseitig: wohl niemals in direkt falschen Darstellungen, sondern im Verschweigen und in der Färbung. So dienen sie weniger der Geschichte als der Biographie Katharinas und der psychologischen Forschung, denn hauptsächlich das Interesse für die rein menschlichen Züge im Wesen der Herrscherin wird durch die Aufzeichnungen geweckt.

Die Abfassung der Memoiren fällt in eine bedeutend spätere Zeit als die dargestellten Erlebnisse. Die verblaßte Erinnerung muß bisweilen als Entschuldigung dienen; es werden Ereignisse zum Vergleich herangezogen, die mehr als 20 Jahre später stattgefunden haben, so daß man die Niederschrift der „Erinnerungen", die selbst die Zeit von 1744 bis 1759 umfassen, in die 80er Jahre des 18. Jahrhunderts

legen kann. Unbedingt aber sind Notizen benutzt worden. Ganz abgesehen davon, daß auch das anerkannt gute Gedächtnis der Zarin nicht so weit zurückreichen und sich unmöglich der zum Teil unbedeutenden Einzelheiten erinnern konnte, scheint mir ein noch viel deutlicheres Kriterium für das mit der dargestellten Zeit Entstandene und Gewachsene dieser Aufzeichnungen in dem Entwicklungsgang zu liegen, den die „Erinnerungen" nehmen. Nur bei einem genauen Anschluß an vorhandene Tagebuchblätter scheint mir eine solche Entfaltung der werdenden Persönlichkeit vor unsern Augen möglich, formal eine derartige Steigerung der Ausdrucksfähigkeit, und inhaltlich ein solches langsames Anwachsen des Machtbewußtseins, ein Auf und Ab der Gefühle von seelischer Differenziertheit bis zu langsamer Verrohung, und dann wieder Eindämmung bei Anlässen, die edlere Aufwallungen hervorrufen, — all dieses kann kaum als künstlich hineingebrachte Konstruktion angesehen werden, um so weniger, als eine letzte glättende Überarbeitung fehlt. Es muß bereits in der Anlage und den ersten Aufzeichnungen begründet gewesen sein. In der Verbindung aber eines überschauenden Rückblicks mit den festgehaltenen Empfindungen impulsiver Augenblicksstimmung besteht vielleicht der Hauptreiz des Werkes, das auf diese Weise den Vorzug des Tagebuchs mit dem der Memoiren vereinigt.

Katharina hat bei Abfassung ihrer „Erinnerungen" unbedingt an Veröffentlichung gedacht. Personenerklärungen werden gegeben, verwandtschaftliche Verhältnisse auseinandergesetzt, bisweilen der Leser angeredet. Hierbei ist eine Erklärung für Katharinas eigentliche Absichten und eine letzte Zweckbestimmung nicht gut möglich. Vielleicht wurde sie getrieben von Eitelkeit, der jener Zeit und ihr selbst ganz besonders eigenen Lust am Schreiben, — vielleicht von einer Vereinigung ihrer beiden hervorstechendsten Eigenschaften: Selbstbespiegelung und Verantwortlichkeitsgefühl, die in ihr inniger verschmolzen sind als es möglich scheint und auf einen Urinstinkt ihres Wesens zurückgeführt werden mögen. Die Aufzeichnungen brechen plötzlich und ohne Abschluß — mitten in einer wichtigen Unterredung mit der Zarin Elisabeth — ab. So erheben sich Fragen nach dem Grund der unterbliebenen Fortführung. Die Erklärung ist möglich, daß Katharina den Gewaltakt ihrer eigenen Thronerhebung nicht zur Darstellung bringen wollte, und um nicht unmittelbar vorher, im Jahre 1762, abzubrechen, den Aufzeichnungen den Charakter des Unvollendeten, Fragmentarischen verlieh. Wir haben darum in den Memoiren nur ihr Leben als Großfürstin, nur Vorstudien zu ihrer eigenen Regierung. Aber alles das, was uns später bei der Kaiserin Katharina Bewunderung ablockt, finden wir hier bereits vorbereitet. Hier ist im Keim enthalten, was dann in die Vollendung trat. Und darum sind diese „Erinnerungen" so wesentlich, weil sie uns zeigen, daß alles, was Katharina wurde, aus eigener Machtvollkommenheit entsprang und in ihren eigenen Anlagen begründet war. In dieser Perspektive gesehen, lassen sich einzelne Punkte der Memoiren besonders bewerten.

* * *

Katharina, die erst nach ihrem Übertritt zur griechisch-katholischen Kirche diesen Namen empfing, kam als fünfzehnjährige Prinzessin Sophie von Anhalt-Zerbst mit ihrer Mutter nach Rußland, um hier mit dem Großfürsten Peter vermählt zu werden, den die regierende Zarin Elisabeth zu ihrem Nachfolger bestimmt hatte. Bei ihrer Übersiedlung nach Rußland setzen ihre Aufzeichnungen ein. Elisabeth wünschte eine frühzeitige Verheiratung des damals 17jährigen Thronfolgers, da sie durch Fort-

ſetzung dieſes Stammes, der mütterlicherſeits dem Hauſe Romanow angehörte, ihre eigene Herrſchaft zu befeſtigen und andere gefürchtete Prätendenten zum Schweigen zu bringen hoffte.

Eine deutſche Prinzeſſin erſchien für ihre Pläne am geeignetſten, ſo hatte ſie zuerſt die Schweſter des Preußenkönigs Friedrichs II. als ſpätere ruſſiſche Kaiſerin erhofft, der König aber wollte weder dieſe noch eine andere preußiſche Prinzeſſin „aufopfern", indem er ſie nach Rußland vermählte, er wußte auch eine Verbindung mit einer ſächſiſchen Prinzeſſin aus politiſchen Gründen zu hintertreiben.

So mußte die jugendliche Sophie von Anhalt-Zerbſt die nicht beneidete Rolle übernehmen. Von Anfang an führt ſie dieſelbe mit Geſchick und ohne jedes überflüſſige sentiment durch. Sie erkennt ſofort, daß ſie in der neuen Heimat nicht mit Liebe empfangen, ſondern mehr als notwendiges Übel betrachtet wird. Die Kaiſerin ſcheint für ſie keine Zuneigung zu empfinden, ſie hat ihr gegenüber nur Gleichgültigkeit oder inſtinktive Abneigung, die ſich mit der zunehmenden Macht Katharinas in perſönlichen Neid und politiſche Furcht wandelt. Die jugendliche Großfürſtin iſt gebunden an einen halb kindiſchen, unerzogenen Gatten, der dem Trunk ergeben iſt, in Spielereien mit Puppen und Bleiſoldaten ſeinen Witz erſchöpft und offen vor ihren Augen ſeine Maitreſſen hält, ja, in ſeinen vielfachen Liebesaffären von Katharina Rat und Hilfe erhofft. Immer wieder finden ſich Äußerungen über ihr troſtloſes Milieu, die elenden Behauſungen, den Geldmangel, die unwürdige Behandlung, der ſie ausgeſetzt iſt. Sie iſt häufig krank, in ziemlich regelmäßigen Abſtänden kommt ein Bericht darüber — faſt immer ſind es Halsentzündungen, Zahnſchmerzen oder ähnliche Krankheiten, die eine Folge der ungewohnten Winterkälte ſind. Es iſt der Prozeß des körperlichen und geiſtigen Akklimatiſierens, den wir in den Memoiren verfolgen können.

Umgeben iſt die Großfürſtin nur von den Kreaturen der Zarin und des allmächtigen Miniſters Beſtuſcheff. Ihr Wohlgefallen an einer ihrer Hofdamen oder einige Vertrautheit mit ihr genügt, um dieſe Perſönlichkeit aus ihrer Umgebung zu entfernen, bei irgend welchen Verdachtmomenten ſogar in die Verbannung zu ſchicken, und ſo kommt Katharina ſchließlich dazu, die ihr perſönlich unangenehme, ja durch Bosheit und Klatſchhaftigkeit verhaßte Madame Tſchoglokoff, nur weil ſie ihr ergeben iſt, als „Freundin" zu bezeichnen, was ſie jedoch nicht daran hindert, über deren fatale Eigenſchaften weiter ausführlich zu berichten. Für Katharina gibt es in dieſer Zeit eben nur den Unterſchied zwiſchen „Freundin" und „Argus". Sicher iſt dieſe ganze Darſtellung mit einſeitiger Hervorhebung der Schattenſeiten gegeben. Aber eben ſo ſicher iſt es, daß eine große Vereinſamung und das Gefühl des Verlaſſenſeins die Fürſtin überkam, ſo daß ſie für jede Annäherung empfänglich und bereit ſein mußte. Sie iſt von Natur lebensvoll und geſellig, aber ſie ſchreibt: „Ich fing an, eine große Neigung zur Melancholie zu ſpüren, ich fühlte mich ſchrecklich einſam." Doch allmählich beginnt ſich die energiſche und mit allen Herrſcherinſtinkten genial begabte Natur Katharinas durchzuſetzen. Ihre Ausdrücke modifizieren ſich nach der Richtung hin, daß ſie der ſteigenden Bedeutung der Großfürſtin gerecht werden. Sie erfährt nicht mehr „ſchlechte" oder „unwürdige" Behandlung ſondern „Ungnade", — ja, die Zeit iſt nahe, daß ſie ſelbſt bereits Ungnade erzeigt. Dieſe Umwandlung ihrer Stellung am Hofe offenbart ſich vor allem nach der Geburt des Großfürſten Paul. Die Geburt eines Sohnes war ihr direkt zur Pflicht gemacht worden, denn dieſer ſollte aufs neue die

von Elisabeth bestimmte Thronfolge befestigen. Mit großer Offenheit wird die intime Frage zwischen den Frauen verhandelt. Da das eheliche Verhältnis zwischen Peter und Katharina bereits ganz zerrüttet ist, wird ein Günstling der Vater ihres ersten Sohnes. Sofort nach der Geburt wird ihr dieser Sohn genommen, aber ihre politische Position ist nun eine viel günstigere und wird von ihr mit Klugheit ausgenutzt. Jetzt tritt die veränderte Stellungnahme zu dem allmächtigen Bestuscheff ein, der sich vollständig auf Katharinas Seite stellt und ihre machtvolle Zukunft damit anerkennt. Es folgt ihre Einmischung in die Handlungen Apraxins, des Befehlshabers der russischen Truppen im siebenjährigen Krieg, der — wohl im Hinblick auf der Kaiserin Elisabeth schwere Erkrankung — die Truppen eigenmächtig zurückzieht, um mit Hilfe derselben den Großfürsten Paul als Zaren auszurufen. Da aber Elisabeth noch einmal gesundet, wird Apraxin gestürzt und zieht Bestuscheff in seinen Sturz hinein, auch Katharina wird mit in die gefährliche Angelegenheit verwickelt. In allen Ereignissen der Folgezeit, die zum Teil nur gestreift werden, zeigt sich der Einfluß Katharinas, sie alle deuten auf vollständige Lossagung vom Großfürsten hin, eine Lossagung, die zum direkten Messen der Kräfte führen mußte, sobald aus diesem geistig Unebenbürtigen ein Rivale im Machtkampf werden würde.

Damit ist der Inhalt des Werkes in ganz großen Zügen skizziert. In den Ausblicken auf Zukünftiges im Leben der Kaiserin liegt der tiefere Reiz des Buches. Nicht immer sind die Anspielungen direkt und bewußt, oft ist es nur ein leises Andeuten zwischen den Zeilen, oft ein der Verfasserin selbst unbewußtes Hinweisen auf Neigungen und Gesinnungen, das das anmutvolle Spielen ihres Geistes zeigt. Denn Katharina II. ist eine geistvolle Frau, überall offenbart sie scharfe Beobachtungsgabe, ihr Stil ist voll höchster Lebendigkeit, überraschend sicher sind einzelne Bemerkungen. Ohne Illusion erkennt sie z. B. die isolierte Stellung des Herrschenden, „dessen Freundschaft durch seine hohe Stellung ebenso nutzlos als unsicher ist". Treffend ist ihre Bemerkung über die Fremden — insonderheit die fremden Gesandten in Rußland. „Was die Fremden betrifft, so betrachte ich Rußland überhaupt als einen Probierstein des Verdienstes, und wer in Rußland Erfolge hat, kann sicher sein, in ganz Europa Erfolg zu haben." Man denkt bei diesem Ausspruch, der durch das kritische Verhalten der Russen gegenüber den Ausländern näher begründet wird, an Bismarcks ähnliches Urteil, der auch in seinem russischen Gesandtenposten den „Probierstein seines Erfolges" erblicken konnte.

Die Aufzeichnungen geben, über den Rahmen persönlicher Erlebnisse hinaus, ein getreues Bild der Kultur — oder Unkultur — des russischen Hofes. Sittenlose Zustände und Vernachlässigung jeder Hygiene und Sauberkeit werden uns vorgeführt. Großfürst Peter z. B. weigert sich, ein Bad zu nehmen, weil er das noch nie getan hat und für gesundheitschädlich hält. Unbildung, Unwissenheit und wilder Aberglaube herrschen an diesem Hofe. Wohl in bewußter Kontrastwirkung steht daneben der Großfürstin eigenes Bemühen, ihre Bildung zu erweitern. Ihre Lektüre zeugt von einem ernst gerichteten Geiste. Sie liest Bayle und Montesquieu, Tacitus und Cicero, sogar Plato. Auffällig ist das Fehlen deutscher Bücher. Die Werke der klassischen Dichtung Deutschlands, die zum großen Teil in ihre Zeit fielen, sind ihr auch später — sie erwähnt in Briefen das Gelesene — unbekannt geblieben. Das bedeutet nicht eine Abwendung von der schönen Literatur überhaupt, denn die Kaiserin selbst verfaßte Dramen und Märchen, auch nicht eine willkürliche Abwendung von der geistigen Kultur

ihres Vaterlandes, sondern eine innere Geistesverwandtschaft mit der französischen Aufklärung, deren Ideen sie vollständig in sich aufgenommen hatte. Brückner, ihr deutscher Biograph, schätzt ihre geistige Bildung richtig ein, wenn er sagt, daß diese bei vielseitigem Wissen und unaufhörlichem Streben mehr in die Breite als in die Tiefe ging. Ihre Welt war die Encyklopädie, sie selbst der Zögling Diderots und Voltaires.

Besonders ist in ihr die Fähigkeit ausgebildet, Personen ihrer Umgebung zu charakterisieren, einseitig aber scharf zu beleuchten. Wenn man dabei alles streicht, was Haß oder Liebe hinzugetan haben, so bleibt dennoch ein höchst lebendiges Bild, das besonders in der Darstellung der Kaiserin Elisabeth und des Großfürsten fesselt, der natürlich nicht geschont wird. Am höchsten ausgebildet ist diese Kunst der Beobachtung und psychologischen Analyse in der Darstellung ihres eigenen Wesens. Der Charakter Katharinas ist interessant durch die Mischung, das scheinbar unmögliche Zusammenstehen der einzelnen Wesenszüge. Sie ist von unbedingt adeliger Herkunft der Seele, sie besitzt innere Vornehmheit, die sich instinktiv abwendet von niedriger Gesinnung oder Handlungsweise und die gerade durch diese selbstverständliche Ablehnung ihren Gatten ständig reizt, der schon durch den verwunderten Blick ihrer grauen Augen in Zornausbrüche geraten kann. Seelengröße, Hochhaltung des einmal gegebenen Worts sind ihr eigen, vor allem unbeugsamer Stolz und die stark ausgeprägte Furcht davor, bedauert oder bemitleidet zu werden. So durch ihre Anlage mit den Prätentionen einer fordernden Natur ausgestattet, scheint das äußere Geschick sie ganz auf Demut und Unterwürfigkeit stellen zu wollen. Arm, mit Mangel an den notwendigsten Dingen, kommt sie an den prunkhaften Hof Elisabeths. Nur durch vollständige Anpassung scheint sie sich erträgliche Lebensmöglichkeiten schaffen zu können, und so müssen die Künste der Verstellung und Schlauheit sich immer deutlicher ausbilden. Katharina gibt uns eine Menge von Beispielen dafür, wie sie die Personen durchschaut, überlistet, umgarnt, ihre scharfe Menschenkenntnis in den Dienst des eigenen Vorteils stellt und durch Rücksichtnahme und Freundlichkeit ihre Umgebung für sich zu gewinnen trachtet: „Ich sah mit Vergnügen, wie ich von Tag zu Tag die Zuneigung des Publikums gewann, das mich als ein interessantes Kind betrachtete, dem es nicht an Geist fehle. Meiner Mutter bewies ich die größte Achtung, der Kaiserin unbedingten Gehorsam, dem Großfürsten viel Rücksicht und suchte mit unermüdlichem Eifer die Zuneigung des Volkes zu gewinnen.“ Aber spannend ist es, zu beobachten, wie sich auch in diesem Streben ihre Ausdrucksfähigkeit erweitert und dem glatten, zugleich nichts- und vielsagenden Hofton anschmiegt. Als sie von der Kaiserin Elisabeth ein „schäbiges“ Schmuckgeschenk erhalten hat und nach ihrer Ansicht über dasselbe ausgeforscht wird, findet sie sofort die Antwort, daß „sie alles, was sie aus den Händen Ihrer kaiserlichen Majestät empfange, gewohnheitsmäßig als unschätzbar betrachte.“

Aber ein derartiges Verhalten, vor allem ein absichtliches Hintenansetzen der eigenen Person, mußte in ihr eine innerliche Unbefriedigung hervorrufen, die sich in einem durchgängigen Dualismus ihres Gefühlslebens offenbarte. Sie neigt zu Schwermut und Trübsinn und hat dennoch die Fähigkeit zu Frohsinn und Übermut. Kaum ist sie aus dem allergefährlichsten Bannkreis der Kaiserin, so heißt es: „Wir taten wirklich den ganzen Tag nichts als lachen und fröhlich sein.“ Mit Schwäche und seelischer Verzagtheit, die sich in immerwährenden Nervenzufällen äußert, vereinigt sie größte Energie; sie ist eigenartig in Auffassung der Dinge und Menschen und dennoch

konventionell. In ihr sind stark männliche Züge ausgeprägt, sie steht in Oranienbaum um drei Uhr morgens auf, kleidet sich selbst in Männerkleider und schießt den ganzen Vormittag Enten im Schilf, während der Großfürst später nachkommt, „da er Frühstück und weiß Gott was sonst noch nötig hatte," und während sie so durch ihre Schneidigkeit Bewunderung bei ihrer Umgebung hervorruft, entzückt sie daneben durch echt weiblichen Charme und graziöse Koketterie. Sie ist großmütig und boshaft, voll ernsten Pflichtgefühls und leichtherzigster Vergnügungssucht, — ein Charakter, dessen einzelne Züge sich antithetisch gegenüberstehen und auf keine Formel bringen lassen, für den Katharina, freilich mit starker Unterstreichung ihrer guten Seiten, die Lösung zu finden sucht: „Ich war mit einem großen Feingefühl und einem zum mindesten interessanten Äußeren von der Natur ausgestattet. Mein Charakter war von Natur äußerst anschmiegend und nachsichtig. Ich war ein freimütiger und biederer Kavalier, dessen Geist mehr vom Manne als vom Weibe hatte. Und doch war ich nichts weniger als ein Mannweib. Man fand in mir zugleich mit dem Geiste und Charakter eines Mannes die Reize einer sehr liebenswürdigen Frau." — In ihr lagen alle Möglichkeiten des Steigens und Fallens, und so wird in den Memoiren neben der wachsenden Sicherheit ihres Selbstgefühls und der Erkenntnis des eigenen Wertes zugleich eine steigende innere Roheit deutlich. Die eigene Gebundenheit drückte auf diese aktive Frau und lenkte ihre Tatenlust wenig würdigen Gegenständen zu: so wenn sie von der „scherzhaften" Durchpeitschung Leon Narischkins, eines Adligen ihrer Umgebung, berichtet, sich gegen ihre Dienerschaft in Zornausbrüchen ergeht und mit Schlägen droht. Ihre Sittenlosigkeit nimmt zu: „Ich sah, daß ich gefiel, und wenn man gefällt, ist der erste Teil der Verführung schon vollzogen, und der zweite kommt leicht hinzu." Nicht nur, daß sie dem ersten Geliebten, Soltikoff, bald den zweiten, Poniatowski, folgen läßt, auch die Darstellung dieses zweiten Verhältnisses ist anders gehalten. Sie wird frivol und gemein.

Aber während Katharina als sittlicher Charakter in der absteigenden Linie begriffen ist, bleibt sie in ihrer politischen Einsicht, ihrem geistigen Arbeiten auf gleicher Höhe. Ihr Herz mag von Liebe oder Unruhe, Einsamkeit oder Leidenschaft erfüllt sein, stets bleibt ihr die gleiche innere Beteiligung an sämtlichen Geschehnissen, die den Staat angehen. Sie verfolgt mit brennendem Interesse den Gang des siebenjährigen Krieges, erledigt die Geschäfte Peters, die sie durch Klugheit ihm entwunden hat, und greift in die Angelegenheiten Holsteins ein, dessen Herzog Peter III. ist.

So ist alles Erleben in den ersten Jahren ihres Aufenthalts in Rußland nur dazu angetan, alle die Eigenschaften in ihr groß zu ziehen, die Befriedigung ihrer hochgerichteten Wünsche und Losreißung aus der schmachvollen Lage zu gewähren versprachen; ihr Ehrgeiz wird aufs höchste gespannt, er allein „hielt sie schon an dem trüben Tage ihrer Vermählung aufrecht", und ihre Genialität weist diesem Ehrgeiz das einzig mögliche Ziel: „Im Grunde meines Herzens fühlte ich ein geheimes Etwas, welches mich nie einen Augenblick zweifeln ließ, daß ich früher oder später souveräne Kaiserin von Rußland in eigener Machtvollkommenheit werden würde."

Zunächst erkennt sie, daß sie sich die Zuneigung des russischen Volkes gewinnen muß, um sich zur Herrschaft über dasselbe aufzuschwingen. Es sind keine Humanitätsideen oder Gedanken von Volksbeglückung in diesem Streben zu erblicken. Während die Memoiren im übrigen gern beim Detail verweilen und genaue Beschreibungen

einzelner Personen, Schlösser und Gewänder liefern, sind keine Eigenart des russischen Volkslebens, der russischen Landschaft oder Charakterzüge der Rasse wiedergegeben. Denn die Russen interessieren sie nicht als ihr neues Volk, dessen Nationalität sie innerlich zu der ihren machen möchte und dessen Eigentümlichkeiten sie zu ergründen und zu teilen bereit wäre. Nie hat sie sich in diesem Sinne als Russin gefühlt; stets ist sie der Abstammung nach eine Deutsche und ihrer Bildung und Geistesrichtung nach der Zögling der französischen Aufklärung gewesen. Aber als angehende Beherrscherin des Russenvolkes ist sie bestrebt, sich äußerlich vollkommen demselben anzupassen und dadurch Zuneigung zu gewinnen. Schnell und leicht lernt sie die russische Sprache, die sie jedoch nur für den „Staatsgebrauch" hat und niemals gegen das Französisch ihrer Memoiren und Briefe eintauschte. Nach ihrem Übertritt zur griechisch-katholischen Kirche erblicken wir die Freundin Diderots und Voltaires unter der gläubigen Menge in der Messe. Und sie, die in ihren Briefen ganz im Geschmack der damaligen Zeit über religiöse Fragen geistreich spöttelt, hält die ganze Fastenzeit inne, dieses strenge Gebahren dem Großfürsten mit den Worten erklärend „sie könne nicht anders". Sehr bezeichnend für ihre Auffassung der offiziellen Religion ist eine Bemerkung aus ihrer Feder: als der Priester sie bei der Beichte fragt, ob sie an Gott glaube, hält sie das für eine wunderliche Frage und sagt ihm statt einer Antwort „tout le Symbole" her.

An der äußeren Identifizierung mit dem Russentum hat Katharina II. während ihrer ganzen Regierung festgehalten. Hier liegt das Geheimnis ihres beispiellosen Erfolges und zugleich der fundamentale Gegensatz zu ihren sämtlichen Vorgängern seit der Zeit Peters des Großen. Namentlich die letzten Herrscher, Elisabeth und Peter III., handeln beide nach persönlichen Impulsen. Katharina allein hat ein Programm. In Elisabeths Regierung fehlten die großen Gesichtspunkte, ihre Einmischung in den siebenjährigen Krieg war hauptsächlich aus persönlichem Haß gegen Friedrich II. hervorgegangen, ohne Notwendigkeit oder großen Vorteil für Rußland selbst. Denn der einzige, im glücklichen Fall des Sieges dabei mögliche Gewinn, die Erwerbung Ostpreußens, hätte den Konflikt zwischen Russen und Deutschen im Zarenreiche, der seit Erwerbung der Ostseeprovinzen bestand, nur erhöht. Katharinas Gemahl Peter III. ließ sich von ebenso einseitigen persönlichen Sympathien nach der entgegengesetzten Seite treiben. Seine Verehrung für Friedrich den Großen und die im preußischen Sinn eingeführten Reformen des Zaren, der im Dezember 1761 nach Elisabeths Tode den Thron bestieg, machten ihn bei den Russen verhaßt. Es ist der tragische Zug in seinem Geschick, daß ihm nicht seine Degeneration und Verächtlichkeit sondern seine wenigen edleren Eigenschaften den Untergang bereiteten. Seine Abneigung gegen die Russen, die sich mit der Verehrung des Preußenkönigs verband, und seine Anhänglichkeit an das Luthertum werden in Katharinas Memoiren mit seiner Trunksucht und seinen kindischen Spielereien ungefähr auf eine Stufe gestellt, denn sie hat die beiden Angriffspunkte seiner Regierung deutlich erkannt und in ihren Aufzeichnungen scharf herausgearbeitet. Durch seine Vorliebe für das preußische Heer entfremdete er sich seine Garden, die sich nach einem energischen Herrscher ihrer Partei sehnten, deshalb mußte der Aufstand gegen ihn besonders eine militärische Bewegung werden. Durch seine Abneigung gegen die griechisch-katholische Lehre und namentlich durch die Einziehung der Kirchengüter für den Staat erregte er den Haß der Geistlichkeit, von der man erwarten konnte, daß sie gleichfalls der Thronerhebung eines treuen Mitglieds ihrer

Kirche zustimmen und bei einer derartigen Umwälzung selbst einen Gewaltakt sanktionieren würde.

In diesen beiden Mächten — Kirche und Heer — mußte Katharina ihre natürlichen Bundesgenossen erblicken, die ihrem Ehrgeiz zu dienen hatten. Alle Aussprüche dieser sich immer deutlicher Bahn brechenden Erkenntnis in den Memoiren geben sich als Vorspiel der Ereignisse des Juli 1762. Es wirkt merkwürdig, daß Katharina II. von den Russen mehr wie eine der Ihren angesehen wird als Elisabeth, die Tochter Peters I., und der mütterlicherseits von dem großen Zaren abstammende Peter III. Demgegenüber darf man ihr Zusammenhalten mit den großen Kulturmächten nicht übersehen, sondern muß an das Urteil denken, in das Schiemann die Wirksamkeit der Zarin zusammenfaßt: „Das Wesentliche war doch, daß Katharina die russische Politik so tief mit den allgemein europäischen Interessen zu verflechten wußte, daß fortan eine Lösung des einmal geknüpften Zusammenhangs nicht mehr denkbar war. In diesem Sinne hat sie das Werk Peters des Großen zu Ende geführt und endgültig gefestigt."

Die Rolle, die Peter in den Plänen der Großfürstin spielt, ist in den Memoiren deutlich vorgezeichnet. In der ersten Zeit identifiziert sie sich in allen Staatsangelegenheiten mit ihrem Gemahl. So ablehnend und fast feindselig sie sich ihm gegenüber in allen Fragen der persönlichen Lebensgestaltung verhält, so gemeinsame Sache macht sie mit ihm in betreff der Regentschaftsfragen, denn bis zur Geburt ihres Sohnes ist ihre einzige Berechtigung am russischen Hofe nur die als Gattin des Großfürsten. Als Mutter des neuen Thronfolgers, der neue Wünsche und Hoffnungen in allen erregt, die mit den Neigungen und Absichten Peters unzufrieden sind, isoliert sie sich, wagt es, ihre eigene Sache von der des Gemahls zu trennen und das Gegensätzliche ihrer Naturen und namentlich ihrer Regierungsansichten überall pointiert zur Geltung zu bringen. Diese neue Stellungnahme — gar nicht explosiv oder mit inneren Kämpfen verbunden, sondern mit der Sicherheit des Instinkts vollzogen — ist in den Memoiren meisterlich dargestellt. Am Anfang derselben, aus der Zeit, da sie nur als treuergebene Genossin Peters Sicherheit gewinnen konnte, heißt es: „Ich beschloß, das Vertrauen des Großfürsten so viel als möglich zu bewahren, damit er mich wenigstens als eine ihm ergebene Person betrachte, der er ohne Scheu alles sagen konnte." Das neue Programm lautet: „Ich erkannte, daß, wenn ich die Schicksale des Großfürsten teilte, ich mit ihm oder durch ihn zugrunde gehen würde. Oder ich wandelte meine eigene, von allen Ereignissen unabhängige Bahn und rettete dadurch mich selbst, meine Kinder und vielleicht auch den Staat aus dem Schiffbruch, dessen Gefahren alle physischen und moralischen Eigenschaften des Prinzen voraussehen ließen. Das letztere schien mir das sicherste."

Diese Worte zeigen den Wendepunkt ihrer Politik an. In ihnen liegt die Vorbereitung zu den Ereignissen der Folgezeit, die in den Memoiren keine Darstellung mehr gefunden haben: zu der Palastrevolution im Juli 1762, wenige Monate nach Peters III. Regierungsantritt, zu Katharinas Thronerhebung und der unmittelbar darauf erfolgten Ermordung des gestürzten Zaren. Die letzten Kapitel der Erinnerungen sind erfüllt von fiebernder Erwartung und angespannter Kampfbegierde und obwohl in ihnen weniger von äußerlich bedeutsamen Geschehnissen die Rede ist, als in vorangegangenen Abschnitten, offenbaren sie doch am deutlichsten diese Frau als das politische Genie. Sie setzt ihr Geschick auf eine Karte, freilich nachdem vorher alle Möglich-

keiten des Erfolges und Mißlingens geprüft sind; ein Beispiel ist der mustergültige Brief an Elisabeth, dessen Inhalt uns zum Schlusse mitgeteilt wird. Sie kann vor der augenblicklich wichtigsten Entscheidung ihres Lebens ruhig schlafen, sie verbraucht nicht unnötige Kräfte, sie sammelt alle für die Entscheidung, und sie schreckt niemals vor letzten Entscheidungen zurück. Hier werden wir mit deutlicher Grausamkeit auf den für Peter tragischen Ausgang dieses Machtkampfes hingewiesen. Eine Untersuchung darüber, wieweit Katharina an diesem letzten Gewaltakt beteiligt gewesen ist, würde zu weit führen. Ganz sicher ist die Ermordung durch Alexei Orloff ohne Befehl der Kaiserin verübt worden, aber ebenso liegt auch die Vermutung nahe, daß Orloff der Zustimmung Katharinas gewiß sein konnte, nachdem die Tat geschehen war. Die Memoiren der Fürstin Daschkow, deren bedeutendster Teil als wertvolle Beigabe den „Erinnerungen" Katharinas hinzugefügt ist, beweisen in diesem Punkte überhaupt nichts, da sie von der stark interessierten Teilnehmerin der ganzen Verschwörung in einseitiger Parteinahme abgefaßt sind.

* * *

Aus der Art, wie die kleine, unbekannte Prinzessin von Anhalt-Zerbst ihren Weg machte und sich zur „Herrscherin aller Reußen" erhob, hat man ihr gewisse Züge des Parvenüs auf dem Thron, des Emporkömmlings, nachweisen wollen. Selbst ihre Reformen in der Staatsverwaltung, die sich nach allen Richtungen hin erstrecken, hat man aus dem Unhistorischen, Untraditionellen ihrer Erhebung erklären wollen, namentlich aber die zwangloseren Formen ihres Hoflebens und die Leichtigkeit, mit der sie sich über herrschende Etikette hinwegsetzte. Mir scheint es, als ob die echt menschlichen Züge, die sie bis an ihr Ende bewahrte, die Rücksichtnahme gegen Untergebene, die Aufhebung der despotischen Formen bei Hofe und die Fähigkeit, auch Widerspruch und Tadel zu ertragen, mehr eine Folge ihrer seelischen Eigenart als ihrer Herkunft gewesen sind. Die Macht stärkte ihren Edelsinn und erstreckte über ihre ganze Umgebung das Glücksverlangen ihrer eigenen eudämonistischen Natur. Auf dem Gebiete der Politik aber ist sie ganz Herrscherin, das Prinzip, nach dem sie ihre Regierung fügt, der Machtgedanke. Nicht dem Volke dient sie, sondern dem Staat; ebenso wie Friedrich der Große war auch Katharina nur des Staates erster Diener. Ihr Verdienst war es, zu erkennen, daß nur durch Hebung der einzelnen Volksklassen eine Hebung des machtvollen Staatsgebildes entstehen kann. Sie ist im russischen Reiche der eigentliche Vertreter des aufgeklärten Absolutismus, und allen revolutionären Umwälzungen setzte sie ihr Wort entgegen: „Je suis aristocrate, c'est mon métier", ganz parallel ihrer Auffassung in den Memoiren, in denen sich neben Anerkennung der Aufklärungsschriften Ausbildung des eigenen absolutistischen Programms findet. An dieser Selbstregierung hat auch das Günstlingssystem, das sich in der Folgezeit immer mehr ausbildete, nichts wesentliches ändern können. Die Stellung, die ihre Favoriten einnehmen, ist gleichfalls durch das dargestellte Verhältnis zu Soltikoff und Poniatowski in den Memoiren vorgezeichnet. Ihre weiblichen Gefühle vermögen sich etwas zu modifizieren, zu verfeinern oder zu vergröbern, ihre Stellung als Herrscherin wird dadurch nicht beeinflußt. Und dieser in ihrer Anlage begründeten Möglichkeit einer Trennung zwischen der Frau mit ihren erotischen Bedürfnissen und der Fürstin mit ihrer unverletzlichen Souveränität mag es zugeschrieben werden, daß sie bei allem sittlichen Verfall die achtunggebietende, hoheitsvolle Herrscherin blieb.

Bei der Betrachtung dieser Persönlichkeit scheint mir die Theorie unanwendbar, daß nur gleichmäßige Befriedigung seelischer und geistig-intellektueller Instinkte die Leistungsfähigkeit der Frau zu steigern vermag. Denn diejenigen, die die Befriedigung weiblich-liebebedürftiger Stimmungen als Voraussetzung alles großen Könnens hinstellen, werden wohl kaum geneigt sein, Katharinas stark erotischen Zug irgendwie vorbildlich zu finden. Dieser wirkt entgegengesetzt ihrer Herrscherpersönlichkeit, erniedrigt sie in demselben Maße wie ihre Arbeit für den Staat ihre Persönlichkeit steigert. Katharina II. bildet hier den interessanten Gegensatz zu Friedrich II., mit dem sie sich — wenigstens am Anfang ihrer Regierung — in der Auffassung ihres Berufs in vielen Punkten berührt. Während bei ihm das Interesse für den Staat alle andern Regungen des Herzens aufgezehrt zu haben scheint, erscheint die Psyche Katharinas II. derart, daß sie die Liebe gewissermaßen als Entlastung in ihrer angestrengten Tätigkeit, eine Art des Ausruhens, braucht, nicht aber als Lebenssteigerung und Erhöhung der eignen Persönlichkeit betrachtet. Daher zeigt die Art, in der sie den jeweiligen Geliebten empfindet und stets in ihm den augenblicklich „schönsten Mann" sieht, eine Konvenienz der Auffassung, die nicht mit ihrem übrigen eigenartigen Erfassen der Dinge übereinstimmt.

Auch ihre Mutterinstinkte erscheinen verkümmert. Das ist nicht verwunderlich, da ihr die Kinder sofort nach der Geburt von der Zarin Elisabeth genommen werden und Katharina niemals ein dauerndes und vertieftes Liebesempfinden mit dem Vater des Kindes verbindet. Die Gefühle für ihren Sohn Paul und die Tochter, von deren Geburt wir noch in den Memoiren erfahren, werden vergeblich von ihr etwas aufgestutzt. Wir wissen aus der Folgezeit, daß diese Gefühle dann schon bei der Thronbesteigung Katharinas verblaßt sind, da sie mit ihren ehrgeizigen Wünschen in Konflikt geraten, als einige Verschwörer den Großfürsten Paul zum Zaren erheben wollen. Die immer größer werdende Entfremdung zwischen Mutter und Sohn, der schließlich an ihrem Hofe eine ähnliche unwürdige Rolle spielt wie seinerzeit Großfürst Peter unter Elisabeth, offenbart uns, daß bei ihr alle Gefühle sich einfügen müssen in die Hauptintention ihres Lebens, d. h. Herrschens. Ja, vielleicht haben wir hier den Schlüssel ihres Wesens: ganz entgegengesetzt einer Erklärung, die Großtaten des Geistes auf einer allgemein-harmonischen Gesamtpersönlichkeit aufbauen will, müßte die Erreichung ihres Ziels in einer glänzenden Einseitigkeit erblickt werden. Ihre unvergängliche Leistung besteht darin, daß es ihr gelang, durch diese Einseitigkeit den Dualismus ihres Wesens zu überwinden, ihre Selbstbespiegelung und naive Selbstvergötterung durch ein hohes Verantwortlichkeitsgefühl zu disziplinieren, und so ihr Lebenswerk — Hebung ihres Landes und Befestigung desselben unter den europäischen Großstaaten — zu beenden.

Gasthausreform: eine Frauenarbeit.

Von

Martha Strinz.

Nachdruck verboten.

Wir sind in der Reisezeit; daher ist mein Thema zeitgemäß, der Jahreszeit gemäß. Uns allen, die wir Wald, Meer, fremde Städte und ihre Kunst gesucht haben, ist auch eine unangenehme Begleiterscheinung des Reisens wieder fühlbar geworden. Ich meine das Hotel- und Gasthauswesen.

Leute mit robusteren Nerven und größerem Geldbeutel mögen fragen, was ich an unserem hochentwickelten Hotelwesen auszusetzen habe, das uns „Hotels I. Ranges, ausgestattet mit allem Komfort der Neuzeit“ auch am entlegensten Winkel wie Pilze aufschießen läßt, sobald seine bisher geheimen Reize bekannter geworden sind. Von den mit dem Hotel als solchem verbundenen Übeln: dem Lärm, der Allgemeinheit in jeglichem Ding will ich nicht reden. Nur von der Atmosphäre. Die bleibt unangenehm. Jeder Gast ist Ausbeutungsobjekt. Die Inhaber und Angestellten scheuen sich auch kaum mehr, das gröblich zu zeigen. Trinkzwang, Weinzwang. Ein Glas frischen Wassers als pöbelhaft verpönt und bei Tisch überhaupt nicht zu haben. Das Zimmer kostet so und soviel. Schön. Aber Beleuchtung, Bedienung — „wird extra berechnet“. Bei der Abreise wird von mindestens sechs Seiten auf deine Freigebigkeit gerechnet. Man ist froh, mit blauem Auge wegzukommen. Ich rede nicht von den Rentenempfängern, halben und ganzen Millionären — sondern von den auf ein mittleres Berufseinkommen Angewiesenen. Das sind die Vielen. Besonders die Frauen darunter.

Als ich mit 18 Jahren zum erstenmal allein in die Welt hinausging, hielt ich es für ein Unglück, eine Frau zu sein, wenigstens wenn man auf Reisen ist. Der Mann erschien mir als ein höchst beneidenswertes Wesen. Mit welcher Sicherheit trat er in die Cafés und Restaurants und machte seine Wünsche geltend, und die Kellner flogen. Überall konnte er speisen, sich bequem niederlassen, während ich mit Herzklopfen erwog, ob hier „eine Dame allein“ hineingehen könne. Ich wagte es, und so tapfer ich auch aussah, so sah man mich doch mit Befremden an, und der Türsteher sagte auch wohl: „Mademoiselle est toute seule?“ Könnte man stets begleitet sein? Und essen mußte man doch. Man hatte auch seinen selbständigen Verdienst. Aber wie gesagt, es war ein Unglück, daß man „mademoiselle“ war. Und zu sehen, daß ein Obersekundaner mit roter Kappe vollkommen ausreichte, Mutter, Tante, zwei Schwestern und zwei Cousinen in einem öffentlichen Gartenlokal mit Konzert sorglos umherwandeln zu lassen.

Vielleicht war das nur eine Besonderheit meiner Psyche, die mich mit den Restaurants und Hotels auf Kriegsfuß setzte. Aber es ist noch nicht zehn Jahre her, da entdeckte ich an einer studierenden Frau, daß sie stets ein zu hohes Trinkgeld gab, weil sie — sagen wir es offen: Angst vor dem Kellner hatte.

Ich scheine von meinem Thema abzuschweifen. Diese Dinge entspringen der bekannten Tatsache, daß die Frau bisher nicht an die Öffentlichkeit gewöhnt war, und diese sie als selbständiges Wesen zu betrachten nicht gelernt hatte, abgesehen von all dem, was dem jungen Mädchen als solchem in unseren Städten an Belästigungen und Gefahren zu erwachsen pflegt. Mit dem Gasthaus haben sie wohl nichts zu tun.

Noch ein wenig Geduld. Vielleicht haben sie auch mit dem Gasthaus als solchem zu tun.

Als ich — bereits mit einer ziemlich großen Anzahl Frauen — vor mehreren Jahren in Berlin studierte, mußten viele von uns an einigen Tagen, wenn morgens und nachmittags Vorlesungen waren, den ganzen Tag „in der Stadt" zubringen, wegen des weiten Weges nach Hause. Damals haben wir sämtliche Restaurants in großem Bogen um den akademischen Teil Berlins herum mit demselben Erfolge durchprobiert. Lärm, Rauch, Durcheinander von laufenden Kellnern und kommenden Gästen, stets dieselben auf die Dauer alle geschmacklosen Speisen, (fast ausschließlich stark gewürzte Fleischgerichte), Bierzwang (ich trinke kein Bier und war deshalb stets in Verlegenheit, wie meinen Durst zu stillen). Betäubt, widerwillig gesättigt, etwas müder als vorher, verließ man den „gastlichen" Raum, um die Arbeit fortzusetzen. Vielen Studenten ging es wie uns. Man gewöhnte sich an all die Übel. Es war eben nicht anders.

Für die meisten von uns war das eine vorübergehende Zeit. Man kann es draußen nicht haben wie zu Hause, sagte man sich. Aber ich denke der vielen, für die das nicht vorübergehend ist, und die den größten Teil ihres Lebens hindurch gezwungen sind, ihr Mittagbrot draußen zu suchen. Die vielen kaufmännisch Angestellten, Männer und Frauen, die jüngeren Lehrer und besonders die Lehrerinnen. Wie wenige Lehrerinnen können einen eigenen Haushalt bestreiten; haben sie ein eigenes Heim, so doch meistens ohne Mittagstisch. Und die Scharen derer, die auch nur einige Jahre so leben müssen, Hochschüler und Schülerinnen, Studenten und Studentinnen, brauchen sie keine rationelle Ernährung in den Jahren des Studiums, keine Ruhepause im Tagesgetriebe? Speziell in der Großstadt ist die Zahl derer, die täglich Speis' und Trank draußen zu suchen gezwungen sind, sei es wegen der Entfernung der Arbeitsstätten, sei es wegen der praktischen Unmöglichkeit, einen eigenen Haushalt zu haben, — man denke nur an die vielen „möbliert" Wohnenden — ungeheuer groß. Alle diese empfinden die Mängel unseres Gasthauslebens tief.

Das „Restaurant" ist zunächst zu teuer für sie. Auch wenn der Preis für die Mahlzeit selbst nicht hoch ist, so bedeutet der Trinkzwang und das Trinkgeld für sie doch eine tägliche Steuer, die sie nicht leisten können. Die Speisenauswahl unserer Restaurants, ihre Bereitung und Zusammenstellung entspricht nicht den Bedürfnissen gesunder und einfacher Ernährung. Warum sind alle auf das Restaurant Angewiesenen darin einig, daß das „Wirtshaus-Essen" auf die Dauer nicht zu ertragen ist? Die Speisen müssen ein „Diner" mit „zwei Gängen" darstellen; auf die Aufmachung kommt es dem Wirt wesentlich an. Die Zutaten sind minderwertig, die billigsten Präparate müssen Suppen, Saucen, Puddings herstellen helfen; daher die bekannte Tatsache, daß alle Bratensaucen gleich schmecken. Eine Menge nahrhafter Dinge sind im Restaurant überhaupt ausgeschaltet. An Obst und Gemüse, zwei so wichtigen Nahrungsmitteln, herrscht eine unglaubliche Armut; das sogenannte Kompott erscheint in geradezu komischer Reduzierung, bis an die Grenze seiner Existenz; Mehlspeisen existieren überhaupt nicht.

Die ganze Atmosphäre ist nichts weniger als behaglich. Für die Frau insbesondere fehlt das Gefühl der Sicherheit, das sie beim Eintritt in ein von gemeinnützigem Geist erfülltes, womöglich von Frauenhand geleitetes Haus empfängt. Keine Ruhemöglichkeit irgendwo. Der Kellner ist und bleibt unsympathisch.

Dann der Trinkzwang. Bier ist unerläßlich. Andere erfrischende Getränke existieren für den Wirt und Kellner nicht. Ein Versuch mit einer echten, nicht künstlichen Zitronenlimonade wird mit 40 Pfg. geahndet. Will man etwa herben Wein mit Wasser und Zucker mischen, so ersteigt das Schälchen Zucker unerschwingliche Preise. Ist man mit der Abnormität, kein Bier zu trinken, behaftet, wird die Mittagessensfrage ein peinliches Problem. Der Wirt erreicht seinen Zweck: das Publikum zum Bierkonsum zu nötigen. Von früh auf beginnt die Gewöhnung. Welche Verteuerung bedeutet das, abgesehen von der Unfreiheit, die darin liegt. Kein Volksvergnügen findet bei uns statt ohne massenhaften Alkoholkonsum. Ich bin stundenlang im Grunewald gewandert am Sommertag und begehrte ein Glas frisches Wasser, nicht Selters, nicht Bier, nicht künstliche Limonaden; es war für Geld und gute Worte einfach nicht zu haben. Ich dachte der köstlichen fließenden Brunnen in der Schweiz auf Weg und Steg!

Woran liegt das?

Unser Gasthausleben ist ganz und gar auf Befriedigung eigennütziger Gewinnsucht gestellt.

Die großen Brauereien haben den größten Teil der Lokale inne; der als Pächter hineingesetzte Wirt hat einen bestimmten Bierkonsum zu garantieren; in größtmöglicher Steigerung des Alkoholkonsums liegt das Interesse des Pächters wie des Besitzers. Die Regierungen haben in wohlmeinender Absicht die Konzessionen erschwert; das vergrößert das Übel. Der in die Höhe getriebene Preis der einzelnen Wirtschaften führt in steigendem Maße zum Ausschluß des Privatinhabers und befördert den Übergang an das Großkapital, speziell das in der Brauerei interessierte; der Gast wird das Ausbeutungsobjekt; er wird zur Verschwendung im Essen und Trinken künstlich animiert und hat noch dazu die gesteigerten Preise zu zahlen. Werden diese Schäden auch bei den untersten Volksmassen erst im grellsten Lichte sichtbar — man denke an den Einfluß der Schänken in den Bergwerks- und Industriebezirken — so ist ihre Wirkung auf den Mittelstand keinenfalls geringfügiger. Volksvermögen, Volksgesundheit in körperlicher und geistiger Hinsicht stehen auf dem Spiel.

Da sind wir an der gemeinsamen Wurzel so vieler unser Volksleben bedrohenden Übel angelangt. Der Eigennutz einzelner, gewaltig gewachsen, schafft sich durch seine Kapitalkräfte einen Kanal zu den breiten Massen als einem Objekt der Ausbeutung. Diese Erkenntnis legt auch das Prinzip der Abhilfe klar: einen so wichtigen Teil der gesamten Volksernährung in die Hände gemeinnütziger Gesellschaften zu legen, die kein eigennütziges Interesse am Konsum, dagegen ein moralisches Interesse an der Förderung der Volksgesundheit und Wohlfahrt haben. Wir müssen uns selbst helfen.

Diese Selbsthilfe hat in Skandinavien und England bereits in großem Maße eingesetzt.[1]) In Norwegen und Schweden ist das sogenannte „Gotenburger System"

[1]) Die folgenden Angaben wesentlich nach Mitteilungen der Zeitschrift „Gasthausreform", Organ des „Deutschen Vereins für Gasthausreform", der vor 5 Jahren in Weimar gegründet wurde und für Deutschland das Zentrum dieser Bestrebungen darstellt. Vereinsanwalt ist Dr. H. Eggers, Bremen.

in großem Umfang zur Geltung gelangt. Es besteht darin, daß aller Handel mit Branntwein auf gesetzlichem Wege den Privatinteressen entzogen und gemeinnützigen Gesellschaften übertragen wird. Diese Gesellschaften errichten Gasthäuser mit der Tendenz, ihren eignen Branntweinumsatz möglichst zu bekämpfen, ihre Wirte und Verkäufer beziehen festes Gehalt.

Mit der Entfernung des Privatinteresses am Alkohol, des eigennützigen Interesses überhaupt, ist aber auch sofort eine wesentliche Reform des Gasthauses an sich angebahnt. Denn um ihre Gäste anzuziehen, bieten diese Lokale eine einfache und billige Speisung nach hygienischen Grundsätzen, deren Vorzüge vom Publikum bald erkannt und geschätzt werden. Unter den Getränken wird vor allem die sich in so mannigfachen Formen anbietende Milch wieder zu Ehren gebracht. Auf anheimelnde Ausstattung, Helle und Sauberkeit wird größter Wert gelegt. Man vergleiche einmal die Abbildungen in dem „Bilderbuch der Gasthausreform" (herausg. v. Deutschen Verein f. Gasthausreform) mit dem Bild, das unsere Arbeiterkneipen, ja auch die besseren Restaurants mit ihrem anspruchvollen und unechten Aufputz gewöhnlich darbieten. Hier ist auch in stillen Lesezimmern Gelegenheit zur Erholung und Ruhe gegeben. Wo bietet sich bei uns ein Raum zum Ausruhen für die von der Arbeit Erschöpften? Wie oft sehe ich blasse Verkäuferinnen, junge Handlungsgehilfen nach der Mahlzeit auf ihrem Stuhl mit geschlossenen Augen eine halbe Stunde sitzen; welche Erschöpfung verrät Haltung und Gesicht! Wie gut könnten sie unter andern Bedingungen die 1—2stündige Mittagspause ausnützen!

Eine andere schlimme Seite unseres Gasthauswesens, die Lage der Angestellten, kann ich hier nur streifen. Das Trinkgeld, das vernünftigerweise eine freie Anerkennung für besonders aufmerksame Bedienung des Gastes sein sollte, ist diesem zur notwendigen Steuer geworden, und wird vielfach vom Unternehmer zu eignem Vorteil ausgenutzt, der seine Angestellten nun nicht mehr besoldet, ja von ihrer Einnahme noch sein Teil fordert. Eine wie unwürdige Art der Entlohnung damit dem Kellner angewiesen ist, wie sie die moralische Haltung und Wertung des einzelnen wie des Standes schädigt, braucht nicht erst dargelegt zu werden. Aber die Lage des Kellners ist beneidenswert gegen die der Kellnerin, von der der freigebige junge und alte Herr noch ganz andern Dank beansprucht. Die Kellnerin soll jung und hübsch sein, der Wirt braucht sie, um Gäste herbeizuziehen und diese zum Essen und Trinken zu animieren. Dem Wirt gegenüber hat sie fast keine Rechte, ist sie Ausbeutungsobjekt, und in bezug auf den Gast ist ihre Lage in den meisten Fällen nicht wesentlich verschieden von der der Prostituierten.[1])

Dem gegenüber verbessert sich im Reformgasthaus auch die Lage der Angestellten wesentlich. Sie sind nicht Werkzeuge eigennütziger Gewinnsucht mehr, sondern Mitarbeiter am Werk. Das gibt ihnen ihre Menschenrechte und -würde zurück und bürgt für ihre sittliche Haltung. Es sei besonders darauf hingewiesen, daß das Reform-

[1]) Vergl. Camilla Jellinek: Kellnerinnenelend. Bd. 24, Heft 3 des „Archivs für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik" (Mohr, Tübingen) und weitere Literatur daselbst. Die Verfasserin kommt zu dem Schluß, daß die Schäden des Kellnerinnenwesens nur durch ein Radikalmittel zu beseitigen seien: gänzliches Aufhören des Kellnerinnenberufs. Das heißt die Flinte ins Korn werfen und ein großes Berufsfeld, zu dem die Frau sich besser eignet als der Mann, einfach opfern. Es sei nur an das Behagen erinnert, das in der Schweiz durch die bedienenden „Saaltöchter" hervorgebracht wird, die sich aus den Töchtern gebildeter und gut situierter Familien rekrutieren.

gasthaus die weibliche Bedienung vor der männlichen bevorzugt und damit die Frau auf einem spezifisch weiblichen Arbeitsfeld rehabilitiert. Alle sind mit festem Gehalt unter Ausschluß des Trinkgeldes angestellt; für ihre Vorbildung und Lebenshaltung wird in jeder Weise gesorgt.[1])

Unsere Restaurants verfolgen auch zumeist einen ganz andern Zweck als den, der Speisung zu dienen. Sie sind in erster Linie Vergnügungslokale und rechnen auf den Geselligkeitstrieb der Massen. In animierter Stimmung wird bekanntlich viel mehr Geld ausgegeben als in nüchterner. Ihre äußere Physiognomie erklärt sich daraus; der angestrebte, einem feinern Gefühl so unsympathische Prunkstil ihrer Ausstattung, der Frack des Kellners, das Streben nach größten Dimensionen. Bier- und Weinpaläste für Hunderte genügen nicht mehr; man geht daran, sie Tausende fassend zu errichten!

Nichts könnte den Bedürfnissen des beruflich angestrengten hungrigen Mittagsgastes entgegengesetzter sein, der möglichste Intimität und Ruhe des Raumes, ein Mahl, bei dem es nicht auf elegante Aufmachung, sondern auf Qualität und Quantität ankommt, Sicherung vor unnötigen Ausgaben braucht. Kurz gesagt nicht das Restaurant, sondern das Speisehaus, das geräumig und hell, in Wahrheit wirtlich, zu gesunder Kost einladet.

* * *

Warum ich zu Frauen von diesen Dingen spreche? Weil ich meine, daß hier ein großes dankbares Arbeitsgebiet für die Frauenhand liegt. War nicht lange ein Ruhmestitel unserer Frauen die „deutsche Hausfrau", ein Inbegriff praktischer Tüchtigkeit, eine Frau, die mit den einfachsten Mitteln das Beste und Schmackhafteste zu bereiten verstand, jegliches Gericht mit seinem individuellen Würzgeschmack, eben „liebevoll gekocht"; die, nie um Was und Wie verlegen, weniges Rohmaterial in immer neuen Gestalten erscheinen ließ, Mann und Kindern körperliches Gedeihen schuf, und eine unnachahmliche Sauberkeit in ihrem Bereich entfaltete? Nun handelt es sich darum, diese mit Recht gepriesenen Vorzüge auch in der größeren Familie zu entwickeln, den vielen Heimatlosen, Ruhe- und Kraftbedürftigen diesen häuslichen Mittagstisch zu ersetzen, ihnen vom Zauberglanz des eng umfriedeten Heims ein Teil hinauszutragen in ihr aufreibendes, ruheloses Tagewerk.

Frauen haben sich dieses Werks auch bereits aufs schönste angenommen.[2]) Vor einigen Jahren hatte ich Gelegenheit, von ihrem Wirken etwas kennen zu lernen. Damals wünschte ich sehr, eine zusammenhängende Übersicht des großartigen sozialen Werks zu gewinnen. Diese liegt mir heute offen in dem kleinen Bericht: „Die alkoholfreien Wirtschaften des Frauenvereins für Mäßigkeit und Volkswohl in Zürich", den die Vorsitzende der Betriebskommission, Frau Professor S. Orelli, auf vielfachen Wunsch veröffentlicht, für die vielen, die gerne wüßten, wie's gemacht wird. Der kleine Bericht zeigt soviel frauliche Tüchtigkeit und soviel praktische Klugheit in der

---

[1]) Weitere Mitteilungen bei Dr. W. Bode: Gasthausreform in England, Schweden und Norwegen. Durch den Vereinsanwalt Dr. H. Eggers, Bremen, zu beziehen.

[2]) Vergl. Dr. W. Bode: „Gasthausreform durch die Frauen", der neben dem Werk der Züricher Frauen auch das in Bremen Geleistete, speziell die Arbeit von Mathilde Lammers und Ottilie Hoffmann darstellt.

anspruchlosesten Form, einen so selbstverständlich gewordenen sozialen Sinn, daß ich wünsche, viele möchten ihn lesen.

„Im Sommer 1894 hielt ein Züricher Damenkomitee einen Bazar ab zur Errichtung einer Kaffeestube, weil man eben bei uns auch etwas gegen die wachsende Alkoholnot tun wollte." Angeregt durch Berichte über den Volkspalast u. a. in London hatten nämlich einige Herren und Damen den Wunsch, für ihre Stadt ein solches Volkshaus zu gewinnen. Die Frauen aber waren klug genug, den allerbescheidensten Anfang zu wählen: eine „Kaffeestube" mit einer winzigen Küche, etwa 50—60 Personen fassend; der Bazar brachte 17 000 Francs und das hätte wohl für Größeres gereicht. Die Frequenz war derart, daß die Frauen, die sich zu einem „Verein für Mäßigkeit und Volkswohl" zusammengeschlossen hatten, bereits nach 2 Jahren ihr fünftes Lokal einrichten mußten, die sie jetzt „Alkoholfreies Restaurant" benannten, und von denen ein Teil bereits die ansehnliche Größe „richtiger Restaurants" hatte. Aber erst mit der Erwerbung der großen Speisehalle zu „Karl dem Großen" kam der eigentliche Aufschwung. Vom ersten Tage an gefüllt, zeigt das Lokal heute eine Tagesfrequenz von 1000—1200 Personen.

Ähnliche größere Lokale mußten nachfolgen. Heute hat der Verein 9 Lokale und bei einer durchschnittlichen Tageseinnahme von 3706,45 Francs eine Tagesfrequenz von 4000 Personen. Auf der Höhe des Zürichberges thront mit prächtigstem Blick über die Stadt und den blauen See das alkoholfreie Volks- und Kurhaus „Zürichberg", mit Spielwiese, dicht am Walde gelegen, auf dessen Terrasse an Sonntagen eine Volksspeisung größten Stils vor sich geht.

Welches Publikum frequentiert diese Lokale? Lassen wir Frau Orelli antworten:

„Wer besucht unsere Lokale? Leute aller Stände. Die Standesunterschiede scheinen sich aufzuheben in unsern Anstalten. In den größeren Lokalen sind Säle für Leute reserviert, die feiner essen wollen, das hindert aber nicht, daß auch in den Räumen, wo man billig ißt, Beamte, Pfarrer, Kaufleute, Studenten, Künstler neben dem Arbeiter sitzen und Damen besserer Stände, Lehrerinnen, Studentinnen, Schülerinnen der höheren Töchterschulen, Ladenfräulein mit Arbeiterinnen das einfache aber appetitlich gereichte Mahl einnehmen. Auch Kinder fehlen unter unsern Gästen nicht; man sieht sie zuweilen ohne Begleitung der Eltern vertrauensvoll in unsern Lokalen verkehren."

Da haben wir ein Lokal, wo auch das selbständige Mädchen ohne Herzklopfen ein Mittagbrot einnehmen kann; es fühlt sich unter Frauenschutz.

Dieser Erfolg der Züricher Frauen ist ihren gesunden Prinzipien, ihrer Einsicht und Klugheit zu danken. Hier ist die Einrichtung getroffen, daß jeder Vermögenslage auf das zwangloseste Rechnung getragen wird. In „Karl dem Großen" speist man unten für 40 und 60 Centimes, oben für 1 und 1,50 Francs. Für 60 Centimes gibt es Suppe, zwei Stück Fleisch, eine Portion Gemüse und eine Beilage, Obst oder Salat. Ich sah Scharen von Arbeitern und Arbeiterinnen (letztere genießen gewöhnlich das billigste Essen zu 40 Centimes) sich so an nahrhafter Kost sättigen, deren Güte und Schmackhaftigkeit und Zusammenstellung die Hand der gebildeten und denkenden Frau verriet. Auch diese bescheidensten Gäste ließen sich nach der Mahlzeit Kaffee geben; nicht kleine Tassen schwarzbitteren Gebräus; in die große Tasse vor ihnen schenkte die Aufwärterin ein. Kaffee und warme Milch zu gleichen Teilen, ein großes Stück Napfkuchen dazu; so gewann die Mahlzeit eine angenehme und fast wohlhabende Abrundung. Alles ist außer den Mahlzeiten in kleinsten Portionen zu 10 und 20 Centimes zu haben: ein Teller Suppe, ein Ei, eine Bouillon mit Ei, kalter Gries

mit Himbeersauce, dicke Milch, ein „Eierröhrli", ein „Gugelhopf" usw. Alkoholfreie Trauben- und Obstsäfte sind in großer Auswahl vorhanden. Die Einrichtung (Karl der Große ist ein schönes altes Patrizierhaus) ist anheimelnd trotz der Fülle der Besucher, die Aufwartung besorgen weibliche Angestellte, die niemand in Versuchung kommt als Kellnerinnen zu bezeichnen, so wenig gleicht ihre feste, ruhige, sichere Haltung der mit diesem Namen verknüpften Vorstellung.

Die Fürsorge für die Angestellten ist ein besonderer Ruhmestitel des Vereins. „Wir wollen in unsern Angestellten das Bewußtsein wecken, daß sie im besten Sinne unsere Mitarbeiter sind", sagt die einsichtige Berichterstatterin. Daher sorgt der Verein für angemessene Entlohnung, für ihre Fortbildung, ihr körperliches und sittliches Wohl. Sie sind in eigens für sie eingerichteten guten Wohnungen untergebracht. Die Trinkgelder sind abgeschafft, die zehnstündige Arbeitszeit ist eingeführt, für freie Nachmittage und Ferien gesorgt, zur Fortbildung sind Lehrkurse eingeführt; alle Angestellten sind auf Kosten des Vereins in der Unfall- und Krankenkasse versichert. Jede zwei Jahre lang bewährte Angestellte kann dem „Schwesternbund" des Vereins beitreten, für dessen Mitglieder der Verein ein Sparkassenguthaben anlegt, das sich in eine Altersrente umwandeln läßt.

Nun wird man glauben, daß den Züricher Frauen zu solchen Fortschritten große Mittel zur Verfügung standen. Das Gegenteil ist der Fall. Aber die Frauen hatten schon nach dem ersten Jahre gelernt, daß die einzige gesunde Basis solcher Unternehmungen das Prinzip der Selbsterhaltung sei; sie hatten sich klar gemacht, daß der Ausfall am Verdienst an Getränken, der in der Alkoholwirtschaft den Hauptverdienst bildet und den Wirt billige Speisenpreise festsetzen läßt, nicht durch höheren Preis der Speisen, sondern im Gegenteil bei billigerem Preis durch Massenumsatz gedeckt werden müsse; daß eine genaue Rechenführung im großen und kleinen und eine Ergänzung der verschiedenen Betriebe notwendig sei. Man muß es nachlesen, wie diese Rechenkunst geübt wurde:

„Wie finden wir die Rechnung bei diesem Betrieb? Man hält uns oft vor, daß wir zu niedrige Preise haben und hört das abschätzige Urteil, die Leute kämen nur zu uns, weil es so billig sei.

Und doch finden wir unsere Rechnung. Wir finden sie, weil wir rechnen. Unser Rechnen beginnt beim Einkauf der Lebensmittel. Die Einkäufe werden von unserer Betriebskommission nach einheitlichen Grundsätzen geleitet und überwacht. Alle Ware muß gesund und gut sein, und dabei machen wir die Erfahrung, daß das Beste nicht das Teuerste ist. Wir kaufen zu Engrospreisen ein, machen aber nur mäßigen Gebrauch von den finanziellen Vorteilen, die uns durch Zentralisation der Einkäufe und durch teilweise Selbstbeschaffung der wichtigsten Nahrungsmittel bei unserm ansehnlichen Betriebe erwachsen könnten. Um weite Kreise für unsere Bestrebungen zu interessieren, verteilten wir bis jetzt unsere Bestellungen geflissentlich an viele Lieferanten. Metzger, Bäcker und Geschäftsleute aller Art wetteifern miteinander um die Gunst uns bedienen zu dürfen, und nicht nur der Geschäftsinhaber, auch seine Angestellten bis auf den einfachen Laufburschen hinunter, stehen unsern Ideen näher, nachdem sie mit uns in Fühlung getreten sind.

Nur mit der Milchlieferung machen wir eine Ausnahme. Die Züricher Zentralmolkerei ist mit einer täglichen Lieferung von über 1500 Litern die einzige Lieferantin für alle unsere Lokale. Sie hat die teuersten Milchpreise, aber sie gewährt uns durch wissenschaftliche Milchkontrolle und regelmäßig durchgeführte Stalluntersuchung die größte Garantie für Lieferung gesunder Milch.

Wir rechnen aber nicht nur bei den Einkäufen. Es rechnet die Köchin beim Zubereiten der Speisen, sie rechnet beim Tranchieren des Fleisches, sie rechnet, damit nichts zugrunde gehe; überall wägt und prüft man die richtigen Verhältnisse und Maße. Das Officemädchen zählt an der Brotschneidemaschine die Brotstücke, und wem die Ehre zufällt, die Früchtebeilagen zu richten, der geht dabei mit ganz besonderer Sorgfalt vor, wenn er weiß, daß Obst teuer ist u. s. f."

Bei solcher Rechenkunst hat der Verein heute alle seine Lokale auf solide Geschäftsbasis stellen können, und seine großen, oft sehr kostspieligen Ankäufe und Umbauten aus den regelmäßig eingehenden Überschüssen, die zirka 10 Prozent der Wirtschaftseinnahmen ausmachen, zum Teil sofort bezahlen, zum Teil auf einen normalen Verkehrswert amortisieren können, was den Betrieb von Anfang an sehr erleichterte. Er hat sich trotz der nicht geringen Feindschaft der über 1000 Wirte und Brauereien auch in den Behörden Freunde erworben. Welch eine wichtige Erziehungsarbeit wird hier geleistet! Hunderte und Tausende werden unmerklich an größeren Obst-, Gemüse-, Milchkonsum gewöhnt. Der Tageskonsum von Milch beträgt im „Karl dem Großen" durchschnittlich 220 Liter, und im Kurhaus steigt der Verbrauch an Sonntagen bis zu 700 Liter.

Was ist bei uns geschehen, speziell in unserer Hauptstadt? Das große Institut der Volksküchen kommt ausschließlich der Arbeiterschicht zugute. Die berufstätigen Frauen, die Malerin, Musikstudierende, die Studentin, Gymnasiastin, Seminaristin, Lehrerin und die zahllosen gewerblich Beschäftigten suchen fortwährend nach privaten „Mittagstischen" und preisen es als besonderes Glück, läßt sich's an einem mal aushalten. Mit auf ein Minimum herabgestimmten Ansprüchen an Komfort, Schmackhaftigkeit, Sauberkeit; von Schönheit nicht zu reden. Wo einmal ein Hospiz, eine Kochküche einen Mittagstisch hat, da ist es jederzeit überfüllt, und lange Wege werden dahin zurückgelegt.

Für die vielen Hunderte von Studenten der 10 000 Studierende verzeichnenden Berliner Universität, unter denen Abstinenzvereine bestehen, unter denen viele aus pekuniären und Gesundheitsrücksichten den alkoholfreien Mittagstisch vorziehen würden, gibt es kein nach sozialethischen Prinzipien geleitetes Speisehaus, ebenso wenig für die übrigen Hochschulen.[1]) Und welche Erziehung könnte es gerade in diesen Kreisen vollbringen, die den Trinkfitten in den wenigsten Fällen aus freiem Willensentschluß verfallen, und in deren Kreisen die Tendenz gegen den Alkohol als einen Feind geistiger Arbeit wächst!

Ich habe den Begriff des Speisehauses hier immer mit dem des „alkoholfreien Speisehauses" identifizieren müssen. Ob diese Identifizierung notwendig ist, ist Sache der Erfahrung. Die Züricher Frauen haben sie bejahen zu müssen geglaubt. Ich würde es schon als einen Gewinn ansehen, wenn wir Speisehäuser auf gemeinnütziger Grundlage ohne Trinkzwang hätten, die ohne durch ihre alkoholfeindliche Tendenz gleich Freund und Feind zu sondern, ein Erziehungswerk im Sinne der Mäßigkeit zu vollführen suchen.[2]) Eine gesunde Speisung für einen großen Teil des arbeitenden Mittelstandes wäre schon viel, bedeutete für so und so viele ein gut Teil Kraftgewinn und Erleichterung der Berufsarbeit, einen Zuschuß an Volkswohlfahrt, der die aufgewandte Arbeit reichlich lohnen würde. Denn immer größer werden die Scharen derer, die auf das Heim für den größten Teil des Tages verzichten müssen; desto wichtiger werden auch die Stätten, wo diese essen, trinken und Erholung suchen.

---

[1]) In Jena besteht seit diesem Sommersemester ein vorzüglich eingerichtetes alkoholfreies Restaurant „Jungbrunnen", das sich regsten Besuches, besonders auch von seiten der Studentenschaft, erfreut. Die Red.

[2]) Der Deutsche Verein für Gasthausreform ist derselben Meinung. „Eine vollständige Abschaffung des Alkohols erstreben wir nicht. Wir haben nur das Ziel möglichst vollkommener Ausschaltung des finanziellen Interesses am Alkoholvertrieb." (G. R. v. 15. Juni 1907.)

Es sind ja bei uns hie und da Versuche gemacht worden mit Gründung eines kleinen alkoholfreien Restaurants. Meist blieb das Unternehmen zu unbekannt, die Lage war ungünstig; das Haus selbst konnte den Anforderungen an wohlfeile und gute Speisung selten dauernd genügen und war bald wieder von der Bildfläche verschwunden. Für die Hauptstadt, glaube ich, müßte ein solches Unternehmen nur in großem Stile einsetzen, an einer Stätte, wo es von vornherein seines Publikums sicher ist, als Schöpfung eines Vereins, der das Zutrauen des Publikums von vornherein genießt. Alle die Frauenvereine, die sich Hebung der Volkswohlfahrt zum Zweck setzen, die Sittlichkeits- und Mäßigkeitsvereine, sind an solchem Unternehmen in gleicher Weise interessiert. Wer geht ans Werk?

Versammlungen und Vereine.

Generalversammlung
des Allgemeinen deutschen Frauenvereins,
Hamburg 3.—5. Oktober 1907.

Tagesordnung der Generalversammlung.

Wir heben folgende, allgemein interessierende Themen hervor:

Donnerstag, den 3. Oktober,
vormittags 9 Uhr.

Die Fortbildung der aus der höheren Mädchenschule entlassenen Schülerinnen. a) Die allgemeine und pädagogische Fortbildung. Dr. Agnes Gosche. b) Die Ausbildung für die soziale Hilfsarbeit. Dr. Gertrud Bäumer.

Freitag, den 4. Oktober,
vormittags 10 Uhr.

Mittel und Wege zur Erweiterung der amtlichen Tätigkeit der Frau im Gemeindedienst. Frau Alice Bensheimer-Mannheim.

Sonnabend, den 5. Oktober,
vormittags 10 Uhr.

Die Aufgaben der Jugendfürsorge in bezug auf die verwahrlosten Mädchen. Fr. S. Flemming.

Tagesordnung des öffentlichen Frauentags.

Donnerstag, den 3. Oktober,
abends 7½ Uhr.

1. Frauenforderungen zum sozialpolitischen Programm des deutschen Reichstags. Dr. Alice Salomon.
2. Frauenbewegung und Mittelstandspolitik. Dr. Gertrud Bäumer.

Freitag, den 4. Oktober,
abends 7½ Uhr.

1. Die Frauenbewegung und die moderne Ehekritik. Frl. Helene Lange.
2. Kindersterblichkeit als Problem der Sozialreform. Dr. jur. Frieda Duensing.

Sonnabend, den 5. Oktober,
nachmittags 3 Uhr.

Versammlung für junge Mädchen. Ansprachen von Dr. Alice Salomon und Frau Elsbeth Krukenberg.

Hygiene-Kongreß:

Unter dem Protektorat Ihrer Majestät der Kaiserin.

Der XIV. Internationale Kongreß für Hygiene und Demographie findet in der Zeit vom 23. bis 29. September 1907 in Berlin statt. Mit dem Kongreß gleichzeitig werden Ausstellungen für Hygiene und Rettungswesen veranstaltet. Mitglied des Kongresses kann jeder werden, Herr oder Dame, der sich wissenschaftlich oder praktisch mit der Hygiene und der Demographie beschäftigt. Der Mitgliedsbeitrag beträgt 20 Mark.

Der Kongreß gliedert sich in 8 Sektionen:

Sektion 1. Hygienische Mikrobiologie und Parasitologie.
„ 2. Ernährungshygiene und hygienische Physiologie.
„ 3. Hygiene des Kindesalters und der Schule.
„ 4. Berufshygiene und Fürsorge für die arbeitenden Klassen.
„ 5. Bekämpfung der ansteckenden Krankheiten und Fürsorge für Kranke.
„ 6. a) Wohnungshygiene, Hygiene der Ortschaften und Gewässer.
b) Hygiene des Verkehrswesens, Rettungswesen.
„ 7. Militärhygiene, Kolonial- und Schiffshygiene.
„ 8. Demographie.

Karten zu 10 Mark berechtigen, außer zur Teilnahme an den Verhandlungen, zu allen, von einem Damenkomitee arrangierten Veranstaltungen und sind im Lyzeumklub, Potsdamerstr. 118 b, zu bekommen.

Nr. 1. Berlin, Montag, den 1. Januar 1900. 1. Jahrgang.

Deutsche Reichs-Anzeiger und Königlich Preußischer Staats-Anzeiger.

Erscheint an jedem Wochentage Abends. Abonnementspreis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Alle Postanstalten nehmen Bestellungen an, für Berlin die Geschäftsstelle SW. 68, Wilhelmstraße Nr. 32.

Inhalt.

Deutsches Reich.
Preußen.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 50 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 100 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 1000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 5000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 10 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 50 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 100 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 500 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 1 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 5 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 10 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 50 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 100 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 500 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 1 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 5 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 10 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 50 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 100 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 500 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 1 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 5 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 10 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 50 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 100 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 500 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 1 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 5 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 10 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 50 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 100 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 500 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 1 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 5 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 10 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 50 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 100 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 500 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 1 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 5 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 10 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 50 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 100 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 500 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 1 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 5 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 10 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 50 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 100 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 500 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 1 000 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 5 000 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 10 000 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 50 000 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 100 000 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 500 000 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 1 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 5 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 10 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 50 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 100 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 500 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 1 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 5 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 10 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 50 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 100 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 500 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 1 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 5 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 10 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 50 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 100 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 500 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 1 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 5 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 10 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 50 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 100 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 500 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 1 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 5 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 10 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 000 Mark.
Bekanntmachung, betreffend die Ausgabe von Reichsbanknoten zu 50 000

Kellnerin sogar noch alle möglichen Abgaben in Form von Bruchgeld, Putzgeld usw. an den Wirt zu machen hat. Ein weiterer großer Übelstand ist das Stellenvermittlungswesen; die Wirte bekommen das Personal frei geliefert, die Kellnerinnen müssen hohe Taxen für die Vermittlung bezahlen, die Stellenvermittlung ist ferner sehr häufig, offen oder versteckt, mit Kuppeleiversuchen verbunden. Die traurigste Seite des Berufes ist der enge Zusammenhang mit der Prostitution, ja in Norddeutschland, wo die Kellnerin fast nur in den Animierkneipen vorkommt, ist beides beinahe identisch. Sehr im argen liegt auch das Wohnungswesen und die Ernährung der Kellnerin; wohnen sie beim Wirt, so lassen die Räume und die Sauberkeit viel zu wünschen; wohnen sie auswärts, müssen sie, weil sie „Kellnerinnen" sind, besonders viel Miete zahlen. — Fast noch düsterer als die Darlegungen von H. Peter wirkt die zweite im selben Heft veröffentlichte Studie über „Kellnerinnenelend", die aus der Feder von Camilla Jellinek, der Vorsitzenden der Heidelberger Frauen-Rechtsschutzstelle, stammt. Die Tatsachen und die Beobachtungen in beiden Studien decken sich, doch gelangen die Verfasser zu anderen Schlüssen hinsichtlich der Forderungen, um eine Besserung zu erzielen. C. Jellineks Vorschläge sind die radikalsten. Sie verlangt einen Bundesratserlaß auf Grund des § 139a Ziffer 1 der Gewerbeordnung, daß weibliche Personen überhaupt **nicht** zur Bedienung der Gäste verwandt werden dürfen. Ausnahmen von diesem Verbot soll die höhere Verwaltungsbehörde nur für kleine Orte gestatten, da dort die Verhältnisse oft anders und besser liegen. Unseres Erachtens geht dieser Vorschlag entschieden zu weit, und wir stimmen mehr dem ersten Verfasser zu, der mehrfach sogar den Kellnerinnenberuf als einen für Frauen besonders geeigneten bezeichnet, sofern nur die häßlichen Begleiterscheinungen fortfallen. (So weist er z. B. als Muster auf die Zustände in alkoholfreien Wirtschaften hin, wo das Trinkgeldnehmen verboten ist und auch das „Animieren" fortfällt). H. Peter macht folgende Reformvorschläge:

1. Ausdehnung der Gewerbeinspektion auf das Wirtschaftsgewerbe.
2. Abschaffung des Trinkgelds, und zwar soll jeder Wirt mit Konzessionsentziehung bestraft werden, der eine Kellnerin ohne festen auskömmlichen Lohn anstellt, oder der zwar Lohn bezahlt, aber dadurch, daß er Ausgaben des Geschäfts auf die Kellnerin abwälzt, den Lohn illusorisch macht.
3. Beseitigung der privaten Stellenvermittlung in allen Orten, in denen öffentliche Arbeitsnachweise bestehen.
4. Einführung einer Lehrzeit.
5. Schaffung von Kellnerinnenheimen.

Der Verfasser weist dann allerdings darauf hin, daß alle Reformen nur wirksam sein werden, wenn eine Organisation der Kellnerinnen sie stützt und vorbereitet. Die Organisation der Kellnerinnen ist bis jetzt ein sehr schwieriger Punkt, aber vielleicht dürften sich bei genügenden Schutzgesetzen für die Kellnerinnen die Verhältnisse analog denen der Fabrikarbeiterinnen gestalten: auch die Fabrikarbeiterin wurde erst organisationsfähig und ein geachteter Faktor im Wirtschaftsleben, als sie durch die Arbeiterinnenschutzgesetze vor der schlimmsten Ausbeutung geschützt war. (Soz. Praxis.)

* **Zur Pensionsversicherung der Privatbeamten** sind an die Redaktion eine Reihe von Anfragen ergangen, die der Artikel in dieser Nummer beantwortet. Auf eine Frage, die nach Abschluß des ersten Teils dieser Nummer einlief, antwortet Frau Waescher folgendes: Die Frage, wird denen, die heute schon das 40. Lebensjahr überschritten haben, die Pensionsversicherung noch von Nutzen sein können, die für viele ältere Privatbeamtinnen sehr wichtig ist, ist voraussichtlich zu bejahen. Es werden wohl Übergangsbestimmungen getroffen werden, ähnlich wie es s. Zt. auch bei dem Invalidenversicherungsgesetz der Fall war, nach denen auch solche Personen noch versicherungspflichtig und versicherungsberechtigt sind, die das Alter von 40 Jahren bei Inkrafttreten des Gesetzes bereits überschritten haben. Ferner ist auch in Aussicht genommen, durch Rückkauf die Möglichkeit zu bieten, sich einen höheren Rentenbezug zu sichern. Es ist das in der Weise gedacht, daß eine Person, die z. B. mit dem 40. Jahre in die Versicherung eintritt, für eine Reihe von Jahren die Beiträge nachbezahlen kann, so daß sie, wenn sie mit dem 50. Jahr erwerbsunfähig wird, nicht nur die Rente erhält, die nach zehnjähriger Mitgliedschaft fällig ist, sondern eine ihrer Nachzahlung entsprechende höhere Rente.

* **Die Zulassung zur Advokatur** hat das Obergericht des Kantons Bern einer Bewerberin, Frl. Dr. jur. Brüstlein, abgeschlagen, unter Berufung darauf, daß diese Zulassung nur wahlberechtigten Bürgern erteilt werden könne. Da in der Schweiz eine Bestimmung besteht, daß bei wissenschaftlichen Berufen der Befähigungsausweis eines Kantons auch in anderen ohne weiteres gültig ist, wird sie die Zulassung zur Advokatur in Zürich erwerben, um daraufhin in Bern zu praktizieren.

Soziale Fürsorge.

* **Der Zentralverein für Arbeitsnachweis** (Berlin) gibt den beteiligten Vereinen bekannt, daß im Herbst dieses Jahres eine neue Abteilung für

weibliches Hausperſonal eröffnet wird. Die Vermittlungsſtelle in der Gormannſtraße, die ſich eines wachſenden Zuſpruches erfreut, liegt für die Friedrichſtadt, das Kreuzbergviertel und den ganzen Weſten zu entfernt, als daß Hausfrauen und Hausangeſtellte aus dieſen Gegenden den gemeinnützigen Stellennachweis in größerem Umfange benutzen könnten. Wir glauben deshalb, daß die Nachricht von der Eröffnung einer neuen Abteilung in der Linkſtraße 11, am Potsdamer Bahnhof, von allen Seiten mit Beifall begrüßt wird. Das genaue Datum der Eröffnung wird noch bekannt gegeben.

Sittlichkeitsfrage.

* Eine **Studienkommiſſion** hat kürzlich das preußiſche Miniſterium des Innern nach Kopenhagen entſendet, um dort die Neuregelung der **Sanitätskontrolle über die Proſtitution** zu ſtudieren — ein erfreulicher Beweis mehr, daß der Frage ernſtlich näher getreten wird.

Die rechtliche Stellung der Frau.

* Zu dem Artikel über die politiſchen **Parteiprogramme in Deutſchland und ihre Stellung zur Frauenfrage** (Auguſtheft) ſchreibt Dr. Eliſabeth Altmann-Gottheiner folgende Ergänzung:

Nur wenige Tage nach dem Druckgang meines Artikels im Auguſtheft der „Frau“ kommt mir das kürzlich erſchienene Programm der Nationalſozialen in Baden in die Hände, durch welches die von mir ausgeſprochene Hoffnung auf eine baldige Reviſion der liberalen Programme im frauenfreundlichen Sinne wenigſtens für den Bruchteil einer Fraktion in dem fortgeſchrittenſten Staat unſeres Vaterlandes bereits erfüllt worden iſt.

Es heißt darin:

„Die Nationalſozialen ſind unbedingte Gegner aller autoritärer Willkür und Gebundenheit, die unſer politiſches und ſoziales Leben noch immer aufweiſt zum Schaden der Entwicklung eines geſunden Nationalſinns und eines kräftigen Selbſtvertrauens. Sie ſind Gegner dieſer Willkür in der politiſchen Behandlung der Geſchlechter und verlangen daher die ſtaatsbürgerliche Gleichſtellung der Frau mit dem Manne auf dem Gebiet des kommunalen und des ſtaatlichen Wahlrechts.“

Ferner verlangt das Programm:

die Einführung der Magiſtratsverfaſſung unter Ausgeſtaltung des Bürgerausſchuſſes zu einer ſelbſtändig beſchließenden Körperſchaft mit eigener Leitung und erweiterten Befugniſſen und eine Heranziehung der Frauen zur Kommunalverwaltung, durch welche ihnen die Möglichkeit einer Mitarbeit am öffentlichen Wohl und eine genügende Vertretung ihrer Intereſſen geſichert wird.“

In Schulfragen ſtellt ſich das Programm ebenfalls auf den Boden der Frauenbewegung, indem es erſtens obligatoriſchen Fortbildungsunterricht für beide Geſchlechter und zweitens im Mittelſchulweſen gemeinſame Erziehung von Knaben und Mädchen unter Mitwirkung von Lehrern und Lehrerinnen fordert. Endlich ſpricht es den Wunſch aus, daß der Beſuch der Univerſität auch begabten Volksſchullehrern, Kandidaten und Kandidatinnen, Seminariſten und Seminariſtinnen des Volksſchullehrerfachs zugänglich gemacht werde.

Alle dieſe Sätze beruhen auf Anträgen von Dr. Eliſabeth Jaffé-Richthofen, Marianne Weber und Dr. Marie Baum. Die enge Fühlung dieſer Frauen mit einer politiſchen Partei, — wie ſie in Baden infolge des dortigen freiheitlichen Vereinsgeſetzes möglich iſt —, hat alſo bereits die Früchte gezeitigt, die wir von einem Zuſammenarbeiten liberal denkender Frauen mit den politiſch-liberalen Parteien erwünſchen und erhoffen.

Von linksliberaler Seite werde ich ferner darauf aufmerkſam gemacht, daß ſowohl das von mir erwähnte Frankfurter als das Bayriſche Blockprogramm Mindeſtprogramme ſind, d. h. eine Zuſammenſtellung der Forderungen, unter welche die Linksliberalen unter keinen Umſtänden heruntergehen können, falls ſie überhaupt mit mehr rechts ſtehenden Liberalen zuſammen arbeiten ſollen. Ihre tatſächlichen Forderungen ſeien ſehr viel weitergehend. Ich möchte auch dies hier zur Kenntnis bringen, um die Ausführungen meines Aufſatzes, ſoweit dadurch ein falſcher Eindruck hervorgerufen werden könnte, zu berichtigen und zu ergänzen.

* **Die gewerkſchaftlichen Rechte der Frauen.** Eine auf einem Bogen mit dem Vordrucke „Deutſcher Textilarbeiterverband, linksrheiniſcher Gau“ zum 29. November 1905 bei dem Bürgermeiſter in Lobberich angemeldete „öffentliche Verſammlung für Arbeiter und Arbeiterinen“ war, da die Frauen nicht aus dem Saale entfernt wurden, aufgelöſt worden, nachdem der Bürgermeiſter dem Anmelder die Auflöſung für dieſen Fall bereits angedroht hatte, weil die Verſammlung als Veranſtaltung des deutſchen Textilarbeiterverbandes anzuſehen und dieſer ein politiſcher Verein wäre. Auf erhobene Beſchwerde ſtellte ſich der Regierungspräſident zu Düſſeldorf auf denſelben Standpunkt: der Verband gehöre zu

den freien Gewerkschaften und „erfahrungsgemäß" würden im Verbande staatliche Einrichtungen und ihre Abänderung erörtert. Die Ortsgruppe Lobberich verfolge den gleichen Zweck wie der Verband selbst. Die Versammlung müsse als Versammlung des Vereins behandelt werden. Darauf, daß sie als öffentliche angemeldet sei, komme es nicht an. Vorm Oberverwaltungsgericht bezog sich der Verband noch darauf, daß, wenn er ein Verein im Sinne des § 8 sei, man sicher schon etwas gegen ihn unternommen hätte, da ein solcher Verein auch Frauen nicht als Mitglieder haben dürfe. Der Textilarbeiterverband habe aber 15 000 weibliche Mitglieder, und nie und nirgends sei von den Behörden dagegen etwas unternommen worden. Der Regierungspräsident erwiderte darauf, der Textilarbeiterverband stehe wie alle freien Gewerkschaften der sozialdemokratischen Partei sehr nahe. Er verfolge nicht nur die statutenmäßigen Zwecke, sondern suche, gleich den anderen freien Gewerkschaften, auch durch die Presse und durch Versammlungen auf die politische Gestaltung einzuwirken. Bezüglich der Ortsgruppe sei das schon aus ihrer Zugehörigkeit zum Verband zu schließen. Der erste Senat des Oberverwaltungsgerichts hob jedoch den Beschwerdebescheid des Regierungspräsidenten auf und erklärte das Verlangen des Bürgermeisters, keine Frauen in der Versammlung zu dulden, sowie die Auflösung selbst für unberechtigt. (Soz. Praxis.)

* Über **die Wählbarkeit der Frauen für die englischen County und Borough-Councils** (d. h. die Selbstverwaltungskörper der Grafschaften und der großen Städte) ist nunmehr die Entscheidung gefallen. Das Oberhaus hat die Bill mit einem Amendement angenommen, daß die Frauen von den Posten der Bürgermeister bezw. der Vorsitzenden von Grafschaftsräten ausschließt. Doch ist dieses Amendement nur mit einer Majorität von 12 Stimmen durchgesetzt. Am 10. Juli hat die Regierung eine Vorlage eingebracht, die für Schottland die gleiche Ausdehnung des Frauenwahlrechts vorsieht und voraussichtlich noch vor Ende dieser Session Gesetz werden wird.

* Zur Vorbereitung **des politischen Frauenwahlrechts in Schweden** sind im statistischen Zentralbureau von Stockholm Ermittelungen über die Erwerbsverhältnisse des weiblichen Geschlechts angestellt, damit sich übersehen läßt, welche Wählerklassen durch das Frauenwahlrecht verstärkt werden würden.

Bücherschau.

„Meister der Farbe". Europäische Kunst der Gegenwart. Verlag von E. A. Seemann (monatlich ein Heft, Abonnementspreis für das Jahr 24 Mark; Einzelheft enthaltend 6 Blätter 3 Mark; Einzelblatt 1 Mark). Heft 2 bis 6 des laufenden Jahrgangs enthalten wieder eine Reihe von besonders interessanten und schön ausgeführten Blättern. Die schon oft hervorgehobene gute Reproduktionsweise dieser Ausgabe wird der impressionistischen Art von Justin Gabriel, diesem feinen Künstler der atmosphärischen Stimmung, ebenso gerecht, wie den Stimmungsbildern Leistikows, von dem Heft 3 eine schöne Studie, einen märkischen See enthält. Sie gibt die nächtlichen Beleuchtungseffekte von Ernst Viktor Hareux in seiner Mondnacht im Gebirge ebenso wie die Kontraste des Helldunkels in einem Zimmer bei Lampenlicht von Heinrich Reifferscheid. Besonderes Interesse verdient auch eine Reproduktion des Bildes „Blaue Blumen" von Lauritz Ring, jenem hervorragendsten Maler des dänischen Volkslebens und der seeländischen Landschaft, sowie eine in den merkwürdig bleiernen Tönen der spanischen Hochebene gehaltene Landschaft von Beruete. Daß dieses Blatt mit den feurig-kalten Tönen einer Frühschneelandschaft des Finnen Fokin, dem schon erwähnten Leistikow und einer Abendstimmung von Jules Breton in einem Hefte zusammengestellt ist, ist zugleich ein Beweis für die reiche Auswahl in diesen Heften. Von deutschen Malern finden wir Fritz August von Kaulbach, Stuck, Kaspar David Friedrich vertreten, von Engländern George Pirie mit einer Gruppe spielender Terrier und den Schotten John Reid. Heft V enthält u. a. eine schöne Lagunenlandschaft von Guiglielmo Ciardi, und feine Interieurs von den Amerikanern Shannon, Gay und Friesecke. Heft VI ist den Worpswedern gewidmet; Overbeck, am Ende, Modersohn, Vogeler und Mackensen sind mit je einem Blatt hier vereinigt. Die Sammlung bietet auch durch die beigefügten kritischen und kunsthistorischen Erläuterungen die zweifellos beste Gelegenheit, sich mit der zeitgenössischen Kunst vertraut zu machen. Die Firma gibt Wechselrahmen für die Bilder heraus, die überall erhältlich sind.

„Die kleine Stadt". Tragödie eines Mannes von Geschmack. Roman von Lisbeth Dill (Geh. 4 Mark, geb. 5 Mark). Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Das Beste an dem Buche ist die Kulturschilderung der kleinen Stadt, eine Schilderung, in der die Verfasserin ebenso viel realistische Beobachtung wie feine Empfänglichkeit für Stimmungsreize zeigt. Der Roman selbst ist vielleicht im Verhältnis zu dem großen Apparat des Zuständlichen, der um ihn herum aufgebaut wird, etwas dürftig. Man könnte sich denken, daß er in sehr viel geschlossenerer Form dargestellt werden könnte,

da die entscheidenden Züge für den Helden von vornherein feststehen und nur immer wieder bestätigt, aber nicht weiter entwickelt werden. Der Held ist eben eigentlich nicht Rechtsanwalt Albius, sondern die kleine Stadt selbst, die gerade mit der Zähigkeit ihres Geistes, mit der Enge in den Beziehungen der Menschen untereinander auch den in ihre Fesseln schlägt und ihrem Wohl aufopfert, der über sie hinauswachsen und sich von ihr befreien möchte. In der Fügung des Romans ist manches dilettantischer als in früheren Büchern der gleichen Verfasserin, wenn auch die Erweiterung des Milieus, die hier zu konstatieren ist, eine neue Talentprobe bedeutet.

Adolf Wilbrandt. Eine Studie über seine Werke von Viktor Klemperer. Stuttgart und Berlin 1907. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachflg. Die Studie erscheint gelegentlich des 70. Geburtstages von Adolf Wilbrandt. Der Verfasser setzt seiner Charakteristik Wilbrandts das Motto voran:

> Seh ich den Dichter an in Deinen Versen,
> So schüttel' ich den Kopf, ein Philosoph!
> Sucht' ich den Philosophen dann, so fand ich:
> Nein, doch ein Dichter.

Er findet damit ohne Zweifel die beste Formel für Wilbrandts menschliche und künstlerische Persönlichkeit. In dieser Formel beruht zugleich auch die Schwierigkeit, gerade unserer modernen Geschmacksrichtung die Kunst Wilbrandts verständlich zu machen und nahe zu bringen. Aber die Art, wie der Verfasser seinem Gegenstand gerecht wird, zeigt am besten, daß aus der modernen Kritik heraus ein Weg zu Wilbrandt führt, wie eben aus jeder echten und wahrhaftigen Kritik ein Weg zu jedem echten Künstler führen muß.

„Natur und Geist". Von R. W. Emerson. Aus dem Englischen übertragen von Wilhelm Mießner. Buchausstattung von Fritz Schuhmacher. Verlag von Eugen Diederichs, Jena 1907. Mit dieser ebenso feinen wie schön ausgestatteten Ausgabe der Essais von Emerson geschieht dem deutschen Publikum ein großer Dienst. Emerson ist vielleicht der einzige Amerikaner, der den innersten Nerv deutschen Wesens so zu berühren verstanden, der so sehr seiner geistigen Art nach zu uns gehört und das Beste in unseren nationalen Kulturelementen zu stärken berufen ist. Die Übersetzung gibt die Tiefe, die innige Weichheit und die eigentümliche individuelle Nuance von Emersons Stil feinfühlig wieder.

Novalis' Schriften. In vier Bänden. Die erste grundlegende Gesamtausgabe, herausgegeben von Prof. J. Minor, Eugen Diederichs Verlag in Jena. 1. Band Gedichte; 2. Band Tagebücher, Fragmente; 3. Band Fragmente; 4. Band Die Lehrlinge zu Sais; Heinrich von Ofterdingen. Wir begnügen uns an dieser Stelle auf das Erscheinen dieser Ausgabe hinzuweisen, die von einem unserer hervorragendsten Philologen besorgt, dem augenblicklichen Stand der Novalisforschung entsprechend, eine abschließende genannt werden kann. Der Herausgeber hat sich über Anordnung, Text, Behandlung im einzelnen noch nicht ausgesprochen, sondern diese Rechenschaft einem besonderen, vorzugsweise für Philologen interessanten Bande vorbehalten. Daher genügt es hier vorläufig zu konstatieren, daß mit dieser Ausgabe, sowohl was den Umfang des Materials wie was die philologische Gewissenhaftigkeit angeht, die beste und reichhaltigste Veröffentlichung von Novalis' gesammelten Werken vorliegt.

„Vertraute Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde". Jena und Leipzig bei Eugen Diederichs. Die Neuausgabe von Schleiermachers vertrauten Briefen wird in einer Zeit willkommen sein, die von ähnlichen Problemen bewegt ist. Vielleicht hilft die Verbreitung dieser Neuausgabe dazu, ins Licht zu setzen, wie himmelweit die feine, diskrete und innerliche Auffassung Schleiermachers in diesen Fragen abweicht von der marktschreierischen, geschmacklosen Art und Weise, in der man heute die gleichen intimsten Fragen zum Geschrei der Gasse macht. In dieser Form erscheinen die Ideale der „neuen Ethik", wenn auch nicht zutreffend begründet, so doch subjektiv begreiflich und in einem gewissen idealistischen Sinne wertvoll.

Von **Peter Roseggers Schriften**, Volksausgabe, III. Serie in 80 Lieferungen à 35 Pfg. = 40 h (L. Staackmann, Leipzig) gingen uns die Lieferungen 59—66 zu. Diese Lieferungen enthalten die Fortsetzung und den Schluß des 8. Bandes „Sonnenschein". „Solange Gott mir mein Himmelreich bewahrt, soll es in meinen Büchern keine Kopfhängerei geben, sondern möglichst viel Freude und Sonnenschein." Diesem Rosegger-Vorsatz gemäß ist dieser Band angelegt, nur versteht sich, daß es darin auch Schatten gibt, wie überall, wo die Sonne scheint. Aber gute heitere Zuversicht, wie sie in einem lebenstapferen und lebensweisen Manne natürlich ist, bildet die Grundstimmung der fein und liebenswürdig erzählten Geschichten. — Zu dieser III. Serie, welche in zehn Bänden vollständig ist, gehören geschmackvolle Einbanddecken à 50 Pfg.

Allgemeiner Deutscher Frauenverein.

Der Allgemeine Deutsche Frauenverein hat die nachstehenden Flugblätter herausgegeben:

1. **Weshalb brauchen wir in der öffentlichen Armen- und Waisenpflege Frauen?**
2. **Frauen in der kommunalen Schulverwaltung.**
3. **Frauen als Vormünder.**
4. **Ziele und Aufgaben der Frauenbewegung.**
5. **Das Gemeindewahlrecht der Frau.**

Zu beziehen in Partien von insgesamt fünfhundert Stück gegen Einsendung von 10 Mark durch die Verlagsbuchhandlung von **Moritz Schäfer, Leipzig,** Salomonstrasse 8.

Kleine Mitteilungen.

Verein zur Fürsorge für die weibliche Jugend. Das eifrige Bestreben, den Frauen neue Berufszweige zu erschließen, lenkt mehr als je den Blick auf die Gebiete, deren Anforderungen in erster Linie der natürlichen Begabung der Frau entsprechen: Die Arbeitsfelder der werktätigen Liebe. Nirgends wird so wie hier der Frau Gelegenheit geboten, das Bedürfnis nach persönlicher Hingabe für andere zu befriedigen, nirgends ist ihre Mitarbeit so wenig entbehrlich, so schwer zu ersetzen wie hier. Bei der Pflege der Kleinsten, der Erziehung der Schulpflichtigen, Weiterbildung der Konfirmierten, Bewahrung der Gefährdeten, Rettung der Gefallenen, Pflege der Kranken und Fürsorge für Alte und Notleidende sind die betreffenden Anstalten und Vereine auf die selbstvergessende Liebe der Frau, auf ihre Geduld, ihr feines Empfinden und Verständnis unbedingt angewiesen, und lebhaft ist daher die Nachfrage nach ihrer Mitarbeit, die nach Art und Umfang der einzelnen Gebiete jeder Neigung und Begabung den weitesten Spielraum läßt. Natürlich verlangt eine derartige Tätigkeit eine ebenso gründliche Vorbildung wie jeder andere Beruf, weshalb in den letzten Jahren von verschiedenen Seiten Gelegenheiten zur Ausbildung künftiger Berufsarbeiterinnen geschaffen worden sind, u. a. die Kurse des Vereins zur Fürsorge für die weibliche Jugend in Verbindung mit dem Kapellenverein. Der nächste Ausbildungskursus beginnt am 15. Oktober. Dem ersten theoretischen Teil von $2^1/_2$ bezw. 5 monatlicher Dauer schließt sich der praktische Teil an, für den mindestens 3 Monate vorgesehen sind. Volle Pension von 75 Mark monatlich an, Kursusgebühr für jedes Vierteljahr 20 Mark. Ausführliche Prospekte im Vereinsbureau, Berlin N. 4, Tieckstr. 17 I.

Das Pestalozzi-Fröbelhaus I, Berlin, Kyffhäuserstraße 20/21, hat einen Kursus für Leiterinnen von Horten und Kinderheimen eingerichtet, der einem immer bemerkbarer werdenden Bedürfnis entsprechen wird. Von Jahr zu Jahr erweitern sich die Aufgaben

Damen-Pensionat.

Internationales Heim, Berlin SW., Hallesche-Strasse 17 I, dicht am Anhalter Bahnhof, bietet älteren und jüngeren Damen für kürzere und längere Zeit einen **angenehmen Aufenthalt** in der Reichshauptstadt. Monatlicher Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 65 Mk, bei eigenem Zimmer von 80 Mk an. Passanten von 2.50 Mk bis 4.50 Mk pro Tag Pension. Beste Referenzen stehen zur Verfügung.

Frau Selma Spranger, Vorsteherin.

KRANKEN-
Fahr- u. Ruhestühle
verstellbare Keilkissen usw.
R. Jaekel's
Patentmöbel-Fabrik
BERLIN,
Markgrafenstr. 20.
Preisliste IV gratis und franko.

LONDON. Villenvorstadt, unweit Crystal Palace, 80 Thurlow Park Road, Dulwich S. E.
Pension für Damen und junge Mädchen.
Bequeme Verbindung mit allen Teilen der Stadt, gesunde Lage, Garten, Tennisplatz. — Wöchentlich 35 Mark.
Prospekt durch **Miss Dolphin** und **Frelin v. Zedlitz.**

Kurse zum Studium der Englischen Sprache

veranstaltet mit sechs englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Prospekte durch den Vorstand 16 Wyndham Place, Bryanston Square London W. Pensionspreis 18 Schillinge in geteiltem, 24 Schillinge in Privatzimmer. Aller Unterricht, einschliesslich Vorträge und Phonetischer Kursus, 10 Schillinge per Woche. Nach Absolvierung des vollen viermonatlichen Kursus Prüfung und Zeugniserteilung.

Nur Lehrerinnen werden zugelassen.

Gymnasialkurse für Frauen zu Berlin.

Die Anstalt nimmt 15jährige Mädchen auf, die das Pensum der höh. Mädchenschule nachweisen können. Der Kursus ist vierjährig. Preis bei realgymnas. Vorbildung 300 M. jährlich; bei humanistischer entsprechend höher. Näheres durch Prospekt.

Meldungen und Anfragen sind zu richten an die **„Gymnasialkurse für Frauen", Berlin SW 14, Kleinbeerenstr. 16.**

Sprechstunde der Leiterin Dienstags und Freitags 5—6 in der Kgl. Augustaschule, Kleinbeerenstr. 16.

Martha Strinz.

Königliche Handels- und Gewerbeschule für Mädchen in Posen W. III.

Haushaltungsschule und Pensionat.

Ausbildung in allen praktischen Fächern für **Haus** und **Beruf.** Vorbereitungskurse für die Seminar-Abteilungen. **Seminar für Ausbildung von technischen und Haushaltungslehrerinnen** für allgemeine Bildungsanstalten, Gewerbe und Fachschulen. Prüfungen an der Anstalt.

Beginn des Wintersemesters am 15. Oktober 1907.

(Eintritt für Handelskurse **nur** im Frühjahr.) Auskunft und Programme durch die Vorsteherin **Hermine Ridder.**

Neue Bahnen.

Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Das Blatt erscheint 14tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. [40

Leipzig. **Moritz Schäfer.**

der öffentlichen Kinderfürsorge und Jugenderziehung, sowie die Gebiete sozialer Arbeit, auf denen Frauenhilfe gebraucht wird. Damit wird aber heutzutage auch die Forderung der geeigneten Vorbereitung und Ausbildung an die Frau gestellt. Die zahlreichen, an das Pestalozzi-Fröbelhaus I gerichteten Nachfragen nach tüchtigen, geschulten Persönlichkeiten, die zur Pflege, Beschäftigung und Erziehung größerer Kinder in Horten und ähnlichen Wohlfahrtseinrichtungen geeignet sind, die Anfragen wegen Leiterinnen für Kinderheime verschiedenster Art, sowie nach Erzieherinnen in Anstalten für Minderbegabte und Verwahrloste sind ein Beweis dafür, daß es an den für diese Gebiete vorgebildeten Kräften noch fehlt.

Der Kursus wird ein Jahr dauern und sowohl theoretische wie praktische Fächer umfassen.

Prospekte versendet und nähere Auskunft erteilt Frau Clara Richter, Vorsteherin des Pestalozzi-Fröbelhauses I, Berlin W. 30, Kyffhäuserstraße 21.

Sprechstunden: Montag und Donnerstag von 2½—4 Uhr, Dienstag und Freitag von 10—11½ Uhr.

Der Vereinsbote,

Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.

Zu beziehen durch das Vereinsbureau 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. gegen Einsendung von 2,20 Mark.

Pracht-Unterröcke

direkt aus der Fabrik

in Zanella, plissiert und warm gefüttert per Stück Mk. 5.—

in Moiré, feinste Qualität mit 3 aufgesetzten Volants, in allen Farben . . . . . per Stück Mk. 7.—

in Alpacca mit entzückenden Besätzen, 3 aufgesetzten Volants, in allen Farben . . per Stück Mk. 4.—

Entzückende Frisur-, Panama- und Alpacca-Spitzenröcke

in voller Weite zu den denkbar billigsten Preisen liefert prompt

Edgar Brambeer

Juponfabrik BERLIN N. Dänenstr. 3

Versand überall hin. Telephon Amt 3, 7325.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.

Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1000 Mk. jährl.

Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.

Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Sprach- u. Handelsinstitut für Damen

von Frau **Elise Brewitz,**

BERLIN W., Potsdamer-Strasse 90.

Ausb. als Buchhalterin, Korrespondentin, Sekretärin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin Vierteljahrs-, Halbjahrs- und Jahreskurse. • Musterkontor.

Silb. Medaille. • Neue Kurse: Anf. Jan., April, Juli, Okt. • Pension im Hause.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Berliner Verein für Volkswirthschaft.

Freitag, den 7. Januar 1881, Abends 7½ Uhr,

Technische Vorlesung

im Saale des Architekten-Vereins, Wilhelmstraße 92/93, Eingang Ecke der Voßstraße.

Herr Professor Dr. Slaby

Ueber Elektricität.

Gäste können durch Mitglieder eingeführt werden.

Der Vorstand.

Ausstellung
von
Gemälden
der
Düsseldorfer Malerschule
im Lokale
des
Kunstvereins
für die Rheinlande und Westfalen
Jägerhofstrasse 1.
Geöffnet täglich von 10 bis 4 Uhr.
Eintritt 1 Mark.

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

NEW BOOK

STALL-STUDY

CHARGE